



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

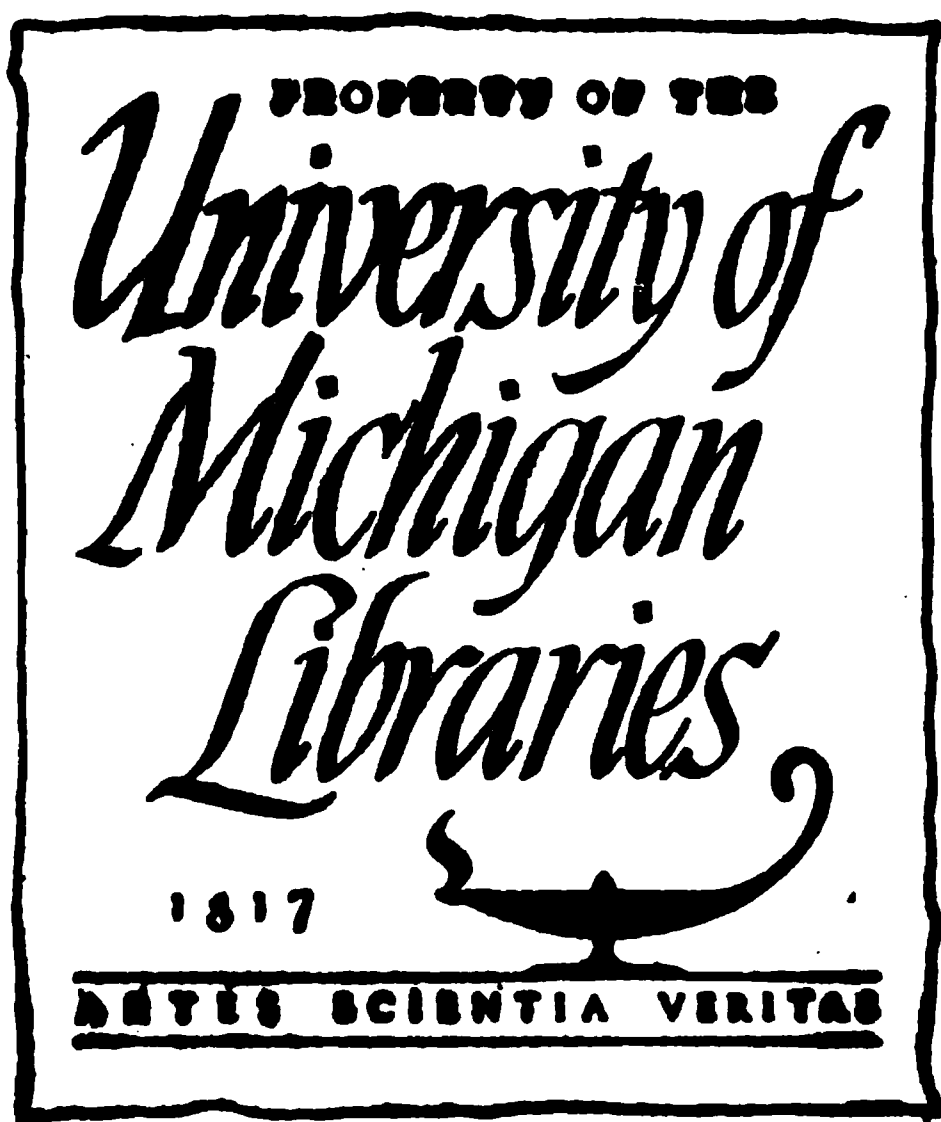
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,388,504





805

Z5

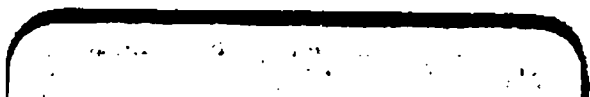
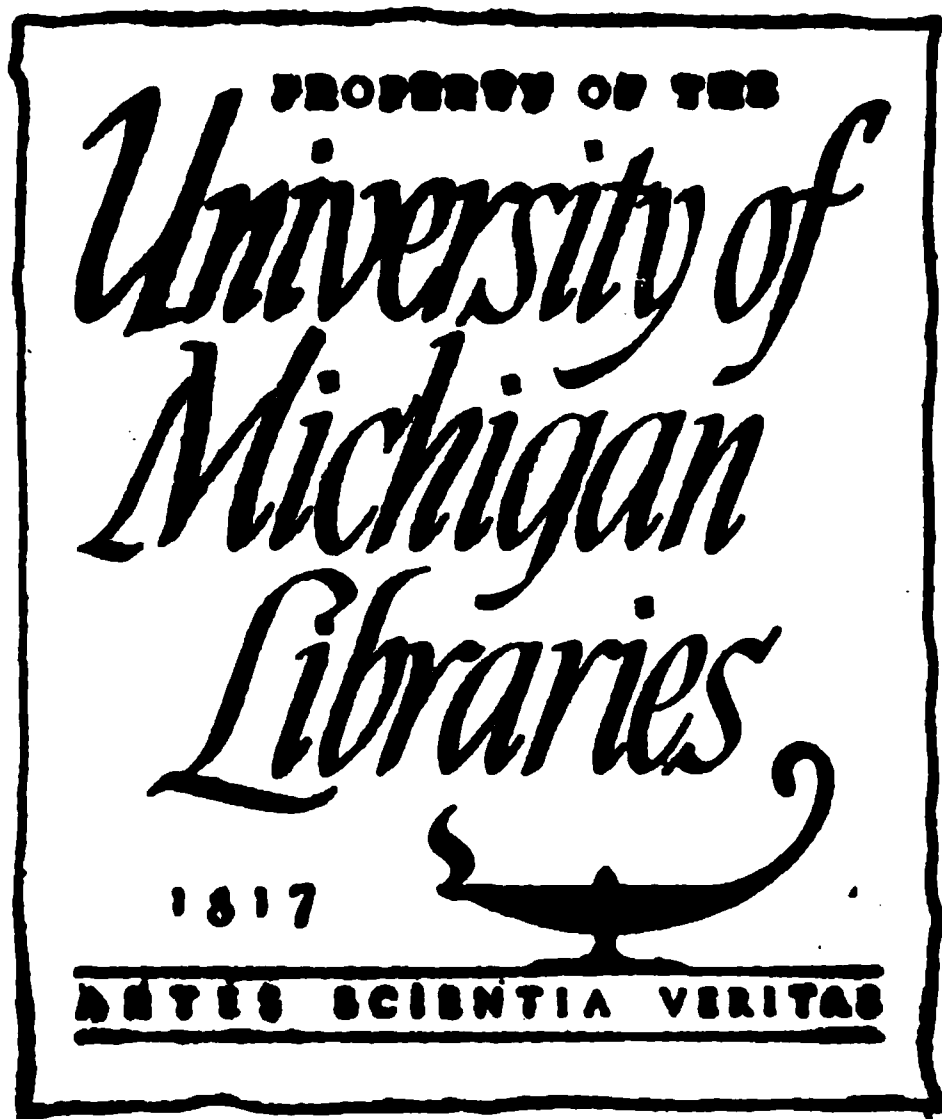
W51

ZEITSCHRIFT
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM
UND 6-231
DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN
VON
EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ACHTUNDTREISSIGSTER BAND
DER NEUEN FOLGE SECHSUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1894.



ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

1. Der *vaden* 44, 9.

Das lied im hohen stil 43, 9 ff *Ich hære iu sô vil tugende jehen*, eine huldigung des sängers, die er einer frau darbringt, und zwar vor ihr selbst, in persönlicher gegenwart vorgetragen gedacht, geht durch antworten der frau in eine wechselrede über, in welcher die rechte art der minne verhandelt wird. am schlusse verheißt die frau dem bewerber, der recht verfare, das beste (womit natürlich den edlen frauen mehr zugeschoben wird, was sie tun sollten):

*kan er ze rehte ouch wesen frô
und tragen gemüete ze mæze nider unde hó,
der mac erwerben swes er gert.*

welch wtp verseit im einen vaden? quot man ist quoter stiden wert.

Der faden war das zeichen der gunst, die verheissen wurde, und zwar der höchsten, nur dass, wie bei aller verblühten rede, der grad, das wieviel der zugesagten gunst unbestimmt bleibt.

Wie es eigentlich gedacht war, wird deutlich durch eine stelle in Boccaccios Decamerone 9, 5, wo eine frau einem manne ihre gunst gewährt u. a. mit den worten: *tu m'hai con la piacevolezza tua tratto il filo della camiscia*, in Steinhöwels übersetzung: *du hast mir mit deiner lieplichen (so l.) zucht den faden aus dem hemde gezogen* (s. 567 Keller). es erscheint da schon zur bloßen redensart geworden, setzt aber voraus, dass die frau zuerst wirklich einen faden aus dem gewebe ihres kleides herauszog (das also ein entsprechend lockeres sein musste) und dem manne übergab, damit aber sinnbildlich sich selbst: der faden war ein für eine zusage gegebenes pfand.

Sprachlich zu bemerken ist noch für Walthers worte, dass das *einen vaden* nicht einen beliebigen meint, sondern den bestimmten mit der bekannten bedeutung, wie es auch bei Boccaccio *il filo* heisst, mit derselben bedeutung; es gehört zu dem dritten *ein*, das der beobachtung so lange entgangen ist, obschon es uns in 'ein hohes ministerium' uä. noch so nahe liegt, und das sich nun immer häufiger findet, seitdem man das auge dafür hat.

Der gebrauch des fadens erscheint auch in der niederländischen fassung des alten liedes von der Frau von Weissenburg im Antwerpener liederbuch von 1544 nr 23 (auch in Uhlands Volksliedern s. 289 ff), hier aber so, dass umgekehrt der mann den faden aus dem ärmel zieht und der frau hingibt. der frau 'von Lutsenborch' hat ihr buhle Friedrich den willen getan und ihren gatten erschlagen; aber da sie nun ihn selbst für sich will, weist er sie schnöde ab (s. 293), er wolle ihre treue nicht, denn sie könne ihn ebenso verraten:

*hi troc uut sijnder mouwen
ein sijden snoerken fijn:
'hout daer¹, ghi valsche vrouwe,
ghi sulter bij² bedroghen sijn' —*

dh. er übergibt ihr nur den faden, hier schnur genannt, aber damit nicht sich selbst, worauf sie rechnete, sodass das herkömmliche sinnbild hier umgekehrt verwendet ist. die frau erhält äußerlich, worauf sie anspruch machte, aber nur so, die schnur ist da nicht mehr sinnbild, sondern die ganze gabe selber, die doch durch die sonstige bedeutung nun eine verhöhnende bedeutung erhält. es erinnert an den im minneleben entwickelten seltsamen gebrauch des korbes, eigentlich zum aufziehen des bewerbers zum stelldichein, dann aber mit dem boden so eingerichtet, dass der arme 'durchfiel', der korb also als zeichen scheinbaren gewährens, aber höhnisch ins gegenteil verkehrt.

Die sinnbildliche verwendung des aus dem kleide genommenen fadens stammt aber aus dem rechtsleben, jener gebrauch im minneleben ist eigentlich eine rechtshandlung³. der faden ist

¹ 'nehmt hin', genau wie franz. *tenez là*.

² d. i. *sult daer bij*.

³ ich verdanke das meinem verstorbenen collegen vom deutschen recht, prof. Stobbe, und möchte, da einmal sein name zu nennen ist, auch eines wenig bekannt gewordenen umstandes erwähnung tun, der freilich schmerzliche empfindungen erregen muss. Stobbe hatte jahre lang für eine zweite ausgabe von JGrimms Rechtsaltertümern mit hingebender liebe gesammelt und ist zur ausführung des vorhabens nicht gekommen, wie JGrimm selbst auch nicht, sodass nun ein buch von 1828 die stelle ausfüllen muss, für die seitdem durch forschung und funde so viel stoff und licht hinzugekommen ist. wie fehlt uns nicht, auch für philologische zwecke, eine genauere kenntnis des alten rechtslebens, das ja damals leben und denken der leute (von jugend auf) umspannte und durchdrang, nicht wie jetzt ein vom leben abgesondertes gelehrtes gebiet war. der obige fall kann das wider nahe legen.

an die stelle des halmes getreten, den man überreichte als zeichen einer übernommenen verpflichtung, zuerst als stellvertretendes zeichen eines landstücks, das man einem andern abtrat, s. darüber JGrimms Rechtsaltertümer s. 121 ff, vgl. 604; der lateinische ausdruck ist *festuca, stipulus* (daher noch *stipulieren*). der halm war nicht überall zu haben, besonders nicht in städten, das führte zu seiner vertretung durch den faden, der in der form ähnlich doch jederzeit zur hand war. so bestimmte im j. 1166 kaiser Friedrich für die stadt Aachen. die betreffende verfügung des kaisers, in einer längeren urkunde bei Lacomblet Urkundenbuch für die geschichte des Niederrheins I 184, lautet: *Quia quaedam abusio pro longa consuetudine* (als altes herkommen) *in populo aquensi locum justitiae obtinuit* (zu einem rechtssatz geworden ist), *ut qui de calumpnia vel aliqua re impetebatur, non poterat expurgationis satisfactionem offerre* (sicherung geben, dass er zur rechtfertigung vor gericht erscheinen werde), *nisi per festucam, quam inclinatus de terra levasset, quam si subito non invenisset, in penam compositionis* (busse) *incidit. nos hanc iniquam legem perpetuo condemnantes . . . statuimus, quod liceat unicuique in hoc nostro regali loco Aquisgrani, pro qualibet causa, qua impetitus fuerit, expurgationem suam offerre per quodlibet vel minimum, quod de mantello vel tunica vel pellicio vel camisia vel qualibet veste, qua inditus (so) est, manu potest avellere directe stando sine aliqua corporis flexione.* s. dazu Heinr. Siegel Die gefahr vor gericht und im rechtsgang, Wien 1866, s. 25 ff. übrigens war das verfahren in der sitte schon länger tatsächlich im gange, s. Siegel s. 26 zb. aus SGallen. auch kaiser Friedrichs verordnung kann dafür zeugen; denn wenn da für das überreichen des stückchens vom kleide ein niederbücken für unnötig erklärt wird, was sich ja gar zu sehr von selbst versteht, so muss das von pedanten bei dem neuen verfahren noch mit verlangt worden, dies also schon im gange gewesen sein. auch die von Walther bezeugte anwendung im minneleben sieht durchaus wie schon länger feststehend aus und kann daher mit für den rechtsgebrauch als zeugnis dienen.

In der kaiserlichen verfügung ist freilich nicht der faden bestimmt, sondern *quodlibet vel minimum de mantello* usw., daher der begriff in allgemeinsten fassung, um für die ausführung spielraum zu lassen, der bei dem alten gebrauch gar zu eng be-

schränkt war. wie man aber das *quodlibet vel minimum de mantello avellendum* am leichtesten und daher wol am gewöhnlichsten ausführte, das zeigen eben die dichterstellen. dabei scheint auf seide besonderer wert gelegt zu sein.

Hier im minneleben gewinnt aber der faden eine ganz andere, neue wendung des sinnes, die sich ja so nahe legte. aus dem faden oder der schnur wird ein band als zeichen, dass die frau den mann gleichsam bindet, für sich gefangen nimmt in liebe. in einem fastnachtspiel 'die Harnischvasnacht' spricht einer von einem kampf, den er vor habe:

*do schicket mir mein pul ein seidene pinden,
das ich durch iren willen wer keck usw.*

Fastnachtsp. 756, 18.

die seidene binde, mit dem eignen kleide doch in keiner beziehung mehr, ist da doch vorwiegend noch ein zeichen der gunst, wie jener faden, das ihn im kampf mutig machen soll, aber doch zugleich, indem es ihn an sie bindet, zu ihrem ritter macht. geradezu als gefangenschaft, durch eine fessel angezeigt, erscheint das verhältnis des liebenden zu seinem buhlen im 16 jh. zb. bei Murner in der Geuchmatt, wo die geuchin ihrem gauch ein halsband machen lässt:

*und umb sin hals dermasz beschlieszen,
das si den schlüssel solt behan
und er im halsband gfangen gan.*

Scheibles Kloster viii 940.

der gauch wird sogar als an der schnur geführt gedacht, wie es ebenda heisst: (*geuche*)

*die si mit schwarzen siden schnüren
am hals gefangen har müsz führen.*

s. auch in Grimms Wb. unter 'gefängnis' 2, c.

das bild des mannes als eines gefangenen in der gewalt der frau gehört doch auch schon dem 12 jh. an, s. Morungen Mfr. 126, 18; um so leichter konnte es sich bei dem aus dem rechtsleben übernommenen faden einstellen und unterscheiden.

Die vorstellung und das bild vom bande als zeichen der 'verbindung' in liebe und freundschaft (wir haben ja dafür kaum ein andres bild) ist übrigens fortgeführt worden und bis heute nicht abgerissen, wobei die anknüpfung an die alte sitte wol erkennbar bleibt. das sog. *angebinde* zum geburtstag ist eine unmittelbare

fortsetzung jenes bandes und fadens, jetzt zwar nur noch vom geschenk selbst, aber dies war ursprünglich und lange von einem bande begleitet, das man auch mit sprüchen, versen und malerei versah. das band war gemeint als zeichen des neu geknüpften, geistigen bandes zwischen dem geber und dem beschenkten, mehr ein zeichen der ergebnisheit des erstern, als dass dieser den andern neu an sich fesseln wollte, wie es uns leicht erscheint, dh. immer noch mit dem grundgedanken, den jener faden bei Walther aussprechen sollte. im 17 jh. scheint ein band die notwendige begleitung jedes wunsches zum geburts- und namenstag gewesen zu sein. Fleming s. 121 (149 Lapp.) hat ein langes gedicht 'im Nahmen Dreyer Schwestern auff ihres Vatern Nahmens-Tag', in dem von einem bande nichts gesagt ist, aber am schlusse:

*so viel zieh förderhin des glückes bey euch ein,
so viel der schlingen hier an unserm bande seyn.*

Fleming 122.

also das band mit vielen schlingen versehen, die das bild des bindens und haltens verstärken sollten, wenn sie auch der dichter sich anders auslegt. auf dieser linie liegt noch das mit blumen und blättern bemalte band, das Goethe der Friederike in Sesenheim als begleitung eines gedichtes zuschickte, am schlusse:

*und das band, das uns verbindet,
sei kein schwaches rosenband.*

auch die bänder, mit denen man auf kirchhöfen die zum gedächtnis ausgehängten totenkränze reich geschmückt sieht, mit gedichten bedruckt, gehören hierher, ein zeichen der verbindung und treue übers grab hinaus, immer von kostbarer seide, die von jeher als stoff geboten scheint, schon bei Walthers faden. alles das war den leuten wol noch im 17 jh. wenigstens ungefühl gegenwärtig durch lebendige überlieferung, was wir jetzt uns auf gelehrtem wege wider auffrischen.

2. *Ich bin niht niuwe* 59, 17.

Das *niuwe* war nicht weiter beachtet, so sehr es hervortritt, bis Simrock in seiner ausgabe s. 175 es besonders ins auge fasste und als 'karg' auslegte, was Wilmanns in der 2. ausg. 'im hohen grade wahrscheinlich' findet. aber als ich bei Simrock brieflich genauer nachfragte, hatte er doch keine wirkliche stütze für die

bedeutung, es war vielmehr zu bemerken, dass es sich ihm mit *genouwe* verwischt und verwechselt hatte.

Die abhilfe liegt doch nahe: 'ich bin kein neuer, gehöre nicht zu den neuen'. ich bin noch von den alten:

ich bin niht niuwe,

dem ich dā gan, dem gan ich gar,

wem ich meine gunst und neigung schenke, dem gebe ich sie ganz, nicht in stücken oder auf zeit, wie man jetzt tut, wer den neuen sitten, dem neuen zeitgeist folgt. das *niht niuwe* muss sich aber auch auf die vorhergenannten *schar und triuwe* beziehen, tugenden alter zeit, an denen er festhält, obschon sie nun sehr schaden, worauf er trotzig ausruft:

schaden nu alsō dar! ich bin niht niuwe usw.,

also, mich geht das nichts an, weil ich noch auf dem alten standpunct stehe. das *gan* in der schlusszeile muss als eine einzelne äusserung der *triuwe* gemeint sein, auf die es hier besonders ankommt der frau gegenüber, der er mit dem liede huldigte. so scheint der rechte gedankenfaden gewonnen, in dem das *niht niuwe* doch fast den knotenpunct darstellt.

Walthers liederbuch ist ja voll von klagen, oft den allerbittersten, dass in der höfischen welt eine änderung des geschmacks, der sinnesweise, der grundsätze für leben und denken eingerissen sei, die ihm als der schmerzlichste verfall erschien, während die vertreter der neuen richtung die der alten mit hohn und spott behandelten, den auch Walther erfahren musste. wen hat nicht schon, der Walther mit herzensteilnahme list, die frage beunruhigend beim lesen begleitet, was an dem bösen bilde der zeit bei ihm tatsächlich wahres gewesen und was etwa als übertreibung oder auch als folge seines scharfen und feinen, auch überfeinen empfindens anzusehen sei, wie es grossen künstlern eigen ist (fehlt es doch auch Goethen nicht). freilich bringt er diese klage nicht allein, sie ist bei den zeitgenossen fast allgemein und reicht schon ins 12 jh. ziemlich weit zurück.

Im schärfsten gegensatz, mit berechnendem bewusstsein grell gegeneinander gestellt, erscheinen im Meier Helmbrecht, also um die mitte des jhs., *die alten* und *die niuwen site*, jene vom vater, wie er sie in seiner jugend bei hofe gesehen, diese vom sohn geschildert, der freilich nur vom hofleben in einer ganz verkommenen, ins tiefste gesunkenen form zu berichten hat. der sohn sagt:

der niuwen site weiz ich vil 912.

und der vater, nachdem er mit seiner schilderung zu ende ist:

als vil weiz ich der alten site.

sun, nu ére mich dd mite

und sage mir die niuwen, 981 ff.

Walther klagt seine zeit an:

mit den getriuwen alten siten

ist man nû zer welte versniten 90, 27.

dicht vorher mit der äufserung von furchtbarer bitterkeit:

deich só gar ertóret bin

in mtner zuht und mir daz nieman wert 90, 25.

dazu kurz die alten, als vertreter der alten guten sitten und sinnesweise:

wir klagen alle, daz die alten sterbent und erstorben sint 38, 16, wobei doch das *alle* auffallen darf, da die jungen, von denen oft die rede ist, als die eigentlichen vertreter der neuen denkweise in die klage doch nicht einstimmen konnten. Walther meinte wol sich und seine gesinnungsgenossen.

Neben den alten muss wol aber auch die *niuwen* gangbar gewesen sein, wie Walthers äufserung doch wol sehen lässt. es liegt auch so nahe, bei einem umsatz der weltanschauung, in welcher sich ja die grofse entwicklung bewegt, die gegensätze mit diesen einfachen namen zu unterscheiden. so im zeitalter der reformation. da heiffen die vertreter der alten kirche 'die alten, die alten christen' und nennen sich selber so, zb. in einem katholischen streitliede aus Solothurn v. j. 1533 in meinen Historischen volksliedern:

*do die luterschen knaben mit irer rot
die alten tätendt schmähen.*

Soltaus Hist. vl. 2 hundert s. 143.

*got und sin wärde muter geschändt (geschimpft),
dar zu die frommen alten. das.*

sant Urs stund by der alten rot. s. 146.

*wo inen ward (begegnete) ein alter christ,
do bruchten sy gewalt und list. s. 149 uö.*

dagegen 'die neuen' von den Lutherischen zb. bei Luther in der schrift Wider Hans Worst, wo er hauptsächlich den gedanken verpflichtet, er und die seinen verträten das alte, er wäre kein neuerer, der vorwurf träfe vielmehr die papisten: *darumb lestern die Papisten*

Christum selbs, die Apostel vnd gantze Christenheit, wenn sie vns Newe vnd Ketzzer schelten, s. 14 in Knaakes neudruck (1880). *ich will beweisen, das jr die Newe, falsche Kirche seid*, s. 18. Christ. Weise in seiner poetik, Curiöse gedanken von deutschen versen Leipz. 1692, nennt, wo er von Opitzens rhythmik handelt, dies äußerlich 'die neue manier' im gegensatz zu der alten des 16 jhs. mit silbenzählung.

Aber die benennung ist so natürlich, dass sie gewis von jeher und überall sich geltend gemacht hat, und auch Walthers *niuwe* steht damit wol im rechten lichte.

3. Walther und die höfische gesellschaft.

Von Walthers verhältnis zu seinem höfischen lebenskreise ist in seinem liederbuch so viel die rede, dass eine genaue darstellung, die in der kunst zwischen den zeilen zu lesen geübt sein müste, ein buch für sich füllen könnte. man könnte damit, da in des dichters verhältnis und misverhältnis zur gesellschaft auch eine entwicklung versteckt vorliegt, selbst zur herstellung einer innern chronologie von des sängers leben und liedern beitragen.

Ich will nur ein lied anziehen, das, bei dürftiger überlieferung schwer erkennbar, doch auf jenes verhältnis in einer bestimmten lage ein volles, wenn auch schmerzliches licht wirft, eine kleine änderung des überlieferten textes vorausgesetzt. den grundton, aus dem es klingt, kann die bittere äusserung in dem liede *In numme dumme ich wil beginnen* 31, 33 ff anschlagen, das an herzog Leopold gerichtet ist, der um schutz des bedrohten höfischen geschmacks angegangen wird:

ich han wol und hovelichen her gesungen:

mit der hövescheit bin ich nû verdrungen,

daz die unhöveschen nû ze hove genæmer sint dan ich.

daz mich éren solte, daz uneret mich. 32, 1 ff.

das ist noch in zorn geredet, wie denn die auslassung in die drohung ausgeht: *sô verkér ich mine zungen*, in dem darauf folgenden spruche deutlicher und kräftiger ausgedrückt: *sô wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten* 32, 7 ff.

Aber aus ganz anderer tonart klingt es, aus denselben verhältnissen heraus, in einem liede oder spruche, der nur in der Würzburger hs. erhalten ist, mit sinnentstellenden fehlern,

von Lachmann nur in den anmerkungen mitgeteilt (s. 186 der 2. ausg.) mit besserungsvorschlägen, dann von den herausgebern in den text aufgenommen, auch mit beiträgen zur versuchten herstellung, für die doch eine stelle noch zu tun übrig lässt. das lied gibt ein bild von des dichters stellung bei hofe, dass man den blick gern davon wegwendet, so unwürdig ist es des edlen geistes. es hebt an in der überlieferten form der wehklage, des weherufs, zugleich als anklage bei der *hövescheit* gedacht, die als richterin angerufen wird (wie in dem erwähnten spruche Leopold als helfer angerufen wird):

*Owê daz mir so maniger¹ missebieten sol!
daz klag ich hiute und iemer rehter hövescheit.
ir sint doch lûtzel, den ir schapel stê sô wol,
ichn fûnde in doch ein lange werndez herzeleit,²
und wære ich (hs. er, L. et) von in anderswê.³
wan daz ich gerne bi in (ir hs., in L.) bin, daz ist der
schade. ich bin eht (hs. oc) gerne dd.
iedoch swer sine zuht behielte,
dem stûende ein schapel wol von siden.*

Er hat über schlechte behandlung zu klagen, nach andern äusserungen eben durch sein festhalten an der alten *zuht* herbeigeführt, und deutet ein mittel an, wie er sich rächen könnte: es sind doch wenige, die sich die besten dünken, ton angebend auftreten uä., denen ich nicht ein tief gehndes leid zu finden wüste, wenn ich von ihnen fort wo anders wäre; nur dass ich

¹ Lachmann wollte *manegiu* haben, und allerdings kommen klagen vor, dass der geschmack der frauen entartet sei und sie bildung, *zuht* und *fuoge* nicht mehr zu schätzen wüsten, zb. in dem liede *Âne liep sô manic leit*, das aus bitterstem klagemut kommt:

*lât mich zuo den frowen gân,
sô ist daz mîn aller meiste klage,
sô ich iemêre zûhte hân,
sô ich ie minder werdekeit bejage* usw. 91, 1 ff.

aber nur Pfeiffer ist Lachmann darin gefolgt, dieser mochte mit durch das erwähnte *schapel* bestimmt sein. aber auch männer trugen in festlicher haltung kränze (s. in Grimms Wb. unter 'kranz'), auch *schapel* genannt (s. Mhd. wb. II 2, 86).

² so Rieger, hs. (ohne *lange*) nur *herze werndez leit*; nur *werndez leit* 37, 27.

³ auch Lachmann meinte eigentlich mit *et* schon denselben gedanken, aber mit *ich* ist er doch erst durchgedrückt.

gern bei ihnen bin, das ist der schaden; und noch einmal: ich bin nun einmal gerne da, darum muss ich die schlechte behandlung ertragen. aber doch wären nur die wert, die tonangebenden ersten zu sein, die an der bildung festhielten — also auch mir gegenüber, das lässt er nur raten, so gedrückt ist jenen *zuht-lösen* gegenüber sein mut: er muss in der unwürdigen lage bleiben, weil er keinen andern ort für sich weiß, wo er doch noch so gerne sein könnte. der gedanke, dass auch die gesellschaft ihn nicht missen könnte, tritt auch in einem andern liede auf, in dem er sich mit der welt auseinandersetzt, schon in ziemlich gespannter stimmung,

und ist vil unndhen,

daz ich dir noch sül versmdhen. 60, 4.

am schärfsten aber klingt in dieser richtung ein wort in einem der lieder von der 'welt', von denen gleich mehr die rede sein wird:

Welt, ich hân dinen lôn ersehen . . .

ich hân lîp und sêle (des was gar ze vil)

gewâget tûsentstunt durch dich:

nû bin ich alt und hâst mit mir dîn gampelspil.

ist mir daz zorn, sô lachest dû. 67, 12 ff.

die jungen, die neuen trieben ihren spott mit ihm und seiner alten lehre von minne und hofzucht (*gampelspil* sonst eigentlich noch schlimmeres, ein tätliches narrenspiel) und lachten ihn aus, wenn er darob zürnte, auch in liedern. man fragt sich aufs neue, was daran wol übertreibung des reizbaren dichters sein mochte: aber auf alle fälle blieb genug übrig, um auch uns nachträglich schärfsten zorn empfinden zu lassen über die unwürdige lage, in die der edle sänger, unserer edelsten einer, eben durch treues walten seines dichteramtes geraten war. aber — ein tief greifender unterschied von heute — er durfte solche anklage den davon betroffenen offen ins gesicht singen, während ein heutiger dichter sich in sicherer deckung auf seinem sofa beim ofen schreibend auslassen würde.

4. Das bilde 67, 32.

Lachmann bringt am ende seines zweiten buches ein büschel lieder von besonders hoher kunst und besonders tiefem gehalt. es ist wesentlich eine endliche auseinandersetzung des betagten

sängers mit der 'welt', von der öfters die rede ist, aber nicht wider so entschieden als hier. für *welt*, wie er das wort braucht, auch anderwärts, ist zu bemerken, dass ihm darin der kirchliche begriff und der höfische sich kreuzen oder in eins verrinnen, also die welt im gegensatz zur ewigkeit und die welt als die höfische gesellschaft, dieses wie ähnlich noch französisch '*le monde*'.

Die form ist wie gesagt eine besonders kunstvolle, die beiden stollen nehmen den abgesang und damit die krönung des kleinen kunstganzen aufsergewöhnlich in die mitte, und dieser ist in sich besonders kunstvoll, ja künstlich gestaltet durch pausenreime. schade, dass wir von der melodie nicht einen schein haben! es lässt sich übrigens bemerken, dass bei Walther die form dann gern am künstlichsten ist, wenn er selbst vom inhalt am meisten erregt ist: der sicherste beweis vom künstler höchster art, der seine aufregung durch kunstarbeit bändigt und gerade da das schönste erzeugt.

Für den inhalt und seinen vortrag aber ist zu bemerken, dass ihn der dichter in der form eines rätsels bringt, das ist an der ganzen kunstarbeit die hauptsache; man weiß ja, wie beliebt und geübt diese form seit jahrhunderten war, im kreise der fahrenden besonders ausgebildet und auch im kunstgesang gern verwendet. Walthern aber dient hier die rätselform zu seinem höchsten zwecke, geht über geistreiches spiel hinaus in vollsten schwersten ernst über.

Was oder wer ist das *bilde*, von dem er in so rätselhaften wechselnden bildern erzählt, wie es ihn anzog und abstiefs und er ihm doch nicht entrinnen kann, ohne bis zum schluss das rätsel gelöst zu geben? die herausgeber haben sich in mancherlei richtung versucht, wobei doch mehr eine leidliche auskunft aus der verlegenheit herauskam. auch die hörer von damals mussten und sollten raten, werden aber, wie sie den sänger und seine stimmung und denkart kannten, bald gemerkt haben, wen er meinte: sie selbst, die hörer selbst, als vertreter der höfischen gesellschaft, der *welt*, seiner welt. darauf führt ja schon die stellung des liedes am schluss und als abschluss der andern strophen in gleicher kunstform von der welt und Walthers verhältnis zu ihr¹. er erzählt von dem lebenswege, den er gegangen, und dem ziele, dem er nachgegangen war:

¹ dabei muss ich doch erwähnen, dass schon Pfeiffer in seiner 2 ausg.

*Ich hâte ein schænez bilde erkorn,
 und owê daz ichz ie gesach
 ald ie sô vil¹ zuoz ime gesprach!
 ez hât schæne unde rede verlorn.
 dd wunte ein wunder inne, daz fuor ine weiz war,
 dd von gesweic daz bilde iesd.
 sin liljerôsevarwe wart sô karkelvar,
 daz ez verlôs smac unde schîn.
 mîn bilde, ob ich bekerkelt bin
 in dir, sô lâ mich ûz alsô,
 daz wir einander vinden vrô:
 wan ich muoz aber wider in.*

Es wird einem schwer, dem meisterhaften gebilde, das sich durchaus in reiner kunsthöhe bewegt, schleppende bemerkungen in prosa anzuhängen; aber es muss doch sein. das alte *bilde* galt allgemein auch von lebenden wesen, sogar mit erhöhtem sinn (jetzt noch 'frauenbild' uä.), hier von der welt, als hohe erscheinung gedacht, deren dienste sich der dichter gewidmet hatte, um ihre gunst zu werben. auf einmal hat er das bitter zu bereuen, das bild ist unheimlich verwandelt; wenn ihm ein in ihm wohnendes wunderbares etwas schönheit und rede gegeben hatte, so ist das wunder nun verschwunden und das bild stumm und hässlich geworden: der dichter sieht die welt auf einmal mit ganz anderen augen an. statt der lilien- und rosenfarbe, wie sie schöne frauen als farbe haben, hat sie nun eine kerkerfarbe, dass der blumen duft und glanz verschwunden sind — und nun mit plötzlicher anrede traulich und treulich (es steht ja vor ihm): 'mein bild, wenn ich (oder gleich: da ich nun einmal) in dir gefangen bin im kerker, so lass mich doch aus, nicht um ganz von dir zu gehn, sondern so, dass wir uns (auf eine zeit einmal wider) froh finden, denn hinein muss ich ja doch wider'.

Es ist im grunde dieselbe stimmung, dasselbe verhältnis

(1866) s. 148 meine auffassung vortrag; er hatte mich nämlich für diese um meine bemerkungen zur ersten ausgabe gebeten, ich schrieb ihm zu obigem liede: 'die welt ist es, die von Walther so oft erwähnte, genauer sein höflicher lebenskreis, das hofleben, das ihm eben seine welt war', was dann Pfeiffer gelten liefs und aufnahm.

¹ *sô vil* meint nicht wirklich viel, sondern 'auch nur so viel', wie wir sagen, dh. so wenig, wie man es durch eine handbewegung andeutet, lat. *vel tantillum*.

zwischen dem dichter und dem hofe, wie sie sich in dem spruch oben *Owé dax mir só maniger missebieten sol* aussprachen, aber hier weitergeführt und in anderer fassung, dort nur der gedanke in trotziger drohung hingeworfen, dass er ja fortgehn könne, hier weichmütig die bitte, ihn auf zeit einmal an die luft zu lassen, *dax wir einander* (einmal) *vró vinden*, denn: wenn wir immer beisammen sind, ärgert ihr mich und ich euch (mit liedern) — denn entbehren kann ich euch doch nicht, wozu als ergänzung aus dem andern liede sich ergibt: ihr mich doch auch nicht.

Es ist unmöglich, von einem kunstgebilde, wie dieses, den inhalt so prosaisch auseinander zu zupfen, nur wer in die tiefe des vorgetragenen empfindungsganges vordringt, kann es wahrhaft verstehn. man denke sich aber, wie den hörern, da ihnen das aus des sängers munde (gewis auch mit bedeutsamem geberdenspiel) unmittelbar ins gesicht erklang, zu mute sein musste: ich bewundere hier, wie anderwärts, die einzige kunst des dichters, mit den gedanken und empfindungen der hörer gleichsam fangball zu spielen¹, während er sich selbst zugleich ihnen treulich kindlich preisgibt. in dem liede *Owé dax mir* usw. ist von dem verhältnis zwischen ihm und der 'welt' wie nüchtern tatsächlich geredet, in dem andern aber ist das ganze in eine reine kunsthöhe gehoben, auf der nichts von dem schlimmen beschönigt wird, aber doch wie in ein inneres traumhaftes schauen hinaufgehoben, in dem man sich an dem stoff, der im grunde mehr traurig als tragisch ist, doch weidet wie an echtem schönen — ich gestehe, dass sich meine bewunderung des liedes, so oft ich es seit jahren näher vorgenommen habe, immer mehr vertieft hat, als könne man hier zugleich besser als sonst lernen, was eigentlich rechte kunst ist.

Eben zur kunstarbeit ist noch zu erinnern, wie der dichter ein paarmal mit seinen bildern gleichsam spielt, indem er sie plötzlich ernst nimmt, sie verschieben sich ihm unter der hand gleichsam, wie es nur mit traumbildern geschieht. so das *lilje-rösevar* der hohen frauengestalt, wozu dann auf einmal die blumen mit ihrem duft und glanz ernst genommen werden. und

¹ ein deutliches beispiel gibt das lied *Die mir in dem winter vröude hânt benomen* 73, 23, wo er auch mit der höfischen gesellschaft wegen ihres verhaltens gegen ihn scharf ins gericht geht, das aber so witzig in scherz zu kleiden weiß, dass der bittere ernst nur einmal scharf aufleuchtet.

das *karkelvar* eigentlich von einem, der durch lange kerkerhaft (und wie waren damals die kerker beschaffen) wie zum gespenst abgemagert und entfärbt ist — aber der dichter nimmt die vorstellung des kerkers auf einmal ernst, womit dann das ganze in überraschender wendung zum abschluss eilen kann: die welt selbst der kerker, in dem der dichter schmachtet, dass er einmal an die luft muss — und dann ganz unerwartet die schlusswendung, in welcher, da sie in der zeit beliebt war, Walther überhaupt meister ist, aber nirgends so merkwürdig durchschlagend, wie hier: *wand ich muoz aber wider in* — damit wird über das ganze ein wehmütig mildes licht der ergebung gegossen, aus dem doch erhebend die kraft des dichters herausleuchtet, herr seiner selbst zu sein.

Leipzig im sommer 1893.

RUDOLF HILDEBRAND.

SEGEN AUS LONDONER HSS.

1) *Wundsegen von den drei brüdern. ms. Sloane 962 in quart, xv jhs., 261 bll., pergament und papier, medicinische tractate in prosa und versen enthaltend, bl. 63^a:*

A charme for a woûde.

Tres boni fratres ibant et per vnam viam ambulabant et obuiavit eis dominus noster ihesus christus et dixit eis. o boni fratres quo itis? domine et magister nos imus ad montem oliueti ad colligendas herbas et doloris et plagationis. et dixit eis uenite post me et iurate in signis maximis et per uulnera christi vt non abscondite dicatis neque mercedem inde capiatis set (sic) ite ad montem oliueti et accipite oleum oliue et lanam ouis et ponite super plagam et dicite sicut longinus hebreus percussit latus domini nostri ihesus christi et plaga illa non diu sanguinauit nec putruit nec doluit nec guttam fecit nec tempestatem habuit ardoris sic fiat ista plaga. in nomine patris + et filii + et spiritus sancti + amen. vt non sanguinet nec putriat nec doleat nec guttam faciat nec senteat nec tumeat. In nomine patris + et filii + et spiritus sancti + amen.

Derselbe segen deutsch in der papierhs. Add. 28170 in quart, xv jhs., bl. 113^b:

Iz giengen drei vil gûte prvder einen wech do pechom in vnser herre ihesu christ. Er sprach wa welt ir hin drei vil

gute prvder Herre wir suchn̄ ein chraut. Dez chraft ze wunden gütet sey. Iz geschozzn̄ sey iz geslagen sey. Iz gesniten sey iz gemült sey. Swie so der uunten sei dez chraft gewunden (= ze wunden) güt sey. Er sprach swert in got in got (*sic*). daz ir sein nicht lön enphahet vnd daz ir sein vnhelleich seit vnd pey dem spünne der mütter sand Marien. Get auf den perch ze chunolaphet (*aus munt olivet verderbt*). Nempt des öles ab dem ölpaum vnd eins schafes der wolles vnd legt vber diu wnde vnd spricht als geschehe der wunden. als der wunden geschach do Juda loynus (*l. der jude longinus*) unserem herren durch sein zeswe seyte stach. Diu wnde diu plüt nicht vil si gewan weder hiltz noch hier (*vgl. dazu zb. Anz. des germ. mus. 1859 sp. 166 noch erschwiczt noch enhurt*). si geswal noch geswar. Noch me aiter gewan. Christ nicht enwelle daz diu wnde geswere noch geswelle amen.

Ich schliesse hier an aus der papierhs. Arund. 33, xv jhs., 66 bll. medicinischen inhalts, bl. 95 einen Longinus-blut- und pfeilsegen: Vor das blut (*rot*). ich bit dich blut vnd gebut dir blut durch das vil heylige blut das longinus unseren herren durch seyn rechte seyte liefs do gink aus blut vnd wazzer. daz du blut durch daz vil heylige blut vnsers herren blutest nicht mere.

Der phil seggen (*rot*). Longinus eyn Juden Ritter waz der vnsern libn̄ herren ihesum christum eyn sper durch seyn reyne site stach Nicodemus der Jude der vnsern libn̄ herrn ihesu christo dy nagel aus henden vnd aus fuzzen tzoeh. Alzo war dese wort sint Alz war gebe mer got hute alz heyl daz der phil aus ge.

2) *Wurmsegen.* die beiden folgenden formeln stehn am schluss einer reihe von meist deutschen recepten, welche die bll. 108^a—110^a der von verschiedenen händen geschriebenen miscellanhs. Arundel 164 in folio, xv jhs., (*aus dem Nürnberger augustinerkloster*) füllen:

Wider den wurm der heizet der wirzel sprich dise wort. der wurme varen dri di sancte ioben azen. der ein was wiz der ander waz swarz. der dritte waz rôt. Herre sancte jobs (*s von anderer hand zugesetzt*) die wurme sint töt. Daz sprich dristunt vnd wende als dicke daz phert wmme (*sic*) sprich auch dri pater noster in sancte jobs ere.

Noch ist ein ander wurm deren wirzel (*gemeint tanne-*

wetzel?). schrip dise wort in ein bli^e. Ego sum alpha et o. primus et novissimus. vnd sprich ein pater noster. vnd nym daz bli vnd ganc (*hs. gāl*) zu dem pherde vnd sprich im in die or^en. dristunt. Tot ist der wurm vnd binde dem pherde daz bli an die stirn.

Arundel 33 (s. oben) bl. 95: Vor dy worme (*rot*). Job lag in den strozen bas (bis *oder* das) en dy worme oßen der eyne was weys der ander swartz der dritte rot nu leget ir worme alle tot daz gebut euch got vnd der gute sant Job. a. m. e. n.

3) *Segen gegen zahnweh. hs. Arundel 33 bl. 87^a (vgl. MSD³ II 281)*:

Vor den tzanswern (*rot*). In nomine patris et filii et spiritus sancti. Maria super petram maxillam manue tenens venit filius dei et dixit ei cur hic sedes maxillam in manue tenens. Respondit Maria venit ille vermiculus (*v^cniculus hs.*) qui dicitur magranus (*magⁿus hs. = emigraneus*) et me mordet. Ihesus respondit adiuro te magrane in nomine patris et filii et spiritus sancti ut exeas et inde recedas ab hoc famulo dei ut non noceas ei in dentibus aut in membro aliquo per christum dominum nostrum amen.

4) *Fiebersegen. hs. Harl. 2558 in quart, 227 bll., medizinische tractate aus verschiedenen zeiten enthaltend, p. 195 von einer hand des xiv/xv jhs.*:

Pro febribus (*rot*). Petrus stabat ante portas ierusalem. superuenit dominus et ait illi quid hic iaces petre. Respondit petrus domine iaceo de mala febre et ait illi dominus demitte illam febrem et sequere (*segn^ere hs.*) me. et statim dimissa est et recepit sanitatem et secutus est ihesum et ait illi petrus domine oro ut quicumque hanc literam portaverit non sibi noceat febris. dixit dominus fiat sibi (*sic*) verbum. In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Crux sacra + (*alle kreuze rot*) Crux splendida + Crux salua et libera hunc famulum dei R. ab omni perpesie (*l. perpeessione?*) febris et ab omnimodis malis presentibus preteritis atque futuris Amen. + In monte tebon (*di. Celeon*) requiescunt vii dormientes s. Malcus Maximianus Marcianus Constantinus Johannes Cerofyon Dionysius (*di. Serapion*) per merita eorum et intercessionem omnium sanctorum defende hunc famulum R omnimodis malis et infirmitatibus ut posset remedium habere ab omnibus febribus et pacem. libera ab omnibus incidiis (*sic*) inimicorum

suorum visibilium et invisibilium amen. + hel + heloy + yabel + hee + ix + ye + ye + adonay + Saboth + Tetgramacio + hen + toto + hade + al + al + la + herm + la + la + ua (?) + a + de + geradi deo + ihesu christi piisimo pater. R. famuli tui miserere per tua sancta nomina me R fende te pius et libera me ab omnibus infirmitatibus et ab omnibus malis inimicorum meorum visibilium et invisibilium. amen.

5) *Augensegen.* hs. Add. 28170 hinter dem oben abgedruckten wundsegen von den drei brüdern bl. 113^b:

Himlischer vater veruche daz maal vñ den g + der augē vō disem menschen sam du hast abgenom̄ daz mail vō dē augē deins dieners herren Jacob In ⁺nomine ⁺pat's et filii et spiritui (sic) + scī aṁ. Kirieleison x̄peleison p̄r n̄r. Januarius felix philippus saluanus alexander vitalis martialis. Daz sint die sibn sūn sand felicitā die chōme (l. chōnnen) vns gehelfe aṁ.

Ich besw⁺ dich mail oder sm'cze der augen ⁺p + eim vater vn p + eim sūn vñ dem heiligen ⁺geist vñ pei der werdē muter sand marien + pei den vier vñ zwainzege altherre (sic) vñ pei den ⁺vie + r evangelisten pei den zwelpoten pei allen heiligen vñ erwelten daz du vō disem menschē entweichest du vngenēms pūnchte. Ich besw⁺ dich pei der signuſt dez heiligen chrāvcze + (sic) pei der sālgē erczneie dez heiligē leichnam vnsers h'ren ihm̄ xpm̄ vñ seines heiligē pluts pei seinen fūf + wutē pe[i] allen engel (sic) gots du varst dahin da du her chom pist Kirieleison x̄peleison p̄r n̄r. Nilaria dulcia (?) filana x̄poforus abraham divina inclina (?) sat'ipina ir lieben heiligen helft vns in diser nōt ayos ayos scs dñs scs deus scs om̄potēs erpm dich h're uber vns. Ich besw⁺ dich meil daz du swindest in disem mēnschē vñ furpas nicht wachsest du seist weis oder swarcz oder rōt gepūt ich dir daz du vswindest in der chraft der heiligen dri- valtichait Ki x̄pe p̄r. n̄r. nu plas im in diu augen vñ nenne daz mensch.

User (l. Xps) vb'wint christ reichsent x̄ps gepūtet + der segē dez himlischē vat's helf disē augē h're got helf disen augen aṁ als dein' dieners sam du hast abgenom̄ vñ geholfen den augē h'n tobias vñ plindē rainst vñ vtreib allez daz I

schedleich sei daz wir derchomē dein pmūg vñ dich lobē ewick-
leich am̄. (nu rūr daz ertreich) Unser herre rūr daz ertreich vñ
neczet (l. neczet) mit der spaichel vñ salwolt (sic) da mit disiu
augē des plintē gepōnen (l. gepo'nen) mēschē vñ sprach wasche dich
als du gelaubest als wirstu erlauchtet mit dem zaichn̄ dez heiligē
chrāvz + Ich gepiut dir mail per (!) + vat' per + dem sun vñ
per + dem heiligē geist pei dem vorchtsam̄ gerichte pei dem
zit'ten (!) nam̄ der heiligē t'.tat (l. trinitat) pei d's heiligē +
mariē pei dē heiligē engel sand gabri + vñ sand raphahel +
daz du genczleich' vswindest vñ furpas nicht wachsest . . . dich
d's va + ter vñ d's sun + vñ der heilige geist + der segē der
drivalentichait segē disiu augē am̄. Wa du ein chrāvcz sehest da
mache ein chrāvcz mit gūter andacht | der segē ist gūt zu
dē augen.

6) *Segen gegen feinde. hs. Add. 17527 in folio, xv jhs.,
papier, bl. 14^b:*

Qui habet ininiciroz (sic) audiat vnam missam et dicat in
honore dei p̄tis et filii et sp̄s sancti am̄. iii. p̄r. n̄r. cum tribus
genuflexionibus et beate marie iii. p̄r. n̄r. cum tribus genuflexi-
onibus et omnium sanctorum iii. p̄r. n̄r. cum tribus genuflexi-
onibus et sub eleuatione dic.

Eya immer den nam ihesu crist vor gleich alle mein wint
(so noch öfter w für v) toten leuten sint. Als wenig moge se
mir geschaden als di vor dreisik iar sint begrabin. Se haben
in irin rachen toder mann wachen. Se haben in eren herczen
totir manne smerczen. Als vor (= wār) mus das sin als mein
frawe sente marey enphing vnd gebar ein kint an alle man als
vor müssen alle müssen irew glider sin kegen mir lan (verderbt).
Eya immer den nam ihesu crist vor ein leich das ist. Eya immer
den [nam] ihesu crist vor ein ware das ist. Eya etc. wý gleich
ein leich der andern ist.

Der water sei mit mir der son sei mit allen meinen winden.
der heilige geist czwischen vns beyden. Der mus vns mit libe
vnd mit togunt scheiden. et dic tribus vicibus.

7) *In derselben hs. bl. 17^b beginnt ein zauber 'de per-
vinca', der bisher unedierte scheint; ähnliches ist von verbena
bekannt. s. Anz. des germ. mus. 1862 sp. 234 (deutsch auch in der
oben erwähnten hs. Arundel 164 bl. 112^a):*

Hic est de pervinca.

In prima luna cum ad uesperem stit (sic) accipe parum auri et aliquantulum argenti et crustam panis tritaci ad mensuram digiti et parum salis addis et omnia subpone et dimitte iacere sub radice pervince et veniens ad eam ante ortum solis dicens: In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. O pervinca, patrem et matrem occidisti, Romam ambulasti pacatum delesti et portas intrasti per hostium (sic) exivisti. Propter hoc tibi dico, ut vincas omnes homines, clericos et laycos, potestates masculinas, et feminas, et cum veniam ad pallacium omnes sint mihi placiti, qui mihi nocere volunt; quamdiu te mecum portauero semper me amant omnes homines et femine ante et retro. Vincas etiam omnes inimicos meos mihi mala volentibus (sic) vincasque potestates masculinas et femininas et omnes gentes et totam orbem terrarum. Vinca ideodici (sic) et omnes karactheres, vincas et omnes homines, viros et mulieres, malum indicentes et malum dominum et malam dominam.

Super ripam riue sorores sedebant pervincam manibus tenebant carmina reuoluebant sed nesciebant pre mala domina, quam habebant. Tunc supervenit sancta maria et dixit: super ripam riui tres sorores sedent. Respondit una: pervincam sendens (l. sedentes) manibus tenemus carminare eam nescimus.

Tunc sancta maria respiciens videt ihesum stantem et dixit: Ihesus fili karissime, hanc pervincam mihi carmina. Ihesus xp̄us ut audivit, dextera sua manu benedixit, dextero suo pede calcavit, dextera sua manu signavit, dextera sua manu benedixit, dextero pede calcavit et dixit: O pervinca benedicta sis super omnes herbas, sis hoc carmine carminata, ut ad omnes res faciendas sis bona. Si quis te in nomine meo portauerit, sit securus in omnibus locis ubicumque ambulauerit. In nomine patris et filii et spiritus sancti domini nostri ihu xp̄i adiuro te herba vulgariter appellata pervinca quam in manu mea teneo eo quod cuncta vincas per deum patrem omnipotentem, qui pro salute generis humani descendit de celo et natus ex maria virgine passus sub poncio pylato cru. mor. et se. desce. ad inf. tertia die res. a mor. ascē. ad celos. se. ad dex. dei patris om. inde ven. et iudi. vivas et mor. 7 seculū p ignē *Nun folgt eine lange reihe der üblichen beschwörungen und anrufungen, von denen nur etwa folgendes ausgehoben werden mag:*

Invoco te pervinca per dei tonitrua necnon per coruscanti-

onēs et fulgora. Adiuro te per septem candelabra, quae in suis luminaribus ante altare dei aureum sunt lucencia

Coniuro te per patrem et filium et spiritum sanctum et per sanctam mariam matrem dñi nī Jhū xpī per celum et terram et herbas et flores et per lucernas solis et lune et per aquas turricutes (sic) et per focas ardentes et per lignum verum et per omnes creaturas et per omnes papas romanos et per cunctos episcopos et abbates et per cunctas viduas et virgines et per cunctas undas maris et per vii. dormientes. Coniuro te per maxima luminaria celi et terrae die et nocte lucencia et per claritatem celi et per cuncta cetera sydera et per cuncta terrena dei deo plena, quae per terram sunt serpentia et per omnia maria et per cuncta piscium genera, quae in maribus omnibus sunt natantia, et per quatuor elementa scilicet aquam, terram, aerem, ignem, et per omnia terrestria et infernalina Coniuro te per nomen dei sanctissimum, quod est compositum hys iur^{or}

α. g. l. α. Coniuro te per sanctum, qui hodie celebratur per universum mundum, ut qualemcumque puellam sive feminam te manu mea habens tetigero illico in amore meo ardeat inextinguabiliter nec praeter me aliquem diligat nec concupiscat. Etiam quamdiu te super me habuero omnes inimicos meos prevaleam et potentes devincam et quasi perterriti omnes omnes (sic) voluntatem meam faciant et impleant. Et si te mecum habuero coram aliquo episcopo siue rege aut alio principe sive magnate et etiam quocumque homine clerico uel muliere sive viro sim illis placens. Et si aliquod negotium sive beneficium uel experimentum et aliquod experiri [velim *oder ähnlich*], statim ardentes sint tam homines quam spiritus ad illum perficiendum pro mea voluntate; et quamdiu te super me habeam non mihi arasci (sic) valeant sed semper me ament et quidcumque agavi (sic) sit illis placens et si aliquis uel aliqua mea licentia te gerat sive super se habeat voluntatem suam tamquam meam perficiat. Et si aliquis uel aliqua te furatus fuerit, non illi proficias sed semper inpedias. pervinca nomen omne imple vincas et vim habeas contra omnia illa, pro quibus te invocavi et coniuravi per virtutem et potestatem domini n̄r ihu xpī qui in trinitate vnus regnas in secula seculor amen. pr. n̄r. Credo. Deinde amputa superiorem ramum omni auro quod ibi tenes et repone in ceram benedictam et feras tecum honeste.

Herrn prof. ESteinmeyer habe ich für seinen wertvollen rat bei auswahl und drucklegung der einzelnen stücke zu danken.

London.

ROBERT PRIEB SCH.

MITTELHOCHDEUTSCHES AUS EINER HS. DES MERTON COLLEGE IN OXFORD.

Herrn prof. Napier verdanke ich den hinweis auf den jetzt mit H 3. 15 (früher als CCCXV) bezeichneten codex und die möglichkeit ihn zu benutzen. der codex, von Coxe Catal. codd. mss. qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie asservantur vol. 1 s. 125 besprochen, gehört dem 10 jh. an und enthält die canones des Eusebius in der bearbeitung des Hieronymus; ASchoene in seiner ausgabe des Eusebius vol. II verzeichnet ihn nicht. auf der leer gebliebenen vorderseite von bl. 9 sowie auf bl. 154 (dem letzten blatte) hat eine hand des 13/14 jhs. in großer, ungelenker schrift die nachfolgenden fragmente, vielleicht ansätze zu selbständigen poetischen versuchen, eingetragen. ich gebe sie mit auflösung der ziemlich häufigen compendien und indem ich die ergänzten buchstaben resp. wörter einklammere. — für das thema von II verweist prof. GRoethe auf Raumsland HMS III 61^b (4).

I

bl. 9^a [Div] sele gert des wortes kvnft
D[az] komen sol mit engel zvnft
[V]on himel her in erden
Und mensche mit vns werden.
b Almehtig, svnder,¹ ist daz wort,
De (!) himlen zil gab er den ort
Und aller creature
ein wesen vil gehvre².

II

bl. 154^a 'De profundis³ hie wil ih
Als div schrift bewiset mih
Von der latine rihten
In tische zvngen tihten.

¹ hs. svn^d; über die stelle radiert. ² v. 7. 8 in eine zeile geschrieben, während sonst die verse abgesetzt sind.

³ der schreiber hat schon vorher einmal mit De pfuedis (verschrieben!) angesetzt.

5 Ein wiser vnd ein tōrscher man
 Geselleschaft sich namen an
 Vf rehter straze verte.
 Der weg rvh vnde herte.
 bl. 154^b Dornig den tumben dvhte
 10 Wand wisheit im niht lvhte.
 Dar nah si sahen schiere
 Vor in vf der riviére
 Einen phat gesellen dise
 (Der gie [z]e tal dvr eine wise)
 15 Der linde senfte stze w[as];
 Blūmen in zéerten vnde graz.
 Der narre sprah: 'geselle gât,
 Vf disen phat stet gar min mvt.
 Du solt dvr gât gelingen
 20 Mit mir vf den nv springen'.

Oxford, ostern 1893.

ROBERT PRIEB SCH.

ZU CAP. 28 DER GERMANIA.

Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes . . . Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere.

Unsere jungen Germaniahss. haben keine lücke und der archetypus hat also auch keine solche gehabt; aber wenn grammatische oder sachliche gründe die annahme einer lücke notwendig machen, hindert nichts anzunehmen, dass der schreiber des archetypus ein wort seiner vorlage übersehen hat (wenn nicht der fehler noch höher hinaufreicht).

Ohne annahme einer lücke vor *Helvetii*, als fortlaufender text gelesen, erregen die angeführten worte in doppelter hinsicht bedenken. zunächst in stilistischer hinsicht. wir vermissen im ersten gliede des satzes ein grammatisches object zu *tenuere*. verschiedene philologen haben aus diesem grunde zur annahme einer lücke sich genötigt gesehen. FRitter (Rhein. mus., n. f. 20, 213) wollte *agros* nach *amnes* vor *Helvetii* einsetzen. gegen diesen vorschlag bemerkt Wölfflin mit recht, dass durch das zusammentreffen der zwei nicht coordinierten acc. pl. der satz noch viel plumper werde. besser wäre *agros* nach *igitur* eingesetzt worden. Wölfflin selbst, der früher (Philol. 26, 101) keine änderung vor-

nehmen wollte, jedoch meinte, das latein werde besser, wenn man *quantum* vor *inter* einsetze (er belegt *quantum inter* aus Tacitus sprachgebrauch, so Annal. I 60 *quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum*), hat später vorgeschlagen zu lesen: *Igitur* (*quantum agri porrigitur*) *inter* etc. JPrammer will lesen: *Igitur* (*cuncta*) *inter* etc. in einer anzeige der 7 aufl. von Tückings ausgabe kommt Prammer auf die 'harte structur' des überlieferten textes zu sprechen und meint (Zs. f. ö. g. 40, 998), es werde nichts übrig bleiben, als entweder nach seinem vorschlage '*cuncta* nach *igitur* einzuschieben oder nach Wölfflin *quantum* mit oder ohne den zusatz *agri porrigitur*'. diese bemerkung Prammers veranlasst mich, eine besserung des textes zu veröffentlichen, die ich zum ersten male im wintersemester 1881—82 und seitdem mehrfach in vorlesungen dargelegt und begründet habe. es sind indessen ganz andere gründe als stilistische, die für mich die annahme einer lücke notwendig machen. aus stilistischen gründen allein wird nämlich eine änderung kaum als unumgänglich notwendig bezeichnet werden können. die mehrzahl der philologen, die sich mit dem Germaniastext beschäftigt haben, hat an dem satze, wie er überliefert ist, keinen anstoß genommen. bei Plinius lesen wir ähnlich Nat. hist. IV 31: *a Scaldi* (= 'das gebiet von der Schelde an') *incolunt Texuandri*. Schweizer-Sidler bemerkt: '*igitur inter Hercyniam s. cet.* ist hart für das nach Tacitus stil zu erwartende: *quantum inter H. s. cet.*, darf aber nicht geändert werden'. wie die mehrzahl der philologen hat auch ganz gewis der schreiber des archetypus (oder der desjenigen urcodex, der zuerst den satz in der überlieferten gestalt hatte) an dem satze in stilistischer beziehung keinen anstoß genommen: um so leichter erklärt es sich, dass dieser schreiber ein wort seiner vorlage übersehen konnte, wenn sachliche gründe die annahme eines solchen ausgefallenen wortes notwendig machen.

Welche gebiete weist Tacitus in dem angeführten satze den Helvetiern und welche den Bojern als frühere sitze zu? es wird zur beantwortung der frage das richtigste sein, sogleich eine andre auf uns gekommene nachricht über die frühern sitze der Helvetier heranzuziehen. Ptolemaeus II 11 setzt, wo er den am Rhein gelegenen teil Germaniens (*τὰ παρὰ τὸν Ῥῆνον ποταμὸν*) von norden nach süden zu fortschreitend, bespricht, an südlichster stelle an: *ἡ τῶν Ἑλουητίων ἔρημος μέχρι τῶν εἰρη-*

μένων Ἀλπίων ὀρέων. diese von ihm vorher angeführten (εἰρημένα) berge werden an der früheren stelle (kurz vorher) bezeichnet als τὰ ὁμώνυμα τοῖς Ἀλπίοις καὶ ὑπὲρ τὴν κεφαλὴν τοῦ Δανουβίου, die sich über 4 längengrade und einen breitengrad in der richtung von sw. nach no. erstrecken. die Ἀλπια ὄρη nördlich der oberen Donau sind also der schwäbische Jura oder die rauhe Alb. die früheren sitze der Helvetier (ἢ τῶν Ἑλουητίων ἔρημος) befanden sich also nach Ptolemaeus in dem winkel zwischen dem Rhein und der rauhen Alb. natürlich muss die verbindung zwischen den hier ihnen zugewiesenen gebieten nordwestlich der rauhen Alb und ihrem späteren und engeren gebiete ebenfalls im besitze der Helvetier gewesen sein. als minimum würden also die Helvetier im norden ihres spätern engeren gebietes das heutige Baden und Württemberg (mit Hohenzollern) aufser den nördlichsten gebieten und aufser dem württembergischen Donaukreise inne gehabt haben.

Um richtig zu verstehn, was Tacitus mit jenem satze hat sagen wollen, müssen wir nun vor allen dingen wissen, was an dieser stelle unter der *Hercynia silva* verstanden werden soll. Schweizer-Sidler fasst, jedesfalls um der Ptolemaeusstelle willen, die 'Hercynia silva' an unserer Tacitusstelle als die 'rauhe Alp' (so in der 3) oder den 'deutschen oder schwäbischen Jura' (so in der 5 aufl.). hätte Tacitus mit der 'Hercynia silva' hier die rauhe Alb gemeint, dann hätte er sich die nennung der 'Hercynia silva' selbst ersparen können: das einfache *inter Rhenum et Moenum amnes* hätte das gebiet nördlich des Rheins vom Bodensee bis Basel, östlich des mittleren Rheins, südlich des Mains bezeichnen können. aber die 'Hercynia silva' als 'rauhe Alb' würde die ostgrenze des gebietes angeben. die gebiete der Bojer, die *'ulteriora tenuere'*, könnte der leser sich nun nördlich des Mains denken: bei gutem willen aber wird derjenige leser, der über die ältern sitze der Bojer schon vorher unterrichtet ist, die gebiete östlich der 'Hercynia silva' verstehn. die ausdehnung des früheren gebietes der Bojer indessen wäre im gegensatz zu dem der Helvetier gar nicht angegeben (der leser, der bereits weiß, wo 'Böhmen' liegt, kann diese ausdehnung dem folgenden satze entnehmen: der leser aber, der nicht vorher unterrichtet ist, erfährt über diese ausdehnung nichts). aber Tacitus konnte bei seinen lesern unmöglich auf verständnis rechnen, wenn er mit der 'Hercynia silva'

hier weder den ganzen sonst mit diesem namen bezeichneten gebirgszug noch einen teil desselben, sondern die rauhe Alb gemeint hätte. der leser konnte unmöglich von selbst darauf verfallen, unter der 'Hercynia silva' dieses specielle gebirge zu verstehen: konnte der leser von selbst wissen, dass die 'Hercynia silva' als ostgrenze des helvetischen gebietes zu denken war, so würde er, weit eher als an die ihm wenig oder gar nicht bekannte rauhe Alb, an den Böhmerwald haben denken können.

Baumstark (Ausführl. erl. des besondern teils, s. 13) und andre haben die 'Hercynia silva' hier als den Böhmerwald verstanden. die Helvetier würden dann also nach Tacitus das gesamte gebiet zwischen dem Rhein im süden und westen, dem Main im norden, dem Böhmerwald im nordosten innegehabt haben: ein im vergleich mit dem der Bojer, wenn diese demnach nur Böhmen gehabt hätten, offenbar viel zu großes gebiet. das gebiet der Bojer wäre einfach als jenseits des Böhmerwaldes gelegen bezeichnet, dem wortlaut nach eigentlich auch als jenseits des Mains gelegen, und so hätte derjenige leser es auffassen müssen, der über die älteren sitze der Bojer nicht vorher unterrichtet war. indessen der Böhmerwald kann zwar wol im verein mit den andern gebirgen, die Böhmen umgeben, der Hercynia silva zugezählt werden (so bei Vellejus II 108: *Nihil erat iam in Germania quod vinci posset praeter gentem Marcomanorum, quae Maroboduus duce excita sedibus suis . . . incinctos Hercynia silva campos incolebat*), aber auch er kann nicht speciell im gegensatz zu andern bergen, welchen derselbe name zukommt, 'Hercynia silva' genannt werden. der name 'Hercynia silva' bezeichnet seit Caesar im eigentlichen sinne den Germanien von westen nach osten 'ad fines Dacorum' (Bell. gall. VI 25) durchschneidenden gebirgszug. Caesar lässt denselben 'ab Helvetiorum et Nemetum et Rauracorum finibus' mit dem Schwarzwald beginnen. diesen südwestlichen teil des gebirgszuges kann indessen Tacitus hier nicht gemeint haben, da er für denselben (Germ. 1) den speciellen namen 'mons Abnoba' kennt: Tacitus hätte, wenn er das gebiet zwischen Rhein, Main und Schwarzwald den Helvetiern zuweisen wollte, statt 'Hercynia silva' notwendig diesen ausdruck brauchen müssen, wenn er richtig verstanden sein wollte. im 30 cap. bezeichnet 'Hercynius saltus' an der ostgrenze der Chatten speciell den nördlich vom Main gelegenen von sw. nach no. sich erstreckenden teil des

gebirgszuges (Spessart und Rhön): an unserer stelle kann unter der 'Hercynia silva' nur eben dieser selbe gebirgszug nördlich des Mains und dessen fortsetzung nach osten hin (Thüringer Wald, Sudeten), oder ein teil dieses gebirgszuges verstanden sein. Müllenhoff DA II 268 versteht die 'Hercynia silva' an unsrer stelle in diesem allgemeinen sinne: er sagt, dass 'Tacitus (Germ. 28) sehr bestimmt behauptet, dass die Helvetier ehemals das südwestliche Deutschland diesseit des Rheins bis zum Main und hercynischen walde inne gehabt hätten, während die Bojer schon östlicher in Böhmen saßen'. also Tacitus hätte den Helvetiern das gebiet nördlich und östlich vom Rhein, südlich vom Main und vom hercynischen walde zugeschrieben. inhaltlich käme dies so ziemlich auf dasselbe hinaus, wie wenn man die 'Hercynia silva' als den Böhmerwald fasst: das den Helvetiern zugeschriebene gebiet ist gegenüber dem, was wir von Ptolemaeus lernen, und dem, was wir als wahrscheinlich bezeichnen können, offenbar viel zu groß. und das gebiet der Bojer wird, im gegensatz zum genau bezeichneten gebiet der Helvetier, gar nicht genau definiert. eigentlich müsste nun 'ulteriora' bei Müllenhoff das gebiet nördlich des hercynischen waldes bezeichnen, so dass, wie bei Baumstarks auffassung, nur die diesseitige, nicht die jenseitige grenze angegeben wäre; aber Müllenhoff tut gleich allen andern erklärern Tacitus den gefallen, das 'ulteriora' als 'östlicher' zu verstehen: in diesem falle wird überhaupt keine grenze der Bojer genannt.

Alle diese sachlichen bedenken und zugleich das von einigen philologen erhobene stilistische bedenken können mit einem schlage gehoben werden durch einsetzung eines wortes. während die von Ritter, Wölfflin und Prammer eingesetzten wörter, *agros*, *quantum* usw. oder *cuncta*, an der sache nichts änderten, kommt durch einsetzung des richtigen wortes erst der richtige sinn in den satz: dieses richtige wort ergibt sich aus Tacitus eignen worten als ergänzung mit notwendigkeit. das wort *ulteriora* bei den Bojern fordert nämlich zur ergänzung sein gegenstück bei den Helvetiern: keiner kann schwanken, welches wort dies sein muss, so dass ein hin- und herraten ausgeschlossen ist. zu lesen ist:

*Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes
(citeriora) Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens. tenuere.*

1) kommt so ein satz zu stande, an dem kein stilist anstoß nehmen kann. diejenigen philologen, welche bestimmt behaupteten, dass der satz, wie überliefert, Tacitus stil nicht entspreche, behalten recht. 2) vor allen dingen wird so erst der satz richtig. die Bojer sind nun nicht mehr jenseits des hercynischen waldes zu suchen und es ist nicht unbestimmt gelassen, wo. sondern zunächst wird das ganze gebiet der Helvetier und der Bojer umspannt: beide keltische völker zusammengefasst besaßen das gebiet 'inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes', d. h. ganz Oberdeutschland nördlich der Donau von Baden bis Böhmen, das gebiet nördlich und östlich vom Rhein, südlich vom Main, weiter im osten südlich vom hercynischen walde (den Sudeten und ihrer fortsetzung). und innerhalb dieses gebietes besaßen 'citeriora Helvetii, ulteriora Boii'. Tacitus gibt also nicht an, wo die grenze zwischen den beiden völkern war. indessen das gebiet der Helvetier konnte er darum als 'citeriora' bezeichnen, weil es zu seiner zeit zum römischen reiche gehörte: es waren die agri decumates zwischen dem Rhein zur einen, der rauhen Alb und dem limes (Germ. 29) zur andern seite. an die grenze des reiche, die vom limes gegeben war, musste bei Tacitus 'citeriora' der leser vor allen dingen denken. Tacitus weist also südlich vom Main den Helvetiern das gebiet diesseits des limes (des Trajanswalles vom Main bis zur rauhen Alb) zu, den Bojern außer Böhmen auch noch das gebiet zwischen limes und Böhmerwald. mit dem ohne allen zweifel von Tacitus geschriebenen und von einem abschreiber ausgelassenen 'citeriora' entsprach also der satz wahrscheinlich möglichst genau den frühern tatsächlichen verhältnissen.

Frederiksberg (Kopenhagen).

HERMANN MÖLLER.

DER STRASSBURGER GÖNNER KONRADS VON WÜRZBURG.

Seine dichtung von 'Otte mit dem barte' hat Konrad von Würzburg verfasst für einen herrn von Tiersberg 'zu Straßburg in der guten stadt', wo dieser als '*próbest ze dem tuome*' (v. 755 f) die höchste würde des kapitels bekleidete. dem ersten herausgeber KAHahn wurde durch Strobel bereits ein canonicus Bertold von Tiersberg zum jahre 1247 nachgewiesen (s. 36), und Hahn

meinte, der domherr könne ja wol 'um 1260 oder auch etwas später' propst geworden sein. so naiv diese art der ansetzung war, sie hat beifall gefunden, und beispielsweise Pfeiffer Germ. 12, 28, Koberstein-Bartsch r^o 204, Lambel Erzählungen und schwänke s. 240 datieren den Otte daraufhin 'um 1260'. was wir über Konrads lebensgang und die reihenfolge seiner werke wissen oder vermuten, empfiehlt diese ungefähre zahl besser als Hahns einziger urkundlicher anhalt — und tatsächlich hat Hahn gar nicht übel geraten, wie ich im folgenden an der hand des neuen Straßburger urkundenbuches zeigen werde.

Unter den vielen hunderten von Straßburger geistlichen, welche die register von Baltzer zu bd. i und von Schulte zu bd. iii bequem übersehen lassen, erscheint das geschlecht 'von Tiersberc' di. Diersburg (eine gute meile ssw. von Offenburg) wirklich nur durch den einzigen 'Bertholdus de Thiersberc (Tiersperg, Diersberc)' vertreten, der in den jahren 1247, 1251 und 1259 je einmal als 'canonicus Argentinensis' dh. als domherr des münsters nachgewiesen ist (StUB i 236,4. 271,94. 328,29). das amt des propstes am münster hatte seit 1252 Walther von Geroldseck inne, der im j. 1260 auf den bischofstuhl erhoben den Straßburgern bald viel zu schaffen machte. wenn nun um die zeit von Walthers erhöhung der canonicus Berthold von Tiersberc aus den urkunden verschwindet, dafür aber seit 1261 ein 'Bertholdus prepositus' oder 'Bertholt der tûmprobist von Strazburg' (i 464,30) auftaucht, so gibt uns die angabe Konrads, da sie nur in die sechziger oder allenfalls in den anfang der siebziger jahre fallen kann, die zuversicht, in ihm einen Diersburger zu erkennen. sein geschlecht war in der heimatlichen Ortenau dem der Geroldsecke benachbart und obendrein waren sie verwante: das friedensinstrument vom 30 juli 1266, mit welchem der durch das 'bellum Waltherianum' aufgerührte hader seinen endgiltigen abschluss findet und das ua. auch propst Berthold mit untersiegelt hat, nennt unter dem anhang des Walther von Geroldseck auch '*sins vetteren kint dez von Tiersberc*' (i 464,10); der vater, '*dominus de Tiersberg, patruus episcopi*', war in der schlacht von Hausbergen am 8 märz 1262 gefallen (MG. SS. xvii 111, 94).

Propst Berthold von Tiersberg war mithin der unmittelbare nachfolger Walthers von Geroldseck, und für Konrads dichtung ist mit dem jahre 1260 ein fester terminus ante quem non ge-

geben. die zeit bischof Walthers freilich († 14 febr. 1263) wird man für den musen wenig günstig ansehen müssen. im sommer 1261 verließ nahezu der gesamte clerus die stadt (MG. SS. xvii 105, 29 ff), in die er gewis nicht vor märz 1263 zurückkehrte. nicht ganz sicher lässt sich der mögliche endtermin bestimmen. 'Bertholdus prepositus' erscheint in urkunden der jahre 1261 (i 361,4), 1264 (i 417,33), 1266 (i 464,27), 1272 (iii 17,8); seinen nachfolger Friedrich (von Lichtenberg?) finde ich zum ersten male 1277 (ii 41,4), aber schon 1275, beim eintritt seiner tochter Junta in das kloster der reuerinnen (Maria Magdalena), wird 'Bertholdus prepositus' als verstorben bezeichnet (iii 25,35). nach dem register iii 439 sollte man nun allerdings glauben, dass zwei pröpste des namens Berthold unterschieden werden müsten, denn zum j. 1269 (iii 6,27) wird unsere obige belegreihe 1261—1272 (1275) unterbrochen durch einen 'R. prepositus': allein die betr. urkunde (nr. 19) ist nur in ältern drucken erhalten, die selbst wider bloß auf einer copie fußen; einem dieser drucke (Herrgott) fehlt obendrein noch der 'R. prepositus', und der herausgeber bemerkt ausdrücklich, die richtige form der namen sei überhaupt aus den schlechten abdrücken nicht herzustellen. es wäre auch ein eigentümlicher zufall, wenn uns in rascher folge zwei pröpste des namens Berthold über ihre familie im unklaren ließen, während wir über die geschlechtsnamen der vier nächsten vorgänger und aller nachfolger im amt unterrichtet sind.

So dürfen wir denn die entstehungszeit des Otte vorläufig fest umgrenzen durch die jahre 1260 und 1275 — und von diesen beiden ist das von Hahn richtig geratene als ausgangsjahr auch jetzt noch das wichtigere.

Marburg i. H.

EDWARD SCHRÖDER.

GERMANISCHE ANLAUTREGELN.

Der umstand, dass die germ. ursprache ein system genau geregelter auslautgesetze entwickelt hat, beweist an sich noch nicht, dass sie auch den anlaut neu reguliert haben müste. aber eine ganze reihe von erwägungen machen dies doch von vornherein wahrscheinlich. bei metrischen untersuchungen wurde ich wiederholt vor die frage gestellt, ob gewisse eigenheiten des versanlautes nicht auf allgemein sprachlicher basis ruhen. als ich dann einmal zu ganz anderen zwecken den germ. wurzelvorrat

mit dem der idg. muttersprache verglich, drängte sich mir die Vermutung auf, dass das verschwinden alter wurzeln im germ. sonderleben durchweg phonetische ursachen habe, und zwar ganz besonders in der weise, dass der Germane wurzeln mit unbequemem anlaut ganz oder teilweise aufgab. als ich endlich im colleg eine allgemeine darstellung der germ. grammatik zu geben hatte, schien mir zum zweck genauer beschreibung des sprachlichen characters auch eine übersicht der tatsächlich vorkommenden anlaute, in- und auslaute notwendig; und hierbei bekam ich denn für alle drei fälle wirkliche regeln an die hand. ich versuche nun, diese aus metrischen, lexikalischen und grammatischen Gesichtspuncten notwendig erscheinenden anlautgesetze möglichst knapp zu formulieren und sodann ihren inneren grund aufzustellen. die leser bitte ich, nicht zu übersehen, dass es sich um einen ersten anhieb handelt*; unsere regeln werden mit der zeit besser formuliert und klarer begründet werden können. —

Wir unterscheiden einfachen und combinirten anlaut. was zunächst einfach anlautende worte angeht, so ist für vocalischen anlaut auf Sievers allgemeine bestimmungen *Phonetik*³ s. 129f und in Pauls *Grundriss* I 281f zu verweisen. wie es scheint, ist jeder urgerm. überhaupt vorhandene vocal oder diphthong an sich im anlaut gestattet. so besitzen ags. *ōra* ('litos'), got. *aivs*, got. *aukan* unveränderte idg. anlaute, got. *ahtau* die regelrechte entwicklung eines solchen.

Aber nicht alle vocale sind unbedingt gestattet. für *i* und *u* gilt folgende regel: *i* und *u* stehn anlautend gewöhnlich in tonschwacher silbe, in betonter fast nur, wenn diese zugleich lang ist. wenn auf *i* oder *u* liquida oder nasalis folgt, so wird diese regel zum gesetz.

Zumeist also stehn *i* und *u* in tonschwacher silbe. dies ist der fall in praefixen wie germ. *uz-*, ahd. *ir-*; in partikeln wie *ibu*, *uf*, *ubar*; in pronominalformen wie *is*, *ik*; im verbum substantivum: alles formen, die fast nie satzton haben.

Bei betonter anlautsilbe sind kurzsilbige substantiva — wie *idis*¹ — sehr selten, adjectiva — wie *ubil* — etwas häufiger. meist aber ist dann die anlautsilbe lang: positione oder natura. bei *i* ist das letztere häufiger: *tva-*, *tša-*, doch auch zb. got. *idreiga*

[* dieser Gesichtspunct ist auch für die redaction maßgebend gewesen. E. SCH.]

¹ vgl. hierzu Kögel Beitr. 16, 502ff, der ursprüngliche länge nachweist.

(mit urgerm. *i*). bei *u* überwiegt positionslänge: *uhna* (ofen), *uhsan* (ochse), *utra* (otter), *unthi* (woge), *ufja* (menge), *urti* (kraut), *usda* (spitze) — alle nach Fick angesetzt; auch *usila* (feuerasche), wenn es selbst nicht als *usla* anzusetzen wäre, hat position bildende consonanz. — aber sogar die worte mit langer anlautsilbe haben oft geringere tonstärke. eine kleine anzahl von adjectiven ist als erster teil von compositis sehr beliebt: ahd. *irmin*, altn. *ill*, *itr*; sie erhalten dann freilich den ton, aber ihre verwendung selbst beweist doch, dass sie früh an tonkraft eingebüßt hatten: worte von selbständiger bedeutung sinken nicht zu adjectivischen praefixen herab.

Die regel hat zur folge, dass mehrere idg. häufige wurzeln urgerm. in abnahme sind. die wurzel *i* (gehen) ist fast ganz verschwunden; von *iç* (besitzen) und *is* (begehren) sind nur ableitungen mit andern anlauten vorhanden. — wurzeln mit anlautendem *u* sind schon idg. selten. aber auch von ihnen sind *uk* (gewohnt sein) und *ud* (benutzen) bis auf einige langsilbige ableitungen verschwunden, und nachgot. ist die erste (got. in *biûhts*) ganz untergegangen. auch das schöne idg. wort für morgenröte haben wir so verloren. —

Bei *i* und *u* vor verschlusslaut und spirans herrscht also nur abneigung gegen betonung kurzer silben. vor *r l m n* wird diese abneigung zum gesetz.

Tonarme formen sind namentlich die so häufigen praefixe ahd. *ir-* *un-*, partikeln wie *in*, *umbi*, *under*, dann aber, besonders charakteristisch, die pronominalformen. wir besitzen in dieser abneigung der germ. sprache wahrscheinlich den grund, weshalb in *irá irú imó inán* dem *i* der accent sogar völlig vor-enthalten blieb. warum aber wider *iro* eine ausnahme bildet und den, wenn auch syntaktisch schwachen, ton auf der wurzel-silbe erlangt, das ist so wenig jetzt wie früher zu erklären.

Volltonige formen haben doppelconsonanz oder langen vocal; positionslänge überwiegt durchaus: ags. *irre*, altfries. *irst*, ahd. *irdtn* — ahd. *ilki* (Graff I 245), ags. *ilca* (pronomen) — ahd. *untorn*. mit naturlänge zb. altn. *ûr*, ahd. *ûro*.

Ausnahmen hat diese regel so gut wie gar nicht. von ein paar namen wie *Iro* und *Uro* abgesehen finde ich eigentlich nur eine: ahd. *irah* (neben *uronta* consternantem Graff I 459 steht *urronta*, neben *ula* ebd. I 234 stehn *ûla* und *olla*).

Es darf daran erinnert werden, dass der häufigste fall dieser stellung der beiden vocale, nämlich die anlaute *ir* und *ur*, got. ja ganz allgemein durch brechung beseitigt wird. vielleicht ist das nur der comparativ der urgerm. und in allen andern germ. dialecten modificierten abneigung gegen diese anlaute.

Übrigens sind diese regeln nicht ausschliesslich germanisch, auch lat. ist wenigstens vor *r* silbenlänge bedingung: *urbs urna ursus* — *ūro ūrus* — *irruo* — *īra*. griech. scheint sogar lediglich naturlänge gestattet; *īr*, *ūr* sind nicht selten, *īr* fehlt. dagegen kommt vor *l* vereinzelt kurze silbe vor: *ŭlulare*; weit freilich überwiegt doppelconsonanz: *ἰλλός*, *ille ullus*. vor *m n* sind griech. und lat. keine beschränkungen: *īmago*, *ἰνέω*. die germ. anlautsregel scheint also, wie das germ. accentgesetz und wie bestimmte acte der lautverschiebung, die verallgemeinerung einer urdialectischen bewegung. sie hat wider den verlust älterer worte zur folge, zb. lat. *ulucus* = skr. *ulūka* (Fick I 32) wird urgerm. aufgegeben.

Für *ar al am an* existieren weder germ. noch aufsergerm. derartige beschränkungen: got. *ara alan*, ags. *arod alet*, ahd. *aran alah* usw.; ganz ebenso lat. *ārator āliquis*, griech. *ἀρά ἀλύσχω*.

Die regel ist also wirklich in zweifacher weise beschränkt: sie gilt erstens nur für *i* und *u*, und zweitens nur für den echten anlaut, dh. für silben, die weder flexivische noch syntaktische enclitica sind (wie *un- ir-* einerseits, partikeln, pronominalformen, copula anderseits). wir können sie also einfacher so formulieren: altgerm. stehn *i* und *u* im echten anlaut in langer silbe — bei folgender liquida und nasalis immer, bei andern lauten fast immer.

Die regel wird nun nicht etwa in der art durchgeführt, dass *i* und *u* in erster silbe vor *r l m n* gedehnt würden. das ist mhd. praxis: 'liquidae stören vorausgehnde kürze, indem sich ihr vocalischer nebenton dem wurzelvocal verschmilzt. die mhd. dichter brauchen häufig reime von *an : an*, *in : in*, *er : er*, *or : or*, *ir : ier*, *ur : uor*' (Weinhold Mhd. gramm. § 15). doch scheint auch mhd. die dehnung vorzugsweise am wortschluss beliebt. altgerm. bleibt jedesfalls in tonsilben die quantität des vocals vor liquida unbehelligt, wie denn auch consonantisch anlautende silben auf ungedeckte liquida kurz sein dürfen: ahd. *birut*, *kuri*, altn. *firin*, *munud*, ags. *hama*, *geþuren*. die regel betrifft also wirklich den vocalischen anlaut ausschliesslich. und sie wird auch

nicht durch verdoppelung der liquida durchgeführt; wo doppelte liquida folgt, ist sie aus idg. zeit begründet: ahd. *irri* zu got. *airzis* mit derselben assimilation wie lat. *errare*. sie wird also auf eine dritte art durchgeführt, indem nämlich die widerstrebenden wurzeln oder worte aufgegeben werden.

Dies ist, so weit ich sehe, der einzige fall, in welchem vocalische anlaut bestimmten regeln unterworfen scheinen. bei dem häufigen tausch von *ar* und *ra*, *ul* und *lu* usw. greift jedoch vocalischer schon zum consonantischen anlaut über.

Einfacher consonantischer anlaut ist zunächst wider unbeschränkt. jeder überhaupt vorhandene consonant kommt urgerm. im anlaut vor, doch ist *p* ungemein selten (wie idg. *b*) und *j* fast ganz für pronominalstämme reserviert. besonders beliebt sind *r s f k t*. die vier letzten consonanten sind sehr oft mit andern consonanten, und zwar *f k t* fast immer mit liquiden, nasalen oder *r* verbunden. wo das nicht der fall ist, enthält die erste silbe der mit *s f k t* anlautenden wurzeln überwiegend wenigstens am schluss ein *r* oder *l*, was bei den mit *g d* anlautenden wurzeln nicht ebenso häufig scheint. eine regel, dass jede mit *s f k t* beginnende wurzel *r* oder liquida oder nasal enthalten müsse, existiert freilich nicht (zb. urgerm. *kovi* kuh, *taita* heiter). aber ziemlich oft sind doch idg. wurzeln aufgegeben worden, die urgerm. diese gestalt angenommen hätten: so die idg. wurzeln *gadh* (fassen) — denn got. *gitan*, engl. *to get* kann man nicht mit Fick 1³ 65 hierher stellen — *gad* (sprechen), *gas* (erlöschen), *daç* (zeigen), *fig* (malen). — allgemein aber kann man die regel aussprechen: *f k t* sind urgerm. als anlaut in offener silbe nicht geduldet. jedesfalls also muss die so anlautende silbe noch einen consonanten enthalten, am liebsten *l r*. für *s* gilt diese regel nicht.

Es werden also urgerm. alle wurzeln abgelegt, die idg. nur aus *p g d* + vocal bestehn. dies ist eine bedeutsame gruppe wichtiger wurzeln. hierher gehören *pd* 1 (trinken) und *pd* 2 (schützen) — denn in der oxytonierten ableitung *patár* steht *p* ja ursprünglich nicht im echten anlaut, sonder proklitisch vor der tonsilbe; weiter *pi* (schwellen), *pu* (schlagen). bis aufs gotische gelangt *pi* (höhnern) in *faian*, später lebt es nur im part. 'feind' noch fort; aber *fjands* hat *fjands* neben sich und später wird durch unterdrückung des vocals der endung der anlaut in geschlossene silbe gestellt, oder das wort stirbt aus, wie englisch. nur *pu* (faul

werden) kommt bis in spätere perioden — aber in einer ableitung mit *l*: got. *fûls*, ursprünglich auch in altn. *fûi* (fäulnis) [dazu *feyga-fûinn?*]. — mit *g* lautet idg. die starke wurzel *gd* (gehn) an, die deshalb das schicksal der gleichbedeutenden wurzel *i* teilt; ferner *gd* (tönen), *gi* (bewältigen), *gu* (cacare), *gu* (treiben). einige kommen noch bis in die älteren germ. sprachphasen, sterben aber got. oder spätestens ahd. ab: *gd* (glänzen), *gu* (schreien); nur in wenigen ableitungen dauert *gi* (leben) fort, welches noch dazu anl. doppelconsonanz entwickelt hat. — mit *d* beginnt die bedeutende wurzel *dd* (geben), der wurzel *gd* parallel, ferner *dd* (binden); *du* (brennen) fehlt mindestens mhd., nhd., auch engl. usw.

Eine allgemeinere abneigung gegen idg. offene wurzeln überhaupt besteht durchaus nicht. idg. wurzeln mit vocalischem auslaut sind erhalten, wenn sie nur nicht mit idg. *p g d* (urgerm. *f k t*) anlauten: *md* (messen), *mi* (vermindern), *sd* (säen), *su* (erregen) sind wurzeln, die unverändert urgerm. fortdauern, und ebenso treiben wurzeln mit idg. *gh dh t* wie *gi* (gähnen), *dó* (setzen), *thu* (schwellen) ihre blühenden triebe bis in die gegenwart.

Stärker noch als das zahlenverhältnis der erhaltenen zu den verlorenen idg. wurzeln spricht die qualität der letzteren gegen die annahme des zufalls. wurzeln wie *dd*, *gd*, *pd* gehn nicht ohne jede bestimmte ursache verloren. an der bedeutung kann es bei ihnen wahrhaftig auch nicht liegen. und also liegt es an der lautlichen gestaltung. so entschieden urgerm. sonst stimmloser anlaut bevorzugt wird (*t k f s*), so entschieden besteht auch die neigung, entweder den cons. oder den vocal der anlautsilbe mit eng sich anschmiegenden lauten zu verbinden. entweder geht der anlautende tonlose consonant selbst eine doppelconsonanz ein, oder seine silbe schließt mit einem zweiten consonanten, am liebsten mit der liquida, die ja dem vocal am nächsten verwant ist. (der bequemlichkeit wegen fassen wir hier *l, m, n, r* unter diesem ausdruck, wie früher üblich, zusammen.) wurde diese intimität zwischen vocal und liquida doch so früh gefühlt, dass gruppen wie *em, ar, la* die ältesten binderunen ergaben (vgl. Wimmer Runenschrift s. 168). —



Was kann der grund dieser regel, oder sagen wir noch vorsichtiger, dieser sprachneigung sein?

In all diesen fällen wird die anlautende silbe gleichsam um-

pfählt von einer schützenden umwallung. mag der zaun aus den durcheinandergeschobenen holzstäben eng zusammengehöriger consonantengruppen (wie *str*, *fl*, *kr*) bestehn und vorn schützen, oder hinten eine mauer aus dem kitt der vocale und den ziegelsteinen der liq. errichtet sein (wie *kar*, *ful*) — immer ist eine stärkere abgrenzung vorhanden als bei einer wurzel wie *pd*. indessen diese bevorzugung der ersten silbe würde noch nicht erklären, weshalb gerade liquidae so beliebt sind. und anderseits fanden wir vorhin bei vocalischem anlaut gerade für diese schwierigkeiten.

Ich glaube, diese verschiedenen regeln sind am besten aus der bewegung herzuleiten, welche durch die allmähliche durchführung des germ. accentgesetzes in den urgerm. sprachstoff oder vielmehr in den sprachstoff derjenigen Indogermanen, aus denen eben die Germanen sich loszulösen begannen, gebracht wurde. der accent ist idg. frei und überwiegend musicalisch; nun wird er nach und nach auf die wurzelsilbe geheftet und überwiegend expiratorisch. der unterschied zwischen tonsilbe und nebetonsilbe wurde durch beide umstände vergrößert. der hauptton schwebte nicht mehr auf einer durch alle silben gebildeten scala, sondern schied sich von allen andern silben schroff ab; und diese, die in keinem fall mehr (wie früher etwa in einem casus obliquus) des accentus teilhaftig wurden, sanken in ihrem wert. so ist denn auch das germ. auslautsystem eine folge des accentgesetzes. — jene beiden neuerungen waren aber selbst schwerlich von einander unabhängig. dass der accent auf die stammsilbe geheftet wurde, war sicher das ursprüngliche; denn eine bewegung dieser art reicht ja in die idg. urzeit zurück. alle Westeuropäer, außer den Germanen auch die Kelten, die Griechen, die Lateiner haben an einer derartigen festlegung des haupttons teil. die umwandlung des wesentlich tonsteigernden accents in den wesentlich tonverstärkenden aber war erst eine folge der barytonierung; ist sie ja doch in ahd. zeit noch nicht völlig durchgeführt, ja noch jetzt nicht in den 'singenden' dialecten. sie folgt psychologisch aus der betonung der ersten silbe. durch diese neue betonung werden naturgemäß die nebensilben oft verkürzt, weil sie als nebensächlich undeutlicher gesprochen werden. zu den wesentlichen zügen jedes tonbildes gehört aber sein zeitmaß. wir nehmen kaum je bei der aussprache einem wort einen teil seiner kraft, ohne ihn anderswo wider einzubringen (vgl. QF 58, 34).

am deutlichsten tritt diese erscheinung in der mit unrecht jetzt gewöhnlich an den pranger der gänsefüßchen angeschlossenen 'ersatzdehnung' auf. durch verlust eines lautes — eines nasals zb. — wird die zeitdauer des wortes verringert; da man aber noch die ursprüngliche zeitdauer im gedächtnis hat, fügt man durch ein ausruhen auf dem vocal das verlorene zeitteilchen wider dem wortbilde ein. — so also wird es auch damals gewesen sein: die tonsilbe wurde gedehnt, zunächst nicht durch den accent, aber doch um des accentes willen; und allmählich übernahm dann der mit dehnung der silbe (nicht gerade immer mit dehnung des vocals!) gewohnheitsmäfsig verbundene accent die dehnung selbst: er wurde tonverstärkend.

Auf jeden fall ist in der zeit, in der das germ. accentgesetz sich durchsetzte, der tonabstand von der ersten zu den späteren silben ein bedeutender. nirgends fällt aber der ton jäh ab als in einer mit tonlosem consonanten beginnenden offenen silbe. der exspirationsdruck hebt gleichsam die anlautsilbe auf einen wellenberg, um sie dann in das tiefe thal der tonlosigkeit herabzuschleudern. ist nun aber vor oder nach dem vocal ein consonant vorhanden, auf dem die stimme etwas aushalten kann, so wird die disharmonie gemildert. es erschien deshalb wol ein urgerm. stamm *dédi-* zulässig, wo der stimmhafte anlaut gleich einen teil der tonkraft wegnahm und so dem vocal weniger liefs, nicht aber zb. ein *fddi-* zu *pd*, oder wenigstens nicht mehr, als der expiratorische accent seine volle stärke erlangt hatte: got. kommt *fap* noch vor, aber auch blofs als minderbetonter zweiter teil von compositis, nachgotisch verschwindet es ganz. — ebenso steht es aber auch mit anlautendem vocal vor liquida. bleibt zuviel tonkraft für das silbenschiessende *r* oder *l*, so fällt die stimme jäh herab; ist ein teil dieser kraft durch langen vocal vorher oder durch die anpassung auf einen neuen consonanten nachher ihr entzogen, so ist das misverhältnis geringer. in *irach* entsteht etwa dies tonbild: , in *irdin* dagegen . wenn *a* die anlautsregel nicht hat, so liegt das vielleicht daran, dass die gröfsere modulationsfähigkeit der extremen vocale mitspielte, vielleicht auch blofs an der sehr viel gröfsern häufigkeit des *a*: es konnten nicht alle worte dieser form aufgegeben und ersetzt werden.

Indes, wir geben zu, dass erklärungen solcher regeln immer viel subjectives behalten. die hauptsache bleiben die tatsachen;

dass aber tatsächlich stimmloser anlaut im germ. seine eigenheiten hat, lässt sich auch für spätere zeit zeigen.

Wie urgerm., so wird auch ahd. die gruppe *p t k* besonders gern zur wörteröffnung benutzt. in Notkers Regel stehn *p t k* im satzanfang und nach stimmlosem laut. in viel weiterem mase aber zeigt die zweite lautverschiebung vorliebe für den tonlosen anlaut: *d* wird allgemein zu *t*, anl. *b* und anl. *g* werden wenigstens auf weiten gebieten zu *p* und *k*. die urgerm. *tenuis* aber behalten ihre tonlosigkeit, ob sie nun zur affricata oder zur doppelspirans verschoben werden.

Dazu stimmt nun noch mhd. die regel, dass *tenuis* cäsur fordert (QF 58, 19). irgend welche beschränkungen gelten hierbei weder für den anfang des ahd. wortes noch für den des mhd. kolons. nach durchführung des neuen tonsystems hatten sich ja zwischen die hochtonsilbe und den rest des wortes vermittelnd nebensilben eingeschoben, und so war der jähe absturz von der tonsilbe zur nebensilbe gemildert. dass er aber noch immer gefühlt wurde, beweist die mhd. verskunst. für den mhd. vers gelten ähnliche regeln wie für das altgerm. wort: *p t k* allein in offener silbe werden fast ganz vermieden; wo diese consonanten anlauten, schliesst entweder liquida die silbe oder, noch lieber, sie stellt sich zwischen *p t k* und den vocal. — aber ein unterschied bleibt freilich: altgerm. war mit diesen cautelen anl. *tenuis* sehr beliebt, mhd. wird sie überhaupt lieber vermieden.

Die mhd. dichtung, in allen fragen der harmonie und des wolklangs feinhörig wie keine zweite, lässt ungern einen vers mit einem laut beginnen, die ihn vom schluss des vorigen zu stark abheben würde. ebendeshalb fügen sich die worte so wundersam:

*si koment den man mit siten an,
si tuont sich ndhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.*

vocale, *d s*, sind die herrschenden anlaute der mhd. poesie; daneben ist *v* ziemlich häufig, *f* aber nicht. — was nun speciell die fortis angeht, so ist ihre vermeidung am versbeginn geradezu ein kriterium grösserer sorgfalt bei mhd. dichtern. alle Spervogelstrophen haben noch nach der lässigeren und altertümlichen art der fahrenden öfters anlautend *t* und *k*; dass in den betreffenden worten fast stets einer jener vermittelungslaute, zumeist *r*,

vorhanden ist, liegt schon im sprachstoff. — aber in den älteren Hergerstrophen ist *k* sogar besonders häufig: *Kerlinc* MFr. 26, 15 *korn* 30, 6 *krist* 30, 13 *künec* 30, 22. in den jüngeren Spervogelstrophen steht dagegen nur noch das eine *kein* 20, 26. die minnedichter meiden *k* von anfang an; nur 5, 2 *kumest*: auch hierdurch beweist das altertümliche verschen Carm. Bur. 136^a seinen volkstön: *chume* beginnt die hälfte der verse. natürlich hat der tugendhafte schreiber Hartmann nirgends anlautendes *k*. merkwürdig aber ist es, wie bei Reinmar dieser unschuldige versanlaut fast als kennzeichen der unechtheit angesehen werden kann. es steht 180, 31 *kam* in einem von Burdach s. 220 angezweiferten lied, 185, 6 *kume* in einem von Erich Schmidt und Burdach s. 221 Reinmar abgesprochenen gedicht, 194, 35 *konde* in einem von diesen kennern ihm allerdings gelassenen, aber nicht völlig sichern liede (Burdach s. 229); ebenso steht es mit *künne* 201, 35. als ganz sichere ausnahme bleibt somit bei Reinmar nur 197, 15 — wo aber das erste wort des ganzen gedichtes mit *k* beginnt und also die von uns als grund der vermeidung stimmlosen anlautes betrachtete glatte verbindung von versschluss und versanfang nicht in betracht kommt. — in strophen, die Haupt Reinmar abspricht, steht dagegen *kame* 305, 6, *klage* 313, 2.

Nicht ganz so streng wie bei *k* ist die regel bei *t*. zwar einfaches *t* erlauben nur die volkstümlich-altmodischen strophen wie *tougen* 3, 12 (in den Carm. Bur. dicht neben den *chume*-versen), *tæt* Riet. 19, 10, *tugende* Dietmar 36, 30. bei Reinmar ist *t* (wie *k*) fast verdächtig: *tuo* 176, 6, *tuoz* 176, 21 und *tougenlichen* 177, 6 in einem und demselben, von der hs. A Reinmar dem fiedler zugeschriebenen gedicht (welches jedoch Burdach s. 218 für echt hält). 179, 28 ist *tuot* in *hdt* zu ändern (ebd. s. 219). 185, 17 *tanzen* mit *kume* 185, 6 in demselben unechten gedicht. es bleiben aber doch drei ausnahmen sicher: *tæte* 160, 32, *tuot* 179, 1, *tuos* 190, 10. in den sicher unechten strophen steht *tumber* 310, 7. Hartmann hat *t* nirgends im versanfang. — zeigt sich schon in den formen von *tuon* bei Reinmar eine geringere strenge als bei *k*, so ist allgemeine licenz, dass *tr* anlauten darf. so in frühen gedichten *triuwe* 21, 33 und 31, 5 Sperv., *trûric* 32, 20 und *tragen* 38, 6 bei Dietmar, *tribet* in einem volkstümlichen liedchen 204, 9. ebenso Hausen 42, 13 *trûren*. aber Reinmar hat nur *træste* 190, 37 in einer strophe, die mit

jenen vielleicht Reinmar dem fiedler gehörigen eine gruppe bildet (Burdach s. 218); 179, 4 wird mit b E *vrōude* in den versanfang gesetzt werden müssen.

Auch *f* lautet nicht gern allein an. alle gestatten sich *frowe*, sogar Hartmann 217, 8, der auch 214, 2 *frōite* hat; ebenso Reinmar 172, 1 *frōide*, 192, 23 *frāge*. aber *fūeres* 182, 24 (neben dem erlaubten *frōide* 182, 20) steht in einem wol sicher unechten gedicht (Burdach s. 220). Dietmar hat 34, 14 *fremedet*, ebenso Hausen 50, 33 *frōmde*. — *f* als alleinigen cons. versanlaut meiden auch die ältesten. — *v* dagegen steht nicht nur bei den älteren, in dem in den Carm. Bur. beliebten *vil*: 116a. 141a. 144a, sondern auch bei Reinmar *verliese* 167, 11, *vdhe* 173, 15; *f* und *v* sind eben im klang noch verschieden, *v* der für den inlaut — und daher auch für die liednähte bestimmte laut.

Der unterschied in der behandlung dieser anlaute, den jüngere und ältere, echte und unechte strophen aufweisen, beweist, dass die vermeidung der stimmlosen anfänge nicht lediglich aus dem sprachstoff hervorgeht. formen wie *triuwe*, *trōst*, *frouwe*, *frōide* haben im mhd. vers vor *tuon*, *fūeren* eben das voraus, was altgerm. *frt-* vor altgerm. **fapar* voraus hat: der unterschied ist ein gewollter, zweckmäßiger. aber allerdings ist es vollkommen richtig, dass anlaute mit tenuis mhd. überhaupt nicht sehr häufig sind. schon späthd. tritt ja anl. *p* meist, anl. *k* fast immer vor den älteren lenes zurück, während allerdings *t* unberührt bleibt. diese grössere seltenheit der ahd. so beliebten tonlosen anlaute in der mhd. sprache beweist aber lediglich, dass hier wie überall der poetische gebrauch lediglich die quintessenz des sprachgeistes bedeutet. und hiermit kommen wir auf den allerwichtigsten punct.

Wir haben eben ausgesprochen, dass mhd. tonloser anlaut unbeliebt ist — in der sprache überhaupt wie besonders im verse —, dass dagegen ahd. gerade tonloser anlaut beliebt ist und nur bestimmte formen desselben aus bestimmten gründen einschränkungen unterliegen. worauf beruht nun dieser gegensatz? man sieht wol, dass er hand in hand geht mit dem gegensatz der barytonierenden allitteration und des oxytonierenden endreims, des altgerm. gegenrefrains und des mhd. refrains sowie vieler verwanter begleiterscheinungen. suchen wir aber dem gegensatz auf den grund zu gehn, so dürfen wir wol sagen: die altgerm.

zeit nimmt das wort, die mhd. (und ebenso die gleichzeitigen andern germ. dialecte) nehmen den satz als einheit. stark und energisch sondert der germ. urdialect das wort aus der gebundenheit des satzes aus. die wesentlich logische einrichtung des accentgesetzes dient vor allem der isolierung des wortes: wenn es vorher durch die sandhiregeln des satzes wechselnde tonbilder annahm, bleibt es nunmehr starr, von der umgebung fast unberührt; derjenige teil, welcher vor solcher umgebung am leichtesten zu isolieren ist, die erste silbe, wird zum regierenden teil gemacht. aber auch rein lautliche vorgänge dienen demselben zweck. vom anlaut beginnt die verschiebung der idg. med. aspir. zur spirans (und weiterhin zur media); die gemeingerm. schwächung von anl. χ zum h oder zum schwund des anlauts bleibt vielfach ganz auf den anlaut beschränkt. in beiden fällen wird der anlaut der aspiration beraubt, weil die schärfere aussprache das neue wort stärker hervorhebt. die anlautgesetze, mögen sie auch selbst nur consequenzen der andern regeln sein, wirken in gleicher tendenz. bedenkt man, dass von den vier im skr. häufigsten auslauten: $ch\ m\ n\ t$ (Whitney § 149) zwei urgerm. gänzlich verboten sind, so tritt die verschiedenheit der auf weiche wortbindung bedachten altindischen und der auf scharfe wortabhebung sinnenden altgerm. sprache deutlich ins auge. ebenso schwinden altgerm. die meisten vocalischen auslaute, die im skr. besonders beliebt sind: bei vocalischem schluss geht das eine wort ja fast unwillkürlich in das andere über. so bindet jene älteste binderune, auf die wir schon einmal bezug genommen haben, gerade ein auslautendes e mit einem anlautenden m (Wimmer aao. s. 104). — auch hier können metrische regeln die sprachlichen verdeutlichen helfen: mit ganz ähnlichen, nur freilich weit mehr ausgearbeiteten grenzgeboten wird im vers der classischen mhd. dichtung das vorletzte wort von dem (vocalisch beginnenden) letzten abgeschlossen. — man lese nur einmal ein beliebiges stück Ulfilas zwanglos laut vor: man wird sofort sehen, wie die bindung zweier selbstständiger worte sich fast von selbst verbietet. nur tonschwache worte, pronominalformen besonders, schmiegen sich oft an das folgewort, seltener an den vorgänger an.

Im übrigen gebrauchen die altgerm. dialecte nicht alle die gleichen mittel, um den auslaut vom inlaut zu scheiden. ob aber das gotische tönende spiranten auslautend in tonlose wandelt, das

altnord. auslautende *n* unterdrückt oder das ahd. auslautende gemination vereinfacht — ein bewusstes abheben der stellung in pausa liegt allemal vor. eine weitgehende milderung dem gotischen (und vollends dem urgerm.) gegenüber ist freilich in den späteren dialecten nicht zu verkennen. die phonetische isolierung der worte ist dabei überall von einer syntaktischen begleitet: wie die compositionsungeheuer des sanskrit exponenten der indischen lust am verschmelzen und zusammenrühren der silben sind, so beweist die starke zunahme der wortzusammensetzung vom gotischen zu den späteren dialecten eine zunehmende tendenz von der isolierung der worte zur durchcomponierung der sätze.

In mhd. zeit ist nun diese bewegung — ohne die die durchführung der endreimpoesie schwerlich denkbar wäre — zum abschluss gelangt. nicht mehr die streng logische vereinzelnung der worte, sondern ihre harmonische fügung ist nun das Lieblingsziel des sprachgeistes. und so kommt es in lautlehre und syntax oft zur geraden umkehr althochdeutscher regeln. das schlagendste beispiel, die rückverschiebung, haben wir schon angeführt. urgerm. war auslautendes *d t* beseitigt worden; mhd. tritt es gern an. wenn einstmals idg. **dōnt* zu ahd. *zan*, idg. **bhernt* zu got. *bērun* geworden war (Kluge in Pauls Grundriss I 360, 2), so wird jetzt aus *nīman* *niemand*, aus *allenhalben* *allenthalben* — eine jener merkwürdigen sprachlichen restitutionen, über die noch im zusammenhang einmal zu handeln wäre.

Anlaut und auslaut, das sahen wir schon vorhin, sind von einander nicht unabhängig, sondern beider regulierung fließt aus gemeinschaftlichen principien. diese aber berühren auch den inlaut. daher stehn sogar auch in bezug auf den inlaut ahd. und mhd. in widerspruch. das mhd. beseitigt die ahd. zahlreich entwickelten sprossvocale, wie es überhaupt den wolklang im wort zurücksetzt gegen den im satz. seine allgemeine tendenz ist die euphonische vermittelung der worte. deshalb stößt es nach der so glatt vermittelnden liquida das stumpfe *e* gern ab, das durch die abschwächung der endungen schon zum kennzeichen des wortschlusses geworden war; deshalb stellt es in fällen wie *mé*, *wā* sogar offenen auslaut her. allerdings scheint dieser allgemeinen neigung eine sehr bekannte regel zu widersprechen. wenn ahd. nur selten auslautende lenis zur fortis ward, geschieht mhd. dies regelmäßig. wird nun aber hierdurch nicht

der auslaut ebenso stark hervorgehoben, wie ahd. der anlaut, wenn dort lenis zur fortis ward? gewis. aber gerade auch diese ausnahme ist charakteristisch. vorzugsweise handelt es sich ja um verbalformen, die in der regel am satzschluss stehn. wir finden denn auch wirklich, dass 'vocalischer anlaut des nächsten wortes, auch zuweilen *m, d, s* die lenis oft erhält' (Weinhold Mhd. gram. § 148), wenigstens bei der labialis; auch bei ausl. *d* kommt nach liquida bewahrung der lenis vor (ebd. § 172).

Wir haben uns bei dem einfach consonantischen anlaut am längsten aufgehalten. weil dies der lehrreichste fall ist, glaubten wir an ihn gleich einige allgemeinere betrachtungen knüpfen zu dürfen. denn wenn die betreffenden regeln auch an sich sprachlich keine groſse tragweite haben — sie kommen fast nur für die lexikalische vergleichung in betracht —, sind sie doch lehrreich für die allgemeine entwicklung der sprache. ich weiß wol, dass die alte lehre vom durchgehn der 'sprachidee' durch isolierende, affigierende und agglutinierende zustände jetzt vielfach ganz verworfen, allgemein aber skeptisch angesehen wird. mir scheint es doch wahrscheinlich, dass die lehre von den drei aggregatzuständen der sprache wider zu ehren kommen wird; mir scheint sie nicht sowol der speculierenden sprachphilosophie anzugehören, als vielmehr einfach der erfahrungsmäßigen sprachwissenschaft. für sie spricht, dass im einzelleben jeder sprache jene drei stufen sich wiederholen. vergleichen wir die einfache coordination der sätze in alter zeit mit der mäßigen subjunction der mhd. prosa, mit den verwickelten perioden der neuzeit, die den eingearbeiteten satz bis zur unkenntlichkeit biegen und zerreiſen, so finden wir wider isolierende, affigierende, agglutinierende zeit; denken wir an die stufen der wortzusammensetzung von der bloſsen zusammennrückung (got. *ga- α -laubjats*, *baurgsvaddjus*) über die beliebte und klare composition späterer epochen zu der rein mechanischen wortfabrication unserer tage, so sehen wir dieselben stufen. sollte es sich nicht einfach um phasen notwendigen lernens und vervollkommnens handeln? sollte diese urgerm. wortvereinzelung, dann die mhd. art die rundung des satzes zur hauptsache zu machen, endlich der nhd. periodenbau nicht in gleicher weise eine unvermeidliche stufenleiter darstellen?

Wir kommen zu den regeln für anlautende doppelconsonanz.

Von solchen anlauten abgesehen, die durch die lautverschiebung unmöglich gemacht wurden (*ghr ghv, dhr dhv, bhr*), fehlen urgerm. drei idg. anlautende consonantenverbindungen: *gv, pr, sr*. doch hat jede von ihnen eine andere stellung. nur bei *sr* liegt unzweifelhaft germ. abneigung vor: in völlig sicherer weise wird diese verbindung im anl. durch *str* ersetzt, geradeso wie auch sonst *t* gern vermittelnd in schwierige consonantengruppen eintritt (nhd. *eigentlich* udgl.). dagegen ist einerseits bei *gv* zweifelhaft, ob dieser anlaut idg. vorkam (Fick stellt 1³ 78 die wurzel *gvar* auf), andererseits ist zweifelhaft, ob urgerm. *pr* wirklich vermieden wurde. zwar scheinen alle alten worte mit *pr* entlehnt (auch got. *praggan* Schade II 685), aber der umstand selbst, dass alle germ. dialecte lehnworte wie 'priester' rasch und völlig einbürgern, spricht gegen die annahme einer einstigen antipathie gegen diesen anlaut. wurzeln mit idg. *br* waren nicht vorhanden, wurzeln mit idg. *pr* sind zahlreich zu dem durch die lautverschiebung hergestellten und beliebten anlaut *fr* herübergeführt worden. es bleibt also schliesslich nur ein idg. anlaut urgerm. wirklich verboten: *sr*. problematisch ist die verwandlung des *mr* in *br* (Johansson Kuhns zs. 30, 445f), und sie wäre gemeinindogerm. die verbindungen von *s(z) + guttural + l, m, n*, über deren vereinfachung durch ausstossung des spiranten oder des gutturalis Johansson Beitr. 14, 289f handelt, scheinen allgemein indogerm. dieser vereinfachung zu unterliegen; vgl. über indogerm. *s + k + m* zu *sm* Johansson Kuhns zs. 30, 424.

Durchaus nicht selten ist es dagegen, dass solche doppel-laute germ. nicht erscheinen, die in andern idg. sprachen sich neu entwickelt haben. besonders hat das griech. anlaut mit nasal nach dentalem und labialem verschlusslaut, die urgerm. fehlen: *πλᾶν δμῶς, πνεῦμα*. die einzige ausnahme bildet das zweifelhafte got. wort *bnauan* (nach Johansson Beitr. 15, 227 mit *bi-* componiert wie altn. *bnere*). ganz vereinzelt begegnen ferner die anlaut *fn* (nur in der wurzel *fnas* altn. ags. ahd., später verschwunden, alle andern fälle scheinen aus älterem *sn* herzuleiten; doch vgl. Bugge Kuhns zs. 22, 329, Johansson Beitr. 14, 329. 334) und *vl* (nur in *vlit* got. ags. as. später aufgegeben). endlich dem got. ausschliesslich eignet der dort nicht seltene anlaut *pl*. bei keinem der hierher gehörigen worte steht idg. anl. *tl* oder *tr* fest, wol aber steht die etymologie von got.

flahta zu *plekt-* πλέκτω fest, und es scheint in einem zweiten fall — bei got. *þlaqs* — die schon von JGrimm (GDS 1⁴ 245) gelehrte verwantschaft mit lat. *flaccus* zu bestehn. danach wird man schliessen müssen, dass nicht, wie man gewöhnlich annimmt, germ.-got. *þl* nord.-westgerm. *fl* geworden sei (so zb. Kluge bei Paul 1 364, 4), sondern dass vielmehr im got. aus urgerm. *fl* erst *þl* geworden sei, während nord.-westgerm. der idg. anlaut bewahrt blieb. auch got. haben wir ja noch *usflaugjan* gegenüber *þliuhan*. formen mit anl. *fl* stehn nur im ev. Luc. (*flekan* 8, 52, *flodus* 6, 49) und in den briefen (*usflaugjan* Eph. 4, 14, *flautjan* 1 Cor. 13, 4, *flauts* Gal. 5, 26, *flahta* 1 Tim. 2, 9), die auch sonst zuweilen mit dem ev. Luc. sprachliche eigenheiten teilen (Braune Got. gramm. § 194 anm.). formen mit anl. *þl* stehn überall (besonders *þliuhan*), auch im ev. Luc. (*gaþlahsnan* 1, 29, *gaþlaihts* 6, 24). nun sind die abweichungen im ev. Luc. ja auf die rechnung der späteren ostgot. abschreiber zu setzen, (vgl. Wrede Anz. xvi 66 anm. 2), diese brauchen doch aber nicht notwendig immer jüngere formen hineingebracht zu haben: der ostgot. dialect kann in seiner unlitterarischen art sehr wol eine aussprache bewahrt haben, die von dem rascher vorschreitenden westgot. dialect und insbesondere von der schriftsprache des Ulfilas schon überwunden worden waren. dies scheint zb. der fall zu sein, wenn im ev. Luc. das auslautende *d* oft gewahrt ist, wo sonst mit grammatischer genauigkeit *þ* gesetzt wird (Braune § 70 anm. 1). ebenso würden wir im ev. Marc. vielleicht **usþlaugjan* lesen. vielleicht würkt auch auf bewahrung oder wandelung des *fl* der folgende laut ein, sowie der verwante tausch von *f* mit *h* alt-sächsisch nur vor *t* stattfindet: *ahter*, *craht*. *þl* steht vorzugsweise vor hellen vocalen: *gaþlaihan*, *gaþlaihts*-, *þliuhan* enthalten *i*, auch in *þlahsjan* kann das *j* eine andeutung von umlaut des *a* bewürkt haben; vor ganz dunkeln vocalen stehn *þlauts* und *þlaqus*- beide gerade im ev. Marc. *fl* steht meist vor dunkler silbe: *usflaugjan* *flautjan* und *flauts* *flodus*, aber auch *flekan* und *flahta*. wir könnten also annehmen, urgerm. anlautendes *fl* sei vor hellen vocalen got. zu *þl* geworden, und die orthographie des Ulfilas habe diese schreibung verallgemeinert. — aber wie das auch sei: ein recht, urgerm. *þl* anzunehmen, haben wir jedenfalls nicht. wie sollte auch zb. das gemeingerm. (got. nicht belegte) ahd. *fliozzan* altn. *fljóta* ags. *fleótan*, dessen beziehungen zu der idg.

wurzel *plu* niemand bezweifelt, jemals dazwischen zu einem *þl* gekommen sein? allerdings wendet man mir ein, dass Übergang von *þ* in *f* belegt sei, nicht aber von *f* in *þ*. wenn aber die Lex Salica *þ* in *f* wandelt, so steht auch dieser vorgang im germ. sprachleben so vereinzelt, dass Heinzel (Niederfränk. geschäftssprache s. 41) ihn auf eine 'dem salfr. eigene, im nfr. wie alts. unerhörte aussprache der germ. dentalspirans' zurückführen musste. gerade für *fl-* ist aber auch an den tausch mit *sl* (Johansson Beitr. 14, 323) zu erinnern, der nicht ganz fern abliegt. — für die ursprünglichkeit von *þl* würden Osthoffs etymologien von *flehen*, *fleisch*, *fliehen* Beitr. 13, 399 sprechen, wenn sie sicherer wären.

Es bleiben danach folgende consonantenverbindungen im urgerm. anlaut: *kv kn kr kl, hv hn hr hl, gn gl gr, tr tv, þr þv, dr dv, pr pl, fr fl, br bl, vr, sk st str sn sp spr sm sl sv* und außerdem mit nur je einem fall *fn* und *vl* sowie vielleicht *bn*. besonders beliebt sind alle verbindungen mit *r* an zweiter stelle.

An erster stelle kommen hier also vor am häufigsten gutturale laute (*k h g*), am seltensten labiale (*p f l*); die dentalen stehn dazwischen, wenn man die verbindungen mit *s* nicht dazu rechnet. von den einzelnen lauten sind am häufigsten *s k f t*; wir haben es schon besprochen, wie diese als urgerm. anlaut eines zweiten stützenden consonanten nahezu bedürfen. im übrigen hängt die häufigkeit der laute in worteröffnender consonantenverbindung wol einfach von ihrer häufigkeit im anlaut überhaupt ab: *p + x* ist selten, weil *p* selten ist, *s* und *k + x* sind häufig, weil *s* und *k* häufig sind. aus demselben grunde ist spirans beliebter als tenuis, diese als media.

An zweiter stelle treffen wir vor allem *r*, demnächst *l*, weiter *n* und endlich *v*. nur nach *s* stehn andere laute: *t, p*, aber auch *m*. aber die verteilung ist sehr verschiedenartig.

Nach sämtlichen vorlauten steht *r*, nach allen labialen und gutturalen, aber nach keinem dentalen *l* (einzige ausnahme wäre germ. *þl*), nach allen gutturalen, aber nicht nach dentalen und labialen steht *n* (einzige ausnahmen *fn* in *fnasa* und got. *bnauan*). verschlusslaute, doppelconsonanzen (*tr kr pr*) und *m* stehn nur nach *s*; von den drei sonst erlaubten nachlauten aber stehen nach *s* nur *l* und *m*, dagegen *r*, der häufigste aller nachlaute, niemals. — der halbvocal *v* (an erster stelle nur vor *r*,

und einmal vor *l*) steht an zweiter stelle nach allen dentalen, nach zwei gutturalen (*kv hv*, aber nicht *gv*), nach keiner labialis. der halbvocal *j* steht urgerm. überhaupt nicht nach cons., während er später, besonders altn., ein sehr beliebter begleitlaut wird (*kj gj tj dj*, ja sogar *flj, stj* usw.).

Von diesen regeln erklärt sich nur eine aus der natur der betr. sprachlaute selbst ohne weiteres: *pw bw fw* sind für uns fast unsprechbare combinationen. aber beinahe alle andern kommen in andern sprachen vor. wir haben schon auf griech. *tl* und *pn* hingewiesen. auffallend ist besonders die seltenheit von *m* an zweiter stelle; worte wie griech. *κητός* skr. *kmar*, griech. *τμήσις δμώς* beweisen auch hier die sprechbarkeit der germ. vermiedenen gruppen. nun ist richtig, dass diese anlautgruppen (gerade wie zb. griechisch *τλᾶν* auch) erst durch unterdrückung eines zwischenvocals entstanden. weshalb wurde aber germ. in solchen fällen nie ein zwischenvocal unterdrückt? sind doch möglicherweise alle anlautenden doppelconsonanzen erst auf diese art gebildet worden. wir haben auch zb. ahd. nicht selten synkopen wie *gwisso*; niemals sind diese zu herrschenden formen geworden wie mhd. *gnade, glouben*. wir sagen wider *gewiss*, aber nicht *genade*: *gn gl* sind urgerm. anlauter, *gw* nicht. — auch mit der umkehr dieser erwägung ist nichts geholfen. man könnte etwa denken, es kämen nur solche anlautgruppen vor, bei denen ein zwischenvocal entwickelt werden kann. ich glaube allerdings, dass altgerm. *fr kr* usw. fast stets mit leiser svarabhakti gesprochen wurden, und habe dies vor kurzem in einem aufsatz über allitterierende doppelconsonanz im Heliand (Zs. f. d. phil. 26, 144 ff) zu erweisen versucht. aber diese sprossvocale waren doch überall möglich. wenn got. *ēbus* zu *ēban* wird, rechtfertigt dies ein *bnauan* noch nicht, denn ebenso wird aus **bodm bodam* (Braune Ahd. gramm. § 65), ohne dass *dm* als germ. anlaut vorkäme.

Wir müssen also die vorkommenden combinationen einzeln prüfen. da an sich keine derselben etwas auffallendes hat, stellen wir besser die frage so: warum kommen die andern combinationen nicht vor? weshalb fehlen (von unsprechbaren gruppen abgesehen) *km hm gm gv tl tm tv tn pm pn dl dm dn pn* gänzlich, *pl fn bn vl* so gut wie gänzlich? und weshalb ist *sr* verboten, *sm sn sl* erlaubt?

Wir müssen zunächst scheiden zwischen solchen urgerm. anlauten, die direct lautgesetzliche fortsetzungen von idg. anlauten sind, und solchen, die urgerm. (durch unterdrückung von vocalen, durch aufnahme neuer wurzeln, durch analogiebildung) neu entstehen. den letzteren stehn als dritte gruppe diejenigen anlaute gegenüber, die ohne bisher erkannte lautgesetzliche notwendigkeit urgerm. verschwinden.

1) Lautgesetzliche entwickelungen oder fortführungen von idg. anlauten sind *kr* (in ahd. *chranuh*, mhd. *kranz*, altn. *kring*, alle unsicher; ferner in lehnworten wie *kreuz*, *krieg*), *kl* (ahd. *chlioban* zu γλύφω), *hv* (got. *hvaþjan* zu skr. *kvath*), *hn* (wurzel *hnu* zu κνύω), *hr* (altn. *hrikta* zu κρίζω), *hl* (wurzel *hli* zu κλίνω), *gl* (nur in ags. *gleo* altn. *gly* zu χλεύη), *gr* (as. ahd. *gram* zu χρόμος), *tr* (ahd. *trāgi* zu skr. *drāgh*, wurzel *tran* zu διδράσκω), *tv* (got. *twai* zu skr. *dva*), *dr* (wurzel *drug* zu skr. *druh* aus *dhrugh*, wurzel *dran* zu θρηνοσ), *dv* (wurzel *dval* zu skr. *dhvar*), *fr* (wurzel *fri* zu skr. *prī*), *fl* (ahd. *flēhtan* lat. *plectere*), *br* (got. *bróþar* zu skr. *bhrātar*, got. *brikan* zu lat. *frango*), *bl* (ags. *blāvan* lat. *flo*), *wr* (wurzel *orask* zu skr. *vrksha*), *sk* (*skaban* zu σκάπτω), *st* (*stīgan* στείχω), *str* (ahd. *strihhan* zu lat. *stringo*, aber auch *strauma-* zu wurzel *sru*), *sn* (wurzel *snu* = skr. *snu*), *sp* (ahd. *spēhon* zu *specio*), *sm* (ahd. *smērzo* zu σμερδαλέος), *sl* (wurzel *sluk* zu ir. *slug*), *sv* (got. *swistar* idg. *svesr*, *svatan* skr. *svar*).

2) Anlaute, die urgerm. neu entstanden sind:

a) ausschließlich auf neuformationen beruhen *kv* (aus idg. velarlauten entwickelt; germ. nicht vor dunkeln vocalen); *kn* (geht immer auf germ. synkope zurück: wurzel *knó* zu wurzel *kan* *kvan*, *knd* zu wurzel *kan*, *kneva-* zu γόνυ *genu jānu*; in fällen, wo solche synkope nicht nachzuweisen ist, liegen entweder aufs germanische beschränkte wurzeln vor, wie vielleicht in *kneifen*, *knochen*, *knospe*, oder junge neubildungen wie in *knapp*, *knarren*, *knittern*, s. Kluge); *gn* (deutsch meist junge synkopen wie *gnāda*, sonst specifisch germ. wurzeln wie in altn. *gneypa* *gnýja*, as. *gnornōn*, ahd. *gnītan* oder onomatopöetische neubildungen wie mhd. *gnappen*; nach Bugge Beitr. 13, 311f auch alte synkopen wie in ags. *gnorn* zu griech. κινυρός); *pl* (nur in specifisch germ. wurzeln: altn. *plokka*, ahd. *plēgan*, ags. *plōh*); *spr* (meist specifisch germ. wurzeln wie *sprek* *sprīþ* *sprut* *sprew* s. Kluge; bei *springen* vielleicht synkope).

b) auf neuformation beruhen oft die sonst auch unter 1) ver-

tretenen anlaute *kr* (specifisch germ. wurzeln zb. in *kraft*, *krank*, *krieg*, *kraus*, *kriechen*; lehnworte wie *kreuz*; selten mit synkope wie das lehnwort *krone*); *kl* (specifisch germ. zb. ahd. *chlagôn*, ahd. *chlang*, ahd. *chlâwa*, ags. *clāþ*, ahd. *chleini*, mhd. *kluoc*; lehnworte wie *kloster*; keine fälle mit wurzelsynkope); *gr* (mit germ. metathesis wurzel *grad* zu skr. *gardh*, wurzel *grip* zu skr. *garbh*; specifisch germ. wurzel *graba-*); *br* (specifisch germ. wurzeln ahd. *bratan*, ahd. *brucca*; lehnworte wie *brief*; und nach Bugge Beitr. 15, 181. 184 auch urgerm. synkopen wie in ahd. *bródi*, got. *brûþs*); *bl* (specifisch germ. ahd. *blto*, got. *blinds*, got. *blóþa*; junge synkopen wie mhd. *bliben*; und nach Bugge Beitr. 13, 180. 181 auch schon urgerm. synkopen wie in ahd. *blódi*, got. *bleiþs*); *sk* (metathesis in as. *scarp* zu idg. *skrap*; germ. wurzeln wie *ski*, specif. ahd. *skimp*; zweifelhaft germ. *skud*, neu oder zu skr. *kšud* mit eigentümlicher metathesis); *str* (specif. germ. wurzeln *stríd*, *strub* ua.); *sn* (germ. wurzeln *snub*, *snag*; altn. *snaudr*); *sp* (germ. wurzel *spar*, got. *spinnan*); *sm* (westgerm. wurzel *smak*, *smuk*); *sw* (ahd. *swāri*, ags. *sweord*); endlich nach Bugge Beitr. 12, 412 auch *hn* in ags. *hnitu*; nach dems. Beitr. 13, 311 auch *hr* in *hrani* zu griech. *χορωνός* durch synkope.

Sehr oft gehören die hier als specifisch germ. bezeichneten wurzeln auſser unserer sprache noch der slavischen an, aber nur dieser. oft liegt dann gewis entlehnung vor — wie bei *pflug* und *graben* —, nicht selten aber auch wirklich gemeinsamer besitz der nachbarn, wie bei *schmecken*. nicht selten sind anderseits die betr. wurzeln dialectisch oder zeitlich beschränkt: *smak* ist nur westgerm., *brauchen* und *bringen* fehlen altn., *blei* fehlt ags. und zb. *kleid* und *klug* treten erst spät auf. für das behagen der Germanen an solchen anlauten sind gerade solche neubildungen der sprachen, dialecte, epochen besonders bezeichnend. lehnt man aus principiellen gründen den begriff der 'neubildung' gänzlich ab, so würde die wiederaufnahme lang verborgener worte in die litteratur kaum weniger zu bedeuten haben.

Ob lautgesetzliche fortsetzung (1) oder germ. neubildung (2) vorliegt, das ist in verschiedenen fällen zweifelhaft. besonders wichtig ist darunter aber éine gruppe. nicht ganz selten scheint es nämlich, als ob doppelter anlaut einen sonst zu verschiebenden consonanten geschützt hätte. dies ist in den verbindungen *sk* *sp* *st* ja ausnahmslose regel. aber auch Ficks gleichsetzung der

wurzel *bru* zu *βρύω* (wofür Kluge urgriech. **φρύω* annimmt; doch vgl. zb. *βρέμω* = ahd. *brēman* zu skr. *bhram*) ist nicht ohne weiteres abzulehnen; mit wurzelsynkope ist zusammenhang der germ. wurzel *grō* mit der idg. wurzel *gar* möglich. — ich habe vor kurzem gezeigt, wie in metrischer hinsicht jene andern doppelconsonanzen von den 'unlöslichen verbindungen' *sk sp st* nur dem grade nach, nicht absolut verschieden sind; es ist sehr wol möglich, dass auch in rein sprachlicher hinsicht sie denselben näher stehn als man gemeiniglich annimmt.

3) Von idg. anlauten verschwinden lautgesetzlich urgerm. *sr*, indem durch eine besondere regel hierfür (nicht blofs im anlaut) *str* eintritt, ferner in folge der lautverschiebung *ghr ghv dhr dhv bhr* usw. (s. unter 1). — ohne lautgesetzliche notwendigkeit fehlen urgerm.

a) idg. vorhandene anlaute: *gv* (idg. *ghv* selten, nur zur wurzel *ghu*; idg. *gv* ebenfalls selten); *pr* (idg. *br* selten, idg. *pr* beliebt; urgerm. nur in fremdworten).

b) in den einzelsprachen entwickelte anlaute: *km gm, tl tm, pl, dm, pn* und *mn*, von denen *pl* got. aus *fl* gebildet ist, während die übrigen griech., ind., slav. durch wurzelsynkopen hergestellt sind; bis auf eine ausnahme auch *wl*.

c) auch in den andern sprachen fehlende anlaute: *pn dn tn ua*; bis auf einzelne ausnahmen *bn* (?) und *fn*.

Auf diese gruppe 3) haben wir unser hauptaugenmerk zu richten. die anlaute *sr* (*gv pr*) hätten sehr wol durch einfache lautgesetzliche fortführung, *km gm dm pn* sehr wol durch wurzelsynkopen germ. gebildet werden können, und specifisch germ. wurzeln mit *tn pn* wären ebensogut möglich wie solche mit *kn gn pl spr*. weshalb sind diejenigen idg. wurzeln, die germ. mit *gv pr* hätten anlauten müssen, aufgegeben worden? und weshalb ist unterdrückung von zwischenvocalen bei *gn* erlaubt, bei *dm* nicht? weshalb ist bei *sr* sogar entwicklung eines zwischenconsonanten gefordert?

Offenbar hängt duldung oder verbot einer gruppe wesentlich von der natur des zweiten lautes ab. allgemein finden wir nun hier die nasale seltener als die liquidae. diese laute sind sonst germ. nichts weniger als unbeliebt, auch nicht neben andern lauten. und dies eben führt uns vielleicht auf die ursache. es wurden wol solche verbindungen im anlaut des wortes vermieden,

die im inlaut häufig waren. gruppen, die sich oft auf der naht von zweiter und dritter (oder dritter und vierter) silbe fanden, erschienen für den wortanfang zweideutig. nach dem, was wir schon gefunden haben, hat diese annahme von vornherein nichts unwahrscheinliches.

Ich nehme das gotische zum beispiel, nicht bloß weil es im ganzen die altgerm. art am treuesten bewahrt, sondern besonders auch weil es der einzige germ. dialect ist, für den wir, in Leo Meyers buch, eine vollständige lautliche beschreibung besitzen. haben wir doch für die andern nicht einmal eine solche lautstatistik, wie sie Whitney (Ind. gramm. § 75) für das sanskrit gibt; nur für das nhd. finde ich bei Hess (Geist und wesen der deutschen sprache s. 32f) eine ungefähre angabe über die häufigkeit der laute.

Nun ist zunächst *m*, als zweiter wortanlaut so auffällig selten, einer der beliebtesten suffixanlaute. im wortinlaut treffen wir besonders *hm* oft: *hiuhman- ahman- milhman-*; aber auch *gm* zb. in *bagma-*, *þm* in *maipma-*, *tm* in *ahmatjan, glitmunjan*. dagegen haben wir für *sm* einzig das wort *klismón-*, ein wort, das nicht häufig genug war, um den idg. beliebten anlaut *sm* zu discreditieren. [hierin freilich dürfte got. vereinzelt dastehn; ESchroeder verweist mich auf die häufigkeit von abd. fällen wie *wahsmo, dihsmo.*] freilich kommen auch *dm* und *km* im inlaut nicht vor.

Auch *n* ist ein sehr beliebter suffixanlaut. aber hier kommt doch gerade das anl. gestattete *sn* nicht selten vor: mit wortbildungssuffix in *anabusni, usbeisni*, mit suffixabstufung in *auhsne*, mit verbalsuffix in *usgeisman*. auch hat *kn* gewis zb. in einem verbum **drugknan* existiert. anderseits begegnen solche gruppen, die anl. fehlen, auch im inl. nicht besonders häufig: *namne* mit *mn* (wie *μνάομαι*), *abne* mit *bn* (wie in *bnanan*). dass *pn* fehlt, ist bei der seltenheit von *pn* nicht auffallend.

Ähnliche gründe können bei der vermeidung von *gv* gewürkt haben; hier war ja bei der seltenheit von idg. *ghv* nicht viel zu beseitigen. aber ohne inlaute wie in *triggva* und *glaggvo* besäßen wir doch vielleicht ein urgerm. **gvona* 'ton'. — wenn urgerm. niemals durch wurzelsynkope ein anl. *pr* geschaffen wurde, so liegt das vielleicht schon daran, dass in den betr. lehnworten (wie got. *praufeteis praizbytairei praitoria*) die erste silbe fast stets vor dem ton steht; bei einer analogen neubil-

ung wäre deshalb zu leicht ebenfalls die zweite silbe betont worden.

Wir werden mit unsern vermutungen wol nicht über die annahme herauskommen: urgerm. wurden alle aus dem idg. sprachvorrat einfach sich ergebenden doppelanlaute fortgesetzt und alle bequem sprechbaren neuen doppelanlaute geduldet, wenn nicht die gefahr vorliegt, dass sie die deutlichkeit der tonsilbe verringern könnten. das urgerm. liebt doppelten anlaut sogar mehr als einfachen und stellt ihn oft und gern neu her (*kv kn gn pl spr — kr kl gr br bl sk skr str sn sp sm sw*); für fehlenden doppelanlaut muss also jedesfalls immer eine ursache gesucht werden. in euphonischen rücksichten allein darf man sie nicht finden wollen, schon weil die auf euphonie so viel mehr beachten schwestersprachen, ind. und griech., manchen doppelanlaut gestatten (*km dm mn* ua.), den das urgerm. sich versagt. erst später beginnt diese rücksicht die sprache zu beeinflussen. wir sahen schon, dass auf die urgerm. wurzelpflege allmählich eine junggerm. satzcultur folgt. ihr dient das ahd., wenn es mit der vereinfachung der anlaute vorangeht und von allen germ. dialecten zuerst *w* und *h* vor cons. beseitigt, worin nach und nach ihm fast alle folgen. ahd. fehlen schon folgende ältere doppelanlaute: *wr wl, hl hn hr hw* (seit dem 9 jh.), *bn fn, pl pr pv*. besonders charakteristisch ist es, wie *dv* vermieden wird: zu *dwal* wird die nebenform *dul dol* hervorgezogen. auch der altn. beliebte anlaut *gn* hat ahd. abgenommen. — überall hätte hier durch zwischenvocale abgeholfen werden können, die bei der gruppe muta + liquida sich so leicht bilden. ebenso gut wie die ältesten runen *haringa, waritu, halaiban* schrieben (Noreen Altn. gramm.² § 119), hätte ja auch ahd. die aussprache von *hréo, wrttan, hlût* erleichtern können. aber noch hatte man verwirrung in den tonverhältnissen zu fürchten; hat man ja doch auch im norden die sprossvocale wider aufgegeben. lieber half man sich, indem man auf diese worte verzichtete, gerade wie man es mit wurzeln vom typus *pd* gemacht hatte.

Wenn wir für vocalischen und für einfach consonantischen anlaut zu bestimmten regeln gelangt sind, so hat es uns bei anlautender doppelconsonanz nicht gelingen wollen, über die empirie herauszukommen. wir können eben nur constatieren, dass urgerm. die anlautsgruppen *kr kl kn kv* (aber nicht *km*) — *gr gn*

(aber nicht *gl*, noch weniger *gv*) — *br bl* (aber nicht *bn*) — *pl* (aber nicht *pr*) — *sk skr str sn sp spr sm sw* (aber nicht *sr*) besonders beliebt sind, so dass viele dieser combinations durch wurzelsynkopen erst eigens hergestellt werden. weshalb zb. *gl* weniger beliebt ist, als *gr*, das vermögen wir nicht anzugeben.

Wir trösten uns aber einstweilen mit der tatsache, dass die grammatiken der nachbarsprachen über den anlaut noch weniger zu lehren wissen. auch in den modernsten lehrbüchern fand ich angaben und regeln nur für den relativen anlaut, dh. für die umgestaltung des bereits vorhandenen anlauts nach bestimmten auslauten. für den absoluten anlaut, dh. den von allen sandhitrücksichten freien wortanfang, beschränkt man sich durchweg auf die erörterung derjenigen lautgesetze, die bei bewahrung indogermanischerwurzeln eine urdialectische umgestaltung bewürken (so in allerdings sehr lehrreicher weise Stolz Lat. gramm. s. 301 f). eine vollständige beschreibung der anlaute gibt nur GMeyer (Griech. gramm. § 245 ff), und auch er wirft dabei die frage nicht auf, ob bestimmte idg. wurzelformen im griech. urdialect nicht ihres anlautes wegen überhaupt geschwunden sein könnten. für den auslaut kommt die gleiche frage kaum in betracht, weil dieser überall fügsamer ist, während der anlaut sich in der regel starr behauptet — oder mit dem ganzen wort abgeht. das gilt für die idg. ursprache (Brugmann I 488) genau wie für das romanische (Meyer-Lübke I 322) oder speciell für das französische (ebd. 511. 514). — GMeyers behandlung der griech. consonantengruppen im anlaut ist also eigentlich die einzige stelle, wo wir uns für den urgerm. anlaut von ausserhalb rats erholen könnten. aber hier ist die regellosigkeit noch viel gröfser: nicht einmal die lautgesetzliche behandlung von anl. *sk* und *sp* steht fest (aao. § 253 anm.). und während *sn* stets zu *n* vereinfacht wird, schwankt *sm* mit *m* (Solmsen Kuhns zs. 29, 84 f). ich kann also nur die griech. und lat. anlaute zur vergleichung mit den urgerm. hier aufstellen:

Griechische anlautsgruppen.

1) bewahrt aus idg. wurzel: *sm sk st sp — kl kn — gn — tr dr — pr pl pn — skl str stl spl*.

2) lautgesetzlich entwickelt: *chr chl chn phr*.

3) neu gebildet durch metathesis oder wurzelsynkope:

a) ausschliesslich: *kr gr — km — tl — tm dm — mn*,

b) neben der bewahrung: *kl — tr dr — pr*.

4) aufgegeben: *vr vl — sn sv — tv dv*.

Während das germanische doppelanlaut bevorzugt, werden griech. auch erlaubte anl. doppelconsonanzen gern vereinfacht: *sk st sp* verlieren öfters das *s* und *str* zuweilen das *t*. in beiden puncten ist das griech. zum germ. in entschiedenem gegensatz, besonders im zweiten: germ. wird *sr* stets zu *str*, griech. *str* umgekehrt zuweilen zu *sr*. — auch metathesis erlaubter doppelanlaute und sonstige umgestaltung kommt vor: *sk* wird zu *ks* und *kt*, *sp* zu *ps* und *phth*. dies sind anlaute, welche germ. absolut fehlen; griech. werden sie eigens hergestellt.

Lateinische anlautsgruppen.

Im lat. beschränken sich die anlautsgruppen fast ganz auf spirant + verschlusslaut und verschlusslaut + liquida oder nasalis. durchweg wird vereinfachung angestrebt: *sk st sp* wechseln auch hier oft mit (meist sogar überwiegendem) *k t p*; *tl — gn — sm sn sl — vl vr* werden sämtlich auf den zweiten laut beschränkt. ebenso werden dreifache consonanzen vereinfacht.

Zu fehlen scheinen idg. wurzeln mit *dl dr*. beliebt sind besonders *kr tr pr fr — kl fl* — die auch germ. häufigsten anlautsgruppen. —

Allgemeinere regeln bin ich nicht im stande aus diesen angaben zu erzielen. aber der grundcharacter der sprachen verleugnet sich auch hier nicht. auf mannigfaltigkeit des wolklangs achtet das griechische; auf wegwerfen alles überflüssigen schmucks besteht das lateinische; in sorgfältiger scheidung führt das germ. eine feingegliederte hierarchie der worte und silben nach ihrer bedeutung durch. auch die germ. anlautsregeln sind ein werk desselben geistes, der die subtilsten gliederungen wissenschaftlicher methodik — und die unmöglichsten politischen rangverhältnisse im heiligen römischen reich deutscher nation schuf.

'Berlin, 29 märz 1893.

RICHARD M. MEYER.

EINE URGERMANISCHE INLAUTREGEL.

So viel ich sehe, ist noch nirgends eine im urgerm. inlaut streng durchgeführte und folgenreiche regel formuliert worden. sie lautet: urgerm. stehn nie zwei spiranten nebeneinander. daher wird bei der lautverschiebung *kt* nicht zu *χp*, sondern zu *xt*, *pt* nicht zu *fþ*, sondern zu *ft*, *tt* nicht zu *þþ*,

sondern zu *pt* (und weiter allerdings zu *ss*, s. u.). dieselbe regel liegt auch der größten ausnahme von der lautverschiebung, der bewahrung von *sk st sp*, zu grunde. in fällen wie got. *gahugds*, as. *habda sagda* scheint idg. doppelspirans vereinfacht: *ghdh* zu *gh + t*, *bhdh* zu *bh + t* (Kluge in Pauls Grundriss I 327, d); danach tritt dann verschiebung ein. über urgerm. doppelspirans vgl. Kluge aao. 335, D: *ss* ausgenommen gehören die doppelspiranten durchweg erst den dialecten an.

Eine ausnahme von jenem gesetz macht nur *s*. dieser spirant steht sowol geminiert als auch nach *χ p f*, aber nicht vor ihnen. die verschiebung von *sk st sp* wird also durch diese ausnahme noch nicht möglich.

Wenn drei consonanten zusammenstoßen, steht zwischen zwei spiranten fast immer der typische vermittelungsconsonant *t*: got. *plauhts*. auch zwischen spirans und andern öffnungslauten steht vermittelnd *t*: *svistr*. spirans + *t* ist überhaupt altgerm. eine Lieblingsverbindung. got. wird ja die gruppe verschlusslaut oder spirans + dentalis allemal in die gruppe spirans + *t* gewandelt: nicht *pt*, sondern *ft* in *gaskasts*, nicht *bd*, sondern *ft* in *þaurfta*, nicht *kt*, sondern *ht* in *sauhts*; ebensowenig *tt*, *þt*, *dt*. die verbindungen *ft ht st* im got. vergleichen sich den urgerm. verbindungen *fs χs ss*. —

Die regel scheint specifisch germanisch. der gegensatz zu dem griech. assimilationsgesetz (*πλέκω - ἐπλέχθη*) ist zwar nur ein scheinbarer, da griech. *χθ* ja, wenigstens ursprünglich, nicht spiranten, sondern aspiraten darstellt; überdies ist auch die assimilation hier nur fürs auge berechnet (GMeyer Griech. gramm. § 275). aber griech. wird gerade das germ. stets geduldete *ss* vereinfacht: *ἔπεςσι* wird *ἔπεσι* (Brugmann Grundr. I § 563, 2). — dagegen kann wol an das ind. hauch-dissimilationsgesetz (ebenda § 475. 480) erinnert werden, obwol auch hier ind. aspirata gegen germ. spirans steht. dass aber zwei germ. unmittelbar benachbarte wurzelconsonanten ind. durch einen vocal getrennt sind, ist eine so häufige erscheinung, dass ein vergleich beider dissimilationen wol erlaubt scheint.

Berlin, 28 märz 1893.

RICHARD M. MEYER.

ZWEI GEDICHTE FRAUENLOBS.

In der Kolmarer meisterliederhandschrift (cgm. 4997) finden sich bl. 76^a—77^b und bl. 104^b—^d zwei lieder, in denen sich, was Bartsch (Meisterlieder der Kolmarer handschrift s. 11 nr 53 und s. 14 nr 95) entgangen zu sein scheint, Frauenlob als dichter nennt. bei einer etwaigen neuausgabe der Frauenlobschen gedichte wird man auch aus ihnen kriterien für die echtheit zu gewinnen suchen müssen. ich gebe sie genau nach der hs., nur unter auflösung der abkürzungen, hier wider. sie sind beide in Frauenlobs langem ton gedichtet.

Nürnberg.

TH. HAMPE.

Ein ander par von den priestern.

1. O du vil hochgelopter werder priesters nam
 du freuden stam
 menschlicher diet geschlechte
 wer daz nu recht betrechte¹
 wie got so rechte krrefftlich² sin bürde zu dir brechte
 da von din lop gelobet ist vnd all sin hymmel wunne
 Daz enmag nieman volen singen noch durchgraben
 sin kunst müsz schnaben
 an sines lobes orte
 der durch marien porta
 sleich da der ersten sachen son nach gabrieles worte
 dez [77 a] han wir vor der helle fryst den fal schuff adams kunne
 Sus sagt der wysen meynster list
 gewaltig du in hymmel bist
 vnd auch din krist
 on alle frist
 den du geber vor hell genist
 der hort ob allen horden ist
 ein vsserwelter freuden hort
 got hat es wol besunne.

2. Wie vil ein priester arger sunde hat getan³
 die müsz er lan
 So er sich angegerwet
 vnd in sin cleit geferwet

¹ das schluss-e ist ausgestrichen.

² ein c vor dem k ist ausgestrichen.

³ in der hs. steht sowol vor als auch hinter priester noch ein arger, die beide ausgestrichen sind.

So ist er luter vnde clar alz einer der verserwet
 an keinen dingen nie enwart
 nu merckent wer daz kunde
 Wann er sich vmbegibet mit dem edeln schilt
 Zu ym gespilt
 kumpt aller engel blicken
 so kan sich wol verzwicken
 got fur in In daz lebend brot
 vnd vff den altar schicken
 so dient ym zu der selben zyt
 der hochsten engel wunne
 Du priester solt nach tugend streben
 daz dinem schopfer komet eben
 der mentschlich leben
 hat vff gegeben
 der wolt sich zu dem tode weben
 daz dich ym bringet gliche neben
 heltstu dich wirdeclich
 du bist der tugend luter brune.

3. Wer priester eret vnd darzu die werden wyp
 dez [77^b] mut des lyp
 nach hohen eren wirbet
 ee ym der lip erstirbet
 Ich wen daz syner selen heil vor gotte nit verdirbet
 sie hant mit yrem lybe wol
 den bryss so hoch besessen
 Ir reinen wyp al durch die meit die got gebar
 nempt uwer war
 was uwer leben swende
 den priester nit enschende
 sit sich got vuser hochster trost gyt in dez priesters hende
 ey iunger man du solt dich an der wirde nit vergessen
 Ir reinen priester tugend zil
 Ich nymmer tag verswygen wil
 an in lyt vil
 der eren zyl
 Sie schirment vns vor tufels gil
 Ich frauenlop daz nit verhil
 Nu wissent daz got lobes vil in beyden hat gemessen.

Ein prysz lyet.

1. Wyp aller wird vnd aller gut vnd aller zucht
 wyp reyn⁰ frucht¹
 ob aller creatur
 wer [104^o] lebet so gehure
 der gein dir müg du hoher adel du hast alle sture
 genommen in so wol dir wart du wurczen anders trone
 Wyp alles wunsches hort vnd in dez hochsten reiff
 ein vmbesweiff
 In aller cristenheite
 da hastu wurde breyte
 wer dinem rate volget nach dem gibest du geleyte
 erlichen an der mynnen fart wirstu gezieret schone
 Wyp morgenröt brehender tag
 din lop nie man volgrunden mag
 wyp mandels slag
 wyp brys bejag
 wyp rosenfarwer blunder hag
 got selber diner wurde pflag
 wyp halt din zucht syt daz du treist dez hochsten pryses crone.

2. Wyp syt du bist ob aller creatur ein lust
 vor mann akust
 Hut dich vff allen orten
 Her frauwenlop mit worten
 gyt dysen rat mit willen dir vsz sines munde² porten
 du solt ver(sa)gen durch din heil vil mangem narren giegen
 Wyp mannes kurczewyle gut du solt versagen
 Lasz dir behagen
 den falken fur den gyren
 lut singen tut die lyren
 Hut dich vor boser swacher diet man wurck (?) oder salfyren³
 dir get die zyt mit freuden hin du lasz dich nit betrygen
 Wyp Jung vnd alt wip rich vnd arn
 wyp geret din eins adels⁴ barn

¹ die verszeilen sind bei diesem gedicht in der regel nicht abgeteilt.

² synes ausgestrichen, munde² ibergeschrieben.

³ Das a steht über einem ausgestrichenen unleserlichen buchstaben.

⁴ vor adels ist adbar (?) ausgestrichen.

Masz [104^d] kumpt herfarn

Wilt dich bewarn

eliche ding solt du nit sparn

so macht du leben sunder karn

Wyp tust du daz so mag din müt mang rilich lop erkriegen.

3. Ir werden man die meynster schribent von lame
der brach sin ee

hie vor mit reinen wyben

der lon must im belyben

von sinen lugen Worten meyn die meinster auch beschryben

wie daz an ym gerochen wart daz noch vil manger trybet

Man seyt vns wie got durch die wyp mit ym gewarp

Lamech verdarp

von vngenanten plagen

Er (so!) sol auch nieman wagen

daz er vner die reynen wyp zwar von den edeln magen

Ist nature von hoherer art alz kung dauid beschrybet

Wyp sin ob aller engel schar

gehohet vnd gepryset gar

wyp schanden bar

wyp mynnevar

wyp gymm du bst (!) geschryben dar

Zu got in aller mentschen nar

wyp wol dir vor wyp wol dir nach ob dir die er helybet.

BRUCHSTÜCKE AUS ULRICHS VON TÜRHEIM RENEWART.

Den bisher veröffentlichten bruchstücken aus diesem gedichte bin ich in der lage den abdruck eines weitem anzureihen, welches seit kurzem in den besitz der universitäts- und landesbibliothek zu Straßburg gelangt ist. es besteht aus 4 pergamentblättern in fol., die als überzug eines bucheinbandes gedient hatten, welchem zwecke vom obern rande 17—20 zeilen und von den ersten 2 blättern je etwa zwei drittel zum opfer gefallen sind. die nach auswärts gekehrten seiten wurden überdies mit rotbrauner farbe bestrichen. — der 418 zeilen umfassende text ist in 2 spalten, jede zu 45 zeilen, von einer hand des 14 jhs. geschrieben. jeder erste buchstabe ist von einem roten strich durchzogen, die initialen beim

beginne von absätzen sind grösser und in blauer oder roter farbe ausgeführt. nach vergleichung mit der Heidelberger hs. nr 404 ergaben sich diese 4 blätter als teile einer und derselben lage, welcher zum vollen zusammenhang jedoch die zwei, 360 zeilen umfassenden inneren blätter fehlen. [die blätter gehörten, wie mich nachträgliche vergleichung gelehrt hat, zu der gleichen hs. wie das Münchener blatt, das bei Lohmeyer Die hss. des Willehalm s. 16 als nr 14 verzeichnet ist.] die sprache trägt den character des bairisch-österreichischen dialects.

Der abdruck schliesst sich genau an die hs. an, nur sind die wenigen abkürzungen sp̄ch in sprach, -ē in en und v^s in ver aufgelöst. die ergänzten buchstaben und wörter sind cursiv gedruckt.

Beim beginn jeder spalte ist auf das entsprechende blatt, die spalte und die zeilen der Heidelberger hs., sowie auf die Nabburger bruchstücke (hrsg. v. KRoth 1856), und auf die von OMeltzer Germania 16 veröffentlichten zwei bruchstücke¹, mit welchen einige stellen der unserigen zusammentreffen, hingewiesen.

Straßburg.

K. A. BARACK.

Bl. 1^a, sp. 1 (cod. Pal. bl. 239^a, sp. 1, 33—sp. 2, 2; Roth s. 38, 297—s. 39, 320; z. 12—26 — Germania 16, 56, 1—15).

Ein vil rainev mail gepar,	Ich wolt ein weip haben ir geleich,
Dar nach gelaube ich vil gar,	Dev waer so schöne vnd so raine,
Swaz glauben sol ein christen,	Vnd het ich sei alaine,
Vnd wil des tevfels listen,	Vnd waere gar an vorhte,
Immermer sein gehaz,	Daz si niht ir er entworhte,
Vnd wil vil gerne werden naz,	Do dev fraw bechlaidet wart,
Mit dem tauffe here,	Der K̄nrich van Portebaleart,
Fraw ich wil niht piten mere,	Sprach nu mûgt ir schawen,
Ich enwell ev gerne tauffen,	An dirre schönen frawen,
Vnd auz allen sünden slauffen,	Daz si ist auz geschônet,

DO der raine tauf geschach,	Für allew weip gechrônet,
An der rainen frawen man sach,	Anderr frawen stûnt da genûch,
Schônev chlaider harte reich,	Der iegleichev dev schöne trûch,

sp. 2 (Pal. bl. 239^a, sp. 2, 22—47; Roth s. 47, 4—29; Germ. 16, s. 57, 35—60.

K̄nrich Ma	Daz dv tûst
Gehaizzen	Ich praech
Liebev To	Vater ob ich

¹ ich bemerke, dass das zweite dem ersten vorangestellt sein sollte.

Des mich	Nv soltv u
Ich pin de	Tohter v
Vater swes	Bearosein
Ich pin dev	Sprach auz
Nv hõrem	Prüder K
Vil hoch ge	Wie sweig
Swes ich	Vnd wae
Daz wirt	Dannoch
Waistv To	Der fruh
Gelobet P	Ich wil

Bl. 1^b, sp. 1 (Pal. bl. 239^b, sp. 1, 11—36; Roth s. 48, 49—49, 74; z. 53—74 — Germ. 16, s. 57, 80—102).

. mmer wert,	. . . . . erchen,
. gert,	. . . . . n gezemen,
. erlte phligt,	. . . . . n nemen,
. gesigt,	. . . . . ssygewaizzen,
. oltv phlegen,	. . . . . zzen,
. ewegen,	. . . . . ern helt,
. vnstaete,	. . . . . n erwelt,
. ete,	. . . . . n leit,
. nen solt,	. . . . . n im geit,
. minne holt,	. . . . . wigt,
. zer gan,	. . . . . r ligt,
. hab getan,	. . . . . n,
. chen,	. . . . . mainen,

sp. 2 (Pal. bl. 239^b, sp. 2, 2—36; Roth s. 49, 94—s. 50, 119).

Swer ez danne fürpaz lenget,	Gedenchet selbe waz ez sei,
Der muz die sünde pûzzen,	Da zwai ligent einander pei,
Den sûzzen vnd dev vil sûzzen,	Die nie ze sammen iner chamen,
Gab man an ander vngesworn,	Die beginnent eins zils ramen,
In waer lait waer ez verporn,	Daz ist so wol gesûzzet,
Ir sin gar gen einander stünt,	Daz ez senden chumber pûzzet,
Sv taten als die gelieben tûnt,	Des dev fraw was vngewon,
Sv giengen dannen sa tze stunt,	Da chom si vngerne van,
Passygeweiz vand einen funt,	Vnd was da pei vil gerne,
Daz er nie so lieben vant,	Minne ist ein sûzzer cherne,
Wie der funt sei genant,	Der in chan rehte chewen,
An der tat wil ich verzagen,	Ane valsch mit trewen,
Vnd niht die glose dar vber sagen,	Da van ein sôlich schimpfen wirt,

Bl. 2^a, sp. 1 (Pal. bl. 239^b, sp. 2, 48—240^a, sp. 1, 8; z. 105—107 Roth s. 51, 138—140).

Malfer vil sūzze sprach,	Got den seinen nie verlie,
Zv den werden Kvnigen paiden,	Ich waiz wol daz er mich niht
Nv mūz ich van ev schaiden,	verlat,
Vnd gebt mir paide ewrn rat,	Do sprach der Kvnich Faufaserat,
Werder Kvnich Faufaserat,	Swie dv wil daz wellen wir,
Vnd dv Kvnich Gamelerot,	Wildu daz wir varen mit dir,
Ewre hilfe ist mir not,	Des pistv vnuerirret gar,
Sol ich immer chōmen da hin,	Wil du fūren manich schar,
Dar mir der Engel Kerubyn,	Van Rittern die sint vnuerzagt,
Gepot pei Gotes hulde,	Dein milte hat an vns beiagt,
Mit dienst ich ez verschulde,	Dendienst den wir pringen mugen,
Vnd chvmt ez immer dar zv,	Swa wir dich mit warten trvgen,
Ich wil binnen morgen frū,	So wurden vnser chrone,
Vnd niht lenger wesen hie,	An preyse in swachem lone,

sp. 2 (Pal. bl. 240^a, sp. 1, 31—53).

Daz er lebe	Daz ist mein
Daz im daz	Des antwur
Werde dort	Vater swa h
Van Tetra	Hat gewend
So pit ich d	Dar ist gech
Mein vil her	Ich pin der
Daz dein tre	Lieber Tote
Dv weisest	Chains dien
Dev in Assy	Ich var mit
Do sprach der	Daz gar mei
Er sol tvn sw	Beleibet an
Vnd dar an s	

Bl. 2^b, sp. 1 (Pal. 240^a, sp. 2, 20—42).

. ent	. . . . . e
. niemen	. . . . . tricke
. vf die riemen	. . . . . lange
. erhawen	. . . . . gedrange
. rawen	. . . . . men,
. so wol	. . . . . me,
. ben sol	. . . . . z erchlingen,
. nazze vil	. . . . . ringen,
. chez spil	. . . . . n gesellen,

. vellen, hort,
 esezzen, wort,
 mezzen,

sp. 2 (Pal. bl. 240^b, sp. 1, 5—31).

<i>Ein</i> groz wunder dar angeschach,	Herev frawe mein nu sprich,
<i>Harte</i> iamerleichen si sprach,	Prüder du wilt tötten mich,
<i>Owe</i> lieber Prüder gdt,	Vnd wildv van mir schaiden,
<i>Wie</i> mir beswaeret den mdt,	Waerstv noch ein hayden,
<i>Dein</i> vil lange hinvart,	Dv taetest niht die missetat,
<i>O we</i> mir daz ich ie wart,	Die dein leip an mir begat,
<i>Wie</i> mich iamert deiner verte,	Swester ich beleibe niht,
<i>Ir</i> lait was so herte,	Swaz vns paiden da van geschiht,
<i>Daz</i> si vor vnmaht nider saich,	Da van la dein trauren ligen,
<i>Vnd</i> aller rede gar geswaich,	Den frawen schon wart genigen,
<i>O we</i> liebev Swester mein,	Da mit giench er van in dan,
<i>Wie</i> we mir tüt deins laides pein,	In dem hof was nindert man,
<i>Gamelerot</i> in laide sprach,	Er waer arme oder reich,
<i>Do</i> er si also ligen sach,	

Bl. 3^a, sp. 1 (Pal. bl. 242^a, sp. 2, 21—48; z. 221—232 = Germ. 16, s. 55, 1—12).

Vnd stach auf in so harte,	Vnd der Kvnich Gamelerot,
Daz der van Portebalearte,	Die warn in vil grozzer not,
Was gevallen vil nach,	Van streiten vnder in paiden,
Malfern wart nach im gach,	Der streit was vngeschaiden,
Daz er mit der stange sluch,	Do des Malfer wart gewar,
Die er in den handen truch,	Do begund er vaste dar,
Manigen vngefügen slach,	Mit den seinen ze rvrn,
Ez wart so dicke nie chain hach,	Vnd die rott gar ze fürn,
Man möht ez mit minner slegen,	Mit vil vngefügen straichen,
Ze dem abrelln nider legen,	Wan des chraützes zaichen,
Also sluch er mit der stange,	Daz er sach die christen tragen,
Er maht in dem gedrange,	Ir waer vil van im erslagen,
Wil harte weite gazzen,	Groz wart da daz gedreng,
Der Kvnich wert Tachalazzen,	Vnd der streit vil strenge,

<i>sp. 2 (Pal. bl. 242^b, sp. 1, 11—37; Germ. 16, s. 56, 31—55).</i>	
Der lach vor im maniger tot,	Ein hayden da van genas,
Nv gedaht Gamelerot,	Swaz ir lebte dannoch,
Daz er etwenne was,	Der werde Kvnich van Marroch ¹ ,

¹ diese und die folgende zeile fehlen in Meltzers bruchstück.

nde vaste gahen her,
 as der K̄vnich Malfer,
 rach la mich erwerben,
 die niht verderben,
 och sint hie lebende,
 ich pin dir gebende,
 dein leip niht wil enbern,
 wil ich allez dich gewern,
 daz dv mich beschaiden müst,
 elhem sinne dv ez tüst,
 sag ich dir vil lieber Tote,

Bl. 3^b, sp. 1 (Pal. bl. 242^b, sp. 1, 56 — sp. 2, 26; Germ. 16, 74—91).

. . . . hat gepflegen
 r ist chainer tot gelegen,
 merchet all geleich,
 arme vnd der reiche,
 raizzen Sarrazzeine,
 wol Got hat die seine,
 dem tode hat behüt,
 r liep vnd duucht ev güt,
 at ein ende dirre streit,
 wal an ev selber leit,
 ir tot sein oder genesen,
 nûz daz aine schiere wesen,
 ch van Marroch deinev wort,
 ich vil gerne gehort,
 st getailt zwai spil,

sp. 2 (Pal. bl. 242^b, sp. 2, 44 — bl. 243^a, sp. 1, 15).

lenger er die gab behielt,
 als ich waene drei tag,
 be mir waz ich dir sag,
 eleichet niht seiner milte,
 der gabe niht bevilte,
 dem vogte van Baldach,
 chain gab so hoch gewach,
 gen Faufaserat,
 paider lant er hat,
 ichez in seiner hant,

Da waiz ich wol daz si van gote,
 Und alle menschen worden sint,
 Swie doch ist ein vnderbint,
 Vnder hayden iuden vnd christen,
 Ob dev zwai leben wisten,
 Wie süzze leben christen ist,
 Si gelaubten alle gern an christ,
 Töte la mich versüchen,
 Ob der K̄vnich des ch̄vnn gerüchen,
 Daz er sich welle tauffen lan,

Der ich daz waeger nemen wil,
 Ich wil so lösen mein leben,
 Daz ich wil Malfern geben,
 Aigenleichen meinev lant,
 Vnd wider enphahen van seiner
 hant,

Ich waene herr des ist genüch,
 Nie chainen mach ich im erslûch,
 Noch raubte noch enprande,
 In chainem seinem lande,
 Vnd pin doch hie zû gedigen,
 Man siht hie manigen toten ligen,
 Vnd dannoch mer der wunden,
 Nv wil ich den gesunden,

Als mir der taut so wart bechant,
 Do gab er mir ze lone,
 Mit alle lant vnd chrone,
 Dev het der K̄vnich Faufaserat,
 Der gehaizzen ist der Attmerat,
 Daz ist der K̄vnich Terramer,
 Dem gab er dannoch lande mer,
 Dann mir sein milte taete,
 Sein hertz daz ist so staete,
 Daz sein vil wol gerainter müt,

An dir nimmer misse tât,
 Var mit gûtem willen dan,
 Nv chomen die gepreysten man,
 Paide da hin da Malfer,

Bl. 4^a, sp. 1 (Pal. bl. 243^a, sp. 1, 35 — sp. 2, 4).

Sage lieber saelich man,
 Ob deins hertzen sin dir gar,
 Daz dir niht chan versmahen,
 Dv rûchest van mir enphahen,
 Wider deiner lande gût,
 Swaz ir mir herr genaden tât,
 Van ev mich des genûget,
 Ez hat sich also gefûget,
 Daz ich ew trewe laisten mûz,
 Vnd dienen vmb ewr hulde grûz,
 Vnd wil mich nimmer des ge-
 schamen,
 Ir habt zwen hohe namen,
 Van gûte der ere,

sp. 2 (Pal. bl. 243^a, sp. 2, 24—49).

Des waiz ich niht man zoch im Do sprach der Kûnich Gamelerot,
 mite, Herre ir soltet fragen,
 Wol dreizzich harte starchev Vnd niht ev des lan vertragen,
 Rosz, Den Kûnich hie van dem lande,
 Vber *berge*¹ vnd vber mos, War ewr vart sich wande,
 Giench er da pei vil dicke, Daz waer an eile vns gewin,
 Wie sich sein vart nu schicke, Er sprach der engel Chervbin,
 Daz werdent sûzzev maere, Der chan wol weisen vns die wege,
 Sein hertzen gerudev swaere, Got hat vns in seiner phlege,
 Begund in sere twingen, Daz vns vil chlaine wirret,
 Wan daz in liebes gedingen, Ich pin des vnuerirret,
 An sendem mût enthabe, Ich chûm mit seiner helfe dar,
 Vnd *im*² daz hertze labte, Daz ich nimmer irr gevar,
 So waer er chomen in grozzev not, Do sprach der Kûnich Tachalaz,

Bl. 4^b, sp. 1 (Pal. bl. 243^b, sp. 1, 13—38).

Vnd aller meiner saelden trost, Mich entrôste dev werde raine,
 Ich pin laides vnerlost, Die ich mit trewen maine,

¹ *verwischt.*

² *loch im pergament.*

Dev haizzet Pentesyleye, Als den liechten tag sterne,
 Dev süzze valsches vreie, Die wahter die da friuset,
 Swenn die sol mein auge sehen, Niement sei ze frevnt verliuset,
 So chan mir lieber niht geschehen, Ahey waz si fräuden phligt,
 Wer hat ev van der schönen magt, Ir schön für alle schöne wigt,
 Lieber herre mein nu sagt, Die weibes pilde ie getrûch,
 Ir schöne der geleichet niht, Ich waen des lobes sei genûch,
 Swie vil man sei pei frawen siht, Ich darf sei niht loben mer,
 Die doch vil wol geschönet sint; Si hat vil lop vnd er.
 So dunchet gar ir schöne plint, Wlzze Kvnich Tachalaz,
 Man sihet sei als gerne, Ich gehort nie weip geloben paz,
sp. 2 (Pal. bl. 243^b, sp. 2, 2—26).

Da wirt ev van erst erchant, Daz er genaden ger̃t an weip,
 Waz ist angestleicher streit, Ich waiz chains Ritters leip,
 Nie chain man pei seiner zeit, Der enphangen hab so hohen lon,
 Herter streit nie gestrait, Der Kvnich von Satragon,
 Dann der Kvnich Befamarait, Ab garen minne erwarp,
 Er waltet grozzer sterche, Der leip nach seiner minn erstarp²,
 Ez get seins landes gemerche, Daz er so churtz pei ir belaip,
 Reht piz her an den phlvm, Daz schaiden si van dem leben traip,
 Er hat gemachet manigen rûm, Chain weip chan nv so werben,
 Swa er in gedrenge was, Daz si van laid iht sterben,
 Kain munt van Ritter nie gelas, In sint dev hertz erstainet,
 Der waere paz gepreyset, Swie vil der leip gewainet,
 Sein hertz in dar an weiset, So wil daz hertze doch genesen,

QUELLENSTUDIEN ZUR MITTEL- HOCHDEUTSCHEN SPIELMANNSDICHUNG.

II ZUM ORTNIT.

Die oberdeutsche sage von Ortnit liegt uns in drei fassungen vor: im mhd. Ortnit und Wolfdietrich, in Dietrichs flucht von 2109—2294³ und in einer der drei Hertnidsagen der Thidreks-saga c. 417 ff. die erste fassung fällt nach Müllenhoff in die j. 1225/26, die zweite wird um 1300, die nordische erzählung

¹ diese zeile fehlt in der Heidelb. hs.

² diese und die folgende zeile sind in der Heidelb. hs. umgestellt.

³ DHB III s. 3 ff. II s. 89 ff.

in die mitte des 13 jhs. gesetzt. den geeignetsten ausgangspunct zur weiteren untersuchung ihres inhalts gewährt die älteste und am reichsten entfaltete überlieferung, aus der ich zunächst den kern der fabel, die brautfahrt k. Ortnits, heraushebe, um darnach ihre ausschmückung ins auge zu fassen.

1. Der kern der fabel: der dichter des Ortnit beginnt mit der versicherung, in der stadt Suders (dh. Tyrus¹) sei ein von den beiden aus bosheit vergrabenes buch aufgefunden, das vom königreich Lamparten singe. in Lamparten wuchs der gewaltige könig Ortnit heran, bis ihm seine edlen rieten, eine frau zu nehmen, und zwar die tochter des mohrenkönigs Machorel, der, in Muntabur geboren, die krone in Jerusalem trage und dessen hauptstadt Suders in Syrien sei. freilich jeder werber habe bis dahin sein leben verloren, schon seien 72 häupter zu Muntabur auf die zinnen gesteckt. denn der vater hoffe auf den baldigen tot seiner gemahlin, um dann selbst seine tochter zum weibe zu nehmen. nachdem Ortnit dies gehört, trifft er umfassende rüstungen zur heerfahrt und gewinnt auch den beistand des von ihm bezwungenen zauberkundigen zwerges Alberich, der sich als seinen vater zu erkennen gibt. diesem ist der könig von Muntabur samt der umgegend der burg schon bekannt (str. 123. 266). unter dem vorgeben, sie seien kaufleute, fahren die christen in den hafen von Suders und erobern die stadt, während Alberich nach Muntabur eilt, um bei Machorel seine werbung anzubringen. Machorel ist aufs tiefste empört, aber da der zwerg sich unsichtbar zu machen weiß, kann er ihm nichts anhaben, so dreist er auch aus nächster nähe von ihm verhöhnt wird. Alberich kehrt zu seinem herrn zurück, um ihn nun zum sturm auf die burg Muntabur aufzufordern, der aber scheitert. denn die aus dem tore mutig den christen entgegenrückenden heiden werden zwar zurückgedrängt, lassen aber ihre feinde, die schwere verluste erleiden, nicht in die burg hinein. doch gelingt es dem listigen zwerg, die jungfrau zu bewegen, durch ihn dem könig Ortnit ihren ring als zeichen des eheversprechens zu übermitteln. nun bläst Ortnit zum rückzug, Alberich lockt die jungfrau aus der burg, sein herr entführt sie trotz der verfolgung der heiden

¹ Tyrus, das im mhd. *Surs* oder *Suders* hieß, wie DHB III s. xxx nachgewiesen ist, wird schon in den Schlettstädter glossen (Zs. 5, 368) *Sûris* genannt. *Sûr* ist die arabische bezeichnung.

glücklich nach Suders. nach ihrer taufe macht er sie auf der heimfahrt zu seinem weibe. der schluss der fabel wird weiter unten betrachtet werden.

Ortnits meerfahrt gegen Muntabur spiegelt einige der wichtigsten begebenheiten des kreuzzugs königs Andreas von Ungarn im j. 1217 wider, an dem viele Österreicher, Baiern und auch die landsleute des Ortnitdichters, die Tiroler, teilnahmen. sie berannten das von Malek-al-Adel (Machorel), dem sultan von Syrien und Aegypten, 1212 gebaute und 1218 schon wider geschleifte schloss auf dem berge Tabor vergeblich, bei der kräftigen gegenwehr der aus dem tor hervordringenden Saracenen. diese und einige andere übereinstimmungen der geschichte mit der dichtung haben Müllenhoff und Amelung eingehend dargelegt¹. erinnert man sich meiner Orendeluntersuchung (Zs. 37, 348), so ergibt sich, dass jener bruder Saladins, Malek-al-Adel, ein vierteljahrhundert früher auf die ältere spielmannsdichtung einwirkte in ähnlicher weise wie darnach auf die jüngere des Ortnit; aber noch ein anderes bisher übersehenes historisches datum müssen wir erwähnen, weil aus ihm der einfall der einmischung des zwerges Alberich entsprungen zu sein scheint. von den abendländischen darstellern dieses kreuzzugs schildert nämlich Oliverius scholasticus, ein kölnischer domherr, der einer der eifrigsten kreuzprediger in Westfalen und Friesland war und im j. 1218 selber mit nach Damiette fuhr², die belagerung des berges Tabor am genauesten, und zwar so, dass deren grundzüge mit der im Ortnit dargestellten im wesentlichen übereinstimmen: nur rücken die belagerer nicht von Tyrus, sondern von Ptolemais (Accon) heran. nach Oliverius³ taucht nun bei dieser belagerung ein durch seinen kleinen wuchs auffälliger Saracene, 'parvus Saracenus', auf, der zu den christen überläuft und dieselbe rolle übernimmt, wie der zwerg Alberich. ortskundig wie dieser verrät auch er den christen, dass die festung trotz der steilheit des berges nicht uneinnehmbar sei. aber auch hier mislingt der sturm. dies fremde männchen, das auf den gang des kreuzzugs vom

¹ DHB III s. xxviii ff.

² Wilken Gesch. d. kreuzzüge VI 98 ff. 176; Wattenbach Deutschlands geschichtsquellen II⁵ 407.

³ Oliver. scholast. Hist. Damiatina c. 2; vgl. Wilken Gesch. d. kreuzzüge VI 149.

j. 1217 einen nicht ganz unbedeutenden einfluss gewann, bewog, wie es scheint, den Ortnitdichter dazu, es mit frischem humor in den sagenhaften zwerg Alberich zu verwandeln, der ja auch in seinem gedicht für einen alten bekannten des sultans gilt. im übrigen bildete er ihn zum grösten teil dem französischen Aubron, dh. dem romanisierten Alberich, wie er im Huon von Bordeaux dargestellt ist, und nur zum kleineren teil dem altdeutschen Alberich nach, der denn auch im Ortnit, zum unterschiede von Aubron, kostbare waffen zu schmieden versteht und der vater des haupthelden ist¹. die scene, wo der zwerg Alberich, bevor er den helden nach Muntabur führt, den eine jungfrau behütenden heiden trifft, wie er vor der gruft sich kühlt, erinnert an die bemerkung des liedes vom Hürnen Seyfried str. 137 (Golther), mit der es das erscheinen des vom zwerge Euglein (= Alberich) unterstützten helden vor dem drachenstein begleitet: der eine jungfrau behütende drache kühlt sich vor dem loch. so erklärt sich die ansprechendste figur des ganzen gedichts.

Auch die quelle einiger anderer poetischer hauptmotive, die jene historischen grundzüge durchsetzen, ist bisher noch nicht erkannt worden, obwol gleich die erste strophe, nach der k. Ortnits geschichte in einem von den heiden zu Tyrus vergrabenen buche gefunden worden sein soll, auf die spur führt. denn Tyrus war nicht nur der hauptschauplatz (Zs. 37, 321), sondern auch der aufbewahrungsort der hellenistischen romane. nicht nur Dictys Cretensis sollte nach dem prolog mit seinem wol dem 1 jh. n. Chr. anhörigen 'Bellum trojanum' hier begraben worden sein, das dann zu Neros zeit bei einem erdbeben wider zum vorschein gekommen sei, sondern auch der roman des Antonios Diogenes von Dinias und Derkyllis war dem helden desselben zu Tyrus mit ins grab gelegt und nach der einnahme der stadt durch Alexander wider entdeckt worden. Apollonius von Tyrus aber liefs ein exemplar seiner berühmten historia im Dianentempel zu Ephesus, ein anderes in seiner bibliothek, also widerum zu Tyrus, aufbewahren². solche schwindelei ahmten nun die dichter des ma.s gern nach. widerholt

¹ DHB III s. XXI; Lindner Die beziehungen des Ortnit zu Huon de Bordeaux. Rostock. inaug.-diss. 1872. dass der Huon auch den h. Ernst beeinflusste, vermutete richtig schon JGrimm Zs. 7, 298

² DHB IV s. 239; Rhode Griech. roman s. 258. 271. 282; Hist. Apoll. regis Tyri rec. Riese c. 51.

berufen sich die französischen epiker auf geschichten, die im münster von Mont Laon oder von Saint Denis liegen sollten¹, und so will nun auch unser dichter seine geschichte vom könig Ortnit aus einem zu Suders dh. Tyrus von heiden vergrabenen und wider gefundenen buche genommen haben str. 1. 2.

Aber in diesem falle hat doch die wunderliche berufung einen tieferen sinn, als in den meisten andern. denn in der tat hat er die in Tyrus angeblich aufbewahrte Historia Apollonii regis Tyri dazu benutzt, um durch sie wie durch die kreuzzugsgeschichte die alte Ortnitsage umzugestalten. wenn aber der Orendel den ersten teil des Apolloniusromans, der von blutschande zwischen vater und tochter handelt, gleich dem Jourdain und dem griechischen märchen hinter eine anders motivierte vorgeschichte zurückdrängt, dagegen den zweiten und dritten teil desselben zur grundlage macht (Zs. 37, 339), so scheut der Ortnit nicht vor jenem furchtbaren motiv des ersten teils zurück, das schon früher das rheinische gedicht vom hl. Albanus (Lachmann Kl. schr. I 523 ff) in legendarischer form mit grausamem ernst behandelt hatte.

In der vorgeschichte nämlich tut der verwitwete könig Antiochus von Antiochien seiner eignen schönen tochter gewalt an und, um sich ihren besitz zu sichern und die werbung ihrer freier zu vereiteln, gibt er ihnen rätsel auf, deren lösung ihnen die hand seiner tochter verschafft, deren nichtlösung aber ihnen den hals kostet. obgleich die zinnen des schlosstores bereits mit den hauptern der unglücklichen werber besteckt sind, versucht der reiche und kluge Tyrier Apollonius² dennoch sein glück und deutet kühn in seiner lösung dem könige an, dass er den furchtbaren sinn des rätsels, das die blutschande des vaters verhüllt, wol durchschaut habe. der rachsucht des königs entrinnt er nach Tyrus, aber auch hier stellt dieser ihm nach dem leben. so flüchtet er nach Tarsus und, da er sich auch hier bedroht fühlt, nach der cyrenäischen Pentapolis, an deren küste er schiffbruch leidet. damit beginnt die eigentliche, im Orendel aufgenommene fabel. —

¹ Amis et Amiles hg. von KHofmann s. LXII.

² Hofmann aao. s. 418 verweist auf Wilhelms von Tyrus Hist. XIII c. 1, der als die berühmtesten Tyrier hintereinander aufzählt Hiram, den miterbauer des Salomonischen tempels, den durch seine geschichte bekannten Apollonius und Abdaimons sohn Abdimus, der die von Salomon an Hiram geschickten rätsel zuerst gelöst habe, vgl. Fl. Joseph. Antiq. VIII c. 5.

das packende rätselmotiv hat unser dichter fallen lassen aber auch Ortnit begehrt eine prinzeßin, die von ihrem vater, einem syrischen könig, verbrecherisch geliebt wird, auch er wagt sich werbend in dessen nähe auf die gefahr hin, dass sein kopf zu den bereits von den zinnen herabblickenden häuptern seiner unglücklichen vorgänger gesteckt werde, und muss dann, freilich mit glücklicherem erfolg, vor dem rachsüchtigen könige fliehen wie Apollonius. die züge des alten syrischen königs Antiochus sind von ihm aus dem Apollonius auf den syrischen sultan Malek-al-Adel übertragen worden, und es stellt sich nun das merkwürdige ergebnis heraus, dass der spielmännische dichter des Orendel am ende des 12 jhs. diesen bruder Saladins zum sündenbock für die vergehen der unschuldsbedränger, die im 3 teil des Apollonius auftreten, und derjenige des Ortnit ihn ein menschenalter später sogar zum sündenbock für die blutschande des königs Antiochus macht, der im 1 teil des Apollonius eine hauptperson ist. dies ergebnis macht wahrscheinlich, dass die altgermanische sage kaum mehr als den namen des haupthelden und einiger genossen, sowie das gewöhnliche motiv einer gefahrvollen brautfahrt beige-steuert hat, während die geschichte des kreuzzugs von 1217, die daraus entsprungene einflechtung des hier mehr fremden als heimischen zwerges Alberich und der erste teil des Apolloniusromans dem kümmerlichen alten sagenstoff das eigenartige ge-präge verliehen. doch ist mit dem bisherigen quellennachweis

2. die weitere ausschmückung der fabel, die doch so viele auffällige züge darbietet, noch nicht erklärt. auch diese verdanken wir zum teil historischen anspielungen auf eine dem kreuzzug von 1217 folgende wie vorangehende zeit.

Schon Müllenhoff meinte, die vermutung liege doch zu nahe, dass des kaisers Friedrich II vermählung mit der jungen königin Isabella (Jolantha) von Jerusalem am 9 nov. 1225 für den dichter der anlass gewesen sei, die erneuerung der alten fabel von könig Ortnits brautfahrt zu versuchen. weil nun im frühjahr 1226, wo Friedrichs ohnmacht in Oberitalien den lombardischen städten gegenüber offenbar wurde, am wenigsten ein Tiroler gesungen haben könnte, dass alle vom gebirge bis zum meer den könig fürchteten und ihm zins brächten (str. 4), so falle das gedicht etwa in die scheide der jahre 1225/26. jene hochzeit halte auch ich für eine wichtige anregung des dichters, aber ich füge mehrere

ereignisse der nächsten fünf jahre des fridericianischen regiments hinzu, die der dichter gleichfalls in seinem Ortnit angedeutet hat. auch die kreuzzugsunternehmungen der jahre 1227 und 1228/29 schweben ihm vor. er entwirft nicht so sehr 'ein ideales bild von einem einheitlichen königreich Italien, wie es Friedrich II nach seiner rückkehr aus Deutschland in den zwanziger jahren des 13 jhs. herzustellen suchte und in gewisser weise auch nach damaligen begriffen bis 1226 zu stande brachte'¹, als vielmehr eine knabenhafte, höchst verschwommene und bunt zusammengeflickte skizze dieses königreichs aus der zweiten hälfte der zwanziger jahre, als es namentlich durch die langen vorbereitungen und die endliche ausführung des kreuzzugs 1228/29 immer tiefer in schwere innere streitigkeiten hineingerissen wurde. erst bei dieser annahme verstehn wir, warum Ortnit ganz abweichend von den kreuzfahrern des j. 1217 nicht über land, sondern zu wasser von Italien nach dem heiligen land zieht, zuvor allerlei schwierigkeiten daheim zu überwinden hat und seine fahrt wegen eines bösen segelwindes auf ein jahr verschieben muss. freilich nimmt sich die zustutzung der fabel des gedichts fast wie eine parodie der furchtbar ernsten geschichte dieser zeit aus.

Auf dem stattlichen congress zu Ferentino im j. 1223, der vom kaiser und papst, vielen deutschen, italienischen und morgenländischen großen und römischen cardinälen besucht war, gelobte kaiser Friedrich II eine kreuzfahrt für das j. 1225 und genehmigte auch den vorschlag dieser herren, unter denen namentlich Hermann von Salza als des kaisers vertrautester ratgeber hervorgehoben wird, Isabella, das einzige kind Johanns von Brienne, die jugendliche erbin Jerusalems, zu heiraten. Friedrich war damals nahe daran, den letzten rest von widerstand in seinem königreiche Sicilien niederzuwerfen, und mit dem papst und den lombardischen städten hatte er damals noch nicht gebrochen². — so herrscht Ortnit über alle länder 'ze Walhen' vom gebirge bis ans meer, in Lamparten, Brissen (Brescia), Berne (Verona), Garte (Garda), Rome und Lateran str. 3—6, Tuscan 36, Troye (Troja in Apulien) 39, Cecilje 41, Nutschir (Luceria) und Bonavente 48. ihm raten seine edelen, allen voran der nach Ortnit 'teuerste' mann,

¹ DHB III S. XXV.

² Jahrbücher der deutschen geschichte: Winkelmann Kaiser Friedrich II I 140—206, besonders 197.

Yljas von Riuzen, ein weib zu nehmen, die tochter des königs von Jerusalem str. 7. 11 ff. dessen hauptstadt ist Suders (Tyrus) str. 14.

Im j. 1225 schickte Friedrich II eine flotte nach Accon, um Isabella abzuholen. diese wird hier dem kaiser angetraut, indem ihr dessen vertreter den ring an den finger steckt, und in Tyrus als königin von Jerusalem gekrönt. die wirkliche hochzeit findet im november desselben jahres in Brindisi statt¹. — Ortnit entführt die tochter des königs von Jerusalem nach Suders str. 480, unterwegs wird sie getauft str. 481. Ortnit *het ouch mit der frouwen af Garte höchst* str. 483.

Aber der dichter wirrt nicht nur den kreuzzug von 1217 und die heimholung der Isabella 1225 durcheinander, sondern er mischt nun auch noch die ereignisse des kreuzzugsunternehmens Friedrichs II ein, das bekanntlich aus zwei hauptacten bestand. Friedrich schwur 1225 zu San Germano in gegenwart mehrerer deutscher fürsten und sicilischer grossen und liess Rainald von Spoleto in seine seele schwören, dass er im august 1227 mit 1000 rittern, 100 transportschiffen und 50 galeeren eine zweijährige heerfahrt nach dem heiligen lande unternehmen, auch schiffe für andere ritter und ihre leute stellen und 100000 unzen gold heisteuern würde. Rainald von Spoleto, der schon 1224 zum kaiserlichen legaten in Tuscan ernannt worden war, wurde vom kaiser beim beginn des kreuzzugs 1228 als reichsverweser, der auch für die kaiserliche familie zu sorgen hatte, eingesetzt². — Ortnit verspricht 30000 helden über die see zu führen; ja wenn er 100000 findet, so will er ihnen sold geben str. 44. 50. mit speise- und weinbeladenen schiffen versorgt ihn Sicilien str. 41. er befiehlt dem markgrafen Helmnot von Tuscan leute und land, insbesondere auch seine mutter str. 36 ff.

Aber ehe der kaiser seine fahrt antrat, erneuerte sich im j. 1226 die liga der lombardischen städte, die von einer beihilfe zum kreuzzug nichts wissen wollten, endlich 400 ritter zusagten, um auch nicht einmal dies versprechen zu halten, und sogar im j. 1228 die durch ihr gebiet ziehenden deutschen kreuzfahrer plünderten³. — so wollen auch die oberitalienischen grossen (Or) der burggraf Engelwan von Garte und sein bruder Hebr

¹ Winkelmann aao. I 242 ff.

² aao. I 254 vgl. 303. 307. Wilken Ger

³ Winkelmann aao. 267 ff. 312. 331

Ortnits unternehmen anfangs nichts hören, bis sie sich doch zur beihilfe verstehn str. 30 ff.

Der eifrigste helfer Friedrichs war der deutschordensmeister Hermann von Salza, der inzwischen 1226 die schenkung des Kulmer landes und die bestätigung alles dessen erhalten hatte, was der orden in Preussen erobern werde. er gewann den landgrafen Ludwig von Thüringen für den kreuzzug, nahm für Friedrich 700 ritter in sold und, gelockt durch des kaisers verheissung freier überfahrt, strömten gewaltige scharen im j. 1227 über die Alpen. Friedrich traf am 3 aug. zu kurzer rast mit den Deutschen Ludwigs von Thüringen in Troja, wo er öfter verweilte, zusammen¹. — der eifrigste helfer Ortnits ist Yljas von Riuzen, der ihm helfen will, so gut wie möglich. dafür will Friedrich mit ihm silber und gold teilen und ihm sein königreich mehren str. 23. 24. 29. jener führt ihm 5000 ritter zu str. 28. 46 und wird zum väterlichen ratgeber von Ortnit erhoben str. 54. 55. um gut und gabe sah man da viele herankommen, um ihr leben zu wagen str. 50. 51. auch der herzog Gerwart von Troye stellt sich und 5000 helden zur verfügung, ihm wird aber geboten, daheim des 'hergebirges'² zu pflegen.

Nun wurde das versammelte kreuzfahrerheer in Brindisi durch eine 'corruptela aëris', wie die gleichzeitigen geschichtsquellen es bezeichnen, heimgesucht, ein grosses sterben folgte, der kaiser selber wurde von der seuche erfaßt und verschob deshalb auf den rat Hermanns von Salza und einiger hoher geistlicher seine abfahrt auf den mai des nächsten jahres 1228. Hermann von Salza aber segelte ab, während daheim Rainald von Spoleto den kaiser gegen Gregor ix, der diesen in den bann tat, verteidigte³. — als

¹ Winkelmann aao. : 205. 225. 237. 242 ff. 325. 327. 486. *Bismarck. Beitr. z. gesch. d. kreuzzüge* 12.

² dies wort, wofür *burgos, e marcho, oc giden* stehen in *Annal. Harbac. p. 27* *unerklarliche nachsch. d. Deutsche Literatur u. d. zwanziger jahre* *ste, nomen* *annt, dem* *lycard.* *(Hrubsch)* *an künig-* *h. u. u.*

Ortnits heer sich in Unteritalien versammelt hat, rät Yljas von Riuzen dem kōnig von der fahrt wegen des 'bösen segelwindes' ab, und sie wird in der tat auf den mai des nächsten jahres verschoben str. 56. 57. diese überraschende übereinstimmung wird durch die verwandlung der bösen luft in einen bösen segelwind und auch dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt, dass Hermann von Salza seinem herrn voranfährt, während Yljas von Riuzen bei ihm daheim bleibt.

Trotz dem widerwillen der Lombarden sticht Friedrich mit seiner flotte im nächsten jahre von Brindisi und Otranto in see und landet in Tyrus. er zeichnet sich während des krieges durch seine milde gegen die Saracenen aus. sein stärkster bundesgenosse ist auch hier wider der treffliche deutschmeister Hermann von Salza, der auch das mit dem sultan vereinbarte friedenswerk eifrig unterstützt, nach der selbstkrönung Friedrichs in der kirche des heiligen grabes das verfahren des gebannten kaisers rechtfertigt und zur befestigung Jerusalems auffordert. dann kehrt er mit ihm im mai 1229 nach Italien zurück¹. — nachdem Ortnit einen kampf mit einem lombardischen burggrafen bestanden hat str. 201 ff, fährt er im nächsten jahr von Messina nach Tyrus str. 214 ff. er erbarmt sich der heidenfrauen, die Yljas von Riüzen tötet 329 ff. dieser aber ist im übrigen auch hier wiederum sein tapferster und tätigster genosse, der nach der gewinnung der kōnigstochter von Jerusalem mit ihm nach Italien heimkehrt.

Nachdem Friedrich das beilager mit Isabella vollzogen und tags darauf ihren vater, Johann von Brienne, aufgefordert hatte, auf das kōnigreich Jerusalem zu verzichten, geriet dieser aufer sich und war seitdem seines schwiegersohns schlimmster feind. während dessen abwesenheit im heiligen lande rächte er sich durch einfälle ins kōnigreich Sicilien in den jj. 1228/29, und schon wurde der kaiser tot gesagt, um die verwirrung zu steigern. nach seiner siegreichen rückkehr aber erneuerten die Lombarden im j. 1231, also 6 jahre nach seiner vermählung, ihren bund, 'schlangen und muränen gleich' entzogen sie sich seinen griffen, und ganz Oberitalien wurde viele jahre lang durch kriege verheert². — Ortnits schwiegervater, der kōnig von Jerusalem, rast, als er hört,

¹ Wilken aao. vi 450. 486 ff. 497. 505. Schirmacher K. Friedrich II n 171. 175, vgl. 210. 212.

² Schirmacher aao. ii 92. 149. 210 ff. 272.

dass sich seine tochter mit dem fremden k nig verbunden hat. im sechsten jahre nach Ortnits heirat str. 540 nötigt das unglück, das der zornige schwiegervater durch die sendung von w rmern über Lampartenland gebracht hat, den könig zum todeskampf. als er tot gesagt wurde, *'d  huop sich im lande j mer unde n t'* str. 585. *'der liute und ouch der lande leider niemen phlac. d  z ch ir iegeltcher zuo im daz er begreif: d  von des landes wurde und  re gar zersleif'* str. 592. dass auch hier die w rlichkeit arg verzerrt ist, ist jedem sofort klar, der sich erinnert, dass einerseits Isabella schon im j. 1228 bei der geburt ihres sohnes Konrad starb, anderseits der kaiser noch bis zum j. 1250 das leben behielt. auch denke ich nicht daran, dass in den w rmern der dichter die historische zwietracht der Lombardei habe symbolisch darstellen wollen, aber er scheint auch hier allerhand geschichtliche anekd tchen in die alte sage von Ortnits drachenkampf und außerdem fremde m rchenmotive eingeschmuggelt zu haben. dass der heidenkönig im Ortnit wie in Dietrichs flucht zwei oder vier w rmer dem christenk nig *' f stnen ltp sch pfet'* str. 534, die ihn verschlingen sollen, ist wahrscheinlich ein orientalischer zug, der stark an das sicher orientalische motiv der Kudrun str. 54 ff erinnert, wonach der  bele teufel einen wilden greifen in k nig Siegebants reich sendet, der den jungen Hagen in seinen klauen davonträgt, wie denn auch wol statt des greifen ein wilder drache die entführung besorgt¹. die morgenländische herkunft mögen auch saracenische seidengewebe bezeugen, welche zwei geflügelte w rmer und darüber zwei tierk pfe mit aufgesperrtem rachen darstellen, deren jeder einen mann halb verschlungen hat². auf das morgenland weist vielleicht auch der ganz neue zug str. 498 zurück, dass ein jäger jene untiere. in form von eiern in kostbare baumwolle und seide verpackt, samt gold und edelsteinen in Ortnits reich schafft und sie hier für eine 'Abrahamsche kröte' aus dem garten und für einen schönen elephanten, den er im gebirge aufziehen will, ausgibt str. 510 ff. der elefant und die kostbarkeiten rufen uns die gesantschaft des sultans Al-K mil an k. Friedrich vom j. 1228 ins gedächtnis zurück.

¹ Herzog Ernst hg. von Bartsch clII ff. vgl. den altfranz. Otovien hg. von Vollmöller 583 ff; Kudrun hg. von Martin s. xvi.

² Bock Gesch. d. liturgischen gewänder des mittelalters i 175. tafeI v der 2 lieferung.

sie überbrachte ihm seidene und goldene stoffe, zehn kameele, zehn arabische stuten und manche seltenheiten, darunter einen von den geschichtsschreibern ganz besonders gepriesenen elephanten¹. die sonderbare Abrahamsche gartenkröte, die mich früher an den 'giardino d'Abraham' bei Meran erinnerte (Zs. 12, 510), wird richtiger von Amelung (DHB iv s. 260) auf den garten Abrahams bei Jerusalem bezogen, den auch der Orendel 1523 kennt. die Franzosen nannten das land Hebron 'la terre d'Abraam'² und im weiteren sinne auch wol das heilige land überhaupt. mehr will auch hier der Abrahamsche garten nicht besagen, aus dem der jäger des königs von Jerusalem dem könig Ortnit eine kröte zu überbringen vorgibt. die in gold und seide verpackte kröte mag aus den goldnen, in morgenländische seide gewürkten salamandern, wurm- und eidechsenartigen tieren, die als abbilder wirklicher lebewesen aufgefasst wurden, sich erklären, was noch weiter unten zur sprache kommt³.

Der gesamtüberblick über diese neue parallelenreihe versetzt uns von der weiten, durch tiefe leidenschaften bewegten bühne der fridericianischen kreuzzugsunternehmungen in die engen und viel harmloseren verhältnisse einer spielmännischen erzählung. diese schaut fast wie eine caricatur des ernsten und verhängnisvollen zeitbildes aus, das uns die historiker und die großen briefsteller entworfen haben, und nur eine gewisse frische der darstellung und die gut deutsche, kaisertreue gesinnung können uns etwas günstiger stimmen. die personennamen der geschichte hat

¹ Schirmacher k. Friedrich II II 184. Wilken aao. vi 463. Röhricht Beitr. z. gesch. d. kreuzzüge I 31. 37.

² Wilken aao. vi 520. Goergens und Röhricht Arabische quellenbeiträge I 292.

³ nebenbei bemerkt, ist '*diu wîse von Amilê*', die kein christ gelernt, Horant aber '*ûf dem wilden vluote*' gehört hat und in der interpolierten Kudrunstrophe 387 vor Hilde singt, nicht ein lied von Amicus und Amelius, wie schon Haupt Engelhart s. x richtig bemerkt. sie muss auf einen fremden, morgenländischen ortsnamen deuten. Morolf singt str. 252 eine weise k. Davids, die er aber str. 256 zu Gilest bei dem lande Endian (Indien) gelernt haben will. in der zudichtung der Kudrun str. 1588 singen die besten aus Morland eine weise von Arabern. Amile könnte der berg Aamileh sein, der am meer lag und mit Sidon und einem teil des landes Tiberias im j. 1240 von neuem den christen abgetreten wurde (Wilken aao. vi 601). Richard Löwenherz liefs sich vor Askalon 1191 als gast Malek-al-Adels muselmännische lieder vorsingen (Zs. xxxvii 349. Wilken aao. iv 447).

der dichter durchweg verändert, dagegen die von ihr dargebotenen orts- und landschaftsnamen durchweg beibehalten. aber ob er auch die historischen ereignisse und deren träger stark verschiebt und mit andern umrissen, farben und beweggründen ausstattet, dennoch ist der zusammenhang des gedichts, soweit er nicht durch die alte sage, neue mären und die berücksichtigung des kreuzzugs vom j. 1217 verdunkelt und unterbrochen wird, mit der geschichte kaiser Friedrichs II nicht zu verkennen. so vereinigt denn Ortnit von Lamparten die rolle des belagerers vom berge Tabor im j. 1217 und die des kreuzfahrenden herrn von Italien, kaiser Friedrichs aus den j. 1225—31 in sich. beide gewinnen sie die einzige tochter des königs von Jerusalem zur gemahlin, beiden leisten die Lombarden nur widerwillig ihre hilfe, beide reizen durch verheißung hohen soldes zum zuzug, beide weilen vor antritt der fahrt in Troja, beide werden unerwartet durch böse witterung genötigt, dieselbe aufzuschieben, und zwar beide auf den mai des nächsten jahres, beide zeichnen sich drüben im heiligen lande durch ihre milde gegen die Saracenen aus, beide werden nach der vermählung vom erzürnten schwiegervater im eignen lande mit nachstellung und innerem zwist bedroht, beide gerade 6 jahre nach ihrer vermählung wiederum in lombardische händel verstrickt. dazu überlassen beide bei ihrem abschied die sorge für reich und haus dem fürsten von Tuscien, beiden steht noch auffälliger ein hervorragender mann als ratgeber zur seite, zu dem der ursprünglich russische held Ilija von Murom, der am ende des 11 jhs. in die deutsche sage verpflanzt war (vgl. Zs. 12, 353 ff), den namen, der deutschordensmeister Hermann von Salza aber mehrere wichtige züge geliehen hat. denn es kann kein zufall sein, dass Yljas von Riuzen seinem herrn den vorschlag macht, die tochter des königs von Jerusalem zu heiraten, dass ihm der herr sein reich vergrößert, dass er ihm rät, wegen der bösen witterung von der fahrt nach dem heiligen land abzulassen, dass er der eifrigste und erfolgreichste mitkämpfer seines herrn dort ist, alles genau so wie Hermann von Salza. bewahrt nun demnach der Ortnit wirklich ein spiegelbild, wenn auch ein noch so verzerrtes, von diesen personen, verhältnissen und begebenheiten, so ist er nicht im j. 1225/26, sondern mindestens 5 jahre später, nicht vor dem j. 1231, entstanden, in welchem die Lombarden von neuem das kaiserliche regiment so schwer schädigten.

Auf eines der dreissiger jahre drängt uns nun aber noch eine bisher übergangene persönlichkeits des gedichtes hin, die sich durch ihren heidenglauben von allen übrigen genossen des königlichen haupthelden, aber auch dadurch unterscheidet, dass sie, wie sich gleich zeigen wird, ihren historischen namen in die dichtung hinüber gerettet hat. als Ortnit seine 'schargenossen' zur reise nach Syrien auffordert, wird unter ihnen einer, namens Zacharis, folgendermassen geschildert:

- 41 *Dó sprach der von Cecilje, der heiden Zacharts*
'ich sitze in dīne gedinge, du bist mīn oberstēz rīts.
des du ander liute vlēgest, daz tuon ich ungebeten.
ich wil dich hōhe stiuren, swenn du ūf den sē wilt treten.
- 42 *Swenne du wilt fliezen ūf den sē vome staden,*
ich wil dir zwelf kiele vol rīcher spise laden
und mit dem besten wīne, den man kūnegen ie getruoc.
nu sitz ūf swenn du wellest, ich gibe dir driu jār genuoc.
- 43 *Ich wil dich hōhe stiuren, rīcher kūnec Ortnit:*
zweinzic tūsent helden phelle und samit,
rīchiu tuoch von golde wol gewefelt und geweben,
des wil ich dir den vollen und zweinzic tūsent helden geben'
- 65 *Dó sprach der wīse heiden 'wā mōhte ez anders stn,*
dā er die kiele funde, ez n geschehe in Messīn,
in mīnem kūnicrīche und in mīner besten habe,
dā alle marnaere sitzent ūf unt abe?'
- 66 *Dó sprach der Pūlleschaere 'nu lāz mich, hērre, varn,*
sol ich dīne kiele berihten und ouch dar zuo bewarn,
daz du si alsó vindest, als ich gelobet hān'.
dó sprach der Lamparte 'wie wol ich dir des gan'.

nach str. 215ff fährt der Lamparte di. Ortnit mit den schiffen des heiden aus Messina ab.

vor Muntabūr lagert sein heer:

- 363 *dó dactens über anger manec hērlīch gezelt,*
- 364 *Als imz der rīche heiden ze Messīn het gegeben.*
der wāren zwei von golde gestricket und geweben.
swenn man dīu zerbreite, ir dach den schaten truoc,
daz hundert ritter hēten dar under rīms genuoc.
- 365 *Von helfenbeine stangen lūter als ein spiegelglas.*
daz an der stangen orte der knoph der hūlten was,

*da was in gesenket ein karfunkelstein,
der in den palas(?)¹ reht als ein kerze schein.*

Endlich wird str. 482 bemerkt, dass Ortnit in neunzehn tagen von anders nach Messina zurückkehrte, wo ihn dieser heide gottwillkommen hiefs.

Dies auffällige bundes- und freundschaftsverhältnis des christlichen königs Ortnit zu einem über Sicilien und Apulien herrschenden heidnischen fürsten scheint auf den ersten blick aller historischen glaubwürdigkeit zu widersprechen. aber auch dieses ist aus den damaligen zuständen wol begreiflich. seit dem j. 1206 hatten sich die Saracenen wider zu herren des inneren Siciliens gemacht, und es gelang kaiser Friedrich II erst nach mehreren gegen ihre bergfesten unternommenen feldzügen in den jahren 1222—1225 sie dauernd zu unterwerfen². er verpflanzte viele von der insel nach dem festland, insbesondere nach Luceria und Grotto in Apulien, wo sie waffen und teppiche arbeiteten und den acker bestellten, gegen eine kopfsteuer in ihrem muhamedanischen glauben ungestört³. der name Apulien umfasste damals auch wol die insel Sicilien, und gerade Messina, das der dichter den besten hafen des Zacharis, des heiden von Cecilje oder des Polleschaere nennt, heisst im 13 jh. auch einmal eine civitas Apuliae, der junge sicilianische k. Friedrich in vielen deutschen und besonders romanischen quellen das 'kind von Apulien'⁴. diese heiden von Sicilien und Apulien standen unter des kaisers besonderem schutz, und er schuf sich später eine leibwache aus ihnen. ein in Sicilien geborener Araber unterrichtete ihn in der dialektik und befand sich mit andern Muhamedanern auch während seines kreuzzugs von 1228/29 im kaiserlichen lager, wo sie in der ausübung ihrer religion nicht behindert waren⁵. Friedrichs nächster muhamedanischer nachbar aber stand mit ihm in einem 'gedinge' dh. vertragsverhältnis, wie Zacharis mit Ortnit, und dieser fürst trug wirklich denselben namen. als könig von Sicilien hatte Friedrich im j. 1231 mit Abu-Zakarta oder Zekeria,

¹ Amelung vermutet: *der an dem pavelüne* (DHB IV S. 250).

² Winkelmann *ao.* I 140. 188. 206.

³ Winkelmann *ao.* I 208. 537.

⁴ *Amari Storia dei Musulmani di Sicilia* III 696; Röhrich *Beitr. zur gesch. d. kreuzzüge* I 3.

⁵ Schirrmacher *ao.* II 186.

dem mächtigen Hafsidenfürsten von Tunis, auf zehn jahre einen freundschafts- und handelsvertrag geschlossen, kraft dessen die handeltreibenden untertanen beider länder in beiden wie die eigenen untertanen geschützt sein sollten¹. freilich wissen wir nichts näheres über die beziehungen des kaisers zu diesem muhamedaner. Abu-Zakaria war kein untergebener des kaisers, verwaltete auch weder Apulien noch Sicilien, aber seine leute genossen doch auch dort freien verkehr wie des kaisers leute, und wenige jahre vorher hatten doch auch noch in Sicilien unabhängige muhamedanische emire geherrscht. Abu-Zakaria galt als ein meerbeherrschender fürst auch den Arabern in Spanien, denen er auf ihren notruf 1238 eine wol ausgerüstete flotte zu hilfe sandte², und so liefert er auch im Ortnit schiffe. mit der schon oft von ihm beobachteten willkür verband der dichter diese verschiedenartigen verhältnisse zu einem einzigen. wie er die kreuzzüge der jahre 1217 und 1227 samt dem vorereignis des j. 1225 und 1228/29 in einander schüttelte und mit den lombardischen begebenheiten des j. 1231 verknüpfte, so würfelte er hier allerlei erinnerungen aus der neueren und der allerneuesten geschichte der sicilianischen und der benachbarten Saracenen durcheinander und führt uns auch auf diesem gebiet bis zum j. 1231 hin.

Aber seine anspielungen auf Sicilien greifen noch etwas weiter. schon Müllenhoff hob zur erläuterung unserer obigen Ortnitstrophen aus Leos Italienischer geschichte zwei angaben heraus, dass Messinas handel unter k. Friedrich sehr blühte und von allen sicilianischen fabrikaten die sammt, geblühten seidenzeuge, brokate und feinen tücher von französischer wolle obenan standen. war einmal jener Abu-Zakaria von Tunis vom dichter in einen herrn von Sicilien verwandelt worden, so kann es nicht auffallen, dass dieser in Messina seinen oberherrn, sein 'oberstes reis', mit 12 schiffen und speise und wein unterstützte. denn der handel dieser stadt hatte in folge der massenhaften

¹ Schirmacher aao. II 256 setzt den vertrag unrichtig ins j. 1230 und schreibt unrichtig Abulissac statt Abuissac. Amari aao. III 624 bezweifelt die von Huillard-Bréholles Historia diplom. Friderici II III 277 behauptete identität von Abu-Zakaria und Abuissac, aber auch ihm gilt Abuissac als ein von Abu-Zakaria zum abschluss obigen vertrags bevollmächtigter. vgl. auch Röhrich Beitr. z. gesch. d. kreuzzüge I 50.

² vSchack Poesie und kunst der Araber in Spanien und Sicilien I 142.

durchzüge von kreuzfahrern durch den Faro di Messina in der zweiten hälfte des 12 jhs. den der residenz Palermo überflügelt, und unter Friedrich II war sie die hauptstation der kaiserlichen kriegsflotte geworden¹. es fehlte auch nicht an speise und wein, denn noch immer war die insel eine kornkammer, die in diesen zeiten die länder Nordafrikas aus mancher hungersnot errettete, und auch der weinbau fand auf ihr damals eifrige pflege². so mochte denn auch der maßlose Richard Löwenherz 1190 in Messina von könig Tancred von Sicilien 60000 last korn und gerste, wein und 100 schiffe fordern, und wirklich erhielt er 1191 von ihm 4 große schiffe und 15 galeeren, wobei es nicht an korn und wein gefehlt haben wird. dass der dichter des Ortnit wirklich diese in Messina geleistete kreuzzugsbesteuer für sein gedicht verwertete, das wird durch die kostbare zugabe von zwei zelten bezeugt, die von elfenbeinstangen getragen und, wie es scheint, zu einem pavillon zusammengestellt, unter ihrem golddurchwirkten dach hundert oder je hundert rittern schatten gewährten. dieses wunderwerk ist kein phantasiegebilde des dichters. zu jenen forderungen von schiffen, korn und wein, die Richard Löwenherz 1190 in Messina stellte, fügte er auch noch die eines seidenen zeltes von solcher gröfse hinzu, dass darin zweihundert ritter zur tafel sitzen könnten³. man sieht also, dass der dichter vorgänge der ganzen zeit vom dritten kreuzzug bis über den fünften hinaus, von Richard Löwenherz bis zum Abu-Zakaria, von 1190 bis mindestens 1231, zur ausschmückung der meerfahrt seines Ortnit mehr oder minder frei verkettete und dass die dichtung demgemäfs allem anschein nach in die dreifsigere jahre des 13 jhs. fällt.

Wir können von seinem werke aber nicht scheiden, bevor wir nicht noch einen blick auf die *'phelle, samtt und rtchiu tuoch von golde wol gewefelt* (dh. gestickt) *und gewebe'* geworfen haben. es ist meines wissens die einzige stelle mhd. poesie, welche die musulmännische seiden- und sammetweberei und -stickerei Siciliens erwähnt. der roman d'Alixandre gedenkt einmal *'d'un semit de Palerme vermeil ou vermenus'*. bekannter scheinen auch den Franzosen die *'pailles d'Andre (Andros?), d'Alexandrie, d'Orient,*

¹ Amari III 629. 811. Schirrmacher II 257. 261.

² Amari III 782 ff.

³ Wilken aao. IV 166. Amari III 529.

Effriquans'¹. die deutschen dichter, obgleich auch sie gern mit ihrer kenntnis der fabrikorte prunken, nennen doch nur pfellel, sammete, cindale und seiden aus asiatischen, afrikanischen, spanischen und einigen griechischen städten², während sicilianische aufser unserer Ortnitstelle nicht vorzukommen scheinen³. der grund liegt nicht etwa darin, dass diese an wert hinter jenen zurückgestanden hätten, sondern darin, dass die meisten sara- cenischen oder auch griechischen seidenstoffe durch die kreuz- fahrer nach dem abendlande gebracht wurden, namentlich nach der einnahme von Jerusalem, Damascus und Constantinopel, wo sie ihnen in ungeheuren massen zur beute fielen⁴. diese prach- tgewänder aus golddurchwürktem seiden- oder sammetstoff gröfseren und kleineren formats hiefsen mlat. *pallia* und *palliola*, mhd. *pfelle* und *pfellel*, ihre verfertiger *palliarii*⁵. ein 'pallium circumtextum i. e. rotundum' wurde nach dem griech. κύκλος *cyclas*, *cyclatum*, afrz. *ciglaton*, *sigleton*, *singleton*, mhd. *cicldt* genannt⁶. wol nicht nach der form des kleides, sondern nach den darauf gestickten oder eingewebten radfiguren gab es auch ein *pallium rotatum*, afrz. *paille roé*, auch 'circumrotatum et scutellatum'⁷, und schon der im j. 886 verstorbene römische presbyter Anastasius nennt in seiner Bibliotheca de vitis romanorum pontificum 'vela serica, pallia aquilata, leonina, leonata, elephantina, pavonatilia' nach den darauf sichtbaren tiermustern⁸. ob aber das uralte und noch heute so beliebte palmettenmuster, das in seiner primitiven form auf orientalischen seidengeweben im 12 jh. aufkam⁹, dem *palmdt*,

¹ Amari III 802. Franc. Michel Recherches sur le commerce, la fabri- cation et l'usage des étoffes de soie I 172. 210. Ducange-Henschel IV 116.

² vgl. das ausführliche verzeichnis im mhd. wb. s. v. *pfelle*, das aber die Ortnitstelle übersieht.

³ genauere, aber schwerlich directe kunde Siciliens erhellt aus Wolframs Willeh. 36, 7. 84, 1. 11. 205, 22. die *Arábeise* und *Seeiljeise* von *Palerno*, *Griffâne*, *Collône*, *Sótiers* und *de Latriseten* stammen offenbar aus Palermo, dem südlich davon gelegenen Monte Grifone, den weiter südlich gelegenen Corleóne und Sutura, arab. im 9 jh. Sotlr, und dem centralen Caltanissetta, aus ortschaften, die alle jahrhunderte lang in der gewalt der Saracenen waren. vgl. Amari I 294. 310. 334. III 109. 174.

⁴ Bock Geschichte d. liturg. gewänder des mittelalters I 15. 101. 174.

⁵ Bock I 4. 105. 146. Amari III 802.

⁶ Ducange-Henschel II 685.

⁷ Ducange-Henschel VI s. v. *pallium*. Bock I 8.

⁸ Muratori Script. III 271. 272. Bock I 11. 13. 23.

⁹ Bock I 96.

der *palmdiste* der mhd. dichtung den namen gegeben habe, ist noch zweifelhaft. ein mlat. 'pallium palmatum' scheint nicht nachweisbar. aber einige deutsche dichter hatten offenbar diese schönen saracenischen muster, die wir noch heute bewundern, auch vor ihren augen. so preist Ulrich vdTürilin in seinem Willehalm (Casparson s. 104^b) ein *phelle vol mdnen und gesterne von golde* entsprechend den mit goldnen halbmonden und sternem bestickten saracenischen seidenzeugen, wie sie Bock abbildet¹. noch genauer stimmt der von Konrad von Würzburg im Trojan. krieg v. 3739 ff geschilderte rote sammet, in den eine *Syrene gebriten* war, mit einem uns erhaltenen alten roten seidenstoff aus Sicilien überein, in den mit verschiedenen musikinstrumenten beschäftigte sirenen eingewebt sind². erzählt nun Wolfram im Parz. 71, 17 ff, dass ein arabischer 'wäpenroc mit golde gebildet' war, das greifenklauen aus dem Kaukasus gezerrt hätten, so folgt er zwar nicht dem älteren, aus Herodot 3, 116. 4, 13 bekannten märchen von goldhütenden, wol aber dem jüngeren, von Ktesias Indica 12 aufgebrachten von goldgrabenden greifen. doch den gedanken, dass sie gerade das zum bildwerk eines arabischen wäpenrockes verwendete gold herausgezerrt haben sollten, scheint ihm der anblick eines der vielen arabischen prachtgewänder des 12 jhs., auf denen geflügelte ihre klauen vorstreckende greifen in gold gestickt waren, eingegeben zu haben³. auch die andere abenteuerliche geschichte, dass die salamander kostbare stoffe im feuer webten 'zeinander worhten' (Parz. 735, 25, vgl. Wigal. 7435 ff. Lohengrin 5480. 6525. K vMegenberg Buch d. natur 276, 28), ist wol ein gemisch von alter physiologusweisheit und von einfällen, welche die vielen wurm- und eidechsenartigen tiere erweckten, die paarweise

¹ Bock aao. i 38. 69.

² Bock i 177 tafel vi der 2 lieferung.

³ Roscher Lex. d. griech. mythol. i 1769. nicht die *pfelle*, wie es im mhd. wb. s. v. *phelle* s. 489^b heisst, werden den greifen von den Arabern abgenommen, sondern das gold. erst in Ulrichs vdTürilin Willeh. Casp. 95a hüten die greifen auch glänzende phelle, die die heiden ihnen mit list abnehmen. wie hier Wolfram missverstanden zu sein scheint, wird er (um 1300) nachgeahmt vom dichter des Reinfried von Braunschweig v. 3346, der von greifen spricht, die gold aus den bergen zerren und zum Kaukasus tragen, vgl. Herzog Ernst hg. v. Bartsch cliv ff. übrigens tragen schon nach dem mythographen Konon, einem zeitgenossen Caesars, greifen einen goldgrabenden hirten aus einer goldreichen höhle (Photios cod. 186. Westermann Mythogr. s. 130, vgl. Zs. 7, 297).

einander gegenüber auf den schönen seidenzeugen in gold zu leben und gegeneinander zu arbeiten schienen. so hat man ja auch den märchenhaften ring Morolfs, in den eine nachtigall von bezauberndem gesang verwürkt ist, aus der naiven bewunderung antiker geschnittener steine erklärt¹.

Von solchen seidenmustern berichtet der dichter des Ortnit leider nichts. aber er weist, indem er eine großartige ausstattung vieler tausende mit goldgewürkten oder -gestickten stoffen (tuoch), phelle und samit und die schenkung zweier ebenfalls golddurchwobener, hundert oder zweihundert ritter fassender zelte seitens eines fürsten von Sicilien meldet, auf eine merkwürdige kunststätte des mittelalters hin, obgleich er deren namen nicht nennt. ein Deutscher, FrBock, hat uns zuerst tiefer in die jahrhundertlange künstlerische tätigkeit der zuerst saracenischen, dann normännischen und endlich staußischen seiden- und sammetmanufactur des königlichen palastes zu Palermo eingeführt². diese werkstätte hiefs nach dem persischen worte für 'ehrenkleid, feierkleid' *tirāz*, weil sie namentlich fürstliche kleidergeschenke fertigte. schon ums j. 1000 waren neben den spanischen die sicilianischen Saracenen die meister feiner weberei und stickerei im abendland. 'pallia saracenica, auro intexta' werden schon im 9—10 jh. gerühmt, und schon vor der ankunft der Normannen muss der *tirāz* tätig gewesen sein³. von seinem kriegszug nach Griechenland brachte der Normannenkönig Roger von Sicilien 1147 athenische, thebanische und korinthische weberinnen mit, die nach Otto von Freising die aufserhalb Griechenlands bisher unbekannte kunst ins christliche abendland gebracht hätten⁴, in wirklichkeit einige neue fertigkeiten und muster in Palermo eingeführt haben mögen. jedoch einerseits schloss auch der musulmännische *tirāz* im 11 jh. keineswegs antike, ja sogar auch nicht christliche muster und gegenstände aus, wie wir alsbald sehen werden, anderseits blieb der grundcharacter dieser gewebe und ihrer werkstätte bis in die mitte des 13 jhs. ein wesentlich muhamedanischer. die weber hiefsen auch unter dem normannischen regiment mlat. *careri* di.

¹ Salman und Morolf hg. v. FVogt str. 248 ff mit anm.

² Bock Geschichte der liturg. gewänder des ma.s, 3 bände, 1859 ff und Kleinodien d. heil. röm. reiches deutscher nation 1864.

³ Bock I 36. 98 ff. 174. 196. Amari III 447. 798.

⁴ Ottonis Frising. gesta Friderici imper. I. I c. 33. MG. SS. xx s. 370.

arab. *hariri*, ihre meister waren noch unter könig Wilhelm II in der zweiten hälfte des 12 jhs. Moslimiten, wie Yahya und Aaroun. bei einem erdbeben im j. 1169 hörte könig Wilhelm II die damen und pagen seiner königsburg in ihrem schrecken Allah und den propheten um hilfe anrufen. und sogar noch 1180 zogen die jungen musulmännischen arbeiter des tiráz ihre christlichen mitarbeiterinnen zum islam herüber. die große zahl von kostbaren kleidern, die der Sicilier Zacharts den leuten Ortnits schenkte, brauchen wir kaum für rein poetische übertreibung zu halten, wenn wir erfahren, dass zb. bei der krönung Rogers die mauern des palastes zu Palermo mit seiden- und sammtstoffen bedeckt, auch die niedrigsten diener in seide gekleidet waren und am weihnachtsfeste 1185 die frauen der stadt in goldgelber seide lustwanderten¹. auch die Französinen und Italienerinnen Palermos kleideten sich nach musulmännischer mode².

Die schönen gewebe des tiráz haben als ehrengeschenke an mächtige fürsten sogar eine gewisse historische bedeutung erlangt, namentlich diejenigen, mit denen mehrere deutsche kaiser ausgestattet wurden. der reiche bürger von Bari, Melo, auch herzog von Apulien genannt und mit den sicilianischen musulmännern, die ihn ganz musulmännisch Ismahel nannten, verbündet, erhob 1010 in seiner vaterstadt die fahne des aufruhrs gegen die drückende Griechenherrschaft. von blutigen niederlagen schwer getroffen, suchte er hilfe bei kaiser Heinrich II in Bamberg, wo ihn inmitten der festfreude 1020 der tod ereilte³. er hatte hier dem kaiser einen noch im Bamberger domschatz aufbewahrten prächtigen seidenmantel überreicht, auf dem antike, arabische und christliche motive in einer in der kunstgeschichte seltenen weise vereint dargestellt waren. ein Lieblingsgegenstand der arabischen kunst und wissenschaft, ein 'orbis pictus terrarum' mit dem tierkreis, umgeben von der figur des herrn mit den symbolen der evangelisten, der mutter gottes und figuren des alten und neuen testaments, ist darauf eingewürkt, dazu sonne und mond, die ganz wie Helios und Selene auf einem zwiegespann dahinfahren. die inschrift des saumes nennt den schenker Ismahel. da, wie es scheint, der tiráz damals ein monopol auf Sicilien be-

¹ Bock I 35. 37. Amari I 168. III 448. 532. 534. 801 ff.

² Amari III 534.

³ Giesebrecht Gesch. d. deutschen kaiserzeit III 180. Amari III 25 ff. 799.

safs und das italienische festland vor dem 13 jh. keine seidenfabricate leisten konnte, so wird dieses kunstwerk ohne zweifel mit recht als ein erzeugnis jener werkstätte zu Palermo betrachtet¹. als spender dieses gewis lange zeit berühmten sicilianischen seidengewandes an einen deutschen kaiser mochte dieser mit Sicilien verbündete Pulleschaere muhamedanischen namens auch noch dem dichter des Ortnit bekannt geworden sein und dazu gedient haben, den beiden Abu-Zakaria von Tunis, den bundesgenossen des deutschen kaisers, in einen Sicilier und Apulier umzuwandeln, der dem vertreter dieses kaisers in der poesie, dem Ortnit, kostbare sicilianische seidenzeuge schenkte: und zwar zu Messina, wo ja wirklich später einem sicilianischen fürsten der könig von England ein grossartiges seidengezelt abforderte, wie es fast genau so auch jener Zacharts dem Ortnit in Messina verehrte. es wird in Deutschland auch nicht an kunde von dem tirāz gefehlt haben. mehrere der herlichen in Wien befindlichen reichsinsignien, die von den kaisern bei der krönung angelegt wurden, wie namentlich ein krönungsmantel und eine alba, giengen aus ihm hervor². Saracenen von Sicilien waren es, die noch im j. 1211 kaiser Otto iv kostbare seidenroben in arabischem geschmack zusanten³. unsre gewaltigen kaiser Heinrich vi und Friedrich ii fand man bei der 1781 in Palermo vorgenommenen öffnung ihrer gräber in goldgestickte, mit arabischen sprüchen geschmückte seidenkleider eingehüllt⁴. es lässt sich ja nicht genau bestimmen, wie der dichter die bestandteilchen, die er aus diesen oder ähnlichen geschichtlich denkwürdigen schenkungen sicilianischer fürsten an deutsche könige zog, durcheinander mengte, dass er aber sie samt jenem zelte des Richard Löwenherz und dem vertrag k. Friedrichs mit Abu-Zakaria für die erfindung des heidnischen Sicilianers und Apuliers Zacharts zu k. Ortnit verwertete, wird jetzt als ausgemacht gelten können.

Das gesamtergebnis der vorliegenden untersuchung möchte etwa folgendes sein: das gedicht von könig Ortnit hat zur grundlage eine nur in den schwächsten umrissen erhaltene deutsche sage von einem könig Ortnit, der auf einer gefahrvollen, aber erfolgreichen brautfahrt von einem klugen und tapfern väterlichen

¹ Bock i 167 ff. Amari iii 799, vgl. ii 342. Schirmacher ii 261.

² Bock Kleinodien (s. o.).

³ Schirmacher aao. ii 24. i 69.

⁴ Bock Gesch. i 199. Amari iii 553. 633. 801.

freunde, dem ursprünglich der russischen sage angehörigen Yljas von Riuzen, unterstützt wird und nach der heimholung in einem drachenkampf ums leben kommt. diesen kern bettete der dichter zunächst in die geschichte des kreuzzugs vom j. 1217 gegen den berg Tabor ein, der er auch den anlass zur einflechtung des teils dem Auberon im Huon von Bordeaux, teils dem heimischen zwergkönig Alberich nachgebildeten zweiten ratgebers Ortnits, des zwerges Alberich, verdankte¹. er stattete seinen helden ferner mit einigen hauptzügen der einleitungsgeschichte des romans von Apollonius von Tyrus aus. schliesslich entlich er den unternehmungen kaiser Friedrichs II, seiner verbindung mit Isabella von Jerusalem, seinem ersten unterbrochenen und seinem zweiten durchgeführten kreuzzug, seinem zwist mit dem schwiegervater, seiner freundschaft mit Hermann von Salza, seinen früheren und späteren lombardischen händeln, seinen und anderer könige verhältnissen zu den künstionigen fürsten und Mohamedanern Siciliens, der ganzen zeit von 1190—1231, eine reihe von zügen, aus denen er einen reichen, glänzenden rahmen für sein phantastisches sagenbild zusammensetzte. dies brachte ein Tiroler dichter in den dreissiger jahren des 13 jhs. zu stande.

III ZUM WOLFDIETRICH.

Den einfluss des Apolloniusromans möchte man vom Orendel und Ortnit auch noch auf Ortnits fortsetzung, den Woldietrich, erstrecken: denn hier kommt der held in einem seiner mittleren abenteuer zu einem heidenkönig, der jeden gast zu seiner tochter führt, um am andern morgen dessen haupt abstoßen und auf die zinnen seiner burg pflanzen zu lassen, wenn er nicht in der nacht zuvor die minne der jungfrau gewonnen hat. aber das motiv der eigentümlichen, grausigen bestrafung der fremden, in dem die heiden erzählungen allerdings zusammentreffen, steht unter den zahlreichen abweichenden motiven vereinzelt da, und in dem verhältnis des vaters, der tochter und des bedrohten fremdlings zu einander stimmen die beiden doch nur im allgemeinen überein. dort lebt der vater, Antiochus, in verbrecherischem umgang mit seiner tochter und enthält sie den freiern aufs eifersüchtigste vor, hier ist von blutschande keine rede und bringt der vater den ankömm-

¹ Seemüller Zs. 26, 210 f meint, Alberich sei in die brautfahrt eingeschoben, nur um deren gelingen zu ermöglichen.

ling sofort mit der tochter zusammen. eine genauere betrachtung des abenteuers führt denn auch zu einer andern, ergibigeren quelle hinüber, die allerdings auch wie die des Orendel antik und durch die französische poesie vermittelt ist. die betreffende partie liegt in drei fassungen vor:

Wolfd. B str. 531—648: von der alten Troye (vgl. str. 536. 471) reitet W. von Griechenland nach der burg Falkenis, die zu Büden (di. Widdin in Bulgarien, DHB iv 315) auf dem plan liegt und auf ihren leuchtenden zinnen 500 christenhäupter trägt. er wird von dem heidnischen burgherrn und dessen schöner tochter freundlich empfangen. das mädchen und der gast gefallen sich gegenseitig sofort. er nennt sich ihr 'könig Pilgerin von Troye' und befreit sie dadurch von der angst, dass er könig Wolsdietrich sei, der nämlich dazu bestimmt war, ihren vater im messerwerfen zu besiegen. der wirt befiehlt ihm, die nacht bei seiner tochter zu schlafen, und bringt ihm einen schlaftrunk, den aber die tochter unter vorwürfen über die tücke ihres vaters hinters bett gießt. ihre zudringliche begehrllichkeit weist W., obgleich sie ihm alle ihre reize enthüllt, zurück, weil sie sich nicht von Machmet zu Jesus bekehren will. als der vater am andern morgen erfährt, dass der held seine tochter verschmäht hat, fordert er ihn zum messerkampf heraus und erinnert ihn daran, dass noch éine zinne leer steht. er tut drei sehlwürfe auf W., beim ersten treffenden gegenwurf verrät ihm dieser zu seinem schrecken, dass er Wolsdietrich sei, trifft darauf des heiden scheidel und herz, besiegt auch dessen leute, tauft die nicht erschlagenen und nimmt die jungfrau auf sein ross. aber sie hat inzwischen einen see um die burg gezaubert, die darüber führende gläserne brücke zerbricht hinter und vor ihm. seine gefährtin verwandelt sich in eine elster, die ihm von einer zinne herab seinen untergang im wasser verkündet, dann fliegt sie davon. er aber sprengt kühn in die flut und entkommt, um andere abenteuer zu bestehen und schliesslich die ihm bestimmte witwe Ortnits heimzuführen.

Wolfd. A str. 252—287 (Dresd. hs. DHB iii 153 ff) stimmt im wesentlichen überein, doch werden Troye und Büden nicht genannt und die burg heisst Walledeis. die weissagung, dass Wolsdietrich den alten besiegen würde, wird genauer als ein spruch der 'götter' bezeichnet str. 261.

Wolfd. D vi str. 1—221 malt breit aus und weicht weiter ab. Troye und der name der burg werden nicht erwähnt, wol aber Būden. der burgherr heisst Belian und seine tochter Marpaly. auch hier gehn die fremden ritter mit der tochter zu bette, und es wird bemerkt, dass sie, obgleich sofort durch einen trunk eingeschlāfert, am andern morgen wie notzüchtiger nach alt-deutschem recht (DHB iv 330) bestraft werden, indem man ihnen mit einer dille das haupt abstōfst, das dann auf die zinne gesteckt wird. als Wolfdietrich eintrifft, zaubert Marpaly sofort einen see um die burg, der seine umkehr verhindert. ein buch von der alten Sibille hat ihr geweissagt, sie solle ihr magdtum für Wolfdietrich aufsparen. am morgen nach ihrer lagergemeinschaft führt ihn der heidnische vater vor dem messerwerfen vor das bild des Todes, das der held unerschrocken zerbricht. der messerkampf ist verworren dargestellt. als nach dem tode des heiden dessen leute W. angreifen, giefst Marpaly aus einer bñchse nebel vor des helden augen. aber er wirft sie mit dem messer zu boden, und es wird wider licht. nach seinem sieg lässt er die häupter von den zinnen holen und schön bestatten. von der über den zaubersee sich schwingenden brücke sprengt Marpaly mit W. zu ross in die tiefe und erst, als er ihr unten auf der aus dem see verwandelten wiese vom pferde hilft, zieht sie ihr kleid aus, schlägt lachend die hände zusammen und fliegt als kräbe unter pech- und schwefelgestank davon.

Dieses abenteuer steht inmitten des Wolfdietrichsepos zusammenhangslos und völlig überflüssig da. es zeichnet sich vor den meisten andern durch seinen phantastischen character aus und flōfst durch seine fremdartigen namen und motive: Marpaly, Troye, den gōtter- oder Sibillenspruch usw. sofort den verdacht unheimischer und zwar antiker herkunft ein. aber ebensowenig wie der oben berührte hinweis auf das erste abenteuer des Apollonius von Tyrus genügt zur erklärung dieser episode Jānickses citat eines scholion zu den Ekklesiäzusen des Aristophanes v. 1029, das im Diomedesartikel des Roscherschen mythologischen lexicons übersehen worden ist. hier wird nämlich die sprichwörtliche *Διομήδεια ἀνάγκη* nicht auf den raub des palladiums durch Odysseus und Diomedes, sondern auf den wilden Thrakerfürsten Diomedes bezogen, der die vorüberkommenden fremdlinge zwang, seine lüsternen tōchter zu befriedigen. weil jene nach

dem erzwungenen genuss gelötet wurden, habe man die töchter 'menschenfresserische pferde' genannt. offenbar haben die stuten, denen nach der älteren sage Diomedes die landenden fremdlinge zum frass vorwarf, bis Herakles ihn tötete, in der rationalistisch umgebildeten jüngeren sage den obscoenen sinn von ἵππος bekommen und sind zu zügellos begehrliehen mädchen geworden. aber selbst wenn man annimmt, dass auch der jüngeren form der dabei nicht bezeugte rächende kampf des Herakles mit Diomedes nicht fehlte, so erscheint sie auch dann noch zu abweichend und zu dürftig, um sie als grundlage des Wolfdietrichs-abenteuers anerkennen zu können.

Dagegen kommt unsrer fabel die bisher übersehene bekannte sage von Oinomaos, Hippodameia und Pelops, namentlich in ihrer späteren, von Diodorus, dem scholiasten des Apollonius Rhodius, 1, 752ff und Hyginus fab. 84 überlieferten fassung viel näher. zunächst ist Hippodameia nicht eine von vielen töchtern, sondern wie Marpaly die einzige tochter ihres vaters. den Oinomaos schreckt ein orakel, dass ihm durch einen siegreichen schwiegersohn der tod bestimmt sei, wie den Belian der Sibillen- oder götterspruch von seiner besiegung durch Wolfdietrich. daher setzt jener als probestück eine wettfahrt an, bei der seine tochter den wagen des freiers besteigen muss, um diesen unterwegs durch ihre reize zu verwirren. im vorbeirennen durchbohrt der vater den überholten mit seiner lanze. das antike wagenrennen, dem mittelalter kaum verständlich, musste in eine zeitgemässere wettleistung verwandelt werden. man wählte das messerwerfen, wovon weiteres unten. damit entfiel das gemeinsame besteigen des wagens seitens des mädchens und des jünglings und wurde durch ein gemeinsames besteigen des bettes ersetzt, wobei die auch hier versuchte verwirrung durch die weiblichen reize noch durch einen betäubenden trank verstärkt wurde. in der Pelops-sage wird der verwegene freier doppelt oder, wenn man will, dreifach bestraft: er wird durchbohrt, enthauptet und endlich sein haupt an der säule eines tempels aufgehängt oder über der tür aufgepflanzt. die einföhrung des schlaftrunks bewürkte im Wolfdietrichgedicht eine verteilung der strafen. da der betäubte nicht zum wettkampf fähig war, musste die durchbohrung aufgegeben werden; er wird sofort enthauptet und sein haupt auf der zinne aufgesteckt. aber die durchbohrung während eines

wettkampfes ist deshalb nicht ganz vergessen, sie ist ja dem letzten bei der tochter wachgebliebenen ritter Wolfdietrich zugedacht, trifft aber nun rächend den bösen vater. der siegreiche held, der diese wendung herbeizuführen hat, wird hier wie dort durch das orakel angekündigt, und wie Pelops und Hippodameia verlieben sich Wolfdietrich und Marpaly sofort in einander. die eine wie die andre verrät diesmal ihrem liebhaber, dass der vater ihn verwirren oder betäuben wolle, um dadurch den sieg über ihn davonzutragen. und so wird diesmal Oinomaos wie Belian von dem gewarnten helden besiegt und getötet, und wie Pelops den getöteten freiern auf ihrem grabe ein gemeinsames denkmal errichtet (Pausan. 6, 21, 9), bestattet auch Wolfdietrich die haupter seiner unglücklichen vorgänger. das folgende weicht ab und musste abweichen. denn die ältere hauptsage des Wolfd. bestimmte ihrem helden eine andere frau, als die heldin dieser aus der antike eingeschwärzten episode. Pelops heiratet Hippodameia, um sich erst späterhin von ihr loszusagen, weil sie ihren stiefsohn Chrysippos ermordete. Wolfd. und Marpaly trennen sich alsbald, nachdem sie noch nach dem tode ihres vaters einige zauberkünste aufgewendet hat, um den helden zu verderben. aber die gleichheit und ähnlichkeit all der übrigen grundzüge der griechischen und der deutschen so eigenartigen geschichte verbürgt beider zusammenhang zur genüge, und die abweichungen erklären sich entweder aus dem zwange der sie einfassenden Wolfdietrichsage oder aus den veränderten zeitumständen oder aus dem einfluss anderer, verwanter sagen, unter denen wiederum eine antike voransteht.

Der noch unerklärte name Marpaly, Marpalie mit seinem durchaus undeutschen klange weist den weg. trotz seiner offenbar romanischen endung ist er auch aus dem romanischen sprachkreise nicht abzuleiten, wol aber, wenn man eine verlesung oder vertauschung des ersten buchstabens annimmt, aus dem griechischen. *Marpalie* war früher eine französische **Harpalie*¹, deren name am ende ähnlich geschwächt worden ist wie das

¹ möglicherweise hat der name der Marpessa, deren freier mit ihrem vater Euenos ein wettrennen zu wagen eingehn mussten, wobei er sie einholte und tötete (Simonides bei schol. Hom. II. 9, 553. Bakchylides bei schol. Pind. Isthm. 4, 92), wie Oinomaos die freier der Hippodameia, auf die umnennung der Harpalyke in Marpalyke eingewürkt.

lat. *antiqua* im altfranz. *antie*, also auf eine *Harpalike*, *Harpalyke* zurückführt. nach den Virgilscholien und Hyginfabeln¹ war Harpalyke wie Hippodameia mit rossen wol vertraut, eine windschnelle reiterin, von jugend auf durch ihren vater Harpalykos oder Klymenos, einen berühmten reit-, ring- und fechtmeister, mit allen leibesübungen bekannt gemacht. zu diesem wilden, dem Oinomaos ähnlichen Thrakerkönig kam auf seiner heimkehr von Troja und zwar über land Neoptolemos und besiegte und verwundete ihn schwer. nun erst begreifen wir, warum in Wolfd. B der held zum wilden bulgarischen heidenkönig auf seiner heimkehr von der alten Troja kommt, wodurch im mittelalter wirklich, wie das beiwort bezeugt, das alte Ilion zum unterschied von der apulischen stadt Troja bezeichnet zu werden pflegte, vgl. DHB III s. LXX. und noch ein anderer bisher nicht nachweisbarer zug wird uns klar. nach Pseudolukians *Λούκιος ἡ ὄνος* verzaubert sich eine frau durch bestreichen mit einer salbe in einen nachtraben, nach den auf die gleiche quelle zurückgehenden metamorphosen des L. Apulejus in eine eule. so verwandelt sich auch Harpalyke, nachdem sie mit ihrem vom vater verfolgten gatten, der hier Alastor heisst, davongeeilt ist, nach verschiedenen schicksalswechseln in eine *χαλκίς* dh. einen schwarzen habicht oder eine eule. ähnlich entfernen sich W. und Marpalie von der väterlichen burg, aber alsbald verwandelt sie sich in einen schwarzen vogel. ein später mythograph oder ein mittelalterlicher dichter löste also aus der Harpalykesage einzelne fäden: die rückkehr des helden von Troja, den namen der heldin und deren verwandelung in einen schwarzen vogel, um sie in die Hippodameiasage zu verweben. die annäherung beider mythen hatte schon im altertum begonnen. schon damals wurde dem vater der Hippodameia wie dem der Harpalyke nachgesagt, sie seien von sündhafter liebe zu ihrer tochter ergriffen gewesen und Hyginus, wol nicht der freigelassene des Augustus, sondern ein mythograph wahrscheinlich des 2 jhs. n. Chr.², stellt in seiner 253 fabel unter der überschrift 'Quae contra fas concubuerunt' 'Harpalyoe cum Clymeno patre' und 'Hippodamia cum Oenomao patre' dicht neben einander. bei der willkürlichen sagenmischung der römischen kaiserzeit mögen auch der Thrakerkönig Diomedes mit

¹ vgl. Roschers Lexicon I 1835.

² Teuffel Gesch. d. röm. literatur⁵ § 262.

seinen töchtern und der Thrakerkönig Clymenos oder Harpalykos mit seiner tochter mit einander verschmolzen worden und so der zug der Woldietrichssage, dass der vater seine tochter den fremden preisgibt, schon früher eingedrungen sein. auch ein einfluss der verwanten Marpessa auf den namen der Harpalyke ist denkbar.

Das antike mischproduct zeigt sich im Woldietrich vielfach umgemodelt durch die anschauungsweise und cultur der kreuzzugszeit, aus der das gedicht stammt. schon nach der antiken überlieferung hiengen die häupter der unglücklichen freier an säulen oder waren über der tür aufgesteckt, aber ihre massenhafte aufpflanzung auf die zinnen der burg war doch erst sara-cenische sitte, welche die Araber namentlich auch in Spanien oft in erschrecklicher ausdehnung an christenhäuptern ausübten (DHB III s. XXIX). wie das antike ballspiel des Apollonius von Tyrus in ein schirmfechten Jourdain von Blaivies und weiterhin in ein turnier Orendels umgebildet wurde (Zs. 37, 331), so verwandelte man das antike wagenrennen des Oinomaos, der seinen gegner mit einer lanze durchbohrt, in ein messerwerfen Belians, der seinen gegner mit einem messer zu durchbohren trachtet. die wahl gerade dieses gefährlichen wettspiels erklärt sich aus der häufig bezeugten freude jener zeit am messer- oder schwerterwerfen, das vielleicht an die altheimischen schwerttänze anknüpfte, und weiterhin aus dem, wie es scheint, morgenländischen messerkampf. nach den älteren berichten tat sich Taillefer nicht durch seinen sang, sondern durch sein spiel mit hoch in die luft geworfenen schwertern hervor¹. über die bewegten ruder an der aufsenseite des schiffes hinschreitend spielte der norwegische könig Olaf Tryggvason mit drei messern, die er in die luft warf, und der mythische könig Gylfi traf vor Valhöll einen mann, der sogar sieben messer zugleich in der luft hatte². in ganz ähnlicher lage wie Belian den Woldietrich fordert Galagandreiz den Lanzelet, der ohne seine einwilligung seine tochter beschlafen hat, zum zweikampf mit zwei zweisehnidigen messern heraus³. dass

¹ nach einem gedichte des Troubadours Guiraut von Calanson fiengen die spielmänner kleine äpfel mit messern auf, vgl. AKaufmann Caesarius von Heisterbach s. 123.

² KHoffmann Roman. studien I 432. Heimskringla c. 92 s. 195. Gylfaginn. c. 2.

³ Lanzelet v. 1119. Heinzel Wiener SB. 119, 68ff. 78 ff; DHB IV 317. vgl. ASchultz Höfisches leben II 130.

im Wolfd. der meister im messerkampf ein heide ist und Belian heisst, hat seine guten gründe. Belian, Pelian, Baligan usw. gilt im altfranzösischen und darnach im mhd. epos für einen heiden-namen, den manche Saracenenfürsten und später in wirklichkeit auch christliche herren im morgenlande, zb. die herren von Sidon, trugen. er wird von Belus, dem Bel oder Baal zu Babel, her-zuleiten sein. die euhemerisierende kirche sah in diesem einen vergötterten könig, den ersten götzen, den urheber alles heiden-tums¹. darum heisst Belian zb. im Orendel v. 400 f ein wol ver-messener heidnischer könig der wüsten Babilonie und, weil man Belus im altertum auch als sohn der Libya kannte, erwähnt Biterolf v. 315 einen Baligan von Lybia. anderseits kennt ihn Hyginus fab. 274 als den ersten, *'qui gladio belligeratus est, unde bellum est dictum'*. nach diesem zuerst mit dem schwert hantierenden heidenkönig des orientis wurde in unsrer dichtung oder deren vorlage der aus der Oinomaos-Harpalykos(-Diomedes?)-sage hervorgegangene vater der heldin benannt und vollends zu einem mörderischen, messerwerfenden, auf einer einsamen burg hausenden heidenfürsten Belian umgeprägt, seitdem der Assas-sinenhauptide, der scheik der Ismaeliten, der geheimnisvolle Alte vom Berge oder Senior Montanae, durch seine messer einen furchtbaren ruf im abendlande erlangt hatte. der kreuzzugs-historiker Jacob von Vitry nannte ihn *'dominus cultellorum'*. mancher muhamedanische fürst fiel unter den meuchlerischen messern seiner sendlinge, wie auch mancher christliche: 1152 graf Raimund von Tripolis, 1193 markgraf Konrad von Tyrus und, was die Deutschen näher berührte, 1231 herzog Ludwig von Baiern. der herr dieser leute selber konnte kaum anders denn als ein grausamer messerwerfer auf seinem bergschlosse gedacht werden. die annahme eines einflusses dieser merkwür-digen historischen figur auf den messerwerfenden burgherrn Belian in Wolfd. D scheint der eigentümliche zug zu bestätigen, dass der böse heide den ritter an der hand über den hof vor das bild des Todes führt mit den worten:

'schouwe, ritter edele, daz bilde heizt der Tôt.

ez bringt dich, degen küene, noch hiute in grôze nôt!'

denn es wurde von dem Alten vom Berge erzählt, er habe vor

¹ vgl. zb. Lactantii Institut. epitome c. 19 (24). Isidor. Etymolog. vii 11, 23.

sich ausrufen lassen, dass er den tod der könige in seiner hand trage¹.

Der hauptstock des Woldietrichsabenteuers ist damit erklärt, nur einzelne nebenzüge sind noch unaufgeheilt. der burgname scheint romanisch, sowie die zaubereien, die an ähnliche in den Artusromanen vorkommende erinnern, wie denn überhaupt auch die namenformen Belian und Marpalie einen durchgang des stoffes durch französische epen befürworten. noch kann man hinzufügen, dass ebenso wie unsre Belianepisode wesentlich der Pelopssagenfassung des scholion zum Apollonius Rhodius 1, 752 entspricht, noch ein anderes abenteuer vom kampf mit einem ungeheuer, dessen ausgeschnittene zunge vorweisend Woldietrich sich der königin als den wirklichen sieger einem betrüger gegenüber ausweist, auf ein scholion zu demselben schriftsteller 1, 516 zurückgeht, vgl. DHB IV s. XLIII.

An drei beispielen der mhd. spielmannspoesie des 12 und 13 jhs. ist der einfluss des hellenistischen romans und des spätgriechischen mythus nachgewiesen. wie diese art der antiken poesie um dieselbe zeit auch in die nordische sagenwelt, namentlich Saxos und der Prosaedda übergegriffen hat, davon ein andermal.

Freiburg i. B., 28 jan. und 20 sept. 1893.

ELARD HUGO MEYER.

KRITISCHES UND EXEGETISCHES ZU ALT-DEUTSCHEN DICHTERN.

Es sei mir gestattet, diese analecta zu beginnen mit zwei gedichten, die ich selbst soeben, zu einem bändchen vereinigt, neu herausgegeben habe. in der einleitung zu den Zwei altdeutschen rittermæren (Berlin, Weidmann, 1894) haben litterarhistorische erörterungen einen so breiten raum eingenommen, dass es geraten schien, über die wahl einzelner lesarten wie über das ganze kritische verfahren an anderer stelle rechenschaft zu geben.

1. MORIZ VON CRAON.

Mir selbst so wenig wie dem leser habe ich eine augenweide bereitet mit der scharfen heraushebung derjenigen wörter und wörtchen, die einzuschieben mir notwendig oder richtig schien;

¹ Weil in der Histor. zs. 9, 419. Döllinger Akadem. vorträge III 207.

ich wünsche auch gar nicht, dass mein beispiel regelmässige nachahmung finde. für diesmal habe ich einen bestimmten zweck dabei im auge gehabt. unter den 42 zusatzwörtern oder wortgruppen, die ich nur zum kleinern teil in übereinstimmung mit Haupt oder Maßmann eingeschaltet habe, befinden sich nur wenige, bei denen für mich metrische rücksichten entscheidend gewesen sind. wenn ich auch oft genug durch einen metrischen anstoss aufmerksam geworden bin, so habe ich doch nur in zwei oder drei fällen dem vers zu liebe interpoliert. ich wollte mit den vielen < > einmal nachdrücklich zeigen, wie oft ein gewissenhafter herausgeber, der mit den idiomatischen eigentümlichkeiten der mhd. dichtersprache rechnet und auch das wenige besondere, was sich einer dichtung von kaum 1800 versen für die eigenart des verfassers entnehmen lässt, zu lernen versucht hat, einer einzigen hs. gegenüber in die lage kommt, den vers 'füllen' zu müssen. ich denke metrisch viel weniger streng als MHaupt und nehme beispielsweise an inhaltlich und sprachlich tadellosen dreihebigen versen oder wenigstens verspaaren keinen anstoss — und doch habe ich noch weit öfter als er ein wörtchen eingeschoben. wortauslassungen sind die häufigste aller fehlergattungen: ganz besonders aber da, wo die hs. (oder ihre vorlage) ohne absetzung der verszeilen geschrieben ist; denn die unter einander gerückten verse erleichtern ungemein die controle des zeilenumfangs und wortbestandes. — einer unserer jüngsten metriker, AHeusler, dem ich sonst in vielem gegen Lachmann und meine eigene frühere auffassung recht gebe, hält doch in der verteidigung des nur in der minnesängerhs. C erhaltenen textes der Kürenberg-lieder (zb. Mfr. 8, 13: Zur gesch. d. altd. verskunst s. 94) gelegentlich allzu einseitig an dem fest, was metrisch möglich ist.

Es schien mir aber die heraushebung der restituierten wörter auch noch einen andern nutzen zu gewähren: die verschiedenen gründe der auslassung, meist solche fürs auge, treten schon bei einem raschen überblick zu tage. so die verwechselung zweier wortausgänge in fällen wie 538 *muoz* <ex>, 833 *wiz* <ûz>, 960 *ein* <swan>, 1281 *vil* <wol>; 576 <doch> *ich*, 634 <daz> *ex*; seltener der wortanfänge: 561 *wizzet* <wol>, 1739 *mûejet* <mich>: der schreiber glaubt das mit *z*, *n*, *ch*; *w*, *m* auslautende resp. anlautende nachbarwort schon geschrieben zu haben. ähnliche wortbilder haben den verlust auch herbeigeführt in fällen wie 484

mir <ie>, 1346 <dir> *wie*; selbstverständlich in 1543 <er> *erschrikte*, 1709 <ir> *irgdn*, sehr wahrscheinlich in 1164 *darinn* <in>, 1435 *hin wider* <in>, 1401 *ich* <ir>, 1129 *ich* <iz>, 1717 *muoz ich* [h-ähnliches z!]. — viermal ist nach meiner recension der versanfang verloren (90. 576. 983. 1284), nur einmal der versschluss: 1748, worüber unten näheres. — den artikel habe ich viermal einsetzen zu müssen geglaubt: 208 <die> *sicherheit* ist vielleicht nicht unbedingt nötig; die übrigen drei fälle aber bilden eine gruppe, und die ist belehrend:

672 und *sante nâch* <dem> *maste*

872 und *rouben wolte ûf* <dem> *mere*

1553 und *erschrac und mit* <dem> *munde*

vielleicht erklären sich alle drei beispiele aus enklise des artikels an die praeposition in der vorlage: *nachem*, *ufem*¹, *mittem*, was dem abschreiber nicht geläufig war.

Ich wende mich nun zur besprechung ausgewählter stellen, wobei ich ein paarmal mich mit einem hinweis auf die seitenzahlen meiner einleitung begnügen kann. wo ich einer restitution oder emendation FBechs gefolgt bin, wird man die begründung, soweit eine solche nötig ist, auch in dessen aufsatz Germ. 17, 168 ff finden.

V. 2 ist *mit rede* eine adverbialische bestimmung, die dasselbe besagen mag wie das adv. *redeliche* und die also durch das *von wærllichem mære* des folgenden verses nur variiert wird. im übrigen vgl. Er. 3804 f *als ez diu werlt vernæme und ez ir für kæme*. — v. 21 l. *Deiphebus*, vgl. einl. s. xii¹. — v. 31 f: ich habe v. 32 hypotactisch genommen (für reguläres *si enherten*) und *reichte* der hs. stehn lassen, obwol ich eine genaue parallele für diesen gebrauch des verbums *reichen* 'sufficere' nicht nachweisen kann. — zu v. 76 vgl. einl. s. xiv. — v. 90. 91 hs. *vnd bereitet sich weyt im lannde* haben wir einen jener fälle, wo der schreiber völlig in die prosa entgleist scheint: den zweiten vers habe ich genau so hergestellt, wie er in der Eneide mehrfach (zb. 4526. 10641) vorkommt (vgl. auch gr. Rud. β 5 *witene after deme lande*); das im 12 und im anfang des 13 jhs. so häufig bezeugte *after lande* wird in jüngern hss. oft genug durch *in dem lande* verdrängt, vgl. zb. die laa. zu En. 2418. 8432. die ergänzung von v. 90 wird einer bessern gern platz machen. — in v. 94 scheint

¹ so hat Haupt auch eingesetzt.

Haupt, in der sache Mafsmann folgend, eine verlesung von *was* aus *vns* anzunehmen: davor warnt schon der dem *was* resp. *swaz* genau entsprechende gen. pl. *lande* 95, den M. H. natürlich beseitigen müssen. indem ich mich eng an die hs. anschliesse, erhalte ich einen guten sinn und brauche nicht mit H. eine 9 verse umspannende parenthese anzunehmen. — v. 142 habe ich die negation, welche Bech fordert, ebensowenig wie v. 32. 188. 205 und sonst eingeführt, weil sie die hs. in derartigen abhängigen conjunctivsätzen niemals überliefert und es auch an frühen belegen für diesen fortfall der negationspartikel durchaus nicht fehlt. — zu v. 144 gleich ein wort über *hete* usw. ich finde es nirgends ausgesprochen, dass *hete* eine junge, nach analogie von *tete* — *tdten* aus dem plural *hdten* erschlossene analogieform ist. noch weit jünger sind die spät und spärlich bezeugten formen *du hetest*, *wir heten*, *ir hetet*, *si heten*, die gleichwol von Lachmann bis Paul herab in allen ausgaben aus der blütezeit spuken, aber genau soweit verwerflich sind, als man *tetest*, *teten*, *tetet* fernhalten zu müssen glaubt. — 165 hs. *Ein hart schwœre purde*; die unwillkürliche wahl der prosaischen wortfolge zog im nächsten vers die fast mechanische änderung von *were* in *wurde* nach sich. — v. 177: er tat, was in seinem wissen, in seinen kräften stand. — v. 202: das hsl. *die Rómære* wäre metrisch gewis unanstößig, indessen pflegen alte hss. (des 12 und 13 jhs.) den plural 'Romani' deutsch niemals mit dem artikel zu geben, den dann jüngere stets einsetzen. — v. 217. 218: den schwachen acc. zu beseitigen, haben wir umsoweniger recht, als er keineswegs dem sprachgebrauch des schreibers entspricht. die brandstiftung Roms erscheint dem dichter als eine 'mafslosigkeit', etwas unerhörtes, und weil Nero damit den brand von Troja nachahmen will, ist es eine '*eben-unmdæ*'. — v. 224—229: die schwierigste stelle in der überlieferung des gedichtes; auch ich glaube nicht sie geheilt zu haben, sondern will durch meinen text nur andeuten, welchen sinn ich dem dichter unterlege. gibt man H.s correctur des *noch an* 224 in *nicht in* mit mir als richtig zu, so wird die hauptschwierigkeit auf v. 229. 30 eingeschränkt. dem dichter lag es in erster linie daran, auf den Neronischen braud die sittliche degeneration der Römer zurückzuführen (222—227): und wenn er nach der hs. v. 228 f fortfährt *noch gesiht man manic palas ze Róme* — so erwartet man als gegensatz: 'aber keine tüch-

tigen menschen, keine ganzen männer mehr'. paläste sind wol übergeblieben, aber keine stammväter für ein wackeres Römergeschlecht: *die frumen lāgen alle tōt!* das *ganzen*, das ich in v. 229 (*ἀπὸ κοινοῦ*) statt *dhainen* eingesetzt habe, entnahm ich dem v. 230. hier kann *ganz* keinesfalls richtig stehn, denn 1) hat ein derartiger zusammenfassender rückblick (*ganz* *<si> also verbran*) keinen sinn, nachdem soeben gesagt worden ist, man könne zu Rom noch manchen palas erblicken, 2) widerspricht es durchaus dem mhd. sprachgebrauch, zu sagen: 'die stadt verbrannte *ganz*'¹; selbst *ganzliche* würde man hier schwerlich brauchen. — v. 241 *twingen* st. *betwingen* hat schon M. eingesetzt: 1) erregt *begunde betwingen* euphonischen anstoß, 2) pflegt das simplex *twingen* in jüngern hss. auch sonst oft durch das compositum *betwingen* verdrängt zu werden. — v. 294: 'das ist dann hingegen ihr kaufpreis'? auffällig bleibt der reim *e:ē*, der einzige im gedicht. — v. 305: der fehler *rue* für *riuwe* scheint zu beweisen, dass in der vorlage in md. weise *ruwe* geschrieben war, was gleichmäfsig als *riuwe* und *ruowe* gelesen werden konnte. — v. 313 (ähnlich 1309) habe ich den schweren versausgang *sin mac* in *wesen mac* geändert, wie es 358 überliefert ist (vgl. auch 1351). jüngere hss. ersetzen sehr oft das veraltende *wesen* durch *sin*. — v. 363 schreibe ich *schade dn ére*, wie 1718 auch Haupt geschrieben hat, nicht *sch. an ére*; es ist nur eine stilistische variation des *schade und schande*. — v. 391 *der selbe* (hs. *derselbig*) substantiviert als subject (oder object) zu gebrauchen, ist dem mhd. der guten zeit noch fremd. — v. 407: dass vor *tuge* ein dativ der person zu ergänzen sei, stand mir längst fest, aber ich habe bis zuletzt geschwankt, ob nicht ein mehr pointierter ausdruck hergestellt werden müsse: etwa *der diene sô ez <hërren> tuge*. so wie es in meinem text steht, scheinen die beiden ausdrücke *sô ez <ime> tuge* und *da man im gelōnen muge*, auf dasselbe hinauszulaufen. doch berührt sich *tugen* auch oft mit *zemen*, und eben mit dieser bedeutung würde die wendung *sô ez <hërren> tuge* zu nehmen sein. — v. 422 scheint mir die verdrängung eines unanstößigen infinitivs (M. H.) weniger wahrscheinlich, als die ersetzung des altertümlichen genitivs durch den accusativ. — v. 440 *waz lōne* nach der hs.; ich sehe keinen grund zur beseitigung des plurals. —

¹ aus diesem gefühl heraus hat Bech das *ganz* durch *gare s'* oder *gar si* ersetzen wollen.

ebensowenig v. 482, wo schon der plur. *leide* im nächsten vers H.s änderung verbietet. — v. 538 *vertragen* 'aushalten, hinunterschlucken' in *verdagen* (H.) zu ändern, liegt kein grund vor. — v. 554 *komet* der hs. kann nur durch einen lesefehler entstanden sein, darum habe ich statt *vart* (H.), das die verderbnis nicht erklärt, *kéret* eingesetzt. nur wegen der sonstigen beziehungen des MvC. zu Chrestiens Cligés erwähne ich, dass dort v. 5817 ff drei ärzte aus Salerno vorkommen. — v. 561 *ir wizzet* (*wol*) *daz ich bin*, wie v. 1618 *ir wizzet wol waz man tuol*. — v. 617: ich wagte nicht zu lesen *liebe sîn umbvte* und habe darum *si* ausgelassen, wodurch zugleich die syntaktische form des verses altertümlicher wird; *größer*, das H. fortliets, ist nicht gut zu entbehren. — v. 629 uö. habe ich die *d*-formen von *gdn* (*stdn*) eingesetzt, die durch reime für indicativ und infinitiv reichlich bezeugt sind und also keinesfalls dem dichter widerstrebten. im conj. hat er die *é*-formen. — v. 634: viel geld und verstand war nötig, damit (nicht 'ehe' H.) das schiff fertig wurde; auch graphisch ist der ausfall des *daz* vor *ez* ebenso leicht zu erklären wie der eines *é*. — v. 661: die änderung von M. H. kann nicht richtig sein, denn zu dem singular 'die aufsenwaud' kann man nicht *alle samt* sagen; außerdem lässt sie die entstehung des *enmitten* aus *mit* unerklärt. sehr leicht aber erklärt sich eine verlesung von *alsamitin mite* zu *alsamit inmitten*, *allesambt enmitten* der hs. nun ist der stoff, mit dem die aufsenwand beschlagen ward, zwar kurz vorher (658) als 'scharlach' bezeichnet worden, aber unter *scarlatum*, *scharlat*, *scharlach* wurde wol nicht nur der feinste wollstoff, sondern gelegentlich auch sammt von gleicher färbung verstanden, und jedesfalls hat der feine scharlach ('*panus rasilis*') des mittelalters in herstellung und äußerer erscheinung mit dem sammet die größte ähnlichkeit. — v. 667: das schiff kann unmöglich, weil es von aufsen mit stoffen behangen ist, ein *tuochner kiel* heißen, wie M. H. im anschluss an die hs. schreiben. wenn wir nun sehen, wie der dichter die vorstellung von dem landschiff zu antithetischen wendungen ausbeutet: 684 *ex stuont an trucknem gestade*, 765 *an einer wise waz sîn habe*, 926 *solt ich ertrinken dne sé*, 1059 f *schif dne wazzer*, so ist es klar, dass man für den *tuechen* einen *truchen*, *truckenen kiel* einsetzen muss; der fehler des schreibers bleibt aus dem unmittelbar vorausgegangenen leicht verständlich. — v. 674 hs. *das Mere Rûder* haben

M. H. nächstliegend als *merruoder* aufgefasst, mit der bedeutung 'steuerruder', die man hier erwartet. dass die lexica ein solches wort nicht aufweisen, würde mich nicht hindern, der auffassung meiner vorgänger zu folgen. aber der dichter hat kurz vorher v. 641 f ausdrücklich gesagt, dass das fahrzeug einem rheinschiff gleichgesehen habe: und auf den rheinschiffen, die er offenbar kannte, wird man das 'gubernaculum' vielleicht als das *mérre ruoder*, das grössere oder hauptruoder, aber doch schwerlich als 'meerruder' bezeichnet haben¹. wer aber zur rechtfertigung von M. H. die verse 676 ff anführen will, müste doch wol ein *mere-ruoder* schreiben, nicht *daz m.*, wie die hs. bietet. — v. 714: obwol ich weisse, dass in der regel das neutrum *banier* heisst und nur das fem. von den wbb. als *baniere* aufgeführt wird, habe ich den vers doch belassen, wie ihn die hs. bot. — v. 727 spiele ich zur rechtfertigung der hsl. la. Haupt zu Er. 8239 gegen Haupt aus. — zu v. 754 vgl. einl. s. viii. — v. 756 vielleicht *Frankenriche*. — v. 761 *grdwen* wie v. 28 *tóten und siechen*. — v. 783 könnte man, um das 961 feststehende *zenddte* (: *hadte*) auch 784 anzubringen, immerhin conjiacieren *harte wol gendte*: gesteppte kulter werden öfter erwähnt; aber nach einl. s. ix f nehme ich an doppelformen wie *zenddle* neben *zenddte* keinen anstoss. — v. 784 steht meine besserung der hsl. la. näher als die H.s, und obendrein kann ein 'golter' wol von zindel und mit gold bestickt (*gemdl*) sein, was aber *gemdl von guldtm zenddle* heissen soll, wüste ich nicht anzugeben, selbst wenn man mir *guldtinen* (goldfarbenen?) *zenddl* nachweisen könnte. — die verse 791 f gefallen mir noch nicht recht. — v. 818: M.s änderung 'für je zwei' ist zwar nicht notwendig, aber doch sehr wahrscheinlich. — v. 833 die blanken stablhosen werden ebenso wie v. 846 der halsberg *wiz* genannt: der ausfall des *wiz* vor *ûz* erklärt sich leicht. — v. 843 die metonymische bezeichnung der angriffswaffe als *ér*, die Bechs änderung voraussetzt, findet Roethe nirgends belegt; aber sie ist doch nicht so anstössig, und ich weisse vorläufig nichts besseres. — zu v. 886 vgl. gr. Rud. C^b 9 f *ich wéne nû ist Anticrist den heiden kumen ze helfe*; so ruft der christliche kónig aus,

¹ er sagt von dem ding ausdrücklich: *daz was als daz schif getân*, also war auch das steuerruder durchaus dem bau eines fahrzeugs gemäß, *daz ze Kölne sollte fliezen*. das würde gegen eine heranziehung der folgenden verse sprechen.

wie er die als männer verkleideten heidinnen auf den mauern von Scalun erblickt. — v. 957 *an aller stner gelæxe* der hs. wäre vielleicht trotz den wbb., die nur ein ntr. *gelæxe* kennen, zu halten. — v. 960 *ein* <*swan*>, der ausfall ist leichter zu erklären als bei *ein* <*sne*> H. — v. 983: der ausfall des ersten wortes begegnet mehrfach, eine umstellung von *er kam* (H.) in *kam er* ist dagegen weniger wahrscheinlich. — zu v. 998 ff vgl. Wig. 484 f *diu ros liefen ledec dā, als ein stuot wær ūz geslagen*. ich führe parallelen wie diese und die zu v. 886 nur an, weil die fäden, die unser gedicht mit der übrigen höfischen epik verbinden, bisher so spärlich sind: es ist schon von interesse, zu sehen wie sich ihm in ähnlicher situation ähnliche wendungen einstellen, die den anschein litterarischer ausprägung tragen. — v. 1030 habe ich Haupts änderung von *ze raine* in *ze rdme*¹ gelassen, wenn ich auch eher übersetzen möchte: 'was er gerade [mit den händen] erreichen konnte'. man könnte vielleicht auch an die *rame*, das gestell, denken, das nach 651 rings um das schiffsverdeck lief: *swaz im zer rame gelac*. — v. 1042 hsl. *auch* < *uch* d. i. *iu*, wie v. 2. 33. 1365. meine wendung 'für wen würde es euch passender dünken' scheint mir der alten sprache mehr gemäß, als 'für wen wäre es auch passender gewesen'. — v. 1069 f *kalte*: *entwalte* hs. setzt ein praesens *twellen* voraus, das ja obd. und bes. bair.-öst. quellen durchaus geläufig ist. da aber unser dichter v. 1045 *gezelen*: *elen* reimt, so wird er auch *twelen*, *twelte* geschrieben haben, und damit schwindet auch das stf. *kalte*, das ich sonst nur bair., schwäb. und ostdeutsch bezeugt finde, aus seinem wortschatz. — v. 1085: Haupts genitiv *es ist sit* erinnere ich mich nicht, in alten hss. gefunden zu haben: H. ist hier altdeutscher als die quellen. — v. 1092 f: die hs. besagt, dass ihn der knecht in einem baumgarten verlief, M. H. ändern unnötig 'in einen baumgarten hineinlief'. — v. 1156 f: der dichter brauchte zuerst eine steigerung, begnügt sich aber dann mit einer gleichsetzung. — zu v. 1164 vgl. Zs. 35, 182 und Zs. 37, 373 die laa. zu Greg. 1923. — v. 1226 hat sich ein sonderbarer schreibfehler auch bei Haupt gehalten: *müede unde lax*, wie ich hergestellt habe, ist eine ganz geläufige verbindung², für die ich

¹ den gleichen, freilich sehr naheliegenden lesefehler weist Lexer n 388 n Schilters abdruck von Strickers Karl nach.

² *müede unde genourwen* 1235 besagt dasselbe.

nur anführe Flore 5558 f, Krone 19789, Rappolst. Parz. 106, 13; möglich dass sie sich einem schreiber mit *trübe unde naz* (zb. Trist. 10373) vermengt hat. — v. 1233 f *kome: frumme* der hs. habe ich nach md. weise ausgeglichen; ebenso v. 1287. 88. — v. 1237 *entwenken* steht auch v. 446 *ob er sorgen wil entwenken* und mag hier elliptisch gebraucht sein: 'ehe ich mich [aus dem schlafe] losreißen könnte'. mindestens hat das wort in der vorlage gestanden: *nit wencken* ist zunächst aus *intwenken* verderbt, nicht aus *entwachen*. — v. 1253: meine änderung will besagen 'was er nun ungeschickterweise verscherzte'. Haupts *unküstelichen* führt ein unbelegtes und sowol in der form unhaltbares (es müste *unküstlichen* heißen) als in dieser bedeutung unwahrscheinliches wort ein. *mit grözer unküste* 653, das ihm vorgeschwebt hat, ist schwerlich direct zu *unkust* zu stellen (das niemals etwas ähnliches¹ bedeutet), sondern mindestens eine anlehnung an *koste*, also unserem *unkosten* entsprechend. meine änderung ist radicaler, schafft aber kein unbezeugtes wort und keinen so gezwungenen ausdruck wie es Haupts *unküsteltchen phlac* sein würde. — zu v. 1299 vgl. einl. s. viii. — v. 1346 fehlt die angabe der la.: *sage <dir> wie] sage wie h (H.), sagiu wie M.* — v. 1358: *drizec*, die Lieblingszahl Freidauks, scheint auch dieser dichter zu bevorzugen: sie steckt in der anspielung auf den bairischen schilling 491 f, dh. den langen schilling zu 30 pfennigen (Schmeller-Fr. II 398); verdoppelt in *sehzie* 1329. — v. 1373 hs. *so wisset ir doch*, abweichen in die prosaische wortfolge. — v. 1457 *wil sie mich armen* wäre metrisch und grammatisch immerhin zu ertragen, aber der ausfall eines *sich über* erklärt sich gar zu bequem. — v. 1468 habe ich Haupts schöne conjectur *sigen* für *sind — gefallen* nicht beseitigen mögen: in einer hs. mit alemannischem anstrich konnte *sigen* wol für eine form des verbum substantivum (Alem. gr. § 353) genommen werden und so die zusetzung des part. *gefallen* notwendig erscheinen. näher liegt freilich die erwägung, dass jüngere obd. hss. oft die neigung zeigen, das umschriebene perfectum an stelle des praeteritums einzusetzen (vgl. Zs. 37, 383 anm. 1), dass also einfach mit Mafemann zu schreiben wäre *ir vielen an die mouwen die zäher und uf die hande*. — v. 1498: *von hinnen* setzen jüngere hss. fast regelmässig für einfaches *hinnen* ihrer vorlage. — v. 1501: 'du

¹ ich übersetze 'mit grossem aufwand'.

weist nicht, was du da ausrichtest, zu was für einem auftrag du dich hergibst'. H.s conjectur ist durchaus überflüssig. — v. 1539 beseitigen M. H. den guten sinn der überlieferung: 'da schliefen sie beide' = 'da fand er beide schlafen'. — v. 1565 l. *ltp*'. — v. 1592: meine ergänzung *ir hdlte der <zouber> benomen beide witze unde sin* will besagen 'sie war wie verzaubert'¹; aber es ist einfacher, mit Roethe zu schreiben *der <ritter>*. jedesfalls suche ich ein substantivum, dessen ausfall sich (graphisch und psychologisch) leichter erklärt, als *der <schric>* M. H. — v. 1604 kann Mafsmann insofern recht haben, als wenigstens *sit ex sich <so> gefüget hdt* in 1449. 1748 seine stütze findet. — v. 1636 *vergilte* steht deutlich in der hs. und braucht nicht durch *vergabe* ersetzt zu werden. — v. 1650: mein *des* soll dasselbe sein wie H.s *dés*, M.s *deis*. — v. 1672: darauf, dass hier ein fehler steckt, hat mich erst Roethe aufmerksam gemacht. — v. 1677 *an der zit* nach 1761 *an der unzit*. — v. 1692: vielleicht ist *ex* zu streichen, denn *mit maneger hande blüete gemuonet* ist doch nur das gras, nicht die waldbäume. — mit v. 1724 bin ich noch nicht zufrieden; dass aber *von dem* aus *von diu* entsteht ist, scheint nach 101, wo die gleiche verderbnis vorliegt, sehr wahrscheinlich². an H.s emendation ist mir vor allem das scheinbar parallele *des* — *des* mit verschiedenen werten anstößig. — v. 1742 l. *riet*'. — v. 1748: wie der schreiber für gut mhd. *ex erst* 1668 die uns nhd. geläufige ausdrucksweise *es sey dann* wählt, so hat er hier für *ex enfüege sich mir* geschrieben *es füege sich mir dann*; den schluss der zeile hat er ferner entstellt, indem er statt des reimworts *so* das *noch* aus der folgenden zeile vorausnahm. das von M. H. in den text gesetzte *dannoch* (hs. *dann noch*) setzt sich also aus zwei unechten bestandteilen verschiedener herkunft zusammen. — v. 1761 erkannte H. richtig, dass *nichtzit* (über *nuzit*, verlesen) aus *unzit* entsteht sei, er übersah aber — oder verschmähte wegen 'überladung des versfusses'? — die bequeme umänderung von *mich annders* in *michz an der*. — v. 1780 neben meinem vorschlag *sol <er> die rede rihten* lässt sich auch der von H. mit der modification *sol <sich> diu rede rihten* verteidigen.

¹ vgl. 1588 *das was ein michel wunder* und v. 1600 ff *ich wæne ein wunder hie geschiht dá man immer von saget biz der jüngste tac taget*: also ein starker ausdruck wäre schon zulässig.

² vgl. auch die übrigen entstellungen des altertümlichen *von diu*: 254 *wann die*, 1499 *von dannen*, 1772 *vnd da*.

In der einleitung zu MvC. bitte ich zwei kleine versehen zu berichtigen: s. viii z. 15 v. u. l. 'e) in 4 fällen (2. 33. 1042. 1365)'. — s. xxii z. 11 v. o. l. 'östlichen'.

Die von RMMeyer ADB. 35, 670 angedeutete möglichkeit, der Moriz von Craon sei ein teil des verlorenen und sehnlichst gesuchten Umbehangs, würde in der sprachlichen beschaffenheit des gedichtes kein hindernis finden, während das bekannte Salmannsweiler fragment schon um seines alemannisch gefärbten strengen oberdeutsch willen nicht gut von dem Pfälzer Bligger von Steinach herrühren kann. aber freilich ist auch die neue hypothese hinfällig, sobald mein datierungsversuch für den MvC., vor allem der nachweis der bekanntschaft mit dem Tristan anerkennung findet. mit andern einwänden will ich erst hervortreten, wenn Meyer selbst, von mir nicht überzeugt, sich entschliessen sollte, die ausführliche begründung seiner ansicht noch jetzt dem druck zu übergeben. sie hat mir im manuscript vorgelegen, aber mich trotz mancher feinen einzelbeobachtung nicht zu überzeugen vermocht.

2. PETER VON STAUFENBERG.

Hier noch weniger als beim vorausgehenden gedicht beabsichtige ich jede einzelne abweichung etwa von Jänickes text zu begründen. es liegt mir mehr daran, an ausgewählten beispielen und gruppen von solchen zu zeigen, welcherlei beobachtungen und gesichtspuncte mich zu einer im verlaufe der arbeit noch mehr und mehr gesteigerten heranziehung der druckversion geführt haben. die mehrzahl der einzelentscheidungen mag sich dann selbst rechtfertigen; nicht alle lassen sich mit gründen verteidigen.

Aber zunächst ein paar worte zur erläuterung und, wo nötig, einschränkung des auf s. ixl f über die spaltung unserer überlieferung vorgetragenen. die möglichkeit, dass ein und derselbe schreiber der urheber zweier abweichenden versionen sein könne, habe ich, da ich ähnliches bisher nirgends ausgesprochen fand, scharf betont, vielleicht etwas schärfer, als es gerade zur erläuterung des vorliegenden textes nötig oder auch nur nützlich war. denn ich bin keineswegs der ansicht, dass unsere beiden versionen, die hs. von ca 1440 und der druck von ca 1483, nun direct aus derartigen zwillingscopien von ca 1320 geschöpft seien. es können recht wol zwischen h und h*, d und d* ein oder mehrere

zwischenstufen liegen, die auch ihrerseits die zahl der abweichungen vermehrten, ja um gewisse variantengruppen vermehrten, die aus der seele meines urcopisten allein heraus keine erklärung finden würden. denn es ist zb. mindestens nicht wahrscheinlich, dass dieser bei der herstellung der einen copie wörter und wortformen grundsätzlich beseitigte, die er bei einer andern ohne anstand durchgehn liefs. so wird in d beidemale der grobmundartliche reim *gen : nen* (= *geben : nemen*) eliminiert durch änderungen, die sich recht unbeholfen ausnehmen¹:

h	d
733 <i>man welle dir ein ewip gen.</i>	<i>man welle dir ein elich weib geben.</i>
<i>so soltu dine brüeder nen</i>	<i>so nym dein bruder, merck mich eben</i>
885 <i>du solt frilich min muomen nen</i>	<i>du solt meine mumen nemen</i>
<i>die ich nie fürsten wolte gen.</i>	<i>die mochte einem fursten wolgezemen².</i>

eine sprachliche rohheit aus h, der wir in Jänicke's texten öfter begegnen, habe ich dagegen nicht als berechtigt anerkannt: ich meine die analogische verlängerung einsilbiger wörter, vor allem substantiva, um ein angefügtes e: es kann weder zufall noch tendenz von d sein, wenn hier alle diese formen wie *burge* (d *veste*³) 539, *die wyten lande* (d *der witen welt hin*) 611, *Alluff denselben hofe* (d *gar schiere do ze hove*) 764, *künge* (d *künig*) 796. 959, *hare rouffen* (d *har er ziehen*) 1042 fehlen, ohne dass doch jemals der vers geschädigt erscheint. es ist auch gewis kein zufall, dass gerade in den plusversen von h sich diese formen noch wiederholt zeigen, so 618^a *wunsche*, 698^b *fründe*. man hat es hier zweifellos mit einer eigentümlichkeit der muttersprache von h zu tun: aber es ist immerhin nicht ausgeschlossen, dass derselbe schreiber bei einer ersten copie wort für wort der vorlage abschrieb, bei einer spätern die zum füllen des versfusses so bequemen formen seines eigenen brauchs hier und da unwillkürlich einmengte, wie sie ihm auch in eigenen zusatzversen unterliefen.

Diese plusverse von h habe ich fast sämtlich ausgeschieden: sie enthalten regelmässig eine zerdehnung des ausdrucks, ein hinzerren der situation, die nur in dem einen falle 524^{ab} um einen

¹ ich gebe die als echt erkannte la. in der schreibung meiner ausgabe.

² das braucht doch der könig nicht von seiner nichte, der herzogin von Kärnten zu sagen!

³ vgl. hierzu speciell noch s. 109.

kleinen zug bereichert wird: der ritter opfert einen ganzen gulden auf den altar! dass sie sich mehrfach in der verdächtigen nähe der illustrationen zeigen, habe ich einl. s. XL hervorgehoben: man könnte diesen grund nur umkehren, wenn es der einzige wäre. der ausdruck ist oft äußerst unbeholfen, wie zb. 636^{a-h} *Als sy do fröid gehalten vil Mit lieb und fröid und seitenspil, Ze lest uff einen tag allein Nament sy in an ein ein.* und in den 14 reim-paren tritt überraschend viel grobdialectisches zu tage, freilich lauter elsässische bindungen des 14 jhs., aber doch zum teil solche, die der dichter sonst nie wider im reim verwendet. so steht durchaus isoliert *mol : sol* (*d : o* vor *ll*) 464^{ab}, das einsilbige praeteritum *hat* (: *statt*) 618^a, das part. praet. *gesin* 618^a (und variante zu 601), der gebrauch von *siten : biten* als klingender versschluss 636^a, die schroffe apokope *gezem : nem* 636^{cd}, die leichtere des adv. *wit* (: *xit*) 618^d.

Nur eine pluspartie von h habe ich aus guten gründen aufgenommen: v. 643—656. freilich liegt auch hier nur eine breit ausgespinnene rede vor, die wir als vorerwogen bereits aus 628—634 kennen; aber zunächst fehlen die üblichen verdachtsmomente: a) vers und ausdruck sind ohne anstoss, die 7 reim-pare enthalten nicht eine sonst unbezeugte bindung, während oben auf 14 mindestens 5 kamen; b) es ist keine illustration in der nähe. weiterhin aber wird gerade durch diese partie von h eine lesart von d im unmittelbar vorausgehenden abschnitt bestätigt. Petermanns brüder bedauern seine ehelosigkeit und beklagen, dass er voraussichtlich ohne leibeserben sterben wird:

631 *daz er ouch lat kein kindelin?*

daz muoz uns iemer schande sin. *schaden* h (J.)

vil gerne im git ein fürst sin kint,

davon wir alle geret sint. *beraten* h (J.)

der dichter ist schon etwas weitblickend, indem er die herren an die möglichkeit einer fürstlichen heirat ihres bruders denken lässt: h geht noch weiter, wenn er ihnen höchst materielle erwägungen dabei unterschiebt. aber gerade auch h in seinen plus-versen bestätigt dann wider die richtigkeit der obigen la. von d

645 *soltestu vor zite gan*

und keinen erben nach dir lan,

daz were uns allen schande und leit.

so ist noch manig fürst gemeit

der dir sin tohter gunde wol.

.

652 des habent er die fründe din.

natürlich reicht diese letztere erwägung nicht als beweis der echtheit aus, denn die einschiebung der verse 643—656 in h könnte ja immerhin auf einer frühern stufe der überlieferung erfolgt sein, als die verderbnis von v. 632. 634.

Einen noch stärkern widerspruch zur situation, wie ihn hier h bietet und J. reproducirt, weisen v. 483 f auf. der ritter und die dame haben (von v. 313 ab) zusammen im grase gesessen; jetzt steht er auf und hebt galant auch die see in die böhe. so richtig d: *huob — mit zuhten von der erde.* h (J.) aber schreibt: *saste — nider uf die erde.*

Solche fehler begeht ein schreiber, der seinen text genau genug zu kennen glaubt, um sich nach erneuter durchlesung gelegentlich streckenweise dem eigenen gedächtnis zu überlassen. und dieselbe sorglose nachlässigkeit tritt weiterhin in einer großen fehlergruppe von h zu tage, aus der J. nur den kleinern teil berichtigt hat. wir sahen oben, wie h — so will ich kurzweg auch h* bezeichnen — in den einschubversen sich recht saloppe widerholungen von wörtern und ausdrücken gestattet, wie 636^{af} *fröid — fröid*, 637^{ab} *allein: an ein ein*, 618^f *lieben fründen — 621 lieben fründen*. dieselbe gleichgiltigkeit von auge und ohr gegen die widerkehr gleicher oder engverwanter wörter tritt nun auch im ganzen übrigen h-text hervor: wir würden sie wahrscheinlich dem dichter zuschieben, wenn wir nicht zum glück d zur controle besäßen. ich gebe eine auswahl solcher sünden von h, besonders aus partien, wo sie sich häufen.

212 *schöner wip* — 215 *schöner wip* (*schöner bilde d*)

216 *liechten* (*claren d*) — 217 *liechten*

232 *wunekar*¹ (*rosevar d*) — 233 *wunecliches*

247. 48 *zwar* (*clar d*): *war*

284 *der ritter* (*sin herre d*) — 287 *der ritter*

311 *nider* — 313 *nider* (*beide d*)

373 *nach dem willen min* — 378 *dem willen* (*der lere d*) *min*

385 *dinen tot* — 387 *dinen jungsten* (*den jungestlichen d*) *tag*

388 *gekrenken* — 389 *krenker* (*schwer di. swecher d*)

¹ ursprünglich wol *wunnevar*.

602 *ritterlichen*. (*der tugenthafte d*) — 603 *ritterlichen*
(*wunneclichen d*)

1077 *vol zühte* (*bescheiden d*) — 1078 *zühteclichen*.

gewis der hälste aller beispiele bietet der druck die variation erster stelle. daraus ist zweierlei zu schliessen: 1) dass n mindesten diese varianten nicht von d* eingeführt sein werden, denn wer unter dem schreiben einen gleichförmigen ausdruck variieren strebt, wird dies in der regel bei der widerholung, nicht aber beim ersten auftreten des wortes ausführen; 2) dass wirklich grössere absätze überlas und dann niederschrieb; wenn es immer nur ein oder zwei verspare gewesen, so hätte er sehr leicht der vorangehende ausdruck sich den folgenden anreihen können, die häufigkeit des umgekehrten verhältnisses, ausagen der regressiven assimilation wäre damit nicht erklärt.

Da sich die überschriften sogut wie die abbildungen bereits archetypus unserer überlieferung vorfinden, so kann auch ihr ursprünglicher wortlaut, sobald er sich durch übereinstimmung mit hd ermitteln lässt, gelegentlich über die echtheit oder unechtheit einer la. entscheiden oder doch zur controle einer aus andern gründen getroffenen entscheidung dienen. das ist zb. der fall bei v. 539: die überschrift (s. laa. zu 539. 543) bietet nach *uf die veste*, und sie hat diesen ausdruck offenbar entlehnt v. 539, wo er ebenso in d lautet, während h (J.) dafür *burge* gegen dies *burge* und mithin gegen die annahme, dass kehrt etwa d den vers nach der überschrift geändert haben könnte, sprechen folgende erwägungen: 1) die oben s. 106 betonten bedenken gegen alle derartigen formerweiterungen in h, 2) Staufenberg ist auch v. 172 als *sin liebe veste guot* eingeführt worden, und der ausdruck *burg* sonst im gedichte nicht überliefert ist. Wenn der text bei Culemann mit dem bei Engelhardt verglichen wird, so wird d nicht gerade im verdacht eines metrischen revisors stehen, da die verse der hs. lesen sich im grossen und ganzen entschieden besser als die des druckes. wo also d trotzdem einen glattern vers bietet als h, da dürfen wir ihn in der regel anstand aufnehmen. ein paarmal tritt noch eine be-
merkung von aussen hinzu: v. 387 *biz an den jüngestlichen tag d* vortlich so öfter bei Konrad von Würzburg vor¹; v. 858 in. einl. s. I anm. 2, wo übrigens v. 608 zu streichen und durch den eingeführten v. 858 zu ersetzen ist.

es ist also gevallen d ist genau = Silv. 5080. im erstern falle fehlt in h der aufstact, im letztern ist er zweisilbig. der dichter als ein treuer schüler Konrads strebt aber nach regelmässigem wechsel von senkung und hebung, und wo diese von d geboten wird, bin ich dem drucke meistens gefolgt, auch auf die gefahr hin, dass dadurch ein und der andere von d* (öfter unwillkürlich als absichtlich) geglättete vers in meinen text geraten möchte. denn eine gewisse mechanische neigung, den vers auf die rechte silbenzahl zu bringen, ist für d* nicht abzuleugnen: zb. in dem allerdings durchaus vereinzelt dastehenden archaischen v. 520 *nach älter gewöhnheit* hat d ein unpassendes *seiner* eingeschoben. hier zu unbedingter sicherheit zu gelangen, ist unmöglich, denn unser poet ist wie im stil so in der metrik epigone und gehört einer übergangszeit an. so klar es ist, dass er den zweisilbigen aufstact meidet, so habe ich doch v. 460 *so geschäc mir nie so leide* den leichten fall eines solchen nicht gegen hd beseitigen mögen. von den fällen, in welchen ein mhd. wortbild ~ im versausgang klingend gebraucht erscheint¹, hätte ich (außer 435 f, wo ich von h und Jänicke abweiche) mit hilfe von d wol noch einen oder den andern (zb. 397 f) eliminieren können: da aber andere beispiele (wie vor allem 1007 f) unanfechtbar gesichert sind, habe ich der versuchung widerstanden².

Wenn ich auch im voranstehnden über einige Gesichtspuncte, die mich bei der auswahl der lesarten geleitet haben, praecise auskunft geben konnte, so bin ich doch weit entfernt davon, aufgaben wie dieser gegenüber nach festen regeln und grundsätzen zu streben, an die ich mich selbst binden möchte und deren verletzung mir ein kritiker zum vorwurf machen dürfte. ich scheue mich vielmehr ganz und gar nicht, mein verfahren ausdrücklich als ein eklektisches zu bezeichnen: der dichter ist mir hier wie sonst interessanter und wichtiger erschienen als die schreiber und setzer, und wo ich nach dutzendfacher lectüre des werkchens aus meinem — gewis noch immer subjectiven — verständnis seiner eigenart heraus glauben durfte,

¹ *tugent* : *jugent* 25 f. *erhaben* : *durchgraben* 235 f. *knaben* : *haben* 273 f. *tage* : *sage* 397 f. *gebent* : *widerstrebent* 879 f. *lüge* : *trüge* 1007 f.

² ich trage noch ein paar kleinere änderungen, meist correcturversehen, nach: v. 76 l. *davon*. — v. 85 l. *zornig*. — v. 282 l. *not so* und dafür la. *note* h (J.) — v. 534 l. *hiemit*. — v. 570 l. *sü*. — v. 989 l. *künig*.

das richtige gefunden zu haben, da habe ich es genommen, gleichviel von wem es geboten wurde.

Marburg, weihnachten 1893.

EDWARD SCHRÖDER.

LÜCKENBÜSSER.

1. AUS DER NACHGESCHICHTE DES WIGALOIS. aus der inhaltreichen einleitung zu Beneckes ausgabe des gedichtes s. xxix ff (vgl. auch Wackernagel-Martin II 42, § 96 anm. 2; Koberstein II⁵ 167, § 209 anm. 2) wissen wol die meisten leser von der bearbeitung des volksbuchs in jüdisch-deutschen reimen: 'Ein schön Maase. Von König Artis Hof. . . . Und von dem berühmten Ritter Wieduwilt', als deren autor (denn so fasse ich das 'gestellt durch' am schlusse des prologs mit Benecke gegen Wackernagel auf) sich der schreiber Josel Witzenhausen nennt. dass er gegen ende des 17 jhs. geschrieben habe, wie bei Koberstein aao. steht, ist jedesfalls unrichtig: die arbeit wird vielmehr noch ins 16 jh. fallen. man kennt das werk seither nur aus JChph Wagenseils Belehrung der jüdisch-teutschen red- und schreibart (Königsberg 1699) s. 157—302, und hier erfährt man leider gar nichts über den zu grunde liegenden druck. Wagenseils ausgabe wurde — sonderbar genug — wiederholt in den Erzeblungen aus dem beldenalter teutscher nationen, Danzig 1780, s. 375—509. und noch einige jahre später fiel sie einem anonymen schriftsteller in die hände, der den text abermals der reime entkleidete und daraus ein wunderliches und unerfreuliches machwerk schuf: 'Vom Könige Artus und von dem bildschönen Ritter Wieduwilt. Ein Ammenmärchen. (vignette.) Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung 1786' — 264 ss. kl. 8^o in guter ausstattung (exemplar in der Marburger universitätsbibliothek). der widmung an die 'tugendsame jungfer Gertraud' folgt eine erste vorrede an dies sein 'herzallerliebstes ammenmütterchen', dann eine 'nachricht an die herren rezensenten', schliesslich ein 'zuruf an die lesewelt', eins immer gespreizter als das andere. das erste stück ist datiert 'Berlin den 7 febr. 1786' und ohne namen unterzeichnet 'Dein ewig dankbarer Sekretär bey —'. die geschichte selbst wird in 3 wochen zu je 7 'abendstündchen' erzählt in dem sattsam bekannten ironisch naiven, mit gesuchten anachronismen und satirischen witzeleien gespickten tone, mit dem

die aufklärungszeit die welt des rittertumes zu tractieren liebte. so reicht die geschichte der entstellung des alten werkes — prosa-auflösung, jüdisch-deutsche knittelreime, travestierende prosa — hinein in die zeit seiner wissenschaftlichen widerentdeckung. denn schon Gottsched und Bodmer kannten das original, von dem dann 1784 JChphAdelung die erste öffentliche kunde und ca 1787 ChphHMyller umfangreiche textproben gab (vgl. vdHagen und Büsching Litt. grdr. s. 135. 142).

2. DER ALTE DRUCK DES PFAFFEN AMIS. Zs. 30, 376 ff hat Steinmeyer zeilengetreu das einzelne blatt eines alten Amisdruckes reproduciert, das auf der Münchener hof- und staatsbibliothek als 'inc. s. a. 1719^m 4^o' aufbewahrt wird. die elsässische herkunft des druckes erkannte St. sofort, nur fehlte es ihm an material zur feststellung der officin. ich selbst habe das fragment vor jahren nach Berlin entliehen und erinnerte mich der majuskeln, insbesondere des merkwürdigen antiqua-W mit einwärts gekrümmten häkchen und des M noch recht genau, als ich vor kurzem die gleichen lettern in verschiedenen drucken von Joh. Prüss d. ä. von Straßburg widerfand. die direction der kgl. hof- und staatsbibliothek, deren entgegenkommen ich immer von neuem dankbar zu rühmen habe, gab mir auf wunsch alsbald gelegenheit, das fragment mit der Melusine des Joh. Prüss (vgl. meine Zwei altdeutschen rittermæren s. xxxiii) in dem Berliner exemplar (Yu 751) zu confrontieren und so zu bestätigen, was ich gleich beim ersten anblick des Staufenbergers aus Donaueschingen (dⁱ meiner ausgabe) vermutet hatte. Joh. Prüss d. ä. (vgl. Ch. Schmidt Rép. bibliogr. Strasbourgeois in) hat gedruckt von 1480—1511. ich vermute aber, dass der druck des Amis auch zeitlich nicht weit absteht von dem der Melusine, und da dieser in das jahr 1483 zu fallen scheint, so wird man annähernd so auch den Amis datieren dürfen.

E. S.

DER GERMANISCHE ORENDEL.

Heinzels gehaltvolle schrift über den könig Orendel enthält einen abschnitt 'Entwicklung der Orendelsage', der verfrüht erscheint, weil darin der nordische Aurvandil keine stelle findet¹. mit der Helenalegende allein lässt sich nicht auskommen. zwar die heimkehrsagen, auf die man bisher, verführt durch einzelne anklänge an die Odyssee, das augenmerk gerichtet hat, müssen aus dem spiel bleiben. aber eine bekannte märchengruppe kommt in betracht, über die wir der kürze halber auf Leskien² und Brugmann Litauische volkslieder und märchen nr 9 und Cosquin Contes populaires de Lorraine nr 12 verweisen. auch Buovo von Antona, dessen ähnlichkeit mit dem Orendelgedicht H. s. 30 hervorhebt, gehört hierher, und zwar zu den versionen mit der ungetreuen frau, die ihr kind durch gift aus dem weg räumen will (Cosquin : 142); mir ist er nur in der abgeleiteten fassung des russischen volksbuches bei Dietrich s. 68 ff zur hand, doch ist das wol von keinem wesentlichen belang, da im nachstehnden ohnehin nur umrisse angedeutet werden können; sie dürften genügen für den versuch, der hier gewagt werden soll, aus der litterarischen, halbgelehrten überwucherung den alten volksmäfsigen kern herauszuschälen, nach dem sich das gedicht benennt.

Orendel, der in unscheinbarem gewand an den hof zu Jerusalem kommt, durch tapfre taten in turnier und feldschlacht sich hervortut, wobei ihm engelshände dienstbar sind, endlich (nach dem kampf mit Pelian, wie der russische Bowa beim auszug wider Lukoper, Dietrich s. 86) den beharrlich verschwiegenen namen verrät und mit der hand der königin zugleich den thron gewinnt — das ist, in den hauptzügen deutlich erkennbar, der

¹ die nachstehnden ausführungen sind einer besprechung von Heinzels schrift entnommen, die für den Anz. f. d. a. bestimmt war, aber trotz ihrer gedrängtheit zu umfänglich geriet. die arbeit war im october abgeschlossen, vor dem erscheinen von EHMeyers Quellenstudien zum Orendel (Zs. 37, 325 ff). nachträge, die seither hinzukamen, sind in eckige klammern eingeschlossen. zu einer den stoff bequemer vorlegenden neubearbeitung fehlt die zeit. gut wäre es deshalb, vor dem lesen wenigstens den inhalt von KHM nr 136 'Eisenhans' im gedächtnis aufzufrischen.

² citiert als Leskien, wiewol meistens Wollners anmerkungen gemeint sind.

märchentypus von 'Eisenhans' oder 'Goldener' oder 'Werweifs', nur dass das märchen statt der engel, die auch in dem gleichfalls hierher gehörigen Robert dem teufel auftreten, einen hilfreichen eisenmann, waldmenschen oder dgl. nennt. die stummheit Roberts des teufels, welche anderwärts durch eine auf das stereotype 'weifs nicht' sich beschränkende schweigsamkeit ersetzt ist, stammt aus solchen märchen, die von stumm ertragener alptraumqual handeln, und ist nur für einen teil unserer gruppe charakteristisch. wenn aber im russischen märchen (Afanassieff VII 117) dem helden auf sein *ne znaju* ('weifs nicht') erwidert wird: 'dann sei du eben der Nesnajko', so hat das sein gegenstück im Orendel (842 ff): *'Got grüez iuch, hér Grdwer roc, ich kan iuch nit anders nennen, weiz got! Ob ich iuch, hér, erkante, wie gern ich iuch anders nante!* statt des grauen rockes verwenden die märchen ochsenhaut und blase (Afan. VII 116), andere tierhäute, sogar menschenhaut, die auch im Morolf eine rolle spielt, blase, strohkappe udgl. (Rätsel der Sphinx II 144. 147). nachdem Orendel den Merzian in die wüste Schalung gejagt hat, ruht er vierzehn tage, ähnlich wie Bowa sich von seinen kraftwerken durch einen vieltägigen märchenschlaf erholt. wenn bei drohender gefahr Bride in des Graurocks kemenate tritt, ihn fragt, ob er schlafe, und auf seine verneinende antwort ihm ansagt, dass eine grofse heeresmacht heranrücke, so ist das ein zug, der ganz ähnlich im russischen märchen begegnet (Dietrich s. 46. 48); in einem kleinrussischen lässt sich Nesnajko von der königstochter durch einen nadelstich in die wange aufwecken (Leskien s. 541). der jungfräuliche ehestand Orendels mit Bride ist, wie H. s. 32 richtig sieht, in asketischem sinn gemeint; aber als motiv stammt er aus unserm märchenkreis (vgl. Beuves bei H. s. 30. 33; Gonzenbach nr 26 und 67): der 'grindkopf' weifs nämlich, dass die braut seine schwester ist, oder der 'gänsejunge' hat schon eine frau, gerade wie Beuves. auch daran ist zu erinnern, dass das trennende schwert auf dem ehebett der königstochter typisch ist für das zweibrüdermärchen (Gonzenbach II 230; vgl. Gervasius, hsg. v. Liebrecht 101 f); dieses aber kommt hie und da mit zügen aus unsrer gruppe ausgestattet vor, in den 'Goldkindern' (KHM nr 85) hüllt sich der goldene prinz in ein bärenfell, oder der held erwirbt die prinzessin, wie unser Orendel usf., im turnier (Gonzenbach nr 39; Vernaleken bei Cosquin I 72; Sommer nr 7; vgl. auch Wolf Deutsche märchen und sagen

nr 27 mit Cosquin aao.): ein einfluss von dieser seite wäre also nicht undenkbar.

Das märchen kennt nebenfiguren, in der regel schwäger des helden, die auf diesen mit verachtung herabsehen, aber sich von ihm das mal der knechtschaft aufprägen lassen, damit er ihnen gestatte, sich mit seinen verdiensten zu schmücken (Gonzenbach II 240 anm. 2; Grundtvig, übers. v. Leo s. 245; Germ. 15, 180). ihnen entsprechen die heiden Sudan und Merzian; jener behandelt Orendel als 'vilzgebüren', dieser erklärt ihn für seinen eigenknecht, wird aber nachmals durch Bride auf gnade und ungnade dem angeblichen sklaven überlassen. wenn Orendel die beiden beim spiel antrifft, so ist das dieselbe situation wie im kleinrussischen märchen bei Leskien s. 541 (vgl. ebd. s. 540 die kartenspielenden schlossfrauen, denen der held prächtige kleider abgewinnt). dem verachteten märchenhelden gibt man am königshof ein schlechtes pferd und unbrauchbare waffen (Peter Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II 184; Wolf Hausmärchen s. 282 f; Asbjørnsen und Moe I 95; Germ. 15, 180; Grundtvig-Leo 244. 247; Zingerle I² 161), die er dann insgeheim mit der wunderbaren, vom hilfreichen Eisenhans udgl. dargereichten ausrüstung vertauscht. an das letztere märchen gemahnen noch die goldnen schuhe, die Orendel vom engel empfängt, der tausch der rosse dagegen vollzieht sich in andrer weise: der dichter lässt das tier, das Merzian dem Graurock leiht, kein verkrüppeltes sein, sondern ein unbändiges, so dass es mit dem unbändigen märchenross verfließt, das zb. Eisenhans (KHM nr 136) statt des kleppers herbeischafft. das rostige, hölzerne oder sonst untaugliche schwert endlich, das im märchen dem unscheinbaren helden spottender weis eingehändigt wird, gab anlass zu der scene mit dem unechten, splitternden schwerte v. 1600 ff, wobei sich Bride gegen den kammerling benimmt, wie Siegfried im Siegfriedsliede¹ gegen den ausflüchte machenden zwergkönig Äugel oder auch wie 'Bärensohn' gegen den zudringlichen zwerg (Sphinx I 58 f; II 21). wenn der eifersüchtige Merzian *grimmichtchen* zu Bride spricht (1466 f): *ist daz nun getân reht, daz ir küssent minen kneht?*, so gleicht er dem Orlop, der der Druschnewna vorwürfe macht, als sie

¹ an einen zug der tiersage von wolf und stute klingt eine andre stelle an: vgl. v. 2658 ff mit RF cclxiii; Haltrich Zur volkskunde der Siebenbürger Sachsen, 1885, s. 502 f.

Bowa küsst (Dietrich s. 87; zum küssen vgl. auch ebd. s. 80 mit Leskien s. 538).

So bewegt sich der erste teil des Orendel — nur um diesen handelt es sich — in den bahnen des Eisenhansmärchens; eine ausnahme macht der eingang, doch nur scheinbar. Berger hat die entdeckung gemacht, dass der schiffbruch des Orendel und seine begegnung mit Ise aus dem Apollonius von Tyrus stamme; wenn einzelne züge dieser Orendelszene näher zu dem homerischen vorbild des sophistenromans stimmen, als was dieser selbst berichtet, so findet sich ähnliches in dem französischen Apollonius, dem Jourdain de Blaivies (Dunlop-Liebrecht s. 137). nun beruht aber der Apollonius bis dahin, wo der held die tochter des königs Archistrates heiratet, auf unsrer märchengruppe vom Eisenhans oder Werweifs, und zwar, wie es scheint, auf einer form, welche mit unbehaglichen familienverhältnissen anhebt, wie Bovo d'Antona und seine gruppe, oder mit einer weissagung von elternmord und schwisterehe wie bei Gonzenbach nr 26 und im Seghelijn (H. s. 51 f); denn das reich, aus dem der held entflieht, ist ursprünglich sein väterliches (Rohde Griech. roman s. 418), von lasterhaften zuständen darin berichtet die auf uns gekommene lateinische fassung, die jedoch ihre motive dem weiblichen seitenstück unsrer märchengruppe entlehnt (Rohde s. 420; Archiv f. slav. phil. 2, 622 ff). dass also der Apollonius, dessen zugehörigkeit zu unsrem märchenkreis sich deutlicher als in der lateinischen version in der dem griechischen volksmund entnommenen ausspricht (Hahn nr 50; B Schmidt Griech. märchen s. 7 anm.; Rohde s. 421), einfluss auf den Orendel gewann, ist sehr erklärlich. den vermittler braucht nicht erst unser dichter gemacht zu haben, denn wir haben eine spur, dass man auch sonst in Deutschland die verwantschaft des gelehrten romans mit dem volksmärchen erkannte, in das man dann den griechischen namen des helden einschwärzte auf ähnliche weise, wie sich die russische form des märchens mit den namen Lukopero und Polkan aus dem Bowa aufgeputzt hat (vgl. Dietrich s. 43. 46 mit 83 ff. 104 ff).

Durch die Thidrekssage nämlich wissen wir von einem 'Apollonius von Tyra unfern des Rheins', der mithin als landsmann Orendels von Trier ob der Mosel zu denken ist und ihm sagen-geschichtlich nahe steht, auch wenn der anklang von Tyra an Trier zufällig und für die localisation des märchens in der stadt

des ungenähten rockes ohne bedeutung sein sollte. auſſer dem namen des helden iſt faſt nichts aus dem roman entlehnt: die briefliche liebeserklärung der Herburg (Rassmann Heldensage II 542) gemahnt an das ſchriftliche bekenntnis der griechiſchen königstochter (Rohde s. 410; Hahn I 277), ihr früher tod an den ſcheintod der andern (Rassmann II 546; Rohde s. 410; Hahn I 279). da auch ihr gatte bald ſtirbt (Rassmann II 560) und die erzählung fortan ſeines bruders Iron ſchickſalen gilt, ſo erſtreckt ſich dieſer deutſche Apollonius nicht über den erſten teil des griechiſch-lateiniſchen hinaus, gerade wie das volksmärchen, und mit dieſem ſtimmt denn auch ſein inhalt überein. durch könig Isung ſeines väterlichen reiches beraubt, entflieht Apollonius und findet unterkunft in Tyra, wo ihn der Hunnenkönig zum jarl einſetzt. weil er bloß jarl ſei und nicht könig, verweigert ihm könig Salomon von Frankreich die hand ſeiner tochter; dieſe aber faßt liebe zu dem ſcheinbar unebenbürtigen und reicht ihm einen apfel, worin er dann den vorhin erwähnten brief findet. ein zweites mal begibt ſich der jarl verummumt an Salomons hof: er hatte unterwegs mit einem weibe die kleider getauſcht. die prinzeſſin erkennt ihn und wirft ihm einen apfel zu mit einem briefe, worin ſie abrede zur entführung trifft; dann zieht ſie mit ihm nach Tyra — ‘ins hühnerhaus’ würde das märchen ſagen (Wolf Hausmärchen s. 282) — und ſtirbt. die ſchließliche enthüllung der alten königsherlichkeit iſt alſo weggelaſſen, dafür aber auch die erniedrigung ſehr gemildert, und nur in der verummumung bricht eine erinnerung an die knechtsgeltalt des märchenhelden durch (zum kleidertauſch vgl. Cosquin I 134. 147). landflüchtig gleich Apollonius iſt der märchenprinz bei Schneller Märchen aus Wälschtirol s. 42. der zugeworfene apfel begegnet in unſrer märchenreihe häufig, als zeichen der gattenwahl (zb. Schneller s. 45. 183; Hahn nr 6). wenn Apollonius den wald des königs Salomon verödet und niederbrennt (Rassm. II 553), ſo mag das auf den zug des märchens zurückgehn, daſſ der verkappte held den königlichen garten verwüſtet (Hahn II 198; Afanassiëff VII 603 = Dietr. s. 44; Müllenhoff Sagen s. 423). möglicherweise war dem verfaſſer neben der verſion des märchens, worin der kleidertauſch vorkommt, auch diejenige bekannt, wonach ſich der held in die haut eines menſchen hüllt — falls folgender ſchluss nicht trügt: Apollonius gewinnt die liebe der königstochter nicht durch muſikaliſche künſte

wie sein griechischer namensvetter (vgl. auch Bowa, Dietr. s. 76), sondern durch den zauber eines rings, den er ihr ansteckt — ein aus dem Morolf bekanntes motiv; seine schwägerin, von der er den ring hat, drückt spuren in den schnee, ähnlich wie Markolf; da nun diese beiden scenen im Morolf so nahe beisammenstehn, dass sie bei Vogt I p. xxii auf derselben seite sich finden, und diese seite auch noch Morolfs verkleidung in Bermans haut berichtet, so liesse sich denken, dem verfasser des Apollonius sei bei der oben gemutmaßten verkleidung in menschenhaut der jude Berman eingefallen und das habe ihm den anlass gegeben, die beiden andern scenen nachzuahmen, wobei jedoch zu erinnern ist, dass die geschichte mit den schneespuren nicht sowol im Morolf, als vielmehr in dem entsprechenden Markolfschwanke ihr gegenstück hat. wie dem nun sei (und wir können uns hier so wenig auf die trotz Weselowsky und andern noch immer sehr der aufklärung bedürftige Markolfsfrage als auf die sonstigen bezüge unsers gedichts zu Morolf einlassen), so viel ist klar, dass der Apollonius der deutschen heldensage nach abzug des leichten griechischen anflugs sich als der wolbekannte märchenheld entpuppt, den wir auch im griechischen Apollonius, im Bovo und Orendel wiedergefunden haben.

Wenn trotz der gemeinsamen herkunft keine merkliche ähnlichkeit zwischen 'Apollonius von Tyra' und 'Orendel' besteht, so liegt das, abgesehen von der verstümmelung des 'Apollonius' zu Irons gunsten, an der verschiedenen tendenz, die dort erotisch-romantisch, hier legendarisch und heroisch ist¹. gleichwol ist ein nicht unwichtiger berührungspunct vorhanden: der name des königs Isung klingt bedeutsam an den des fischers Ise an, und es ist schwerlich zufällig, dass als dritter vom kindermärchen her der Eisenbans (KHM 136) und der eiserne mann (Sommer nr 2) hinzutritt. die koseform *Îso* enthält wol ein synonymon von *gang* (*Gangolf*, *Wolfgang* usw.), nämlich das auch in nhd. *eisbein* steckende **isa* 'gang', von einer aus *t* 'gehn' (nhd. *eile*) weitergebildeten wurzel *is* (lit. *eisme*, *eisena* 'gang', skt. *ésha* 'eilen', lat. *tra*, gr. *οἶστρος* 'wut', altn. *eisa* 'sich reisend schnell bewegen'). wie, im verhältnis zu Ises namen, der des Eisenbans zu beurteilen sei, darüber später; vorläufig sei nur gefragt, ob das wort *Îse*, das für einen fischer nicht besonders bezeichnend ist, viel-

¹ vgl. das widerum andre gepräge des asketischen 'Robert der teufel'.

leicht sprechender werde, wenn Ise so schon hiefs, ehe er nach dem Vorbild des griechischen romans zum fischer ward. damals muss er dem Eisenhans geglichen haben, bei dem der held sich aufhielt, bevor er an den hof kam. dass Eisenhans seinen jungen schützling auf den nacken setzt und 'mit schnellen schritten' in den wald trägt, will nicht viel sagen; aber der entsprechende waldmensch des dänischen märchens, der den königssohn nicht blofs hinein, sondern nachmals auch herausträgt, bewegt sich mit wunderbarer schnelle (Grundtvig s. 234. 235 f), im tschechischen märchen aber entführt der 'ritter' den jüngling durch die luft (Leskien s. 539). wo vollends die sache so gewendet ist, dass der riese, drakos udgl., dem entflohenen prinzen mit windeseile nachsetzt (Cosquin 1 138 ff. 152 ff; bei Leskien s. 380 durchmisst der flüchtling drei länder in einer stunde), da wäre der name *Iso* erst recht am platze. an welche der beiden versionen die dem Orendel zu grunde liegende erzählung sich hielt, lässt sich wegen der griechischen umgestaltung des Ise nicht mehr erkennen; aber die sonderbare angabe, niemand habe Orendel folgen können, als er aus des fischers hause fortzog (v. 788; Zs. f. d. phil. 22, 488; Heinzel s. 26 f), scheint ein verblasster märchenzug zu sein, der dann für die eile des tragenden oder verfolgenden¹ Ise zeugen würde. im 'Apollonius von Tyra' ist kein platz für den waldmenschen, dessen stelle der nur kurz erwähnte könig Attila mehr belegt als einnimmt; aber vermöge einer leichten verschiebung, die sich an dem märchen (Schneller nr 20) einfach klar machen lässt, ist der alte sagenhafte name, in der form Isung, an dem eroberer hängen geblieben, vor dem der prinz das land räumt. in der ungetrübten überlieferung stand wol die Apolloniusfigur bei einem Ise oder Isung in diensten (vgl. zb. KHM 136; Grundtvig s. 233; Zingerle 1² nr 28), und eine nachahmung dieses verhältnisses mag es sein, wenn, gleichfalls nach der Thidrekssage, ein anderer heimatloser heldenjüngling, Sigurd, dem Isung dient (Rassm. II 27 f. 34. 487 ff. 512).

Dass Apollonius von rechtswegen Orendel heissen müste, ist

¹ wenn Orendel von dem engel, den wir oben s. 115 als vertreter des Eisenhans kennen lernten, v. 717 den auftrag erhält, den grauen rock zu erwerben, so lässt sich damit vergleichen, dass die drakosfigur dem fliehenden prinzen den rat nachruft, sich die haut eines alten mannes als hülle zu verschaffen (Hahn II 198, vgl. I 260; Arch. f. slav. phil. V 21. 22).

sonach nicht eben unwahrscheinlich, zumal da die Orendelsage sogar dem norden bekannt war. die *vala Groa*, die über Thors kopfwunde ihre zauberlieder sang, ist als frau Aurvandils des kecken bezeichnet, offenbar weil die situation ihr gegenstück im kreise jener sage hat: dem in Thors haupt steckenden stein, der abgebrochenen waffe seines gegners, entspricht der stein, der den Bowa am kopfe verwundet, so dass ihn Druschnewna heilen muss (Dietr. s. 80). auch sonst wird berichtet, die königstochter habe ihren wunden mann verbunden (Wolf Hausmärchen s. 283; Lesk. s. 538) und ist von waffensplittern die rede, die in seinem leibe stecken geblieben sind (Cosq. I 145; Zingerle I² 162 f). der umstand also, dass Thor eine wundenheilerin braucht, eine Groa (*gróa* 'wachsen, verheilen'; *groeda* trans. 'heilen'), zieht die verwante märchenscene herbei, und nun wird ein 'göttermythos' zurecht gemacht, dessen sinn kein anderer ist als der, dass das alte märchen sich zur abwechslung einmal sub specie tonantis darstelle. Thor muss den Aurvandil aus Riesenheim über die Elivagar tragen, wie der waldmensch seinen schützling zur menschenwelt zurückträgt (s. vorhin s. 119); und wenn das märchen von verbotenen türen und von eben solchen brunnen weiß, in die der knabe haar, finger, füsse taucht und woraus er sie vergoldet zurückzieht, so streckt Aurvandil die zehe aus dem behälter, der ihn umschliefst, und erfriert sie in den Elivagar; dieser behälter aber ist ein eisenkorb (*jarnmeiss*), wie seinem träger im märchen der Eisenhans entspricht: Thor ist also an die stelle des eisernen waldmanns getreten. dass er die erfrorne zehe abbricht und an den himmel wirft, stimmt zu der version, wonach die dem Eisenhans entsprechende figur den goldnen überzug des ins verbotene wasser getauchten fingers abstreift und in den brunnen zurückwirft (Leskien s. 540): in der Thorsage ist der brunnen durch den himmel ersetzt, und die erfrorne (eigentlich, wie das märchen ausweist, goldne) zehe steht dort als ein stern *Aurvandils-tá*; es ist wol derselbe, der im ags. *earendel* heisst, der morgenstern, und dass er zu dem märchenhelden in bezug gesetzt wird, dafür bietet das zweibrüdermärchen, auf dessen verflechtung mit unsrer gruppe oben s. 114 f hingewiesen ward, eine analogie: in der rumänischen fassung geht der kaiserliche prinz, nach seinem sturz in den brunnen, am himmel als morgenstern auf (Kremitz s. 212; vgl. über sterne im verhältnis zu märchen-

helden Sphinx II 214. 217 f). dass bei den Tschechen unser held mit einem stern auf der stirn gedacht wird (Leskien s. 539; vgl. ein bengalisches märchen bei Cosquin I 151), ist in diesem zusammenhang gleichfalls zu erwähnen. die heilung von Thors wunde wird dadurch vereitelt, dass Thor der Groa die heimkehr ihres gatten meldet; denn diese vergisst vor lauter freude ihre zaubersprüche. hält man dazu v. 1440 des gedichts: *mir sagt diu gotes stimme*, wonach also Bride auf Orendels ankunft vorbereitet ist, gerade wie Brynhild auf Sigurds (Rassmann II 27; vgl. ebd., wie Sigurd all ihre dienstmänner erschlägt, mit v. 1428: *ir hant mi erslagen mitne man*, auch die vergebliche jagd auf den hengst Grane mit dem rosselang v. 3003 f, Heinzel s. 34), so legt sich die frage nahe, ob nicht die ankündigung der heimkehr durch Thor, wozu wol auch die kirgisische version (Cosq. I 145) sich vergleichen lässt, als neue wendung eines älteren sagenzuges zu fassen sei. unverkennbar leiten die einzelheiten der nordischen überlieferung auf eine Orendelsage, aus der auch unser gedicht geschöpft hat. wir verdanken dies nordische zeugnis dem umstand, dass die nur in einem teil der handschriften beibehaltene angabe, ein sympathiemittel zur lockering des in Thors haupt steckenden steines sei das wegwerfen solcher steine, zu einer erweiterung einlud: es galt zu begründen, warum der stein bis heute stecke und nicht schon damals entfernt worden sei.

Von dem *jarnmeiss* auf Thors rücken kommen wir auf Eisenhans und den 'eisernen mann' (KHM 136; Sommer nr 2). solche eisenleute sind auch aus andern märchen bekannt (zb. Archiv f. slav. phil. 2, 619), namentlich aus der gruppe vom 'blauen licht' (KHM nr 116; vgl. Myth.⁴ 420; III 363); es treten hier mehrere eisenkerle (Wolf Deutsche märchen und sagen nr 18), ein französischer und ein deutscher eiserner mann, ein eiserner Johann, ein ungarischer *roi de bronze*, ein südsibirischer mann aus holz auf (Cosquin I 1. 6. 7. 8), wo die aufzeichnung der brüder Grimm ein schwarzes männchen und die ostflandrische volkssage (Wolf aao. nr 209) ein Rotmützchen kennt, also einen zwerg oder kobold, der auch im kinderspiel vom Eisenmändel eine rolle hat (Liebrecht, Gervas. s. 102; Rochholz Alem. kinderlied s. 406; Wuttke² § 119; braunschweigisch heisst es *eisermännchen*, gebildet wie *eiserkuchen* Nordd. sag. s. 370). in dem Hasenhütermärchen (KHM nr 165) hat ein mit eisernem kleidlein angetanes 'isig manndle'

das amt eines schutzgeistes, ganz ähnlich unserm Eisenhans. wie der kobold nach seinem hute 'Hütchen' benannt wird, so begegnet auch 'Eisenhütel' unter seinen namen (Myth.⁴ 420). für *Eisenberta* (Myth.⁴ 230; III 89 f) list man *Bercht mit der eisenen nasen* (Schmeller² I 270). die eiserne hand, die nach der thüringischen fassung unsres märchens (Sommer nr 2) dem waldmann eigen ist, kehrt auch sonst in volksvorstellungen wider; vgl. die eisernen hände und finger, sichelhände litauischer feld- und waldlure (Sphinx I 74; II 223); die brüste der Kornmutter sind an vielen orten als eisern, selten hölzern bezeichnet, und sie selbst heisst die eiserne Baba (Mannhardt Mythol. forschungen s. 299. 303 ff). die lederne frau im Aargau hat eiserne zähne (Rochholz II 181); wie sie neben der eisernen Berta und Baba steht, so sind die 'ledernen mändlen' oder 'erdleutlein' der schwäbischen sage (Meier s. 54 f) die doppelgänger des Eisenmändels und Eisenhütchens, dem wir vorhin ein Rotmützchen entsprechen sahen, und dem wiederum in Pommern ein Rothöschchen und Rotjäckchen zur seite tritt (Jahn s. 106), anderwärts ein roter junge (Wolf Beitr. II 331 f). der schluss wird sich nicht abweisen lassen, all diese bezeichnungen seien nach der farbe und dem stoff der götzenbilder und amulettpuppen gewählt (vgl. die eisernen würlinger in ihrem lederharnisch bei Panzer II 24 ff. 390 ff. 568; die rotgekleideten alraunen in der Wiener bibliothek, Wolf Deutsche märchen und sagen nr 327). leder und holz haben keine andre als diese stoffliche beziehung; aber der roten farbe wohnt wie dem eisen eine schadenabwehrende, zauberbrechende kraft inne (Rochholz Deutscher glaube und brauch II 230 f; Liebrecht, Gervas. s. 99 ff; Zur volkskunde s. 395 f. 312). das bild des alps verscheucht den alp (Sphinx II 208 f), metallene tiere steuern dem schaden der wirklichen (Liebrecht, Gerv. s. 99); wenn nun der kobold Eisenhütel, Eisenmändel heisst, so richtet sich die vorstellung von ihm nach dem, was man an seiner bildlichen darstellung zu sehen gewohnt war; die eiserne zitze der kornfrau hat von haus aus den sinn des zauberschutzes gegen die den kindern so gefährlichen brüste der Baba, dh. sie gebührt eigentlich nur ihrer puppe. Sphinx II 209 ist der name des Hermes von den an bett- und andern stollen (ἑρματα, ἑρμῖνες) angebrachten bildern abgeleitet; ebenso heisst der Eisenhans, das Eisenmännlein nach seinem bildnis, und vielleicht ist der Stiefeli (Rochholz I 577; II I ff. 120) auf

den im Rätsel der Sphinx II 208 erwähnten stiefel zu beziehen. in einen sagenvorgang wandelt sich die übertragung um, wenn eine solche puppe bei frevelhafter beschimpfung lebendig wird und den vermessenen straft (Sphinx II 189; mit dem daselbst besprochenen *Heinzel* oder *Hansel* vgl. *Hans* in *Eisenhans*).

Thors eisenkiepe, die sich dem tragkorb des kornweibs, der Butzenbercht, des kinderfressers vergleicht (Maunhardt aao. s. 305; Birlinger Schwäbisch-Augsburgisches wörterb. 471—473), stammt also nirgend anders her, als wo auch Perseus seinen schnappsack entlehnt hat (Sphinx II 289). nicht so unmittelbar wie in der ersten hälfte von *jarnmeiss* verrät sich in *Ise* und *Isung* die herkunft vom eisenmann; denn das sind bloße anklänge an *isen*, deren sinn jedoch für die zauberschnelle des dienstbaren geistes sich trefflich schickt. der name des haupthelden zeigt im nordischen (wo doch *Noregr*, *Haraldr* begegnen) ein *w*, das in *Órendel*, ags. *edrendel* eingebüßt, aber in langobard. *Aurivandalus* (a. 720) erhalten ist; der einzige gleichgebildete personennamen ist *Gerwentil*, mit dem ihn denn auch Saxos Horvendillsage genealogisch zusammenbringt. man könnte an *wandel* denken und ein synonym von *gang* vermuten: 'mit dem speer wandelnd', 'am morgen seinen gang nehmend', was auch auf das appellativische *edrendel* 'ἑωςφόρος' zutreffen würde; aber die reihe *Gérawan*, *Kérwant*, *Kérwantil* weist eher auf zusammenhang mit altn. *vanr*, *vandr* 'gewöhnlich' (von *ven* 'lieben, sich freuen'), so dass *Gerwentil* der 'speerfrohe' wäre, *Órendel* der 'glanzliebende' oder auch der 'morgenfrohe'. auf alle fälle liegt in *Órendel* eine hindeutung auf morgenstern und morgenstunde, die dem namen einen glückverheißenden sinn gab (vgl. Sphinx II 360). im märchen konnte er als 'prinz Morgenstern' empfunden werden; wie aber das verwante lat. *Aurelius* nicht bloß an *aurora*, sondern auch an *aurum* gemahnt, so legt sich auch eine andere deutung nah: 'Goldkind', 'Goldener', '*quel dalla coda d'oro*' heisst der prinz KHM nr 85; Zingerle I² nr 32; Schneller nr 20; der glanz seiner haare wird dem der sonne verglichen (KHM 136, vgl. Leskien s. 385). als kurzform liefse sich, gebildet wie *Wigant* (Fick Gr. pers.-nam. s. LIII), ein *Ôsant* denken, worauf das alsdann wie *Ἀσμενόφαντος* (ebd. s. LV) zu beurteilende *Ôsantrich*, mhd. *Ôserich* führen könnte; denn *Osantrich* gehört sagengeschichtlich hierher.

Seine (oder Rothers) brautfahrt beruht der hauptsache nach

auf unserem märchen, nur ist die knechtsgestalt und verummung abgeschwächt zur angabe eines falschen namens. die bekannte anmutige schubscene verrät, dass als stoff unser märchen nicht in seiner einfachen gestalt, sondern in der verflechtung zu denken ist, wie es sich bei Gonzenbach nr 61 darstellt¹. wegen des namens der braut, Oda (vgl. Zs. 1, 21 ff), sei darauf hingewiesen, wie vom 'eisernen mann' (Sommer nr 2) durch das begehren, in der kammer zu schlafen, ein faden herüberführt nach 'Ode und de slang' (Müllenhoff nr 1; hier wiederum gleicht die abgelegte schlangengestalt dem abgeworfenen bärenfell in den 'Goldkindern' KHM 85). auch der kampf mit den feinden des schwähers fehlt nicht: Rother besteht den Ymelot; wenn ihm dabei Asprian und Widolt helfen, also dieselbe märchenkumpanei (Sphinx II 357 ff), die auch in Osantrichs diensten steht (Rassm. II 163), so entsprechen sie der 'eisernen schaar' im Eisenhansmärchen, und wir dürfen uns nicht wundern, sie auch als Isungs dienstmannen zu finden (Rassm. II 481. 482; Heldens. 286; über Isung oben s. 119); der morgendliche held Asprian (s. Sphinx II 359) ward für den orendelhaften Osantrich aus einer ganz andern märchengruppe herbeigeholt. die dem märchen gemäße verbannung ins hühnerhaus ist wie im deutschen Apollonius (oben s. 117) durch eine flucht der liebenden ersetzt; zu dieser umgestaltung bot das märchen selbst einen fingerzeig: viele seiner versionen wissen von einer flucht des helden, die ihn an den hof seines nachmaligen schwähers bringt und die mit ganz ähnlichen umständen erzählt wird, wie in einer andern märchengruppe die flucht eines jünglings und einer jungfrau aus dem riesenhouse (vgl. Cosquin I 141; II 27: 'l'épisode des objets magiques qui opposent des obstacles à la poursuite').

Wichtig für uns ist ferner die seltsam zersplitterte geschichte Walthers, die von der heldensage mit Osantrich in bezug gesetzt wird. zunächst lässt sie diesen die kecke tat seiner jugend büßen: wie er selbst sein weib erlistet, wird ihm die tochter Ospirin (Erka) entführt durch Rodolf, der sich unter falschem namen (Sigurd) einführt, und zwar, noch stark im märchenstile, als alter mann mit blöden augen und tiefem hut (Rassm. II 199;

¹ von den daselbst in Köhlers anm. II 240 angeführten märchen ist vor allem wichtig Dietrich nr 5, wo s. 57 schuhe ohne naht und wie gegossen vorkommen; Rother lässt sie wirklich gießen.

da der werber nicht für sich, sondern für Attila auftritt, so bekommt, damit er nicht leer ausgehe, Erka eine schwester Berta, die mit ihm entflieht). in dritter generation, wenn man so sagen darf, da ja Hildegund nicht die tochter des hauses ist, wiederholt sich dann die flucht am hofe der Ospirin-Erka; aber nur eben die flucht, nicht die brautwerbung nach der weise von Osantrich und Rodolf: es ist eine heroisierung der vorhin erwähnten flucht aus dem riesenhouse ('Goldfeder und Goldmariechen' und wie diese märchen alle heißen). aber die abenteuer des gärtnerburschen am königshof fehlen auch bei Walther nicht; er erlebt sie nachträglich am hofe des Asinarius: es ist das kein fürstenhof, sondern der klosterhof von Novalese, wo Walther auf seine alten tage als gärtner eintritt und gelegenheit findet, zwar nicht eine prinzessin zu gewinnen (denn die hat er ja schon in seiner jugend entführt), aber das kloster siegreich gegen wider-sacher, darunter dreimal gegen einbrechende heiden zu verteidigen (Grimm in den Lat. gedichten des 10 und 11 jhs. s. 105 ff). es würde zu weit führen, wollten wir die einzelnen züge dieser klösterlichen sage auf ihren zusammenhang mit dem märchen prüfen; bedeutsamer ist überdies ein andrer bezug. Grimm hat aao. s. 112 auf die ähnlichkeit von Walthers klosterleben mit dem des Heime hingewiesen. dieser lässt sich, unter dem falschen namen Lodvig, von den mönchen aufnehmen und besteht den riesen Aspilian in einem kampf, dessen schilderung (wie schon Singer erkannt hat, Anz. xvii 124, vgl. Heinzel 28) auffällig an Orendels kampf mit Mentwin erinnert. und noch etwas kehrt in unserm gedichte wider: als der abt dem Heime sein schwert und seine heerkleider vorenthält, springt dieser auf ihn zu, fasst ihn bei der kapuze und schüttelt ihn, dass vier zähne herausfahren, davon einer in den hals, und die erschrockenen mönche nach der kiste laufen, worin Nagelring und seine andern waffen aufbewahrt sind (Rassm. II 672) — kurzum er gebärdet sich so, wie Bride gegen den kämmerer, der das rechte schwert für den Graurock herbeizuschaffen zögert (v. 1600 ff); die grundlinien der scene begegnen schon im Novaleser bericht, wo es sich übrigens nur um das ross, nicht um die waffen handelt und das dem gegner in den rachen geschlagene stück bein in anderem zusammenhang erwähnt wird (Grimm aao. s. 110). da die wurzeln der episode bis ins märchen zurückreichen (oben s. 115), so kann sie

im Orendelgedicht nicht erst aus einem historischen¹ vorgang (Zs. 12, 388 f), der viel jünger ist, als selbst die chronik von Novalese, erwachsen sein. auch dass Heime ohne stegreif in den sattel springt (Rassm. II 675), wie das von Orendel wiederholt berichtet wird (zb. v. 990. 1651), darf in diesem zusammenhang erwähnt werden. wenn Heime dem könig Thidrek sich verläugnet, schliesslich aber doch bekennt und mit ihm zu fahren einwilligt (Rassm. II 678), so lässt sich das gar wol zu Orendels widerholter verläugnung vor Bride und seinem endlichen geständnis halten. dass er dann die kutte abwirft, wie der verkappte prinz seine niedere hülle, das leitet ebenso auf das märchen zurück, wie vorhin Walthers gärtneramt in Novalese. auf die polnische Walthersage einzugehn, wäre beim zweiten teil unseres gedichtes anlass, der jedoch ausserhalb des hier gesteckten rahmens fällt.

Durch das verhältnis zwischen den gemünchten helden, Walther und Heime, und dem graurock Orendel blicken wir auf einen weltlichen 'Orendel' hindurch, dem schon im 11 jh. die gestalt des kuttentragenden Walther entnommen ward. vermutlich war schon dieser ältere Orendel in einen grauen rock, ein pilgergewand oder dgl. gekleidet, worunter sich seine, wol damals schon ins heroische übertragene märchenherlichkeit verbarg. die chronik von Novalese reicht bis 1048 (Wattenbach Deutsche geschichtsquellen⁴ II 181), ist also älter als der frübeste, schüchterne hinweis auf den heiligen rock in Trier (nach 1054) und vollends als die urkundenfälschung v. j. 1196, welche jenes gerücht zur gewisheit erheben sollte (Bergers einleitung zum O. s. c f). [vgl. auch Germ. 18, 353.] dass aber der held in der tat Orendel hiefs, bestätigt uns wiederum ein nordisches zeugnis, das des Saxo, aus dem ende des 12 jhs., zu dem wir nun übergehn.

Auf einem werd kämpfte Heime mit Aspilian, dessen bei Asprian entlehnter name auf willkürliches schalten mit altem gute deutet; an einem bache ficht Haymon² seinen strauß mit dem riesen Thyrsus aus (Zingerle Sagen s. 89): auf einem eiland findet

¹ [EHMeyer tritt neuestens wider (Zs. 37, 344 ff) für diese chronologisch unmögliche herleitung ein. dass bei der ausmalung einzelheiten der geschichtlichen scene vorgeschwebt hätten, wäre immerhin denkbar; aber die drei schlüssel des schreins, worin das David-schwert nicht ist, gleichen den historischen drei schatztruhenschlüsseln kaum mehr als durch die anzahl.]

² Haymons stein bei Ambras, der, ein denkmal seiner heldenstärke, die grenze der Wiltener klosteräcker bezeichnet, Zingerle Sagen s. 416, lässt sich

nach Saxo der zweikampf zwischen Collerus und Horvendillus statt, wobei jener *desecto pede* fällt, gerade wie Aspilian erliegt, nachdem ihm Heime ein stück vom beine¹, wie eine pferdelast groß, abgeschlagen hatte (Rassm. II 675 f). für den namen des Collerus hat WMüller (Zur mythologie d. gr. und d. heldens. s. 156) die richtige beziehung auf das kalte Nordland gefunden; seine schwester Sela scheint nach den seehunden benannt zu sein. was sich hier von der geschichte des Orwentil erhalten hat, wäre, obschon durch die bewahrung des namens wertvoll genug, immerhin dürftig, wenn nicht das übrige, unter anderem namen, in einer fortsetzung unterkunft gefunden hätte.

Horvendillus erscheint bei Saxo als vater des Amlethus. dieser stellt sich nährisch gleich Robert dem teufel; und wie im sicilischen märchen (Gonzenbach II 70) der gänsejunge mit lehm-püppchen krieg spielt, damit jede spur seiner heldenschaft verwischt werde, so versteckt Amlethus seine vorbereitungen zur rache am mörder seines vaters hinter das kindische spiel mit den *lignei unci*. die rachepflicht selbst aber teilt er mit Bowa (Dietrich s. 73), in dessen geschichte die stellung des sohnes zur ehebrecherischen mutter, die den mörder des vaters geheiratet hat, deutlich auf die zugehörigkeit des ganzen zu einer bestimmten, bei Cosquin I 142 (dazu auch Gonzenb. II 67) besprochenen unter-ableitung unsrer märchengruppe hinweist². die nachstellungen, denen der prinz des märchens im hause seines stiefvaters ausgesetzt ist, sind in der Hamletsage zum teil umgewandelt in versuche, seine narrheit als verstellt zu erweisen, geblieben aber ist eine lebensgefährliche sendung, jedoch nicht nach einem schwer zu erlangenden heilmittel wie Gonzenb. nr 26, Schneller s. 46, sondern an einen fremden königshof, wohin er einen Uriasbrief zu überbringen hat — gerade wie Bowa (Dietrich s. 90), nur dass hier dies Bellerophontes-motiv an andrer stelle steht. schliesslich tötet er den stiefvater im schlafgemach, widerum wie Bowa (Dietrich s. 112 f; vgl. Hahn II 282 f. 284). die nun sich an-mit der *ferita Waltherii* zum andenken an den sieg über die feinde seines klostere, Grimm aao. s. 110, vergleichen.

¹ dass er zuvor die rechte hand einbüßt, ist eine verdoppelung, bei der vielleicht die reminiscenz an des Waltharius ähnliche verstümmelung mitspielt.

² vgl. namentlich den vergiftungsversuch Dietrich s. 75 mit Hahn nr 6; Wolf Hausm. s. 277; Peter II 181.

schliessende sage von Hermuthruda (worüber Beitr. 4, 509) geht uns hier ebensowenig an als die frage, woher im ersten teil die züge zur schilderung von Hamlets eigentümlicher narrheit entlehnt seien: beides würde uns in recht verworrene gebiete der sagengeschichte hineinführen. wichtig ist für uns nur das ergebnis, dass jener erste teil nach dem muster des Orendelmärchens gebaut ist, und zwar nach einer fassung, auf der auch Bowa beruht. das verfahren dabei lässt sich unschwer erkennen: die ereignisse, die im märchen zwischen dem aufenthalt daheim und dem beim nachmaligen schwäher liegen, sind herausgebrochen, und der väterliche, vom mörder in besitz genommene hof bildet den schauplatz auch für die dümmlingsrolle und die Belerophon-ausfahrt — eine verschmelzung, die um so leichter war, als unser märchen gefahrvolle sendungen nicht blofs auf anstiften des ehebrecherischen pares, sondern auch der neider in des schwähers hause kennt. wenn im märchen der tapfre königssohn in lauter kleine stücke gehackt wird, wovon er jedoch durch zauberkraft wider genist (Gonzenb. I 164; II 67. 246; Schott Walach. märchen nr 27; Leskien s. 550 ff), so würkt dies motiv bei Saxo, wo für solche wunder kein platz war, in der weise nach, dass Amlethus als verstellter narr jenes schicksal einem lauscher (Shakespeares Polonius) zu teil werden lässt, *cujus corpus in partes conscissum devorandum porcis effudit* (vgl. auch Leskien s. 551 ob.). was den namen *Amlethus* betrifft, der in der Hrolfkrakesage *Amlóðhi* lautet (Ettmüller Altnord. sagsch. s. 358 anm.), so könnte er *hamlodhi* meinen (vgl. *lodinhöfði* und *hamljótr*) und zum beweis dienen, dass der held des zu grunde liegenden märchens sich mit einem zottelkleide (*loði* 'lucerna hirsuta') verummte; über die unsicherheit des anlautenden *h*, die anderseits auch an der form *Horvendillus* schuld ist, vgl. Noreen § 212: vielleicht kommt in betracht, dass für den hehlnamen und den eigentlichen gleichheit des anlauts hergestellt werden sollte. woher haben die Engländer ihr *Hamblett*, *Hamlet*? und woher hat Shakespeare den zug, dass der vater (also, nach Saxo, Horvendillus) durch ins ohr geträufeltes gift umkommt (dazu Sphinx I 303)? gab es etwa eine volkstümliche überlieferung, worin das *ór-* in dem namen des alten königs zum motiv ward, nicht wunderlicher als in der legende vom h. Orendel, den man gegen ohrenleiden anruft (Zs. 7, 558 f)?

Was wir auf deutschem boden gesehen haben, wiederholt sich sonach auf dänischem: wie dort verschiedene berichte von einem Orendel auf mehrere generationen verteilt sich aneinander reihen, so sind hier Orendel und Hamlodhi, dh. dieselbe person je nach ihrer verborgenen herlichkeit oder äusseren knechtsgestalt, zu vater und sohn gemacht (vgl. auch die ganz ähnliche anlage des hieher gehörigen märchens bei Wolf Hausm. s. 269 ff mit Cosquin 1 150 f und den zahlreichen verwanten). der name Fengo, den Amleths stiefvater führt, hängt wol mit *fengr* 'beute' zusammen (vgl. *fengsællr*) und stammt vermutlich aus dem märchen, sofern der liebhaber der 'treulosen mutter' nicht immer als menschenfresser, drache udgl., sondern auch als räuber bezeichnet ist (Leskien s. 397. 402; Schleicher s. 54); zum oheim des Hamlet wird er nur durch die genealogische verknüpfung, die das alte motiv von der treulosen mutter zu dem einer familientragödie auszuweiten gestattete. es leuchtet ein, dass jeder versuch, in Hamlets mutter die Groa der Thorsage widerzufinden, vergebliche mühe sein muss, denn vom standpunct des märchens aus, das nur einen *Aurvandill hamlodhi* kennt, ist Gerutha eigentlich Horvendills mutter, wie nach Saxo Gervendillus sein vater ist. dieser erschlossene 'Orwentil im lodenrock' aber, dem unser 'Orendel als graurock' entspricht, bestätigt, was s. 126 vermutet worden ist, dass schon der 'weltliche' Orendel ein gewand trug, das ohne sonderliche änderung im schnitt sich ebensowol in die mönchskutte Walthers und Heimes, wie in den ungenähten rock¹ von Trier umwan-

¹ [dass Orendels grauer rock vor wunden schützte (v. 720. 1282), wie das kinderbälglein nach Fischart (Scheibles Kloster VIII 430), ist um so bemerkenswerter, als auch die andre eigenschaft des rockes Christi, sicherheit vor gericht zu gewähren (Heinzel s. 25), jenem natürlich-ungenähten rock, der auch glückshaube, kleidchen, gewandel, westerhemd heisst, zugeschrieben wird (Myth.⁴ 728 und nachtr.; Wuttke Volksaberglaube² § 579; dazu eine stelle des Theodoros Balsamon, angeführt in *Historiae Augustae scriptores*, Lugd. Batav. 1671, I 780 f). da sonach die legendarische vorstellung beim volksglauben geborgt hat, ist die frage nicht müßig, ob jene wunderkraft vielleicht dem graurock schon eigen war, ehe er mit dem rocke Christi identifiziert ward, ob etwa der kern unsres märchens ein 'jüngling mit der glückshaube' sei: die glückshaube ist nach isländischem glauben der sitz des schutzgeistes, und es liesse sich denken, dass die haut, in die sich der märchenheld auf des drakos rat einhüllt, aus ihr erwachsen wäre und ursprünglich die geheimnisvolle verbindung mit dem schutzgeiste vermittelte. mehr als diese andeutung lässt sich hier nicht geben. ist sie gegründet, dann

deln liefs. heroisiert, zum epischen stil erhoben, war sicherlich auch dieser weltliche Orendel, der dann bei Saxo und in unserm gedicht historisiert erscheint; daneben aber bestand das schlichtere märchen fort, nicht ohne seinerseits stoffliche rückwirkungen von der epischen gestalt her zu erfahren, denn die älteren jagd- und reiseabenteuer sind häufig durch ritterliches schlacht- und kampfswesen verdrängt.

[Über die Hamletsage steht Zs. 36, 1 ff eine abhandlung von Detter, auf die mich nachträglich prof. Roethe aufmerksam gemacht hat. wichtig daraus sind für uns vornehmlich die nordischen parallelen, worin der held die kosenamen *Ham* oder *Hamall* führt (s. 16), denn es erhellt daraus, dass in *Amlethus* ein anlautendes *h* verloren gieng. wenn in den modernen nordischen sprachen *amlóði*, *amlod*, *amblode* einen narren oder tölpel bedeutet, so liegt, wie auch Detter selbst findet (s. 6), die vermutung nahe, der name des sagenhelden sei in appellativischen gebrauch übergegangen. die beziehung auf *aml*, die den sonderbaren sinn 'verdrusswütend' ergibt (s. 7), sieht nach einer volksetymologie aus, die das vorn verstümmelte wort zu deuten unternahm, und ihr wäre dann die länge des *o* in *Amlóði* zu danken; zur bestätigung dient schwed. *hambloter* 'fjollig' (s. 18), das zwar nur aus der gegenwart bezeugt wird, aber gleichwol altertümlicher sein kann als das, wie es scheint, schon vor Saxos zeiten (s. 6) vorkommende *Amlóði*. aber wäre selbst dies letztere die erste, alte bezeichnung eines narren überhaupt und unsres helden insbesondere, so brauchte es darum nicht übertragung des lat. *Brutus* zu sein, denn dass das märchen auf sie verfiel, dazu bedurfte es keiner anregung¹ durch römische sage (vgl. wie im russ. märchen bei Afan. v 74 der narr von sich selbst als vom Durak spricht). ein einfluss der Brutussage ist an und für sich gar wol denkbar; zeigt doch Ise im Orendel und der Apollonius von Tyra spuren gelehrter einwirkung. die entscheidung aber, würde die gleichsetzung des grauen rocks mit dem rocke Christi nicht blofs auf äufserer ähnlichkeit beruhen, sondern zwei unabhängig entstandene sprossformen der vorstellung von der glückshaut wären in eins gefasst.]

¹ [der zufall will auch sein spiel haben: das isl. *Brjám* (s. 22) hat denselben anlaut wie *Brutus*, das griechische wort, womit Dionysius den lateinischen namen übersetzt, ἄλλθιος, dor. ἀλλθιος klingt von fern an *Amlethus* an, und der verstellte narr *Ambrosius* Germ. 33, 345 sieht aus, als hätte ihn ein *amblode* zur taufe gehalten.]

ob und wie weit entlehnung stattgefunden habe, hängt von der vorfrage ab, woher die Brutussage selber stamme. den anlass gab der name Brutus (Paulys Realenc. iv 508 anm.), den stoff vielleicht unser märchenkreis; wenigstens erinnert das *aureum baculum inclusum corneo cavato ad id baculo* daran, dass der märchenheld nicht bloß sich in menschenhaut steckt, sondern auch seine goldnen tiere in tierhäute (Hahn II 198 vgl. mit I 260; Arch. f. slav. phil. 5, 21. 22). eine nähere erörterung ist hier untunlich, sie würde uns auf das verhältnis einzugehn nötigen, das zwischen unserm märchen und dem 'traum des prinzen' (Sphinx II 144; Arch. f. slav. phil. 2, 638 f. 640; Zs. f. d. phil. 26, 414), sowie dem märchen vom Glasberg obwaltet; als notdürftiger fingerzeig diene der hinweis auf märchen wie Afan. v 74 nr 18 (vgl. Lesk. s. 525 mitte) und das oben s. 129 erwähnte bei Wolf Hausm. s. 269 ff. auch der schwank vom verstellten narren (Liebrecht Zur volksk. s. 141 ff; Germ. 33, 342 ff) scheint aus derselben wurzel entsprossen; sein 'jo je, je jo' gemahnt an das beharrliche 'weiß nit' der Nesnajko-gruppe, und der eingang¹ der zigeunerischen version Germ. 33, 345 zeigt die situation des gütlich ratenden drakes (oben s. 119 anm.), der kuss aber in das antlitz, das der Zmora nicht behagt (Sphinx I 342), dürfte, wiewol gerade hierüber die fassungen weit auseinander gehn, mit dem kuss im Glasbergmärchen (Lesk. s. 525. 526; Afan. v 75) in zusammenhang stehn. anzuführen war dieser schwank, weil er auf eine weniger burleske form zu schliessen gestattet, woraus der zug stammen könnte, dass der verstellte narr Brutus die mutter erde küsst. so unsicher diese spuren sein mögen, so lassen sie doch der vermutung raum, der ursprung der Brutussage liege im bereich unsres märchens, und die möglichkeit bleibt offen, dass die zwei mit gold gefüllten stäbe² der Hamletsage nicht auf dem wege litterarischer

¹ [vgl. auch den sterbenden weiblichen schutzgeist bei Cosquin I 146 nebst Arch. f. slav. phil. 5, 65 oben.]

² [bei UJahn Volksmärchen aus Pommern und Rügen I 354 f stoße ich nachträglich auf einen höchst merkwürdigen märcheneingang. von den nachstellungen seiner widernatürlichen mutter und ihres zweiten gatten bedroht, führt ein prinz über meer zu seiner braut nach Niederland, leidet schiffbruch und rettet sich mit einem diener auf eine insel. da findet er die leiche eines greises nebst einem schriftstück, worin dem, der sie bestatte, alle schätze des verstorbenen zugesprochen werden. nachdem die letzten ehren erwiesen sind, füllt er das vorgefundene gold in ausgehöhlte hollunder-

entlehnung nach dem norden gebracht wurden, zumal sie besser motiviert sind als der heimliche goldstab des Brutus.]

Als nordischer name von Orwentils frau bleibt nur Groa übrig. die Thorsage hielt sich, wie oben gezeigt, an die bedeutung 'heilen', eigentlich aber besagt das mit dem *Grón-* deutscher namen verwante wort soviel wie abd. *Wahsanta* und ist vielleicht gerade um des doppelsinns willen an stelle eines älteren gesetzt worden, das nur mit 'wachstum' zusammenhieng: in *Ôspirin* nämlich, das mit *Ôrendel* stabreimbindung gestattet, scheint das gemutmaßte wort zu stecken. auf verlust eines *v* vor *s* (der jedesfalls viel älter wäre, als Sphinx n 360 noch angenommen werden durfte) weist nichts bei *ós-*, das am einfachsten mit *as-* und *ast-*, auch wol *asen-* in *Asinarius* (Förstem. 129; *Asenhari*?) zusammenzustellen ist. eine idg. wurzel *ós* 'wachsen', deren umständlichere nachweisung nicht hierher gehört, zeigt in lat. *annonā* 'ertrag' (Bezenb. Beitr. 1, 329), got. *asneis* 'lohnarbeiter, mietling', mhd. *arnen* 'verdienen', *asten* 'wucherhaft machen' eine bedeutung 'wucher, gewinn', die gestattet, in den mit *ós-*, *as-* usw. gebildeten namen eine hindeutung auf gedeihen, einkünfte und wolstand zu finden, wie sie für den reichen abt Asinarius und für den könig Oserich nebst seinem kinde Ospirin gar wol passt. durch die kyklische genealogie der heldensage ist das ursprüngliche verhältnis verwischt worden, dass Uosrich, Uospirin, Asenstämme, die er an sichrem ort zur verwahrung gibt, um sie auf der heimfahrt von Niederland mitzunehmen. — der erkenntliche tote hat die größte ähnlichkeit mit dem in der anm. vorhin erwähnten sterbenden greis, der als lohn für sein begräbnis ein wunderross verheißt (Arch. f. slav. phil. 5, 65), und steht wie dieser dem freundlichen drakos gleich. die goldgefüllten stäbe erscheinen demnach genau an der stelle, wo sie nach der im text geäußerten vermutung ihren sagengeschichtlichen ursprung haben müssen, nämlich beim abschied von dem fürsorglichen alten, der den andern fassungen zufolge dem jüngling sich und seine goldnen tiere in hüllen zu stecken rät. da sie mithin einer älteren entwicklungsstufe angehören, als die entsprechenden in der Brutus- und Hamletsage, so ist an eine entlehnung aus diesen beiden, die sich überdies in ihrem einzelverlauf schwer dürfte begreiflich machen lassen, nicht zu denken. Saxo kann also die seinigen gar wol aus alter volksüberlieferung haben, und wenn ihm dabei das baculum cavatum im Livius einfiel, so erklärt sich die ähnlichkeit seiner darstellung mit der römischen genugsam. obschon das pommersche märchen weiterhin den typus von 'Werweifs' aufgibt und in den des 'treuen Johannes' einlenkt — eine ausweichung, der wir hier nicht folgen können —, steht doch die zugehörigkeit des mitgeteilten stückes zu unsrer gruppe außer zweifel.]

hari die vertreter des königlichen hauses im märchen waren. indem Orwantil als eidam dem stammbaum eingefügt ward, gab er seinen namen auf, doch nicht ohne spuren einer verschmelzung, die in der mittelsilbe von *Ôsantrix* und in dem jungen *ô* von *Ôserich* (statt *Uoserich*) sich zeigen — falls dies nicht auf entlehnung aus Niederdeutschland führt. eine koseform *Ôsant* für *Ôrwantil* (oben s. 123) ist dann nicht nötig anzunehmen; sie würde sich freilich zum namen des Asprian (Sphinx II 358 f) ähnlich verhalten, wie *abant*¹ zu dem seines bruders Abendrot, und älter als 'abend und morgen' könnte es eine formel '*abant enti ôsant*' gegeben haben. dass an dem hofe, wo der verkappte held des märchens und ihm nach der der Walthersage das wachstum des gartens zu pflegen hat, die namen von 'incrementum' sprechen, sieht nicht nach zufall aus, besonders wenn wir noch Groa hinzunehmen.

Gieng die nordische sage bei der wahl des vaternamens (*Ger-vendillus*) von der zweiten hälfte in *Aurvandill* aus, so hielt sich das deutsche gedicht an die erste. ob in *Ougel* ursprünglich *Awr-* anzunehmen sei (Sphinx II 360), oder spielerisch das auge mit dem ohr zusammengebracht ward, lässt sich nicht sagen; sicher ist nur, dass *Ougel* und *Ôrendel* allitterieren und dass jenes von der koseform *Aogo* (Förstem. 181) und dem namen des zwergkönigs *Öugel* nicht zu trennen ist. von personennamen werden auch *Ouwo* usw. (Förstem. 189) und weiterhin die mit *Aun-* und *Aud-* gebildeten (Förstem. 181. 161; Zs. 3, 144. 151) beizuziehen sein, die zu der wurzel *év, av* (in *ἐννής, aveo*, s. Fick I⁴ 357. 170) zu gehören scheinen, und dann wäre *Ougel, Öugel* wol der 'reiche kunic'. dass der einsam stehende name *Ôrendel* lautlichen anklängen folgte, dafür gibt es beispiele. an zwei puncten des nach dem flüsschen *Ôrana* benannten *Ôringouwe* (Bacmeister Alem. wanderungen s. 108) hat sich ein sagenhafter hl. Orendulus eingenistet: für sein grabmal gilt der zwischen Ohrn und Langem gewende liegende Orendelstein, für seine siedelei das angeblich mit dem grab (in wirklichkeit einer brunnenstube, s.

¹ das wort steht wol im ablaut mit gr. *ἐπὶ* und *ὄπιθεν* und gehört samt diesen zu *ὄπωρα* 'spätjahr', *ὄψε* 'spät, abends'. ähnlich sind skt. *á* und *abhi* in *ápitva, abhipitva* 'abend' (Fick I⁴ 248) verwendet. altn. *aplann* könnte den nämlichen vocal wie *ὄψε* enthalten, also hierin dem griechischen wort näher stehn als dem deutschen mit seinem alten *é*.

Keller Vicus Aurelii s. 38) durch einen unterirdischen gang verbundene Orendelsall, eine im Ohrngau oder Ohrnwald (ebd. s. 14) gelegene besitzung des klosters Mainhard (im 'großen walde', *Maginhard*); hatten doch schon die Römer sich durch den flussnamen verführen lassen, die grenzfestung an der *Ôrana*, das spätere *Ôringouwe* oder Öhringen, auf den namen eines Aurelius (Caracalla?) zu taufen (Buck Flurnamenbuch s. 198) — spukt etwa dieser heidnische namenspatron der Römerstadt in dem frommen kuttenträger mit dem etymologisch nahestehenden namen fort? und die von Heinzel s. 14 erwähnten grafen im gau *ad Isina* werden ihren namen *Orentil* infolge davon haben, dass dieser durch den an *Iso* erinnernden gaunamen angezogen ward.

Für *Bride* scheint neben *Ospirin* kein platz im ältern Orendel. deutsch übrigens ist der name — vgl. ahd. *Pridker* (Förstem. 282), nebst *Breiding* (ebd. 279). mhd. *briden* 'flechten, weben' weist nach analogie von *dringen* 'flechten, weben' auf die allgemeinere vorstellung 'dringen' zurück, die in ahd. *breit* 'amplus, opimus' (Ahd. gl. I 219, 15. 21) die besondere färbung von 'gliscere' zeigt; mhd. *bridel* 'halfter' ist vom dringen, schnüren benannt (in dem *breidel twink ire kinbacken*), vgl. *bhreī* + *s* in mhd. *brisen* 'schnüren', *bris*, *bristem*. es kann neben *breit* ein *brid* 'gliscens, amplus, opimus' bestanden haben, und so käme *Bride* (ähnlich wie *Gróa*) im sinn ohngefähr mit *Oas* überein; vgl. dazu mhd. *breite muoter* 'mater ampla' für 'muttergottes', ein ausdruck, den Mannhardt (Myth. zs. 2, 317 anm. 1) noch aus Trierschen bekenacten des 16 jhs. nachweist: *frau Breitte, Breyde, Praitte; ich muste sagen Christo und der Preitten*. der verfasser des legendarischen Orendelgedichts gab der übrigens robust genug geschilderten unirdischen braut einen namen von legendarischem anstrich. das unerweiterte *bhreī* erscheint in lat. *frivulus*, das mit *περιουσιός* synonym, aber auf die üble bedeutung 'supervacuus' eingeschrumpft ist und die edlere 'abundans, amplus' eingebüßt hat; *friare* 'zerdrücken' wendet die grundbedeutung 'dringen' in einer weise, die den zusammenhang von *bhreī* mit *bher* in lat. *ferire*, mhd. *bern*, nhd. *bär* 'rammklotz' erkennen lässt (Fick I 90). dazu die intensiva *borzen*, *bärzen* 'drängen' (Stalder I 205; Schmeller² I 284. 285); mhd. *bor* 'empor' (sc. dringend, strebend) und in sog. ironischem gebrauch 'gar wenig' (dem lat. *frivulus* nahestehend); gr. *φορμός* 'flechtwerk', *φᾶρος* 'zeug' (mit *ᾶρ* aus *αρρ*; vgl. *briden*

‘flechten’); *φέρδην* = *πλέγδην* in *μεσοφέρδην*; *φρέω* ‘dringen lassen, drängen’; *φρήν* ‘praecordia, zwerchfell’ (neben *φορλήν* ‘cutis, membrana’; eig. ‘geflecht, netzhaut’, wie mhd. *slieme* sowol ‘praecordium’ als ‘membrana’ ist); lat. *frē-num* ‘bridel’.

Wenn, wie Heinzel s. 16 andeutet, ein zusammenhang des namens der königin Bride mit dem des königs Prides im Seghelijn stattfindet (wozu sich Zs. 30, 389 Bonifait und Bonafeide halten liesse), so würde der zeitliche vorrang der Bride gebühren. über den Seghelijn selbst nur wenige bemerkungen. zwei anklänge an sicilische märchen unsrer gruppe seien verzeichnet: der traum im eingang gemahnt an Gonzenb. nr 26¹, und den sieben schönen heidinnen (Heinzel s. 53. 58) vergleichen sich die sieben feen bei Gonzenb. II 67 nr 67. das einfangen der pferde begegnet nicht blofs im Orendel wider (Heinzel s. 53. 34. 40), sondern auch bei jung Sigurd, auf den schon wiederholt anlass war hinzuweisen (Rassm. II 27; oben s. 119. 121). ist es zufall, dass die namen Sigurd und Seghelijn übereintreffen?

Bei der unterschätzung, der noch immer die ungeschriebene dichtung begegnet, lässt sich der einwand erwarten, an der hand der dargelegten verwantschaften sei ein ganz anderer entwicklungsgang zu entwerfen, etwa nach dem beispiel Heinzels, der (s. 88) in Beuves lediglich einen ableger des Apollonius sieht. aber den Apollonius an die spitze zu stellen², verbieten schon die indischen parallelen. auf diese bei Cosquin mitgeteilten orientalischen versionen, die für freunde einer mechanischen entlehnungstheorie nach einseitig litterargeschichtlichen voraussetzungen genügen werden, unsern Orendel und Aurvandil aus Indien herzuleiten, müssen wir verzichten einzugehn; klarheit könnte nur eine mythengeschichtliche betrachtung verschaffen, die jedoch einem andern orte vorbehalten bleibt. hier kam es blofs auf den nachweis an, in Heinzels aufstellungen, deren hoher wert im übrigen unangestastet bleibt, sei ein factor übersehen, der bei einem gedicht wie Orendel nicht aufser acht bleiben darf, der volkstümliche.

Stuttgart, im oct. 1893.

LUDWIG LAISTNER.

¹ über den ‘traum des prinzen’ vgl. oben s. 131.

² [wie das in dem aufsatz von EHMeyer Zs. 37, 325 ff nun wirklich geschehen ist.]

‘UBERMUOT DIU ALTE’.

MSD³ II 312 f findet sich der in der 2 aufl. hier aufgenommene spruch aus dem 12 jh. abgedruckt:

*Ubermuot diu alte
diu ritet mit gewalte:
untrewe leitet ir den vanen,
girischeit diu scehet dane
ze scaden den armen weisen.
diu lant diu stant wol alliche envreise.*

Müllenhoff meint, dieser ‘wunderschöne’ spruch habe ‘eine bestimmtere historische beziehung und wird daher besser einmal unter den namenlosen liedern des MSF eine stelle finden’. das kann sich höchstens auf die schlusszeile beziehen. KRaab hat in seiner ersten und einzigen schrift ‘Über vier allegorische motive in der lateinischen und deutschen litteratur des mittelalters’ (1885) s. 31 anm. 63 den spruch an einen anonymen lateinischen tractat des cgm. 660 geknüpft, wo *Superbia* als erste der *apparitores Saul, qui raperent David* (1 Reg. 19, 14) auf einem dromedar geritten kommt. das ist mir sehr unwahrscheinlich, weil da gerade das bezeichnende des spruches fehlt: *Superbia* als heerführerin auf dem kriegszuge. — dass zunächst *Ubermuot* (die weibliche bildung scheint die ältere, Graff II 688) *diu alte* genannt wird, entstammt sicher der biblischen lehre: Eccli. 10, 14 f: *initium superbiae hominis apostatare a Deo, — quoniam initium omnis peccati est superbia*; Tob. 4, 14: *in ipsa (superbia) enim initium sumpsit omnis perditio*; Sap. 14, 6: *ab initio cum perirent superbi gigantes* — usw. in der kirchlichen litteratur ist darnach die zahl der stellen unübersehbar, an denen *Superbia* als urheberin aller sündhaftigkeit geschildert wird. sie nimmt darum auch in allen beschreibungen des ‘*conflictus vitiorum et virtutum*’ den vorersten platz ein. so reitet sie an der spitze einer heerschaar in den prachtvollen versen der Psychomachie des Prudentius 178 ff: *forte per effusas inflata Superbia turmas effreni volitabat equo* — etc., und in den vielen davon abhängigen schriften, über die man einstweilen Raab aao. s. 26 ff. vergleichen möge. besonders beschäftigt sich Gregor d. Gr. häufig mit diesem bilde, am wichtigsten darunter ist die stelle *Moralia lib. 31, cap. 44* (Migne 76, 620 D): *tendantia quippe vitia, quae invisibili contra nos praelio regnanti super se superbiae militant, alia more ducum praeceunt, alia more exercitus subsequuntur. neque enim culpaes omnes pari*

accessu cor occupant. sed dum maiores et paucae neglectam mentem praeveniunt, minores et innumerae ad illam se catervatim fundunt. ipsa namque vitiorum regina superbia, cum devictum plene cor ceperit, mox illud septem principalibus vitiis, quasi quibusdam suis ducibus devastandum tradit. quos videlicet duces exercitus sequitur, quia ex eis procul dubio importunae vitiorum multitudines oriuntur. quod melius ostendimus, si ipsos duces atque exercitum specialiter, ut possumus, enumerando proferamus. darauf folgt die sehr eingehende aufzählung, in der *proditio, fallacia, fraus* (hier v. 2 *untreue*, bei Prudentius sehr hervorragend neben *Superbia*) *periuria* genannt werden, und zwar geführt von *Avaritia* (hier v. 4 *girischeit*). *avaritia* kommt zu diesem platze durch ihre verwantschaft oder identität mit *cupiditas*, die schon biblisch (1 Tim. 6, 10 *radix enim omnium malorum est cupiditas*) dazu berechtigt ist. es wird also mit gewalte v. 2 übersetzt werden müssen durch: mit heerschaar, mit kriegsvolk (vgl. Lexer 1972). vgl. übrigens noch Hildebertus Cenomanensis in den briefen lib. 1 nr 10 (Migne 171, 165f).

Daraus ergibt sich meines erachtens, dass dieser spruch, sofern überhaupt als volkstümlich, doch kaum als historisch anzusprechen ist und dem gesichtskreise kirchlicher bildung zugewiesen werden muss. dazu stimmt die beschaffenheit der überlieferung. nach FKeinz Sitzber. der Münchner akademie, philos.-histor. cl., 1869 s. 319 'gehörte das quartblatt, das die verse enthält, zu einer lateinischen handschrift theologischen inhaltes, mit welchem auch die eine seite bedeckt ist. von der andern seite nimmt den gröfseren raum ein symbolischer baum mit lateinischen inschriften ein'. ich vermute, dass dieser baum nichts anderes ist als eine 'arbor virtutum et vitiorum', wie sie (ähnlich den 'arbores consanguinitatis') ungezählte male in mittelalterlichen hss. sich findet. auch die erwähnte stelle Gregors weist in den nächsten sätzen schon auf dieses verbreitetste bild hin. darf man demnach diese strophe von sechs versen auch nicht, wie Keinz aao. meinte, für das bruchstück eines 'allegorischen gedichtes' halten, sondern für den gelegentlichen versuch eines theologischen lesers der handschrift, so wird man sie doch schwerlich der namenlosen volkspoesie des 12 jhs. zurechnen können.

Graz.

ANTON E. SCHÖNBACH.

KLEINE BEITRÄGE ZUR ERLÄUTERUNG
WOLFRAMS.

1. Willehalm 62, 11 ff.:

*sôlh süeze an dîmē lîbe lac:
des breiten mers salzes smac
müese al zukermæzic sîn,
der dîn ein zêhen wûrfe drin.*

ich habe auf diesen wunderbar überschwänglichen ausdruck in der klage Willehalm's über den tod des Vivianz schon Zs. 33, 127f hingewiesen und an eine nachahmung in dem gedicht 'Frauenpreis und ritterpreis'¹ (Diptisca I 321 = HMS III 442) erinnert, wo eine dame von ihrem geliebten rühmt:

*quæme sîn in daz mer zîoô zêhen,
ez müeste deste mîlter wesen.*

aber eine andere, weit interessantere parallele war mir entgangen: in Unser vrouwen klage (her. von Milchsack Beitr. 5, 193 ff) 1293 ff bricht Maria in die worte aus:

*des bittern mers salzes smac
der müeste zuckermæzic sîn,
swie daz ein zâher kœm dar in
des bluotes, daz gevlozzen ist
von dînem lîbe, süezer Crist.*

Die nachbildung Wolframs an dieser stelle ist evident, wie überhaupt seine klage um Vivianz mehrfach dem dichter von Uvkl. vorgeschwebt hat (s. Milchsack s. 355 f). zugleich aber zeigt sich eine sehr bemerkenswerte abweichung: statt Wolframs ein *zêhen* — ein *zâher*. wie viel schöner ist unserm gefühl nach dieses bild! die trähne ist sonst salzig wie das meer, aber von ihm, dem reinen und guten, würde selbst eine trähne das meer verüßen.

Sollte der dichter selbständig auf diese leichte und doch so wirkungsvolle änderung verfallen sein? seine lateinische quelle, der Planctus Mariae in der Interrogatio sancti Anselmi de passione domini (Germ. 17, 231 ff)², enthält nichts, was ihn darauf

¹ unter diesem titel hat es ESchröder nach der Leipziger und der verbrannten Straßburger hs. für das Marburger germanist. seminar drucken lassen.

² [vielmehr aus dem Tractatus b. Bernardi de planctu b. M. v., wie Milchsack in einem mir oben entgangenen nachtrag Beitr. 7, 201 f dargetan hat.]

hätte führen können. ich darf hier wol, ohne dem verstorbenen zu nahe zu treten, eine vermutung von KLucae erwähnen, der ich, so geistreich sie ist, doch jetzt nicht mehr beizustimmen vermag: nach ihr wäre *zäher* (oder *zäher*) die echte Wolframsche lesart und *zēhen* ein schon früh in die überlieferung eingedrungener fehler, den vielleicht die schreibung *zeher* im archetypus verursacht hätte. ich will nicht entwickeln, wie mislich diese auf den ersten blick wol bestechende annahme doch bei dem verwantschaftsverhältnis der Wh.-hss. ist; sie entsprang dem wunsche, den dichter von einer vermeintlichen geschmacklosigkeit zu reinigen, die wir ihm nicht gern zutrauen möchten. weitere erwägungen aber haben mich überzeugt, dass wir mit unrecht an dem ausdruck *zēhen* anstoß nehmen, weil derselbe in dem mhd. sprachgebrauch hinreichend begründet ist. haben ihn doch auch sämtliche hss. unverändert beibehalten — ein zeichen, dass er den schreibern nicht fremdartig erschien — und ein späterer autor, wie wir sahen, ohne scheu ihn wiederholt.

Das Mhd. wb. III 861 führt zur erklärung unserer Wh.-stelle an, dass von gewissen gewürzen, zb. ingwer, kleine stückchen *zēhen* genannt würden; es fasst also das wort hier in übertragener bedeutung auf: 'ein teilchen, ein quentchen von dir'¹. das ist auch gewis der sinn der stelle, aber ich möchte ihn doch in anderer, unserm sprachgefühl näherliegender weise vermitteln. wir gebrauchen heute vielfach das wort 'finger', um damit allgemein ein möglichst kleines glied des menschlichen körpers zu bezeichnen, zb. 'er ist so gesund, ihm tut kein finger (dh. auch nicht das geringste glied) weh'; oder 'wir konnten keinen finger still halten' (dh. zitterten an allen, auch den kleinsten gliedern)². auch mhd. kommt *vinger* in dieser bedeutung vor, zb. Parz. 298, 26f: *het ab ir ein vinger dort verlorn, dā wāgte ich gegen mīn houbet* = 'hättet ihr das geringste glied dort verloren, dagegen wagte ich das vornehmste, das haupt, also zugleich mein leben'; j. Tit. 3319, 3: (sein tod wäre mir lieber,) *danne ob dir ein vinger swære* (ahd. etwa: 'als wenn dir nur ein haar gekrümmt würde'); ebda 5942, 2 f: *man wār mich ē begrābende dann ob ich wolt daz im ein vinger swære*. man braucht nur das

¹ ebenso Starck Die darstellungsmittel des Wolframschen humors s. 20a.

² beide beispiele sind im DWb. angeführt, wo aber die in rede stehnde bedeutung von 'finger' nicht besonders hervorgehoben ist.

bei Lexer s. v. *vinger* zusammengestellte material durchzugehen, um noch mehr belege zu finden. in demselben sinne aber wird mhd. auch die bezeichnung für *digitus pedis*, *zêhe*, verwendet: Konrads Trojanerkrieg 38380 ff:

é dir an dîner zêhen (: vlêhen)
solte ein cleiner schade geschehen,
und si daz müeste sehen,
é lite si grôz ungemach.

der vordersatz besagt genau dasselbe, als wenn er lautete: *é dir ein vinger swære*. ähnlich ist eine stelle in Rosenblüts Kaiserin zu Rom (Keller Fastnachtspiele III 1144):

er sprach 'an irer minsten zehen (: flehen)
wolt ich ir ungern leit lossen thun'.

wir würden statt dessen sagen: 'an ihrem kleinsten finger'. aus Lexer entnehme ich Suchenwirt 42, 74:

manic grôz gesleht zergét,
daz sin ein zêhe niht bestét.

nhd. etwa: 'dass auch kein atom von ihm übrig bleibt'. als zwei weitere beispiele sind unsere Wh.-stelle und ihre nachbildung im Frauenpreis und ritterpreis anzusehen. hätte Wolfram den markgrafen sagen lassen: 'das kleinste teilchen, ein finger von dir schon müste das meer versüßsen', so würden wir mit dem ausdruck völlig einverstanden sein. das wort 'zehe' aber hat in diesem zusammenhang für uns etwas unedles, verletzendes. wer die angezogenen verse dem sinne gemäß ins nhd. übertragen will, darf diesen unterschied im sprachgebrauch nicht unberücksichtigt lassen.

Das bild von der zähre wird also nach dem, was unsere betrachtung ergeben hat, doch erst dem verfasser von Uvkl. angehören. was ihn zu dieser abweichung von Wolfram veranlasst haben mag, ist nicht mit sicherheit auszumachen: gewis war es nicht scheu vor der im mhd. gar nicht ungewöhnlichen ausdrucksweise. herr dr Milchsack schrieb mir: '*zäher* ist sentimentaler (als *zêhen*) und ganz im character dieses gedichtes'. ich glaube, dass er damit den grund der änderung getroffen hat.

Schließlich notiere ich noch eine stelle, die gleichfalls an die worte des Willehalm anklingt, ohne jedoch für die oben behandelte frage in betracht zu kommen. Dietrichs von Glatz gedicht 'Der borte' (vdHagens Ga. I nr 20) v. 73 ff:

*ir güete was sô süeze,
und wæren ir die vûeze
komen in des meres vluot,
daz mer daz wære worden guot
von ir vûezen reinen
und von ir wizen beinen.*

2. Will. 307, 1 ff. das zur schlacht ausrückende christen heer ermahnt Gyburg zur menschlichkeit gegen die heiden; auch sie seien ja gottes geschöpfe und nicht alle zur verdammnis bestimmt.

306, 28 *schönt der gotes hantgetdt.
ein heiden was der érste man
den got machen began.*

307, 1 *nu geloubt daz Eljas unde Enoch
für heiden sint behalten noch.
Nôe ouch ein heiden was,
der in der arken genas.*

5 *Jóp für wâr ein heiden hiez,
den got dar umbe niht verstiez usw.*

die beiden gesperrt gedruckten zeilen (307, 1 f) sind nicht ganz leicht zu verstehn. San-Marte übersetzt sie höchst unbefangen: 'für heiden sind Elias und Enoch gehalten auch, so glaubt ihr doch'. dass mhd. *behalten* nicht 'wofür halten' bedeuten kann, braucht kaum gesagt zu werden. Elias und Enoch sind nach der bibel (iv Reg. 2, 11. Gen. 5, 24. Eccli. 44, 16. 49, 16. Ebr. 11, 5) die einzigen menschen, die nicht gestorben, sondern lebend von der erde entrückt worden sind. auf dieses wunder hat Gyburg schon in der unterredung mit ihrem vater Terramer (218, 16 ff) angespielt: (um Evas schuld willen)

*dar umb die hellecltchen vart
Addms geslâhte fuor iedoch,
wan Helias (l. Êljas?) und Enoch.
die andern muosen alle queln:
dane kund sich niemen von versteln.*

die christen erinnert sie jetzt gleichfalls daran: 'Elias und Enoch sind noch (heute) am leben erhalten — für heiden!' auf diese beiden worte kommt es an.

Ein freund, mit dem ich über unsere stelle correspondierte,

meinte: 'E. und E. haben das vor den heiden voraus, dass sie usw.' diese auffassung wäre sprachlich vielleicht möglich, ist aber durch den zusammenhang ausgeschlossen. denn dem zweck ihrer rede gemäß kann Gyburg nur solche fälle hier anführen, wo gott in besonderer weise grade heiden seine gnade erzeigt hat. am allerwenigsten aber hat sie veranlassung, zu erzählen, was zwei nichtheidnische männer vor jenen 'voraus haben'. folglich muss der sinn der worte sein: 'E. und E. sind als heiden (dh. obwol sie heiden sind) noch (heute) am leben erhalten'.

Dass die praeposition *vür* im mhd. bisweilen zur hervorhebung des praedicativen verhältnisses dient (= nhd. 'als'), während gewöhnlich in der alten sprache der bloße nominativ erscheint (vgl. MSD II 75 f), zeigt deutlich noch eine zweite stelle bei Wolfram, Parz. 471, 1 f: *sie kómen alle dar für kint, die nu dā gróze liute sint*. 'sie kamen alle dahin (zum gral) als kinder, die nun dort erwachsene leute sind.' das Mhd. wb. (III 377a, 32) citiert daneben Rol. 305, 14 f (8940 f): *unt wiltu Genelúne gewegen, fur aigen wil ich dir dienen*. dieser stelle sehr ähnlich ist wider j. Tit. 6034, 1: *dri India die wíten im dienen gar für eigen*. auch beim praedicativen accusativ steht *vür* in fällen, wo wir nhd. 'als' anwenden, zb. Parz. 105, 22: *den man noch mælet für daz lamp*; 735, 11: *(die rícheit) die der heiden für zimierde truoc*; Wh. 159, 2 f: *ich pin iedoch des selben suon, der si für eine tochter zóch*; Georg 3830 ff: *den hie vor der küníc Nabchodonosor ane bette für ein kalp*. bei weiterem suchen werden sich ohne frage noch mehr belege aus der mhd. litteratur nachweisen lassen. eine sammlung zumeist aus späteren quellen bringt das DWb. IV 1, sp. 625 ff¹.

¹ in der oben angeführten Parzivalstelle 105, 22 list d *alsó* statt *für*, und 42, 28 heisst es ohne varianten: *gemált als ein durchstochen man*; Greg. 3440: *(zodiacus) der ist als ein rat gemálet*; Parz. 470, 11 ff: *dá von der stein enpfæhet swaz guots úf erden dræhet von trinken unt von spíse, als den wunsch von pardíse*. hat man in diesen und ähnlichen constructionen die ersten spuren des heutigen gebrauches von 'als' beim praedicat zu erblicken? ich glaube nicht, denn in den angeführten beispielen ist das *als* vergleichend (= 'wie'), während unser heutiges 'als' beim praedicat von JGrimm DWb. I 254 wol mit recht als demonstrativ bezeichnet wird. wenigstens hat es sich aus der demonstrativpartikel entwickelt. es scheint mir vorbereitet durch das hinweisende *als* oder *alsó* in fällen wie

Aber nun erhebt sich ein neues bedenken: Wie können Elias und Enoch heiden genannt werden? ich meine, mit gleichem recht, wie in den vorhergehenden versen Adam und in den folgenden Noah und Hiob. in einem briefe an MHaupt wundert sich Lachmann (KLachmanns briefe an MHaupt hsg. von JVahlen s. 124), dass im Rheinauer Paulus (Zs. 3, 518 ff) der apostel vor seiner taufe v. 129 *der hédne man* heisst, obwol er doch jude war. auch Rödiger Zs. 20, 308 bemängelt die bezeichnung. doch machte er selbst mich vor kurzem freundlichst darauf aufmerksam, dass auch in Marien himmelfahrt (Zs. 5, 515 ff) v. 896 f von Paulus gesagt wird: *wand er alrêst hatte sich bekêret von der heiden-schaft*. die beispiele zeigen, dass im mhd. *heiden* auch in der allgemeineren bedeutung von 'nicht-christ' gebräuchlich ist, also auch einen juden oder einen frommen der vormosaischen zeit bezeichnen kann¹. es ist charakteristisch für Wolfram, den anwalt der heiden, dass er das wort in diesem weiteren und milderen sinne hier anwendet.

Somit möchten die schwierigkeiten unserer Willehalmstelle wol sämtlich gehoben sein.

3. Will. 458, 11 ff. Willehalm ist nach der entscheidungs-

Nib. 944, 2 ff: *ex hiez Haghe tragen Sîfride alsô tôten für eine keme-nâten*, was Lachmann in den anmerkungen sehr richtig übersetzt: 'tot wie er war'. unser 'als toten' besagt dasselbe, ist aber nicht mehr so nachdrucksvoll. vgl. ferner Wessobr. glaube i, MSD xc 27 (= Bamb. glaube, MSD xci 52 f): *ih glouba daz er alsô tôter in sîne sîtun geuundot uuart* Parz. 120, 8 ff: *swennerrschôz daz swære als unzerworht* (so unzerlegt wie es war) *hin heim erz truoc*; 141, 24: *nu minne i'n alsô tôten*; Wh. 203, 28 f: *wand ich smorgens kuste Vîvîanzen alsô tôt*; KvMegenberg 128, 19: *pöckes pluot alsô frischez* (dh. so frisch wie es vom bock kommt); neuer Parz. 618, 14 f: *die truogent den bruoder min also toten mit in hînin*; jTit. 5086, 4: *ich wil in alsô tôten minnen beide triulende und an sehende*; 5574, 4: *die wolt er alsô muode* (l. müeder?) *bestên mit ritterschaft der lobesbæren*. lehrreich ist die vergleichung von W. Tit. 49, 2: *wan einer der niht ougen hât, der müht dich spüren, gienger blinder* mit der entsprechenden strophe im jTit. (Hahn 678, 2; Zarncke Graltempel s. 52): *gieng er alsô blinder* (dh. blind wie einer, der keine augen hat — 'als blinder'): in der älteren fassung der bloße nominativ, in der jüngeren vorangestelltes *alsô*.

¹ Heyne im DWb iv 2, 800: heide heisst 'im mhd. jeder, der noch nicht oder nicht mehr den orthodoxen glauben an Christum hegt'. dagegen in seinem eignen Wb. II 95: 'ungläubiger schlechthin, auch die menschen vorchristlicher zeit, ausserhalb der juden'.

schlacht trostlos über den verlust des Rennewart; sein bruder, Bernart von Brubant, tadelt seine schwäche: man müsse dem übrigen heere, das auch grofse verluste erlitten habe, ein beispiel der fassung geben:

*nu haben manlichen muot!
nach dem gelich denn maneger tuot,
den hie vil kumbers twinget
und ouch mit jâmer ringet.*

zum zweiten vers (458, 12) bemerkt Paul Beitr. 2, 338: 'denn ist conjectur: *den* (gewis als artikel verstanden) K, *dir* lmt, *der* n, *als* op. *dir* hat also die meiste autorität für sich und ist richtig: welchem (männlichen sinne) gemäß mancher gleich dir tun wird'. Paul ist hier leider das opfer eines druckfehlers geworden, der sich von der 2 aufl. an durch alle folgenden hindurchzieht. in der ersten, auf die allein verlass ist, weil sie die einzige ist, deren druck Lachmann selbst überwacht hat, steht: *nâch den gelich denn maneger tuot*. die von Paul angeführten laa. beziehen sich also gar nicht auf die partikel *denn* vor *maneger*, sondern auf die pronominalform *den* vor *gelich*. das würde Paul, auch ohne die erste auflage nachzuschlagen, bemerkt haben, wenn ihn nicht der eifer, Lachmann zu corrigieren, blind gemacht hätte. die lesarten für *denn* folgen nämlich im variantenapparat unmittelbar nach: '*denn* m, *denne* K, *dan* l, fehlt n'. das *denn* vor *maneger* ist also nicht 'conjectur', sondern ganz sichere überlieferung, und der dat. pl. *den* vor *gelich* stammt aus K: nach denen (nämlich nach 'männern', zu entnehmen aus dem adj. *manlichen* v. 11) in gleicher weise (wie wir) dann mancher tun wird¹. es handelt sich somit hier um die entnahme eines substantivs aus einem vorhergehenden adjectiv, jenen bekannten fall, den Benecke zu lw. 458 und Haupt zu Er. 7814 (vgl. zu 5532) besprochen haben. Paul kann unsere stelle künftig als hübschen beleg in seinem verdienstvollen abriss der mhd. syntax § 394 citieren.

Marburg, im sommer 1893.

JOHANNES STOSCH.

¹ *tuot* ist hier vielleicht nicht absolut gemeint, sondern vertreter des vorangegangenen verbs: = *muot hât*.

ALTDEUTSCHE KLEINIGKEITEN.

In meinem zur 41 philologenversammlung gegebenen schriftlichen 'Altdeutsches' sind eine anzahl bruchstücke der hiesigen bibliothek erwähnt, von denen noch kein abdruck vorhanden ist. einige, die dessen wol wert sind, gebe ich im nachfolgenden und füge dazu ein paar kleinigkeiten, die mir eben zur hand sind.

I DER HARNISCH DES TOTEN RITTERS.

(Cgm. 5249 nr 45.)

Zwei papierblätter in 2^o, einst als deckelschutz eines gedruckten buches ('Evangelibuch, Augsburg 1500') verwendet, zweispaltig in abgesetzten verszeilen von einer hand des 15 jhs. beschrieben, enthalten fast den ganzen wortlaut einer erzählung, der ich nach ihrem hauptgegenstand den obigen titel gegeben habe. sonst wenig beschädigt, haben sie durch die scheere des buchbinders den oberen rand und mit ihm auch schrift, 2—5 zeilen, verloren; da dieser verlust aber nicht mit sicherheit zeilenmäfsig bestimmt werden kann, habe ich ihn bei der zählung der verse nicht berücksichtigt. die erzählung ist aus den Gesta Romanorum entnommen und steht in Kellers ausgabe (Bibliothek der g. d. nat.-litteratur bd 23) s. 148 ff; in Cammerlanders ausgabe (Strafsburg 1538) s. xli. der gang der erzählung ist in der dichterischen behandlung genau beibehalten und lässt sich mit dem prosaischen text fast satz für satz vergleichen. diese vergleichung ergibt auch, dass unserem gedicht aufser den erwähnten obersten zeilen jeder spalte nur zu anfang und ende einige zeilen fehlen. einen einzigen zug hat der dichter — nicht sehr passend — hinzugefügt, indem er in v. 48 die dauer der tätigkeit des ritters auf 34 jahre bestimmt, ähnlich der zahl der lebensjahre Christi in v. 203.

Ob die blätter einer sammlung, entweder aus den Gesta oder von predigtmären udgl. angehört haben, lässt sich nicht bestimmen.

Von den 8 spalten des bruchstückes fügen sich die des 1 blattes leicht aneinander, die des 2 blattes aber zeigen eine ganz sonderbare anordnung. es ist nämlich die seite, die ich nach dem prosa-text zur ersten machen musste, in der ersten spalte nur ungefähr zu zwei dritteln beschrieben; die zweite spalte zeigt oben zuerst freien raum, dann folgt in roter schrift der titel 'Von dem geistlichen sin', und hierauf mit grofser initiale B die drei verse:

Bey dem kayser Pompeio
beteytet vns die geschrift also
Gott der vatter in ewigkeit;

hieran schliessen sich die verse 162—175. von den drei versen können die ersten zwei nach dem prosatext der anfang unsrer geschichte sein, der dritte vers aber und das folgende hat damit keine verbindung. — die 2 seite gibt zu keiner erinnerung anlass.

Die sprache des dichters ist zwar ohne höhern schwung, der vortrag aber fließend. die mundart ist die schwäbische mit einigen scharf ausgeprägten besonderheiten. was zur mundart bezug haben kann, ist im abdruck genau beibehalten; graphische eigenheiten dagegen, wie y für i, cz für z, v für u sind weniger berücksichtigt. die einsätze in v. 103. 161. 234. 237 stehn für schrift, die durch beschädigung des papiers verloren gegangen ist, jene in v. 14. 69 ergänzen nachlässigkeiten des schreibers; in v. 160 steht in der stat am rande. die oben an den spalten durch beschneiden erzeugten lücken habe ich, damit der gang der erzählung verständlich bleibe, auf grund des prosatextes mit einigen worten ausgefüllt.

Der kaiser Pompejus hat verordnet, dass jeder ritter in seiner rüstung zu begraben sei, und wer einen toten beraube, solle selbst getötet werden. nun geschah es einst, dass eine edle stadt von einem wütherich belagert und bereits hart bedrängt wurde. die bürger verzweifelten schon an ihrem heile

[bl. 1. s. 1. sp. 1]

vnd warent alles trostes an,
wan si nit mochten wider staun
den [g]ewalt des kinges reich:
si waren verzagt all geleich.
5 do si also in trübsal waren,
do kam ain ritter ain gefarn
zu die (!) selben statt vil güt
der was kün und wolgemüt
starck frum vnd dar zû fest.
10 do er nû sach den gebrest
und ir groses herzen laid,
das erbarmet den ritter gemaide.
da nû die burger sachent das,
das [er] ain zierlicher ritter wafs
15 und des leibs ein rechter held,

zû dem ritter außserwelt
 giengen die besten burger do
 und sprachen zû im also:
 lieber her ir secht hie wol,
 20 das wir seyen laides vol
 und vor den vieynden vnbehût
 die wellent uns nemen leib vnd gût;
 nû helfent uns zû diser frist
 das uns die vient mit irē list
 25 nich schaden bringent vnd ze pein,
 das wel wir umb ûch dienen sein.
 do sprach der ritter wol gitaun:
 nû secht ir wol das ich nit haun
 harnesch hie zû mieynem leib
 30 da mit ich die vyent vertreib;
 an harnech bin ich gar etwicht
 darumb kan ich ûch helfen nicht.
 ein weiser man wass under in;

sprach zu dem ritter: in einer kirche unsrer stadt liegt begraben

[bl. 1. s. 1. sp. 2]

ain ritter edel und wolgetan,
 35 der hatt gar gûten harnesch an;
 den solt ir im ton ziehen ab,
 wann er leit toder in dem grab;
 dar mit solt ir ûch wapnen trat,
 so mügent ir uns und der stat
 40 vor den vieynden ernerren wol,
 wan ir send aller manhait vol.
 der ritter eilet do zû hant
 zû dem grab, do er ine fand
 den toden ritter unbehût
 45 ligen in seinem harnesch gût.
 den zoch er im ab ze hand
 und leit an dafs selb gewand
 und strait dar in, das ist war,
 wol auf xxxiiii jar;
 50 der stat er frid und sôn gewan,
 und treib die vieynt all hindan.
 do er das volendet hett,

er trüg den harnech an die stett
 hin wider zû des grabes spor,
 55 do er es hett genumen for.
 do nûn der ritter als loblich
 gestritten hett und och heftiglich,
 der ward dar umb geneidet ser;
 über in gieng grofs red enzwer,
 60 das er in des kaisers gebiet
 sein gebot und gesagt zerbrochen hiet,
 das er hett gezogen ab
 den toten ritter in dem grab
 als sein wapen gewand.
 65 die mör kamen do zû hand
 von der besen leüten gefär
 für den heftigen richter.

der richter lud den ritter vor gericht

[bl. 1. s. 2. sp. 1]

zu der selben stund
 und tet im dise wor[te] kund:
 70 warum hast du toreter man
 wider des kaysers gesagt getaun,
 das du dem toten ritter im grab
 sein wapen hast gezoge ab?
 da mit hastu dein leben verlorn.
 75 do sprach der ritter hochgeborn
 zû dem richter gar waisslich:
 in meinem sin so dunckt mich,
 under zwaiien übel tat
 ist das alwegen mein rat,
 80 ob man ain ietweders müß bestaun,
 man sol das merer übel laun,
 da von sol man alzeit fliehen
 und sich von dem mindern ziehen.
 nû kan sich der nit wol bewarn,
 85 der das gesagt hat übervarn,
 der müß unrecht haûn getaûn;
 noch müß der mer schuld han,
 der ein stat und als ir hör
 mit des büttern todes (*hs. totedes*) ker

90 kleglichen wil verderben laun,
 das er wol möcht under staun.
 vil weger ist, als mich des zimpt,
 das er auss dem grab nimpt
 den totten ritter sein harnesch güt,
 95 das nit so vil schadens tût,
 sam das ain ganze stat sol sterben
 und von den vieynden gar verderben.
 do ich das nû recht vernam,
 das man der stat wz so gram

100 do wolt ich ir zû hilf kummen
 ich bin an laugnen ich haun genummen

*les toten ritters harnisch und waffen, aber nicht um ihn zu be-
 auben, sondern*

[bl. 1. s. 2. sp. 2]

nu zû frume der stat so güt
 das die vor schaden w[erd be]hût;
 nu haun ich an der selben stet
 105 den harnesch hin wider gilet.
 hett ich gehabt bösen waun,
 dass ich wölt beraubt haun
 den toten ritter siener wat,
 als man mich für getragen hat,
 110 so hett ichs nit hinwider tragen.
 ich wil das für war sagen,
 das ich dise sach haun
 umb gemainen nucz getaun
 und dem ritter nit zû laid,
 115 das wölt ich schweren ainen aid.
 ich hoff ich wöl da mit bestaun,
 das ich nichcz unrecht hab gitaun;
 wan der ain hauss brinen sech,
 der es zû stund den nider brech
 120 und liess das für nit fürbas gaun,
 der hette dar an wolgitaun,
 ob das haus wurd vernichtet gar,
 das wer dann vil bösser zwar
 wan dz die ganz stat schaden enpfeng,
 125 do das fuir den über gieng.

also haun ich ach getaun,
 die wapen ich ginummen haun
 dem toden ritter auss dem grab,
 da mit haun ich getriben ab
 130 die vyent von diser stat güt,
 die ich vor schaden han behüt;
 wan wer die stat von im betrüpt
 so werent die greber all berüpt
 und were leib und güt verlorn.

als der richter dies gehört hatte, sprach er zu denen, die den ritter

[bl. 2. s. 1. sp. 1]

135 hetten vermelt (?) mit gruse gefert (so!):
 ich find an im kain ursach,
 di wese müge also schwach,
 da mitt der mensch den bittern tot
 verschult hab noch kainerlay nott.
 140 sagt mir was gefelt üch wol
 wie ich mit im faren sol?
 do schwurent sy all ginott,
 er hätt wol verschuld den tot;
 man soll in von der welte ton,
 145 er hatt weder frid noch son
 umb sein vil grosse missetat,
 so er des kaisers gesagt hat
 über farn gar gever.
 do das erhört der richter,
 150 er forcht des kayzers ungenad,
 er gieng ab dē rechten pfad
 und gab die urtail zû hand,
 daz man den kûnen wigant
 nemen solt das leben sein.
 155 der ritter müst des todes pein
 dar umb laiden, als ich üch sag.
 des hûb sich vil iamers klag
 von den leyten gemainklich
 bayde von arm vnd reich
 160 in der stat, die er hett vor
 er[lo]st von der vyent spor.

nutzanwendung (moralisatio).

[bl. 2. s. 1 sp. 2]

Die stat von der ist gesait,
 die heftigklichen besessen was
 von des feigen kinges hass,
 165 das ist die welt gar geuer;
 die hatt geliten manig schwer
 von des bosen tûfels ratt,
 der si mit gewalt besessen hat
 und si teglich fûchte an
 170 al zeit mit seinen dienst man:
 das send die siben tot sünd,
 und teglich schuld als ich euch kind.
 die haben die welt umbgeben ser
 auf allenweg da hin und her

175 gangen um die selben stat
(hier fehlt von dem prosatext nichts)

[bl. 2. s. 2. sp. 1]

(gage macht?)

der edel ritter vor bedacht,
 der der stat nû kam zû trost,
 vnd si von den vÿenden erlost,
 180 das ist Jesus crist der gût;
 der sach die stat unbehuot,
 der gieng in die stat hinein,
 das ist in diser welt schein,
 do er die menschait an sich nam;
 185 zwar er waz der stat nit gram,
 er laid mit ir ungemach,
 vil schier er do ersach,
 das die stat nit mocht bestan,
 es müst ain streit darum ergan;
 190 das ist die welt die wz . . . h wer (?)
 von den tûfel gar gefâr,
 der edel ritter Jesus crist
 gieng do zu der selben frist
 gar tougen zû dem grab ein
 195 in den leib der mûter sein,
 dar auss er den harnesch nam

unsern vatter Adam,
 der lang was gelegen tot,
 dem zoch er ab genott
 200 und laid an sich die selben klaid
 das ist die blöden menschait
 und strit durch unsern willen zwar
 dar in wol xxxiii jar,
 die weil er gieng auf erdreich
 205 wider den tūfel hefflikleich
 dem tet er grossen ungemach,
 an dem karfreitag das beschach.
da kämpfte er gegen den teufel und besiegte ihn
 [bl. 2. s. 2. sp. 2]
 da mit die stat dīs welt gevār
 ward erlöst aus aller schwer.
 210 des gewonnen die iuden leid
 zū Jesu Christo grossen neid,
 si leiten auf in grosse schuld gross,
 das er seins lebens wurde bloss;
 zū dem richter Pilato
 215 schruwen sy all gemainklich also:
 crucifige crucifige eum,
 das sprich du solt in kreyzigun.
 Pilatus fand an im kain schuld,
 da mit er hett verwürck ir huld,
 220 das er des todes wirdig wer;
 do ward ain vrtail also schwer
 von Pilato do gegeben,
 das crist verliern müst sein leben.
 Jhesus crist der ritter werd
 225 leit hinwider in die erd
 seine streitber wapen klaid,
 das ist sein hailige menschait,
 do sein leib der rûwe pflag
 und iii tag in der erd lag.
 230 also hat uns die menschait sein
 erlöst von der ewigen pein,
 das ist vil nuzlicher zwar
 allē menschlichē geschlecht gar,

das crist die mensch n[am a]n sich,
 235 den das all menschen gemainklich
 gelitten hetten helliche pein,
 das under stünd die menschait se[in].
 die müst darumb sterben do
 das geweißsagt also —

II KLAGÉ EINES ANGEHNDEN EHEMANNES.

*Ein papierblättchen in 8°, einst einer incunabel 'Anthidotarius imae' beigelegt, enthält in schrift des 15 jhs. die nachfolgende
 ige. es führt jetzt die bezeichnung Cgm. 5249 nr 46^a.*

O ich armer preutigan!
 ich hab miers selbers auf gethan;
 ich mocht hinz got ainen aidt gesberen,
 in hiet mich kaum allain ze neren;
 5 seidt ich nvn sand ritter (?) pin,
 gib ich sberdt und pinden [hin?],
 das kauft ich erst verdt,
 das ist noch wol xß werdt.
 wie han ich verzerdt mein iunges leben,
 10 das ichs mues in der ee wider hin geben,
 und mues mein not darinen pedenken,
 und mues voraus (an im allen wol) drei schilingen schenken,
 da mit daz ich lass das kindt tauffen,
 und dar zu meinem weib ein prawdt in die kindelpet kauffen.
 15 o weib zbee hab ich dich genomen!
 ich wolt du werst ein wolf und lufest ze holz umben.
 also mües ich müe und arbeit haben.
 o we mir armen knaben!
 mocht ich ier sein mit eren an,
 20 so wolt ich erst werden ein piderman,
 und wolt mier zwen hochschuech kauffen,
 und wolt in das pirg lauffen,
 und wolt got lob und ere sagen,
 und wolt nimer mer nach kainem ee weib fragen.

4 *hs.* kaym an layn. 5 [*l.* selbdritter? *dh.* mit weib und kind (v. 13) *R.*]
 12 *die von mir eingeklammerten worte sind wol überflüssig.* 14 *statt*
wdt ist vielleicht, wie ein alter brauch vermuten lässt, kleid zu setzen.
 15 zbee = zwe (ze wiu) *warum.* 21 hochschuech = *bergschuhe.*

III LIEBESREIME (Cgm. 5249 nr 43).

Ein stück aus einem urkundenbogen, der als schutz für den deckel der Tegernseer hs. 18822 verwendet war und beim ablösen seine ganze schrift mit ausnahme des namens Schaffhausen eingebüßt hat, enthält auf der freigelegenen seite die folgenden verse von einer hand des 14 jhs.:

Maniger went liebe han
 der nie dheins gewan.
 Also ist mir och beschehen,
 das müs ich für warheit jehen;
 doch ist frowen gute vil,
 der ich wol getruwen wil,
 das si ir gûte an mir tu;
 so wil ich ir dienen spat und frû
 und ir willig eigen sin,
 die wil ich han das leben min.
 Ich bin ein kint das liebe gert;
 selig si die mich gewert!
 wil si mich nicht geweren,
 so müzz ich fröde enheren.

IV SPINNVERS (Cgm. 5249 nr 42^c).

Ein pergamentblatt unbekannter herkunft enthält verschiedene kleine lat. einträge und ausserdem das bild einer spinnerin mit folgenden versen des 15 jhs. darunter:

Nun spinn, nun spinn, vil libiv mait,
 vil leycht so wirt mir âch ain pfait;
 so wirt mein har gesponnen,
 daz han ich wol besonnen.

V PARODIE (Cgm. 5249 nr 46).

Auf einem aus Tegernsee stammenden sonst leeren blatte finden sich folgende scherzverse des 15 jhs., die an ein altes schon in Gottfrieds Tristan v. 11538 erwähntes see- oder wallfahrerlied anknüpfen (verschiedene fassungen desselben s. Hoffmann Kirchenlied nr 12, Böhme nr 568, Wackernagel Kirchenlied II 678 ff):

[In] Gottes namen faren wir;
 der wein ist pesser dann das pier,
 so helf uns das grösser was,
 do der pesser wein in was,

so trinck wir alle dester pas,
kyrieleyson.

*dasselbe sprüchlein steht aus gleicher zeit auch in der Tegernseer
hs. Clm. 19476 (Cat. 22) f. 268.*

VI EINE SCHERZHAFTE LIEBESERKLÄRUNG

*auf grundlage der 7 freien künste, denen eine achte beigelegt ist.
sie steht auf einem leeren pergamentblatte (Cgm. 5249 nr 46^c), in
schrift des 15 jhs. derselbe spruch findet sich auch in der Wolfen-
büttler hs. 29. 6 Aug. f. 12.*

Meinen dienst voran in Rethorica
ich pin dir hold in Gramatica
nach der zal in Arismetica
du gevellst mir wol in Geometria
dar umb wil ich singen in Musica
wan du pisst ferttig in Astronomia
du pist peschissen in Loyca
des plas ir inn a . . Medicina.

VII MINNELIED.

*In dem aus dem kloster Windberg in Niederbayern stammenden
Clm. 22305, theol. inhalts, aus dem 15 jh., ist auf leer gebliebenem
raum des 65 blattes das folgende minnelied eingetragen, das höheres
alter beanspruchen dürfte. die erste strophe ist vollständig mit sing-
noten versehen. — das in v. 7 stehende grust kenne ich jetzt nur als
in Schwaben (Stuttgart) gebräuchlich: gruscht = 'kehricht'; Schmeller
(r² 1015) hat es aus der Oberpfalz. (einige y habe ich unterdrückt.)*

Die lerch ist laides wol ergetzet:

sne reif hat si da hin gesetzt,

daz si waz an süzzem sang erstummet gar.

hør wie reichleiche si nu dōnet,

5 da mit si awer mayen chrōnet,

secht der pringet ir iârleichen leibes nar.

Auz erde grust

wirt girich pirich manich zwei

daz süzzer lust

10 durchwâet drâet

dar nach plûet her für, daz sei.

Ich chlag von schûlden wol mein trewe,
di ze allen zeiten waz gein ir newe

recht sam ichz mit dienst aller erst heb gein ir an.
 15 Dez wil si laider nicht wechennen,
 dez môcht sich leib und herz intrennen,
 dann daz mich nûr hofnung niert und lieber wan.
 rat wie ich tû,
 ir minne sinne tût mich vrey,
 20 spat unde vrû
 ir (in ?) hertzen smertzen
 leid ich von ir lieb, daz sei.

Nu dar ir iungen ir seit gemanet!
 der mayen zeit sich frâwden anet,
 25 der hab im den schaden und gûlt er ain pfunt.
 E ich die zeit also verlâge,
 und (?) im mayen frâwden pfâge,
 senfter weld ich sein wegraben tausent stunt.
 Zweu schol ein man,
 30 dem trauren sauren wanet pey!
 pald var hindan!
 daz dhaine raine
 frau im werd ze tail, daz sey.

VIII UNBETONTE ENDUNG ALS REIMTRAGER.

In der heutigen schnadahüpfeldichtung ist die verwendung der endung als reim nicht selten, besonders in versen, die einer übermütigen stimmung entquellen, zb.

s dirndl mi'n roudn miedá
 is mæ de allæ liebá!
 solts mæ net liebæ sei~?
 wan i kim lasst s mi ei~,
 s dirndl mi'n roudn miedá!

(der rhythmus daktylisch; die 2 ersten verse gäben genau einen pentameter, wobei das l in dirndl und das n in roudn als silbenbildend gelten.)

Ein altes beispiel dieser art scheint der schreibung nach in den nachfolgenden versen zu stecken.

In Clm. 4394 f. 64, 16 jh., ist ein blatt mit einer handzeichnung eingefügt. diese zeigt im vordergrund einen bauer, der seine schweine füttert und dem sich, wie es scheint, ein dienstsuchender knecht nähert, während daneben einer gräbt und einer ackert. rechts

reihet sich ohne trennung daran ein verbrecher in der fußszwinge, dem ein mōnch zuspricht, ein weiterer, der vom henker über die leiter zum galgen hinaufgeführt wird, und einer, der bereits hängt, darunter ein sitzender und ein sprechender mōnch. unter dem bilde stehn die verse:

Bin ich genant Mair auf der stelczē vō Riedee

Und han fyll der sawen und kyee;

Tūst mir dem (dan) woll und Recht,

So bist du mir ein trwer knecht.

Über den hausnamen 'auf der stelzen' s. Sitzungsber. d. k. b. akad. d. w. phil.-hist. cl. 1887 II 423.

IX MARIEN ROSENKRANZ.

Der ungeachtet des abfälligen urteils von Gervinus schon mehrfach gedruckte rosenkranz Mariä (Zs. 8, 276; Wackernagel Kirchenlied II 199—201; Goedeke Deutsche dichtung im ma. 152) ist in einem auszuge erhalten in Cgm. 5249 nr 64, papier 6 bl. in 8°, schöne schrift des 15 jhs. derselbe enthält die folgenden strophen in der angeführten ordnung (nach Wackernagel)

nr 199 str. 8—10. 1. 4—6. 11. 14. 15. 19—23. 25. 26 und
am rande der ersten seite 39. 40

nr 200 str. 2. 7. 6. 45. 3—5, 39. 50

nr 201 str. 31. 4. 40. 11. 5. 15. 42. 49. 50

die erste abteilung hat Docen in Misc. II 244 mitgeteilt. da anfang und ende des stückes erhalten sind und zwischen den blättern nichts fehlt, so liegt hier ein selbständiger auszug vor. das gebet der frau (Zs. 8, 298) ist nicht dabei. dem stücke geht voraus eine erzählung in prosa von meister Eckhart und der tochter, die nicht weiß, wer sie ist. das letzte blatt enthält einen teil des Lauda Syon salvatorem lateinisch, und in der übersetzung des mōnchs von Salzburg (Wack. II nr 79) deutsch.

X ZU BRUDER BERCHTOLD.

Die ausgabe des Berchtold von Regensburg von Pfeiffer-Strobl zeigt in bd. II s. 270 am schluss der 69 predigt eine lücke, die durch ein hier befindliches bruchstück Cgm. 5250, 6° ausgefüllt wird. dasselbe ist ein doppelblatt in 8° 13 jh., den schluss dieser nebst anfang der 60 und den 2 teil der letzteren, mit ausschluß einer zeile am schlusse, enthaltend. das füllsel lautet: sæhe die verwandelunge] er solt sich niht bewarn e daz er sich wider verwandelt in die oblat.

XI ZWEI TOTGEBORNE DICHTER VON GLEICHER ABSTAMMUNG.*

In Ph Wackernagels *Kirchenlied* II nr 523 steht ein lied: St. Johannis gesichte. in dessen str. 5, 21 sah Adeltung das wort 'körewein' für den namen des dichters an. Wackernagel änderte es nach einer handschriftlichen bemerkung J Grimms in köre nein, wobei Grimm wol an die neun chöre der engel dachte. dafür ist aber gerade an dieser stelle kein platz: körewein ist vielmehr, wie das darauf folgende serafein zeigt, als 'cherubim' aufzufassen.

An einer andern stelle hat dasselbe wort den gleichen irrtum erzeugt. in den *Meisterliedern* der Kolmarer hs. beschreibt Bartsch auch den inhalt des Cgm. 351. auf s. 135 erwähnt er ein daselbst f. 243 stehndes dreistrophiges lied mit der angabe: in der letzten strophe nennt sich 'Ketowein' als verfasser. es steht aber kero wein im reim auf serafein, und der mit obiger strophe fast gleiche inhalt lässt keinen zweifel darüber bestehn, dass auch hier die 'cherubim' gemeint sind. (vielleicht ist an dem zweiten missverständnis der bei Keller *Fastnachtspiele* III s. 1416 erscheinende bruder Kuttewein mitschuldig.)

Ebenso spukt dieser dichter noch in der *Dresdener hs.* M 13, im Katalog s. 427.

XII ZU MUSKATBLÜTS MÜHLENLIED (Groote nr 29) v. 1.

Der erste vers dieses liedes, in der *Trierer hs.* und bei Groote:

Ich rüwet und wül na eyner mül,
in Cgm. 811 f. 60 und *Basler hs.* O IV 28 f. 26

Ich rewet und wül nach einer mül
hat schon manches bedenken veranlasst. Groote erklärt: 'ich ruhte und verweilte nahe bei einer mühle'; Puls (diss. s. 19) fragt, ob 'ich ritt und reiste', oder 'ich reite und will' nach einer mühle.

Ich denke, dass wül aufser zweifel bleibt und rewet zu dem früher in bayrischer mundart sehr gebräuchlichen und auch jetzt noch nicht ausgestorbenen raiten = rechnen gehöre und der sinn also ist: 'ich rechne (erwäge) und wähle (grüble) über eine mühle'. über das wort selbst vgl. Schmeller II² 170 ff, wo zu den zusammensetzungen zu ergänzen wäre, dass in Bayern im vorigen jahrhundert das einmaleins der kinder mit dem (gedruckten) titel 'Raitknecht' vorkam.

* [der hr verf. hat übersehen, dass ich die dichter Körewein und Ketowein bereits in meinem *Reinmar von Zweter* s. 164 mit handschriftlicher gewähr aus der welt geschafft hatte. Roethe.]

XIII SCHERZHAFTE AUFZÄHLUNG VON MEISTERTÖNEN.

In der Abentheuerweis H. F(olzen).

Der in den Sitzungsberichten der k. b. akademie d. w., phil.-hist. cl. 1893 s. 168 ff beschriebene Clm. 5102 enthält f. 164 das folgende launige lied des fruchtbaren Augsburger meistersingers maler Daniel Holzmann, dessen grössere werke ich in meiner schrift: Ein verzeichnis der Augsb. meistersinger des 16 jhs., München 1893, aufgezählt habe. im abdruck sind die regellos und gerade bei substantiven nur spärlich verwendeten grossen anfangsbuchstaben beseitigt worden.

Die darin erwähnten namenlosen töne sind von folgenden meistern: 'schrotweise' von Mart. Schrott von Augsburg, 'schlagweise' von LNunnenpeck, 'lieber ton' von Casp. Singer von Eger, 'verkerter ton' von Mich. Beheim, 'zugweis' von Frauenlob, 'blofser ton' von Mich. Herwert, 'gefangener' und 'verborgener ton' unsicher.*

Eins mals ein gueter freund mich fragt,
 das ich im vnbeschwerlich sagt,
 ob auch der singer weiber schön
 zu zeiten sunge maysters thön.
 5 ich antwort im: es ist nit lang,
 das mir mein weib gar selczam sang.
 er sprach: bericht mich des mit vleifs!
 ich sprach: des Sachsen morgen weifs
 sang ich an einem morgen frue;
 10 mein weib stimmt mir zimlich zue.
 wir arbeyteten, wie ich sag,
 etwan zwue stund nach mittem tag.
 darnach gieng ich spaczieren aus,
 kam ungefar in ein wirts haus,
 15 meine gsellen sassen beym tisch,
 zu ihnen seczt ich mich gancz frisch,
 des Vogels glasweis sangen wir,
 sein reben weis auch mit begir,
 wir sangen auch zue gleicher mafs
 20 zuehand des Neidharts langen frafs.

Die schrotweis sangen wir der zeit,
 des Haiden kelber weis bereit
 sangen wir artlich und geziert;
 gegen dem abent kam der wirt,

* [der gefangene ton v. 57 ist jedesfalls der so betitelte ton Hans Vogels, der ja v. 56 genannt wird; einen vielbenutzten verborgnen ton hat Fritz Zorn verfasst. R.]

25 sang uns des Sachsen gulden thon,
 den kundt unser keiner verston;
 sein reben weis* auch inn der still,
 den kundten under uns nit vil.
 ich war der erst der heim warcz gieng;
 30 mein weib mit singen mich empfieng
 inn thönen, wie ich aller sach
 euch ieczt vermelden will hernach.
 als ich gieng inn die stuben ein,
 sang ich den frischen Vogel fein;
 35 mein weib hinder dem ofen saß,
 des Vogels saur weis singen was.
 die sueßs weis begert ich von ir,
 sie sang den langen Marner mir.
 darunder menget sie mit fleiß
 40 des Nünenbeckhen zeher weifs.

Den verwirtten Vogel ich sang,
 in irem haar verwirtt mich lang,
 den roten Zwinger ich bericht
 sang starckh under ir angesicht,
 45 den plawen Regenbogen auch
 under ir angesicht lend vnd bauch.
 als ich den lieben thon begert,
 sang sie mir ein haist der verkert,
 den ploßsen thon auch an der stet
 50 das hinder theil mir weisen thet.
 da sang ich die schlag weis mit graufs,
 sangs inn der zugweis durch das haufs.
 sie sang des Wilden flucht weis balt,
 des Lochners clag weis der gestalt
 55 vor dem richter, der mir unblind
 den strengen Vogel sang geschwind.
 der gefangen thon kam aufs der sach
 des Folczen ketten weifs hienach,
 den verborgen thon sang ich lang
 60 das kam aus meines weibs gesang.

d. D. H. (= dichts Daniel Holzmann).

* [es muss statt 'rebenweis' wol 'silberweis' heißen; HSachs hat keine
 ebenweise verfasst, und auch der sinn empfiehlt die änderung. R.]

DIE INSCRIPTEN DES STEINS VON TUNE. ZU BUGGES NEUER INTERPRETATION.

Die sammlung der in älteren runen abgefassten inschriften Norwegens, welche Bugge mit ausführlichen erläuterungen herausgibt, ist mir zur kritischen besprechung im Anzeiger anvertraut worden. das erste heft behandelt hauptsächlich den stein von Tune und hat mich zu einer nachprüfung vieler mit diesem denkmal zusammenhängender fragen veranlasst, die ich auf vorschlag der redaction meiner anzeige der gesamtpublication voraussende.

Das original befindet sich seit 1857 in der universitätssammlung für nordische altertümer zu Christiania und ist für die herausgabe im 1 heft von Norges indskrifter med de ældre runer (Christiania, 1891) von ORygh und dem herausgeber Bugge aufs neue untersucht worden. neu sind auch zwei von verschiedenen standpuncten aus aufgenommene photographien (in lichtdruck), die in ungleichem maßstabe ein kleineres und ein größeres stück des obersten teiles der ~~dohtria~~-seite des steines darstellen. die zeichnungen beider inschriftseiten dagegen, sowie die der inschriften an sich, die B. mitteilt, sind von Wimmer entlehnt, und B. citiert die empfehlung, mit der sie W. in seiner Runenschrift s. 152 einführt, aber schon in der ~~wlwaB~~-inschrift, die ja in viel größeren dimensionen und regelmässiger eingehauen und besser erhalten ist, als die inschrift der andern seite, constatiert er hinter dem worte ~~after~~ 'einen deutlichen punct, der in der hier benutzten zeichnung zu einer ritze gemacht ist' (s. 6), der 'angebracht sein muss, nachdem die ihn umgebenden runen geschrieben waren', weil sonst der abstand zwischen ihnen grösser geworden wäre, als er ist (s. 25), und über welchem möglicherweise noch ein zweiter punct eingehauen gewesen. im übrigen list B. diese seite genau so wie früher, also:

~~oben~~ ckwlwaBafter · woduri (rechtsläufig) ~~unten~~
 dewitadahalalban : worahto : r[unob] ¹ (linksläufig)

¹ Wimmer Runenschr. s. 152 stellt den schluss der inschrift durch [:runon] dar. beide darstellungen sind hinsichtlich des interpunctionszeichens gleich unzulänglich, da der obere punct erhalten, der untere durch den bruch des steines verschwunden ist. im übrigen aber verdient Wimmers den vorzug, da der erhaltene rest des auf den punct folgenden zeichens keineswegs eine r-rune sichert, sondern auch ergänzung zu andern runen, z. b. zu einer w-rune, gestattet.

aber jener punct bestärkt ihn wesentlich darin, das syntaktische verhältnis der worte *after* und *weduride* etwas anders zu empfinden, nämlich nicht als: nach (= nach dem tode des) W., sondern als: hinterdrein (= nach dessen tode) für W. (s. 23), also *after* als adverb, nicht als proklitische praeposition, und *weduride*, 'womit es logisch zusammengehört' (s. 29), rein dativisch. den anstoß zu dieser auffassung — die ihn im Arkiv 8, 16 sogar kurzweg sagen lässt: 'worahte r[unor] auf dem Tune-stein ... ist verbunden mit einem dativ eines personennamens' — hat freilich etwas anderes gegeben, das vermeintliche metrum der inschrift:

ek Wiwǣr after
Wōdūrīdē
wītāđǣ-hlaifǣn
worhtō rūnōr.

dass in dieser 'metrischen wiedergabe' die svarabhaktivocale fortgelassen sind, begründet B. sehr bündig: 'das erste *a* in *halalban* bildet keine eigene silbe. ebensowenig das *a* in *worahte*' (s. 23, vgl. auch s. 16). er muss also annehmen, entweder, dass die orthographische redaction der inschrift von einer andern person herrühre als ihr wortlaut, oder, dass der verfasser eine traditionelle orthographie befolgt habe, die seiner eigenen aussprache nicht durchweg adaequat gewesen. im übrigen list B. das *i* in *Wiwǣr* etwas entschiedener, als es die 'metrische wiedergabe' erkennen lässt, lang und deshalb *ek* als auftakt, lässt *after* die zweite hebung tragen und verschleift *wītā-*.

Als gründe für die vermutung, dass die inschrift wirkliche verse enthalte, führt B. an, dass 'von den in der inschrift vorkommenden 4 substantiven 3 mit *w* beginnen, wie die verbalform *worahte*, die vor das vierte substantiv gestellt', und dass 'soviel wir bei einer sprache, von der so wenig übrig ist, beurteilen können, die zusammensetzung *witada-halalban* nicht der einfachste ausdruck für den begriff, den sie ausdrückt, zu sein, sondern dem höheren stile anzugehören und gerade deshalb gewählt zu sein scheint, weil sie mit *w* beginnt'. — als stütze endlich für jene vermutung führt er die inschrift der Torsbjærger zwinge und den anfang der Stentofta-inschrift an. ob diese poetisch oder prosaisch sind, sind zwei fragen für sich.

Dass vier der erhaltenen worte unserer inschrift mit *w* an-

fangen, ist wol unbestreitbar¹, aber die kunstform des stabreims erforderte doch nicht, dass zwei auf einander folgende langzeilen mit einander durch alliteration verknüpft wurden; es wäre also etwas principiell unwesentliches, dass in beiden langzeilen gerade derselbe wortanlaut (w) reimte. die alliteration in der ersten vermeintlichen langzeile nun kann sich nicht nur ohne jede poetische absicht eingestellt haben, sondern war ja unvermeidlich, wenn nicht Wiwar seinen eigenen namen oder den des toten verschweigen wollte.

Was die stellung des verbs betrifft, so wäre freilich wita-dahalaiban runor worahto, als prosa betrachtet, mindestens eben so möglich und, als poesie betrachtet, eine noch schlechtere langzeile; aber schon eine langzeile witadahalaiban worahtorunor kommt mir für die mutmaßliche zeit Wiwars so mangelhaft vor, dass ich sie nicht für beabsichtigt halten möchte. dass der reim das verbum über das object erhöhte, dazu lag weder der stellung des subjects im verhältnis zum praedicat noch dem sachlichen inhalt nach hier eine veranlassung vor, und das wäre doch leicht zu vermeiden gewesen, zb. bei ersetzung des runor durch wraita — oder, falls etwa [wraita]² anstatt [runor] zu ergänzen ist (vgl. hierselbst s. 161 anm.), schon durch bloße umstellung. nun gar anzunehmen, dass dem verfasser das kraft- und farblose verbum worahte als reimwort, und somit abermals w-alliteration, im voraus festgestanden habe und er gerade darum den ausdruck witadahalaiban gewählt habe, dazu kann ich mich vollends nicht entschließen.

Dass witadahalaiban an sich den eindruck höheren stils mache, kann ich nicht nachempfinden. dazu müste ich erstens wissen, welchen begriff es ausdrückt, und zweitens, dass man diesen begriff damals im niederen stile anders ausdrückte. der eindruck scheint auch bei Bugge nicht tief oder nicht alt zu sein: s. 18 findet B. die möglichkeit, witadahalaiban als 'fest angewiesenen kostkamerad' aufzufassen, es also nach analogie von an. *unglamb* u. dgl. zu zerlegen, weniger wahrscheinlich und begründet sein urteil über diese auffassung so: 'denn bei ihr drückt witada-

¹ man müste denn etwa, an got. *giwa-* denkend, die k-rune doppelt lesen wollen.

² wer die inschrift nicht für metrisch hält, fände natürlich [wraita] besser als [wraita].

einen begriff aus, der, wie es scheint, als gattungsmerkmal nicht so bezeichnend für *halniba* gewesen sein kann, dass man erwarten sollte, es als erstes zusammensetzungsglied damit verbunden zu finden'. mit so nüchternen anforderungen an praegnanz verträgt sich die characterisierung unseres *compositum* als eines ausdrucks höheren stils und die rechtfertigung seiner wahl durch hinweis auf das reimbedürfnis schlecht.

Um aus rücksicht auf den neuentdeckten punct das verhältnis der worte *after* und *wodurde* anders als bisher zu beurteilen, dazu müsten wir in der gesamtinterpunction der inschrift ein syntaktisches princip wenigstens durchschimmern sehen.

Bei besprechung der andern seite des steins sucht B. die orthographische verschiedenheit des dort von ihm conjicierten [*afte*]*R* und unseres *after* daraus zu erklären, dass ersteres wirklich proklitische praeposition ist. falls man nun etwa den spiefs umkehren wollte, so könnte ich auch diesem letzten argumente kein gewicht zugestehn. sehr glücklich führt B. s. 29 die ersetzung von *-r* durch *-x*, deren älteste belege [*afte*]*R* und *u~~ba~~x* sind, zurück auf 'analogischen einfluss comparativischer adverbia auf *-x*, in denen dies *x* aus gemeingermanischem *-x* entstanden war (so der adverbia auf **-ir*, **-ōx* und **maix* 'mehr' ua.)', der natürlich sei, weil auch jenes 'comparativische worte' seien. wenn er es aber für möglich hält, dass 'die form *afte~~x~~* früher in proklitischer stellung gebraucht sein kann, als da, wo das wort absolut stand und betont war', so scheint mir die ratio dieses entwicklungsganges unentdeckbar, und ich würde a priori eher den umgekehrten voraussetzen.

Wäre *after* tatsächlich durch orthographie, interpunction, verseinschnitt und hebung als adverb characterisiert, so würde m. e. selbst Bugges neue interpretation nicht ausreichen, sondern als der zeitpunct, von dem an gerechnet wäre, müste dann entweder die einsetzung der *deht~~ri~~x*-inschrift oder ein in dieser erzähltes ereignis gelten; diese müste also älter sein als die *wi~~wa~~x*-inschrift. B. nimmt s. 29 das gegenteil an. sein einziges argument ist freilich nur der eindruck, das äufere des steins spreche dafür, dass nur die *wi~~wa~~x*-seite von vornherein dazu bestimmt gewesen beschrieben zu werden (s. 24); denn der hübschen Wimmerschen erklärung für die mangelhafte technik der *deht~~ri~~x*-inschrift, sie sei erst eingehauen, als der

stein bereits aufgerichtet war, misst B., und allerdings mit recht, entscheidendes gewicht nicht bei (s. 39). wenn Bugges annahme (s. 25) richtig ist, dass auf der *dehtrix*-seite der untere teil der linken und der mittleren zeile vollständig bewahrt ist, und dass alle drei zeilen ungefähr gleich weit abwärts gereicht haben, so könnte Wimmer zu gunsten seiner hypothese auch den umstand anführen, dass die *dehtrix*-inschrift ca 46 cm¹ weniger weit abwärts reicht, als die *wiwar*-inschrift, die, wie der stein jetzt steht, der erde bis auf 36½ cm nahe kommt: an dem aufrecht aus der erde hervorragenden steine zu meißeln, wäre natürlich je weiter unten um so unbequemer gewesen. jedoch ehe dieser umstand verwertet werden dürfte, müsste auch erstens noch wahrscheinlich gemacht sein, dass die große abbröckelung unterhalb der *dehtrix*-inschrift jünger als die inschrift sei, und zweitens eine untersuchung des jetzt in der erde steckenden teiles das — allerdings von vornherein wahrscheinliche — resultat ergeben haben, dass der stein auch bei seiner ersten aufrichtung nicht erheblich flacher eingelassen sein kann, wenn er einigermaßen fest stehen sollte².

Das einzige wort der *wiwar*-inschrift, welches der übersetzung ernstliche schwierigkeit bereitet, ist der dat. sg. masc. *witadaha-lafhan*. B. übersetzt ihn: 'lags-fælle', und freier: 'kriagskammerat'. ersteres könnte man etwa: 'vereinsgenosse' oder: 'gesellschaftsgenosse' verdeutschen³. er geht von der voraussetzung aus, dass das zweite compositionsglied dasselbe bedeuete wie got. *gahlaiba*. den mangel des *ga*-hier und in ahd. *ōrrāno*, *nōtstallo* erklärt er durch 'einen drang zusammensetzungen zu vermeiden, in denen ein glied wiederum als zusammensetzung aufgefasst wurde, denn solche 'decomposita' sind den alten germanischen sprachen überhaupt zuwider' (s. 16). letztere behauptung scheint mir etwas gewagt; denn — um von solchen zusammensetzungen, deren erstes glied schon ein compositum ist, gar nicht

¹ ungefähr diese differenz ergibt sich aus Bugges angaben s. 6 und 25. die Petersenschen zeichnungen, sowol bei Stephens wie bei Wimmer, scheinen die proportionen sehr zu verzerren; viel correcter in dieser hinsicht scheinen die zeichnungen bei Munch zu sein.

² wie Löffler sich das zeitliche verhältnis beider inschriften zu einander denkt, ist mir nicht ganz klar; er scheint beide für wesentlich gleichzeitig und beide für von Wiwar eingehauen zu halten (vgl. hierselbst s. 174 anm. 2).

³ Noreens 'bundesgenosse' ist mir nur in politischem sinne geläufig.

zu reden — so sind ja nicht nur auch *nótgestallo* und *órkirúno*, sondern viele andere worte mit innerem -ga- belegt: got. *aglait-gastalds*, *miþgasinþa*, ahd. *hûskinôz*, as. *helmgitrôsteo*, ae. *heals-gebedda*, *béodgenéat*, langob. *andegauuerc et arigauuerc* usw., darunter solche, die sich durch ihre lautform als recht alt erweisen, wie ae. *gûþgeldwe* (Kluge Kuhns zs. 26, 75, Pauls Grdr. I 344). ferner ist es nicht in jedem falle richtig, den einem compositum innewohnenden — wie Grimm ihn nennt — gesellschaftsbegriff als eben so alt wie die composition selbst zu betrachten; dieser begriff kann sich unter umständen auch erst nachträglich einfinden, wie zb. bei unserm *landsmann*. vor allem aber ist es überhaupt nicht sicher, dass der gesellschaftsbegriff in unserm compositum wirklich stecke. es ist ja sehr wol denkbar, dass durch *witadāhalaiban* der tote, ohne die leiseste andeutung darüber, ob er einen *gahlaiban* gehabt habe, als einer bezeichnet wird, der *witadā*-brod gewährt oder bezogen, vielleicht dem *Wiwar* gewährt oder von *Wiwar* bezogen habe.

B. list, wie schon gesagt, *witāda-* und setzt dies = urgerm. **witēda-*, dem part. zu lat. *vidēre*, got. *witan* (*witaida*), das im an. sowol als adjectivisches *vitadr* mit den bedeutungen 'ausersehen, angewiesen, bestimmt' vorkomme wie auch in dem ackernamen *Vitazgjafi* 'han som giver det, som er visst'. und wie der erste teil dieses namens so könne, meint B., auch unser *witadā-* substantivisch gedacht sein, eigentlich bedeuten 'det bestemte', 'anvisning' und besonders angewandt worden sein auf das durch feste bestimmungen geordnete verhältnis der gefolgsleute, welche demselben hauptlinge dienen, zu einander.

Gewis ist das punct für punct denkbar. aber wodurch wird die sich so ergebende möglichkeit — vorausgesetzt selbst, dass *-halaiban* notwendig 'genosse' bedeuten müsse — zur wahr-scheinlichkeit? erstens könnte *witadā-* grammatisch zwar genau so aufzufassen sein, wie Bugge will, aber ein anderes verhältnis meinen als das von gefolgsleuten zu einander, auch ein anderes als das von gefolgsleuten zu ihrem hauptling. zweitens könnte es zwar etymologisch von B. richtig gedeutet, aber adjectivisch gemeint sein. B.s hiergegen erhobener einwand (hierselbst s. 163) ist schwach; denn weder dass ein adjectivisches *witadā-* den begriff 'kostkammerat' erheblicher modificieren müste, als etwa *trút-* in *trútgespile* den begriff *gespile*, ist uns verbürgt, noch auch

dass es ihn nicht ungefähr eben so erheblich modificieren könnte wie *ung-* in *unglamb* den begriff *lamb*. drittens erklärt B. selbst es nur für 'weniger wahrscheinlich', dass *witadā* kurzes *a* in der zweiten silbe habe, indem er gegen die parallelisierung von *witadā-* und *βloro-* einwendet, letzteres sei wol von einem nominalstamme *βlo-* abgeleitet, gegen die annahme eines ablautsverhältnisses zwischen got. *witōda-* und *witadā-* aber bemerkt, got. *witōþ* sei doch wol am wahrscheinlichsten von einem verbum **witōn* abgeleitet, und dann lakonisch hinzufügt, holl. *wet* f. 'gesetz', pl. *wetten*, erkläre Möller (Beitr. 7, 478) aus einer grundform **witadā-*. den ersten einwand versteh ich nicht; denn warum sollte *witadā-* nicht von einem nominalstamme **wita-*, oder idg. **vido-*, abgeleitet sein können? (vgl. hierselbst s. 168). überdies liesse sich ja *witadā-* auch mit got. *liuhada-* in eine linie stellen, da die kürze der ersten silbe eben so unsicher ist wie die länge der zweiten.

Die alte existenz eines verbs **witōn* ist ziemlich fragwürdig — Sievers (Ags. gramm.² § 416, anm. 6) lässt ae. *bewitian* in die 2 klasse nur übergetreten sein —; je zuversichtlicher man sie aber voraussetzt, um so weniger zuversichtlich kann man das *a* in an. *vitadr* und *Vitaz-* auf urgerm. *ē*, statt auf *ō*, zurückführen. wenn wir von *witōþ* absehen, begegnet im got. kein einziges neutrales part. praet. eines schwachen verbs mit ausgeprägt substantivischer bedeutung. deshalb halte ich nach wie vor die vermutung, dass *witōþ* auf einem alten consonantischen stamme beruhe, die neuerdings auch Bartholomae (Stud. z. idg. sprachgesch. I 63 f.) angedeutet hat, für nicht unwahrscheinlich.

Betreffs *ek* kommt B. zu der ansicht, zu welcher auch Kluge in Pauls Grdr. I schliesslich, dh. s. 394 § 52 gelangt. als selbständiges wort könnte *ek*, sagt B. s. 9, aus einem idg. **ēgō* hervorgegangen sein; 'aber wenn die form *ek* auch proklitisch gebraucht wird, kann sie kaum in dieser stellung aus einer idg. grundform *egō-* entstanden sein; denn *ō* müsste sich wol als *ā* erhalten haben, wie *ō* im auslaute eines vordergliedes einer zusammensetzung. vielmehr scheint das verhältnis zwischen den beiden urnord. formen *ek* und *-eka* dafür zu sprechen, dass *ek* aus einer idg. form **eg* (ohne nachfolgenden vocal) entstanden ist, die in der idg. ursprache vor tönenden lauten zu hause gewesen'.

Dass die idg. grundform des proklit. *ek* selber schon pro-

klitisch gewesen sei, ist eine nicht nur unnötige, sondern unwahrscheinliche Voraussetzung. nimmt man aber an, **ǣgō* sei vor eintritt jedes germ. auslautgesetzes proklitisch gebraucht worden, so können nominalcomposita nicht dafür zeugen, dass es in dieser stellung hätte **ǣkǣ-* bleiben müssen. das verhältnis zwischen der urnord. proklitischen und enklitischen form könnte gegen die ableitung der proklitischen aus **ǣgō* und für ihre ableitung aus **ǣg* doch nur dann sprechen, wenn man die urnord. enklitische form auf **ǣgō* zurückführte; das tut aber B. nicht, sondern er erkennt s. 8 an, dass sie sich mit einem idg. **ǣgōm* verträgt. und ich möchte sogar auch das proklitische *ek* noch immer als reinlautgesetzliche fortsetzung eines **eka*²(*>*) anerkennen; jedenfalls weit lieber als etwa mit Kluge (Pauls Grdr. I 360) an die möglichkeit von so etwas glauben, wie dass got. *ana* 'durch völlige tonlosigkeit der apokope entzogen' sein könne.

Das idg. **eg* ist vorläufig sehr zweifelhaft und findet am germanischen jedenfalls keine stütze.

Dass *wīwār* langes *i* habe, hält B. s. 12 deshalb für wahrscheinlich, weil 'kurzes *i* unter dem einflusse des folgenden *a* wol zu *e* geworden wäre'. kombinieren wir hiermit, dass er die kürze des ersten vocals von *wītada-* stillschweigend als sicher voraussetzt und doch die qualität desselben keiner rechtfertigung würdigt, so können wir schließen, dass B. den eintritt des sogen. *a*-umlauts von *i* früher als den abschluss des lautwandels von urgerm. *ē* in urnord. *ā* setzt. da ich aus inschriften, welche ungefähr auf derselben sprachstufe wie der Tunestein zu stehen scheinen, weder einen sicheren beleg für eingetretenen noch einen sichern beleg für unterbliebenen *a*-umlaut des *i* kenne, so kann ich bisjetzt den schluss aus der qualität des ersten vocals von *wīwār* auf seine quantität nicht mitmachen, sondern muss Brenners ansicht: *wīwār* = aial. **Vēr* als eben-so berechtigt gelten lassen. neben die möglichkeit des zusammenhangs von *wīwār* mit got. *weiha*n stellt B. als eine zweite die nächster zusammengehörigkeit mit got. *weihs* 'heilig'. lautlich ist leider damit nichts gewonnen, und überdies können *weiha*n und *weihs*, wenn man an die bedeutungsentwicklung von *ἱερός* denkt, leicht selber aus einer wurzel entsprossen scheinen.

after leitet B. aus vorgerm. **apter* her (s. 12). alternativ neben **apteri* hatte diese grundform bereits JSchmidt Plural-

bildungen s. 197 aufgestellt, und zwar sowol für unser *after* wie für an. *eptir*, obwol mit den sonstigen dort (s. 198 ff) angenommenen entwicklungen die grundform **apter* gar nicht, und **apteri* nur als grundform für an. *eptir* — unter der voraussetzung, dass dies ursprünglich nominalcompositionsform war — vereinbar ist. die grundform **apteri* für *after* verwirft B. deshalb, weil sie nach seiner und Toeps meinung auf dem Tunestein **aftir* ergeben hätte¹, wie das **-eti* der 3-ag. praes. in dem *barintip* des Stentofsteines durch *-ip* reflectirt werde. mit eben so gutem recht könnte man sagen, vorgerm. **apter* müsste gleichfalls **aftir* ergeben, denn vorgerm. **-as* erscheine in *dohtrir* als *-ir*. wenn B. das urgerm. *i* von *dohtrir* s. 27 entstehen lässt 'in unbetonter silbe unter einwirkung des folgenden consonanten', so bleibt leider dunkel, ob er dem umstand, dass überhaupt ein consonant folgt, oder — wie Paul Beitr. 4, 418 tat — dem, dass speciell *-z* folgt, wert beilegen will. ich lege nur dem wert bei, dass nicht speciell *r* folgt, diesem umstande aber denselben wert in *barintip* wie in *dohtrir*. für in jedem falle irrelevant hält auch B. es nicht, ob der auf das ursprüngliche *e* folgende consonant ein *r* oder ein anderes nicht-*z* ist. an. *eptir* nämlich geht nach seiner meinung auf ein idg. **apterei* zurück und würde nach seiner meinung auf dem Tunesteine **afteri* heißen, und hierin könnte die intantheit des *e* doch nur auf rechnung des folgenden *r* gesetzt werden, da zb. 'geheissen' zweifellos auch auf dem Tunesteine so lauten würde wie es auf dem Tanumsteine lautet, nämlich *haltinar*, mit *i* statt idg. *e* in mittlerer silbe. warum aber **apteri* nicht, trotz *barintip*, *after* ergeben soll, wenn **apterei*, trotz *haltinar*, ein **afteri* ergäbe, sehe ich nicht ein, und eben deshalb scheint mir die grundform **apter* entbehrlich. während ich B.s standpunct hier also höchstens als halbberechtigt anerkennen kann, stimme ich ihm sowol darin vollkommen bei, dass das *afatr* des Istabysteines die durch synkope regelrecht wie *hapuwolafz* verkürzte und wie dies mit svarabhaktischem *a* geschriebene fortsetzung von [afte]*r* sei, als darin, dass an. *aftr*, *aptr* seiner bedeutung wegen zu got. *aftra* zu stellen sei und sich zu ihm verhalten könne wie *oft* zu *ufta* usw.

¹ bei dieser meinung hätte es jedenfalls recht nahe gelegen, die frage wenigstens zu streifen, ob auf der *dohtrir*-seite nicht [afti]*r* statt [afte]*r* zu ergänzen möglich sei.

Auch die neue etymologische auffassung des compositionsgliedes **wodn-** als des adjectivischen α -stammes mit der bedeutung 'wütend', den Kluge Stammbildungslehre § 181 f erschlossen, ist gewis die beste.

In den streitfragen, ob das **-e** des dativs **woduride** und der übrigen urnord. dative von o -stämmen, sammt dem entsprechenden an. **-e**, **-i** und westgerm. **-e** den idg. dativausgang **-ōi** oder den idg. locativausgang **-oi**, und ob das got. **-a** den idg. locativausgang **-oi** oder einen idg. dativausgang **-ō** reflectiere, ergreift B. nicht partei, sondern er begnügt sich mit einem kurzen, sogar zu kurzen, berichte (s. 14). ob er mit Collitz (Bezz. Beitr. 17, 48 f) idg. **-āi** und **-ōi** zu urgerm. **-ai** werden lässt, bleibt unklar, es sieht aber mehr danach aus, dass er es nicht tut; die andere Collitzsche folgerung dagegen (aao. 46 f), dass nämlich idg. **-oi**, **-ai** mehrsilbiger wörter bereits urgerm. durch **-a** fortgesetzt werde, lehnt er, ohne sie zu erwähnen, dadurch deutlich ab, dass er zwischen idg. **-oi** und idg. **-ōi**, wie gesagt, nicht wählt und trotzdem unser **-e** von vorne herein als lang und **-ai** als seine urgerm. gestalt betrachtet. gegen die hierdurch ja gleichfalls abgelehnten herleitungen unseres **-e** aus einem idg. dativischen **-ē** (noch älteren **-ēi**) oder ablativischen **-ēd** oder instrumentalischen **-ē** sprechen nach seiner ansicht die urnord. nominative der masculinen α -stämme auf **-a** und der urnord. nominativ **swestar** des steines von Opedal. inwiefern, lässt sich aus seinen bemerkungen im Arkiv 8, 17 ff. entnehmen, auf die ich jedoch vorläufig nicht eingeh, weil er sie vermutlich bei der zu erwartenden neuen besprechung der Opedal-inschrift etwas modificieren wird. schon hier scheint er mir von den dort vertretenen anschauungen erheblich und glücklich abzuweichen, am klarsten mit dem satze (s. 33): 'die verkürzung der vocale in silben mit nebenton scheint erst stattzufinden gegen den schluss des zeitraums, wo die runen der längern reihe die einzige schrift im Norden waren'. ohne diese abweichung wäre er hier so wenig berechtigt das **-e** von **woduride** für lang zu halten, wie er dort berechtigt ist **Wa3ē** zu sprechen.

Entschiedener als in den dativ-streitfragen nimmt Bugge, gelegentlich unseres **worahle**, betreffs des dental-praeteritums stellung zu Collitz. er widerspricht Collitz, dessen aufsatz hierüber inzwischen auch in Bezz. Beitr. 17, 227 ff erschienen ist, nur in einem puncte, in diesem aber ausdrücklich. er ersetzt nämlich die Gislasonsche

identifizierung des urnord. -*o* mit dem -*au* des got. conjunctiv durch eine neue hypothese (s. 20): 'im got. hat das schwache praeteritum in 2 person sg. die endung -(d)*ēs*. diese entspricht wahrscheinlich der aind. secundären endung in 2 ps. sg. med. -*thās*. also scheinen got. 1 und 3 ps. *waurhta* ihrem ursprung nach perf. med. zu sein, 2 ps. *waurhtēs* dagegen aor. med. aber in 2 ps. sg. hat das ahd. gewöhnlich die endung -*ōs*, zb. *kesuahtoos* in der Benedictinerregel. das lange *o* findet sich im alemann. auch in 1 und 3 ps. plur.: *suoh¹tōn*, 'wir, sie suchten' (Kögel in der Zeitschr. f. gymn. 34, 407). Sievers vermutet (Beitr. 9, 562), dass dieser in den endungen des schwachen praeteritums auftretende wechsel von *ē* und *ō* von hause aus auf verschiedener stellung des haupttones beruht, und er hält -*ō* in den urnord. formen der 1 ps. *worah¹to* usw. für von hause aus identisch mit dem langen *ō* in ahd. formen der 2 ps. zb. *kesuahtoos*.

Es scheint mir möglich, dass das urnordische einst in der 2 ps. nicht nur eine dem aisl. -*er*, -*ir*, got. -*ēs* entsprechende form gehabt hat, sondern auch eine form mit langem *o* wie in ahd. -*ōs*. danach könnte für die 1 ps. die form *-*ōn* später -*ō* (wie in *worah¹to* usw. vorliegt) gebildet sein, wie man im ahd. teilweise das lange *o* aus der 2 ps. sg. in pluralformen übertragen hat und wie man im griechischen nach JWackernagel (Kuhns zs. 30, 307) nach 2 ps. -*θης* im aorist (= aind. -*thās*) 1 ps. -*θη* gebildet hat. der vocal *ō* in *worah¹to* würde nach dieser erklärung ursprünglich dem aor. med. angehören, während das -*a* der endung in got. *waurhta* ursprünglich dem perf. med. angehört hat'.

Dass die berufung auf Sievers darlegungen Beitr. 9, 561 ff hierher passt wie die faust aufs auge, wird sich jeder selber sagen, der die stelle nachschlägt. auch die kühnheit der hypothese springt wol ohne weiteres ins auge. was aber leichter übersehen werden könnte, ist, dass diese hypothese sich selber überflüssig macht, dass sie dies aber, genau genommen, gar nicht zu tun brauchte. so, wie sie vorliegt, setzt sie ja für jene aschgraue vorzeit der nordischen sprache, wo man noch nicht flectierte: 1 ps. **work¹tōn*¹, 2 ps. **work¹tōs*, sondern hatte: 1 sg. perf.

¹ ich behalte dieses, auf jeden fall anachronistische, -*n* der bequemlichkeit halber bei und schreibe demgemäß in der 2 ps. -*s*. auch im übrigen kommt es mir hier keineswegs auf genaue reconstructionen an.

**workai* (resp. **worktai*), 2 sg. aor. **worktōs*, als unentbehrliches erfordernis ein paradigma voraus, in welchem die 1 ps. sg. bereits auf -n, die 2 ps. sg. auf -s ausging; denn die 1 ps. **worktōn*, auf die die hypothese hinausläuft, kann doch weder aus **wonkai* (resp. **worktai*) noch aus irgend einer andern 1 ps. — außer aus einer auf -n — ohne das muster einer auf -n gebildet sein. waren nun aber im voraus schon — oder noch — 1 ps. auf -n (= idg. -m) vorhanden, so ist schwer abzusehn, warum darunter nicht solche auf -ōn gewesen sein sollten; und waren solche auf -ōn darunter, dann brauchen wir das ō nicht aus der 2 ps. herzuholen; von einem **kunōn* — **kunþēs* aus lässt sich durch verschleppung des þ zu einem **kunþōn* — **kunþēs* gelangen. dagegen hätte die hypothese, wenn auch nicht hand und fuß, so doch eines von beiden, verlegte Bugge die neubildung der 1 ps. dicht vor die zeit, aus der unsere inschriften stammen:

ahd. *workta* 1 ps., nach Collitz-Bugge = urnord. **worktē*

ahd. *worktōs* 2 ps., mutatis mutandis = urnord. **worktōz*; daraus, mit ersetzung des -ē der 1 ps. durch das ō der 2 ps., 1 ps. *worktō* = *workte* auf dem Tunesteine. was Bugge verhindert hat, sich die sache so leicht zu machen, lässt sich erraten: das bedenken, dass dicht vor der zeit unserer inschriften die 2 sg. praet. doch wol nirgend mehr auf -ōz ausgegangen sein werde, andererseits aber ein viel früher in die 1 ps. übertragenes nacktes -ō bereits auf dem Tunesteine -n, und bald danach gar nicht mehr geschrieben sein würde. indes ist bisher dieser entwicklungsgang nur für geradezu urgermanisch auslautendes -ō bezeugt, und was das erste bedenken anlangt, so ist es heinah ebenso unwahrscheinlich, dass eine urnordische 2 ps. sg. praet. auf -ez, wie dass eine auf -er in runen zu tage kommen werde. sobald aber eine, und zwar sichere, auf -er zu tage kommt, bin ich überzeugt.

Von den ausstellungen, welche B. an der Wimmerschen zeichnung der *dehtriB*-inschrift zu machen hat, sind die erheblichsten die, dass der abstand der rune þ von der obern kante des steines etwas zu groß (s. 25, anm. 2) und die auf das þ folgende rune nicht genau wiedergegeben ist (s. 38, anm. 1), was beides die photographien bestätigen.

Die bisher vorherrschende lesung dieser inschrift war bekanntlich:

	arbirgastgostearbirgano	(rechtsläufig)	
unten	þatrgædræðaldan	(linksläufig)	oben
	: wunur : ærþæpæw[æ]us	(8gng|stun!)	

Aber Vigfusson (Corp. poet. bor. i 436, 572 f) hatte mehrere runen anders gelesen, namentlich þr statt þw und durchweg j statt ʀ. und diesen beiden Vigfussonschen lesungen¹ schließt sich B. mit aller entschiedenheit an, während er die übrigen neuerungen Vigfussons, die in der tat keiner widerlegung bedürfen, kurzweg verwirft. 'die zweite rune in der mittelreihe', sagt B. s. 38, '... ist auf dem steine unglücklich eingetauen und ist sowol von den r-runen wie von den u-runen, die sich sonst auf derselben seite finden, wesentlich verschieden. der seitenstrich biegt sich zuerst nach unten, aber geht dann auswärts nach links. dieser seitenstrich, der auswärts nach links geht, ist in seinem ersten teile ebenso tief und glatt wie der seitenstrich im übrigen, und der macht es notwendig, die rune als r, nicht als u zu lesen. der letzte teil des seitenstriches, durch den dieser mit der folgenden rune i verbunden ist, ist dagegen weniger glatt und tief, und der muss als zufällig angesehen werden'.

Auf B.s photographien sieht das auf þ folgende am ehesten aus wie (linksläufiges) is. da jedoch alle, welche den stein selber gesehen haben, mit B. wenigstens darin übereinzustimmen scheinen, dass sie nicht is, sondern statt dessen nur eine rune lesen, ja die lesung is weder als undenkbar noch als ev. denkbar überhaupt nur erwähnen, so muss sie wol unmöglich sein: um so sicherer, je näher sie — wenn die züge des originals sie irgend zuließen — deshalb läge, weil ihr s zusammen mit den 3 folgenden runen ja einen complex ergäbe, der sich mit rune 7—10 der linken zeile deckte.

Während sich B. zu der lesung þr statt þw schon aus rein graphischen gründen gezwungen sieht — so dass es ihm eigentlich nicht der mühe wert sein sollte, noch sprachliche einwände (s. 30 f) gegen die lesung þw zu machen —, entscheidet er sich für die lesung j statt ʀ eingeständenermaßen ausschliesslich aus gründen der interpretation, indem er unumwunden zugesteht (s. 37), dass das fragliche zeichen wesentlich dasselbe sei wie das ʀ-zeichen anderer inschriften und sonst bisher nirgends j bedeute. und aus

¹ Bugges vermutung (s. 43), dass ich diese lesungen 1884 noch nicht kannte, ist richtig.

gründen der nämlichen art gelangt er, und zwar vor unsern augen — zwischen dem 13 juni und 1 juli 1891 — zu der überzeugung, dass die rechte oder die rechte und die mittlere zeile der inschrift oben unvollständig sei, das denkmal also, wie auf der **wiwar**-seite, so auch auf dieser seite etwas von seiner ursprünglichen höhe eingebüßt habe (s. 33), was er vorher (s. 25) aus innern wie äußern gründen unwahrscheinlich, wenn auch keineswegs den äußern indicien nach undenkbar gefunden.

Die auffassung des zeichens < > als einer form der j-rune schließt die zwar sehr überraschende, aber nicht von vorne herein unzulässige voraussetzung in sich, dass dem verfertiger unserer inschrift die ʀ-rune entweder nur in hiervon verschiedener gestalt oder aber als lautzeichen überhaupt ebensowenig geläufig gewesen sei wie dem **Wakrar** von Reidstad.

Alle anläufe, welche von den 3 voraussetzungen ausgingen: den lesungen **þa** und ʀ und der annahme, dass unsere inschrift — abgesehen von dem untersten teile der rechten zeile — vollständig sei, haben zu keiner einwandfreien gesamterklärung geführt.

Bugge list:

	[afte]ʀ	woduride :	stalna :	(linksläufig)	
oben	unþur	ʀiþur	ʀofur	(linksäufig)	unten
	onur	ʀofur	ʀifur	(rechtsäufig)	

nimmt an, dass in der rechten zeile hinter **stalna :** oder aber teils hier, teils in der mittleren vor **þriþur**, oder endlich beide zeilen verbindend noch eine 3 ps. pl. mit etwa der bedeutung 'setzten', 'errichteten' oder 'beschrieben'¹, oder auch mehrere wörter, zb. noch ein wort mit der bedeutung 'auch', auf einem längst abgebrochenen und verlorengegangenen teile des steines gestanden², und übersetzt: 'ester Vodurid [mærkede] tre dötter stenen, de nærmest beslægtede af arvingerne delte arven'. d. i.: 'nach (= nach dem tode des) Vodurid [beschrieben] den stein drei töchter, die nächstverwanten unter den erben teilten das erbe'.

Da 'teilten' so viel besagen soll wie 'teilten unter sich', so erinnert der satz 'die nächstverwanten unter den erben teilten

¹ ich meine mit dieser übersetzung des Buggeschen 'mærkede' selbstverständlich: inscripserunt.

² Löffler (Uppsalastudier s. 5 anm. 1) giebt 'setzten' den vorzug vor 'beschrieben': 'märkt' stenen, d. v. s. skrivit runorna, hade ju **Wiwar**'. vgl. hierselbst s. 165 anm. 2.

das erbe' in logischer hinsicht einigermaßen an solche sätze wie 'ich bin der älteste meiner brüder' oder 'es ist ein glück für deine kinder, dass du keine hast'. gewis ist es nicht unlogisch, zu sagen: 'unter den und den umständen soll der und der erbe nichts erben', oder auch: '... sollen alle erben nichts erben'; aber nach geschעהner teilung jemand, der nichts abbekommen hat, noch mit unter die erben zu rechnen, um dann diejenigen, die tatsächlich geerbt haben, geflissentlich als nur einen bruchteil der erben zu kennzeichnen, kommt mir sonderbar vor. zum mindesten muss, wer das tut, mit seinen gedanken noch tief in der situation, die vor der teilung herrschte, befangen sein; denn 'der erbe' bedeutet — und bedeutete auch ursprünglich — nicht soviel wie der 'verwaiste', sondern 'das erbe' ist es, wonach er in allen germ. sprachen benannt ist; vgl. Sievers in den Beitr. 12, 174 ff.

Bugge scheint in jenem ausdrücke nichts auffälliges zu finden¹. er erwägt nur (s. 36), ob die 'drei töchter' in den 'nächstverwanten unter den erben' mitinbegriffen seien, und hält wegen der unverbundenheit der beiden aussagen (a) 'drei töchter [beschrieben] den stein', (b) 'die nächstverwanten unter den erben teilten das erbe' für das wahrscheinlichste, dass sie das nicht seien, oder vielmehr — genau genommen — für das wahrscheinlichste, dass sie überhaupt in den 'erben' nicht mitinbegriffen seien. für ihre nichtzugehörigkeit zu den 'erben' überhaupt findet sich aber — wenn wir annehmen, dass söhne näherverwante erben waren, als töchter waren, — in B.s übersetzung kein anhalt. anders in der aus dieser erwachsenen Löfflerschen (Uppsalastudier tillegnade Sophus Bugge, Uppsala 1892, s. 1 ff). Löffler übersetzt: 'die nächstverwanten unter den männlichen erben teilten das erbe'. er meint nämlich, dass 'die nächstverwanten erben das erbe teilten', sei ja das normale gewesen, unser satz müsse mehr als solche trivialität enthalten; die absicht sei gewesen, 'anzugeben, dass in diesem falle der ältere rechtsbrauch, welcher die töchter vom erbe ausschloss, befolgt sei. dies wiederum setzt voraus, dass damals die neue erbordnung, welche den töchtern zu erben gestattete, sich geltend zu machen angefangen, aber die ältere noch nicht verdrängt hatte, dass also damals ein über-

¹ belege für diese ausdrucksweise wären mir jedesfalls erwünschter, als für die ausdrucksweise 'ich N. N.', deren ehrwürdigkeit wol seit 40 jahren kein vernünftiger mehr bestritten hat.

gangsstadium bezüglich des erbrechts eingetreten war'. aber abgesehen davon, dass uns Löffler hiermit vor zwei psychologische alternativen stellt, die beide gleich ungeheuerlich sind, liegt es ja auf der hand, dass seine übersetzung lexikalisch unzulässig ist und selbst 'die nächstverwanten männlichen unter den erben ...' grundverkehrt sein würde.

Bugge legt offenbar den hauptnachdruck auf 'nächst-'; man könnte ihn auch auf 'teilten' legen, indem man voraussetzte, dass nach dem tode Woduridans verhältnisse obwakteten, unter denen zur zeit unserer inschrift in der gegend von Tune teilung nicht das normale gewesen; man könnte ihn auch auf 'erben' legen, indem man voraussetzte, dass anspruch auch jemand erhoben hatte, der nicht — wenigstens nach der juristischen ansicht der töchter und der teiler nicht — zu den erben gehörte, etwa Wiwar. in jedem falle aber ist es, so lange wir die töchter von den 'nächstverwanten' ausschliessen, höchst befremdlich, dass sie sich gedrungen gefühlt haben, diese erbbeilung zu verewigen. weit weniger befremdlich wäre das, wenn sie mit den 'nächstverwanten unter den erben' gerade sich selber gemeint hätten; und da dies anzunehmen bei B.s übersetzung nicht wol möglich ist, so drängt sich wol jedem die frage auf, warum B. nicht übersetze: 'nach W. den stein [beschrieben] drei töchter teilten das erbe als nächstverwante unter den erben'. er findet — wenn ich ihn recht versteh — hierin (s. 36) ein 'unglückliches asyndeton'. ich sehe aber nicht, inwiefern dies asyndeton unglücklicher wäre als zb. das: *Síþan laug konungr upp settargerðina. meiti sva. þat skal upphaf . . .* (Saga Olafs konungs ens Helga . . . Christiania 1853, s. 120³). das pragmatische verhältnis von 'teilten' zu '[beschrieben]' wäre ja freilich ein anderes, als das von *meiti* zu *laug . . . upp*; denn wir könnten wol kaum umhin, darin, dass die töchter als nächstverwante unter den erben das erbe teilten, das frühere und die veranlassung zu dem beschreiben anzuerkennen. aber das schadete ja nichts. nein, man könnte sogar den reflex dieses zusammenhanges aus der — ich wage nicht zu sagen 'inversion' — gruppierung: object — verbum — subject — verbum — object herauszulesen sich versucht fühlen und etwa interpretieren: 'teilten sie doch das erbe'. ob man nicht allein vor 'teilten', sondern auch hinter 'erbe' ein komma setzte, also das 'als nächstverwante unter den erben' grammatisch zu 'den stein [beschrieben]

dreier töchter' zöge, wie man grammatisch das 'nach Woduridar' ja nur hierzu ziehen könnte, das dürfte geschmackssache bleiben. kurz, wenn es sicher wäre, dass eine der beiden Übersetzungen — die Buggesche oder diese modification der Buggeschen — die im wesentlichen richtige sei, so müsste das m. e. die letztere sein ¹.

Wie wenig sicher das aber ist, ergibt sich, sobald man bedenkt, dass, abgesehen von der lesung þr statt des nach Wimmers versicherung (Runenschrift s. 152) zweifellosen þm, abgesehen von der lesung des nach Bugges eigenem zugeständnisse sonst ʀ bedeutenden zeichens als j, abgesehen von der, wie Bugge selbst einräumt, durch äußerliche indicien nicht gebotenen annahme, dass oben an der inschrift etwas abgebrochen sei, abgesehen von der hieraus folgenden zweifelhaftigkeit des rechtes dort etwas zu ergänzen, abgesehen von der — das ergänzungsbedürfnis vorausgesetzt — hier unvermeidlichen unsicherheit der richtigkeit des ergänzten — dass, abgesehen von alledem, die eine übersetzung sowol wie die andere noch zwei emendationen innerhalb der inschrift erfordert, nämlich die lesungen **da(i)lidan** und **si(b)joster**. B. räumt freilich nur die notwendigkeit der zu zweit genannten emendation ein, und Löffler (aao. s. 1 ff) glaubt sogar diese entbehren zu können. aber wenn B. (s. 28) in einer erörterung, die er mit dem satze einleitet: 'in **dalidan** ist **a** aus **ai** entstanden . . .', zu dem resultat gelangt, das **a** anstatt **ai** sei noch nicht hinreichend aufgeklärt, man sollte vom jetzigen standpunct unseres wissens aus ***dailidan** erwarten, er nehme hier eine ungenaue lautbezeichnung an, die möglicherweise andeute, dass das erste element in dem diphthong **ai** das am meisten hervortretende war, so scheint mir das keine glückliche umschreibung. erstens lässt sich wol nicht bezweifeln, dass auch in dem diphthong von **staina** das erste element das am meisten hervortretende gewesen, zweitens aber stellen die schreibungen **arbiþa** und **arbiþano** — vorausgesetzt, dass so zu lesen ist — dem orthographischen redactor unserer inschrift ein glänzendes zeugnis aus: er muss ein ausgezeichneter phonetiker gewesen sein! dagegen lässt sich angesichts der runenformen sowie der zeilenkrümmungen und angesichts des schreibfehlers **sijoster** — voraus-

¹ ob sich zu gunsten von einer von beiden Übersetzungen die starke flexion des superlativs auf -er verwerthen liefse, muss ich leider dahingestellt sein lassen.

gesetzt, dass ***sibjoster** gemeint war — jedenfalls (vgl. hierselbst s. 164 f) nicht behaupten, dass die inschrift von dem sorgfältigsten runenritzer ausgeführt ist, gleichviel ob beides eine person war oder nicht.

Das **hateka** 'heifse ich' der Lindholmer schlange lässt sich allenfalls als eine 'ungenauere lautbezeichnung' characterisieren, weil dort solche orthographischen finessen wie **ij** nicht begegnen; ich ziehe jetzt aber auch dort 'schreibfehler' vor.

Bugges hier und schon früher (Beitr. 13, 334) unternommene versuche, ebenso wie die anderer¹, eines der beiden **a** oder beide grammatisch zu rechtfertigen, glaube ich übergehn zu dürfen, und erst recht — wenigstens bei dieser gelegenheit — Löfflers etymologische rettung der form **sljoster**. weit mehr dürfte die tatsache interessieren, dass B. sich zu der von Stephens ja seit bald 30 jahren vertretenen auffassung des **dālidun** als 'teilten' bereits bekehrt hatte, ehe er zu der überzeugung gekommen war, dass die inschrift oben unvollständig sei, wo er also, wenn auch unbefriedigt, noch **staina** als object hierfür gelten lassen musste (s. 27. 29. 33)².

Was B. für die lesung **j** erwärmt, ist der 'so unmittelbar ansprechende ausdruck' (s. 31) 'drei töchter' und die grammatische correctheit der form **þrijoR**, **þrijōR**. mit **þrijoR** liesse sich allerdings, aufer etwa durch ergänzung, zb. zu *[**bro**]þrijoR, kaum etwas besseres anfangen als mit **þuijoR**³. aber gegen sein eigenes **sirjoster**, an das er Beitr. 13, 329 noch glaubte, macht ihn jene neue liebe, wie mir scheint, etwas ungerecht. dass das got. nur den anomalen superlativ *sinista* aufweist, brauchte uns so wenig zu beirren wie aind. *yavīyān* gegenüber lat. *junior*, wie lat. *junior* gegenüber an. *ére* und wie *ére*

¹ Wimmer Runenschrift 155, Noreen in Pauls Grdr. I 449 § 38 b, γ, An. Gramm. I² § 57 anm. 4, Wadstein Beitr. 17, 422 f, Kock Arkiv 9, 166 f, Lidén in Uppsala studier 86 anm. 1.

² B. tut s. 35 so, als sei die ergänzung einer zweiten verbalform eine syntaktische notwendigkeit, sobald man **arbiJa** als object von **dālidun** fasse. gegen die syntax eines satzes 'nach Vodurid den stein drei töchter teilten, den nachlass die nächstverwanten unter den erben' wäre aber nichts einzuwenden.

³ es gibt auch jemanden, der die vierte variation gewählt hat: KHjKempff ist **þuijoz** (Jahrbb. d. ver. v. altertumsfr. im Rheinl. 93, 87).

seinerseits gegenüber *yngre*, zumal *sinista* ja nur substantivisch gebraucht ist. 'dass got. *sineigs* nicht nachgewiesen ist im nordischen' (s. 31) — eine behauptung, die man auf got. **sibjis* ebenfalls anwenden kann — wird vielleicht ewig zu rechte bestehen; indes 'Heimdall streitet mit Loki bei *Singasteinn*. dieser name lässt sich nicht ohne zwang aus dem nordischen erklären' (Bugge Beitr. 12, 76 anm.), schien aber bei der alten lesung unserer inschrift, vom urnordischen aus betrachtet, so durchsichtig wie *Höchstädt*, *Oberstorf* udgl. oder — um genügsam zu sein — *Altenstein* udgl. die annahme, dass ein urnord. *sinjōstēr*, wenn nicht den mittelvocal des got. *sineigos*, so doch den des got. *gabigai* — dessen in den viersilbigen formen *gabigamma* usw. ausnahmslose kürze Bugge Beitr. 12, 416 f ja selbst erwähnenswert findet — innerhalb der nordischen sprachentwicklung eingebüßt haben könne, ist zwar nicht als zulässig, aber ebensowenig als unzulässig erwiesen. B. hat im Arkiv 8, 8 ff als regel aufgestellt, dass der i- (j-) umlaut des haupttonigen e bis zur zeit unserer inschriften nur eingetreten sei, wo e in geschlossener silbe gestanden habe. dieser regel gemäß findet er sein *si(b)joster*, da er es ausspricht *sið-jōstēr*, also nach dem von Sievers Beitr. 16, 262 f bekämpften typus '*tal-ia*'. da sich aber das *inir* des Möjebro-steines nicht wol *in-ir* sprechen lässt, so lässt B. hierin das vordere i aus e entstanden sein 'durch einfluss des folgenden n vor i, nicht durch einfluss des folgenden i allein'. schön, auch so! jedesfalls liefse sich von Bugges standpunkt gegen das vordere i in einem jenseits der Tune-sprache vorausgesetzten **sinijōstēr* nichts einwenden. bleibt also noch der nachweis, dass daraus in der Tune-sprache hätte — resp. nicht hätte — *sinjōstēr* werden können. ich kann meinen nachweis nicht führen, sehe aber auch nicht, wie B. seinen führen könnte, denn meines wissens kommt in den nord. inschriften mit älteren runen weder ein viersilbiges noch sonst ein dreisilbiges uncomponiertes wort vor, das auf eine urgerm. viersilbige grundform zurückweisen könnte, deren anord. reflex durch einbuisse der zweiten silbe dreisilbig geworden sein müste. das '*arimari*' auf dem By-stein hat ja seine rolle bereits ausgespielt (Noreen An. gramm. i² 257 im vergleich mit desselben Urgerm. *judlæra*, Upsala 1890, s. 86). ich wäre aufrichtig dankbar für den nachweis der undenkbarkeit davon, dass zb. *Hjadningar*, bei dem vorgerm. syn-

kope doch wol nicht zu hilfe gerufen werden kann, auf dem Tune-stein **hedniŋōa*, der nom. sg. dagegen **hedaniŋa* lauten könnte.

Das *i* in *arbijano* widerspräche selbstverständlich nicht, da *arbijanō* lautgesetzlich anord. **erfna* ergäbe, ebenso selbstverständlich aber schliessen sich ja die lesungen *arbijano* und *sirgoster* einander aus.

Noreen (Gramm. 1² 265) gibt als lautgesetzliche fortsetzung von *arbijano*, das er 'der erbinnen?' übersetzt, aisl. **erfna*. dann müste er auch für lautgesetzlich zb. nicht *heilagr* halten, sondern *hælgr*! ob dagegen der gen. pl. zu einem aisl. **erfa* 'erbin' in wirklichkeit **erfna* heissen würde, ist eine frage, die ich hier nicht zu erörtern brauche. denn zu dem zweiten teile von Noreens übersetzungen 'nach Óðridr den stein...? Púeng's? (oder drei) tóchter teilten, der erben? (oder: das erbe) die .? .sten der erbinnen?', worin ja, wie Bugge bereits s. 30. 32 bedacht hat, der genitiv 'der erbinnen' unmöglich ein von dem masculinen 'die .? .sten' abhängiger partitivus sein könnte, lässt sich schwerlich etwas befriedigendes hinzu denken. zu dem fragwürdigen masc. aisl. *erfe*, das LLarsson in seinem Ordförråd ansetzt, aber nur mit dem '*erf**' in der lückenhaften strophe 58 der Placitusdrápa (AM 673 4^{to} B, 10²⁰) belegt, resp. zu dem aschw. *ærv* (vgl. Tamm Uppsalastudier 30), hiesse der gen. pl. jedesfalls **erfa* resp. **ærva*.

An der nach meinen begriffen geradezu idealen orthographie, die ich von einem Norweger vor etwa anderthalb jahrtausend nie erwartet hätte, geht B. kühl vorüber: 'dass wir auf dem Tune-stein *arbijano* haben, nicht **arbjano*, ist aus der idg. regel zu erklären, dass im inlaut vor vocal der halbvocal *j* nach kurzem vocal und einfachem consonant stand, dagegen *ij* nach langem vocal und einfachem consonant oder nach kurzem vocal und einer consonantengruppe (Brugmann Grundriss d. vgl. gr. 1 § 120 s. 113 f). aus dieser regel hat man auch den gegensatz zwischen got. *harjis* und *hairdeis* erklärt' (s. 32). was ich bewundere ist, dass wir *arbijano* haben — oder haben sollen — und nicht **arblano*.

Die ruhige sicherheit, mit der B. — weit von Brugmanns 'dürfte' und 'wahrscheinlich' usw. entfernt — jene idg. regel vorträgt und sie bis in die zeit des Tune-steins fortwürken lässt,

steht in sonderbarem widerspruche dazu, dass er im Arkiv 8, 14 ff der sprache des Opedal-steins ‘*raisjan (oder *raisijan)’ und ‘wurkjan’ zutraut. wenn er vollends fünf zeilen vor jener idg. regel Kluges meinung citiert, dass das unumgelautele an. *arfe* ‘der erbe’ ‘den in got. *arbja* vorliegenden stamm voraussetze, indem *j* unter gewissen lautbedingungen (vielleicht in der weise, dass im dat. *-jin* zu *-in* wurde) schwand’, so muss ich bekennen, ihn nicht zu verstehn. soll das citat bedeuten, dass Kluge, der ja jenes germ. *-ij-* überhaupt bestreitet, im irrthume ist, oder dass *-ijin* über *-in* zu urgerm. *-in* geworden sei, oder was sonst? was die sache selbst anlangt, so kann ich an der existenz von *arfe* ebensowenig wie Osthoff (Forschungen II 109 f) etwas besonderes finden. das auffallende liegt vielmehr noch einen schritt weiter rückwärts.

Bei der auffassung des *arðijanō* als gen. pl. eines masc. *n*-stammes machen nach Bugges meinung (s. 32) zwei formen schwierigkeiten. die eine ist das *anna* des seeländischen bracteaten Stephens nr 57, das Löffler als gen. pl. des stammes **awan-* ‘vorfahr’ gedeutet hat. diese form oder vielmehr ihre Löfflersche deutung findet B. auch für die auffassung des *runo* der seiner datierung zufolge viel jüngern Björketorp-inschrift als eines gen. pl. hinderlich, mindestens mit dem ansatz einer vorstufe **aunō* unvereinbar. aber ‘wenn Löfflers erklärung richtig ist’ oder auch nur insofern richtig ist, dass *anna* gen. pl. eines masc. *n*-stammes ist und durch nordische synkope einen mittelvocal eingebüßt hat (Arkiv III 287 f), so sehe ich hier keine ernstliche schwierigkeit. mit *rūnō* als dem gen. pl. eines fem. *ā*-stammes braucht der gen. pl. eines masc. *n*-stammes überhaupt nicht commensurabel zu sein, und mit unserm *-anō* verträgt sich, und zwar als lautgesetzliche fortsetzung dieses *-anō*, das *-na*, di. *-nā*, des bracteaten sehr wol. schwierig wäre nur, zu entscheiden, ob die vorstufe **aunō* — genauer geschrieben: **āunō* — keinen widerspruch in sich selber berge, ob nicht *-ō* schon vor der synkope des mittelvocals zu *-ā* geworden. die entscheidung darüber hat aber mit *arðijanō*, wo ja noch *-anō* vorliegt, nichts zu schaffen.

Weder gelöst noch zerhauen ist damit der knoten, dass Bugge sagt, er sei ‘geneigt, Löfflers erklärung von *anna* für unsicher zu halten, umsomehr als auch andere rücksichten zweifel an der

richtigkeit dieser erklärung wecken'¹. das mindeste müste doch sein: er sei geneigt, sie für falsch zu halten! für unsicher? wer hielte sie dafür nicht? und ist die lesung *arbijano* und die übersetzung 'unter den erben' etwa sicher?

Die andere form, welche Bugge schwierigkeit macht, ist das in oder noch vor der von ihm und Wimmer für die Tune-inschriften angenommenen zeit aufgefangene, aber nur durch Jordanes *Getica* III 23 überlieferte '*Raumariciae* (oder *-rici*), worin wir die einwohner von *Raumaríki* widererkennen'. und die frage: 'wie soll man den gegensatz zwischen den genetivformen *arbijano*, *runo* auf der einen seite, *Rauma* auf der andern erklären?' beantwortet B. so: 'man könnte vermuten, dass die *a*-stämme, zu denen *Rauma* gehört, ihren gen. pl. auf *-ā* = got. *ē* gebildet haben im gegensatz zu den männlichen *n*-stämmen und zu wörtern weiblichen geschlechts, die ihren gen. pl. auf *-ō* bildeten. aber ich bin geneigt eine andere erklärung für die richtige zu halten. man kann gleichzeitig mit **Raumō* gesagt haben *Raumaríki*, weil hier eine silbe folgte, die entweder starken nebenton oder hauptton hatte'. also das sollen wir glauben, dagegen nicht, dass das proklitische *ek* auf **ēgō*, geschweige auf **ēgōm*, zurückgehn könne! (vgl. hierselbst s. 167 f). zunächst ist es mir unerfindlich, warum das anord. *-ríki* schon vor oder in der zeit des Tune-steins *-rīki* gelautet haben sollte, während das neutrum an. *erfi* hier *arbiya* lautete. wenn B. (s. 33), ohne jedoch ausdrücklich zuzustimmen, anführt, dass der einem accus. *arbiya* entsprechende nominativ nach Streitbergs annahme Beitr. 14, 167 und Noreens in seiner Gesch. d. nord. spr. § 171, 2 urnordisch nicht auf *-a* ausgienge, so tut er Streitberg unrecht und Noreen zu viel ehre an.

Setzen wir nun voraus, man hätte Romerige damals **Raumaríkija* genannt, so hätte dieser name lautgesetzlich sein mittleres *a* — gleichviel woraus es hervorgegangen — genau so sicher bis zur anord. zeit einbüßen müssen, wie *Wōdurīdē* sein *u*, und das an. *Raumaríki* müste also auf neubildung beruhen. täte es das aber, so läge nicht nur für mich, sondern auch für B. am nächsten, in dem mittleren *a* jenes **Raumaríkija* den stamm-

¹ Arkiv 8, 20 nennt er Löfflers auffassung der vorausgehenden runen *gibu* als 'gabe', anord. *gjōf*, 'zweifelhaft', und zwar deshalb, weil *auna* 'kaum sicher erklärt ist'.

auslaut anzuerkennen. s. 30, also zwei seiten vorher, meint B., dem **arbiŋasirgoster** der alten lesung wäre nur dadurch beizukommen, dass man es für ein compositum erklärte, 'ungefähr wie *virðinga-mestr* Isl. ss. II 9, nur mit dem unterschiede, dass hier das erste glied die form des genetivs hat'. also nicht der leiseste argwohn, dass das -a- eines compositums **arbiŋasirgoster** auf dem Tune-stein gleichfalls aus dem -ō des gen. pl., das B. ja unterschiedslos und gleichwertig bei ā-, o- und n-stämmen voraussetzt, unter der wucht des folgenden accents hervorgegangen sein könnte! ebenso gelten **witadā-**, **hlewa-** in **hlewagastir**, und sogar **walha-** in **walbakurne**, s. 17 f von vornherein und ohne jedes bedenken für nackte stämme.

Erkennt man in dem bei Jordanes überlieferten nicht etwa das land selbst wider, vielmehr mit B. die bewohner, so kann man aber auch voraussetzen, dass das land damals **Raumōrīkija* hieß, die bewohner dagegen durch eine ableitung — allerdings eine andere als Aasens *Rommeriking* — bezeichnet wurden, in der die casusendung des ersten gliedes nach uraltem und sehr logischem brauche durch den stammauslaut ersetzt war.

Stellte B. neben *Raumō*, als den directen reflex eines älteren **Raumōrīkija*, für die sprache des Tune-Steins ein **Raumārīkija*, mit -ā-, auf, so liefse sich hieraus allerdings das an. *Raumarīki* lautgesetzlich herleiten, aber diese aufstellung müste doch so lange als höchst fragwürdig gelten, bis für die sprache des Tune-Steins ein entsprechendes compositum sicher nachgewiesen würde, in dem sich das -a des ersten theiles weder als — sei es echter, sei es substituierter — stammauslaut deuten noch auch dem got. -ē gleichsetzen liefse; bedingungen, die etwa dann erfüllt wären, wenn eine und dieselbe in der sprache des Tune-Steins abgefasste inschrift zb. die genitive pl. **gastiþo* 'der gäste' und **gastijahuso* 'der gästehäuser' enthielte.

Den übergang von u zu o in **dohtrir** erklärt B., zu meiner freude, offen und deutlich für eine gemeingerm. wirkung der folgenden gutturalen spirans (s. 26). geheimnis- und verheißungsvoll klingt dagegen sein ausspruch: 'I **dohtrir** kan o endnu ikke sees at være omlydt ved indflydelse af det følgende i som i *dōtr*', um so geheimnisvoller, als eine entsprechende warnung bei dem a- von **arbiþa** und **arbiþano** fehlt, obwol die widerholung an sich dem stile des commentars keineswegs wider-

sprache. die **dohtriR**-inschrift scheint Bugge zwar keine verse, aber beabsichtigte zweimalige alliteration zu enthalten (s. 38). **d**, **g**, **b** des wortanlautes hält B. im gegensatz zu Wimmer, jedoch ohne hier seine gründe darzulegen, bereits in den ältesten inschriften für mutae, die auslautenden vocale in **staina**, **arbja**, **arbijano**, **worahto** im gegensatz zu Noreen für nicht mehr nasaliert. aus der verwendung der rune < > für den laut *j* schließt er (s. 37) folgerichtig, dass der rünnennamen **jāra* das anlautende *j*- noch nicht eingebüßt hatte. für die datierung dieser einbuße werden wir auf die besprechung der Fonnaas-inschrift vertröstet. —

Um eine absolute zeitbestimmung für unser denkmal zu gewinnen, vergleicht B. damit zunächst (s. 39) den in vieler hinsicht daran erinnernden stein von Varnum in Vermland (Schweden) bis ins einzelste, nachdem er nicht nur auf die zeichnung bei Stephens, sondern auch auf seine eigene deutung der Varnum-inschrift (in der Tidskr. f. philol. og pæd. 7, 237—244) verwiesen hat, woraus ich schliesse, dass er an dieser glänzenden und, wie mir scheint, endgiltigen deutung festhält. als ähnlichkeit rechnet er sogar das an, dass der Varnum-stein 'nur einmal interpunction (durch 3 puncte), der Tune-stein zweimal auf jeder seite durch 2 puncte und daneben einmal auf seite *a* entweder 1 oder 2 puncte' hat, während ich, hinsichtlich der interpunction, bloß darin eine ähnlichkeit — aber nur mit der **dohtriR**-inschrift — entdecken kann, dass die einzige interpunction des Varnum-steinen gerade hinter **ubarhite** gesetzt ist; dagegen bei der hervorhebung der verschiedenheiten verschweigt er — wie in dem ganzen commentar — vollkommen die allermerkwürdigste, nämlich die schreibung **lah** (nach seiner deutung = got. *jah* 'und') gegenüber seinem viermaligen **j** in der **dohtriR**-inschrift. die hervorgehobenen verschiedenheiten, nämlich die in der gestalt der **R**- und der **k**-runen, erweisen den Tune-stein als in palaeographischer hinsicht etwas altertümlicher als den Varnum-stein; ähnlichkeiten und verschiedenheiten gegen einander abgewogen, stellt sich für B. der Varnum-stein als der um etwa 50 jahre jüngere dar.

Sodann führt B. einerseits die runologischen merkmale — es sind wider die formen für **k** und **R** — an, durch die sich der Varnum-stein jünger zeigt als die allermeisten bracteate-inschriften,

anderseits die runologischen merkmale — abermals **k** und **R** —, die ihn etwas älter als die inschrift auf der Fonnaas-spange erscheinen lassen, was, wie bei der besprechung der spange nachgewiesen werden soll, die sprachformen gleichfalls tun. gelingt B. dieser nachweis und lässt sich sowol die hauptmasse der bracteaten wie auch die Fonnaas-inschrift datieren, so sind beide grenzen des zeitlichen spielraums für den Varnum-stein gefunden und jeder kann durch subtraction der zahl 50 daraus den für die Tune-inschriften freistehenden zeitlichen spielraum selber ermitteln. und alles glückt wirklich! mittels einer halbgeheimen — ich möchte sagen: potenzierten majoritätsrechnung, die darin besteht, dass zunächst die zeit der gesamten bracteaten, alle als eine masse betrachtet, in diejenigen jahre gelegt wird, welche die majorität der archäologischen stimmen für sich haben, die jahre ca 450—600; dass dann aber die zeit der bracteaten-majorität, die zeit derjenigen bracteaten nämlich, welche älter als der Varnum-stein zu sein scheinen, = den ersten $\frac{2}{3}$ des für die gesamten bracteaten gefundenen zeitraums, also = ca 450—550 gesetzt wird — mittels dieser rechnung ergibt sich: der Varnum-stein nicht älter als ca. 550¹. der ersten majoritätsrechnung gegenüber muss ich bekennen, dass ich in wissenschaftlichen fragen die gründe wäge, nicht die stimmen zähle; die zweite majoritätsrechnung — und mag ihr facit der wahrheit so nahe kommen wie nur denkbar — ist aber weder demokratisch noch mathematisch noch kaufmännisch noch sonst wie. wenn ich von 15 markstücken weis, dass das älteste von ihnen 1876 und das jüngste 1890 geprägt ist und dass 10 von ihnen älter sind als die übrigen 5, dann kann ich doch noch lange nicht mit irgend welcher zuversicht vermuten, dass das jüngste von den 10 älteren 1885 geprägt sein werde.

Die archaeologische datierung der Fonnaas-spange — der spange an sich — hätte für die chronologie des Varnum-steinnes natürlich nur dann bedeutung, wenn sie mit aller bestimmtheit auf: 'sehr viel später als 550' lautete; so lange sie sich in der gegend von 550 aufhält, oder gar auf: 'älter als ca 550' lautet, hat sie keinen wert für uns hier. Rygh möchte die spange ins 6 oder 7,

¹ bei Bugge lautet das resultat statt dessen sofort — aber kaum logisch —: 'hiernach dürfte man den Varnum-stein setzen ungefähr 550—600'. vgl. Arkiv 8, 32, woraus der gedankensprung allenfalls verständlich wird.

Montelius sie ins 5 jh. setzen. also beides belanglos. erst dadurch, dass er die inschrift der spange datiert: ca. 600 (Arkiv 8, 32), erhält B. den terminus ad quem für den Varum-stein. 50 subtrahiert, giebt für den Tune-stein: c. 500—550.

Und der Tune-stein soll sich wirklich von dem Varum-stein einfach ins schlepptau nehmen lassen, um absolut in weiter keinen unmittelbaren altersvergleich, weder mit den bracteaten, noch mit der Fonnaas-inschrift, noch mit irgend einem andern denkmal, zu kommen, — und seine neue j-rune, sie geht dahin, als wäre sie nicht gewesen?

Hat denn die form der j-rune nicht gerade so gut eine entwicklung gehabt wie die k- oder R-rune? und muss nicht die eine seite des Tune-steinen auch dieser entwicklung eingepasst werden? ja, da die lesung des zeichens < > zu der annahme zwingt, dass damals und dort der laut *ŋ* anders geschrieben worden, auch der geschichte der *ŋ*-rune?

Ich wage mich an diese aufgabe nicht, schon deshalb nicht, weil mir die autopsie fehlt. aber dass, so lange diese aufgabe ungelöst ist, weder die relative noch die absolute datierung des Tune-steinen neuer lesung noch überhaupt die lesung der rune < > als j für hinreichend gesichert gelten darf, das wage ich zu behaupten, und ich hoffe, dass Wimmer uns diese aufgabe löst oder aber als unlösbar dartut.

Hamburg.

FR. BURG.

MUSPILLI.

Über den ersten teil des auch altsächsisch wie altnordisch bezeugten, nach allgemeiner annahme aus heidnischer zeit stammenden wortes für den weltbrand sind die meinungen noch geteilt. Kögel in Pauls Grundriss II 1, 212 sucht ihn in *mû* 'erde', einem worte, welches zwar nicht für sich, wol aber auch in ahd. *muwerf*, *muwerfo* (Graff I 1040) erscheine. schon JGrimm Myth.³ 768ff hatte neben *mud* auch an *mu* gedacht, und finnisch *maa* 'terra, solum' herangezogen.

Allein es scheint methodischer, von der altsächsischen form *mudspelli*, *mutspelli* auszugehn. dass der dental vor *sp* im ahd. und altnordischen schwand, begreift sich; nicht aber, dass er

erst nachträglich hineingekommen wäre. Kügels annahme, dass man den alten ausdruck misverständlich angelehnt hätte an das wort, welches mhd. *mot* lautet und 'schwarze torfartige erde' bedeutet, setzt voraus, dass man ihn in Sachsen im 9 jh. nicht mehr verstanden hätte, was doch erst irgendwie wahrscheinlich gemacht werden müste. das wort '*der mott*' ist noch jetzt weitverbreitet, wie das DWb. vi 2600 zeigt. ganz besonders ist in der Schweiz (s. das Schweizerische idioticon und Seiler Baseler wb.) und in den angrenzenden teilen des Elsasses, im Sundgau, bei Thann und Altkirch eine vorzüglich passende bedeutung vorhanden: *der mott* ist das ergebnis der verbrennung von rasen, stoppeln und gesträuch, wie sie im herbst zur düngung auf den feldern stattfindet. wie in der Schweiz kommt auch im elsäss. Sundgau *muthüse* [nach Kräuters lautbezeichnung *mùthúʃə*, *mùthýʃə*] vor, wie jetzt namentlich die kartoffelstauden heißen, die zum verbrennen zusammengetragen sind. auch im Sundgau kennt man wie in der Schweiz *mute(n)* 'stoppeln und stauden verbrennen'; für das schwäbische bezeugt es außer den belegen des DWbs. auch JCVSchmid Schwäbisches wb. die bedeutung haufe von wertlosen dingen, die man zusammenkehrt, um sie zu verbrennen oder sonst zu beseitigen, zeigt auch *mutich*, welches wie in der Schweiz auch im Elsass bekannt ist. es bedeutet 'unordnung, kebricht'; aber auch einen heimlichen vorrat von äpfeln uä., den sich etwa ein kind in irgend einem winkel anlegt; auch ein geldvorrat, den etwa eine frau hinter dem rücken ihres gatten anlegt und für ihre eigenen zwecke vorbehält¹. das mittelniederdeutsche kennt *mudeke* 'pomarium': s. Schiller-Lübben. niederrheinisch, in der gegend von Jülich heißt *mōd* heimlich angelegter äpfelhaufen, wie mir von dort einheimischen versichert wurde.

Allerdings ist nun englisch *mud*, niederdeutsch *mudde* 'schlamm', *muddy muddig* 'kotig'. daneben hat das englische auch *moat* 'festungsgraben', welches Skeat vom altfranz. *la mote*, jetzt *la motte* ableitet. bei diesem ist wider die bedeutung 'haufen, erdwall' vorhanden. und so muss wol die bedeutung 'schlamm' sich erst aus der von brennbaren erdhaufen mit pflanzenstoffen entwickelt haben. in Bayern heißt *der mott* auch torf: Schmeller-Frommann I 1693. aber torf fand man doch nur an einzelnen

¹ vgl. hierüber und über das verhältnis zu *mot* auch Vilmar Idioticon von Kurhessen s. 277 f.

stellen des germanischen bodens. so hat sich ja auch die bedeutung des wortes *torf* selbst erst aus der von rasenstück entwickelt, wie das engl. *turf* und das ahd. *zurba* zeigt: s. bes. Schade Altd. wb.

Wir blicken in ein gewis uraltes verfahren bei der düngung der felder: rasenstücke, wie sie nach der brache vorhanden waren, wurden ausgehoben, dann mit den trockenen stauden und gesträuchen verbrannt und die asche verstreut. die vegetation bot dem feuer den eigentlichen nährstoff, wie denn das feuer nordisch *bani vidar, grand vidar, herr alls vidar* heisst: Grimm Myth.³ 568. nach der Völuspa 57 verbrennt die erde selbst nicht, sondern sinkt ins meer. im Muspilli wird zuerst von den bergen gesprochen, die entbrennen, sodass kein baum stehn bleibt. das *preita wasal* verbrennt dh. die weite rasenfläche. dagegen das *muor varswilhit sih*, also das sumpfland brennt nicht, sondern verliert nur sein wasser. nicht der moorbrand, wie er ja nur in bestimmten gegenden Germaniens vorkommen konnte, gab anlass zu der allgemein verbreiteten vorstellung vom weltende, sondern der heide- und waldbrand, wie er sich aus den feuern bei der felddüngung leicht und oft entwickeln mochte.

Gegen die annahme, dass *mud* der erste bestandteil von *muspilli* sei, wird man die kürze des *u* einwenden, welche bei einem *i-* oder *u-*stamm die erhaltung dieser vocale in der compositionsfuge erwürkt haben müste. aber warum soll das wort nicht auch consonantische flexion gehabt haben? dann wäre der mangel eines vocals zwischen den zwei ersten silben von *mudspelli* nicht auffallend, so wenig wie im gotischen *gudhus*; sind doch auch got. *þuthaurn, Gutþiuda* zusammensetzungen ohne fugenvocal, obschon die stämme *þut-* *gut-* sonst nur vocalisch erscheinen. für *þuthaurn* nimmt allerdings Cremer Beitr. 8, 411 *ū* an, was gegenüber dem mhd. *duz* doch erst irgendwie begründet werden müste.

Ich benutze die gelegenheit, auch über den text des Muspilli zu sprechen, den ich zu pfingsten 1893 verglichen habe. allerdings könnte ich Steinmeyers lesungen in der neuen ausgabe der Denkmäler nur bestätigen, ausser dass ich in v. 71 (im diplomatischen abdruck in Müllenhoffs Sprachproben z. 77) bestimmt glaube: *eru suonu* gelesen zu haben; und dass in dem erwähnten abdruck z. 79 mit einem grossen buchstaben, wol einem P anfieng,

sodass sich diese zeile ergänzen lässt: *Pi daz scolta manno nohhein*, mit einem übergang in prosastil, wie ähnliches ja auch sonst in der überlieferung des gedichtes vorkommt.

Straßburg, 11. 1. 94.

E. MARTIN.

DEA GARMANGABIS.

Im sommer des verflossenen jahres wurde zu Lanchester in der grafschaft Durham eine römische ara gefunden, deren inschrift zuerst FHaverfield in der Academy nr 1111 s. 158 vom 19 aug 1893 nach einer photographie, dann EHübner im Correspondenzblatt der westdeutschen zeitschrift 1893 nr 8/9 sp. 184—6 nach photographie und papierabdruck veröffentlicht hat. die inschrift lautet nach dem letzteren:

D E A E G A R
M A N G A B I
E T N / / / / /
/ / / A V G N P R C
S A L . V E X . S V E B O
R V M . L O N . G O R . V O
T V M S O L V E R V N T . M

zeile 3/4 ist ein wort getilgt, dessen erkennbare reste auf GORDI|ANI, nicht auf NVMINI|BVS, woran man zunächst denken sollte, führen. wenigstens ANI ist, wie Hübner versichert, zeile 4 auf der photographie eher erkennbar als BVS. die auflösung der inschrift ergibt demnach den text: *Deae Garmangabi et n(umini) G[ordiani] Aug(usti) [n(ostri)] pr[o] sal(ute) vex(illarii) Sueborum Lon(...) Gor(dianorum) votum solverunt m(erito)*. in der kürzung Lon. steckt nach Hübner unzweifelhaft der name des castells, dessen stehnde besatzung die vexillarii Sueborum bildeten. es liegt nahe, dabei an den ersten teil von *Lanchester* zu denken, allein der römische name dieses castells, das an der grossen von Eburacum nach dem norden führenden strasse lag, ist bisher nicht nachgewiesen. denn die station *Longovicio* in der Notitia dignitatum ed. Böcking III p. 113, zu welcher der ebenda genannte *praefectus numeri *Longovic(ian)orum*, überliefert *Longovicariorum*, gehört, ist nach der ansicht Hübners aus topographischen gründen auf *Lancaster*, das viel weiter südlich und

westlich an der mündung des flusses *Lune* oder *Lon* gelegene castell, von dem die grafschaft Lancaster ihren namen führt, zu beziehen. die namenverwantschaft zwischen Lancaster und Lanchester erklärt sich also vielleicht aus einem gleichen oder ähnlichen antiken namen, den beide führten. das aber hat zur voraussetzung, dass Lancaster nicht nach dem flusse *Lune* oder *Lon* benannt sei, denn Lanchester hat mit diesem flusse keinerlei gemeinschaft und erfordert unbedingt ein anderes etymon im ersten teile. die verbindung beider wäre leicht, wenn man annähme, dass diese castelle in angelsächsischer zeit **Langcaster* und **Langceaster* geheissen haben, und das allerdings erschiene in jedem falle wie eine directe übersetzung aus römischem *Longovīcium* kelt. **Longovīcion* zu lat. *vīcus*, griech. *ὄλιχος*, got. *weihs*. die inschrift wird nach Hübner durch den beinamen der *Gordiani* und den getilgten namen des kaisers auf die zeit des dritten Gordianus 238—244 bestimmt. es ist dabei allerdings zu bedenken, dass der name des Gordian sonst nicht getilgt ist (Haverfield 158, Hübner 185) und dass die einsetzung von GORDI in zeile 3 wesentlich durch das GOR. der 7 zeile bedingt ist und sehr zweifelhaft würde, wenn dem LON·GOR eine andre bedeutung zukäme, als die herausgeber der inschrift gemutmaßt haben. Haverfield selbst machte nebenher auf die *Σουήβοι οἱ Λαγγοβάργοι* des Ptolemaeus aufmerksam, aber für die mitte des 3 jhs. spricht nach seiner versicherung die form der buchstaben, und somit dürfte doch die gegebene auflösung *vex(illarii) Sueborum Lon(govicianorum) Gor(dianorum)* am meisten befriedigen. sei dem wie immer, die von swebischen soldaten verehrte göttin *Garmangabis* muss eine germanische sein, und der erklärung ihres namens ist diese kleine untersuchung eigentlich zugedacht.

Garmangabi ist lateinischer dativ eines nomens der *i*-declination, nom. sing. *Garmangabis*, der wie *Albis* aus **Albi* von einem germanischen *-ī (-jō)*-stamme **Garmangabi*, gen. **Garmangabjōz* ausgeht. *-gabi* zu got. *giban* stv., *giba* stf., as. ahd. *gēba*, ags. *gifu*, an. *gjōf*, mhd. *gēbe*, *gabe*, nld. *gaaf*, aschwed. *gāfa*, mit jener vocalstufe, die im perf. got. *gaf* sowie in dem adj. got. *gabigs* (*gabeigs*), isl. *gōfegr*, *gōfogr* und nach Bosworth-Tollers ansatz auch im ags. *gæfe* f. 'grace', *mid Gods gæfe* 'by Gods grace' und *gæfel* n. 'gift, offering, tribute' vorliegt, ist ohne zweifel 'die gebende' und identisch mit jenem femininen nomen agentis, das

von den rheinischen *matronis Gabiabus* und *Alagabiabus*¹ her bereits bekannt ist.

In *garman*, dem ersten teile der composition, kann entweder ein object gesucht werden, wie bei der zemaitischen *Polengabia* di. **Pelengabia* des Jan Łasicki, der göttin des herdfeuers, oder ein modus, wie bei den ubischen *Alagabiae*, oder eine copulation, wie bei der zemaitischen *Matergabia* di. wol die 'mutter-geberin', oder eine eigenschaft, beziehungsweise auch eine bestimmung der zugehörigkeit, der göttin. man könnte auf den einfall geraten, in **Garmangabi* eine composition mit dem keltisch-römischen volksnamen *Germāni* zu erblicken, wonach die göttin als *Gabis Germanica* oder *Germanorum* zu umschreiben wäre und *garman* jenes *a* besäße, das gerade in Britannien im namen der *Germani* für *e* bezeugt ist. so teilt Jäkel (Zs. f. d. phil. 26, 311 anm.) mit, dass noch zur zeit Bedas die Angli und Saxones von den benachbarten Briten *Garmani* genannt worden seien. das aber würde wol voraussetzen, dass das ganze compositum keltisch wäre, denn eine hybride bildung von kelt. **Garmanoi* und germ. *gabi* hat formelle wie sachliche bedenken gegen sich. es ist also sehr viel wahrscheinlicher, dass wie *gabi* so auch *garman* ein germanisches wort sei und eine in beiden vocalen, des stammes und des suffixes, ablautende form zu jenem westfränkischen *germen*, *girmin*, *gormen* darstelle, welches in den namen bei Förstemann Namenbuch 1 *Germening*, *Germenberga*, *Germenar*, *Germenildis*, *Gementrada*, *Germenulf*, *Gormenteus* und *Girminburg* vorkommt, die mit ausnahme des letzteren (der aus den traditiones Corbeienses stammt) sämtlich dem Polypt. Irminonis, einer (*Germenildis*) dem Polypt. S. Remigii Remensis, entnommen sind. dieses namenelement *germen*, dessen vocale nach *girmin* zu urteilen nichts anderes als

¹ über die angebliche *Dea Idbangabia* DEAE-IDBA N. GABIAE bei Max Ihm Der Matronencultus s. 28, DEAB IDBA NS. GABIAB im ClRh 625, welche gleichfalls hierher gehört, weigere ich mich noch ein urteil abzugeben, denn es liegen mir zwei mitteilungen Zangemeisters über diese inschrift vor, nach welchen die reste des S zeile 2 gesichert scheinen, das E statt B in zeile 1 moderne interpolation, das N in 2 auch N̄ gewesen sein kann, der letzte buchstab der zweiten zeile aber wegen eines senkrecht durch seine mitte gehnden bruches sowol einem E als einem B genügt. es ist daher vorläufig nicht auszumachen, ob wir es hier mit einer *Dea Idban(i)sgabia* oder mit *deae Idban(i)sgabiae*, allesfalls auch *Idbanae Gabiae* zu tun haben.

zwei kurze *ē* sein können, steht ohne zweifel in irgend einem verhältnis, anscheinend dem einer ableitung, zu dem elemente *germ* in *Germoard* saec. 7 (Conc. Cabilon.) und *Germard* saec. 9 (bischof von Orange), das wider als selbständiger name *Germo*, *Ghermo*, *Geremo* aus dem 8 und 9 jh. mehrfach bezeugt ist. und dieser umstand, dass neben *germen* ein einfacheres *germ* als anlautendes namenelement vorkommt, macht es von vornherein unwahrscheinlich, dass *germen*, wie schon behauptet worden ist, mit dem aus mlat. *carminare*, frz. *charmer*, entlehnten ahd. *germinôn* swv. 'incantare' zusammenhängen könne, da man doch nicht wird sagen wollen, dass in *Germo*, gen. latinisiert *Germoni* und *Ger-mune*, national *Germen*, *Germon*, *German* (Förstem. Nbch. i), in *Germard* und *Germourd* ein synkopierte *germ-* < **germn-* < **germin-* gelegen sei. ausserdem ist zu bedenken, dass die ahd. gruppe *garminôn*, *kermenôn*, *germenôn* swv., *carminôt*, *garminôth*, *kerminôth* stm. 'incantatio' und *carminari*, *garminari*, *germinari* stm. 'incantator' ausschliesslich auf dem verbum *carminare* beruht und kein beleg dafür vorhanden ist, dass neben diesem etwa auch lat. *carmen*, afrz. *charme* 'zauberformel' selbst entlehnt worden wäre, was man verlangen müsste, wenn die namen mit *germen-*, die ja gewis nicht verbale, sondern nominale composita sind, damit zusammenzubringen wären. schliesslich verbietet die form *gîrmin* mit ihrem augenscheinlichen *i* < *ē* jede gemeinschaft des westfränkischen *germen* mit lat. *carmen*.

Aber auch mit lat. *germānus*, denke man nun an das appellativum oder an den christlichen namen *Germānus*, *Germāna*, frz. *Germain*, *Germaine* (Stadler Heiligen-lexicon) oder, noch entlegener und unwahrscheinlicher, an den volksnamen *Germāni*, kann *germen*, *girmin*, *gormen* nichts zu tun haben, und wenn die kinder des *Germenulf* im Pol. Irm., wie Förstemann anmerkt, *Germānus* und *Germāna* heissen, so ist daraus nicht etwa zu schliessen, dass westfränkisch *germen* aus lat. *germānus* nostrifiziert sei, sondern nur, dass die lateinischen oder romanischen namen der kinder mit rücksicht auf das ähnlich klingende fränkische element *germen* im namen des vaters gewählt und beigelegt worden sind, also eine art annomination lateinischer an einen germanischen namen darstellen.

Zeuss Die Deutschen 59 verglich zu *Germo* an. *Garmr*, den namen des mythischen hundes. wenn man aber, wie ich zugebe,

bei dem *garman* der swebischen göttin versucht sein könnte, an *Garmr* zu denken, so ist das doch bei *girmin* und dem damit zusammenhängenden *Germo* nicht angebracht, ganz abgesehen davon, dass nach Noreen Altisl. und altnorw. gramm.² § 248 *Garmr* neben *Gramr* nichts anderes als eine metathesis vocal + r < r + vocal ist, weshalb man in diesem mythischen wesen, mit berücksichtigung der specifischen bedeutung, die dem aisl. *gramr*, ags. *gram*, *grom*, as. ahd. *gram* in der religiösen phraseologie zukommt (beispiele bei Cleasby-Vigfusson, Bosworth-Toller, Heliand, Graff), nichts anderes als 'die zürnende gottheit' oder 'den feindlichen gott an sich' erblicken darf, wie denn as. *the gramo* (Heliand 1084) geradezu den teufel bezeichnet.

Mit isl. *gormr* m. 'dreck, schlamm', einem concretum auf -ma wie *barm*, *darm*, *skúm*, *slím* ua. Kluge Nom. stammb. § 88, das zu nord. *gor* n. 'dynd, søle', ags. *gor* n. 'dung, dirt', ahd. *gor* 'fimus' gehört, mag ich mich nicht aufhalten; ein wort dieser begriffsreihe ist weder in den p. n. mit *germen*, *girmin*, *gormen*, *germ*, noch in dem namen der göttin zu erwarten. bei Lexer wird *gor* zu *görn*, *jësen* gestellt, was mir mit hinblick auf mhd. *gërwe* swstf. 'hefe, unreinigkeit, auswurf' recht annehmbar erscheint, und hierher gehören dann wol auch die flussnamen (Förstemann II²) *Germepi* und *Germizen*, 'Girms' mit vollerer ableitung **Germenze* in *Germenzer marca*.

Die bedeutung von *girmin*, *garman* kann nur im zusammenhange mit dem einfacheren *germ* in *Germo* usw. erschlossen werden.

Da ist es nun sehr beachtenswert, dass das verhältnis von *germen*, *girmin* zu *germ* bei dem in personennamen noch viel häufigeren, gleichfalls nur anlautend vorkommenden, elemente *irmin* widerkehrt, sodass den oben nachgewiesenen namen jedesmal eine genaue paralleiform gegenübergestellt werden kann, also *Ermening*, *Ermenberga*, *Ermenar*, *Ermenildis*, *Ermendrada* (neben *Ermenrada*), *Ermenulf*, *Ermenteus*, *Irminburg* und *Ermoard*, *Ermhard* (*Ermhart* Sanct Peter), *Ermo*, und auch diese namen sind westfränkisch und stammen fast durchweg aus den polyptychen Irminonis und Sti. Remigii Remensis. diese parallelen beweisen meines erachtens unwiderleglich, dass, so wie **ërmaz* **ërmenaz* auch **gërmaz* **gërmenaz* germanische bildungen sein müssen und von einer entlehnung dieses namenelements aus dem lateinischen

oder keltischen nicht die rede sein kann. nun ist aber für **ērmēnaz* meines wissens noch heute die von Müllenhoff Zs. 23, 3 begründete ansicht in geltung, dass dieses adjectiv als vereinzelter rest einer germanischen medioparticipialen bildung zur wurzel germ. *ar* (*ēr*) 'sich erheben' anzusprechen sei, wonach demselben die bedeutung 'excelsus, hoch, erhaben, grofs' zukommt. vgl. *irmingot* Hild. gleich unserm 'grofser gott'.

Zu diesem *irmin* germ. **ērmēnaz* verhält sich einfacheres **ērmaz*, das der ganzen lage der dinge nach weder etwas anderes bedeuten noch grammatisch etwas wesentlich anderes als **ērmēnaz* sein kann, wie die wurzelhaften adjectiva auf *-mo* (Kluge Nom. stammb. § 184), annd. *warm* (vgl. zur ableitung griech. *Θερμός*), *arm*, *harm*, ags. *rūm* usw., und es ist vielleicht gestattet, auf Brugmann Grundriss II¹ 154 zu verweisen, wonach im umbr.-osk. und balt.-slavischen das suffix *-mo* in gleicher function an stelle des idg. *-mno*, *-meno*, *-mono* auftritt, dh. participia med. (pass.) bildet.

Ist also nun zweifellos **ērmaz* gleich **ērmēnaz* 'hoch, erhaben, grofs', so ist auch **gērmaz* gleich **gērmēnaz* und das verhältnis des voranstehenden bekannteren namenelements kann ohne weiteres auf das zweite übertragen werden. **gērmēnaz* ist demgemäfs gleichfalls eine participiale bildung zur wurzel *ger*, griech. *χαρ*, welche in ahd. *gēr*, *giri* adj. 'cupidus', *gerōn*, *gerēn* swv. 'cupere', *gern*(t) adj. 'intentus, cupidus, studiosus, pronus', got. *gairns* in comp., nhd. *gierig*, *gern*, *begehren*, *begierde*, griech. *χαρά*, *χάρμα*, *χάρις*, *χαίρω*, lat. *grātus*, *grātia* (Curtius Grundzüge der griech. etymol.³ s. 187—88) erhalten ist.

Dem westfränk. *germen* entspricht nun mit ablautenden vocalen das swebische *garman*, germ. **garmanaz* im namen der göttin, genau so wie das adj. *warman* im flussnamen *Warmanou* saec. 11 (Fürstemann Nbch. II²) der anders vocalisierten form *wirmin*, *werman* in den flussnamen *Wirmina* saec. 8, *Wermana* saec. 11, *Wirmilaha*, dissimiliert aus **Wirminaha*, saec. 11 entspricht, worin ich eine zweite parallele zu *irmin* vermute, denn *Wirmina* wie *Warmanou* können nicht getrennt werden und auch hier steht einfacheres *wirm* germ. **wermaz* in *Wirmsēo* saec. 9 dem volleren participialen **wermēnaz*, **warmanaz* zur seite, sowie sich sogar die ablautstufe *Gormenteus* im fl. u. *Worm*, *Wurm* saec. 10 wiederholt.

Wie *erm*, *ermen* zu *ar*, *ēr* und *germ*, *germen*, *garman* zur wurzel *ger*, griech. *χαρ*, gehört das gemeingermanische **warmaz*, ahd. as. *warm*, ags. *wearm*, an. *varmr*, got. in *warmjan* swv. zu einer idg. wurzel *war* 'wallen, kochen', asl. *vřrěti* 'wallen, siedend, quellen', *varŭ* 'aestus', *izvorŭ* 'fons', litt. *wirti* 'kochen', *wirėjas* 'der koch', deren ablautstufen *e* und *ũ* > *ō* im germanischen durch ahd. *wermuoſa*, *uuermoda*, *wermiti*, *uuormota* 'absinthium' (absinthium = 'potio mellita, monachica' Du Cange), ags. *wērmód*, *wormód* stm., got. etwa **waírmódus*, belegt werden, worunter ich zunächst nicht die pflanze vermute, sondern ein abgekochtes getränk, einen absud oder aufguss verstehe. vgl. das ganz analog gebildete ahd. *meród* 'coena'.

Wenn nun die bedeutung dieses gemeingerm. wortes und seiner verwanten *wirmin* und *warman* durch den perfectiven begriff 'ins kochen, wallen geraten seiend', 'sich erhitzt habend' vermittelt wird, die von *ermen* aber aus 'sich erhoben habend' entspringt, so wird für germ. **germaz*, **germenaz*, **garmanaz* von dem begriffe 'verlangt, begehrt' zu der bedeutung 'erwünscht, willkommen, erfreulich' fortgeschritten werden dürfen, di. im wesentlichen dieselbe entwicklung, die in lat. *gr-ātus* vorliegt.

Es ist gewis nicht zufall, dass in *ermen* und *germen* zwei durch den reim gebundene parallele bildungen erhalten sind und man wird annehmen dürfen, dass sie auch in der rede gepaart worden seien, dem sinne nach ungefähr wie unser 'hoch und teuer' oder ähnliches. in **Garmangabi* für **Garmanagabi* ist wie bei *Hermunduri* der thematische vocal synkopiert, der name selbst ungefähr als 'grata donatrix' zu übersetzen.

Wien, 31 jan. 1894.

THEODOR VON GRIENBERGER.

ZUR KUDRUN.

I.

12, 1 ist die überlieferung lückenhaft. Ziemanns allgemein gebilligte ergänzung will mich aber nicht befriedigen. die hs. bietet *v. m. sawbermaule tr.*, die herausgeber schreiben *v. m. soumære rīch gewæte truoc*. dass *sawber* (jedoch nicht *sawbermaule*) auf *soumære*, *soumer* zurückgehe, halte auch ich nicht für unwahrscheinlich. graphisch steht allerdings *silber* einem voraus-

zusetzenden *suber* nahe und man könnte auch an *swære*, *swere* denken, doch lässt sich damit wenig anfangen, will man nicht zu weitem Änderungen greifen. man müste dann etwa annehmen, bereits ein früherer abschreiber habe wegen der graphisch ähnlichen wortausgänge *-ære* und *-æte* *rič gewæte* übersprungen, HRied *sōmer* als *souber* gelesen und *maule* ergänzt. ich glaube indes, dass *maule* ein lesefehler des letzten abschreibers ist und dass in der vorlage *mulih* stand, schlage also vor zu schreiben *vil manic soumære mueliche truoc, daz ir hovegesinde* usw., womit sich vergleichen lässt 270, 2 *sin ros giengen swære von silber und gewant*; 923, 2 *unsanfte gant die mære, geladen harte swære*; s. außerdem zb. Nib. 1117, 2 *man sach ir soumære sō rehte swære tragen* Biterolf 544. 3861. 5517. Dietr. Fl. 3697. *mueliche*, das, allerdings in anderm sinne, in unserer dichtung 83, 2. 350, 4. 891, 4 begegnet, wahrt nicht bloß am besten die handschriftliche überlieferung, sondern macht auch v. 4, der bei der ergänzung *rič gewæte* wesentlich nur eine widerholung von v. 2 ist, nicht überflüssig.

26, 1 *Eines tages Sigebant ûf einer grêden saz.* zu *grêde* bemerkt Martin in der grössern ausgabe: 'es sind hölzerne oder steinerne stufen vor einem gebäude; aber auch eine rasenterrasse heisst so', wozu auf Helbl. II 510 verwiesen wird. M. hat dann in der Zs. f. d. ph. 15, 205 andere bedeutungen des wortes (steinlage vor dem hause, steinterrasse, aus lehm gestampfte grede vor dem süddeutschen hause) angeführt. Schwarze in derselben zs. 16, 404 hält die *grêde*, auf welcher das königspaar plaudernd sitzt, für eine terrasse vor der vordern umfassungsmauer (!), und ASchultz Höf. leb. I 58 führt unsere stelle als beleg dafür an, dass man auf der treppe saß, um sich der frischen luft zu erfreuen. als stufe, treppe können wir hier *grêde* nur fassen, sobald die folgenden verse als interpolation ausser betracht bleiben. wenn wir den text aber nehmen, wie er vorliegt, kann diese auffassung nicht bestehn, denn man wird sich die situation doch nicht so vorstellen, dass Sigebant auf einer treppe platz genommen hat und die königin unter einer nahestehnden cypresse sich befindet, sondern vielmehr, dass beide zusammen *ûf einer grêden* unter dem baume sitzen. dann können wir darunter aber nur einen bankähnlichen, oder sagen wir stufenartigen sitz verstehn. Helbl. II 508 ist zu lesen *wol dan mit mir zeiner bank, daz wir sitzen*

bēde: dort stēt ein grēde, beleit schön mit grūnem wasen. hier sind nun *bank* und *grēde* nicht etwa verschiedene dinge, sondern identisch. im ma. wurden sitzbänke im freien, besonders in gärten, ganz gewöhnlich in der weise hergestellt, dass man vier oder mehr pfähle in entsprechenden abständen in den boden schlug, auf allen seiten eine bretterverschalung anbrachte, den hohlraum mit erde ausfüllte und schliesslich die oberfläche mit rasen bedeckte. derartige sitze sehen wir auf alten bildern häufig, ich verweise beispielshalber auf die im Anz. f. k. d. d. vorz. 1880 s. 71 abgebildete liebesscene zwischen Paris und Helena vom j. 1441, auf Dürers 'Madonna mit der meerkatze' und dessen 'hl. familie mit den drei hasen'. daneben gab es auch steinerne bänke, sei es, dass ein block behauen oder kleinere stücke mit oder ohne mörtelverband hierzu geschichtet wurden.

Dass für solche sitzvorrichtungen neben *banc* auch die in rede stehende bezeichnung üblich gewesen ist, bezeugt gleichfalls Wiga-lois 7098 ff, wo die *grēde*, auf der die beiden ritter sitzen, unter der vor dem burgtore stehenden linde situiert erscheint, weshalb eine andere deutung ausgeschlossen ist. man könnte höchstens daran denken, dass durch ummauerung und aufschüttung ein den stamm rings umgebender sitzplatz geschaffen wurde, wie wir das noch hier und dort bei alten dorf- und burglinden wahrnehmen.

39, 2 hat die hs. *aus reich*. Martin ergänzte *aller vürsten* und ihm folgte Symons, Bartsch hinwider emendierte *ûzer îrrtche*. vielleicht ist zu schreiben *verre ûz dem rîche* oder *ûz verren rîchen*. stand in der hs. *v're vzē*, so erklärt sich der ausfall eines der beiden worte um so leichter, als *z* und *r* in Rieds vorlage zu verwechseln waren. ähnlich verhält es sich mit *vz v're rîchē*; s. dazu 64, 4. 118, 2.

72, 4 halten sich die herausgeber meist an die überlieferung: *stt kam er ze trōste in îrlande manegem schoenen wtbe*. Martin änderte *in dem lande*. an *Eyrland* hat man mit vollem recht anstoss genommen, aber die änderung *in dem lande* muss bedenken erregen, weil sie die handschriftliche überlieferung nicht berücksichtigt. ich kann mir wenigstens nicht erklären, wie daraus die lesart *Eyrland* hervorgegangen sein könnte. es ist zweifellos zu emendieren *in ir ellende*, wodurch nicht nur der vers den denkbar besten sinn erhält, sondern auch das befremd-

liche *Byrland* erklärt wird. wir haben es mit einer irrtümlichen auffassung zu tun, die einem flüchtigen abschreiber um so leichter passieren konnte, wenn in der vorlage *ir elende* stand und zwar bloß durch ein geringes spatium getrennt, sodass er beide worte zu *irelende* verband und mit *irlande* identifizierte oder bei oberflächlicher aufnahme des wortbildes gleich *irlande* las.

96, 4 hat bereits Ziemann *nach ir willen* ergänzt, was trefflich passt, sofern man nur dem sinn rechnung trägt, aber gleichwol anzufechten ist, indem nämlich der ausfall nicht begründet werden kann. dass ein copist die phrase absichtlich ausgelassen habe, ist höchst unwahrscheinlich; wenn es aber aus flüchtigkeit geschah, so ist anzunehmen, dass die fehlenden worte nicht mit den folgenden, sondern mit den vorausgehenden graphische ähnlichkeit besaßen, und darum ziehe ich vor *dne sorge*, was in einer hs. aus der zweiten hälfte des 13 jhs. *an dem* oder *anme*, *ame berge*, wie vielleicht die vorlage aufwies, sehr ähnlich ist. man beachte außerdem den anfang der folgenden strophe *dô in der grözen sorgen von im gar gebrast*. das fragezeichen wäre dann nach *waz mohte in dô gewerren* zu setzen.

110, 1. *Daz schif het einen herren ûz Salmé*. Martin (Zs. f. d. ph. 15, 207) glaubt, es könne mit *Salmé* der Solway frith bei Carlisle nicht fern von Cardigan gemeint sein. nach meiner überzeugung beruht *Salmé* auf einem lesefehler und steckt *Garadé* oder eine variante hiervon dahinter. S und G gleichen sich in handschriften des spätern 13 jhs. häufig so, dass selbst schreiber jener zeit irre giengen und ihnen unbekannte ortsnamen fehlerhaft wiedergaben. die bemerking in der vorausgehenden Nibelungenstrophe 108 *ex kam von Garadé* kann meine annahme nur unterstützen.

Czernowitz im jänner 1894.

OSWALD V. ZINGERLE.

II.

Dass in 8, 2 (*lère* :) *der begunde er volgen sère* ein caesurreim eingeschwärzt sei, hat schon Ettmüller erkannt, aber schwerlich ist es richtig, das *sère* einfach zu streichen, wie mit E. alle späteren herausgeber (Vollmer, Bartsch, Martin, Symons) tun. ein schlichtes *volgen* zu dem abscheulichen, noch nhd. unerlaubten *volgen sère* zu erweitern, lag — zumal für einen redactor so frühen datums, wie es der caesurreimer nach Symons ist — keineswegs

nahe. leichter schon konnte *sére* als ersatz eines andern adverbiums eindringen. die stelle hat wol ursprünglich so gelautet:

Stner muoter lére diu behagete im wol.

der begunde er volgen gerne, als man friunden sol.

lére: gerne erschien dem betr. schreiber als ein unreiner reim (wie etwa Rol. 13, 22 f *ére*: gerne), den er mechanisch ausglich zu *lére*: *sére*. — für jenes ursprüngliche *gerne* spricht noch zweierlei: 1) die verbindung *gerne volgen* ist eine sehr geläufige: sie begegnet gleich wider str. 35, 2, vgl. ferner Rol. 13, 23. Nib. 274, 1. 391, 4. aH. 828 und besonders Kchr. 12632 *jd volge ich gerne dñer lére*, 12960 *vil gerne volge ich dñer lére*; 2) *gerne* stellt sich in der Kudrun ungemein leicht in der caesur ein, so allein in der einleitung noch 9 mal: 9, 4. 10, 3. 28, 2. 78, 4. 91, 3. 123, 4. 133, 4. 141, 4. 185, 4. —

Am ausführlichsten hat über das eindringen der caesurreime Symons Beitr. 9, 24—51 gehandelt. seine gesichtspuncte sind verständig und seine resultate annehmbar bis auf die vorstellung, als seien sämtliche caesurreime, soweit sie nicht das werk des zufalls sind, auf einer stufe der textgeschichte aufgekommen, rührten von einem und demselben bearbeiter her. die große masse ganz gewis: aber nachdem jener hauptschuldige einmal sein reimgeglitzer über das ganze, hier dichter dort spärlicher, ausgestreut und bei lesern und schreibern eine völlige unsicherheit über ausdehnung und berechtigung dieses 'schmuckes' hervorgerufen hatte, haben sich gewis auch spätere copisten an der vermehrung der binnenreime beteiligt — vielleicht bis herunter auf HRied, der hier und da halb unwillkürlich und wol auch missverständlich einen neuen reim in den text gebracht haben mag. ein solcher reim von jüngerer und mehr zufälliger entstehung dürfte zb. vorliegen

1216, 3.4 *dó bidemet von dem froste das arme ingesinde.*

*si wären in swacher koste. jd wälen die kalten mer-
zischen winde.*

in swacher koste — 'mit geringem aufwand gekleidet', umschreibt Martin. aber *koste* ist hier schwerlich das rechte wort. als die hochzeit der armen Gotelint ein jähes ende gefunden hat, heisst es Helmbr. 1631 ff:

Gotelint vlôs ir brütgewant.

bt einem züne man si vant

*in vil swacher küste.
si het ir beide brüste
mit handen verdecket.*

‘kläglich anzusehen’, ‘in dürftiger ausstattung, kleidung’. der reim auf *brüste* sichert das *û*: beide hss. aber — und die eine ist unsere Ambraser! — haben hier *koste*, und dasselbe wort hat HRied oder seine vorlage auch in der Kudrunstelle für ursprüngliches *küste* eingesetzt. und noch ein drittes mal begegnet der gleiche fehler bei ihm: Biterolf 837 *in koste harte rîche*. der gegensatz zu *in (ze) swacher küste* ist *in (ze) rîcher küste* ‘reich ausgestattet’; so zb. Kindh. Jesu 858 f (*brüste*:) *die vant si ze rîcher küste mit milche berden harte wol*, wo die hs. C dem altertümlichen ausdrück aus dem wege geht. so werden wir auch Bit. 837 lesen müssen:

*er fuor, als im wol gezam,
in küste harte rîche.*

koste (wie hier wider die Ambraser hs. bietet) ist in allen diesen fällen nur eine späte umdeutung des alten subst. *kust*, gen. *küste* ‘species’, das schon um 1300 unverständlich zu werden beginnt. —

Zs. 33, 101 f habe ich dem anonymus Spervogel ein schlecht bezeugtes adjectivum *kunde*, *künde* abgestritten und unter hinweis auf eine reihe von stellen aus gedichten des 12 jhs. für MFr. 30, 29f die fassung vorgeschlagen *unt elliu abgrunde diu sint dir, hêrre, <in> kunde*¹. für dies *in künde* (*unkünde*) *wesen* (*werden, tuon*) gibt es noch einen spätern beleg, in der Kudrun:

329, 3 *dannoch was er Hagenen ... in unkünde* hs. *in unkunden*. und wahrscheinlich muss das positive *in künde* an vier weiteren stellen der Kudrun hergestellt werden, wo es, wie in der Milstätter hs. der Exodus und in gewissen hss. der Kchr.², durch einfaches *kunt*, *kunde* verdrängt worden ist. ich lese:

135, 4 *diu craft stnes lîbes wart den pilgertnen harte in künde**
225, 2 ist <dir> *daz mære in künde***, *dû solt mich wizzen lîn*
867, 4 *herter frouwen dieneſt wart dâ <dem kûenen> Herwige*
*in künde**

1033, 1 *Nû ist iu wol in künde*** (*daz ist mir leit genuoc*).

* hs. *kunde*

** hs. *kunt*

ich glaube also, dass wir aus der Kudrun den ‘ja-stamm *künde*’ eliminieren dürfen: der vers wird nirgends verschlechtert, wenn

¹ vgl. auch gGerh. 367 f *und hâst in dîner künde die tiefe der abgründe*.
² Zs. 33, 102.

wir in *künde* dafür einsetzen, und jenes 329, 3 überlieferte *was ... in unkünde* scheint uns ein recht dazu zu geben.

Nur ein bedenken bleibt: auch im Nibelungenliede steht ein paarmal *künde*, 4 mal in A, 5 mal in B: 83, 2 (B 82, 2). 378, 2 (B 390, 2). 461, 4 (B 492, 4). 2182, 4 (B 2245, 4) und B 1075, 2 [A 1015], und hier bietet die umfangreiche überlieferung nirgends einen anhalt für *in künde*¹, dessen einsetzung gegen die hss. obendrein ein paarmal den vers verschlechtern würde. die adjectivform *künde* ist also nicht aus der welt zu schaffen. sie erscheint im Nib. ausschliesslich in der caesur, wo wir auch sonst eine leicht begreifliche neigung zur bevorzugung vollerer formen bemerken können (*-heite*, *arbeite* neben den reimformen *-heit*, *arbeit* usw.). man besafs in gewissen gebieten des bair.-öst. dialects die aus der vermischung der *i*- und *ja*-stämme² herrührenden zwillingsformen wie *hart* — *herte*, *suoz* — *süeze*, und nach deren analogie mag man auch zu *kunt* ein *künde* gebildet haben, das sich dann für den caesurausgang besonders bequem erwies.

Marburg.

EDWARD SCHRÖDER.

SÜSSKIND VON TRIMBERG.

Zwei minnesänger teilen das schicksal, dass die kritik ihnen die sociale stellung absprechen möchte, welche die überschriften der mittelalterlichen sammler ihnen zuerteilen: kaiser Heinrich — und Süßkind von Trimberg. zwar ist die lage sonst nicht ganz die gleiche: während bei dem grossen fürsten eine wolbekannte individualität zu dem ton der lieder nicht zu stimmen schien, erregt bei dem unbekannten fränkischen spielmann die allgemeine stellung der juden im mittelalter zweifel. so hat zb. Burdach (Reinmar u. Walther s. 135, z. 10 v. u.) zu der bezeichnung Süßskinds als eines juden ein fragezeichen gesetzt. einer eingehenden begründung des zweifels entsinne ich mich nicht; er beruht wol aber jedesfalls auf jener erwägung und auf der meinung, man habe aus dem vers '*ich wil in alter juden leben mich hinnan für wert ziehen*' (MSH II 260^a, Bartsch Ld. nr LXXIV 20) die standesangabe mit ebenso geringer berechtigung herausgelesen, wie nach Haupts ansicht (MFr. s. 228) aus dem vers: '*é ich mich ir verzige, ich verzige mich é der krône*' (MFr.

¹ wenn sich auch einzelne hss., besonders A, gegen die form sträuben und trotz der einen klingenden ausgang fordernden caesur lieber *kunt* schreiben.

² und alten unebenheiten des paradigmas.

5, 36). indes, wie Scherer (DSt. II 10) Haupts verdacht beseitigt hat, so lässt sich vielleicht auch bei Süfskind die angabe unserer vorläufer in mhd. litteraturgeschichte rechtfertigen. dass der jude von Trimberg nicht so ganz vereinzelt dastünde, erwies Creizenach (vgl. Germ. 14, 127). und vdHagen suchte aus den gedichten selbst des dichters jüdischen ursprung zu erweisen: die gleichnisse aus der arzneikunst und dem geldgeschäft sollten dahin deuten (MSH IV 538). die sind freilich auch anderweit nicht selten, bilder mit zins und darlehn zb. bei Hartmann von Aue ungemein beliebt. auch sonst würde ich es kaum wagen, aus den wenig charakteristischen liedern biographische anhaltspunkte zu holen. Süfskind bewegt sich durchaus im fahrwasser der spielmännischen didaktik: dass wahrer adel nicht auf der geburt beruhe (MSH II 258, 1), haben auch Freidank und der Wälsche gast gelehrt (Wilmanns Leben Walthers 420. 451), dass gedanken frei sind (MSH II 258, 4), ist ein lieblingssatz der minnesänger (Wilmanns aao. 403, 339; ESchmidt QF 4, 109 anm. 46, WGrimm Freidank¹ xci). wenn dem vor der thür des festgefügtten domes mittelalterlicher rangordnung stehnden juden auch beide gedanken besonders nahe liegen mochten, muss man doch der versuchung widerstehn, ihn deshalb zum ahnherrn liberaler journalisten zu machen. eher noch könnte man in dem preis des tugendhaften eheweibes (MSH II 259, 6) einen anklang an stellen des alten testaments wie Prov. 31, 10f. Eccli. 26, 1f sehen wollen; aber auch solche sätze waren durch die Kanzel gemeingut geworden und niemand wird Walther 32, 21—24 aus Prov. 31, 30 herleiten.

Ist es also bisher nicht gelungen, Süfskinds eigenartige stellung positiv zu erhärten, so doch noch viel weniger, sie als unmöglich zu erweisen. der name ist in der gleichen gegend, in Würzburg, 1218 für einen juden belegt (MSH IV 537) und war daher wahrscheinlich um diese zeit schon ausschliesslich für juden in gebrauch. dass dieser name nun mit jener stelle ganz zufällig zusammenträfe, in der der dichter erklärt, die brotlose kunst aufgeben und fortan in hut und mantel der juden umherschleichen zu wollen, das wäre doch seltsam. und wenn ein jüdischer minnesänger undenkbar gewesen wäre, hätten rubricator und maler trotz jenem verse den Süfskind nicht dafür nehmen können.

Merkwürdig genug bleibt immer die erscheinung, und so scheint sie denn auch nicht spurlos vergangen zu sein.

Als ich im letzten sommer mit KEFranzos von Kissingen aus einen ausflug nach der Trimbürg machte, versuchten wir festzustellen, ob noch kunde von dem jüdischen minnesänger fortlebe. ich muss es zu meiner schande gestehn, dass der schriftsteller und nicht der philolog die kleine forschungsfahrt vorschlug und durchführte. unser kutscher, eine alte frau, ein handwerker wusten nichts von einem jüdischen dichter; ebenso wenig die frau bürgermeisterin oder der herr lehrer. aber ein zweiter handwerker auf der kegelbahn erinnerte sich, seine magd, die tochter des alten Zoll, habe davon erzählt: 'dass er Süßkind geheissen habe und ein dichter war, davon sei ihm nichts bewusst; aber ein jüd habe dort gewohnt; seitdem sei keiner mehr im ort'. wir pilgerten also zum alten Zoll (Trimberg, haus 52). der junge Zoll, ein schuhmacher, saß mit seinem kind am tisch: ja, hier habe der jüd gewohnt. er zeigte uns das haus; fast alles war ziemlich neu, aber der keller war alt; er hatte zwei holzgeschnitzte säulen. auch auf dem boden fand sich ein geschnitzter querbalken, mit apfelrechen behangen. ich fragte, ob er einmal eine inschrift gefunden hätte: ja, einen balken hatten sie einmal gefunden, auf dem 1797 stand. inzwischen war der vater, der 'alte Zoll', selbst herangekommen; der wuste mehr: Süßkind habe der jüd geheissen (wir hatten ihm den namen nicht genannt); mit denen auf der burg oben habe er es gehalten, sei ihr 'schmuser' gewesen, ihr 'beiläufer'; mit beiden worten schien er etwa einen agenten zu meinen. von gedichten wuste auch er nichts. im alter sei es dem schlecht gegangen: seine kinder seien von ihm fortgelaufen und er habe nicht mehr viel gehabt. Franzos fragte, wann das etwa gewesen sei? nun, mehr als zweihundert jahr sei es her. woher er es wisse? der alte (wörtlich): 'durch erb-sage'. ob manchmal danach gefragt würde? der alte: vor zwei jahren habe einer danach gefragt, ein doctor soll es gewesen sein. er (Zoll) habe auch von einem buch gehört, wo davon stünde, aber gelesen habe er es nicht.

Ich gebe den bericht genau, wie ich ihn am folgenden tage aufgezeichnet habe. auf keinen fall scheint er mir uninteressant: den wenigen litterarhistorischen legenden, die wir besitzen, verdient vielleicht die tradition von dem verarmten 'beiläufer' der Trimbürger burgherren beigefügt zu werden. natürlich würde die überlieferung fast allen wert verlieren, wenn sie erst neuer-

dings in die leute hineingebracht wäre. mir scheint das aber nicht der fall zu sein. in den 'führern' von Kissingen fand ich keinen anhalt für Zolls erzählung; und wenn jüngst etwa jener doctor den inhalt in die erzähler hineingefragt hätte, wäre dann gerade das vergessen, dass Süßkind dichter war? und wer in die leute etwas hineininterpretiert hätte, würde darüber wol auch öffentlich berichtet haben. auch die vereinzlung der kunde scheint auf wirkliche 'erbsage' zu deuten. dass diese zuletzt auf den einstigen bewohner des alten hauses zurückgienge, ist nicht undenkbar. außerdem aber enthält die erzählung selbst beachtenswerte züge. dass ein jude den dorfbewohnern gleich in den beruf des vermittlers tritt, will nichts besagen, und ein zusammenhang mit der burg ist auch leicht dazu gefunden. aber die bestimmte aussage über Süßkinds trauriges alter lässt sich kaum a priori construieren. wäre sie noch mit jener nachricht, dass er der letzte jude im ort gewesen sei, in aetiologische beziehung gebracht! aber dazu ist nur mit den worten, die kinder seien von ihm fortgelaufen, der anfang gemacht. sonst aber stellt sich das volk einen juden als reich vor; sollte die abweichung auf historischen grund gehn?

Jedesfalls widerspricht bei Süßkind nichts dieser 'erbsage'. seine erste strophe deutet auf beziehungen zum adel, und in einer der letzten heisst es:

*Wahebûf und Nihtenvint
tuot mir vil dicke leide:
her Bigenôt von Darbidn
der ist mir vil gevære.
des weinent dicke mîniu kint,
bæes ist ir snabelweide.*

Der einzige zug, der in Süßkinds gedichten einigermaßen originell hervortritt, ist der starke hinweis auf den nahenden tod (MSH II 258, 3; 259, 7). vielleicht weist auch das auf ein einsames vergrämbtes alter hin. und die fabel vom hungernden wolf deutet man doch wol am besten mit vdHagen auf den entschluss des armen sängers, mit den wölfen zu heulen, statt *ûf der tôren vart* zu singen. all diese einzelheiten passen zu des alten Zoll erzählung gut genug, um die möglichkeit zu lassen, dass wirklich einst in dem hause Trimberg nr 52 'her Dünnehabe' dem jüdischen minnesänger ungemach geschafft habe.

Berlin, 12 nov. 1893.

RICHARD M. MEYER.

ZU ULRICH FÜETRER.

<i>her^s vō lupfe</i>	<i>Aigor vō teñmarch</i>
<i>Ischionachtoland^s</i>	<i>Marolt vō jrlanndt</i>
<i>Grales anfortas</i>	<i>her^s Tristram</i>
<i>Jeschaude fraw vō karnannt</i>	<i>Gabein erek</i>
<i>logrois</i>	<i>ybein</i>
<i>Chonnfolais</i>	<i>Graharczoys</i>
<i>Muntschalfacz</i>	<i>der vō laland^s</i>
<i>sekureys</i>	<i>Ekonot pontg vō perwestor</i>
<i>Tribabilott</i>	<i>karel¹ gilion</i>
<i>Titurell</i>	<i>Iskiloban</i>
<i>Titurissam</i>	<i>Kaufferl</i>
<i>firmuntell</i>	<i>Gailot vō spaniē landt</i>
<i>lanczilott</i>	<i>kunig gramoflancze</i>
<i>wigamur</i>	<i>wigelays, rial daniel pärsioein</i>
<i>Melleranns</i>	<i>Galoes Gaudin Gardis lohagrin</i>
<i>ygnölle</i>	<i>Gamuret, pottislier</i>
<i>Arttus</i>	<i>Ither vō kukumerlanden</i>
<i>Gösswein</i>	<i>litschois, Mill Viviancz</i>
<i>Tanntarius</i>	<i>karl rueland olifier vō orliens</i>
<i>pyramus</i>	<i>orollf, Theserais</i>
<i>floir</i>	<i>Markis, Witich vom jordan</i>
<i>Anfortas vō grale</i>	<i>Amadeus</i>
<i>parczual</i>	

Dieses verzeichnis findet sich eingetragen auf der leer gebliebenen zweiten spalte der rückseite des dritten folio der hs. 3406 der Wiener hofbibliothek, welche das Pantheon des Gotfrid von Viterbo enthält, nach Waitzens bezeichnung *D³*. die hand ist vielleicht die des Ulrich Sattner presbyter in Regensburg, der nach seiner eintragung auf dem deckel den codex 1469 von Heinrich Huebmer gekauft hat, jedesfalls aber dieselbe, die auf fol. 40 das verzeichnis der Salzburger erzbischöfe bis 1466, auf fol. 124 das der Regensburger bischöfe bis 1465 (Heinricus de Absperg) und auf fol. 170 das der bairischen herzöge bis 1335 nebst einzelnen notizen eingetragen hat, worunter die auf dem deckel von der enthauptung des Andreas Paumkirchner und Andreas Greifenegker im jahre 1471 bereits durch Waitz bemerkt ist. verschieden von dieser sind die eintragungen derjenigen

¹ danach vō gestrichen.

schrift, welche auf dem deckel unterhalb der ersteren bemerkte, dass das buch im jahre 1472 vom abt von Mondsee dem genannten Ulrich Sattner abgekauft worden sei, und die dann auf fol. 40 den erzbischofskatalog bis zum jahre 1506 fortführt.

Ich zweifle sonach durchaus nicht daran, dass dieses namenverzeichnis vor dem jahre 1472, wahrscheinlich zwischen 1469 und 1472 niedergeschrieben wurde, obwol sich dem ein gewichtiges bedenken entgegenstellt. denn die namen gehören nach allem, was ich durch Hofstätter (Altdeutsche gedichte aus den zeiten der tafelrunde, Wien 1811), Spiller (Zs. 27, 158 ff. 262 ff), Hamburger (Zs. f. d. phil. 21, 404 ff) von diesem werke weifs, dem Buch der abenteuer von Ulrich Füetrer an¹, indem mir einige von ihnen (zb. Pärswain, Pottislier²) überhaupt, andere in dieser form (zb. Tschionachtolander³) nur dort begegnet sind. die uns überlieferte fassung des grossen werkes kann nun freilich nicht vor dem jahre 1473 gedichtet sein, aber es könnte eine ältere verlorene, etwa eine programmskizze, wie ESchröder meint, bestanden haben. trotzdem das namenverzeichnis mit einer spitzeren feder geschrieben ist als das erzbischofsverzeichnis, scheint mir doch der charakter der einzelnen buchstaben, vor allem der majuskeln (zb. der *G* und *B* des erstern mit denen auf der dritten seite des letztern) so übereinstimmend, dass ich eher zu dieser immerhin gewagten hypothese meine zuflucht nehmen, als an der identität der schreiber zweifeln wollte.

Bern, 20 juni 1893.

S. SINGER.

ZUR PREDIGTLITTERATUR.

1.

Bei einem meiner letzten besuche auf der Münchener staatsbibliothek übergab mir herr dr FKeinz einige aus büchereinbänden abgelöste hsliche predigtenfragmente zur näheren bestimmung, von denen das eine — es trägt jetzt die signatur cgm 5250, 6^a — sich sofort als zu der von Kelle unter dem titel 'Speculum ecclesiae altdeutsch' herausgegebenen predigtensammlung (A) gehörig erwies. es ist ein pergamentdoppelblatt, das die mitte einer lage ausmachte, von dessen erster hälfte die schere des buchbinders aber nur noch ein

¹ ob sämtliche darin vorkommen, kann ich nicht sagen, doch ist es wol möglich, ja wahrscheinlich.

² dies allerdings auch in Füetrers prosaischem Lancelot.

³ [doch siehe jetzt *Tschynachtolander* in den jüngst veröffentlichten Münchner bruchstücken Zs. 37, 28.]

7 cm. breites stück übrig gelassen hat; das zweite blatt ist oben 4,3 cm., unten 14,6 cm. breit und 21,2 cm. hoch, doch hat auch hier die schere die drei unteren zeilen abgeschnitten, sodass von ursprünglich 45 zeilen auf der zweispaltig geschriebenen seite nur 42 erhalten sind. das schön, mit altertümlichem ductus geschriebene fragment gehört sicher dem anfang des 13 jhs. an und nicht von Spec. eccl. 77, 21 ðh (zehimele) bis 84, 29 rinder hirte, doch beginnt der fortlaufende text erst mit 81, 14 iemer mere, während vom vorhergehenden — bl. 1^a bietet in seiner jetzigen gestalt als letztes wort (a)ne 78, 14, bl. 1^a als erstes (r)eþn = repente 10, 17, als letztes mic(hileme) 81, 12 — nur 1—5 buchstaben der sileneingänge resp. -ausgänge bewahrt blieben. wie A im wesentlichen alemannisches sprachgepräge trägt (s. W Schaper Zur laut- und flexionslehre des Spec. eccl. Hallenser diss. 1891), so auch unser fragment B. ich habe bei den folgenden variantenangaben die orthographischen abweichungen von A, insofern sie sich consequent durchgeführt finden, unberücksichtigt gelassen und schicke deshalb einige allgemeine bemerkungen voraus. in B sind mit einer ausnahme (82, 23) keine accente gesetzt. an stelle des häufigen i vor-, ableitungs- und endungssilben in A ist in B sehr oft e getreten, doch bietet auch B gelegentlich i, wo A e zeigt, was dann bemerkt worden ist, doch mit ausnahme des häufigen gi-, bi- ir ge-, be- in A. für ei steht weitaus überwiegend ai. die hreibungen w̃ ṽ in A für wo vo begegnen in B nicht; für wr steht meist wur. im anlaut wechselt k mit ch: kunnen 81, 17. imet 82, 26. chorunge 82, 28, im auslaut c mit ch: dinc 83, 3. nach 82, 1. chrestlich 84, 8. B schreibt consequent im auslaut h: i, doh, durh, unsih, nah, mih. für heilic ist in seinen verschiedenen formen meist die abkürzung hail' angewandt. in dem alle, wo A durch B berichtigt wird, habe ich im folgenden die bessere lesart durch gesperrten druck hervorgehoben.

77, 22 herihornis 23 w̃r] sür, doch war wol sür beabsichtigt
l sult 32 engile — herschinin 78, 5 wrtin

80, 20 bredigotin 24 g.] gal 30 da im vergleich mit
elles text der zeilenschluss gilð(bic) dem vorhergehenden des sel(bin)
nahe steht, vermute ich, dass im fragment stand: wrtin driv
sint man gilðbic 31 getöffeit? 81, 2 gehugide 10 berge d̃
l do erschein 14 (bl 2^a) iemer m. zwi br. niuwes 15 zi
nem a. opherten — wære daz dc 16 egyptisches dienstes
gewizzenlich — bûch 18 xpc]x̃ — h're ist daz w. 19 sunde
- uirtiliget 20 irloste — hellischen sch. uñ hat 21 heren
lf dem funzigistem 22 slachte d. lambes 23 gigen — ir-
hain 24 grozem fiure uf einem 25 funzigistem — h'ren 26 xpi
- gigen — hail' 27 heiligin] zwelf einime h.] einem hohen
samt waren. Vzinan — ein in fehlt 29 gisuniclichen
perh. in ir herze erlûhte er si — gâtis (so besserte schon
hönbach Zs. 24, 93) steht zweimal, das zweite mal ausgestrichen

30 gewizzens Hie was] waz ist 31 mûshûses — wûste 32 gabe
 33 zwi br. div si zi gihugide opherten. (vgl. Zs. 24, 91) 82,
 1 zwi 2 die — vñ der hail' g. lichenamen. 3 sendet — hiute
 4 der erlûhte — heiligim *fehlt* 5 suln wir 6 zu — gihaisen
 6 f heiligim *fehlt* 7 d. m.] diliġ me 8 biha(ltit), *das folgende
 ist bis* 10 merchet *durch abschnitt fortgefallen* 10 (bl 2^b) min
 — hochzit 11 chumst d. almah' g. zihabenne 12 scholti 13
 friunt zu iworm hûs 14 wirt — hûs — iht [da] wære 15 div —
 friundes irbolgite — chere 16 iegelich — sinem 17 got gariwet
 sine sele (vgl. *Bech Germ.* 4, 501) zi hûse 18 apī eū faciem'
 — dare 19 unsir baimode — sumilich' mennisch' herzen 20 ne-
 wonet — nih — chumt 21 uns sundæren vil agestlich. Sint vil
 manige die groze r. o. giwinnet 23 tieuels — laider daz si ē
 girûwi 24 sunden 25 se *fehlt* 26 herzin 27 wand 28
 niemer — dehain 29 nehain 30 windt — mennisch ie mere
 [bôse] 31 uerrer uon gotis minnen 32 sp^h — s.]ser. seruat] s'
 33 m. niene minnet — min 88, 1 griffet 2 ne wirt niemer
 mûzic 3 herzen 4 habt ir, *das folgende ist bis* 5 f vivrinin
 zvngin *durch abschnitt fortgefallen* 6 bl 2^c *beginnt* uñ gab
 7 gote also — heri scrift 8 zimbern — uirlurn — gimaine 9 dannoh
 — werlt niwan einer zungen 10 gischaiden — zw oder zuo?
 — uñ *fehlt* — sibenzich 11 heren 11 f diumûtlichen chorten
 12 geimûtet zaieiner (so) z. 13 garnt *bis do sind durch ab-
 irren des auges ausgefallen* 14 garnte — dem 15 gaist —
 giscriben 16 scrift 17 geziert 18 tuginde — bredigere
 18 f hat S. Paulus gizelt 19 gigegeben 20 f sumilich' ist d.
 gît gispreche sumilich' rehtir gilöbe 21 sumilichin div] div
 rehte 22 *beidemal* sumilich'n 23 zvngin *fehlt* — paulus 24
 tailt teinem iegelichem 25 danne — d'd' 26 giuestent 27 drt.]
 ir tugende — deme 28 giuestinet 30 lærære — chumfte —
 weren 31 chumfte 32 erzaigt 33 gitanir 84, 1 vñ wie
bis 2 div der *sind durch abschnitt fortgefallen* 3 bl. 2^d *beginnt*
ture wider bis 4 vñhtin] wider die 4 uirlögenote — Petrus
 — schepheres; *in Kelles text wird uerlögenote s. p. zu tilgen
 sein* 5 uirlögente — lebennes 6 schachere ane dīngite] diete
 7 lögente — forhtiges 8 dar nah uor d. chumfte 9 sult ir
 uirnemen — zwel *am zeilenschluss* 10 irfullet 11 bredigen
 uñ yon] mit 12 saminoten — maistere 14 uirbuten 15
 s̄cs Pet^rs — horthabunge 17 gihorsam denne 20 halt suln
 uernemen 21 ertailt wirn megen — 21 f wir mûzzin daz redin]
 uerswigen 22 uirnommen — gihoret haben 23 pt^rs — frolichen
 24 weren — durh 25 sehet — Pet^rs 25 f girurit 26 div]
 smelinne vgl. smelinge *in Kelles text* 84, 2; *Germ.* 4, 498;
Lexer 2, 1006, *nachträge* s. 367 27 list werchære 28 giwiset
 dauiden (vgl. *Bech Germ.* 4, 501) — herphære — der] daz er 29
 erre fulte.

Tübingen, august 1893.

PHILPP STRAUCH.

OTFRIDSTUDIEN.

I

Die arbeit, die den fachgenossen hiermit stückweise vorgelegt wird, ist im wesentlichen während der jahre 1891—93 entstanden. als ich den vierten band meiner Altdeutschen predigten zum drucke rüstete, wurde es mir klar, dass ich mir eine befriedigende übersicht des verhältnisses zwischen der deutschen geistlichen poesie und ihren theologischen quellen bis zum ende des 12 jhs. herauf verschaffen müste, um für meine geschichte der geistlichen prosa den rechten rahmen zu gewinnen. das, dachte ich, liefse sich in raschem zuge unternehmen; diese hoffnung hat mich getäuscht: ich bin schon bei Otfrid stecken geblieben. schwere krankheit trat dazu, lange zeit fand ich mich zu ernster tätigkeit unfähig. dann erwies es sich nötig, ungedruckte handschriften alter evangeliencommentare durchzusehen, und die kostbarsten stücke musten an ort und stelle aufgesucht werden. erst jetzt glaube ich mich weit genug, um die ergebnisse meiner untersuchungen über Otfrids Evangelienbuch veröffentlichen zu können. den grösseren abschnitten schicke ich einen kleinen voraus, in dem dargelegt werden soll, dass Otfrid bei der auswahl der von ihm behandelten stoffe der evangelischen geschichte nicht frei vorgegangen ist, sondern sich selbst an die von der kirche bereits vorgenommene, an die liturgischen perikopen seiner zeit, gebunden hat. noch bemerke ich, dass an dem stande der sache, soweit sie Otfrid betrifft, weder durch die ausgezeichneten studien Léopold Delisles (1879. 1887), noch durch die arbeiten von Stephan Beissel S. J. (1889) und Ferdinand Propst (1892) und die daran geknüpfte erörterung der frage nach dem verhältnisse der älteren sacramentarien unter einander etwas geändert worden ist.

Der übersichtlichkeit halber lege ich nun eine tabelle vor, die folgendermassen eingerichtet ist: die erste reihe enthält die abschnitte des Otfridischen werkes, natürlich nur die erzählenden, angeführt; dehnt sich eine perikope über zwei oder mehrere abschnitte aus, so werden diese durch eine klammer zusammengehalten; sternchen vor den zahlen Otfrids zeigen an, dass seine abschnitte nicht mit demselben verse schliessen wie die perikopen. diese stehn in der zweiten reihe; klammern neben ihnen bedeuten, dass ein abschnitt Otfrids zwei perikopen befasst. die

dritte reihe zählt die tage des kirchenjahres auf, an denen die daneben stehnden perikopen gelesen werden. herangezogen habe ich dabei mit hilfe von Ernst Ranke Das kirchliche perikopensystem (Berlin 1847) folgende hauptquellen:

1. Spir. = Manuscriptum Spirense: Capitulare Evangeliorum de anni circulo. nach Gerbert Monum. vet. lit. alem. (San-Blas. 1777) abgedruckt bei Ranke Appendix monumentorum p. xxvii—Lii.
2. Pam. = Liber Comitis secundum Pamelii codices, nach des Jacob Pamel, canonicus zu Brügge, Liturgica latinorum (Col. Agr. 1571, tom. i), abgedruckt bei Ranke App. mon. p. Lii—Lxxxiii.
3. Com. = Liber Comitis (S. Hieronymi), auctus a Theotincho, sive Lectionarius per circulum anni. Migne Patrol. lat. 30, 503—548; verkürzt bei Ranke App. mon. Lxxxiii—Lcii.
4. MR. = Missale Romanum.

stimmen alle vier quellen überein, was meistens der fall ist, dann habe ich den tag des kirchenjahres ohne beisatz angeführt; weichen sie von einander ab, dann wird das ausdrücklich angegeben. übrigens folgen noch erläuternde bemerkungen.

Otfrid perikope

tag des kirchenjahres

I 3* Matth. 1, 1—16

In Conceptione und In Nativitate S. Mariae Virginis MR.

4* Luc. 1, 5—17

In Vigilia B. Joannis Baptistae.

5 Luc. 1, 26—38

Feria iv. Quatuor Temporum ante Natale Domini. MR. Spir. Com. — Feria iv. Dom. ii. ante Nat. Dom. Pam. — Annuntiatio S. Mariae V. überall.

6* Luc. 1, 39—47

Hebd. i. ante Nat. Dom. Spir. — Dom. ii. ante Nat. Dom. Pam. — Feria vi. Quatuor Temp. Adventus. Com. MR.

8 Matth. 1, 18—21

Vigilia Nativitatis.

9* Luc. 1, 57—68

In Nativ. S. Joannis Baptistae. Spir. Com. MR.

11} Luc. 2, 1—14

In Nocte Nativitatis i.

12}

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
13	Luc. 2, 15—20	In Nocte Nativitatis u. — auferdem noch In Octava Nat. MR.
14	Luc. 2, 21—32	In Octava Domini. — Circumcisio MR.
15	Luc. 2, 33—40	Domin. i. post Nativ. — Kal. Januar. Com.
16		
17	Matth. 2, 1—12	Epiphania
19	Matth. 2, 13—18	In Natali Innocentium
20		
21	Matth. 2, 19—23	In Vigilia Epiphaniae. Spir. Pam. MR. — Innocentium MR. Rhe-naugiensis.
22	Luc. 2, 42—52	Domin. i. post Epiphaniam
23	Luc. 3, 1—6	Sabbato Quatuor Temp. Adventus
24	Luc. 3, 7—14	Feria vi. post Domin. i. ante Nat. Dom. Pam.
25	Matth. 3, 13—17	Kal. Januar. (si non in Dominica est) Com.
27	Joann. 1, 19—27	Hebdom. i. ante Nat. Dom. Spir. Com. — Domin. prox. Nat. Dom. Pam. — Domin. iii. Advent. MR.
II 1	Joann. 1, 1—14	In die S. Nativitatis iii.
2		
4	Matth. 4, 1—11	Quadragesima
7	Joann. 1, 35—51	In Vigilia S. Andreae
8	Joann. 2, 1—11	Domin. ii. post Epiphaniam
11	Joann. 2, 13—25 Matth. 21, 10—17	Feria ii. post Domin. iv. Quadrages. Feria iii. post Domin. i. Quadra-gesimae
12		
	Joann. 3, 1—15	In Pascha annotina. Spir. Pam. Com. — auch Octava Pentecost. Spir. Pam.
	Joann. 3, 16—21	Feria ii. post Pentec.
13*	Joann. 3, 22—29	Feria iv. Hebdom. v. post Pascha. Spir. — Feria iv. Domin. ii. post Octav. Pasch. Pam. — In Natali s. v. Perpetuae et Felicitatis. Com.

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
14	Joann. 4, 3—42	Feria vi. post Domin. iii. Quadrag.
15}	Matth. 5, 1—12	In Natali plurim. sanct. Spir. — Die
16}		x. Julii hebdom. ii. post Nat.
		Apost. Spir.
17	Matth. 5, 13—16	an vielen heiligenfesten
18}	Matth. 5, 17—6, 2	Hebdom. iii. post Pascha. Spir. —
19}		Feria iv. Dom. i. post octav.
20}		Pasch. Pam.
21	_____	_____
22*	Matth. 6, 24—33	Domin. iv. post Nat. Laurent. Spir.
		Com. — Domin. xv. post Pen-
		tec. Pam. MR.
23*	Matth. 7, 12—21	In Episcopos male agentes. Spir.
III 2	Joann. 4, 45—53	Feria vi. post. Let. maj. und Nat.
		Nerei et Achillei. Spir. — Dom.
		xxi. post Octav. Pentec. Pam. —
		Domin. xx. post Pentec. MR.
4	Joann. 5, 1—15	Feria vi. post Domin. iv. Quadra-
		gesimae
6	Joann. 6, 1—14	Domin. iii. in Quadragesima
8	Matth. 14, 22—33	In Octava Apostol. Spir. Pam. —
		Kalend. Aug. Spir. Com.
9	_____	_____
10	Matth. 15, 22—28	Hebdom. ii. in Quadrag. Spir. Pam.
		— Domin. ii. in Quadrag. Com.
		— Feria iv. post Domin. i.
		Quadrag. MR.
12	Matth. 16, 13—19	In Natali Apost. Petri et Pauli
13*	Matth. 16, 24—28	Die ix. Augusti. Spir.
14	_____	_____
15	Joann. 7, 1—13	Feria iii. post Domin. v. Quadrag.
		(de Passione)
16	Joann. 7, 14—31	Feria iii. post Domin. iv. Quadrag.
17	Joann. 8, 1—11	Sabbato post Domin. iii. Quadrag.
18	Joann. 8, 46—59	Dominica de Passione
20	Joann. 9, 1—38	Feria iv. post Domin. iv. Quadrag.
22*	Joann. 10, 22—38	Feria iv. post Domin. v. Quadra-
		gesimae

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
23}	Joann. 11, 1—46	Feria vi. post Domin. iv. Quadra-
24}		gesimae
25	Joann. 11, 47—54	Feria vi. post Domin. v. Quadrag.
IV 2}	Joann. 12, 1—13	Feria ii. post Domin. in Palmis
3}		
4*	{ Matth. 21, 1—9	Hebdom. iv. ante Nat. Dom. Spir.
		Pam. — In die Palmarum. MR.
	{ Matth. 21, 10—17	Feria iii. post Domin. i. Quadrag.
6	_____	_____
7	_____	_____
8}	Luc. 21, 1—23, 53	Feria iv. post Domin. in Palmis
9}		(Passio sec. Lucam).
10}		
11	Joann. 13, 2—15	In Coena Domini
12}	Joann. 12, 1—37	Feria iii et iv. post Domin. in Pal-
13}	Joann. 13, 1—32	mis. Spir. Pam.
14. 15	_____	_____
6—36	{ Joann. 18, 1—19, 42	Domin. in Palmis (Passio sec. Mat-
		thaeum).
	{ Matth. 26, 2—27, 66	Feria vi. post Domin. in Palmis
		(Passio sec. Joann.)
V 4	Matth. 28, 1—7	Sabbato sancto
5	Joann. 20, 1—9	Sabbato in Albis
7	Joann. 20, 11—18	Feria v. post Pascha
9}	Luc. 24, 13—35	Feria ii. post Pascha
10}		
11	{ Joann. 20, 19—23	Sabbato post Pascha
	{ Luc. 24, 37—46	Feria iii. post Pascha
13*	Joann. 21, 1—14	Feria iv. post Pascha
15	Joann. 21, 15—19	In Vigilia S. Petri et Pauli
16	Marc. 16, 14—20	In Ascensione Domini
17}	Act. Apost. 1, 1—11	Epistel in Ascensione Domini
18}		
0—22	Matth. 25, 31—46	Feria ii. post Domin. i. Quadrag.

Zunächst die allgemeine bemerkung, dass der Liber Comitatus Pamelius zwar die anfangs-, nicht aber die schlussverse der perikopen angibt.

Otfrid 1 3: in dem stück wird der inhalt der perikope nur im

allgemeinen erledigt. diese perikope wird auch in einer Beda unterschobenen homilie (Subdit. nr LV 94, 413 ff = Alcuin 100, 725 ff) In nativitate S. Mariae V. angesetzt, während dasselbe stück, dem Rabanus Maurus beigelegt, 110, 458 ff, ohne einen bestimmten festtag geblieben ist. — 1 4: die perikope im Spir. Com. MR. reicht nur bis Luc. 1, 17, dagegen setzt die alia lectio des tages in Pam. sich mit Luc. 1, 18 fort; es wäre also sehr wol möglich, dass Otfrids abschnitt mit Luc. 1, 24 in derselben weise wie die perikope der gruppe Pam. abgeschlossen hätte. — 1 6 hier ist die perikope von Otfrid deshalb abgebrochen worden, weil der nächste abschnitt das vollständige Magnificat, die bekannte kirchliche lection, enthalten sollte. ganz ebenso verhält es sich bei 1 9 mit dem Canticum Zachariae. — 1 11. 12 hier ist die perikope in zwei durch den verschiedenen inhalt bestimmte abschnitte zerlegt worden. — 1 14—16 zwei perikopen nach maßgabe des inhalts in drei abschnitte aufgeteilt. — 1 19. 20 zwei sinngemäße abschnitte einer perikope. — 1 21 in Pam. findet sich die bemerkung: *Requiere in Nat. Innoc.*, sodass vielleicht dort in das evangelium des tages Innocentium noch Matth. 2, 19—23 aufgenommen wurde; Otfrid hätte, wenn er einer solchen vorlage folgte, dann die perikope in drei abschnitten erledigt. 'Rhenaugiensis' ist ein von Gerbert beigezogenes lectionarium des klostere Rheinau aus dem 10 jh. wird es nicht ausdrücklich genannt, so stimmt es mit dem Spirensis des 8 jhs. überein. — 1 22 der Com. beginnt die perikope mit Luc. 2, 41, also mit dem verse, den Otfrid im anfang seines abschnitts behandelt. der schluss von Luc. 2, 52: *et gratia apud Deum et homines* hätte von Erdmann in der quellenangabe nicht fortgelassen werden sollen, da auf ihm Otfrids 62^b beruht. — 1 23. 24 hier hat Otfrid zwei perikopen in abschnitte nach dem inhalte geteilt und es scheint ihm dabei ein lectionar der gruppe Pam. als vorbild gedient zu haben. — 1 25 diese perikope enthält nur Com. — II 1. 2 nachdem 1 11. 12 das erste, 13 das zweite evangelium des großen weihnachtstages erledigt war, trägt Otfrid hier das dritte, in zwei abschnitte sachgemäße zerfällt, vor. vielleicht gab das auch die veranlassung zu dem abschnitte II 3, der nach seinen marginalien die überschriften der lectionen der weihnachtszeit abhandelt. — II 11 hier hat Otfrid zwei perikopen ineinander gearbeitet, ohne jedoch ihren umfang zu überschreiten. die aufschrift des abschnittes ist der ersten hälfte des verses

2, 13 entnommen, welche im texte nicht übersetzt wurde. 2 zwei perikopen sind in einen abschnitt zusammengefasst. te wird auch aufer an den angegebenen tagen noch mehr-erwendet, zb. Inventione und Exaltatione S. Crucis, Die xii. Junii usw. — II 13 wie in der ansetzung des tages, so n auch im abschluss der perikope die lectionarien nicht i; es muss daher die möglichkeit offen bleiben, dass auch schluss durch den einer vorlage bestimmt worden ist. — as gedicht von der samariterin MSD³ nr x bearbeitet dieselbe oe, und die anfangsworte *lesén wir* sollen vielleicht auch darauf hinweisen. — II 15. 16 die perikope beginnt. gen ende von 15, schliesst aber genau mit 16. im voraus-ten teile von 15 hat Otfrid verschiedenes zusammengearbeitet, ht auch die perikope Luc. 6, 17—23, die der Spirensis l, an wochentagen des januar, august, september und october idet. — II 17 hier ist eine angabe des tages der perikope ht möglich, weil das stück an verschiedenen heiligenfesten ders von hl. bischöfen, zb. Augustinus usw.) gelesen wird. — -20 eine perikope ist auf drei abschnitte aufgeteilt. stücke werden auch sonst noch als perikopen in den lectionarien idet, zb. Matth. 5, 20—26 Hebdom. i. post Nat. Apost. Spir.; . vi. post Octav. Pentec. Pam.; Matth. 5, 25 ff Feria iv. post . iii. post Octav. Pentec. und Feria iv. post Domin. xv. post Pentec. Pam.; Matth. 5, 43 — 6, 6 Feria vi. post Quinquag. Pam.; Matth. 5, 43 — 6, 4 Feria iv. Hebdom. iv. post Nat. S. atii. Spir. (Com.). — II 21 der abschnitt ist als perikope nicht eisbar. da er mit Matth. 6, 15 schliesst und eine bekannte pe Feria iv. post Quinquag. Spir. Pam. Com. MR. mit Matth. beginnt, so ist es nicht unmöglich, dass Otfrid eine der-perikope Matth. 6, 5—15 vorgelegen hat. — II 22 Spir. MR. schliessen mit Matth. 6, 33. aber was Otfrid von v. 31 andelt, entspricht der wolbekannten perikope Luc. 11, 5—13 ania majore, sodass er vielleicht hier zwei perikopen in abschnitt zusammengefügt hat. mit Matth. 7, 11 beginnt es Pam. Domin. viii. post Octav. Pentec. (vgl. Domin. post post. Com. und Domin. vii. post Pentec. MR.), deren schluss ider nicht bekannt ist; vielleicht verteilten sich dann drei pen auf zwei abschnitte. — III 6 wie Otfrids abschnitt ist mit Joann. 6, 14 die perikope in Spir. und Com., das

MR. fügt noch 6, 15 hinzu, und merkwürdigerweise hat damit Otfrid seinen abschnitt 8 begonnen, der im übrigen die vollständige perikope Matth. 14, 22—33 genau enthält. Otfrid hat also wol das hier fallengelassene dort nachgetragen. — III 14 vielleicht hat hier die perikope Luc. 8, 41—56 zu grunde gelegen, die Spir. für Sabbato Hebdom. II. post Pentec. ansetzt. — III 22 die schlussverse des abschnittes, entsprechend Joann. 10, 39f, sind hier wol nur hinzugefügt, um die erzählung abzurunden. — III 23. 24 dass die perikope hier in zwei abschnitten behandelt wurde, geschah wol ihres grossen umfanges wegen. — III 25 der zusatz des evangeliums: — *in civitatem, quae dicitur Ephrem, et ibi morabatur cum discipulis suis* ist wenigstens durch die worte mit stnen 40^a angedeutet und gehört auch noch zur perikope. — IV 2. 3 zwei abschnitte bearbeiten eine perikope, deren schluss die lectionarien verschieden ansetzen. — die abschnitte IV 4. 6. 7 scheinen in engerem zusammenhange zu stehn. auch den abschnitten 6 und 7 entspricht der inhalt einiger perikopen: Matth. 21, 33—46 Feria VI. Hebdom. II. Quadrag. Spir., vgl. Lectio VIII in Vigilia Pasch. Com.; Matth. 22, 1—14 Hebdom. IX. post Theophan. und Hebdom. IV. post S. Cyprian. Spir.; Matth. 22, 15—21 Hebdom. VI. post S. Cyprian. Spir.; Matth. 22, 23—32 Hebdom. II. post S. Cyprian. Spir.; Matth. 23, 1—12 Feria III. Hebdom. II. Quadrag. Spir.; Matth. 23, 34—39 Natal. S. Stephani. Spir.; Matth. 24, 3—13 Die II. mens. Jul. Spir.; Matth. 24, 42—47 Natal. S. Silvestri und Natal. S. Fabiani, ausserdem noch viermal, im märz, mai, august und october, Spir.; Matth. 25, 1—13 Natal. S. Martinae und Natal. S. Agnae, ausserdem noch im februar und november. Spir.; Matth. 25, 14—30 im januar, juni und november. Spir. — IV 8—10 mit diesen abschnitten beginnt die Passio sec. Lucam, die am mittwoch der charwoche verlesen wird; ebenso ist dann in den abschnitten 16—36 die Passio sec. Matth. vom palmsontag und sec. Joann. vom charfreitag zusammengearbeitet. eine weitere scheidung ist von den kirchlichen lectionarien selbst nicht zugelassen. — IV 11 die überschrift enthält den ersten vers der perikope, Joann. 13, 1, der im text nicht übersetzt wird. — V 9. 10 die beiden abschnitte behandeln eine perikope und sind durch einen einschnitt der erzählung gesondert. — V 11 zwei perikopen sind in einen abschnitt zusammengearbeitet. auch die überschrift ist ein compromiss aus Luc. 24, 36 und Joann. 20, 19. es fehlt

nur Luc. 24, 46: *et dixit eis: quoniam sic scriptum est et sic oportebat Christum pati et resurgere a mortuis tertia die et praedicari in nomine eius poenitentiam et remissionem peccatorum in omnes gentes.* aber dieser vers hat den anstoß für den nächsten abschnitt Spiritualiter gegeben. — v 13 der erste vers von Joann. 21 fehlt in Otfrids text nur scheinbar, denn er steckt in der überschrift des abschnittes. die am schlusse fehlenden verse 21, 13f sind bedeutungslos. — v 16 die überschrift ist gesetzt, weil der abschnitt die perikope des himmelfahrtstages zwar enthält, in dem abschnitt selbst aber von der himmelfahrt noch nicht gesprochen wird. — v 17. 18 sind das einzige beispiel der aufnahme einer epistel in die erzählung; das stück durfte aber, wie man sieht, nicht fehlen. — v 20—22 sogar diese abschnitte, die doch sonst frei gestaltet sind, halten sich an eine perikope, und der letzte bearbeitete evangelienvers Matth. 25, 46 bildet auch zugleich ihren schluss.

Auf grund dieser beobachtungen lässt sich behaupten, dass Otfrid ein lectionarium benutzt hat, das mit keiner der bekannten ältesten quellen völlig übereinstimmte, aber der gruppe kirchlicher überlieferung angehörte, die auch den Spirensis und die für Pamel's edition maßgebenden codices umfasst. immerhin gewährt damit Otfrid ein mittelbares zeugnis aus dem 9 jh. für den durch Ernst Ranke festgestellten gemeinsamen bestand der perikopen. — ich bemerke noch, dass selbstverständlich die in der tabelle gebrauchten grenzzahlen der perikopen die moderne einteilung der bibel in verse nach RStephanus voraussetzen, desgleichen die capiteleinteilung, welche von Stephanus Langton, erzbischof von Canterbury († 1228), herrührt. die zu Otfrids zeit benutzten bibelhandschriften besaßen eine von der heutigen sehr verschiedene einteilung in 'tituli', 'breves' und 'capitula'. für die hier vorgetragenen beobachtungen ist dieser unterschied ohne bedeutung; ja die tatsache, dass Otfrids abschnitte mit den perikopen der lectionarien übereinstimmen, wird noch auffallender, wenn wir berücksichtigen, um wie viel weniger die damalige einteilung der evangelien in ihren absätzen einen anhalt für die abgrenzung der kirchlichen lesestücke darbot als die heute gebrauchte. über die ganze frage vgl. Otto Schmid Über verschiedene einteilungen der heiligen schrift (Graz 1892), besonders den dritten abschnitt s. 30 ff.

Graz, 7 febr. 1894.

ANTON E. SCHÖNBACH.

BRUCHSTÜCKE DER WELTCHRONIK HEINRICHS VON MÜNCHEN.

Herr Jakob Wichner, archivar und bibliothekar des stiftes .Admont, erfreute mich unlängst durch die übersendung zweier pergamentblätter, die als umschläge von acten der ehemaligen propsteiherrschaft Zeiring in Obersteiermark gedient hatten. das erste ist 45 cm. hoch, 31 cm. breit, doch ist vom aufsenrande ein schiefer streifen abgeschnitten; der innere seitenrand beträgt 4, der äußere 6 cm. das blatt ist in zwei spalten beschrieben, zwischen denen 3 cm. raum bleibt. jede spalte enthält 62 zeilen, die mit majuskel beginnen. abschnitte werden dadurch angedeutet, dass je zwei zeilen um 1.5 cm. eingerückt werden: der freie raum war für eine farbige initiale bestimmt, die jedoch nur mit tinte vorbezeichnet ist. die oberste zeile jeder spalte beginnt ohne rücksicht auf ihre stellung im satze mit einem grofsen verzierten schwarzen buchstaben. die schrift stammt aus dem ende des 14 jhs. die 248 verse dieses blattes enthalten das ende der geschichte des Tobias und die erzählung von der herrschaft des königs Ezechias. anfang: *Des fraiöt sich do Tobias Vnd sein muter Anna*; schluss: *ich wil im lengern sein tag, Funfczehen jar wil ich im czu geben Vnd im lengern so vil sein leben. Damit gie ysayas* (4 Reg. 20, 6). darnach gehört das blatt in die bearbeitung der weltchronik des Rudolf von Ems, die Heinrich von München vorgenommen hat, vgl. Vilmar Die beiden recensionen . . . der weltchr. R.s v. E. s. 55 ff. — das zweite blatt, am untern und am äußern seitenrande beschnitten, ist 42 cm. hoch, 31 cm. breit, der innenrand misst überall 2 cm., der aufsenrand 4—9. zwei spalten, durch einen zwischenraum von 6 cm. getrennt, stehn auf der seite, jede befasst 68 zeilen, die mit majuskeln beginnen. abschnitte sind in derselben weise bezeichnet wie auf dem ersten blatte, desgleichen ist die oberste zeile jeder spalte ebenso ausgestattet wie dort. auf spalte 3 ist der beginn eines capitels durch die drei rotgeschriebenen zeilen der folgenden überschrift angedeutet: *Wie nu Wilhalm Markis von den haiden gen Tondiernen gevangen wart pracht vnd wie es im darnach ergie*. die übereinstimmung der beiden blätter im schriftcharacter und in den wesentlichen puncten der einrichtung bringt den eindruck hervor, dass sie demselben werke entnommen

und zu gleicher zeit verschnitten worden sind. wahrscheinlich ist das erst im 17 jh. geschehen, denn das erste blatt trägt der quere nach die aufschrift: *Copey Bilech de Anno 1637 bis 1642*, das zweite: *Copey Bilech 1651—1662*. heftlöcher und heftfäden bezeugen noch die verwendung der stücke als umschläge. — das zweite blatt nun gehört der bearbeitung des Willehalm Ulrichs von dem Turlin an, die Heinrich von München in sein wüstes sammelwerk aufgenommen hat, vgl. Suchier Über die quelle Ulrichs von dem Turlin s. 12; Singer Willehalm (Prag 1893) p. LXXXIII ff. anfang: *Vnd chunig Sinagun Der stat ie stund in preises sun* —; schluss: *Eines tages die chunigin sprach, Ich main die von Tusangule* —. die 272 verse des blattes entsprechen also in dem gedichte Ulrichs der partie LI 13 — LXXX 13, also 930 versen. das war nur möglich, indem aus dem originale sämtliche stellen fortgelassen wurden, die nicht handlung enthielten, also vor allem die beschreibung der minnenot Arabels und der herlichkeit der königinnen. man begreift darnach sehr wol, wie das ursprüngliche werk in dieser bearbeitung fast auf ein drittel seines umfanges einschwinden konnte. — die blätter werden jetzt im staatsarchiv von Admont aufbewahrt.

Graz.

ANTON E. SCHÖNBACH.

ALTENBURGER BRUCHSTÜCK DES WILHELM VON ORLENS.

Das bruchstück, dessen inhalt ich im folgenden mitteile, hat der archivär des stiftes Altenburg in Niederösterreich, P. Friedrich Endl, von einer pfarrhofrechnung des 16 jhs. abgelöst. für seine freundliche übersendung sage ich dem geehrten finder auch an dieser stelle den besten dank.

Das fragment ist auf einem pergamentstreifen von 30·3 cm länge und (durchschnittlich) 10 cm breite erhalten: er ist der rest eines in der mitte der länge nach durchschnittenen blattes der ursprünglichen hs. das blatt war zweispaltig beschrieben; unser streifen ist seine innere, den falzteilen des bandes anliegende hälfte. das ergibt sich schon aus seiner äußeren beschaffenheit: denn rechts neben den zeilen 16 und 19 der spalte a sind noch die reste des grün und rot gefärbten ornamentals einer auf der weggeschnittenen gegenüberstehenden spalte (b) gewesenen initiale sichtbar, und der

streifen selbst muss so gehalten werden, dass die schnittlinie rechts und die mit Daz er beginnende spalte dem beschauer zugewendet liege, weil sonst — wenn man die spalte Den kunc Alan auf die vorderseite brächte — die andere spalte die unmittelbare und lückenlose fortsetzung des textes enthalten müste, was schon der erste blick auf den zusammenhang des sinnes ausschließt.

Es sind also die spalten a und d des blattes erhalten, und zwar vollständig (spaltenhöhe durchschnittlich 22 cm, -breite 7 cm). die schrift, die ich noch ins 13 jahrhundert setzen möchte, ist sorgfältig, die verse abgesetzt, die anfangszeile jedes reimpaars ausgerückt und fast durchaus mit rubricierter initiale versehen, nur die zeilen a 20—22 und b 7—9, welche neben die großen ornamentierten initialen H und N (der zeilen a 20 und b 7) auf verkürzten raum geschrieben werden mussten, sind unabgesetzt und teilweise ohne markierung des reimpaaranfangs. über jene illuminierten und mit bildern versehenen anfangsbuchstaben s. zu a 20 und b 7. verteilungspunkte sind vereinzelt. mein abdruck gibt die schreibweise der hs. genau wider. zur vergleichung der texte, teilweise auch zu stillschweigender verbesserung der fehler unserer hs. habe ich varianten aus dem texte der hs. der Wiener hofbibliothek nr 2704 beigelegt.

Den inhalt des streifens hat als ein bruchstück aus dem Wilhelm des Rudolf von Ems Steinmeyer erkannt. er gehört in die Sylyvois-episode, vgl. die inhaltsangabe in Mones Anzeiger 4 (1835) sp. 32: auf der insel Sylyvois war eine abtei, welche Sovine, schwester des königs von England, regierte. könig Alan von Irland sprach die vogtei über das kloster an und führte gegen die äbtissin krieg. diese suchte hilfe bei Amilot — hier setzt der text unseres pergamentstreifens ein, der, soviel ich sehe, zu keiner der in bruchstücken bekannt gewordenen hss. gehört.

s. 1 sp. a:

daz er vō mir ich welle nemen	Vrevnt vñ gerichte	10
Wan daz er vogt vñ h ^r e sei	wan er hat gar ze nichte	
vbers gotes huz daz ist vrei.	An mir. ob ich ie man gewan	
E. ich daz welle prechen	ere. od ^e dienst man	
5 e wold ich v ^e sprechen.	Geburt oder edelkeit	
Daz ez imm ^e wuste	enr tv mir last ^e vñ leit	15
vñ ode wesen muste.	Vñ hat mir des getan so vil	
E. daz er sīn wrde h re	daz ich gote klagen wil.	
nv sint mir gar ze verre	Vñ allen den die ane spot	

miñent recht vñ goles gebot
 20 Herre kunc Amilot.
 dirre kumber vñ die not.
 hāt mich her an euch geiaget
 wan ich vch gar vnv^zaget

Weiz libes vñ mvtes
 d^ceren vñ dez gutes
 25 Der selden vñ d^c werdekeit
 d^c vch vō gote wart bereit
 Do er vch her ze lande

20 Herre] *rot, grün und blau illuminierter anfangsbuchstabe mit bild: links zwei frauen mit flehender handgeberde, rechts drei männer, von denen einer eine krone auf dem haupte trägt; burgzinne und -dach im hintergrunde.*

Cod. vind. 2704 fol. 83^d: 1 vō mir ich] icht von mir 6 ez] erz 7 o.
 w. m.] öde ligen must 8 sin fehlt 9 sint] ist v. 12. 13. 14 Mein
 mag vnd mein dienstman | Vnd ob ich ere ie gewan | Von gepurt vñ uon
 edelchait 15 enr tv] Er tuet 17 ich] ich ez 22 geiaget] ueriagt
 24 mvtes] guetes 25 gutes] muetes

Zwischen dem ende dieses und dem anfang des folgenden stücks enthält die Wiener hs. 63 zeilen, in denen Amilot sich erbietet, den Alan zu einem waffenstillstand aufzufordern, während welches er sich über die klage der äbtissin verantworten und sühne schaffen solle; weigere er sich dessen, so werde Amilot für ihr recht eintreten. als überbringer jener botschaft wird graf Morant abgeschickt; dieser begibt sich nach Isels silvoys zu Alan.

s. 1 sp. d:

Den kunc Alan vō irlant
 er mit grozen kreften vant
 Ligende vor den vesten
 mit w^clichn gesten
 5 Het er als vns daz mer seit
 die insel wuste gar geleit.
 Nv qvam mit ritt^clichen siten.
 d^cgrave zv dem her geriten
 Do wart er wol enphangē
 10 do ditz waz ergangen
 In condewirten vber velt
 vntz in dez kvniges geczelt
 Vil helde mutes riche
 gar geselliche

Vñ erbeizten mit im vf den plan 15
 do ditz ervrisch d^c kvnc alan
 Vil hubschlich er in enphie
 vñ do daz ovch ergie
 Der graue morant sagt im gar
 durch daz ez waz kumen dar 2)
 Vñ waz d^c kvnc Amilot
 mit siner botschaft im enpot
 Dez nam er keine war
 vñ v^csmehet ez vil gar
 Mit spotlicher smacheit 25
 daz im da vō wart wid^cseit.
 Daz waz im ringe als ein har.

Auf den oberen freien rand der sp. d, ferner zwischen z. 2 und 3 und 3 und 4 derselben, endlich in die groſse illuminierte initiale N sind federproben von späterer hand geschrieben. — 7 Nv] *rot, blau und grün illuminierter anfangsbuchstabe mit bild: links eine gruppe von zwei personen, die eine mit bedecktem haupt, die andere barhaupt, letztere überreicht einen pergamentstreifen (?) einer gegenüberstehenden gruppe von*

fünfen, von denen vier das haupt ebenso bedeckt haben wie jene eine person drüben, die fünfte aber eine krone trägt.

*Cod. vind. 2704 fol. 84^b: 1 A. vō] alant in 6 i. w. g.] inseln gar
büst 10 ditz] daz 11 c. v. v.] conducierten vber daz uält 14 gar]
Da dar v. 15 Da er paizt er auf d. p. v. 16 Do daz erförst ch. a.
v. 18 Dar zu sein her do daz e. 20 daz ez] was er 26 im fehlt
27 w. im] wag er*

Innsbruck.

JOSEPH SEEMÜLLER.

DIE GOTHAER BOTENROLLE.

KBartsch hat in seinen Beiträgen zur quellenkunde der alt-deutschen litteratur (1886) s. 355 ff das 'bruchstück eines dramas' aus Gotha bekannt gemacht, das mehr aufmerksamkeit verdient, als es gefunden zu haben scheint: wir haben darin trümmerhafte reste eines schauspiels von zwei tagen, das, nach einer nicht genau festzustellenden form der legende, die geschichte der zerstörung Jerusalems behandelte; voraus gieng wol die Veronicasage, den schluss scheint die bestrafung des Nero zu bilden, an dem Titus und Vespasianus für die verfolgung der apostel rache nehmen. außer diesen drei römischen kaisern traten darin auf (Veronica?), Petrus und Paulus (bl. 1); Ecclesia und Synagoge (bl. 2^a v. 5. 15); Pilatus (bl. 2); alles aber was uns erhalten ist, sind die reden einer person, des boten, der von kaiser zu kaiser, von apostel zu apostel wandert, zum publicum spricht usw. wir haben hier m. w. das älteste beispiel einer bewahrten einzelrolle, und wir kennen sogar den namen des darstellers: zweimal auf bl. 1 wird der sprechende als Otteber (Otteb^s) eingeführt, und da dieser unzweifelhaft deutsche name, mag er nun auf einen Ôtbero zurückgehn oder eine nebenform zu odebar 'storck' darstellen (vgl. Lexer s. v.), in der legende selbst keinen platz findet, so muss er der person des schauspielers zukommen.

Die hs. der herzogl. bibliothek in Gotha chart. B. 1582 (xv s.), die ich durch die gefälligkeit des hrn geh. hofrats prof. dr Pertsch wiederholt hier in Marburg benutzen konnte, umfasst 2 blätter des bekannten schmalen registerformats. von bl. 1, das durch längsbruch halbiert und dessen erhaltene innere hälfte überdies von moder und mottenfraß arg heimgesucht ist, hat Bartsch nur wenige zeilen abgedruckt; ich gebe alles was zu entziffern ist: wo die lesung unsicher bleibt, brauche ich cursiven druck, wo ich eine ergänzung andeute, überdies eckige klammern. die interpunction ist von mir hinzugefügt.

bl. 1 vorderseite

d^s hat mich her zc[u dir gefant,]
 wann du om wol [bi/t bekant,]
 vnd hat dy le^s von d[ir vernomen,]
 h^s bith dich das du 1[vollest komen,]
 5 das her dich froliche [intfa]
 vnde frege wy dirs g[a]
 vnd ouch dir syn /er[e clage.]
 ho'e was ich [dir nu sage.]

Itz dt

jung frouwin

10 ir sult vō des konig[es gebote]
 uwir opphir brengē f[inem gote]
 by d^s hant vnd by der [vrift,]
 also is uch gebotin d[urch in i/t.]
 nu kompt snel, das [ir intfat]
 15 also man uch vor[heissin hat.]

Et sic finis ē p[rimi diei.]¹

Alte'o die pmo dt

Otteb^s

Nu horit ir h'n mit scha[lle],
 ir ritt'e vnd ir knechte [alle,]
 vnde vornemet mich [al/us:]
 hy kompt der keiẞ T[itus]
 20 obir das romische r[ich,]
 her ist hobisch vnde w[. . . lich?]
 des sult ir flissig ne[men war]

Itz dt

Nu schouwit nach uw[ir? . . .]
 da riten zcwene kom[pan,]
 25 der eyne heissith vesp[asian,]
 dy da habn mit [g'o]ssir mac[ht]
 vorstoret d[y] snode bos/[e nat.]

Itz dt

Nu horit obir al gemey[ne.]

Itz dt

Wicht balde, tret(?) obir hor[. . . .]

v. 1 d^s scheint aus das geändert. — v. 1—15 sind wol als botschaften *Vespasianus?*) an *Veronicu* und an das volk aufzufassen.

nach v. 8 erscheint die majuskel I noch eben sichtbar.

¹ ergänzt von Bartsch, der von bl. 1 nur diese scenische bemerkung v. 16—22 abdruckt. v. 26 habn übergeschrieben.

In dt
 30 Nu seet vnd kert dy oug[en her.]
 In dt
 frouwit uch alle vnd s[yt gemeit,]
 In dt ad scñ [paulum.]
 gerne, vil libir he[re,]
 ich wil louffin also [fere]
 vnd nemē brot in [mynē sag,]
 35 des wil ich louffin n[acht und tag,]
 bis das ich on vinde
 vnd snelle zcu dir br[inge].
 Otteb' currit ad p[etrum.]
 Petir, hir ist komē her
 pauwil der wise lerer.

auf bl. 1 rückseite sind fast nur noch die reimwörter erhalten, die über die bruchlinie hinausragten: — alt, — wol gestalth; — hoffart, — wart; — [si]lberwiß, — dem priß. [folgen 7 zeilen ganz unkenntlich.] — lichir man, [fehlen 2 zeilen.] — ich uch vorkundigin sal; — rechte(?), — vechte; — getretin(?), — setin; [3 zz.] — war. [folgt scenische bemerkung] — iūgen vnd ir alden; — griffin; — vnd alles des da was; — m̄y rad; [1 z.] — ist h' [ger] ant, — anth; [1 z.] — dy ougin her; [4 zz.] — gnug; — spote; [2 zz.] — gan; — wolde, — solde; [1 z.] — vnd vmm' me'; [1 z.] — ger, — her; [1 z.]

Bl. 2 hat Bartsch vollständig, aber nicht besonders sorgfältig abgedruckt: ich gebe eine collation, ohne dabei die richtig aufgelösten abkürzungen zu berücksichtigen. vorderseite: v. 9 bebel sy: man sieht an mehrfachen änderungen, dass der schreiber selbst die stelle nicht verstand, es ist zu corrigieren bevel sich; v. 19 hs. g'ne frouwe, nicht Myne frouwe; das folgende, v. 20 ff etwas abgerückt, weil zum publicum gesprochen; v. 31 konig; v. 50 l. der kei[sirlich], es stand sicher ein adj. auf -lich da, B.s sendit mich hat keinesfalls platz; v. 53 hettin oder hattin st. habin; v. 57 ufferstandinge; v. 58 f lautete zweifellos und is vil er[ringe] in [deme] lande obir al. — rückseite: v. 14 zcwelfbotin; v. 19: es stand ursprünglich Sy gebē her nicht, dies wurde geändert in So gebē sy nicht.

Da der text auf der mitte der seite schließt, so scheint die rolle des boten hier zu ende zu sein. das stück erweist sich durch die sprache als thüringisch und zeigt auch zu der thüringisch-hessischen spielgruppe leise beziehungen, wie in der aufforderung zum 'lobetanz', die sich ähnlich im Alsfelder passionsspiel und im spiel von frau Julten findet.

BEITRÄGE ZUR RHYTHMIK DES ALLITTERATIONSVERSES¹.

Es herrscht allgemeine übereinstimmung darüber, dass der halbvers der allitterationszeile, abgesehen von dem typus, den Sievers A² nennt, zwei höchste gipfel hat. der ton dieser gipfel war meiner überzeugung nach ein viel stärkerer, als der der höchstbetonten silben anderer verse. ich habe mir den vortrag von allitterationsversen niemals anders vorstellen können, als mit einer ganz ungewöhnlichen hervorhebung dieser vier silben (vgl. Sievers § 10, 4). im zusammenhange damit muss ich auch die annahme, der vortrag sei langsam und feierlich gewesen, von vornherein zurückweisen. im gegenteil, er muss in beschleunigtem tempo den etwas gewaltsam betonten silben zugeeilt sein. anders vermag ich mir überhaupt schwer vorzustellen, wie die allitteration wirksam gewesen sein könne. es ist zwar eine beliebte behauptung, das ohr unserer vorfahren sei empfindsamer gewesen, als das unsere; aber durch nichts ist bewiesen, dass es empfindsam genug gewesen sei, um den gleichen anlaut betonter wörter eines längeren satzes bei einem vortrag, wie dem eines gewöhnlichen verses, mit der genügenden rhythmischen wirkung

¹ diese beiträge sind im engsten zusammenhang mit einer, im nächsten hefte des Anzeigers erscheinenden recension von Sievers 'Altgermanischer metrik' entstanden. man wolle ihrer form das zu gute halten. meine ansichten stimmen in wesentlichen puncten mit denen überein, die Heusler in seiner neuen lehrreichen schrift Über germanischen versbau entwickelt. ich hatte den leitenden grundgedanken, dass die allitteration die eigenartigkeiten ihres verses erklären müsse, mit Wilmanns besprochen, als er mir das eben eingetroffene buch Heuslers gab. da mein blick sofort auf s. 134 fiel, lies ich absichtlich die schrift vorläufig ungelesen, und auch die obige niederschrift sowie die recension sind unbeeinflusst von ihr, insoweit nicht ausdrücklich auf sie bezug genommen ist. diese sache betone ich nicht nur zu meinen gunsten, sondern mehr noch aus dem grunde, weil ich in dieser weise verfahren bin, um etwaigen weiteren übereinstimmungen dadurch eine vielleicht grössere überzeugungskraft zu verleihen. ich verhehle mir nicht, dass manche meiner einzelansichten widerspruch, und vielleicht begründeten, finden werden; ich würde auch von selbst einzelnes vorläufig zurückbehalten haben, wenn ich nicht von dem begreiflichen wunsche geleitet gewesen wäre, die wesentlichen der zahlreichen eigentümlichkeiten, welche durch die untersuchungen der letzten jahre beim allitterationsvers festgestellt sind, berührt zu haben. dass durch die widerlegung auch die grundgedanken erschüttert werden, fürchte ich nicht.

zu vernehmen, sogar den anreim von vocal zu vocal. ein beweis, dass das nicht der fall war, liegt auch darin, dass im allitterationsvers sogar betonte silben gleichen anlaut haben können, ohne zu reimen. sollte auch die alliteration als verbindung auf dem grund allitterierender formeln erwachsen sein, so musste sie doch zu dem neuen zweck einen neuen nachdruck erhalten. man wird gegen diese auffassung wol die überladenen versteile vor den stäben, besonders dem ersten, geltend machen. allein man kann den einwurf mit besserem recht zurückgeben. gegen die aufnahme einer längeren silbenreihe in die einzelnen tacte spricht bei einem schnellen tempo höchstens die sprechschwierigkeit, bei einem langsam feierlichen aber ästhetische rücksichten. wo werden die tacte wortreicher sein, in einem presto oder einem adagio? in dem bewegten maß von '*ça ça geschmauset*' klingen die tacte wie *rappelköpfig sein, finger darnach leckt* ganz gut, bei einem langsam feierlichen vortrag würden entsprechende tacte, wenn die aussprache der worte auch absolut langsamer wäre, eher stören. so ist es auch im allitterationsvers, selbst wenn man sich die sache so zurechtlegt, wie Sievers in § 176. es ist indessen nicht gesagt, dass ein maß, dessen eigentümlichkeiten sich unter einem bewegten tempo ausgebildet haben, nachträglich nicht auch in einem feierlichen tempo hätte gebraucht werden können. aber je größer die wahrscheinlichkeit eines solchen gebrauches ist, umsomehr werden auch die überladenen glieder zurücktreten.

Die tatsache, dass der vers zwei meistens sofort kenntliche, besonders hervorragende gipfel hat, weist darauf hin, dass er in zwei gleiche teile zerfällt, und diese teilung wird bestätigt durch die weitere tatsache, dass der erste vers in der regel doppelte alliteration trägt. damit weise ich natürlich Sievers ungleichfüßige typen zurück. S. sagt selbst vom typus D (s. 208) 'mit theoretischer verteilung der zeit nach dem verhältnis 1 : 3, doch so, dass die erste hebung gegenüber der zweiten etwas überdehnt wird'. m. e. erfordert das allererste rhythmische grundgesetz, den ausgleich bis zur völligen gleichheit auszudehnen; sonst ist gar kein rhythmus vorhanden. beim typus E kommt der gegensatz nicht zum ausdruck, weil hinter die zweite hebung die ausgleichende pause fällt.

Der rhythmus besteht doch in der widerkehr gleicher oder entsprechender bewegungen oder bewegungsreihen. seine gesetze

liegen in den gesetzen der muskel- und herztätigkeit und wären aus einer beobachtung dieser tätigkeit zu erschliessen. ich glaube, dass es durchweg ganz einfache bewegungsreihen sind, auf denen unsere gebräuchlichen rhythmten beruhen, dass die complicierter erscheinenden sich in einfache auflösen lassen. die bewegungen entstehen durch die articulation an sich und durch die betonung. ein teil der bewegungen kann latent sein, so dass zb. \angle gleichwertig wird mit $\angle \times$. ob in diesem falle die muskeln doch eine entsprechende bewegung machen, oder die reihe akustisch ergänzt wird, weifs ich nicht. den rhythmischen ictus kann das heben der stimme (der höhere ton) ersetzen. die senkung ist von der vorangehenden hebung abhängig: nach einem starken ton, wie dem ictus des gewöhnlichen verses, der auf eine wurzelsilbe fällt, ist bei länge der silbe, wenigstens nach altgermanischer prosodie, wol nur eine wirklich unbetonte silbe möglich, bei kürze und bei schwächerem ton vielleicht zwei. eine rhythmische reihe kann stets hinter der hebung, nie hinter der auf eine hochbetonte länge folgenden unbetonten silbe abgebrochen werden; im letzteren falle übernimmt die unbetonte silbe einen folgenden ictus, zb. beim dactylus, bei dem die dritte silbe eine leise hebung hat (die ich mit \cdot bezeichne), wird $\acute{\times} \times \times$ in der katalexe zu $\acute{\times} \times^1$. eine bekannte tatsache ist, dass der ictus noch einen besonderen nachdruck erhält, dem unmittelbar ein starker nebeton folgt. ähnlich wird aber auch bei natürlicher recitation der ictus hervor gehoben, auf den eine innerhalb der rhythmischen reihe liegende pause folgt. in diesen beiden fällen erhält also die allitterierende hebung nochmals eine steigerung.

Nach dem gesagten ist es für mich selbstverständlich, dass der allitterationsvers (av.) einen tact hat. einen rhythmus ohne tact gibt es überhaupt nicht. es würde mir auch von vornherein unglaublich vorkommen, dass in einer dichtung ganz verschiedenartige rhythmten in völlig unregelter folge mit einander abwechseln haben, die verschiedenen typen also nicht doch einen grossen grad von übereinstimmung besitzen sollten. ausserdem vergesse man nicht, dass das metrum auch berufen ist, die gedächtnismässige tradition der kunst zu erleichtern. nun waren bei diesem metrum verschiedenheiten eingerissen, welche seine fähigkeit dazu allerdings schwächten, ein gesichtspunct, der wol

¹ s. die anmerkung auf s. 232 f.

in betracht zu ziehen ist für die übermäfsige ausbildung des formelwesens und der variation, die es dem recitator erleichterten, da wo ihn sein gedächtnis im stiche liefs, selbstgestaltend fortzuschreiten. aber ganz kann jene zweckdienlichkeit des metrum nicht geschwunden gewesen sein, es war ein bestimmter rahmen vorhanden, in den jeder vers hinein passte.

Wenn nun die rhythmten des allitterationsverses so stark ausgeprägte eigentümlichkeiten zeigen, so ist von vornherein zu vermuten, dass diese in den besonders starken icten dieses verses, also in der allitteration selbst ihre begründung finden.

Zunächst erklärt sich durch die übermächtigen zwei gipfel der halbzeile, dass aufser ihnen andere betonte silben höchstens nur 'nebenhebungen' tragen können. zweitens erklärt es sich, dass doppelallitteration dann regel ist, wenn der erste stab auf eine silbe fällt, bei der die bedingungen höchster tonsteigerung zutreffen. der parallelismus zwischen den teilen der rhythmischen reihe erfordert zwar keine völlige gleichheit, es ist aber begreiflich, dass er sich gern so weit erstreckt; also bei höchstem grad des einen gipfels auch höchster grad des entsprechenden, und dabei stellt sich naturgemäfs leicht neue allitteration ein. der sogenannte typus A hat viel leichter doppelallitteration in der gestalt $\text{ˆ} : \times \text{ˆ} \times$ als in der $\text{ˆ} \times : \text{ˆ} \times$ ($:$ deutet die worttrennung an); vgl. Hirt Untersuchungen zur westgerm. verskunst I 91 ff. ich erkläre mir dies daraus, dass ˆ vor der pause (angedeutet durch einen dickeren punct in der linie) kräftiger ist, als vor dem durchgängig nur schwachen nebenton in $\text{ˆ} \times (= \text{ˆ} \times)$. $\text{ˆ} \times \text{ˆ} \times$ ist also rhythmisch verschieden von $\text{ˆ} . \times \text{ˆ} \times$, wie ähnlich Möller betont Zur ahd. allitterationspoesie s. 119.

Auch eine der auffälligsten erscheinungen des allitterationsverses findet vielleicht hier schon ihre erklärung, der sogenannte typus C³. seine auffälligkeit ist freilich zum teil nur scheinbar und dadurch hervorgerufen, dass Sievers ihn mit den andern C zusammenstellt. dass dies nicht richtig ist, hat schon Hirt aufs überzeugendste nachgewiesen (aao. s. 52 ff); der typus stellt sich vielmehr neben B, von dem er sich blofs insoweit unterscheidet, als die beiden haupticten nur durch eine pause von einander getrennt sind. man kann die frage aufwerfen, warum neben $\times \times \text{ˆ} . \text{ˆ} \times$ die typen $\times \times \text{ˆ} . \text{ˆ}$ und $\times \times \text{ˆ} \times . \text{ˆ}$ beinah ausgeschlossen seien? was das erstere betrifft, so darf man darauf hinweisen,

dass es auch im reimvers, wo die hebungen viel weniger wuchtig sind, zu den ausnahmen gehört, wenn die beiden letzten hebungen in ungefähr gleicher stärke so unvermittelt nebeneinander stehn, während dort verschlüsse wie *müez ich geleben niet, daz ist ein edel man* recht beliebt sind (im 3 hebigen vers, s. unten s. 245 ff. weniger beliebt ist ein entsprechender schluss im 4 hebigen, zb. *sach man vallen trahen dan*, gegenüber dem schluss $\cup \times \times \angle$ oder $\angle \times \angle$). wenn diese letztere form im av. sehr selten ist, so ist vielleicht die vermutung gestattet, dass $\times \times \cup \times$ und \angle als rhythmisch entsprechende teile zu ungleichartig erschienen sein würden. vor allem aber kommt für beide typen in betracht, was unten bei der besprechung des typus A gesagt ist: die formen halten den rhythmus nicht genügend. dass aber $\times \times \angle$ $\cup \times$ ein beliebter typus wurde, dürfte sich aus principiellen physiologischen gründen erklären: nach der durch den starken ictus und die erwartung eines nach der pause folgenden etwa gleichen ictus erregten muskelspannung ist eine muskelbewegung, die der aussprache $\cup \times$ entspricht, die befriedigendste lösung. man spreche sich nur solche verse mit den starken icten, wie ich sie annehme, und der pause zwischen den beiden vor, oder noch besser: man ahme den rhythmus mit unterdrückter stimme nach und beobachte die muskelbewegung, so wird man ein $\cup \times$ als das der letzten hebung am meisten entsprechende herausfühlen.

Das weitere vorgehn erleichtern wir uns sehr, wenn wir jetzt gleich nach dem ursprung des av. fragen. Wilmanns (Beiträge z. gesch. d. älteren deutschen litt. III 141) will ihn auf die kola der gewöhnlichen rede zurückführen. aber, selbst eine übermäßige anwendung der allitteration in prosaischer rede vorausgesetzt, kann ich mir die ausbildung eines verhältnisses, wie die bindung zwischen stollen und hauptstab in der prosa nicht denken; diese setzt notwendig das vorhandensein eines rhythmischen gebildes von zwei zusammengehörigen teilen voraus. tatsächlich finden wir auch in der prosa, soweit wir das controlieren können, die typen und ihre eigentümlichkeiten nicht wider. wenn man zb. die stellen poetischen inhaltes in den afries. gesetzen vergleicht, so wird man sich vor allem überzeugen, dass gebilde, welche einigermaßen mit den absteigenden typen des av. ähnlichkeit haben, durchweg auftauchen, sogar längere aufweisen. auch wenn wir etwa vermuten wollten, der av. sei aus den allitterierenden

formeln der sprache erwachsen, so finden wir an den tatsachen keinen genügenden anhalt.

Die annahme ist doch auch die natürlichste, dass die alliteration auf einen vorhandenen rhythmus, sagen wir es geradezu: auf einen vorhandenen vers angewandt worden, und aus dieser anwendung die eigentümlichkeiten des av. zu erklären seien.

Wenn unsere voraussetzungen richtig sind, so berechtigen uns alle empirischen tatsachen dazu, von dem viermal gehobenen vers auszugehen, der als idg. wahrscheinlich gemacht ist und in der germ. volkspoesie fortlebt, umsomehr, als wir bei diesem vers, zumal nach dem eintritt der germ. betonung, das überwiegen einzelner hebungen über die andern voraussetzen dürfen (vgl. die angezogene recensio). wir haben also an ihm einen meistens zweigipfligen vers, und als geläufige typen dürfen wir (vgl. Sievers § 149 und Otfrids vers) die folgenden annehmen, nebst den entsprechenden auf synkope der senkungen beruhenden nebenformen:

- | | |
|---|---|
| 1. (x) $\acute{x} \times \grave{x} \times \acute{x} \times \grave{x}$ | 2. (x) $\acute{x} \times \acute{x} \times \grave{x} \times \grave{x}$ |
| 3. (x) $\grave{x} \times \acute{x} \times \grave{x} \times \grave{x}$ | 4. (x) $\grave{x} \times \acute{x} \times \grave{x} \times \acute{x}$ |

daraus lassen sich unter berücksichtigung des besonderen characters der alliteration nach den rhythmischen grundgesetzen auch die geläufigen typen des av. herleiten. selbstverständlich ist nicht gesagt, dass jeder einzelne av. immer nur aus dem typus hätte erwachsen können, mit dem wir seinen typus vergleichen, wie überhaupt die typen sich nicht immer scharf von einander scheiden.

Wir betrachten zunächst den 1 halbvers.

Die form 1 zerfällt in zwei hälften (x) $\acute{x} \times \grave{x} \times | \acute{x} \times \grave{x}$. der vers könnte ohne weitere veränderung, nur mit der nötigen verstärkung der icten, als av. gesprochen werden; aber bei dem character, den ich für den vers voraussetze, würden die hebungen etwas unangenehm spitzes erhalten. es ist vielmehr naturgemäß, dass mit der größeren wucht derselben sich auch eine längere dauer paart, also die glieder sich in der regel verkürzen, inso weit sie nicht schon im urmetrum verkürzt waren. für das erste glied ergeben sich dann die gestalten: a) $\angle \grave{x} \times$ b) $\angle \grave{x}$ c) \angle d) $\angle \dot{x}$, für das zweite a) $\angle \acute{x}$ b) \angle . die combinationen ergeben die von Sievers A und E genannten typen, vielleicht auch einige D. nicht alle combinationen kommen vor: im westgerm. sind $\angle \angle$, $\angle \acute{x} \angle$ und $\angle \angle \acute{x}$ ausgeschlossen, oder selten. von anderem abgesehen gilt für diese alle, dass eine sprache, die nicht in starke manier und

dunkelheit verfallen mochte, nicht leicht die möglichkeit hatte, ein satzglied von zwei ungefähr gleich betonten wörtern dieser form zu gestalten, zumal noch der betonung wegen wol doppelallitteration geboten gewesen wäre. das wichtigste ist aber die gefahr, bei solchen rhythmizomena in einen andern rhythmus zu verfallen. mit andern worten: wenn ein tact einsilbig ist, muss der andere, um den rhythmus für den ganzen vers zu halten, möglichst 'voll' sein. das nähert sich ja Heuslers formulierungen, bei denen aber kein versuch gemacht ist, das wesen der erscheinungen zu fassen. ein typus $\times \text{ } \text{ } \text{ } \text{ } \text{ } \times$, also mit auftact, wäre übrigens denkbar, indem durch den scharfen gegenzug der beiden teile die pause gefestigt wird. solche verse wären unter dem sogenannten typus C zu suchen.

Der entwickelte tact $\text{ } \text{ } \times$ ist wol bei einfachen wörtern als $\text{ } \times$ zu fassen. dieser schwächste nebenton scheint nicht genügend gewesen zu sein, um den rhythmus zu halten; denn ein tact wie *folce to* [*frófre*] scheint bei einsilbigem zweiten tact nicht zu reichen, während er bei sprachlichem stärkeren nebenton, *sæbat gesæt*, wol genügt. der unterschied vom reimvers, in dem solche rhythmischen nebertöne hebungen tragen, erklärt sich ohne weiteres durch das grössere übergewicht der hebungen bei beschleunigtem tempo. ein wort wie *æresta* kann mithin sowol bei einsilbigem wie zweisilbigem 2 tact gebraucht werden. dass *æresta* *sóhte* im 2 halbvers nicht vorkommt, könnte man schliesslich schon daraus begreifen, dass der typus zu denen gehört, die zur doppelallitteration in wahlverwantschaft stehn. weiter unten ergibt sich noch ein andrer grund.

Das urbild des von Sievers als A³ bezeichneten typus sind die verse, in welchen das höchstbetonte wort die 3 und 4 hebung einnimmt, wie bei Otfrid *tho scóltun siu mit willen*, im NL. *ir enkunde in dirre werlte, ich sag iu von dem degne, daz er eine danne wurbe, wenne sol iuwer hóchzit*, und wie sie überall zahlreich sind. wäre der av. nicht an einem vorhandenen metrum erwachsen, so ist nicht wol einzusehen, wie dieser typus hätte aufkommen können. in demselben kann die allitteration, da sie nachfolgt, nicht den gleichen einfluss auf den nicht allitterierenden tact ausüben, wie sonst. der erste tact wäre also ungefähr in der gestalt der 1 dipodie eines altgerm. 4 hebigen verses zu erwarten. in der tat stellt er sich so dar.

Form 2. bei Otfrid stehn solche verse mit unter der nahverwanten folgenden form. aber es ist erlaubt, zb. *thie hōhun diltfatera* zu betonen; vgl. aus dem NL. *die guoten videlære, dem degne leiden began, in triuwen rāte ich in daz.* häufig ist diese betonung im reimvers nicht. es wäre indessen zu begreifen, wenn der av. den typus seinerseits verallgemeinert oder der reimvers ihn zurückgedrängt hätte. der av. muss teilen in $\text{—} \times | \text{—} \times \text{˘} \times \text{˘}$, und der rhythmus erfordert gleichheit der teile. der erste tact ergibt die formen $\text{—} \text{˘}$ und — , der zweite $\text{—} \times \times$, mit dem stärkeren nebenton auf dem 1 oder 2 \times . ich glaube nun, dass die betonung des gliedes $\text{—} \text{˘} \times$, wie sie für den reimvers gilt, also $\text{—} \text{˘} \text{˘}^1$, im av. nicht bewahrt, sondern zu $\text{—} \text{˘} \times$ mit 'überschüssiger' letzter silbe wird, also identisch mit der betonung desselben rhythmizomenons als 1 tact; $\text{˘} \times$ als betonungseinheit ist ebenso gut möglich wie $\text{—} \times^2$. dreihebigkeit des zweiten tactes würde wol

¹ mit unrecht nennt man sie absteigend. wenn man seine muskeln beobachtet, wird man gewahren, dass die spannung bei der letzten silbe gröfser ist, als bei der vorletzten, dh. die letzte silbe erhält einen höheren ton, als die vorletzte. die rhythmische bewegung in den zwei gliedern eines Otfridschen verses $\text{˘} \times \text{—} \text{˘} \text{˘}$ ist gleichmäfsig steigend. ich bezeichne im folgenden die höheren töne durch höher gesetzten accent.

² diese rhythmisierung von $\text{—} \text{—} \times$ (bei einheitlichem wort oder syntaktischer verbindung), die dem gebrauche des reimverses widerspricht, wird auch sowol von Sievers wie von Heusler angenommen (s. Heusler s. 112). S. sagt: 'der ausgang $\text{—} \times$ ist nur gestattet, wenn er einem dreisilbigen wort von der form $\text{—} \text{—} \times$ angehört. der grund hierfür liegt offenbar darin, dass in diesem falle die dauer der mittelsilbe als quantitativ indifferent der sprachlichen kürze gleich behandelt werden konnte'. H. polemisiert gegen diese auffassung und meint, es könne im ernste nicht discutiert werden, dass zb. in *ok allar q̄lrūnar*, wenn *ok allar q̄l-* = $\text{P} | \text{P} \text{P} | \text{P}$ sei, von der silbe *q̄l*, nachdem sie einen vollen $\frac{1}{2}$ tact gedauert hat, noch die wūrkung ausgehe, die folgende sprachliche länge 'herabzudrücken', sodass *-rūnar* nicht mehr als $| \text{P} \text{P}$ gemessen werden könnte, sondern nur noch als $| \text{P} \text{P}$, wie etwa *-staft* in dem verse *lof ok tikstaft*. man könnte H. recht geben, wenn man gezwungen wäre, sich jenen tact als adagio vorzustellen. m. e. ist aber gerade das Gegenteil anzunehmen. nach H.s eigener ansicht ist die fragliche rhythmisierung erlaubt, weil solche wörter oder verbindungen wie *q̄lrūnar* den tact $| \text{˘} (\times) \text{˘} \times |$ darstellen. dass es am tactgeschlecht allein nicht liegen kann, beweisen die reimverse, die jenes rhythmizomenon im versschluss nicht so verwenden können, wenn auch noch so ausgeprägt ein dipodisches verhältnis herrscht. es kommt zugleich auf das tempo und das stärkeverhältnis zwischen den guten und schlechten tactteilen an. im reimvers ist die betonung nicht möglich, weil der vortrag dafür zu getragen war. man kann

das gleichgewicht stören und der 2 hebung ein übergewicht über die 1 verleihen. ich wage aber nun auch geltend zu machen, es sich auf folgende weise klar machen. man spreche eine dreisilbige verbindung, etwa *lalala* (noch deutlicher wirds mit *dideldum*) im daktylischen rhythmus (als $\acute{\times} \times \acute{\times}$) öfter hintereinander. ich kann die reihe hinter *lá* ohne weiteres abbrechen, hinter *lala* ist das unmöglich, wenn ich die gruppe im selben tempo ausspreche, wie in der reihe; sie wird dann von selbst zu *lálá*. wol aber kann ich abbrechen, wenn ich *lala* unter einem expirationshub spreche (auch wenn ich das tempo für die ganze reihe entsprechend nehme). im av. ist diese aussprache natürlich bei $\cup \times$ möglich und dann bei $- \times$, wenn es untergeordnet unmittelbar hinter einem starken expirationshub folgt, was man sich physiologisch ja leicht klar machen kann. nach einer senkung lässt der av. im allgemeinen $- \times$ in dieser verwendung nicht zu, wenn es nicht überhaupt ohne rhythmischen accent (in der 'senkung') steht. den schweren rhythmischen character von $- \times$ werden wir im text verschiedentlich bemerken, auch Sievers ist er des öfteren aufgestoßen, und ich teile die ansicht, die er in bezug darauf § 194 entwickelt, nur dass ich den grund nicht in einer eigenheit der metrischen entwicklungsgeschichte, sondern einfach im character der sprache suche (vgl. Wilmanns D. gramm. I § 367); die sprachliche betonung der wurzelsilbe von $- \times$ war zu nachhaltig, um die folgende silbe demselben expirationshub zu unterwerfen. für Heusler handelt es sich bei dieser erörterung um den ausgang der vollzeile im *ljóðabátt*, für den er die 'regel' aufstellt: er ist entweder voll ($\acute{\times} (\times) \acute{\times} \times$) oder stumpf ($\acute{\times} = \acute{\cup}$ oder $\cup \times$), nicht klingend ($\acute{\cup} \times$). mit rücksicht darauf, dass $- \times$ nur als $\acute{\cup} \acute{\times}$ gebraucht gewesen sein könnte, der ausgang also wol $\acute{\cup} \acute{\cup} \times$, aber nicht $\acute{\cup} \acute{\times}$ lauten kann, scheint mir die regel aus dem metrum selbst nicht erklärlich zu sein. die erklärung müste also in der geschichte dieses metrum liegen, und da muss man sich doch unwillkürlich erinnern, dass auch die NL-strophe nur auf $\acute{\cup}$ oder $\cup \times$ ausgeht, nicht auf $\acute{\cup} \acute{\times}$. das wird doch wol nur heißen, sie muss auf $\acute{\times} \times \acute{\times}$ schliessen, eine senkung zwischen den beiden letzten hebungen haben. oben im text sehen wir, dass der zeilenschluss eine gewisse gedämpftheit liebt; dazu tritt beim strophenschluss das erfordernis einer gewissen gegliedertheit. also der ausschluss von $\acute{\cup} \acute{\times}$ vom ende der vollzeile im *ljóðabátt* wäre historisch zu erklären; in den speciellen eigentümlichkeiten ($\acute{\cup} \acute{\cup} \times$ und dem überwiegen von $\cup \times$ über $\acute{\cup}$) spricht sich vielleicht von neuem das streben nach einer gegliederten gestalt aus. hübsch ist der hinweis auf entsprechende melodienschlüsse in nord. und engl. volksliedern bei Sievers § 195; aber eine erklärung ist damit natürlich nicht gegeben. diese erwägungen sprechen nicht dafür, dass die frage, welche H. s. 67 ff dankenswerter weise aufwirft, ob nämlich das altgerm. metrum $- \times$ im versschlusse als einhebig verwenden konnte, zu bejahen sei; auch sonst scheint mir weder in der alliterationspoesie noch in der ältern reimpoesie etwas dafür zu sprechen. nur eine beobachtung, die wir unten s. 240 am schwellvers machen, könnte in bejahendem sinne angeführt werden, sie scheint mir jedoch keine genügende stütze für die hypothese. nichtsdestoweniger möchte ich H. recht geben,

was mir die hauptsache scheint. da für den 1 tact der rhythmus notwendig eine pause verlangt, würde $\angle(\times) \cdot \angle \times \times$ das gesamtmaß des ursprünglichen verses überschreiten; ich glaube aber, dass das gesamtmaß grundsätzlich festgehalten wurde.

Die angenommene scansion gilt aber nur für die D-verse mit doppelallitteration; möglich ist sie auch für diejenigen, welche sprachlich so gebaut sind, dass sie doppelallitteration haben könnten. was die menge der andern angeht, der art, wie sie auch im 2 halbvers häufig sind, so bin ich ganz derselben ansicht wie Hirt, dass sie nicht ebenso zu lesen sind. eine betonung wie im reimvers ist auch nicht statthäft: man versuche nur, solche verse wie *landbüendum*, *vine Scyldinga*, *þdra ymbsitendra*, *searo hæbbendra* im zusammenhang der texte so zu lesen (also *landbüendum*), man wird fühlen, wie man stolpert. für sie ergeben sich zwei möglichkeiten, die, wie ich glaube, in wirklichkeit beide vorkamen, wol auch in denselben fällen. entweder schließt sich nach einer etwas kürzeren pause die zweite silbe mit einem starken nebenton an, und die beiden andern silben folgen ohne besonderen accent, was unmittelbar hinter dem nebenton möglich erscheint (in bezeichnung etwa *lānd·büendum*, *sīnu·dróhtinēs*; *dróhtinēs* bildet dabei etwa einen dactylus mit leiser muskelspannung auf der letzten silbe. die gleiche beobachtung liegt wol den von Hirt s. 60 ff angenommenen betonungen zu grunde), oder der überstarken ersten hebung schließt sich noch enger das folgende wort oder der folgende wortteil mit betonung der beiden ersten silben an, wobei durch den rhythmischen zwang die zweite dieser silben einen höheren ton erhält (etwa *lānd·büendum*)¹. dieselbe betonung ist möglich, wenn das zweite wort

wenn er in der spätern verwendung von klingendem $\angle \times$ nicht bloß fremden einfluss, sondern auch eine autochthone entwicklung erkennen will, die aber dann m. e. auf einer änderung des vortrags, vermutlich in verbindung mit einer änderung in der sprache, beruhen muss.

¹ trotz Heuslers herzenserleichterung (Zur gesch. d. altd. versk. s. 82 ff) möchte ich für diesen ausgleich zwischen rhythmischer und wortbetonung den namen 'schwebende betonung' beibehalten, im einklang mit Seemüllers definition (Zs. f. d. öst. gymn. 40 [1889] s. 781 f). der vorgang, den Voss ja geradezu als kunstmittel empfiehlt, den Platen mit vorliebe für die caesur seiner pentameter verwendet (*Deutschlands*), kann doch nicht wol eine bloße erfindung moderner schulweisheit sein. wie ich oben annehme, kommen wir im altd. verse gar nicht ohne ihn aus, und ich vermute sogar, dass die zahl-

ein compositum ist und nicht mit allitteriert, also *feōnd mǎn-cýnnes*. ferner schliessen sich wol auch die seltenen fälle an, die Sievers Beitr. 10, 232 ff. 255 f bespricht und die auch für Sievers system schwierigkeiten bereiten, wie *oftost wtsode*; die 2 hebung fügt sich enger an die 1 als beim typus $\acute{(\times)}.\acute{\times}\times$.

Form 3. die am meisten gemäße entwicklung der form $(\times)\acute{\times}\times\acute{\times}\times\acute{\times}\times$ ist ... $\acute{\times}|\acute{\times}\times$. infolge der dehnung des ictus am ende des 1 gliedes bleibt für das 2 nur $\acute{\times}\times$ möglich; $\acute{\times}\times\acute{\times}$ würde über das mafs hinausreichen. aber es ist eine zwiefache verwendung denkbar: $\acute{\times}\times$ kann sich ohne pause an die allitterierende hebung anschliessen, wobei die letzte silbe einen hohen ton erhält; mit andern worten, der zwischen den beiden tacten durch die wort-töne entstehende gegenzug wird durch schwebende betonung ausgeglichen, und es erhellt die verwantschaft mit dem typus D. oder aber es folgt hinter der allitteration eine pause und $\acute{\times}\times$ wird verschliffen, der typus dann also dem typus C³ ähnlich. ich vermute wider, dass beide arten der scansion vorgekommen sind, vielleicht je nach dem rhythmizomenon mehr die eine oder die andere. bei der ersten art der betonung könnte die letzte silbe vielleicht noch einen sprachlichen neberton vertragen, die zweite, die hauptsächlich dann gelten wird, wenn die beiden letzten silben ein selbständiges wort sind, lässt ihn natürlich nicht zu. beim reimvers sind solche nicht selten, wie *soltu immer herzenlîche, daz geschieht von mannes minne, ob wir werben wellen, daz si deheinen wolde, in einer bürge rîche*. das ergäbe aber im av. den eingang ... $\acute{\times}$. man könnte nun glauben, dass zwischen die beiden hebungen von $\times\times\acute{\times}$ wenigstens eine silbe treten dürfe, die sich als auf tact zum zweiten gliede fügt ($\times\times\acute{\times}$), entsprechend Otfridversen wie *so uuāz thir gôt gîbîetê*, die nicht selten sind (Wilmanns aao. s. 39), oder NL-versen, die so gelesen

reichen fälle des ahd. usw., mit denen Benecke (z. lw. 1391) unser *ündank-bār* vergleicht, auch in der sprachlichen entwicklung durch $\acute{\times}\acute{\times}\times$ hindurchgegangen sind. soll für das sprachgefühl unserer vorfahren nur ein *mārc-grāvinne*, *unsælige* mit herzhaft versetztem ton, nicht auch ein *mārcgrāvinne* (neben *mārcgrāve*) usw. denkbar sein? eine ganz ähnliche 'verschleierung' ist der ausgleich der betonungsverhältnisse beim enjambement; und dass der auch Germanen, die noch von keiner schulweisheit angekränkt waren, geläufig gewesen ist, beweist der av. aufs bündigste. die bedingung für schwebende betonung, dass die beiden silben, zwischen denen sie statt hat, sich im natürlichen ton nicht stark unterscheiden, ist in *landbūendum* erfüllt.

werden können: *in welle got behüeten, daz mih die só selden.* tatsächlich ist aber die verschleifung von $\text{—} \times$ auf den fall beschränkt, dass es sich unmittelbar an einen starken ictus anschließt. sie scheint also in der tat von der starken muskelspannung abhängig; ist dieselbe vorher gelöst, so ist auch ein minderbetontes $\text{—} \times$ nicht mehr leicht genug zum verschleifen. doch vgl. unten beim schwellvers. wenn im as. verse mit einer senkung zwischen den beiden hebungen vorkommen (Sievers § 116, 5), so setzen sie wol eine reduction in der aussprache voraus, die vielleicht das in der haupthebung stehnde wort betrifft. vgl. dazu die recension.

Die letzte (4) form $(\times) \acute{\times} \times \acute{\times} \times \acute{\times} \times \acute{\times}$ ergibt im 1 glied $(\times) \acute{\times} \times \acute{\times}$; im zweiten bleibt nur raum für die stärkere hebung mit aufstact, und es ist nicht anders zu erwarten, als dass der letztere der einsilbigkeit zustrebt. wird auch dieser rest noch synkopiert, so entsteht der typus C^2 , über den wir vorher schon gesprochen haben. für $\times \times \text{—} . \text{—}$ kommen dieselben erwägungen in betracht, wie bei der entsprechenden form von A, ebenso für $\times \times \text{—} \times . \text{—}$, dessen erste starke hebung nicht dehnbar ist. es bleibt also nur $\times \times \text{—} . \text{—} \times$, die form, welche wir auch aus allgemeineren erwägungen als die naturgemäße zu erkennen glauben.

Die rhythmten des 2 halbverses kennzeichnen sich dadurch, dass sie die leichtern typen bevorzugen; die schweren typen, dh. diejenigen, in welchen noch am ehesten die alten viertacter widerzuerkennen sind, fehlen. das scheint auf eine reduction des 2 halbverses dem 1 gegenüber hinzudeuten, wie sie ja auch im volkstümlichen reimvers weitverbreitet ist. ich will nicht behaupten, dass die 2 halbzeile des av. auf einem dreimal gehobenen verse beruhe. es lässt sich ja ohne weiteres nicht einmal sagen, ob die reduction schon vor der allitteration eingetreten ist, oder sich erst im av. vollzogen habe, aus denselben gründen natürlich, aus denen sie sich auch sonst vollzog. im av. lag es vielleicht noch besonders nahe, den 2 halbvers dem 1 gegenüber etwas absinken zu lassen. in dem oder den stollen wird die erwartung gespannt, mit dem hauptstab erhält sie ihre befriedigung, und der halbvers dadurch naturgemäße einen weniger expansiven character. der hauptstab wurde den stollen gegenüber doch jedesfalls mit etwas gesenkter stimme gesprochen. wenigstens dürfte es ursprünglich so gewesen sein, da vermutlich in der regel

auch der satz mit dem 2 halbvers zu ende gieng. setzt in 2 halbvers ein neuer gedanke ein, so erhält sich dem sprachlichen ton gegenüber diese eigenheit des verses wol nicht. in dem falle mag auch die reduction des verses beeinträchtigt worden sein. aber das 'verse brechen' müssen wir wol ebenso als secundär ansehen, wie das 'reime brechen'. es entwickelt sich, nachdem die versart zu längeren stichischen erzeugnissen benutzt wird, durch verallgemeinerung eines zufällig vorhandenen momentes. die reduction trifft wol den rhythmus im ganzen, das verhältnis seiner glieder, seine wucht und sein tempo. im av. ist sie dadurch unterstützt, dass der zweite gipfel nicht mit alliteriert. auch die katalexe von versen darf man sich nicht so vorstellen, als ob ein teil des verses weggeschnitten würde, etwa im 3 hebigen gegenüber dem 4 hebigen der letzte fufs. es wird vielmehr der ganze rhythmus anders verteilt, und man könnte die entwicklung ebensowenig wie bei andern versentwicklungen einfach graphisch darstellen. wenn wir neben *gen der hóchzit*, ein *älter bīschōf* 4 hebige formen stellen: *gen der hóchzite*, *gen der hóchzit gemeit*, ein *alter bischof getdn*, so sind die gleichen teile durchaus nicht rhythmisch gleich. man beobachte nur seine halsmuskeln, und man wird sofort sehen, dass die stimme bei *bischof* im 4 hebigen verse weniger gehoben ist. es kann sogar fraglich sein, ob ursprünglich in solchen versen die pause stets ans versende fiel, ob nicht auch der ganze rhythmische gang verlangsamt werden konnte, sodass nicht die letzte hebungsfähige silbe immer klappend auf die 3 hebung traf. von manchen seiten nimmt man ja eine allmähliche entwicklung des verschlusses $\angle \times \times$ über $\angle \times$ und $\angle \times$ zu \angle an (vgl. Möller aao. s. 116). man braucht an dem reducierten character der geraden allitterationsverse nicht irre zu werden über einem einwurf, wie ihn Sievers § 3, 4 macht. bei dem tempo, welches ich annehme, ist die pause gar nicht so groß, und außerdem verstößt es auch nicht gegen den character der sprache, satzglieder stark von einander zu trennen. man kann bei rednern beobachten, dass sie ihre worte in feste rhythmische abschnitte gliedern und auch zwischen die einzelnen satzteile recht große pausen legen, ohne einen schlechten eindruck zu wege zu bringen. § 197, 4 erklärt auch Sievers die pause zwischen vorder- und nachsatz für beliebt. für reduction spricht auch der typus *wyrd oft nered* (Sievers Beitr. 10, 230). nach *wýrd oft* würde

ein $\angle \times$ des gleichgewichts halber einen stärkeren nebeton erhalten, als im typus *hýran scolde*, und der vers in das maß von 4 hebungen hineinwachsen. im ersten halbvers ist das erlaubt, im zweiten — denn $\angle \angle . \angle$ wäre unrhythmisch — nur $\angle \times$ als zweiter tact zulässig. von diesem fall abgesehen werden im zweiten halbvers die rhythmten mit nebetönen in den senkungen gemieden. wegen des gleichgewichts in den gliedern würden sie zu wuchtig für die reduction. ihre wucht zeigen sie auch in der gewöhnlichen doppelallitteration.

Die meisten typen des zweiten halbverses ließen sich leicht aus den brachykatalektischen versen, wie sie zb. in MFr. und im NL vorliegen, herleiten. nur die typen D und C' machen schwierigkeit, indem sie mit einer unbetonten silbe oder noch weiter (*to gifrémmàne*) über die dritte hebung hinauswachsen; auch fehlen directe Vorbilder im reimvers. sie vertreten wol eine ältere art der reduction, die in jenen reimstrophen aufgegeben ist. in einzelnen resten wird sie vielleicht auch hier weitergeführt; ich denke an verse wie *vil wol singen, sich ðz huoben, al rôt guldin*. natürlich hatte der av. seine eigene entwicklung. typen, die ihm gemäß waren, konnten sich über deren gebrauch im Vorbild hinaus verallgemeinern, die unbetonten silben konnten gemehrt werden usw. aber wenn wir den älteren westgerm. av. betrachten, so wäre die entwicklung dem angenommenen ursprung gegenüber noch keine starke.

Die bisher immer noch rätselhaften sogenannten schwellverse finden bei dieser auffassung gleichfalls eine genügende erklärung. es ist wider von vornherein unwahrscheinlich, dass man in der art und weise, wie diese verse im allitterationssystem erscheinen, manchmal ganz vereinzelt, manchmal in kleineren oder größeren gruppen, aber stets die eine versart in die andere übergehend, einen fremden vers eingemischt habe. also müste der schwellvers denselben grundvers in einer anderen entwicklung, die sich aus den vorliegenden tatsachen begreifen liesse, darstellen. und das tut er in der tat; er ist, wie es gar nicht anders zu erwarten ist, derselbe vers in einer andern vortragsweise. soweit die schwellverse charakteristisch gebraucht erscheinen, ist man darin einig, etwas feierliches in ihnen zu finden. man stelle sich nun vor, dass sie eine getragene recitation desselben verses vorstellen, aus dem der av. entstanden ist; teilweise vielleicht auch eine an sich

schon getragene art dieses verses, in der etwa die 4 hebungen noch mehr gleichwertig waren. die allitteration hat nicht dieselbe wucht, wie im gewöhnlichen av., und darum können alle hebungen eher in ihrer geltung verharren, während die verstärkung der icten doch schon weit genug geht, um den senkungen und etwaigen sprachlichen nebetönen eine grössere freiheit zu gewähren. einigermaßen auffallend ist es, dass der vers weniger empfindlich für sprachliche nebetöne in wörtern der form $\acute{x} \times$ zu sein scheint, als der fortgeschrittenere av. vielleicht ist es kein zufall, dass in den 80 schwellversen des Heliand, die in grösseren gruppen zusammenstehn (Sievers s. 162), nur dreimal vocalische allitteration sich findet; die vocalische allitteration bedarf des stärksten nachdrucks, um ins ohr zu fallen. die 3 fälle finden sich in einer und derselben gruppe, 3494. 3502. 3505. sonst begegnet dieselbe zb. in den 80 ersten versen des Hel. 9 mal, in den 80 folgenden 12 mal, in 80 irgendwo herausgegriffenen 7 mal. daraus, dass in den schwellversen 'durch prosatonfall, bedeutungs-fülle und -gliederung in der überwiegenden mehrzahl der fälle eine dreifache gliederung scharf ausgeprägt ist', kann man nur schliessen, dass sie inhaltlich vollwichtiger sind. so gebaute verse sind ja auch in sicher 4hebigen versen nicht selten, und in inhaltlich entsprechenden stellen werden sie auch in entsprechender zahl auftreten. Sievers muss neben den dreitactigen doch auch noch viertactige annehmen; ich betrachte sie alle als (ursprünglich) viertactig. nach Sievers s. 143 ist der weitaus überwiegende typus fürs ags. in beiden halbversen der, den er AA nennt; daraus schliesst sich BA, in weitem abstand folgen AB, AC, dann etwa noch AD, AE; was sonst in betracht kommt, ist nicht nennenswert. es herrscht mithin durchaus der ausgang $- \times$, gegen $-$. auch tritt der auflact, besonders im ersten halbvers, sehr zurück. die tatsachen scheinen darauf hinzuweisen, dass vor allem der vers $\acute{x} \acute{x} \acute{x} \acute{x}$ zu grunde liegt; er wird derjenige gewesen sein, der am meisten einem getragenen inhalt entsprach. wir müssen nun allerdings wol eine besondere entwicklung des verses oder seines vortrags anerkennen. haben wir die verse *réde and reade lége*, oder so *harmo mid héton trahnin*, so können wir sie in der alten weise lesen, dh. mit *lége*, *tráhnin* am schluss. in dem falle sind *réde and reade* und *lége* rhythmisch gleichwertige glieder, vorausgesetzt, dass auch diese verse zur rhythmischen zweiteiligkeit

neigen, und *lége* erhält dann einen schweren ictus auf der wurzelsilbe. aber nicht immer wird dieser rhythmus in der wortbetonung eine stütze finden, dann nämlich nicht, wenn das letzte wort einen logisch deutlich untergeordneten ton hat. der rhythmus wird dann wol die neigung haben, sich anders zu verteilen, nämlich die beiden ersten wörter als die rhythmisch höchsten werte einander entgegensetzen. dann ergibt sich zwischen den beiden eine pause, das dritte wort ordnet sich im tone dem zweiten unter, und seine letzte silbe wird überschüssig. also etwa *réde-and | redde lége*; die allitterierenden wörter stehn jetzt auf der ersten und dritten hebung. diese gliederung kann gestützt werden durch schwerere wortglieder hinter der ersten hebung, zb. *wisfæst | willan mīnes*, oder *so hármò mid*. jetzt bilden also *wisfæst* und *willan mīnes* die rhythmischen entsprechungen. ich verhehle mir nicht die schwierigkeit, welche darin liegt, dass hier hinter $\angle \times$ eine verwendung von $\angle \times$ zugelassen wird, die wir beim gewöhnlichen av. nur hinter \angle finden (s. o. s. 232 anm. 2)¹. weiter muss zugestanden werden, dass secundär das erste glied stärker gefüllt werden konnte, als wir es für den ursprünglichen vers annehmen, zb. *fró mīn, ef ik thi frágen githórsta*. jene beiden betonungstypen müste man nebeneinander annehmen. oft war es wol freigestellt, nach dem einen oder andern zu lesen, auch wol in fällen, wie Hel. 599 *gibóran báld | éndi stráng* (eigentlich *gibóran báld | éndi stráng*) oder *gibóran · | báld endi stráng*. steht in der senkung hinter der dritten hebung eine betonte silbe, so erhält naturgemäfs die wurzelsilbe des folgenden wortes einen stärkeren ictus, hinter dem eine nebensilbe nicht wol rhythmisch überschiefsen kann; es kann dann mithin nur \angle oder $\angle \times$ folgen, nicht $\angle \times$; daher zb. *móðige | meárcland tréðan; nouðn that tro | fríthubarn gódes* Hel. 5932b. schliesst also eine solche reihe doch mit $\angle \times$, so ergibt sich, dass die schwere senkung hinter der zweiten hebung steht; es wäre also zu scandieren *blíðe sceal beáðoleas | heórté*; vgl. Sievers s. 141. übrigens sind diese fälle selten. im allgemeinen herrscht eine ziemlich einheitliche bauart, so zb. in den genannten 80 Heliandlang-

¹ die ganze rhythmische bewegung verschiebt sich im verhältnis der beiden betonungen (man beobachte die spannung der halsmuskeln). vielleicht liegt in der zweiten art der rhythmisierung etwas, was dem beschleunigten tempo des gewöhnlichen av. widerstreitet.

versen, abgesehen von der freiheit der senkungen und dem wechsel zwischen den beiden oben entwickelten schemata. nur an 1318b stößt man sich sofort. hier ist aber auch falsch abgeteilt; *ginennide* gehört, wegen des enjambements selbstverständlich mit alliteration, zum folgenden vers, gerade wie zu 1310 *gifullit*. so erhält 1319 auch die notwendige doppelalliteration, mit einfacher würde es allein stehn; die überfülle der silben zwischen der 1 und 3 hebung ist kein hindernis, vgl. 1317. 1685. 3497. 5917¹. da die 3 oder auch 4 hebungen im schwellvers untereinander gleichwertiger sind, als im gewöhnlichen av., genießt auch die stelle der alliteration grössere freiheit. doch steht sie ganz überwiegend im 1 halbvers auf der 1 und 2 (beim schema $\text{⌞} \times \text{⌞} \times | \text{⌞} \times$) oder auf der 1 und 3 (beim schema $\text{⌞} (\times) . | \text{⌞} \times \text{⌞} (\times)$), im 2 halbvers auf der 2 oder (beim schluss $\text{⌞} \times$) auf der 3, indem der erste teil des 2 halbverses meistens untergeordnet scheint. wir hätten also im schwellvers gewissermassen den rest einer älteren stufe der entwicklung. die alliteration hat sich dem gewöhnlichen verse gesellt, ihn auch schon etwas beeinflusst, aber nicht so stark wie später. es scheint mir eine natürliche entwicklung, wenn diesem stadium ein anderes folgte, in dem der zufällige schmuck ein mehr selbständiges leben gewann und stark umgestaltend auf das organ wirkte, dem er sich gesellt hatte. in dem neuen stadium erhielt der vers etwas leidenschaftliches und gewaltsames; für gewisse stimmungen bewahrte sich noch die ältere, getragene art daneben. aber das gefühl für die gleichartigkeit beider war noch nicht abgestorben; man konnte aus der einen art zwanglos in die andere übergehn und diesen übergang, wenn man es für wünschenswert hielt, auch wol wirklich unmerklich gestalten. so kann ich mir die erscheinung der schwellverse erklären; als eine versart von ganz anderem ursprung vermag ich das nicht.

Was den auftact betrifft, so müssen wir wol die in den absteigenden typen der 1 hebung vorangehenden versteile wirklich als solchen ansehen und rhythmisch so behandeln. die tatsachen weisen darauf hin, dass die zu grunde liegenden formen des älteren verses, auch wol von 'C', den auftact durchweg nicht

¹ mit einfacher alliteration im 1 halbvers führt Sievers s. 163 noch an 1308, wo aber der Mon. keinen schwellvers hat, und 1553, an einer metrisch auch sonst auffälligen stelle.

hatten. eher die vorbilder der aufsteigenden rhythmien, in denen aber durch die alliteration der 1 fuß für das rhythmische gefühl wol mit dem auf tact verschmolz¹. der zustand scheint auf die zeit zwischen der germ. accentverschiebung und der synkope der auslautenden vocale zu weisen (vgl. Sievers § 146, 3). eine eingehendere untersuchung, die auch die 1 und 2 halbverse genau zu vergleichen hätte, würde vielleicht noch bestimmtere ergebnisse liefern. darüber, dass der auf tact secundär im av. ein entwicklungsfähiges element wurde, ist man ja allgemein einig.

Die schwierige frage der 'auflösung' wird sich nur durch eine zusammenfassende untersuchung dieser erscheinung in den verschiedenen versarten mit einiger sicherheit lösen lassen. zwei grundsätzliche gesichtspunkte dürften hervorzuheben sein. erstens darf man nicht davon ausgehn, auch für den reimvers nicht, dass $\cup \times$ und $- \times$, wo sie sich zu entsprechen scheinen, grundsätzlich metrisch gleichwertig seien. wir können auch im reimvers momente finden, die gegen diese auffassung sprechen; vgl. Sievers Beitr. 13, 143 ff. zweitens ist zu berücksichtigen, dass es nicht grundsätzlich dasselbe zu sein braucht, ob $\cup \times$ für $-$ und $\cup \times \times$ für $- \times$ (oder drittens gar $\cup \times$ für $- \times$) steht.

Was den av. insbesondere betrifft, so lässt sich immerhin einiges mit wahrscheinlichkeit erkennen. Sievers hebt die unverhältnismäßige häufigkeit von $\cup \times$ für \angle auf der 1 hebung von C¹ hervor. im 2 halbvers überwiegt bei einsilbigem eingang die sprachlich zweisilbige hebung die einsilbige fast um das doppelte (76 $\times \cup \times - \times$ gegen 39 $\times - - \times$); in allen andern fällen von C¹ beträgt das verhältnis der $\cup \times$ auch mindestens 40 %. noch auffälliger liegt die sache im Hel. nach Hirt aao. s. 58: beim eingang \times 82 mal zweisilbig gegen 10 mal einsilbig, und auch in den andern fällen übersteigt $\cup \times$ wesentlich die form \angle . sehen

¹ in C¹, C³ und B haben die teile bis zum ersten stab gleichen ursprung, $(\times) \times \times | \times$. bei ihren eingängen zeigt sich in bezug auf die silbenzahl im 1 halbvers kein wesentlicher unterschied; wol aber treten im 2 bei C¹ die 2- und 3-silbigen eingänge sehr beträchtlich zurück (Sievers Beitr. 10, 294; Hirt 59). vor der hebung, an die sich mit einem gewissen gegenzug die folgende eng anschließt, wird in dem reducierten vers der eingang bedrängt; man vergleiche [*er geht die strasse entlang und*] *sieht herrn Kurt zu pferde* und [*er glaubt N zu erblicken und*] *sieht herrn Kurt kommen*, in raschem tempo gesprochen. bei C³ findet sich nichts entsprechendes.

wir zunächst von dem besonderen Übergewicht bei einsilbigem eingang ab. Sievers macht bekanntlich die neigung zur 'auflösung' von dem zusammentreten betonter versglieder abhängig. das ist nur eine äußerliche formulierung, die sich aber auch als solche nicht in dieser allgemeinheit halten lässt. das wesentliche scheint zunächst, dass eine minder betonte hebung ohne größere pause folgt. bei C erkennt auch Sievers diesen charakter an (vgl. § 9, 3; wir beschränken ihn allerdings auf sein C^{1 und 2}). einen ähnlichen charakter wie C vermuten wir für den größten teil von Sievers D-versen; und in der tat zeigen sich hier ähnlich auffallende verhältnisse. nach S.s verzeichnis, Beitr. 10, 261 f. 306 f, sind unter 253 versen 129 mit erstem tact \angle , 110 mit $\angle \times$, unter 49 versen der ersteren 33, der anderen 16; im 1 halbvers unter 246 versen 132 mit \angle , 113 mit $\angle \times$ ¹. also bei D die 'auflösung' noch häufiger. wir gewinnen damit einen neuen anhalt für die berechtigung, C und D zu vergleichen, zu dem alsbald ein weiterer treten wird. das vorkommen von $\angle \times$ ist aber wol noch enger zu umschreiben. das zeigt uns der sogenannte typus E. hier fällt sofort die erscheinung beträchtlich, wenigstens im verhältnis zu D, obwol wir doch auch eine gruppe $\angle \angle \times$ haben. nach Sievers verzeichnissen s. 311 und s. 267 f stehn aber 100 und 203 \angle nur 36 und 64 $\angle \times$ gegenüber. darnach käme also als fördernde bedingung weiter in betracht, dass hinter $\angle \angle$ keine unbetonte silbe folge. außerdem ist die stärke der hebung wesentliche bedingung. Sievers selbst stellt fest, dass nebenhebungen nur ausnahmsweise aufgelöst werden. im ersten tact von E sind es nur 9 von den wenigstens 300 fällen, die für auflösung der minderbetonten hebung in $\angle \angle \times$ aufgeführt werden können. nehmen wir nun D im 1 halbvers (Sievers $\angle \angle \angle \times$), so erscheint die zweite hebung, trotzdem ja auch ihr eine hebung unmittelbar folgt, aufgelöst nur 3, höchstens 5 mal allein und 5 mal in verbindung mit auflösung der 1 hebung! ganz ähnlich bei C in beiden halbversen. also ist die 2 hebung in D ebenso minderbetont, wie in C. stellen wir denjenigen typus D, welchen wir von dem bisher besprochenen abtrennen, gegenüber, nämlich

¹ Sievers angabe Altgerm. metrik s. 127: 'einige 20% in beiden halbversen in den typen D und E' muss wenigstens für den 2 halbvers auf versehen beruhen. für den 1 halbvers sind die fälle mit $\angle \times$ im ersten gliede mit in rechnung gezogen.

$\acute{\text{z}}.\acute{\text{z}}\acute{\text{z}}\times$, so wird das bild gleich anders. zur völligen sicherheit nehme ich nur fälle mit doppelallitteration; das ergibt auf 21 andere 9 $\cup\times$ (dabei sind allerdings die verse des typus $\acute{\text{z}}.\acute{\text{z}}\cup\times$, Sievers Beitr. 10, 300 nr 2, nicht berücksichtigt). in dem 'gesteigerten' typus steigt der procentsatz sogar wider besonders hoch, höher als im ersten tact von E, trotzdem wir in beiden fällen für den allitterationsvers selbst die tacte als gleich ansehen, nämlich $\acute{\text{z}}\cup\times$. der unterschied hängt also vielleicht mit dem verschiedenen ursprung zusammen, in E vertritt dieser tact zwei ursprüngliche füsse, in D aber drei. wir kehren zur 1 hebung zurück. was wir bis jetzt gewonnen haben, könnten wir definieren: für $\acute{\text{z}}$ steht besonders gern $\cup\times$, wenn sich daran eng eine untergeordnete hebung anschliesst und auch auf die letztere keine senkung folgt. nun haben wir aber unter den fällen von D auch diejenigen inbegriffen, die dem typus $\acute{\text{z}}.\acute{\text{z}}\cup\times$ (also nicht blofs dem $\acute{\text{z}}\cup\times$) angehören. es finden sich 17 beispiele des typus *atol æglæca* und das ist den mit $\acute{\text{z}}$ im ersten glied gegenüber ein hoher procentsatz; vgl. weiter auch S. Beitr. 10, 301 f. wir haben hier ja aber scharfe trennung zwischen den beiden haupthebungen angenommen. indessen ist die frage, ob wir diese fälle mit den anderen gleich beurteilen dürfen. bei den letzteren handelte es sich um die mögliche wahl nur zwischen $\acute{\text{z}}$ oder $\cup\times$, hier aber steht ja der 'gesteigerte' typus daneben, dh. aufser jenen beiden sprachlichen formen stehn auch $\acute{\text{z}}\times$ und $\acute{\text{z}}\times\times$ zur verfügung, und wir haben also vielleicht die $\cup\times$ den $\acute{\text{z}}$ und $\acute{\text{z}}\times(\times)$ gegenüber zu stellen. nichtsdestoweniger dürfte der procentsatz von $\cup\times$ auch über das unter dieser voraussetzung nach maßgabe der sprache zu erwartende hinausgehn. wir erinnern uns nun, dass hier die pause erst im av. sich eingestellt hat, dass in dem urvers, den wir annehmen, in der tat die beiden hebungen unmittelbar nebeneinander standen. hier würde also auch wider die eigentümlichkeit aus dem früheren vers stammen, dort wenigstens schon vorgebildet gewesen sein müssen, und das urbild von D würde noch entschiedener einen charakter bekommen, den wir im reimvers nicht widerfinden ¹.

¹ wenn sich aus dem geringen material des Beovulf ein schluss ziehen lässt, so scheint allerdings auch bei dem typus $\acute{\text{z}}\acute{\text{z}}.\times\acute{\text{z}}\times$ (A), sobald ein auftact vor denselben tritt, sich die auflösung besonders leicht eingestellt zu haben (vgl. Sievers Beitr. 10, 234 und 273 f), was ich im rahmen der oben entwickelten ansichten nicht zu erklären wüste.

Der tatbestand wäre demnach folgender: wenn mehrere hebungen unmittelbar aufeinander folgen, so hat diejenige, welche am stärksten betont ist, die neigung, die gestalt $\cup \times$ anzunehmen, dh. statt $\text{ˆ} \times$ wird $\cup \times$ gewählt, während $\text{ˆ} \times$ nicht zulässig ist¹.

¹ Wilmanns aao. s. 26 verzeichnet als beispiele von versen der form 2. 4 bei Otfrid mit fehlen der senkung im 3 fufs *sô wîl thaz gēwîmex was, tho erstarp ther künîng Herôd, so hôh ist gômaheit sîn, thaz thu unsih nû gidua wîs*; s. 27 *nu scep he er imo hiar brôt, ih scal thir sâgēn mîn kind, es irquîmit muat mîn*, s. 28 *thaz er ther dūriwart wās, sô sîn giwônaheit ist, sô ist giwônaheit sîn*, s. 29 *ther liut se lôbbô bi thiū neben thar wās er thô thio fîar nâht* (wo P die betonung wählt *thar wās er thô thio fîar nâht*), s. 33 *thu unsih ni hêlê s wiht thes*. in all diesen fällen, die im ganzen sehr selten sind, hat der 2 fufs die form $\cup \times$ (auch betontes *nu* dürfen wir wol als kurz fassen) mit ausnahme der einen stelle, wo P anders betont; aber auch da hat die betreffende hebung ein schwach betontes wort. in andern fällen mit entsprechender form des 3 fusses steht dem charakter des ganzen typus gemäfs eine schwach betonte silbe auf der 2 hebung; vgl. Wilm. § 33. damit vergleiche man die s. 19 verzeichneten beispiele, wie *theist druhtin krist gûater*, die vor dem einsilbigen fufs $- \times$ zulassen, während es bei jenen sicher nicht zufällig fehlt. und warum? ich denke, weil hinter dem schweren $\text{ˆ} \times$ die 3 hebung notwendig auch einen schwereren ton erhalten hätte, der seinerseits wider veranlasst hätte, die 4 unmittelbar folgende mehr zu heben, und dies gegen den charakter des Otfridschen verses verstofsen hätte, der einen ruhigen schluss liebt. die absteigenden typen sind durchaus die herrschenden, und wenn wörter mit $- \times$ oder $\cup \times \times$ den 3 fufs füllen, so mit vorliebe schwächer betonte (Wilm. §§ 45. 82. 100). wir haben hier jedesfalls einen beweis dafür, dass die fûsse $\text{ˆ} \times$ und $\cup \times$ für Otfrids vers nicht ohne weiteres gleichwertig sind. die angeführten verse haben ihre parallele an den von Wilm. § 78 besprochenen, wie *floug er sînnun pad*, soweit dieselben wirklich mit nur einer hebung vor dem accentierten wort zu lesen sind; $\cup \times$ steht also — gleich. auffällig ist, dass als parallelen zu *sînnun* composita auf der 2 und der 3 hebung beinahe fehlen (Wilm. § 91). wäre auch das *-heit* von *kuanheit* noch zu schwer für die 3 hebung gewesen? auf eine etwaige nähere verwantschaft mit dem typus C¹ des av. will ich diese Otfridverse nicht befragen.

In den Kûrenbergerstrophen begegnet nur ein einziges mal der fufs $\cup \times \times$, während die fûsse $\cup \times$ auferordentlich häufig sind. die vierhebigen zeilen zeigen höchstens einmal den schluss $\text{ˆ} \times \text{ˆ}$ (10, 5 *ougen gēn* [vgl. aber Heusler Z. gesch. d. altd. versk. s. 99]; ich bezeichne mit $-$ oder \cup selbständige wörter, oder silben mit stärkerer betonung im gegensatz zu \times für silben und wörter mit keinem oder geringem wortton); im übrigen 43 mal $\text{ˆ} \times$, einmal $\times \times$ (9, 17 *lügenære*), 5 mal $\cup \times \times$, 4 mal $\cup \times \text{ˆ}$. der bau des 1 teiles der verse ist in der regel $(\times)(\times)\text{ˆ} \times \text{ˆ} \times$ (ich unterscheide im allgemeinen nicht, welche der beiden hebungen den relativ höheren ton hat: oft ist es auch gar nicht zu entscheiden und stand wol auch im belieben des vortragenden); so mindestens 40 mal. synkope im

wollen wir diese auskunft aus der formel in eine motivierte erklärung übersetzen, so scheint mir doch das bestreben zu er-
 1 fuß (bei $\acute{}$ als hebung) kommt 5 mal vor, außerdem 9, 31 und 10, 3, wenn wir die rhythmisch bedenklichen zweisilbigen aufzacte zulassen; derselbe fuß ist zweimal als $\acute{\cup} \times$ gebaut. synkope im 2 fuß kommt überhaupt nicht vor, von den bedenklichen versen 8, 7 und 8, 15 (*jô enwas ich niht ein bër wilde*) abgesehen. derselbe fuß ist zweimal als $\cup \times$ gebaut hinter nicht vollem fuß (*wîp vile* 9, 21 und *den site wil ih* 7, 5, wenn wir im letzteren verschleifung annehmen); sonst nur einmal 9, 17 *das machent lügenære* (und *jô enwas ich niht ein eber wilde?*). — in den 3 hebigen versen fällt die häufigkeit von $\cup \times$ als 2 fuß auf. neben 17 $\acute{\cup} \times \acute{\cup}$ (oder $\acute{\cup} \times \acute{\cup}$) nebst einem $\acute{\times} \times \acute{\cup}$ (*rûmen diu lant* 9, 32) stehn 11 $\acute{\cup} \times$, 3 $\acute{\cup} \acute{\cup}$ und 13 $\acute{\cup} \times \acute{\cup}$ (oder $\acute{\cup} \times \acute{\cup}$). der erste fuß ist regelmäfsig voll gebaut ($(\times) \acute{\cup} \times$); synkope nur in *rûmen diu lant* und außerdem in 8, 7 *vil wol singen* und 9, 10 *alrôt guldîn*, wenn nicht die erste silbe zu betonen ist. ein fuß $\acute{\cup} \times$ begegnet hier nicht. wenn das material auch gering ist, so scheint es doch zu bestätigen, dass der fuß $\acute{\cup} \times$ ungefähr im selben verhältnis eintritt, wie die synkope der senkung (während ein fuß $\acute{\cup} \times \times$ aber ganz anders zu beurteilen ist), und außerdem, dass $\cup \times$ benutzt wurde, um die gruppe $\acute{\cup} \acute{\cup}$ beweglicher zu gestalten. $\acute{\cup} \acute{\cup}$ als 3 und 4 hebung kommt neben häufigem $\acute{\cup} \times$ nur 3 mal vor, und darunter noch zwei verse mit *vor* und *sam* auf der 2 hebung. wenn es auch in der sprache begründet ist, dass $\acute{\cup} \acute{\cup}$ als verschluss nicht häufig sein konnte, so scheint doch auch eine rhythmische abneigung dazu getreten zu sein. die beiden genannten fälle von $\acute{\cup} \acute{\cup} \times \acute{\cup} \times$ vergleiche ich mit *rûmèn diu lant*, dh. auch da, wo ein fuß insofern reduziert wird, als seine hebung aus weniger betonter silbe besteht, kann sich $\cup \times$ (also statt $\acute{\cup} \times$) leicht eingang verschaffen.

Auch im Nl. sind die füsse $\acute{\cup} \times \times$ beträchtlich geringer an zahl, als die $\acute{\cup} \times$. in den von Lachmann für echt gehaltenen 117 strophen seines xi liedes zähle ich in den 3 hebigen versen 27 $\acute{\cup} \times \times$ und 70 $\acute{\cup} \times$, von den 43 $\acute{\cup} \times$ für $\acute{\cup}$ auf der letzten hebung abgesehen, deren beurteilung für unsern zusammenhang fraglich ist. 23 der $\acute{\cup} \times$ stehn auf der 1 hebung, die sonst einige 30 mal synkopiert erscheint, die übrigen auf der 2 hebung, deren synkopierte gestalt in der form $\acute{\cup} \times$ des schlusses in diesem teile des liedes nicht vorkommt (drei paar $\acute{\cup} \times \acute{\cup}$); die form des schlusses $\acute{\cup} \acute{\cup}$ oder $\acute{\cup} \acute{\cup}$ ($\acute{\cup} \acute{\cup}$ in compositis hier zufällig nicht) 7 mal (1121, 3. 1162, 1. 1166, 1. 1181, 2. 1207, 1. 1208, 1. 1264, 1; bis auf einen fall wäre sprachlich auch $\cup \times$ auf der 2 hebung möglich). in der häufigkeit dieser typen, die einen gedämpften schluss bedingen, sehe ich eine parallele zu dem bekannten bau der letzten halbzeilen in der gestalt $(\times) \acute{\cup} \times \acute{\cup} \times \acute{\cup}$, und man wird wol auch nicht irre gehn, wenn man aus dem av. die typen C¹ und D im charakter vergleicht. in dem 3 hebigen verse waren möglich $(\times) - \times - \times$, ein typus, der im mhd. am zurückweichen ist, ferner $(\times) - \times - -$, der aus sprachlichen und wol auch aus rhythmischen gründen nicht häufig ist, weiter $(\times) - \times \cup \times -$ oder $(\times) - \times \cup \times \times$, wie wir sehen sehr beliebt; dazu treten mit zweisilbiger letzter hebung $(\times) - \times - \cup \times$ und $(\times) - \times \cup \times \cup \times$. der letztere ist im Nl.

kennen, einer unmittelbaren folge von hebungen eine gröfsere beweglichkeit zu verleihen. in dem besonderen überwiegen von $\cup \times$ beim typus $\times \cup \times - \times$ kann man eine fortsetzung dieses bestrebens finden; der typus $\times \angle \cup \cup$ ist in der tat der am wenigsten bewegte. auch stimmt es weiter ein, wenn $\times \cup \times - \times$ besonders häufig im 2 halbvers begegnet, denn hier herrscht überhaupt gröfsere beweglichkeit. wir können aber wol eine weitere perspective eröffnen, und eigentlich sind wir auch rechenschaft schuldig, warum man denn zu dem genannten zwecke nicht $\angle \times$ gebraucht habe? offenbar weil $\angle \times$ rhythmisch zu schwer ist (s. die anm. auf s. 233), weil gewisse teile des verses gedämpft gehalten werden sollten. wir können vermuten und finden es durch das in der anm. befragte material bestätigt, dass zwischen der sogenannten synkope der senkung und dem fufs $\cup \times$ ein innerer zusammenhang besteht. der einsilbige versfufs, wie alt er auch sein mag (Heusler aao. s. 128), ist doch jedesfalls bedingt durch die neigung der versfüsse, sich dipodisch zu gliedern (die sich nicht gleich auf den ganzen vers zu erstrecken braucht), eine neigung, welche durch den germ. accent mindestens gefördert werden musste. mit dem stark betonten versfufs \angle ist aber offenbar $\cup \times$ gleichwertig, und ich sehe nichts, was uns veranlassen könnte, die letztere form für jünger zu halten: die versfüsse \angle und $\cup \times$ sind zu gleicher zeit eingetreten, da, wo der folgende versfufs sich unterordnen sollte. das schwere $\angle \times$ würde viel mehr die gefahr nahe gelegt haben, in monopodischen rhythmus zu verfallen. nun ist aber ein mit $\angle \times$ gleichwertiges $\cup \times$ schwerlich zu erweisen und ist es

beliebter als der erstere (im xi liede der erstere gar nicht, der andere 2 mal, auch zwischen 1083—1741 kein einziger sicherer fall des ersteren bei 16 schlüssen auf $\cup \times \cup \times$; und auch in anderen teilen des liedes selten solche wie *volle niun tage* gegen häufigere wie *Sivriden habe gesehen* oder *nu was Hagen komen*). weist das darauf, dass $\cup \times \angle$ statt $\angle \angle$ schon geläufig war, ehe die letzte hebung sich auflösen konnte?

Die auflösung dieser letzten hebung angehend will ich noch hervorheben, dass ich zwischen str. 1083 und 1741 39 fälle angemerkt habe bei dem betonungsschema $\cup \times \angle \times \cup \times$, dagegen 77 bei $\angle (\times) \cup \times \cup \times$. wenn nun auch die entscheidung über die eine oder andere art der betonung häufig subjectiv sein mag und vielleicht auch früher so war, so scheint doch der unterschied nicht zu übersehen. $\cup \times \angle \times \cup \times$ ist vermutlich durch reduction aus demselben rhythmischen typus entstanden, wie der typus B des av., während das zweite schema einen andern typus vorauszusetzen scheint (den von A?).

ganz undenkbar, dass der gebrauch von wörtern mit kurzer wurzel-silbe jemals im vers ausgeschlossen oder nur beschränkt gewesen sein sollte; also muss $\cup \times \times$, parallel zu $\angle \times$ bestanden haben, und wenn \angle synkopiert ist, so auch $\cup \times$. der naheliegende schluss, dass umgekehrt $\cup \times \times$ neben $\angle \times$ erst auf grund der gleichung $\cup \times = \angle$ erwachsen sei (vgl. Wilmanns aao. s. 129), ist mithin nicht aufrecht zu erhalten. secundär wurde der fuß $\cup \times$, zu bestimmten rhythmischen zwecken verwant, verhältnismäßig häufiger als $\cup \times \times$. auch im av. ist das letztere seltener als $\cup \times$. weist aber das bestehn von $\cup \times \times$ neben $\angle \times$ auf eine zeit quantifizierender metrik?

Sollte man fragen, wieso denn gerade in C^3 ($\times \times \angle \cup \times$) die auflösung der 1 hebung ausgeschlossen ist, während sie doch auch in dem typus D, der zwei ungefähr gleiche gipfel hat, häufig eintritt, so ist diese frage in den früheren ausführungen genügend beantwortet. man könnte noch folgendes sagen. obwol dem ursprung nach die beiden gipfel in C^3 (ursprünglich 2 und 4 hebung) nicht weiter von einander abstehn, als in andern typen (zb. in A), so wird in wärklichkeit der abstand hier doch besonders groß geworden sein, indem der eingang aufactähnlich gesprochen wurde. umsoweniger brauchbar wurde aber $\cup \times$ auf der 1 hebung.

Manche erscheinung des av. könnten wir vielleicht überzeugender erklären, wenn wir es wahrscheinlich zu machen vermöchten, dass der vortrag dieser verse mit bestimmten körperlichen bewegungen verbunden gewesen sei. in der tat habe ich jahrelang in diesen rhythmten etwas zu empfinden geglaubt, was über den durch sprachstoff ausgedrückten rhythmus hinausführe. aus einer bestimmten anzahl von begleitenden schritten möchte man die beschränkung der zählenden silben erklären, und man könnte sich ja auch ganz wol vorstellen, dass der in einer allitterierenden zeile das orakel verkündende priester zwei schritte nach dem volke hin und zwei wider zurückgetreten sei. zumal beim typus C^3 reizt dieser versuch: auf den ersten schritt spricht der priester den eingangsteil, auf den zweiten die allitterierende hebung. entsprechend der wucht und wichtigkeit dieser silbe tritt er schwer auf, der körper ruht einen augenblick vornüber auf dem einen fusse; jetzt macht er die zwei schritte rückwärts, und ganz naturgemäß ergeben sie eine bewegung — das ganze freilich nicht gerade feierlich würdevoll — der die aussprache von $\cup \times$ ent-

spricht. aber im grunde wäre das nichts anderes, als dieselbe physiologische erklärung, die wir bereits gegeben haben, nur auf andere muskeln übertragen, und in andern fällen wüßte ich mit dieser bewegungshypothese ohne willkürliche voraussetzungen nicht auszukommen.

Es ist nicht so einfach, den av. nach der gewöhnlichen terminologie zu definieren. ziehen wir nur die haupthebungen in betracht, so dürften wir consequenterweise in A³ nur eine hebung anerkennen, denn der dieser vorausgehnde teil unterscheidet sich oft nicht von den in aufsteigenden typen der ersten hebung vorangehenden gliedern. allerdings bleibt der unterschied, dass im letztern fall diese teile zur hälfte des verses im selben verhältnis stehn, wie bei A³ zum ganzen verse. wenn wir die 'nebenhebungen' mitzählen, kommen wir ebensowenig zu einer einheitlichen definition. Heuslers bezeichnung des av. als zweitacter dürfte zu empfehlen sein. nur darf man dann die tactgrenzen nicht nach musikalischen principien verschieben. wir haben keinen grund, sie dem urvers gegenüber zu verlegen.

Dass ich über Otfrids vers anderer ansicht bin, als Wilmanns und Sievers, bedarf nach dem vorangehenden keiner besonderen erwähnung. die art und weise, wie man ihn aus dem av. hat entstehen lassen, ist mir nie recht wahrscheinlich vorgekommen. Wilmanns ist wenigstens so folgerichtig gewesen, den av. für eine eigene schöpfung der germ. allitterationspoesie anzusehen. die neue Sievers-Saransche hypothese führt aber zu dem resultat, dass Otfrids vers auf den av. und dieser letztere auf einen frühern vers zurückgeführt wird, dem der Otfridvers jedesfalls viel näher steht, als das mittelglied, aus dem er erst entstanden sein soll. das natürliche ist doch, die beiden stadien, die sich fast aufs haar gleichen, unmittelbar nebeneinander zu stellen, ohne das ganz abweichende mittelglied. ich bekenne mich zu denen, die den av., Otfrids vers und den volkstümlichen mhd. reimvers für im grunde identisch halten. S. hat diese auffassungsweise unhistorisch genannt. er will damit wol sagen: historisch haben wir den aus dem idg. ererbten urvers voranzusetzen; dann haben wir im altgerm. zuerst den av. belegt, darauf folgt historisch der reimvers. aber soll das einzige wirklich oberdeutsche der allitterationspoesie angehörige gedicht, welches wir haben, das Muspilli, uns denn voranzusetzen nötigen, dass eine längere zeit jede

rhythmische betätigung nur in allitterationsversen vor sich gegangen sei? die rhythmiken leben außerdem nicht nur in den nach ihnen geformten worten, sondern auch in melodien, die von worten unbegleitet sind. sie leben im bewegungsgefühl und in der akustischen erinnerung. dem wanderer erklingen sie in seinen schritten, dem manne bei der arbeit in der bewegung seiner hände und seiner werkzeuge, die mutter summt sie, wenn sie ihr kind einschläfert, und die kinder summen sie bald ihren eltern nach¹. soll das alles ausgelöscht gewesen sein unter der herschaft einer dichtungsgattung, von der wir gar nicht wissen, wie intensiv sie gepflegt wurde bei denjenigen stämmen, die später die hd. mundarten redeten? ich halte unsern reimvers für eine entwickelte fortsetzung derselben alten rhythmiken, aus denen in einer andern richtung, und zwar durch den gebrauch des stabreims, die eigenartigen typen des av. sich gestaltet haben. natürlich können wir nicht erwarten, alle eigenheiten der einen versart in der andern wiederzufinden; jede sonderentwicklung prägt sich in neuen eigenschaften aus.

Ein zugeständnis müssen wir Sievers auffassung von der rhythmik des av. (vgl. § 6) zum schlusse doch noch machen. weniger fest und eng gebunden ist das metrum denn doch als in andern versen, und es wird nicht zu bestreiten sein, dass dem recitator dem rhetorischen bedürfnisse zu liebe freiheiten gestattet waren in hinsicht des tempos und des verhältnisses von stärke und dauer zwischen betonten und unbetonten silben, deren spielraum einerseits durch die kürzesten typen, etwa die einfachen A, B und C', anderseits durch die schwellverse begrenzt wären, und die sie den rhythmiken der prosa nähern. aber ohne tact haben sie darum ihre verse nicht vorgetragen.

¹ s. Heusler Z. gesch. d. altd. versk. s. 39, dessen fernere ausführungen ich indessen nicht ohne weiteres übernehme.

Bonn.

JOHANNES FRANCK.

TEXTKRITISCHES ZUR KRONE.

24 l. *ie mère* (P). 46 l. *Merchet* (V) st. *Rüemet* (P). 92 l. *tobem*. 98 l. *brehende* (P). 102 l. *die*. 104 l. *dem* (V). 113 l. *Diu*. 114 l. *Einez ist des andern nein* (V). 129 l. *Zōuget*. 147 l. *dne schulde* (V). 152 str. komma. 201 l. *lobes am di*. so viel

als *dme æme*, visierung (vgl. Mhd. wb. I 29). 203 Bartsch list *dn*, doch ist mir das zweifelhaft. 208 Bartsch list *sich* (V); allerdings verdient V *ceteris paribus* den vorzug¹; hier aber scheint mir P mit *sie* das bessere zu bieten. 214 es ist nicht gut, mit Bartsch *habent* für das *haben* der hss. einzusetzen, da diese zeile ganz parallel mit der vorhergehenden einen wunsch enthält. 216 ebenso ist nicht, wie Bartsch will, das *Tuot* in *Tuots* zu erweitern, da unter *in* der *vrum* verstanden ist und *schtn tuon* auch mit dem accusativ construiert wird. eher möchte man in *Tuon* ändern, um im conjunctiv zu bleiben. 238 l. *Wol in wart* mit den hss. 244 l. *vil* (V) st. *wil*. 262 l. *gewarheit* (conjectur Jellineks). 264 l. *Daz er an der werlde schanden Iemer wurde gemeilet, Als im daz ztt erteilet, Dar inne er geboren was* (V). 272 l. *Swie* (V) st. *Und*; davor punct st. komma. will man wie Scholl mit P lesen, so muss punct nach *ringent*. 289 l. *Vor alr der werlde* nach den hss. 310 l. *Wan danne der sunnen strdm In diu zwineltne gêt Und ir ztt dar inne stêt: Artus heil von schulden hêt* (V). 336 und 37 sind umzustellen, nach 335 punct zu setzen, 338 mit Krüger *des hêt er alles überkraft* zu lesen. 386 l. *der Waloise kraft*. 451 l. *Er was des dick é vröuden bar*, er kränkte sich eher darüber, dass man ihn nicht aufsuchte, als dass er sich beklagt hätte, dass er zu viel gäste habe. 456 l. *Daz er sie cleine bewiget* (V). 486 l. *in daz lant* V, denn es ist das eigene land des Artus in gegensatz gestellt zu den fremden ländern; in diese sendet er die *boten*, in jenes die *garzûne*; nur so gibt das *anderthalben* 483 sinn. auch würde es sich empfehlen, nach *ende* komma zu setzen, nach *riefen* punct und 487 und 488 umzustellen, wodurch man die zwei *hof* hinter einander vermied. 500 *Gewæfen* oder *Goufen* = *Koiphen* (worauf P führt) aus elfenbein ist unwahrscheinlich; dem sinn entspräche am besten *Gereite*. 507 ist *lache*, *diu* sehr auffallend, doch nach 536 und 521, wo V ebenfalls *diu* hat, wol beizubehalten. 522 komma vor 523, das von *sande* abhängig ist, vgl. 539. 552. 528 komma nach *lac*. 547 komma vor 548, das von *geworht* abhängig ist. 574 l. *in daz castel* (V). 579 l. *Ez wære* nach den hss., da die negation hier fehlen darf. 589 l. *Und* (V) st. *Ouch* (P), ebenso 597 st. *Ouch der*, 707 st. *Ouch manec*. 624 l. *Irlander* (nach *Yllande* V). 647 l. *solde*

¹ die fälle, in denen V nur aus diesem grunde vorzuziehen ist, habe ich natürlich im folgenden nicht vermerkt.

(V), als gesprächsthema wahrscheinlicher als das unbestimmte *golde*. 682 *nót*, das Sch. in der anmerkung nicht versteht, ist das adverb, s. Lexer II 107. 695 l. *Mit maniger bankente* nach den hss.; auf *bankente* weisen die hss. hier wie 1171. 20363. 25876. 29163, ebenso hat die hs. M. des Tristan 12, 12 (Mafsmann) *banegnte*; wir sind also nicht berechtigt zu ändern. 698—742 dieser abschnitt ist mit V hinter den folgenden zu stellen (denn sie müssen doch wol die waffen vor dem kampf bekommen haben) und 780 mit V zu streichen. der dadurch entstehende dreireim 777—79 *matzouwen : blouwen : schouwen* ist wol etwas auffallend, da *blouwen* für *bluwen* 3 plur. praet. stehn muss, doch steht diese form auch in der Vorauer Genesis und im Servatius (Lexer I 310. Weinhold Bair. gr. § 269). 708 l. *an den rinc* (V). 712 l. *ir ietwedeers tücke* (V), da gesagt werden soll, der saal sei so gebaut gewesen, dass man sowol die von der stadt ins feld, als die vom feld gegen die stadt reitenden sehen konnte. 729 streiche *golde* mit V. 731 l. *chropiere* V (Lexer I 1093). 732 l. *Wäfenroc und crindle* nach den hss. 743 l. *scharroten* V (Lexer II 668). 823 danach komma zu setzen, nach 824 punct, nach 826 der strichpunct zu streichen, nach 827 punct zu setzen. 847 l. *Under diu*. 874 l. *Under dirre stecher schar*, da die form *sticher*, die V bietet, kaum dem dialecte Hs. gemäß ist (vgl. Lexer II 1154); s. u. 7882. 872 danach komma und nach 876 punct zu setzen. 901 es ist nicht mit Keller *Von in Vor* zu bessern; denn es sind eben die frauen, die ihm die bürde aufladen. 937 danach punct. 943 l. *Daz ein ritter wære Erbeizer vor dem sal* (V); dreihebig stumpfe verse auch sonst (zb. 905). 948 es ist wol zu lesen *der schein des lîbes sterke kranc* mit benutzung von P *starck krang*. das unsinnige *ranch* in V wird sich erklären durch zusammenschreibung der worte, wobei dann ein *k* getilgt wurde; dann erweist sich auch das zwischen den worten stehnde *vnd* als eingeschoben; vgl. auch Mantel 486ff die entsprechende schilderung: *Er was schoene unde lanc, Dd mitten dunne unde kranc, Anders grôz unde starc*. 957 l. *stn gesiun* (gesehen P *antlietze* V). 960 l. *erwahren* nach den hss. wie 990, vgl. Gregorius 3424 (Paul = 3254 Lachmann) *der arme was ze wdre erwahren von dem hdre*. 976 l. *tsenvar* (V). 983 l. *merphossen* (V), dessen zweiten teil man wol als entstellung von *phoca* auffassen muss, da *mer-vlozzzen* (Scholl nach P) keinen sinn noch reim gibt.

1025 l. *mære* st. *mér*. 26 ff *Ê* (V) *müez* ab *míner* bete
schal Mir bringen *stætez* ende (*Désuodr* der missewende Kan ich an
 bete wol enbern), Daz ich ihtes welle gern etc. 49 komma dar-
 nach, da 1050 von *verkéren* abhängt. 84 l. *volwerdes*. 93 f l.
liste: In vil langer *vriste* (V). 114 l. *diu* *feitûre*. 121 l. *habent*.
 132 l. So er *valschez* herze ougent in näherem anschluss an V,
 er ist nämlich der becher. 133 l. *valsches*. 136 l. *Swer* st.
Swie er. 145 l. *geschehe*. 230 l. *Sölher* (V). 249 l. mit *staten*
 (P). 267 l. *vdrn*; auf länge weist auch das o in *voren* (P).
 272 l. *übel* rede st. *iuwer* rede. 284 l. Wan daz iuch ze *gdhe*
habt verkért Nu an dem ende. im anschluss an V 'ihr habt den
 wein verschüttet durch eine zu schnelle bewegung'. 1284 das
 kolon zu tilgen, nach 1285 und 1290 punct, nach 1291 aus-
 rufungszeichen zu setzen. 303 danach punct. 311 l. *herzen*
 (V). 316 l. *irs* (ir P ez V). 317 l. *schenken*. 323 l. *an* *valsche*
 nach den hss. 336 l. *vreit* (di. *vriete*) im anschluss an *ver-*
reit V. 342 Krüger will mit *unheil* oder *niht mit heil* einsetzen;
 aber gerade die ironie liegt im character der reden Keis. 356
 und 358 l. *iur* st. *ir*. 367 l. *Unz* sich daz *claret vergóx* (V);
 das neutrum, das die hs. bietet, ist wol gegen Lexer i 1607
 festzuhalten, ebenso 1450. 482 l. *wider érste*, vgl. 1526. 2524.
 Mantel 721 (Warnatsch 99). 514 l. *von nest* (V), wer es vom
 neste her gewohnt ist. 536 komma nach *sunder*. 552 l. *über-*
daht (V), vgl. 509 und öfters. 559 l. *goltvazze*: *Niwan* (V) *ir*
schóx nazzet; überschüssiges t im reim auch 1812. 6189. 17265.
 19594. 21531. 695 l. *Und* ist daz (V). 699 l. *Ein* angel
der ze vorn stach, *Der uobete sich dā bt*; V hat *der zevar*, P *da*
her für. 708 punct st. komma. 725 l. *stōuwet* (P), da V
 auch 1779 in *gestiurt* ändert. 737 l. *korder*; also entsprechend
 1735, wo er auch ein *zwich*, ein doppelter ist, zugleich lock-
 speise und kloben. 763 punct st. komma; A. wendet sich an
 den boten. 778 l. *unvrōut* (P); 'er kränkte sich wenig über
 den tadel; dieser brachte ihn vielmehr nur dazu ärger zu
 schimpfen'. 832 l. *eime*. 834 l. *spræche* (*spreche* P); punct
 nach *anderswā*. 874 kolon st. punct. 878 l. *Schemlich*; die
 hss. haben *Solch*, ihre vorlage etwa *Semlich* (vgl. Zwierzina Zs.
 37, 384 anm.). 909 l. *Vriunde*. 946 kolon st. komma; 1947
 komma st. punct; l. *iu* (V) st. *ime*; er ist dem sinne nach zu
 betonen; dieser vers wie 1929 im widerspruch mit 1899, welche

zeile wol verderbt ist; soll sie nicht geändert, so muss sie jedenfalls in parenthese gesetzt werden. 979 l. *Daz wart* (V). 980 ff l. '*Wd mohte daz claret sin*', *Sprach Keit*, '*daz man só verzert?* *Alzûr* (di. Auxerre, s. Schulz Höf. leben i' 297 ff) *unde Kipperwert* (di. die insel Cypern), *Swaz wlnes dd wirt inne*, *Und wær der aller hinne*, *Er würde getrunken schiere*.

2092 l. *Al den tac*. 129 punct darnach. 135 ff l. *Des möhtet ir niht enbern Eines sumbertins ode eines stern*. *Möht ir lihter gnuoc ezzen!* 'es schien euch zu viel wein in dem becher zu sein, es wäre euch ein scheffelmaß dazu nötig gewesen. möge es euch mit stillen des hungers leichter gehn als mit dem des durstes'. *Sumberin* (s. Lexer s. v. *sumber* II 1295) schien mir dem sinnlosen *lamberien* noch am nächsten zu liegen. *ster* ist italienisch *staro* aus *sextarius* und wie es scheint speciell österreichisch (Lexer II 1177); einen reim *e:ö* kennt Heinrich nicht. 149 l. *vor* (V) st. *näch*; vgl. 931. 177 l. *Künt ir baz siechen laben*, *Des würdet ir wol inne* (V). Erec hat den becher rasch hinuntergestürzt, nun meint Kei, er hätte vorsichtig gießen müssen, wie man etwa kranken ein getränk einflößt. 189 l. *an den risen brach*. 243 l. *Dó*. 245 l. *Den wtn*; oder mit V *daz in bevilt Der wil*. 252 es ist bei *sláfet* P zu bleiben und nicht mit Sch. in der anmerkung auf *salwet* V zu greifen, vgl. 2030. 255 ich mache hier aufmerksam auf das *dupple*, welches P für *erz* bietet, was eine scheidemünze (= 2 heller) bedeutet, dieselbe welche Lexer I 449 in der form *döpellin* aus d. j. 1495 nachweist. da P vom j. 1479 ist, haben wir freilich keine berechtigung, dem dichter die kenntnis dieser münze zuzuschreiben; sollte ein älterer beleg sich finden, so würde sich allerdings die lesart empfehlen. 485 l. *dó* (V) st. *doch* 531 l. *stt* (V) st. *ziere*. 599 l. *dó* (V). 732 l. *Daz ez ein kampf dahte* (*Daz er kampf* V *Daz es ein kopf* P), dh. dass ihre schande durch einen kampf verdeckt würde. 745 l. *mich dunket des*, danach komma. 746 l. *engelte* nach den hss. 755 l. *dar umbe* (Vg)¹. 758 l. *dem der* (Pg) st. *der*. 765 l. *Man hát ez doch vür arc* (Vg). 772 str. *só* (Pg). 776 l. *under* (Vg). 777 l. *Sælden* (Pg). 778 str. *Wan* (Pg). 782 l. *aller siner sache* (Pg). 783 l. *zuo der* (Pg). 789 l. *schiede* (g). 803 l. *Waz touc beiten langer vrist*

¹ g nenne ich ein kleines wahrscheinlich mit Scholls G zusammengehöriges bruchstück, das Kolb Germania 31, 116 mitteilt.

(Vg). 806 l. *Beide* (g). 807 l. *Diu rede vil zite benimt* (Vg). 840 komma vor *von*, 2841 streiche komma, 2842 l. *mit rōtel* (= *rætel*), darnach komma. 854 tilge komma. 868 tilge komma; denn 2869 ist nähere bestimmung zu *stat*. 896 l. *Mit dem künige Brieine, Daz tet Bilis der kleine*; P hat *Brian: klein*, V *Brian: klein man*. dass *Brian* durch 2342 gestützt ist, tut nichts zur sache: formen auf *-an* und *-ein* können wol neben einander bestehn. nach dieser stelle ist auch 2341 *Bilis* V zu lesen. 918 l. *sātin* (Bech, Germania 24, 144). 940 l. *Die alle vnde in tuont* vgl. 2975. die ganze stelle 2939—90, die in V fehlt, scheint mir eingeschoben. der dichter dieses stückes scheint ein bewohner des Nürnberger sandes, dh. ein Baier so wie Wolfram sich einen Baiern nennt. dasselbe für Heinrich anzunehmen haben wir keinen grund. man hat dann mit V zu lesen: *Niht nāch der Ôsterherren Wan sie alsô gebārten: Hært welher sit sie dā vdrten*.

3076 l. *Die*. 92 l. *Des*: 'er solle keinen schaden davon haben'. 158 f l. *Bræch den antheiz Diogeni Von der gelten* (*gūet* V P *gull* G), *wær* (G *ward* V *was* P) *er dā bi*. 172 streiche strichpunct, setze punct am ende. 257 l. *Dā mite was ez verendet* (G); *diu rede* ist in P aus 3255 genommen, in V fehlt die zeile. 271 die la. P *Die wil* für *Sit* gibt einen bessern sinn; freilich ist darauf nicht viel zu geben, da P dies auch sonst für *sit* einsetzt. 402 l. *ime* P. 403 l. *nie mēre*. 451 l. *Dar*. 472 l. *machent*. 474 l. *Swer*. 639 l. *Gales sprach: 'rītet ir* (di. Kei) *Mitten ūf die strāze! Aumagwin ich abe lāze Bī dem vurte ūf die* (der hss.) *sld: Der huote aber dā. So rīte ich zem alten wege*. 773 l. *grōzer* (V). 774 l. *iu st. mich* (P *mir* V). 778 komma nach *hēre*, 3779 in klammern. 788 l. *starker*. 824 streiche *So* (V). 857 l. *einen* (P). 872 l. *het* (V). 877 danach komma. 913 danach punct, nach 3914 komma, ebenso nach 3919. 945 schliesse die klammer nach *günne*. 946 ff l. *Iuch und iuwer* (V) *künne, Swaz ir des bekennet, Daz ir mir daz nennet*.

4003 *wende* kann hier kaum, wie Lexer s. v. will, 'ort des wendens' bedeuten, sondern zeigt wol die bedeutung 'schande' wie in der jJud., Kchr. (1595), Wernhers Maria (167, 3. 189, 28) uö. 13 l. *ald daz er schier ereite*: 'der ritter solle entweder bald kommen, oder ihm heizen lassen'; das verbum des wünschens ist

mit freiheit aus dem *ez was im vil swære* zu ergänzen. 27 l. *zuo singen*, sonst nicht belegt, muss aber wol so viel heißen als *singende zuo rîten*. 64 streiche punct, ebenso 4065 und setze ihn statt komma 4066. 70 setze kolon statt komma, und 4071 komma oder ausrufungszeichen st. kolon und l. *Recke, edel unde tiure* (V). 217 l. *mit den sporn* (V). 254 f l. *Dd im alsô swinde Velgarwe* (*vil garbe* V fehlt P) *wære* 'wo ihm so grimmige fellgerbung (durch den frost) zu teil würde'. das compositum ist wol vom dichter selbst gebildet, darum auch sonst unbelegt. 264 l. *wæren*. 280 l. *ez* (P) für *er* (V). 330 l. *losen*. 342 l. *Swes*; dabei muss *unwirden* die bedeutung 'zornig werden' haben, die Lexer II 1988 allerdings nur für *unwürdigen* nachweist. 363 l. *Waz* (*Was daz* die hss.), *ob sie mich stöuwet?* 368 l. *alzan* (Haupt zu Erec 4178). 535 l. *ichs* (V). 549 setze den punct nach *mir* und tilge ihn nach *sage*. 585 l. *muoz*. 588 l. *werde* (V). 633 punct danach und komma nach 4634. 646 l. *hetet* (die zeile fehlt V). 659 l. *Wes* (*Waz* P *Wie* V); komma st. fragezeichen. 660 streiche *iht* (V). 702 komma st. strichpunct. 724 l. *ichs*. 734 l. *gedingen* (= glauben). 794—802 ist rede des Artus. 969 l. *schendlicher* (*sendelicher* P, *schedlicher* V). 978 l. *er* (V) st. *ez* (P).

5005 l. *iu* (P) st. *mir* (V). 61 l. *daz ze laster wande*. 141 f l. *diu gelich Sam sie wol* (V) *müede wæren: gebæren*. 207 f l. *zuo dem minen* (nach den hss.): *mit dem sinen* (V). 211 l. *hânt* (V). 258 f l. *Wir stn gegangen ode* (*unde* die hss.) *geriten, Wir wæren ritter oder kneht, Von iu ist ez unreht, Daz wir iwer gespötte stn*. 276 ende der rede Aumagwins. 296 l. *vergebet*. 299 l. *irz*. 300 l. *iuch*. 301 l. *erzöugen* (s. o. zu 129). 314 komma st. strichpunct. 367 l. *Noirespine*. 401 l. *varnt*; l. *enwage*, ebenso 26346 (Lexer I 602). 415 l. *hönzügen*. 416 l. *niene* (*meinen* V *nimer* P). 462 l. *stt*. 561 l. *Ezn*. 584 l. *sich des zinses* (nach den hss.). 587 l. *Enfn*, s. 9987. 9995. 10088. 680 l. *stief* (V), sonst noch bei Mich. Behaim belegt (Lexer II 1189). 791 *näher* gibt keinen rechten sinn, man erwartet im gegenteil *verre* oder *danne*. 930 das schwache verbum *treiben* ist bei Lexer II 1502 nachzutragen; er kennt nur das compositum *durchtreiben*, das er aus Jeroschin belegt. 963 l. *müez*. 992 l. *Lohnis* (V).

6057 l. *Ez vertreit* (P) *unde richet*. 138 l. *Eines her* (V)

sint leider zwén, vgl. Iwein 4328. 5350. 6636. 189 es ist wol zu lesen *seit*: *ze dirre arbeite* (V), vgl. 1812. 196 fragezeichen st. strichpunct. 199 l. *ab niht gesagen*. 227 l. *arebeite* (V). 238 punct st. komma. 240 komma st. punct. 245 l. *Swod*. 305 str. *ein* (V). 332 l. *Daz* (nach den hss.) *ich iu niene* (die hss. haben *nimer*; vgl. 5416) *schol*: was ich euch nicht schuldig bin. 346 l. *Gameranz her kéret*, s. die lesart von V. 355 str. komma. 369 l. *vollen*. 380 l. *Des gestét* (P) *mir* (V) *her Wolfram*. 431 l. *Umb sinen bruoder*, vgl. die lesart von P. 513 l. *hersnier* st. *herze*. 553 l. *herzeltcher*. 576 l. *daz ecke*, vgl. 15512. 630 l. *geswichen*, vgl. 8584. 9311. 11946. 632 l. *nóte* st. *von nót*, vgl. lesart V. 660 f l. *wæren*: *bewæren*. 684 l. *striche*. 735 l. *ewart*. 803 l. *wil* (V). 805 l. *sprichet* (V). 816 l. *Weder die boume*, vgl. 6789 ff; von blumen war nicht die rede. 845 setze punct nach *geschorn* und l. *Wolle lüter, úzerkorn, Dd hâte borkleinen wert, Wan sie hete gunért Vil harte sinen lichten schin*. 889 f l. *als von sné Ein leise*. 913 l. *bræhte*: *verdæhte*. 959 l. *Ein stat* (V). 994. str. *hol* (V).

7019 str. *er* und den punct nach *heln*. 121 l. *vil* (V) st. *ein*. 128 l. *in aller* (V) st. *an allen*. 234 l. *einem*. 274 komma st. punct. 282 l. *mittellche* (*mettelische* V *mittelmaezege* P). 343 l. *vol* (V). 471 l. *beite* (= zögerung). 484 l. *Daz*. 527 l. *sælden*; komma st. strichpunct, hingegen 528 strichpunct st. komma. 535 punct st. komma, 537 komma st. punct. 556 l. *Daz erzen só verlenge* (Wackernagel bei Lexer I 705). 564 l. *verwertet* (Lexer III 287). 623 punct st. komma. 624 l. *Dem* (P *Den* V) *gotes* (V *guots* P) *herte* (*herten* V *beschert den* P) *lâten*! 'überlasst ihn gottes erde!' gedanke der nächsten zeile. 652 l. *quotem*. 695 l. *niwuiu* (*niwen* V *niuwe* P). 724 ff l. *Dar under was ein sarantel* (*Blivar*, mit golde erweben, *Der vedern glîch an eben* [= an gleichmälsigkeit; *an eneben* P *enneben* V]) *Lâzen* [was *lâzen* die hss.] *under ein surcot*. 882 es ist wol *stiker* hier nichts anderes als sonst = *stechære*, turnierer (s. o. 874); vergleiche des minnespiels mit dem kampf sind ja auch sonst häufig, so auch 8808 ff. 960 *Daz sie sich dd mit vriste* (V). 963 l. *wær* (V) st. *wart* (P). 976 l. *Stein dd*.

8004 l. *Als ie gewizzen* (*Als die gewissen* die hss.) *kunden* 'wie immer kluge leute zu tun verstanden'. 83 und 85 l. *ez* V st. *in* P, denn es ist von dem *vederspil* die rede, hingegen ist

er 8084 der *vogel*. 137 l. nach den hss. *Von balsem ein vil wltex glas*, denn mhd. steht oft *von*, wo wir 'voll von' setzen müssen, vgl. Ulr. vdTurl. ccviii 6 *vil rîcher pfelle . . . von rîchen berlen*; ccliv 24 *von golde und silber manic vaz*. 144 l. ein st. min. 172 komma st. strichpunct. 195 l. *büege* (= achseln). 280 l. *ceraunius* (Schade Altd. wb. II 1372^b). 284 l. *vor* (aao.). 355 str. punct. 368 l. *ringer* (V) st. *sneller*. 416 l. *vand* st. und. 467 l. *an den* (V). 503 l. *Daz in ir gerou* (*Daz er ir gerett P Daz er lac V*; dieses *lac* wol aus *klagt*). 531 l. *vol*. 534 l. *noch*; denn *ndch* = später ist nicht wahrscheinlich. 560 ist wol zu lesen *Wan Gawein sol stæter wesen*. 605 streiche *mir*. 700 l. *bären*. 755 und 763 l. *Da mit man*. 765 Scholls anmerkung ist falsch; gemeint ist 'wäre ein wirtshaus in der nähe (wo er gegen geld speise und trank bekäme), er bliebe nicht länger in dem ungastlichen kreise'. 776 l. *friunde* (*früde V vröude P*); dadurch wird Sch.s erklärung hinfällig. 779 l. nach den hss. *Des gesellen und des herren*, als apposition zu *zwei dinge* 8777. 893 l. *die wert* (s. Kchr. 15373) st. *daz swert*. 978 l. *in in* (V). 979 l. *Swd*.

9162 l. *Da was ez einem hunde Vorne an den zehen* (P) *ge-lich*; *Hinden was ez heillich* (*illich V eislich P*), *Blôz sam eines mannes lich*; denn es handelt sich nicht um ein vierfüßiges tier, sondern um einen zweibeinigen wassermann (s. 9257); auch gibt *eislich*, das Sch. nach P einsetzt, keinen sinn; man könnte an *einlich* denken, aber das ist auch der fußballen eines hundes; *heillich* wäre = *hællich*, das allerdings nur in der bedeutung 'verborgen' bei Lexer I 1149 nachgewiesen ist, hier aber zu *hæle* 'glatt' gehören müste; *heil* für *hæle* belegt Lexer ib. 1148, Schmeller-Frommann I 1073 nur aus dem Ring, doch ist es in Wien (und wol in ganz Österreich) durchgängig gebraucht, freilich mir nur bekannt zur bezeichnung der glatte des erdbodens wie im Ring; doch vgl. die von Lexer aao. angeführte stelle aus der *Martina sine clawen wæren hæle*. es ist dann synonym zu dem folgenden *blôz* als gegensatz zu *rûch*. will man das nicht annehmen, so muss man irgend ein *blôz* bestimmendes adverb (die apokope ist bei Heinrich gut möglich) einsetzen, etwa *endelich*. 345 es ist wol *niener* zu lesen wie in der gleichen zeile 19686. 438 l. *vluot* wegen 9448. 598 man sollte nicht, wie Sch. meint, conjunctiv erwarten; vielmehr ist der satz in parenthese zu setzen, da er

erklären soll, wieso sich die geraubte wider bei ihrem bruder befindet: der räuber hat sie vorläufig zurückgestellt. 640 l. *rite*. 689 l. *Ir kämphe* (*In kämpf V In dem kampf P*), davor komma zu setzen.

10105 l. *widerseit*. 199 l. *Dā* nach den hss. 202 l. *Stn*. 249 komma st. punct. 320 l. *kampfte* (*kante V bekämpfen P*). 461 *gerunge* ist appellativ, *von in mit* zu ändern würde ich nicht wagen. 511 ist vielleicht *wāfenkleit* einzusetzen, da von dem eigentlichen wappen erst 10542 ff die rede ist. 526 l. *durch ein herze*. 557 l. *enwāge* (Lexer s. v.). 594 komma st. punct. 596 punct st. komma. 605 l. *Daz sol P*. 612 l. *Ān* (vgl. 10591 f). 641 komma st. punct. 642 l. *Sit* st. *Die wile*, s. o. 3271; l. *disse* (Lexer III 1180). 876 l. *der triuwe*. 879 l. *Dā man* (*Das man P Da in V*). 880 l. *valschez*. 920 vgl. 11591, wo eine person *der leide gart* 'der zum schmerze treibende stachel' genannt wird.

11126 *Daz* gehört vielmehr zum vorhergehenden 'sie bat ihn, ohne dass er ihr antwort gegeben hätte'. es ist also davor komma zu setzen, die parenthese 11130 zu streichen und nach *dicke* punct zu setzen. über *daz* = 'ohne dass' s. DWb. II 816. 367 l. *wizz*. 539 str. strichpunct. 581 *Adriachnes* kaum = Ariadne (Scholl und Reissenberger), vielmehr für *Trachinies*, di. Dejanira, dieselbe ist auch 11588 unter *Deidamia* gemeint. wie Martin Zur Gralsage 21 fast alle citate H.s aus dem classischen altertum (mit ausnahme von 1542) richtig finden kann, begreife ich nicht. 700 l. *ir* (*in P im V*). 703 l. *rite* : *bite* nach den hss. 734 *gotes gnaden* ist vocativ pluralis, nicht dativ wie Sch. vermutet. 748 l. *Her Gawein den walt für sich* (*G. d. w. her sieht P G. her d. w. sich V*). 781 l. *an*. 789 l. *Und*. 848 punct st. komma, 851 und 52 tilge die parentheses. 855 l. *waz*. 875 l. *milde*, auf freigebige weise, der reim -en : -e auch sonst. 881 l. *kern* (Lexer I 1555). 887 l. *Het* (V). 982 l. *toumes* (*chumbers V wans P*), vgl. 6682. 9321. 12167.

12033 l. *ndch minem wāne* (P). 46 tilge strichpunct vor *Wan* und setze danach kolon st. komma. 87 'dass es niemals als volle bezahlung zur erwerbung von lob angesehen werden würde' — eine änderung, wie Sch. sie will, ist durchaus unnötig. 155 l. *Karliûn*. 214 l. *sus* (*svez V so P*). (282 von hier an nur die eine hs. P erhalten!) 299 l. *der selbe*. 365 l. *Ich het*

mich é zerixzen Ldn an mtnem lbe gar (nach der hs.) 'ich hätte mich eher so zerfetzt, ohne ärztliche hilfe, sein lassen'. 368 l. *diu gelübede* nach der hs. 369 l. *Die ir mir, frouwe, habet geldn* nach der hs., vgl. 12360. 378 l. *hielte: wiette* nach der hs. 379 l. *vol.* 416 l. *schuoben* (von *schaben*). 462 l. *vol.* 467 l. *Als ex im gesaget hdt diu meit* zöge ich Scholls änderung vor. 513 l. *Montpailliere* (Martin Zur Gralsage 21), vgl. *Monpillier* in Sachsenheims Sleiger (Altswert 238, 14. 244, 14); *Munpalier* Ammenhausen 5865. 15400. es ist daher nicht nötig, mit Wackernagel anm. z. a. Heinr. 175 *Munpasiliere* auch hier einzusetzen. *Munpaslier* auch Rennewart Wiener hs. 2670 fol. 342^b. 514 l. *diète.* 516 l. *Diu sie twüngen noch entriben.* 528 l. *Daz iht ir natüre Distempierte dd von* (Lexer I 441). 548 *Karidohrebax* hat keinen sinn: ich vermute *Und mit im Karltns tohter (dohter) ax di. Ginover*, vgl. 11048; wahrscheinlich sind aber dann auch die reimworte zu vertauschen, hier *sax* und in der früheren zeile *ax* zu lesen. 557 streiche *niht* nach der hs., denn er gesteht ja seine lüge ein 12569. 558 l. *einen vrist* nach der hs., s. Mhd. wb. III 408^b. 631 danach fehlt ein vers. 639 über *wd* nach verben des wahrnehmens = *wie*, was Sch. nicht kennt, s. Mhd. wb. III 517^a, Lexer III 621. 659 l. *ndwe.* 666 l. *träre.* 724 l. *küssent mich*, vgl. 12730. 730 l. *enwert.* 733 in parenthese. 843 l. *Noch barken noch varn*, vgl. 9142. 883 l. *Den nam man mir ze Ansgûn*, was gleich *Ansgiure* 6909 sein muss. 990 l. *dd mære (darnare die hs.).* 13527 l. *habent.* 537 l. *wurme: Nu du aber disem sturme So vür hdst gekéret.* 541 *blouwec* hier und das *blûwec* Biterolf 4151 sieht Lexer I 313 als die ältern formen für *blûc*, *bliuc* an, was aber unmöglich ist wegen der althd. und aisl. formen (Graff III 247. Cleasby-Vigfusson 69. 71). man muss daher an beiden stellen entweder ein besonderes wort annehmen oder ändern. 546 *den ritter*, wie die hs. hat, ist wol möglich durch attraction an *erslagen*. 637 streiche komma und setze es nach *frou Minne*. 677 l. *an den mûl* nach der hs. 686 die letzten zeilen des abschnittes sind verderbt, etwa: *Unz sie kdmen über die brücken (Waz moht ex vür getragen, Solt ich mære dd von sagen?) Gein Karidol in drin tagen.* 748 l. *Swie*; derartige fehler werden im verlaufe immer häufiger: ich stelle hier zusammen, was mir in dieser art aufgefallen ist: 14016 l. *Swie*, 15088 *Swelher*, 15129 *swaz*, 15258 *swd*, 15410 *Swer*, 15582 *swaz*, 15641 l. *Wie* und

setze komma nach *witz*; 16248 l. *swaz*, 16319 *Swelhez*, 16326 *swelh*, 16347 *Swie*, 16418 l. *Swie* und komma st. ausrufungszeichen, 16674. 16906 l. *Swie* st. *Und wie*, 18075 l. *Swie*, 19082 *Swie*, 19219 *swaz*, 19508 *Swie*, 19874. 19889 *Swd*, 20057. 20282 *Swie*, 20577 *Swelher*, 24058 *swd*, 24081 *wes*, 25240. 27669 *Swaz*, 27682 *Swd*, 28836 *swaz*, 28888 *swie*, 29403 *swd*. 815 str. *dirre*. 865 l. *varnder* nach der hs. 886 l. *dem*. 943 l. *er* st. *ex*. 971 absatz. der vers ist verderbt: vielleicht *komen* zu streichen und an das folgende anzuschliessen.

14018 l. *Wan* st. *Anders denn*. 47 str. *wær*; *wunder* ist adjectiv. 63 punct nach *Tót*, 65 str. strichpunct. 80 komma st. strichpunct, 81 punct st. komma. 729 str. die parenthesen, 731 punct st. komma, 733 komma st. kolon. 790 l. *minner*; die vorlage von P hatte wol *ninder*, woraus P dann *niergent* machte. 839 l. *Wdnes*. 914 l. *Des touwes*. 974 l. *zuo dem eide*, vgl. 9039; er lebt später noch 15001 ff. 983 l. *Von der* st. *Dd von*.

15100 l. *wart im verzigen*. 141 l. *alblôz*, s. 15128. 245 l. *Dd in ver Sælde ir swester worht*, s. 14997. 293 l. *dd zoubers vdrt*. 304 l. *dem* st. *einem*. 318 str. *lange*. 334 absatz, ebenso 15426. 16075. 16758. 19177. 20815. 22384. 24898. 28294. 406 l. *ér* nach der hs., da Heinrich im Mantel diese form im reim hat. vielleicht ist dies auch v. 183 einzusetzen, wo man mit Bartsch zu lesen hat *Ê* (resp. *Êr*) und *sît in tugende site*; l. *imbtz*. 407 l. *solih* st. *sælec*, ebenso 21467 und *sölher* st. *sæleger* 21357. 21632. 412 str. *alsó*. 430 l. *min* st. *ein*. 435 komma st. strichpunct, 436 strichpunct st. komma. 464 l. *tæte* nach der hs., 465 l. *die ræte*. 518 l. *daz ir iegelich erbrachte*, jeder verfolgte das leben des andern und (nun 'verfolgen' in wörtlicher bedeutung genommen) hätte es gern eingeholt, vor den richter gebracht. 526 Scholl heruft sich mit recht für seine besserung des *burchten* der hs. in *burten* auf Iwein 7080; es muss dann wol aber auch wie dort *sancten* st. *wancten* gelesen werden. 529 l. *Enwuoher* und tilge den strichpunct davor. 538 l. *dem andern touc*. 542 l. *Und in* (di. unter ihnen) st. *Und nie*. 547 l. *Der keiner* st. *Einer* (*Dirre einer* die hs.). 572 l. *wert*. 583 komma st. kolon, 584 in parenthesen. 635 l. *loike* st. *liste*. 639 streiche die parenthesen, setze punct nach *vür wdr*, l. *müez* st. *muoz*. 658 l. *riet* st. *gerdten hdt*. 674 l. *mit berillen*.

675 l. *lecke* (Lexer I 1850). 677 l. *vil* st. *wol*, hier und öfters. 681 *mdze* versteh ich nicht; es muss ein wort sein, das gleichbedeutend ist mit *lecke* (15675. 89) und *ztle* (15687. 91. 93); auch *mdsen* oder *vasen* würde sich nur gezwungen dieser bedeutung fügen; ich denke an *meise*, das (mit tönendem s) Schmeller-Frommann I 1664 in der bedeutung 'schnitte' (buttermaisen, honigmaisen) gibt, das aber wol auch die bedeutung 'kerbe, canellierung' (vgl. *meiz* bei Lexer I 2090) haben kann; es wäre eine *thō*-ableitung zu *maitan*. im reime wäre dann *crisopreise* oder vielleicht besser *crisopeise* zu lesen, di. *crisopasion* (Schade Altd. wb. II 1381). 688 l. von *Asstren*, s. den namen einer jaspisart *ἀσσυρίος* als variante zu *ἀστροίος* bei Dioscorides (Schade aao. 1358). 697 l. *turkts* : *rubts* (?). 712 zu streichen. 721 *cerdun* st. *Seravtn* (s. o. bemerkung zu 8281 und *cerduns* Parz. 791, 6). 741 l. *gén ir liehtem schtn*; das *an* ist aus der folgenden zeile heraufgekommen. 815 l. *gewixzen*. 830 *winster* gibt hier gar keinen sinn, da der wind ja ebensowol günstig als ungünstig ist; es ist also entweder zu streichen (vorausgenommen aus 15844) oder dafür etwa *swinder* einzusetzen oder umzustellen *von ir winster wdt ein wint*. 902 l. *Dtnem*. 952 l. *und niht war im* (?). 956 l. *Want*. 992 l. *überkraft*.

16020 l. *gehei*, danach *Daz* st. *Diu*; von dem *geschrei* ist erst im nächsten abschnitt die rede. 21 l. *wassen* (Lexer III 707); ein *waz* = an. *hwatr* anzusetzen auf das zeugnis dieser hs. hin, die öfters *s* und *z* verwechselt, ist unzulässig. 22 l. *noch* st. *ndch*, so wie 13307. 26340 und umgekehrt 25405. 289 der ausruf, den Scholl und auch Haupt Zs. 15, 263 hier erkennen, scheint mir keinen rechten sinn zu geben; es ist, glaube ich, *die* in *der* zu ändern, und *al der werlt ein xage* bedeutet dann einen allerweltsfeigling (vgl. DWb. I 229), ein verstärktes *werltxage*, *dietxage*. von diesem satze ist durch eine merkwürdige construction 16284 abhängig: auch ein feigling hätte sie gerochen, um wie viel mehr der tapfere Gawein: *wan daz ex ime verboten was*. 316 komma st. strichpunct, 317 punct nach *gewin*. 324 l. *singelich* (gebildet wie *singrüne*, *sinhol*) durchaus gleich. 346 komma st. strichpunct. 347 f l. *dd von* : *gedon*. 362 l. *mües*. 372 punct st. komma, 373 komma st. punct. 538 l. *Von diu* st. *Nu des* (der fehler teilweise durch das vorhergehende *des* veranlasst); l. *stn ungevüer*. 566 l. *Aamanx an Zedoech*, das voraus-

gehnde *an* hat den fehler veranlasst. 678 die anmerkung zu der stelle wie die inhaltsangabe s. xxxii 'da bieten sich an seiner statt Gigamec und Zedoech Gawein als vasallen an' zeigt, dass Scholl die stelle durchaus nicht verstanden hat. es ist ganz einfach: Gawein hat Aamanz überwunden, der sich nun weigert, sicherheit zu geben. die beiden andern kommen und bitten, ihnen das gewisse recht auf die ergebung des andern, das G. durch seinen sieg erworben hat, zu übertragen, indem sie zum entgelt mannschaft geloben. G. nimmt ihr erbieten an. 689 l. *Waz*. 780 l. *in st. iu*. 922 l. *not*, danach punct; 923 streiche strichpunct, 924 punct nach *sage*, 925 streiche strichpunct. 932 l. *In wêltcher stimme*, vgl. 17119. 933 l. *dis* nach der hs. 960 l. *ein her* (= exercitus).

17125 streiche *und*. 172 l. *Daz den der tót niht enschert* (Lexer II 710). 292 l. *daz st. waz*. 293 l. *dem*. 374 l. *Hie uf was gedoxzen*; die nächste zeile *Het uf was geslozzzen* bietet uns eigentlich nur das reimwort, denn alles vorhergehnde ist offenbar aus der vorigen zeile heruntergekommen, sodass wir kaum herstellen können. 383 l. *die st. bi*. 430 str. strichpunct, setze punct nach 431, l. 432 *siez st. sie*, 433 *haven* = 'kochtopf' mit Scholl; 434 würde ich dann gegen Zs. 37, 245 anm. 2 seiten beibehalten. 462 l. *Dá ich é die rede liez*, danach komma st. kolon, davor punct st. komma. 599 l. *Sempité Brûn*. 638 davor fehlt eine zeile. 654 *Beidiu* kann nicht auf diese weise nachgestellt werden, es ist daher etwas zu ergänzen, etwa *Beidiu anger unde trat*, vgl. 22263. 860 streiche *Und verhaeren*. 894 und 944 l. *Flursensephin* (di. fleur sans épine) wie 18609. 23970. 929 streiche *sich*. 949 l. *Waz*. 967 l. *dhtære*. 991 l. *Er st. Ez*; l. *die rede*, dies hat wie bei Heinrich häufig die allgemeine bedeutung 'sache'.

18045 l. *Poidas*, vgl. 90. 49 l. *Melde*, vgl. 81. 292. 309. 69 l. *hamtt*. 118 l. *Dar umbe ich niht verlieze, Daz ich der namen niht enseit*, denn die reime *e:en* kommen auch sonst bei Heinrich vor, dass er aber die bindung *s:z* nicht kennt, hat schon Pfeiffer Freie forschung s. 120 nachgewiesen. 130 davor müssen mehrere zeilen fehlen, da im folgenden nicht mehr von den beiden 18127 genannten die rede ist, sondern von andern helden; denn das einhorn führt 18307 *Marmoret*. 274 es handelt sich um einen mann aus des von Aram gefolge, vgl. 18161. 18174. 18260,

dadurch wird die erklärung Lexers in 416 hinfällig: es sind die greifenflügel im wappen Fiers von Aramts. 438 l. *Laamex*, s. 18052. 18098. 453 l. *Arabts* ebenso wie 18236 wegen 18046. 18379. 461 l. *Gert*. 496 str. *Und welhen er ergreif* und setze punct vorher nach *tjostiure*. 529 *Die vlüge*, di. die mannen Fiers, s. o. 535 l. *rdmtēn*. 549 l. *den*. 628 l. *ir st. stn*. 635 l. *Nach ezzen underrede geschach*. 654 l. *vol*. 773 l. *belibet*. 808 *des selben* di. *von samtt*. 971 l. *manegen*.

19053 l. *vol* (substantiv = 'fülle'). 66 l. *wtp*: *minnetlichen lip*. 73 *Wande*, das Scholl st. *Die wtle* einsetzen will, gäbe entschieden schlechtern sinn. 188 die bedeutung 'loch', die Lexer i 743 und Reissenberger hier dem worte *gat* geben, ist mir nicht wahrscheinlich; viel eher glaube ich, dass es apokopiert für *gate* steht (was bei Heinrich erlaubt ist) und die zeile so viel heisst, wie *daz ist mordes genôz* 'das ist so viel wie ein mord'. 225 l. *zerriben*, vgl. 15126. 231 l. *An in*. 275 l. *würden endôst*, s. *dæsen* = zerstören Lexer i 455. 452 ohne besonderes gewicht darauf zu legen, will ich doch auf die übereinstimmung dieses verses mit Parzival 525, 22 aufmerksam machen, da sie im verein mit andern gründen etwas beitragen könnte zur lösung der frage, ob Heinrich mehr als die 6 ersten bücher des Parzival gekannt hat. 616 l. *Wanex* oder *Wanes*. 634 l. *besouf*, die beiden vorhergehenden zeilen sind umzustellen. 635 *gelest*, das Scholl nirgend zu finden erklärt, hätte er in der Krone selbst 4660 finden können; sonst freilich scheint es nirgend belegt. 643 l. *ernouwet*, verengt, ein wol ad hoc gebildetes wort. 662 l. *Diu*. 686 *gelanc* heisst die krümmung, biegun des haares, ebenso wie 9345; unter *al* ist dann natürlich 'die able' zu verstehn. 725 l. *Ein krümbe* nach der hs. 761 *hare*, das Scholl und Lexer nicht verstehn, ist das ahd. *harra*, *kara* (Graff iv 982. Schmeller-Frommann i 1145) = cilicium. 764 l. *unnutz*. 822 l. *zadel*. 827 l. *wolves zant*: *gebrant* (Lexer i 759). 852 l. *angehuof*, vgl. 'die hueffe (eines reitpferdes) sollen hoch und nicht hohl sein, auch nicht schmal wie an den eseln, sondern fein breit und rund' (DWb. iv 2, 1806). 920 *verhel*, das Scholl nicht versteht, ist natürlich conjunctiv.

20007 l. *schgntlichen slac*. 13 l. *meintæten*. 36 l. *im*. 46 l. *die hóchvart*. 62 l. *Daz er manic dinc liep hdt*, *Daz er vor zeiner missetdt Hdt*, *niwan durch unrdt*; hier muss *missetdt*

also die concrete bedeutung 'misgeschöpf' haben. 320 l. *an den*. 451 l. *dolt* (?). 527 l. *Mancipicelle*. 647 l. *immer*. 732 l. *mit in*. 819 l. *Nu enhete*. 876 l. *iu*. 881 l. *doch arebeit*. 932 l. *Den schilt vorne er nider lie*. 967 l. *Orchades*. 985 l. *Ouch moht es in vil wol gezemen, Désudre moht es ouch wol sie; Wan ez kein schande undervie*.

21087 l. *hinz daz*, es ist diese vorwiegend mitteldeutsche construction bei Heinrich nicht vereinzelt (vgl. Reissenberger 27. 29). 110 l. *Got st. Helt* oder schalte *got* 111 nach *uns* ein. 120 l. *An* und streiche den strichpunct davor. 140 vielleicht *Só clár ist ir unde^smal*, um eine beziehung für *von ime* zu gewinnen; das *mal* kann leicht durch das vorhergehnde *wíte* veranlasst sein, freilich können auch einfach verse fehlen. 154 ist der nachsatz zum vorhergehnden, daher die parentheses zu tilgen; *mære* heisst natürlich durchaus nicht 'heilsam', wie Sch. vermutet, sondern 'angenehm, willkommen'. 348 l. *Anders moht dar in niht stn Denn der* (nach der hs.) *schœnen bluomen schîn*. 364 l. *mûewæ* (WGrimms conjectur *In solhe ruowe bringen* entfernt sich zu weit). 419 l. *ahte : bedahte* (Krüger), streiche den punct nach letzterem und setze ihn nach *zorn*. 431 *unstæteclîchen* ist jedesfalls falsch, durch das folgende *mit stæte* veranlasst. 434 komma st. punct. 447 l. *Vil harte tiure veilet*. 456 *schielen* list Krüger; doch vgl. Haupt zu Erec 9117. 518 l. *habent*. 599 etwa *Swer stn wolte wennen Mit minnen mich erkennen*. 649 l. *an den*. 658 l. *Unz ich dem kampfē ndh. hie bi Ist ez, daz wir beide hân Gelobet, ûf solhen wdn, Daz ich iuch dâ ze rehte bestē*. 700 l. *der erne*, vgl. 28799. 736 l. *verdaht*. 900 l. *Allen disen st. Disen alten*. 928 str. ein *ir*. 990 l. *diu mære st. der mære*.

22064 der sinn, den Scholl nicht versteht, ist: 'früher verunstaltete, verderbte ihre stirne eine böser zustand, der in raubheit und faltigkeit bestand'. 301 l. *und mit munde*. 411 die folgenden abschnitte sind umzustellen und zwar 437—49 vor 411. 414 l. *Daz st. Do*. 669 l. *Dan ander ieman dn in*. 806 l. *im*. 831 l. *Só wærez niht wol verborn*. 849 l. *iu*. 956 l. *Dâ dn guot verwizzen wart*, freudiges lachen wurde da zu einem zeichen schlechten verstandes.

23018 l. *Waz ob*. 20 l. *Mit der*. 156 l. *ér st. er*, im gegensatz zu *schande* 23159. 312 l. *Jach sie*. 415 l. *es in*

st. ez. 464 l. *Es ist vil harte swinde, Sprech ir, wol geroumet.*
 632 l. *marhte.* 711 l. *er st. man,* die vorlage hatte wol *der man.* 721 l. *Dem doch niht was ze muote des.* 921 l. *Diser.*
 923 *wider mich* ist unwahrscheinlich, denn Kei will ja eben sagen, dass sie gegen jedermann entgegenkommend sei; ich vermute daher etwa *widerwotc.* 936 l. *verzagen.*

24024 l. *Diss.* 26 *bewarte* ist hier wie 24005 praeteritum wol zu *bewern*, das bei Lexer fehlt, aber 'bekleiden' bedeutet und zu *wern* resp. *werren* (Lexer III 785) = got. *wasjan* gehört. 28 l. *er sie barc.* 30 l. *Swie,* setze komma an stelle des vorhergehenden strichpunctes und kolon st. komma nach *wære.* 32 l. *daz hinder teil.* 40 die richtige deutung des *gephaket* gibt Lexer II 223 doch etwas zu abstract, es ist das obrigkeitliche aichen von massen etc. (s. ib. 234 *phehten*, Schmeller-Fr. I 418. 687. Schweiz. idiot. I 660. 726). 54 l. *ah!* 60 l. *so wol gestiuret.* 71 l. *Daz er wær sin unwendic.* 88 die deutung, die Seemüller Anz. X 197 f gibt, indem er das *an Lanzelet* fasst als 'um Lanzelets willen', scheint mir nicht möglich, *an Lanzelet* heisst sicher nichts anderes als *an dem kopfe und an dem mandel* 23505 und ist sonach *Lanzelet* als der titel jenes frühern gedichtes anzusehen. 94 l. *ander mære* (Warnatsch); Seemüller hat in seiner polemik gegen diese besserung übersehen, dass sie sich auf die hs., die *an der mere* bietet stützt. 95 die änderung des *Unde* in *Wande* (Warnatsch) scheint mir nicht nötig; der dichter fährt mit *Unde* fort, als ob er nicht *durch ir amts* geschrieben hätte, sondern *wande ir amts was.* 105 l. *mit vatre* (*mit waren* die hs.). 108 es scheint mir aus dieser stelle durchaus nicht zu folgen, wie Warnatsch meint, dass bei der mantelprobe im früheren gedicht, der wahrheit entgegen, Janphie den sieg davon getragen habe, da es nicht wahrscheinlich ist, dass der dichter sich selbst so direct lügen strafe; vielmehr nur, dass er sie daselbst übergangen habe. 135 l. *Ein ander unde* (substantiv). 161 l. *der minnen brüel*, vgl. 11726; vielleicht ist dann auch *heide* st. *gejeide* im folgenden zu lesen. 164 *sich vurtten*, dh. ihre füsse verwandeln sich in eine *vurt* durch die darüber gehenden *ünden* 24140. 174 l. *Obe aber er stn.* 177 l. *biuge: liuge*, da es sich nicht um den *buoc* di. das hüftgelenk, sondern nur um die kniebeuge (DWb. V 1426), kniekehle handeln kann. 250 l. *iu* st. *in*; 51 ist nicht herzustellen, da die von

Sch. angegebene lesart undeutlich ist, doch heisst es jedenfalls so viel als 'sie versteht sich auf das minnespiel' und 52f dann *Ob si es genoxzen hin gét, Si grázet dicke unde klét*; für letzteres wort hat die hs. *cleit*, da aber die formen *geit*, *steit* unserm dichter nicht gemäfs sind, ist wol an *klewen* = klagen, winseln (Lexer 1 1621) zu denken. 331 l. *an*. 409 l. *genuoc*. 418 l. *So legt in an, des ist niht rdt*. 445 l. *ins* st. *uns*. 512 l. *wunder*. 597 danach sicher eine zeile zu ergänzen, etwa *Des kniens mich verdruzze*. 609 und 11 lies *sider* oder *stther* st. *sicher*, ebenso 29490. 29492. 616f l. *Daz ist ein wunderltcher site, Ob er wone dd iemen miete*. 641 l. *Den im vrouwen Lau-dtn man*. 649 l. *Umb daz*. 653 l. *Brûns Sempité*. 673 l. *ldgen*. 703 l. *diu si entwalt*, welche sie aufhielt. 741 l. *grd* st. *gar*. 874 l. *Daz ir deste baz geloubet mir*. 951 l. *Ob ich in an iu bræche*.

25085 l. *Schûten* st. *Suochen*, vgl. 25691. 88 l. *Sich wolte dar an*. 150 l. *Swd aber kæme*. 162 l. *Unde dirre massent, Daz ich st mtner rede vrt*. 169 l. *al ze grózez heil*. 119 will Krüger *sie* st. *sich* lesen, ebenso wie 25029; es scheint mir aber nicht durchaus notwendig. 287 l. *Daz wær als guot ver-miten*. 411 l. *Des*. 438 l. *Da enst suontages vrist*. 478 l. *mére* nach der hs. st. *sére*. 525 l. *Dar*. 549 dass diese ganze episode des ritters mit dem bocke wol Konrad vStoffeln bei der erfindung seines gedichtes vorgeschwebt hat, wo auch ein ritter abenteuerlicher gestalt auf einem bocke von einer fee an Artus hof geschickt wird, ist deutlich (s. Goedeke r² 140). auch sonst finden sich ähnlichkeiten speciell in angeblichen zusätzen der hs. D (vgl. Steinmeyer Anz. xii 263): so das ringlein, das im kampf mit einem drachen schützt, und die salamanderhaut, die vor dem versinken im kampf bewahrt, vgl. Gaweins abenteuer Krone 14440 ff. 15131. 623 streiche *manegen*. 629 l. *Der rede an ein ende komen*. 641 l. *doch* st. *dó*. 672 l. *entbant* mit der hs. 679 l. *bære*. 728 streiche *punct*. 733 l. *swie* st. *só*. 735 l. *Man müest*. 853 l. *liebes*. 859 l. *Und iuvern hof tuont alsam*. 935 es ist nicht etwa zu ändern, da *Gornomant* in der Krone immer ortsname ist.

26022 l. *zerbtzent*. 28 der accusativ erklärt sich durch ein anakoluth: es wird fortgefahren, als ob 26020 nicht stünde *ouch riuwent mich* sondern *ouch klage ich*. 32 l. *Ach, wie*

manegen guoten segen Sie mir erwerbent von got, Daz mich sin schirm und sin gebot Immer her wider gesende Her heim von dem ellende Joch schiere wider bringe! Sô ist ir vröude geringe Und gebent guoten willekomen. Solh ér wirt selten vernomen Von manne und von wibe. damit wird auch Reissenbergers zweifel behoben, ob geringe, das die hs. P allerdings übermäfsig häufig hat, überhaupt unserm dichter zukomme. 60 l. wol st. wil. 222 l. als st. allex, s. o. 25287. 281 etwa gelückes zu ergänzen: Wan des gelückes muost ez wesen: Si gendsen, sollten si genesen. 317 l. Vil harte wol. 345 l. Alsó sliefen si dri tage und nacht, Daz si nie wurden erwacht. 366 l. geltichen ebenschuz (vgl. Lexer II 837). 380 l. ein stüde st. sin stet. 408 l. gereiz (Lexer I 877). 417 l. Ir ieglich ez. 463 l. Den bange nie gar (Die bancheny gar hs.) von dem strit, Dá man von minnen tót gelt, einer, der sich so wenig auf küssen versteht, braucht sich nicht zu fürchten, dass er aus liebe sterbe. 554 l. gar und ganz. 859 l. Ob under disen kein genas. 909 l. schilt (Mhd. wb. II² 129, 31).

27058 l. Wan st. Swd. 280 streiche er. 386 rütsche kann hier dem zusammenhange nach nicht einfach fels, sondern muss befestigter, von einer burg gekrönter fels heissen. 395 ist mir unverständlich; vielleicht ist zu lesen Von ietweder stten und dann 93. 94 zu streichen. 432 sich erbunnen (Lexer I 620) ist jedesfalls schief, ausserdem muss man das praeteritum erwarten. ich schlage vor Unde doch erwunnen Siuch (?) nie an dem muote. den fehler sich, sicher für siech, siecher hat die hs. auch sonst. 448 l. im; in er wære tót ist er Gawein, zu ergänzen: ob er des niht enbern wolde. 570 l. gehabte. 596 l. Brähten sie. 734 l. wanne st. wd. 739 l. dax st. wax; 40 punct st. komma; 41 l. Swie; 42 komma st. strichpunct. 746 komma st. punct, denn schade ist persönlich = schädiger. 934 l. der man st. man, s. o. 23711. 930 l. der éren st. dar an (?). 940 streiche komma vor und nach rker.

28036 l. Als in der irre (Als ninder ire die hs.) vñde tuont; die bedeutung 'zorn, streit' ist für das abstractum irre wol sonst nicht nachgewiesen, aber nach der entsprechenden bedeutung des adjectivs irre ohne weiteres anzusetzen; an ein aus dem lateinischen entlehntes tre ist wol nicht zu denken, obwol Heinrich auch sonst selbständig entlehnungen aus dem lateinischen macht.

84 l. *missesagt* (*missagt* die hs.). 85 l. *vand* st. *wānde*. 98 l. *zōngte* nach der hs. 103 l. *Obe* du nū in *kām* erwigest. 111 ff l. *Jd* kunde sie erweichen *Einen* stein od einen herten stl. *Daz* si in erblichte ze einem mal, *Dô* muost erhaben unde tragen (= so musste die empörte woge tragen). *Ouch* enmoht sich des niht entsagen, *Von* ir muost herten weichez blt. 181 l. *Ûf* sich er in. nach 236 fehlt eine zeile. 306 l. *luoden*. 433 l. *Kleider*, *schæne*, *geschiht*, vgl. *geschickede* Mantel 342. 485. 454 l. in. 575 l. *Ob* dirre guoten knehte *Iener* gesiget ein, *Daz* iemer denne *Kein* *Stn* gevangen wære; wegen der namenform s. 27996 (dort allerdings dativ) und Lachmann zu Iwein 74. 610 komma st. kolon, und kolon nach *wec*. 639 streiche *si* *ir*. 664 di. *gesweich*. 676 l. *Und* *wêltche* *ndch* *helfe* rief, vgl. 17119. 16932 (s. o.). 771 streiche punct vor *also* und setze ihn danach. 777 *kêre* muss winkel heißen, vgl. DWb. v 401 'krümmung, biegung der strasse'. 799 l. *Aller* *erne* *genuoc*, s. o. 21700. 933 l. *Ir* *hetet* *stn* *willen* unde *muot* *Vunden*; im vordersatz ist wol ein *niht* zu ergänzen.

29084 l. *dn*. 95 vgl. Biterolf 4568. 149 l. *wizzet*. 157 l. *Ab* dem *hûse* *sach* er *schehen* *Dêswâr* *envelde* *ritter* *vil*. 254 l. *was* st. *wart*. 264 l. *Daz* ir *deheinn* er *verliez*, 'ohne einen von ihnen zu übergehn' 326 l. *Der* *durst* *dise* *zwên* *twanc* *Und* *tet* in *sô* *harte* *wê*. *Swer* *ez* in *verboten* *é* *Het*, *daz* sie *niht* *trunken* (*Wand* *dd* *von* *sô* *sunken* *In* *tiefen* *slâf* sie beide), *Von* dem *geschach* *vil* *leide* *Gdweine*. *dô* er *daz* *ersach*, *Der* *wirt* *zuo* *Gdweine* *sprach*. 343 l. *Sô* *vil* *daz* *bt* der *tûr* *Der* *junteste* *noch* *was*, der erste servierte bereits bei tische, die andern, die hinter ihm giengen, standen in dichter reihe bis an die türe; vgl. Mantel 686—90. 355 streiche punct. 419 l. *Warf* (*Warnatsch*), 420 l. *In* den *toblier*. 442 l. in dem *sal* st. *über* *al*. 474 l. *Daz* *dû* *getorstest* *bestdn*. 536 l. *witze*. 607 l. *mit* st. *und*, s. o. 23020. 664 l. *Ir* *herze*. 805 l. *dd* st. *daz*. 984 l. *manegez* *vremdez*. 999 l. *Ir* *sûlt* *mir* *niht* *enbunnen*.

Wie mir prof. Schröder mitteilt, hat Müllenhoff jahre lang sich und seine schüler mit der kritik der Krone beschäftigt und sein handexemplar der Schollschen ausgabe als teilweise druckfertiges manuscript einer kritischen edition betrachtet. im anfang der siebziger jahre ist ihm das buch auf unaufgeklärte weise abhan-

den gekommen. die vorausgehenden besserungsvorschläge stellen an sich selbst keinen so hohen anspruch, auch nicht einmal den, vorläufer einer kritischen edition zu sein. dazu müssen vorerst die hss. neu verglichen werden, auch die gewohnheitsmäßigen abweichungen von P vom echten dort, wo man noch V zur controle hat, zusammengestellt und diese zusammenstellungen für die kritik der zweiten grösseren hälfte nutzbar gemacht werden. beides habe ich nicht getan. was ich biete, sind besserungsvorschläge, die mir bei widerholter lecture des werkes eingefallen sind. besserungen einzelner stellen haben bisher geliefert Lachmann (einleitung zu Wolfram von Eschenbach und Über den eingang des Parzival), Haupt (einleitung zu den Liedern usw. von HvAue und Ährenlese Zs. 15, 250), Reissenberger (Zur Krone Heinrichs vdTürlin), Warnatsch (Der Mantel), Krüger (Zs. 32, 143 f), Bartsch (Germania 25, 96 f), Lexer an verschiedenen stellen seines wörterbuches. nur die letztgenannten habe ich, da sie nicht an einem orte vereint zu finden sind, in meine ausführungen aufgenommen.

Ich schliesse hier einige bemerkungen über den titel des werkes an. am schlusse nennt es der dichter selbst *die krone*, die hs. P überschreibt es *der aventüre crone*, Rudolf von Ems in seinem Alexander *aller aventiure krone*, die hs. V hingegen *der werde künig Artus*. diese letzte titelvariante ist vielleicht kein zufall. ich denke an anderem orte meine ansicht zu begründen, dass Heinrich sein gedicht ursprünglich mit dem verse 13901 abschloss und den rest erst später als fortsetzung dazu dichtete. vielleicht enthielt die hs. V, die uns ja nur bis zum verse 12281 erhalten ist, überhaupt nur diesen ersten teil, und der führte ursprünglich jenen titel, der ihm, aber auch nur ihm, mit recht zukommt. auch die andern titelfassungen weichen in bemerkenswerter weise von einander ab: der zusatz *aventüre* ist jedesfalls durch Rudolf altbezeugt, und ich könnte mir wol denken, dass das handexemplar Heinrichs selbst schon diese überschrift getragen hätte, wenn er auch im text 29890 den kürzeren ausdruck *An der krone* wählt. so steht nun die frage zwischen dem *aller* Rudolfs und dem *der* der hs. P: man würde sich ohne weiteres für das erstere entscheiden, wenn nicht eben gerade jenes wort an dieser stelle zweifelhaft wäre. und hier erlaube man mir einen kleinen excurs über den Alexander des Rudolf von Ems anzufügen.

Docen hat (vdHagens Museum für altdutsche litteratur 2, 268) darauf hingewiesen, dass die 28 ersten zeilen des Alexander 7 vierzeilige strophen bilden, deren beide reimpare wider unter einander durch grammatischen reim gebunden sind und deren anfangsbuchstaben das akrostichon *Ruodolf* ergeben. aber auch die meisten übrigen abschnitte des gedichtes werden durch zwei reimpare geschlossen, die unter einander durch grammatischen reim vereinigt sind. auch dies ist bereits einem frühern leser des gedichtes aufgefallen, wie man aus bleistiftstrichen am rande der einzigen Münchener hs. ersieht. auch die anfangsbuchstaben dieser abschnitte ergeben akrosticha¹ und zwar solche, die mit dem inhalt des gedichtes im zusammenhange stehn. es folgen sich im ersten buche:

Nemdanabus l. *Nektanabus*, indem einmal *Kan* st. *Mag* zu lesen, das andere mal die orthographische änderung *Det* in *Tet* vorzunehmen ist.

Olimvias l. *Olimpias*, da *Punde* ich nu *mtne* sinne st. *Vonde* usw. der hs. zu lesen ist.

Ihidippe l. *Philippe* u. zw. *Pt* dirre *täveln* nam *dó* war st. *In* usw. und *Liep* *liuget* liebe *niht* st. *Diep*.

Mozedonie l. *Mazedonie* u. zw. *Âne* st. *One*.

Arisdtozhvidlles l. *Aristotiles*, indem einige male die grammatischen reime als zufällig anzusehen sind und darum nichts gelten dürfen, ausserdem l. *Twingen* st. *Zwingen*.

Suxefiz l. *Buxefal* u. zw. *Bi* namen sprach der knabe *do* st. *Sy* namen usw., *An* eime tage st. *In* usw., und *Losá*, merke *disen* schal st. *Zosa*.

und so weiter das erste buch hindurch. das zweite beginnt dann mit *A*, das dritte mit *L*, das vierte mit *E*, das fünfte mit *X*, das sechste mit *A*, da sonach sicher der name *Alexander* beabsichtigt war, sehen wir, dass das ganze werk auf 10 bücher angelegt wurde. der anfang des zweiten buches bringt nun die litterarische stelle. es folgen nach jenem ersten abschnitt:

Kunst ist uns allen wol erkant

Obe ich nû prtsen wolte

Rtcher sinne ist vil geleit

¹ auch das hat vielleicht derselbe leser erkannt, wenigstens finden sich da und dort buchstaben der akrosticha am rande; doch ist, soviel ich weis, nichts darüber veröffentlicht.

Aller dventiure crône

Sus komet an daz mære

Daz weiz ich wol ex muoz geschehen.

da in der vorletzten anfangszeile sicher gelesen werden muss *Nu komet an daz mære*, da ferner in diesen akrostichis (s. o. *Punde* = *Bunde*) die mediæ auch für die tenues gelten, so bekommen wir *Korant*, während doch sicher *Korint* gemeint ist. man sieht also, wie ich oben sagen konnte, dass gerade das *Aller* sehr schlecht bezeugt sei. es ist damit nicht behauptet, dass es falsch sein müsse, es liegt sogar nahe, einfach durch umstellung zu helfen *Ir name treit ouch schöne Aller dventiure krône*; aber sicherheit ist natürlich in keiner weise vorhanden.

Bern, 7 jan. 1894.

S. SINGER.

DER ZWEITE TEIL DER SCHWANRITTER-SAGE.

EIN VERSUCH ZUR ERKLÄRUNG DES SCHWANS.

1.

Die jahre 1884 und 1888 brachten zwei abhandlungen, in denen der Schwanritter zwar nicht ziel der untersuchung war, aber über das wesen desselben als glied in einer kette von verwanten erscheinungen neuer aufschluss zu geben versucht ward¹. beide veröfentlichungen fassten den Schwanritter auf als einen niederschlag des einstigen germanischen himmelsgottes Tius. in der erklärung des schwans aber waren die verfasser in merkwürdigem gegensatz zu einander. WPleyte erklärte ihn für ein ur-altes symbol des lichts neben dem lichtgott in der arischen welt; JHoffory nannte den vogel eine den Germanen eigentümliche anschauung der wolke; sodass bei Pleyte der schwan auf Tius als den gott des lichts, bei Hoffory auf Tius als den herscher der wolken hinwies.

Keine der beiden auffassungen hat sich als stichhaltig erwiesen, weder die Pleytes, welche sich an die denkmäler von Housesteads anschloss, noch die Hofforys, die neben den darstellungen auf diesen steinen Scaef und den Schwanritter zu einer

¹ WPleyte *Mars Thincsus*, in *Verslagen en mededeelingen d. k. ak. v. wet. afd. letterkunde reeks III, deel 2, stuk 1* (1885) s. 109 ff. JHoffory *Der germanische himmelsgott*, in *GGN* 1888 nr 16; vgl. *GGA* 1888 nr 5.

deutung des rätselhaften Höni herangezogen hatte. denn seitdem (1886) FMöller gezeigt hat¹, dass auf den denkmälern von Housesteads und anderen der kriegler mit dem vogel neben sich der römische Mars und der vogel eine gans und ein römisches attribut ist, fällt die hauptstütze für den schwan als attribut neben dem urgermanischen Tius.

In der erkenntnis von dem ursprünglichen wesen des helden sind wir demnach um keinen schritt weiter als die forschler in den tagen JGrimms. dieser selbst sah in Scaef und dem Schwanritter reflexe einer und derselben germanischen anschauung, wie verschieden die gewandung und umgebung beider sein mochte: in beiden erkannte er göttliche wesen. aber auf die frage, 'was der schwan in der ökonomie der sage bedeute', gibt Grimm keine antwort, macht auch übrigens nicht den leisesten versuch dazu. 'ähnlicher sage von dem schlafenden jüdling, den ein schwan im schiff dem bedrängten lande herangeleitet, ist die niederrheinische, niederländische dichtung des mittelalters voll, und dieser Schwanritter wird aus dem paradiese, vor dem grabe her nahend, als Helias geschildert, dessen göttliche herkunft außer zweifel steht. Helias, Gerhart oder Loherangrin des 13 jhs. sind einem *Scóf* oder *Scoup* des siebenten, achten identisch, so abweichend die übrige einkleidung mag gewesen sein'².

Zwei schwierigkeiten werden wol immer einer allseitig befriedigenden deutung der Schwanrittersage als germanischer sage im wege stehn: 1) trotz dem reichthum der überlieferung tritt die sage zu spät auf, und zwar nach einer zeit und an einer örtlichkeit, wo schon mehr als ein emporgekommenes geschlecht das bedürfnis empfunden haben mag, seine herschaft als von gott gesandt angesehen zu wissen. 2) trotz der versuchten anknüpfung an den Scaef der altenglischen dichtung und den Höni der Färöer — fehlt der sichere anschluss an die in der wissenschaft gewonnenen anschauungen von den religiösen vorstellungen der altgermanischen welt.

Man gestatte mir trotzdem einen versuch vorzulegen, durch welchen der germanisch-mythologische character des Schwanritters etwas an wahrscheinlichkeit gewinnt. dieser versuch dürfte auch eine andeutung darüber erzielen, bei welchem stamme die sage, oder damals mythe, lebendig gewesen sein muss.

¹ Westd. za. 5, 321—336. ² Grimm Myth.³ 343. — über den schwan als totenvogel WMüller Germania 1, 418 ff.

2.

Die vergleichung der verschiedenen redactionen der Schwanrittersage lehrt, dass folgende puncte als gemeinsame hauptzüge aufgefasst werden dürfen¹:

1. Der ritter wird willenlos in einem bööte von einem schwan an den richtigen ort gebracht, und ebenso willenlos muss er folgen, sobald der schwan nach ablauf einer gewissen zeit wider erscheint. der schwan kennt ort und zeit.

2. Der held ist nur am Niederrhein und auf angrenzenden flüssen erschienen².

3. In der zeit zwischen dem bringen und holen des ritters verlautet von dem schwan weiter nichts; der vogel hat sich nach dem bringen entfernt und ist nachher aufs unerwartetste wider da. das widererscheinen des vogels ist für den ritter unwiderstehlich.

4. Wo der ritter erscheint, heiratet er die jungfräuliche herrin des landes und wird so der erneuerer oder begründer der dynastie.

5. Aus den namen des ritters lässt sich sein wesen nicht erkennen³.

Zu diesen hauptzügen gesellen sich noch einige züge, die nur in bestimmten fassungen vorkommen:

a) Der ritter hat einen kampf zu bestehn mit dem bedränger der jungfrau; er siegt, obgleich der ausgang manchmal schwankend war; kein anderer ritter war diesem bedränger gewachsen.

b) Nicht nur die tochter wird bedrängt, sondern auch die mutter; in diesem falle tritt die mutter ganz in den vordergrund und gibt dem ritter zum danke ihre tochter. so be-

¹ über die Schwanrittersage fehlt leider noch eine zusammenfassende behandlung, wie GParis sie für die 'Enfants-Cygues' (Romania 19, 314 ff) gegeben, obgleich derselbe gelehrte schon 1890 eine solche in aussicht gestellt hat (ebend. 325 anm. 2). noch immer ist in der hauptsache zurückzugehen auf die zusammenstellungen Reiffenbergs (Le Chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, Brux. 1846) und vdHagens (Die Schwanensage, Berlin 1848).

² wenn die Brogner chronik (Reiff. 147—149) 'Mainz' als landestelle angibt, so steht ihr verf. wahrscheinlich unter dem eindruck des kaiserfestes daselbst im j. 1184.

³ über Helius und Loherangrin zuletzt WGolther Rom.forsch. 5, 27. über Helius als keltischen namen s. PCassel Der schwan in sage und leben s. 36 und anm. 155.

sonders in der gangbarsten lesart, der 'Beatrix', wie sie GParis genannt hat¹.

c) Er verbietet der gattin nach seiner herkunft zu forschen, auf die gefahr hin, dass er sie verlassen müsse. das übertreten des gebots ist ursache, dass der schwan wider-erscheint. nur der gattin gilt das verbot; keinem anderen wird es gegeben.

Neben diesen haupt- und besonderen zügen muss der merkwürdige umstand hervorgehoben werden, dass mehrere häuser den Schwanritter ihren ahnherrn nennen. sie lagen am Niederrhein und weiter südwärts bis in die genden Nordfrankreichs, wo bis vor kurzem germanische sprache lebendig war, sodass es den anschein hat, dass Germanen vom Niederrhein die sage so weit getragen haben. an der sprachscheide sind Boulogne, Guines, Cambrési belegen; das centrum bildet Brabant; vermutlich auch die gründer der dynastien von Geldern und Cleve, aus Antoign (Antonium) bei Doornik. ausgeschlossen waren die gräflichen geschlechter aus Flandern². am Rhein und an der Maas nannten sich mehrere geschlechter nachkommen des Schwanritters³.

3.

Dürften wir in dem Schwanritter eine dem Sceaf, Beowulf, Frey ähnliche persönlichkeitsart sehen, so ergäbe sich aus den aufgestellten zügen folgender jahreszeitmythus.

Der gott der wärme und fruchtbarkeit hält im frühling seinen einzug. verlangend hat die erde nach ihm ausgeschaut. er befreit sie von der gewalt des rauhen winters, gegen den niemand sonst den kampf aufzunehmen vermochte. lange schwankt der ausgang, aber endlich siegt der gott des sommerlichen gedeihens. glück und schutz verleiht er dem volke, wohin er gekommen ist. endlich plötzliches scheiden im herbst. — von ihm leitete das volk seinen ursprung ab, wie nachher die einzelnen familien. so aufgefasst wäre es niemand anders als der himmels-gott Tius.

Für das einzelne wie für das ganze lässt sich manche parallele aus der germanischen vorstellungswelt beibringen. es begriffe sich sogar aus solchem mythus das vorkommen von einer mutter und einer tochter. setzen wir nämlich als zum mythologischen kern gehörig, dass der gott die persönlich gedachte erde befreit von

¹ Romania 19, 314 ff.

² Reiffenberg aao. app. 149.

³ vdHagen aao.

dem starren winterband: so können beide frauen zwei verschiedene seiten desselben wesens sein. denn einerseits wird die 'Nerthus' als eine 'terra mäter' vorgestellt¹ und in nordischen quellen die gattin des himmelsgottes als eine mutter betrachtet; anderseits weist die sitte der feier der Maikönigin, die werbung des Frey um die Gerð auf eine jungfrau. mehr oder weniger schwankende vorstellungen von der vielnamigen erdenmutter, bald als jungfrau, bald als mutter, bald als witwe (so nach abzug des gottes) mögen sich in unserer sage gehalten haben als zerteilung mutter und tochter.

Allein: das alles beweist nichts.

Ich glaube auf drei umstände weisen zu können, die es nahe legen, in der Schwanrittersage den niederschlag eines germanischen jahreszeitmythus zu sehen: 1) auf den schwan als wander-vogel, 2) auf die vögel der lichtgötter bei den Kelten, 3) auf die religiöse stufe der ersten germanischen ansiedler am Rhein.

4.

In frage kommen nur die wilden species des schwanes. und von diesen fallen noch weg die wilden verwanten unserer weiherchwäne, *cygnus olor* und *c. immutabilis* mit ihrem roten schnabel und dem höcker auf der wurzel desselben. denn erst östlich von der Elbe fängt und fieng das eigentliche gebiet dieser schwäne an. ihr wandern ist für die gebiete westlich der Elbe höchstens ein umherstreichen².

Bleiben also übrig die beiden anderen *cygnus*arten Europas, der *c. musicus*, der singschwan, und der *c. minor*, der kleine schwan, der zwergschwan, auch *c. Bewickii* geheissen. es sind jene schwäne, die durch den schlag ihrer flügel und durch ihre stimme jene eigentümlichen töne hervorbringen, welche die Isländer mit dem klang einer posaune vergleichen und welche die reisenden zuweilen entzücken. beide species stimmen darin überein, dass sie ihrer schwanennatur gemäß gern sumpfigen

¹ Tac. Germ. cap. 34.

² auch in Dänemark und Südschweden kommen brütende colonien dieser art vor. — vgl. aus der reichhaltigen litteratur: Henry E. Dresser A history of the birds of Europe, vol. vi. London 1871—1881, Gen. *cygnus* s. 417—448; Droste-Hülshoff Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum 1861, s. 258 ff und anhang; van Bemmelen bei Herklots Bouwstoffen voor eeri fauna van Nederland. bd II. s. 218 usw.

boden, unter wasser stehndes land beziehen, wo sie gründeln können. aber die bevorzugten aufenthaltsorte beider sind nicht gleich, und darum müssen wir die beiden arten für unsere betrachtung auseinander halten. 'die c. mus. meiden durchaus die flüsse und lassen sich nur in sehr seltenen fällen, wo sie dieselben kreuzen, auf kurze zeit daselbst nieder'. 'der c. minor ist nie auf flüssen und am offenen meere gefunden; weit öfter im innern des landes und stets auf stehenden flachen gewässern'; 'er liebt flache sumpfe'¹.

In bezug auf wanderungszeit stimmen beide arten ungefähr, im wanderungsgebiet infolge der verschiedenen lebensbedingungen nur zum teil überein. der zwergschwan brütet in Nordrussland wol erst vom Archangelgebiet an weiter ostwärts. also ist er in Lappland und Island unbekannt². als zugvogel besucht er weder Schweden und Norwegen, noch das grofse vogelrendezvous Helgoland. aber in übereinstimmung mit dem ort, woher er kommt, mit der richtung seines zuges, mit den bedürfnissen seiner art, ist er für das südliche ufer der Ostsee, Dänemark, Oldenburg, Westfalen, den südöstlichen teil Hollands und für Belgien³ ein zugvogel, der ende october oder etwas später erscheint, bleibt bis der frost ihn vertreibt nach Südwestfrankreich⁴, aber von februar an wiederum der alten heimat zuzieht. wie er der zuletzt wegziehende wandervogel ist, so ist er im frühling für diese gegenden auch der zuerst heimkehrende⁵.

Zahlreiche beobachtungen liegen über das wandern des sing-schwanes vor. er brütet in grofser menge im hohen norden Europas, nicht unter dem 60°, in den sumpfen Lapplands und Finnlands und weiter nach osten. nur dieser schwan findet sich auf Island. im norden wohnt er von ende april, wo das nest gebaut wird, bis tief in den september. kurz bevor die seen gefrieren, bricht er auf nach süden, allerdings zum grösten teil

¹ EFvHomeyer Die wanderungen der vögel (1881) s. 107. 91. 90. Venema 'Zwanen' in Alb. d. natuur 1877 s. 50—60.

² Dresser aao. s. 448.

³ berichte liegen vor aus der nähe von Herzogenbusch, Schelde, Maas bei Lüttich.

⁴ in manchen jahren äufserst zahlreich nach Ost- und Südengland und sehr zahlreich nach Irland, Dresser aao.

⁵ vgl. neben Dresser, Droste-Hülshoff, Homeyer aao. noch JAPalmén Über die zugstrassen der vögel, 1876.

in der richtung zum Schwarzen meer, aber immerhin noch in massenhafter anzahl auch nach südwesten, erscheint im october auf der Ostsee, im november auf der Nordsee, wird jedes jahr zahlreich an den inseln derselben gesehen, ist in einigen jahren in bedeutenden trupps an der holländischen küste auf dem durchzug beobachtet worden, weniger auf den binnengewässern, besucht England und Irland in ebenso großer anzahl als der kleine schwan, wird im november, december in Deutschland gesehen und dehnt seine züge alljährlich bis nach Nordafrika aus, wo er die sumpfe Algeriens und Marokkos bevölkert. allein nur kurz verweilt er dort. in Holland und Norddeutschland werden im dec. und jan. nur wenige angetroffen. dann aber mehrt sich die zahl von februar an und erreicht den höhepunkt anfang märz; mitte april wird im süden der Ostsee oder Nordsee oder in diesen meeren selbst wol kaum noch ein exemplar gefunden, es sei denn, dass ungünstige witterung sie aufhielte. das frühe erscheinen des c. mus. ist im spätherbst zeichen des nahenden frostes, wie er im frühling bote der ersten milden lüfte ist¹. — die singschwäne von Island wandern nicht².

So liegen jetzt die verhältnisse bei dem wandern der schwäne. wir aber haben es mit der urzeit zu tun.

Aus den obigen zusammenstellungen geht freilich nicht hervor, dass der Niederrhein und dessen delta mit Maas und Schelde ein bevorzugter aufenthalt der cygnusarten ist oder war. die berichte über die jetzigen verhältnisse Hollands machen keinen andern eindruck, als dass der c. mus. und min. nur durchziehen auf ihrer wanderung nach süden und norden³. wol begreiflich für die heutige zeit. schwäne meiden flüsse. man denke sich diesen Niederrhein mit dem delta aber zur zeit Christi und lange vor- und nachher. welche ausgedehnten flächen hier einmal überflutet wurden, zeigt ein einziger blick auf eine geologische karte in dem breiten saum, den sie den fluss- und meeresablagerungen daselbst geben muss. man denke an den von KMüllenhoff reconstruierten bericht des Pytheas von Massilia⁴, an die fluten, von

¹ Brehms Tierleben, vögel. bd III 441 ff. Dresser aao. u. aa.

² Brehm aao. 444. Lenz Vögel⁵ (1891) s. 556.

³ Herklots Bouwstoffen I 96. 214; II 129. 218; III 229; Tydschrift der ned. dierk. vereeniging 1887 ua. — besonders zahlreich sind die zeltungsberichte über singschwäne aus dem frühjahr 1893.

⁴ DA. I 489 ff.

denen Ephorus berichtet¹. man vergegenwärtige sich das von den alten wiederholt erwähnte sumpfige terrain dieser gegenden². kurz, man mache sich klar, dass die existenzbedingungen für die schwäne, namentlich regelmässig 'untergelaufenes land' jetzt beinahe verschwunden sind, und dass da, wo diese tiere sich noch zeigen, der verfolgende mensch mit seinen weittragenden waffen sie ganz verscheucht.

Einst aber, als der vogel infolge seiner mythischen natur noch unbehelligt war, muss das halbversandete flussbett des Rheins, besonders das weitüberschwemmte ufergebiet, eine ausgedehnte raststation der schwäne gewesen sein, denn das terrain war dem im norden verlassenen ähnlich. soweit das meer hineindrang, vielleicht eine raststation des cygn. mus.; weiter den Niederrhein hinauf, besonders in den wasserflächen daneben und sonst in den lachen weiter nördlich oder südlich, ein ruheort der zwergschwäne; jedesfalls schwanenreiche gebiete zu zwei bestimmten zeiten des jahres. — die schwäne waren die ersten boten, dass die milderer tage widerkehrten, sogar wenn das eis noch auf den feldern lag; wie sie im herbeste die letzten vögel sein sollten, die die rauhen wintertage unvermeidlich mit sich brachten, um dann die gegend vereinsamt liegen zu lassen³.

Wir glauben die für die Schwanrittersage wichtige folgerung aussprechen zu dürfen:

Die sing- und zwergschwäne, die alljährlich vom februar an am Niederrhein und teilweise im ingvöonischen gebiet als die ersten wandervögel in grosser masse küste und binnengewässer bevölkerten, darauf verschwanden, bis sie im spätherbst vom october an als die letzten zugvögel auf demselben gebiet gleichfalls in ungeheuren scharen sich zeigten, um dann bei stärkerem frost im december und januar zu verschwinden, bis auf ein zufälliges, vereinzelt exemplar, — konnten veranlassung geben, dass die mythenbildende phantasie eines naturvolkes sie mit dem gott der wärmeren jahreszeit und sommerlichen fruchtbarkeit und des widerkehrenden liches in verbindung brachte und sie als boten des gottes betrachtete.

¹ bei Strabo vii 2, 1.

² Caesar BG. iii 28; vi 5; Strabo iv 3, 4; Tac. Ann. xiii 53.

³ vgl. das bild, welches pastor Bolsmann um 1830 von der Cronerheide im Münsterlande entwirft, wie der schwan der letzte vogel ist, bei Westhoff Zur avifauna des Münsterlandes im Journ. f. orn. 1889 s. 211/212.

Auf dem weiten germanischen gebiete ist nur einmal von einem gott mit schwänen die rede: in einem Färingerliede sucht Hönir einen bauernknaben zu retten gegen einen riesen und operiert dabei mit schwänen¹. aus diesem einzigen factum auf einen urgerm. gott mit einem schwan zu schliessen, ist bedenklich. — aber die am Rhein ansässigen Germanen hatten Kelten zu ihren nächsten nachbarn, die sie teilweise aus ihrem gebiet vertrieben hatten. bevor wir also den weiteren schluss wagen und annehmen, dass die Rheingermanen in spontaner weise den schwan, für sie schon ein vogel von mythischer bedeutung, mit ihrem lichtgott verbanden auf grund der im neuen lande gemachten erfahrung, ist doch wol zuerst die möglichkeit zu erwägen, ob nicht die Kelten schon in den schwänen boten ihrer götter sahen, sodass die neuen ansiedler nachher eine keltische anschauung, deren richtigkeit sie in der natur um sich bestätigt fanden, auf ihren gott übertrugen.

5.

In der keltischen götterlehre sind die unheilverkündenden raben und krähen die boten, welche von den göttern der nacht, des todes und des gewittersturmes ausgehn. aber auch die menschenfreundlichen wesen des keltischen götterdualismus, die götter des lichts, des lebens, der bildung haben ihre vögel. unsere quellen sagen uns leider nicht deutlich, welche vögel².

Unter den lichtgöttern der Kelten steht obenan Lugus³, der kunstreiche gott⁴, der Mercur Caesars und der gallischen denksteine. sein festtag war der 1 august, die mitte zwischen dem 1 mai, dem tag der ankunft der guten götter, und dem 1 november, dem anfang des keltischen winters⁵.

Als Lug — so erzählt eine irische legende⁶, deren älteste aufzeichnung dem ende des 11 jhs. angehören soll — den helden Cúchulainn wollte geboren werden lassen, lockte er den könig Conchobar mit seiner schwester Dechtērē und ihr gefolge durch eine menge wunderschöner, wiewol geheimnisvoller vögel. diese vögel sangen während ihres fluges; sie aßen gras und pflanzen und ließen nichts auf dem boden, nicht einmal die wurzeln des

¹ aus Njörds erguss in Gylfaginning 23 lässt sich nichts schliessen. über Hönir s. u. s. 287f. ² d'Arbois de Jubainville *Le cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique* (Paris 1884) s. 195. ³ d'Arbois de

Jubainville aao. s. 293. ⁴ ebenda s. 175—177; Caesar BG. vi 17.

⁵ ebenda s. 139. 180. 304.

⁶ ebenda aao. s. 294—298.

grases, sodass die einwohner sich beklagten über die vernichtung ihres besitzthums. sie waren in neun gruppen geteilt, und in jeder gruppe zählte man 20 vögel. sie giengen zu zweien: die zwei vögel an der spitze jeder gruppe trugen ein silbernes joch, das sie mit einander verband; die folgenden waren auch mit einander verbunden, nicht durch ein joch, sondern durch eine silberne kette. da die verfolgung der vögel sich bis in die nacht verzog und indessen ein dichter schnee fiel, so befahl Conchobar ein haus zu suchen, wo man schutz finden könne bis zum nächsten morgen. und nun zaubert eine unsichtbare macht eine prachtvolle wohnung und ein ausgezeichnetes essen für den könig, dessen schwester und das gefolge. als einige zeit nachher Dechtërë mutter ward des helden Cúchulainn, erschien ihr Lug im traume, ihr verkündigend, dass er der vater des kindes sei. 'denn Lug hatte die wunderbaren vögel gesandt, die jagd herausgefordert, den palast erstehn lassen, wo der könig Conchobar, seine schwester Dechtërë und ihre begleiter eine ebenso glänzende als unerwartete gastfreiheit gefunden hatten.'

Dass diese vögel, die Lugus geheimnisvoll vorausschickt, von haus aus nicht phantastische tiere sind, sondern schwäne, folgt aus zweierlei: 1) aus der weise, wie sie sich gebärden, 2) aus verwanten sagen.

1) Die weise, wie die vögel sich gebärden, entspricht ganz der weise der singschwäne. auch diese singen während ihres fluges, nur sie reissen die gräser und pflanzen mit den wurzeln aus und vernichten die äcker, wenn sie auf der ebene niederstreichen; sodass der boden 'ganz kahl und wie von schweinen zerwühlt aussieht, wodurch grofse nackte, von graswuchs völlig entblöfste stellen entstehn, die wenn ihnen nicht durch ansäen nachgeholfen wird, sich nicht sobald mit pflanzenwuchs bedecken'¹; auch sie leben paarweise, treten aber zur herbstzeit in gröfseren trupps auf. die irische vogelfauna und die der länder des mittleren Westeuropas bietet zur zeit, da der schnee fällt, keine anderen vögel, die den genannten eigenschaften genügen.

2) In andern keltischen sagen treten auch vögel zu zweien in gröfserer zahl auf und heifsen ausdrücklich schwäne. als Oengus, der sohn des lichtgottes Dagdë, die schöne Caer, tochter Ethal An-brials in Connaught, sich zur frau wünschte, traf er sie zum ersten

¹ Naumann Naturgeschichte der vögel Deutschlands t. xi (1842) s. 496.

mal in menschlicher gestalt, umgeben von 150 anderen jungfrauen, die paarweise giengen, jedes paar verbunden durch eine goldene kette. als er sie nachher zum zweiten mal erblickt, haben sie sich am 1 november — dem anfang des keltischen winters — in schwäne verwandelt; jedes paar ist jetzt durch eine silberne kette verbunden. Oengus wurde gleichfalls in einen schwan verwandelt, tauchte dreimal mit seiner geliebten in die flut, war seitdem ihr gemahl und konnte nun auch in seiner schwanengestalt schöne lieder singen ¹.

In dem irischen volksglauben lebte demnach einst die vorstellung, dass die schwäne vögel seien, die in irgend welcher weise mit dem hauptgotte des lichts und des lebens in verbindung standen. freilich nicht immer. als Lug nach Tara, der hauptstadt Irlands, kommt und sich anbietet für ein amt ², da kündet ihn kein schwan an. ebensowenig in der schlacht bei Mag-Tured ³, oder wenn er seinem sohne Cûchulainn zu hilfe eilt, der ganz allein den heeren von vier der grofsen provinzen Irlands gegenübersteht ⁴.

Welche bedeutung diesen schwänen in den keltisch-irischen anschauungen beigelegt werden muss, ist schwierig zu sagen. sollte hier die erinnerung fortleben an das indogermanische lichtsymbol, welches Pleyte hervorgehoben hat ⁵? constatieren lässt sich wol nur, dass die keltischen Iren eine vorliebe hatten schwäne aufzufassen als verwandlungen gutgesinnter wesen, die irgendwie verwantschaft haben mit der götterwelt des lichts ⁶. —

Lug war der hauptgott der Kelten: wo zahlreiche schwäne erschienen, da mögen sie für das irische volk äufserungen gewesen sein des lichtgottes oder des lichten princips überhaupt.

Aber: was für die irischen Kelten gilt, was bei diesen als überlieferung lebte in den jahrhunderten nach Christus, hat das in der tat auch zu gelten für die belgischen Kelten, die einst am Niederrhein safsen zu der zeit, da die ersten germanischen an-

¹ d'Arbois de Jub. aao. s. 282—289. vgl. weiter die sage von Mider und Etain ebenda s. 321.

² d'Arbois de Jub. aao. 175—177. ³ aao. 187. ⁴ aao. 299f.

⁵ Mars Thincsus aao.

⁶ die kinder des königs Lir, vgl. d'OCurry Atlantis iv 113—157; die botinnen des todes bei dem helden Cûchulainn, vgl. d'Arbois de Jub. Cours celt. v 178.

siedler sich daselbst niederliessen? dachten die Belgae des Caesar sich ihre lichtgötter zeitweise begleitet von schwänen?

Es lässt sich wahrscheinlich machen.

Apollonius der Rhodier, aus der letzten hälfte des 3 jhs. v. Chr., spricht, während seine beschreibung an der Pomündung verweilt, von einer keltischen sage¹, nach welcher der bernstein nicht aus den thränen der Heliaden, sondern aus denen des Apollo der Hyperboreer entstanden war. nun ist dies m. w. die einzige stelle, wo von einem keltischen Apollo der Hyperboreer die rede ist. ist des Apollonius bemerkung richtig, so müssen wir annehmen, dass, da den Kelten wie den Griechen die lichte jahreszeit des frühlings und des sommers eine offenbarung und rückkehr des lichtgottes war, die bezeichnung 'Apollo der Hyperboreer' als keltische anschauung und sage bei Apollonius darauf beruhe, dass der keltische lichtgott wie der delisch-delphische von schwänen begleitet zurückkehrte, denn immer gehörten 'zu diesem (dh. dem griechischen Apollo der Hyperboreer) die schwäne, die man auf dem Okeanos heimisch dachte, weil das land der Hyperboreer mit seinem Eridanosstrome an den Okeanos grenzte'². da der Eridanos eine unbestimmte vorstellung war für den nördlichsten fluss im westen, so bedeutet die nachricht, dass im norden des keltischen gebietes, wo der bernstein eingehandelt ward, die schwäne das zeichen des widerkehrenden gottes abgaben³.

Hat Apollonius seine nachricht geschöpft aus Massilia, was sehr wahrscheinlich, so ist an ihrer richtigkeit nicht zu zweifeln. denn in Massilia mündeten die wege von und nach Gallien. der graecisierende einfluss Massilias auf die umgebenden völker ist, was Gallien anbetrifft, kaum über Lyon hinausgegangen, und so werden auch keine religiösen vorstellungen über Apollo von Massilia aus zu den Belgae gelangt sein, von denen sich übrigens mehrere stämme schroff gegen jeglichen cultureinfluss von aussen abschlossen. gerade weil in Massilia der delphische Apoll mit seiner schwester die höchste verehrung hatte⁴, musste den händlern auffallen, dass sie bei den rohen keltischen völkern des nordens

¹ Apoll. Rh. 4, 611.

² Preller Gr. myth. I² 190.

³ hier sei für das einhandeln des bernsteins aufmerksam gemacht auf die vermutliche landestelle der Phönicier auf Walcheren, vgl. Kauffmann Beitr. 16, 222 ff.

⁴ Strabo iv 1, 4—6.

von einem lichtgott vernahmen, der bei seiner rückkehr von schwänen begleitet war, gerade wie ihr Apollo.

Vier jahrhunderte nach Apollonius leitete Lucian von Samosata, der selbst einige jahre in Gallien gelebt hatte, seine erneute rednertätigkeit ein mit einem vortrag über den bernstein und die schwäne des Eridanos¹. er erzählte, wie er an den Po gekommen sei und nun die schiffer nach den weinenden pappeln, einst den schwestern des Phaethon, und nach den musikalischen schwänen gefragt habe, die sich zu beiden seiten des flusses in zwei chören aufstellen sollten, um ihn mit ihrem so berühmten gesange zu ergötzen. die schiffsleute verlachten den frager. — diese anekdote bestätigt, was sich aus Apollonius ergibt: in der griechischen sage hängen bernstein und schwäne mit dem wesen des lichtes im westen zusammen; die wirklichkeit jedoch war diese: der bernstein ward anfangs da eingekauft, wo schwäne die rückkehr des lichtgottes ankündigten, in der sage am grenzfluss Eridanos, in der wirklichkeit da, wo der Rhein in den Ocean fließt.

Dass Lugus einst am Niederrhein eine hohe verehrung genoss, darf zunächst gefolgert werden aus der zweifellosen einheit der druidischen götterlehre in bezug auf die hauptgötter, und geht sodann unwiderleglich hervor aus dem ortsnamen Lugdunum, dem nachherigen Lugdunum Batavorum. die lage dieses ortes, mitten in dem für schwäne günstigsten terrain, die nachrichten des Apollonius und Lucian, an welche sich jetzt die irische sage schließt, weisen auf die bedeutung der schwäne bei der epiphanie des gottes. von keiner bedeutung ist, dass Apollonius von Apollo spricht, wir dafür Lugus, dh. Hermes, einsetzen, und nicht Grannus, den keltischen Apoll. der lichtgott Apoll kann nur dem lichtgott Lugus entsprechen: der heilgott Apoll findet seine ähnlichkeit in Grannus; abgesehen davon, dass im 3 jh. v. Chr. der keltische Olymp in der antiken welt gewis unbekannter war, als heutzutage, obgleich auch jetzt noch nebel genug über ihm lagert.

Als die ersten Germanen sich am Rhein ansiedelten, verehrten die Belgae den gott des lichts, den Lugus, der mit den mächten der finsternis den entscheidenden kampf führt²; die er-

¹ Lucian ed. Jacobitz m 132 f; Wielands übersetzung (1788) bd m 431 ff.

² d'Arbois de Jub. saö. 381 f uö.

scheinung einer grossen zahl von schwänen hatte für sie die bedeutung, dass der gott des lichtes in irgend welcher weise herannahe.

Die combination der schwäne als wandervögel und als ankündiger des keltischen lichtgottes erlaubt folgenden schluss:

Durch die eigentümliche topographische beschaffenheit des Niederrheins waren im frühling und im spätherbst die schwäne daselbst eine besondere offenbarung des lichtgottes oder der lichtgötter der Kelten, die sich alljährlich mit mathematischer genauigkeit widerholte.

6.

Die gottheit, welche sich hinter dem Schwanritter verbirgt, kann aber keine keltische sein. die sage bricht gleichsam jäh ab an der grenze, bis wohin germanische sprache lange ihr dasein fristete. und nur Germanen leiteten ihren ursprung auf den gott des lichtes zurück.

Germanen, die sich zuerst am Rheine niederliessen, inmitten des keltischen gebiets, müssen keltische anschauungen auf ihren himmelsgott übertragen haben, teils unter dem einfluss der zweimal im jahre sich wiederholenden erscheinung der sing- und zwergschwäne, teils in nachahmung von dem, was sie von der ehemaligen bevölkerung sahen und erfuhren über deren lichtgott. diese Germanen können sein entweder die herminonischen Bataver mit ihren verwanten, den Canninesates, oder die istvåonischen stämme, die nachher unter dem gesamtamen 'Franken' auftreten. von den Franken aber scheinen wir absehen zu müssen, und zwar aus zwiefachem grunde: 1) sie, die nachherigen Wodanverehrer, haben den himmelsgott Tius als bringer des lichts in anderer gestalt in ihrer sage festgehalten, als den weitgefeierten Siegfried, dessen heimat gleichfalls an den Niederrhein verlegt ward; 2) die sage findet sich nur im Rheindelta und in Belgien. als die Franken seit dem 3 jh. dieses gebiet occupierten, war die zeit zur bildung eines mythus im anschluss an Tius, und zwar im sinne des Schwanritters, schon längst vorüber.

Das festhalten des Niederrheins und seines deltas ist nur begreiflich, wenn wir ausgehn von einem stamme, der durch jahrhundertelange tradition mit diesem gebiete verwachsen war, und nun bei den folgenden verschiebungen durch andere stämme die erinnerung an den rettenden gott festhielt; einem stamme, dessen religion aber zu der zeit, da er sich am Niederrhein niederliess, zu

einem bedeutenden teil naturanschauung war, sodass die örtliche beschaffenheit der neuen heimat befruchtend auf ihn einwirken konnte.

Demnach entscheiden wir uns für die Bataver. ums jahr 100 v. Chr. lassen sie sich in dem — wie es heisst infolge der ungeheuren überflutungen — von den Kelten verlassenen gebiete nieder. ihre religiösen anschauungen befinden sich in jenem stadium, wo sich neues an altes ansetzt, der blick mehr als sonst gerichtet ist auf die zeichen des gottes inmitten der unsicherheit der neuen umgebung. als verwante der Chatten bringen sie die herminonische verehrung des Tius mit sich. ist der himmelsgott für sie in erster linie der 'erhabene herscher', zu dem sie nur gebunden heranzutreten wagen, so müssen sie ihn sich doch ausserdem als den 'gekommenen' und den 'leuchtenden' gedacht haben, da andere hieratische verbände sich nach diesen hauptzügen benannten. er war für sie der himmelsgott, der herscher in physikalischem sinne, der die gesamtheit der woltätigen naturkräfte der wärme und des liches und der damit verbundenen erneuten fruchtbarkeit mit sich führte, analog dem Frey des nordens.

Schwäne als verhüllungen von verstorbenen, verzauberten und von göttlichen wesen oder als weissagende vögel sind germanische vorstellung¹, demnach batavische. bei den Belgae waren sie ausserdem boten des lichtgottes. und hier, in der religiösen scheu der beiden völker vor dem geheimnisvollen vogel liegt der berührungspunct, wo keltische anschauung befruchtend in die batavische fliesen konnte. überall wo der Bataver sich niederlässt, wo er neuen besitz ergreift, hatten einst Kelten gesessen, sassen vielleicht zum teile noch da, nicht alle vertrieben von den ungeheuren fluten mit der daran sich schliessenden not. noch mögen Kelten in dem Lugdunum oder sonstwo am Rhein am 1 aug. zusammengetreten sein zur gemeinschaftlichen feier des gottes Lugus, wie noch in augusteischer zeit in dem Lugdunum an der Rhone². wie richtig musste dem germ. ansiedler die keltische vorstellung erscheinen, wenn er im rauhen frühjahr die rückkehr dieser boten gewahrte, da die weithin überlaufene insel und umgebung noch im eise starrte und nun nach ihrer ankunft mildes tauwetter eintrat: sie, ein untrügliches prophetisches zei-

¹ Grimm Myth.³ 398; Mogk in Pauls Grdr. I 1026.

² d'Arbois de Jub. aao. 139. 304.

chen also des herannahenden gottes der wärme und des lichts. dann folgte der siegreiche kampf des gottes, und indessen schwanden die schwäne. darauf sein mildes walten während mehrerer monate, bis im spätherbst die richtigkeit der keltischen beobachtung sich wider zeigte, der göttliche vogel wider erschien, jetzt aber als unzweifelhafter zeuge des scheidenden gottes, und mit diesem davonzog, die gegend den winterlichen mächten überlassend.

In einem puncte aber wich der Bataver bei seiner mythenbildung von den Kelten ab: dieser liebte die masse. aus der keltischen vielheit, aus der menge der schwäne in der natur, machte der Bataver, germanischer gewohnheit gemäß, eine einfachere zahl, von den gebräuchlichen zahlen 7, 3, 2, 1 wählte er die einheit. ein schwan brachte und holte seinen gott.

7.

Man gestatte mir noch eine kurze bemerkung über Höni und seine schwäne. ich möchte dem vorwurf begegnen, als hätte ich außer betracht gelassen, wie er durch vermittlung von schwänen seine hilfe verleiht¹.

Einer der zunamen des gottes ist '*aurkonungr*'. dies *aur* muss 'glanz'² bedeuten: es findet sich nämlich ein ags. *edrendel*, womit lat 'jubar' glossiert wird, und womit man an einer anderen stelle 'Christus' bezeichnet³. welcher glanz gemeint wird, lehrt die stammverwantschaft mit gr. *ἠώς*, lat. *aurora*, urindog. **ausōs* = morgenröte, welche im anschluss an die bedeutung des germ. **aus-t-rō*. wie sie erschlossen wird aus ahd. *ōstarmdnoth* und ags. *ēastermōnath*, für *aurkonungr* den sinn 'könig des frühlingsglanzes' gibt; dh. man bezeichnete mit demselben Höni als ein wesen, das den ersten übergang vom winter zur sommerlichen jahreszeit angab⁴. daher konnte man ihn sich denken zwar als einen schönen jungen mann, aber trotzdem unbedeutend, ohne begleitung anderer mächte zu nichts gutem im stande, auch wenn er den menschen hilfe verleihen soll. wenn es heisst, dass er bei dem friedensschluss zwischen Asen und Wanen ausgewechselt wird, er und Mimi gegen Frey und Njörd, so dürfte nicht alles als ein

¹ das färöische volkslied ist übersetzt von Simrock Handb. d. d. myth.³ 103 ff.

² anders Müllenhoff DA. I 34.

³ Müllenhoff aao.

⁴ Weinhold fand in Höni ein 'sonnenwesen' Zs. 7, 24 f. 50. Mogk fragt, ob er nicht gewissermassen die mittelsperson zwischen nacht und tag sei? (Pauls Grdr. I 1086). beide gehn von dem wort 'Höni' aus.

symbol der versöhnung zweier verschiedener göltersysteme zu verstehn sein, sondern diesem austausch die naturanschauung zu grunde liegen, dass an die stelle des glanzes die belebende wärme, an die stelle des unbelebten wassers die schiffahrt trat.

War im 9 jh., als die Normannen die Färöer besiedelten, Höni für sie ein solches frühlingswesen, welches man an dem glanz erkannte, wenn die ersten lichten tage zurückzukehren begannen, und welches nachher durch die stärkeren lichtgötter abgelöst ward, so ist der zusammenhang mit den schwänen nicht mehr auffallend. für die Färöer ist der cygnus musicus heutzutage zwar ein zugvogel, der im frühlings und im herbst bisweilen nur wenige tage bleibt, der aber früher auf diesen inseln gebrütet haben muss¹. die schwäne, die sichtbaren beweis der nach und nach zurückkehrenden sommerlichen jahreszeit, wurden mit dem wesen des ersten frühlingsglanzes auf den Färöern in verbindung gebracht, sei es spontan, sei es als eine einwirkung der vielleicht bei Picten und Iren damals noch lebendigen tradition von dem lichtgott, der seine schwäne vorausschickte. so aufgefasst begreift es sich, warum Höni machtlos ist ohne schwäne: der frühlingsglanz am himmel war wertlos, so lange die schwäne nicht angekommen waren.

Für die spontane verbindung, ohne einfluss von Kelten also, spricht einmal die spätezeit des entstehens in bezug auf die religiösen verhältnisse der keltischen nachbarn im 9 jh.; vor allem aber das locale der Färöer. denn da die Färinger nur auf das meer und das gebirge angewiesen sind, der winter mit den häufigen niederschlägen dunkel ist — der längste tag dauert außerdem über 20 stunden —, so hat die rückkehr des frühlings für die bewohner der einsamen inseln besondere bedeutung: dann regen millionen von vögeln zur jagd an. und so muss in früherer zeit die rückkehr des singschwans, als des ersten zugvogels, der außerdem für die bewohner uralte mythologische bedeutung hatte, neben Höni mit freude begrüßt worden sein.

Auch diese verbindung eines gottes mit schwänen wäre demnach weder eine urgermanische noch eine urnordische, sondern eine auf den entlegenen inseln entstandene, wie ein jahrtausend früher eine analoge verbindung sich am Rheine vollzog. beide verbindungen wurzeln in einer zeit, da die schaffende phantasie noch frei ihre wurzeln ausschlägt, allerdings nicht willkürlich, sondern sie entfaltend aus dem ererbten stamm mythologischen denkens, unter der einwirkung localer verhältnisse oder von auswärts komender triebe. durch solche einwirkung erklärt es sich, warum die sage am Rheine sich an einen andern gott anschloss als auf den Färöern, und der charakter beider sagen ein vers, jedener ward, obgleich beide aus verwanten anschauungen hervorsprossen.

¹ Dresser aao. 435.

EIN NEUES BRUCHSTÜCK DER NIBELUNGENHANDSCHRIFT K.

Dass ich das nachfolgende fragment als neu bezeichnen darf, ist wunderbarlich genug. mein verehrter freund und nachbar hr archivrat dr Könnecke hat es — in der Berliner kgl. bibliothek entdeckt, deren hsskatalog es seit länger als einem menschenalter als Ms. germ. fol. 814. access. 6712 verzeichnet und somit jedem zugänglich hält. es ist auch schon einmal öffentlich genannt worden: freilich nur im kgl. preuß. Staatsanzeiger, dessen jahrg. 1860 nr 176 in einem jahresbericht der kgl. bibliothek für 1859 unter den geschenken verzeichnet (s. 1438^a): 'ein schönes doppelblatt einer wertvollen hs. der Nibelungen in folio aus dem 14 jh. von hrn archivrat dr Beyer in Koblenz'. eine notiz auf der innenseite des einbands rührt vom '1. 12. 1859' her, der eintrag im hsskatalog stammt erst aus d. j. 1860. so der director der handschriftenabteilung hr geh. rat prof. dr VRose, dem ich für diese und weitere auskunft meinen verbindlichsten dank sage.

Der auffinder des bruchstücks, dr Beyer, hatte 20 jahre früher ebenfalls im Koblenzer archiv jenes andere doppelblatt des NL. ans licht gezogen, welches 1839 vdHagen in seiner Germania III 1—19 als fund seines freundes EDronke publicierte und dann nach seiner art jahrelang zurückbehielt, bis im j. 1846 die kgl. bibliothek endlich in den besitz des ihr von Beyer bestimmten geschenkes gelangte. es führt die signatur Ms. germ. fol. 587 und wird seit Lachmanns 2 ausgabe mit der sigle K bezeichnet. seine zugehörigkeit zu der mischgruppe Id ist alsbald erkannt worden; die laa. sind auch für die beurteilung des A-textes von entschiedenem werte.

Das neue doppelblatt (K II) ist wie das frühere am äußern und untern rande beschnitten worden; wie der fundort wird auch die herkunft die gleiche sein: K I diente als umschlag von rechnungen des Manderscheidschen archivs, die hs. mag also aus der alten bibliothek von Blankenheim stammen, die durch die Berliner niederrheinische sammelhs. mit dem Tristan (Ms. germ. 4^o 284, vgl. vdHagens Germ. VI 266 ff) am bekanntesten ist. — geschrieben freilich ist unsere hs. sicher im westlichen Oberdeutschland, ähnlich wie die gleichfall. dreispaltige hs. von Türheims und Türlins Willehalm aus gleichem besitz, deren bruchstücke Lohmeyers diss. s. 9 unter nr 4 aufzählt.

In K II ist am außern wie am untern rand weniger fortgeschnitten als in K I: von der schrift fehlt unten nichts und am rande nur etwa die hälfte der letzten columnne. auf sp. d lässt sich das verlorene genauer berechnen, als auf sp. c, da zwar alle zeilen in gleicher höhe beginnen, aber nicht gleichmäfsig schliessen. ausserdem sind freilich fol. 1 sp. cd noch durch zwei oblonge quereinschnitte, einen schmälern von 1 zeile und einen breitern von 4 zeilen höhe, verstümmelt (vgl. unten str. 1382. 1392).

Die pergamenths. K des NL., von der vdHagen einen spaltenausschnitt fascimiliert — eine bessere abbildung wird die neue auflage von Könnekes Bilderatlas s. 35 bringen — gehört zu den schönsten buchhss. des ma.s, die ich zu gesichte bekommen habe. das pergament ist hell und glatt, die schrift gleichmäfsig und sauber, die ganze erscheinung stattlich und vornehm. dr Könnecke setzt die hs. um 1300 an, eher früher als später¹. der beschriebene raum ist 30.5 cm. hoch und nach zuverlässiger berechnung 26.6 cm. breit. waren der äussere und der untere rand gleich breit wie der innere und der obere (1.9 cm.), was minimalansatz sein würde, so ergäbe sich als höhe des ganzen 34.3 cm., als breite 28.5 cm.

Die hs. ist 3 spaltig (wie O und d), die spalte zu 52 zeilen. rahmen und linien sind vorgezogen, auf den schmalen vorraum (vor sp. a, d) resp. zwischenraum (vor sp. b, c, e, f) sind die abwechselnd roten und blauen stropheninitalen hinausgerückt. jede 6 bis 8 strophe aber beginnt mit einem grösseren buchstaben, der über zwei linien reicht und in die spalte selbst eingerückt ist. der beginn einer aventüre — überschriften fehlen — wird durch eine rot und grüne initale angekündigt, die gleichfalls eingerückt und 4 zeilen tief ist.

Die strophen also sind abgesetzt, nicht die verse, deren schluss nur durch einen punct markiert wird. auf die strophe kommen in der regel 5 zeilen, hin und wider wird eine 6 zeile nötig, sodass auf das blatt bei 312 zeilen rund 60 strophen entfallen. den gleichen umfang konnte schon Dronke für das fragment I feststellen und daraus berechnen, dass es das äusserste blatt eines quinio (event. auch das 2 und 11 blatt eines senio) sein werde. fragment II mit seinen rund 120 zusammenhängenden strophen ist das innerste blatt des 3 quinio, fragment I begann und schloss den

¹ indessen kommen nach meinen erfahrungen dreispaltige hss. erst um 1300 auf, viel älter wird die hss. also kaum sein.

4 quinio. die letzte in fr. 1 erhaltene strophe ist nach Bartschs ausgabe des gemeinen textes 2376: in Id erhöht sich diese zahl nach abzug der defecte (B. 7—12. 16. 17. 102. 103) unter zurechnung der plusstrophen aus C (15 in Id, 5 in Hd) auf ca 2386. diese nicht ganz 2400 strophen verteilten sich auf 4 quinionen derart, dass das durchschnittsmaß von 600 strophen auf quinio 1 und 2 (und vielleicht 3) nicht erreicht, auf quinio 4 aber etwas überschritten wurde (608½ strophen). die 3 letzten strophen des NL. übernahm der schreiber auf die folgende lage, die außerdem die Klage enthielt. schrieb er auch diese in unabgesetzten zeilen (ca 28 buchstaben), so reichte er mit einem 5 quinio gerade aus. ich habe diese berechnung angestellt, um die einreihung neuer bruchstücke zu erleichtern, die in den Rheinlanden als umschläge Manderscheidscher acten recht wol noch zu tage treten dürften.

Den abdruck des neuen fundes in der Zs. verdanken die leser herrn dr Könnecke. die abschrift rührt von mir her, die correctur haben wir gemeinsam gelesen. ich habe die verse abgesetzt und die caesuren markiert, um die neuen lesarten bequemer zugänglich zu machen. die nebenstehnden zahlen sind die Lachmanns, durch zurechnung von 60 erhält man jedesmal die zählung von Bartsch. die lücken sind unter ungefährer berechnung des raumes und vorsichtiger berücksichtigung des textes von Id durch puncte angedeutet. — der abdruck des fragments 1 in der Germania ist zuverlässig mit ausnahme der i-striche und der schrägen häkchen, die ich hier als circumflexe widergegeben habe: bei vdHagen sind die beiden, übrigens in der hs. recht inconsequent gebrauchten, zeichen durchgehends vermengt.

E. S.

1354 güt.

daz ir mīnen willen toūgenlichen | tūt.

vū saget swaz ich enbtete helm | n | unfer lant.

ich mach iuch gūtes riche | vū gib iv zierlich gewant.

1355 Uū swaz ir miner frunde immer muget | gesehn.

zewūrmz bidem rine den sult | ir niht uertehn.

daz ir noch ie gesæhet | getrubet minen mūt.

vū saget mīnen | dienst den helden chūne vū gūt.

1356 Bitet daz sī leiften daz inder chunic | enbot.

Bvū mich da mit scheiden von | aller mīner not.

die hūnen wellent | wænen daz ich ane frunde sī.

ob ich | ein ritter wære ich chōm in etwenne bi.

- 1357 Vn saget gernote dem edelen bruder min. |
 daz im inder werlde nimen holder | muge sin.
 bit in daz er mit im. bringe | inditze lant.
 die unfern besten frunde | daz uns ze eren si gewant.
- 1358 So saget ouch giselhere ich gedenche wol | daran.
 daz ich von sinen schulden leides | nie niht gewan.
 des sahn in uil gerne | hie du ougen min.
 ich het in hie uil | gerne durch die grozen triwe sin.
- 1359 Saget ouch miner mûter die ere die | ich han.
 vn ob von tronje hagene welle | dort bestan.
 wer solt si danne wisen | durch du vnhunden lant.
 dem sint die wege von chûnde her zeden hûne | wol bechant.
- 1360 Die boten nene wessen wa uon daz was | getan.
 daz si uon tronje hagenen da | niht solten lan.
 beliben bidem rine ez | wart in sider leit.
 von im was manigem degene da zedem tode wider leit.
- 1361 Brief vn botschaft was in nû gegeben. |
 si vûren gutes riche vn mochten schône | leben.
 urloup gab in ezele vn sin schone | wip.
 in was von gûter wæte uil wol | gezterte der lip.
- 1362 **D**o ezel | zv dem rine hete nu gesant.
 do | vlugen disiu mære vonlande ze | lant
 mit boten harte snelle er | bat vn gebot.
 zesiner hôchzite des | holte maniger da den tot.
- 1363 Die boten dannen vûren vzer hûnen | lant.
 getn den burgunden dar warn | si gesant.
 nach drin edelen chunigen | vn ouch nach ir man.
 si solten chomen | ezelen des wart da gahen getan.
- 1364 Hinze bechelaren dar chomen si geriten. ||
 f.1^b da diene man in gerne daz wart | do niht uermîten.
 Rudeger sinen | dienst enbot vn gotelint.
 bi in hinze | rine vn ouch ir uil lîbez chint.
- 1365 Si lîezenf ane gabe von in niht scheiden | dan.
 daz dester baz geuvren des | chuniges ezeln man.
 vten vn ir chinde | enbote Rudeger.
 sine heten so wæge | deheinen margrauen mer.
- 1366 Si enbûten ouch brunhilde dienst vn | gût.
 stæteliche triwe vn willigen mût. |
 do si die rede uernamen die boten wol | den varn.

- do bat diu margraufinne | got von himel si bewarn.
- 367 **E** daz die boten chomen zebeÿern | durch daz lant.
 warbel der snelle | den gûten bÿschof vant.
 waz der do | sinen magen hânze rîne enbot.
 daz | ist mir niht gewîzen niwan sin golt | also rot.
- 368 Gab er in zeminnen riten er si lte.
 do | sprach der bÿschof pilgerim solt ich si | sehn hte.
 mir wære wol zemûte die | swester sune mîn.
 wan ich mach leider | selten zv in chomen anden rîn.
- 369 Welhe wege si vûren zerine durch dû | lant.
 des chan ich niht wizen ir silber | vñ ir gewant.
 daz ennam in ntemen | man vorht ir herren zorn.
 der herre | waf gewaltik der chunic also hôch gebôr.
- 370 Inner tagen zwelfen si chomen anden | rîn.
 zewûrmz zvdem lande warbel | vñ swamelîn.
 do saget man dû mære | den chunigen vñ ir man.
 da chômen | boten vromde gunther do uragen be|gan.
- 371 Do sprach der uoget von rîne wer tût | unf daz bechant.
 von wannen dise | vromeden chomen her inditze lant.
 daz | enwesse niemen vnze daz si sach.
 hagen | von troný der helt zegunthere sprach.
- 372 **U** ns choment niwe mære des wil | ich iv vertehn.
 die ezeln uidelære | die han ich hie gesehn.
 si hat iwer | swester gesant an den rîn.
 si suln mîr | durch ir herren groz wille chonen sîn.
- 373 Si riten albereite vur den palas dan. |
 ezn gevûren herlicher nie vursten spil | man.
 des chuniges ingesinde enphle si | sa zehant.
 man gab in herberge vñ htez | behalten ir gewant.
- 374 In reise chleider waren rich vñ wolge || tan.
 ia mohten | gan.
 der wolt | tragen.
 ob ir ie | htezen daz sag . .
- 375 Inder selben m |
 die ez uil ger | gesant.
 do lelt | bezer wât.
 als | zetragene herl
- 376 Do gie mit url |
 daz ezelen ge |

- hagene zuhtek |
 vñ enphie si m | die knappen d..
 1377 Durch diu chün | gan.
 wie sich |
 do sprach der | nie baz.
 noch | wærlichen da[z.
 1378 Si giengen zv̄ | der waf uol.
 d | so man von r
 | inandere chu
 | reken da bi g
 1379 **D**er chunic | began.
 sit | spilman.
 vñ iv | iuch her gela . .
 | burgunde lan .
 1380 Si ni . . d
 | liebe herre m . .
 | swester her i
 | iv reken vf g
 1381 Do sprach der | bin ich vro.
 w | der chunic d .
 | swester vzer

 1382 *ist (nebst schluss von 1381 und anfang von 1383) vollständig
herausgeschnitten.*
 1383 | ten hat.
 vñ o | also stat.
 daz | chunic vñ si
 | mære forgend
 1384 Die zwene iſſa | ov̄ch nv chom . .
 | aller erst ue
 f.1^a sach.
 gifelher der | neklichen sprach.
 1385 f | willekomen ſin. |
 woldet anden rſn. |
 unde die ir gerne |
 e zelande wenich |
 1386 er eren sprach do |
 ſinde iv niht be | n mſn.
 wie rehte | l enboten hat.

vñ | der dinch inhô |

1387 nt iuch def chuni |

. e waf wæge iwer |

. ñ ze uorderifte ñn |

. . . ir gerûchet riten |

1388 en uil vafte unf |

. riche vñ dunchet |

. . . . iuch iwer fwelter | n.

fo wolt er doch | r iv hete getan.

1389 et in vñ ñniv lant. |

. ne wære nie bekant.

. tenen daz ir ñnrû |

. z ergienge fo wær |

1390 gunther uber dife |

. d . mære |

. fult ir gan.

in | lt gûte rûwe han.

1391 vñ mohte daz |

. ne frowen mohten |

. richen ê wir fchû |

. er der edele do |

1392 *ist durch ausschnitt bis auf 4 buchstaben fortgefallen.*¹

1393 |

. uzer hunen lant. |

. che durch ir tu |

. n ir diu mære | gût.

1394 we fo sprach swa |

. e mohte daz ge |

. sæhe ir fult ge||loûben daz.

fone wer ir inder werlde | mit dehetner churzwile baz.

1395 Do sprach diu chuneginne def mach | leider niht geñn.

fwie gerne ich dike | sæhe die lieben tohter mîn.

fo ist leid^or | mir zeuerre def chunfc ezelen wíp. |

nv ñn immer sælik ir beider edeler | lip.

1396 Ir fult mich lazen wizen wenne irz | gerûmet hte.

wenne ir wider wellet | ich gefach fo gerne nle.

boten inlangen | ziten als ich iuch han gesehn.

¹ *danach scheint die 1 zeile mit ir, die 2 mit willen, die 3 mit gerne geschlossen zu haben.*

die knap|pen ir do lobten daz si daz liezen ge|schehn.
 1397 Ze den herbergen vûren die von hûnen | lant.
 do het der chunic riche nach | friunden sin gesant.
 gunther der edel | uraget sine man.
 wie in dîu rede ge|uiele maniger da sprechen began.
 1398 Daz er wol mohte riten inezelen lant. |
 daz rieten im die besten die er indert | da vant.
 ane hagene etne dem waf | ez grîmme lelt.
 er sprach ze dem chu|nige toûgen ir habet iv selben
 wid'leit.

1399 **N**v ist dôch gewizen iv waz wir ir | haben getan.
 wir mugen immer | forge vf chriemhilde han.
 wan ich slûc | zetode ir man mit miner hant.
 wie | getorsten wir geriten indaz ezelen lant.

1400 Do sprach der chunic riche min swester | lie den zorn.
 mit kûsse minnekliche si | hat vf mich uerkorn.
 daz wir ir ie ge|taten. e daz si hinnen reit.
 ez en si et | danne hagene iv einen wider seilt.

1401 **N**v lat iuch niht betriegen sprach hagen | swes si iehn.
 die boten von den hûne | welt ir chriemhiltten sehn.
 ir muget | da wol uerliefen ere vñ oûch den | lip.
 ez ist uil lanch rache des chunic | ezelen wip.

1402 Do sprach zvdem rate der kûne gernet. |
 sit daz ir uon schûlden vûrhtet da d^en | tot.
 in hûnischen richen solt wirz dar | umbe lan.
 wir ensæhen unser swester | daz wer uil vbel getan.

1403 [D]o sprach der uurfte giselher zvdem | degenene. (l)
 sit ir iuch schûldic wizet | frîunt hagene.
 so solt ir hte beliben | vñ wol bewarn.
 so lat die geturren | zv miner swester mit uns varn.

1404 Do begunde zurnen von tronje der | degen.
 f. 1^r ich wil niht daz ir ieman vû || vuret uf den wegen.
 der geturre riten | mit iv zehoue baz.
 sit ir niht welt er|winden ich sol iv wol erzetgen daz.

1405 **D**o sprach der chûchen meister rûmolt | der degen.
 der uromden vñ der | chunden moht ich wol heîzen
 phlegen. |
 nach iwer selbes willen wan ir vollen | rat.
 ich wen niht her hagen daz ir | iuch noch uergifelt hat

- 36 Welt ir volgen hagene iv ratet rûmolt. |
 wan ich iv mit triwen bîn dienstlichen | holt.
 daz ir sult hte beliben durch d'en | willen mîn.
 vñ lat den chunic ezelen | dort bi chriemhilde sîn.
- 37 Wie chunde iv immer sanfter inder | werlde wesen.
 ir muget vor iwern | vinden harte wol genesen.
 ir sult mit | gûten chleidern zieren den lip.
 vnde | trinket win den besten vñ mînnest | wætlichiu wip.
- 38 Dar zû git man iv spise die besten die | ie gewan.
 inder werlt chunic dehetner | ob daz niht moht ergan.
 ir soldet doch | beliben durch iwer schône wip.
 e ir | so chintliche woldet wagen den lip.
- 39 Des rat ich iv beliben rich sînt iwer lant. |
 man mach iuch baz gelosen hie helme | iwer phant.
 danne da zeden hûnen | wer weiz wiez da gestat.
 ir sult hte beliben herre daz ist rûmoltes rat.
- 40 Wir wellen niht beliben sprach do gernot. |
 sit daz uns mîn swester so frîuntlich | enbot.
 vñ ezel der riche zwîu solden | wir daz lan.
 der niht uaren welle der | mach hie helme bestan.
- 41 Des antwûrte hagene lat iuch vn|bilden niht.
D mine rede dar vmbe | swie halt iv geschiht.
 ich rate iv getru|weliche welt ir iuch bewarn.
 so sult ir | gewerliche zvden hûnen hinnen varn.
- 42 Sit ir niht welt erwinden so besendet | iwer man.
 die besten die ir uindet | eder indert muget han.
 so welen v̄z | in allen tûsent riter gût.
 sone mage iv | niht gewerren der argen chriemhilde | mût.
- 43 Des wil ich gerne uolgen sprach der | chunic zehant.
 do htez er boten riten | witen insîniv lant.
 do braht man der | helde drîu tûsent oder mer.
 sîne wan|den niht erwerben also grozlichiu fer.
- 44 Si vûren uroliche inguntheres lant.
 man || hiez in geben allen ros vñ gewant.
 die | da uaren solden von burgunden dan.
 der | chunic mit gûtem willen der uil man|igen gewan
- 45 Do hiez der degen hagene dankwart | den bruder sîn.
 ir beider reken ahtzik | vûren anden rîn.
 die chomen ritterliche | harnasch vñ gewant.

- vürten die uil snel|len indaz guntheres lant.
 1416 Do chom der chüne volker ein edel spile|man.
 zû der chunige reise mit drizek | siner man.
 die heten solich gewæte ez | moht ein chunik tragen.
 daz er zeden | hûnen wolte daz hiez er guntheren sagen.
 1417 Wer der uolker wære daz wil ich such | wizen lan.
 er was ein edel herre im | was ouch undertan.
 uil der gûten reken | inburgunden lant.
 durch daz er uîdelen | chunde was er der spilman genant.
 1418 **H**agene welte tûsent die het er ê be|chant.
 H vñ was in stürmen starchen ge|vrûmt het ir hant.
 vñ swaz si ie begien|gen des het er uil gesehn.
 den chunde | anders niemen niwan vrûmkelte iehn.
 1419 Die boten chriemhilt uil fere da uerdroz. |
 wan ir uorhte ze ir herren diu was har|te groz.
 si gerten urloubes tægelich von | dan.
 des gunde in niht hagene daz was | durch liste getan.
 1420 Er sprach zesinen herren wir suln daz | wol bewarn.
 daz wir si lazē riten ê daz | wir selbe varen.
 darnach in syben nahten | inezelen lant.
 treit uns iemen argen | willen daz wirt uns destes baz
 bechant.
 1421 Sone mach ouch sich frou chriemhilt be|reiten niht darzû.
 daz uns durch ir | rate schaden iemen tû.
 hat auer si den | willen ez mach ir leide ergan.
 wir | vuren mit uns hinnen so manigen vz er|welten man.
 1422 Schilt vñ sætele vñ ander ir gewant. |
 daz si vuren wolten inezelen lant.
 daz | was nu gar bereitet manigem kûnen | man.
 die boten chriemhilde hiez man | vur guntheren gan.
 1423 **D**o die boten chomen do sprach gernot. |
 D der chunic der wil uolgen des im | ezele enbot.
 wir wellen chomen gerne | zeder hōchzite sin.
 vñ gesehn unser | swester ich vñ ouch die bruder mîn.
 1424 Do sprach der chunic gunther chunnet | ir uns gesagen.
 f.2^b wenne si diu hōchzit || oder zewelhen tagen.
 wir dar suln cho|men do sprach swamelin.
 zedisen sîne|wenden sol si wærlichen sin.
 1425 Der chunic in erlobte des was noch | nicht gesehn.

- ob si wolten gerne frōun | brunhilde sehn.
 daz si vur si solten mit | sinem willen gan.
 daz under stunt do | volker daz waf ir liebe getan.
 18 lane ist min frowe brunhilt so wol | niht gemūt.
 daz ir si muget schowen | sprach der ritter gūt.
 bitet vnze mor|gen so lat man iuch si sehn.
 do si si|schowen wolten done chundes aber niht | geschehn.
 27 Do hiez der chunic riche er waf den bo|ten holt.
 durch sin selbes tugende tra|gen dar sin golt.
 vf den breiten schil|den des moht er uile han.
 ouch wart | in riche gabe uon sinen frunden getan.
 28 Gifelher vñ gernot gēre vñ ortwīn. |
 daz si ouch milte waren daz taten si wol | schīn.
 also riche gabe būten si die bo|ten an.
 daz si si von ir herren niht ge|torsten enphan.
 129 **D**o sprach z̄ dem chunige der bote | warbelīn.
 her chunic lat iwer gabe | hte zelande sin.
 wir mugen ir doch | niht vūren mīn herre ez uns verbot. |
 daz wir iht gabe namen ouch ist es | harte lutzel not.
 430 Do wart der uoget von rine da von | uil vngemūt.
 daz si uersprechen wol|den sin riches chuniges gūt.
 doch | müssen si enphahen sin golt vñ sin ge|want.
 daz si mit in vūrten sit īnezellen lant.
 431 Si wolten sehn frōun vten ē si schieden | dan.
 gifelher der snelle braht die spile|man.
 vur vten sine mūter diu frowe | enbot do dan.
 swaz si eren hete daz | wer ir liebe getan.
 432 Do hiez diu chuneginne ir borten vñ ir | golt.
 geben durch chriemhilde wan der | waf si hōlt.
 vñ durch den chunic ezeln | den selben spileman.
 si mohtenz gerne | enphahen ez waf mit triwen getan.
 433 Vrloûp genomen heten die boten nv | vondan
 von wibe vñ von mannen | vrolich si vūren dan.
 vnze hinze swa|ben dar hiez si gernot.
 sine helde letten | daz īnz niemen misse bot.
 434 Do sich die von in schieden die ir heten || gepflegen.
 her | vf den wegen.
 | noch ir gewant.
 | daz ezelen lant.

- 1435 **S**wa si der fr | si chânt.
 Sdaz | zer stünt.
 chom | hûnen lant.
 de | ouch daz mæ
- 1436 Do si vur bechel |
 man saget ez R | uermiten.
 vñ o | margrauen wi .
 | wart urolich ir . . .
- 1437 Gahen mit den | spilman.
 ezeln | gran.
 dtenst ub | uil enbot.
 sagte | liebe wart er
- 1438 Do dû chunegi | vant.
 daz ir br | lant.
 do waf ir | spilman.
 mit u | ere getan.
- 1439 Si sprach nv sag | lin.
 welhe min | sin.
 die besten | lant.
 nv saget | dû mære re . . .
- 1440 **E**r iach er ch | morgen frû.
 E | det er darzû.
 | inhûnen lant.
 | hagenen gar
- 1441 Ez choment iw | alle dri.
 inher | mite si.
 der m | nîne chan.
 ez | der chûne spi . . .
- 1442 Des enbær ich | chunigef wip.
 | sæhe den uolk
 | ge der ist ein
 | sehn muzen d
- 1443 Do gie diu chu | sach.
 wie rehte | hilt do sprach.
 | mære uil leb
 | mîn wille ge | endet sin.
- 1444 Dîn wille deif | chunic do.

 mir chomen solten |

- durch liebe diner | orge gar uerfwant.
15 lûte die htezen uber|..
. ten mûshûz vñ fal. |
. en die inda solten |
. on indem chunige | men.
16 ie si gevûren | . .
. ûter reken die ge|.
. . rehte herliche inde|. t.
si heten swaz si | n vñ gewant.
47 er chleht sine man. |
. f ich vernomen han. |
. hte gein der hôhzeit. |
. en die bewesnten ez | . .
48 eite zewûrmz uber |
. von spyre ein alter |
. nen vten unfere | n.
gein der hôchzite | a bewarn.
49 en diu edel vte.
ir | de gûte
mir ist ge|. n angestlicher not. |
. ele in disem lande |
450 cheret sprach do |
. er rehten mære niht |
. ze eren vollekliche | . .
. herre zehoue nach |
451 nezelen lant.
do | hunigen gûter hel|.
. muzen schowen |
hagen geriet die | in sit.
452 ten wan daz gernot. |
. spruchen im also |
. n sifrides chriem|.
. h da von wil ha|. ue reise lan.
453 hagene durch vorht |
. one ir gebletet hel|.
ia rite ich mit iv |
sit wart von im | elm vñ rant.
54 da waf manich |
. heten die trûch |

f. 2°

- uil vnmuzich vor | abendes zit.
 si hûben sich von hûse | harte vrolichen sit.
- 1455 Gezelt vñ hutten spien man andaz graf. |
 anderhalp des rines. do daz geschehn | was.
 den chunic bat noch bîten sin uil | schône wip.
 si trûte noch des nahtes | den sinen wætlichen lip
- 1456 Busunen vloytieren hûb sich des mor|gens vrû.
 dar si varen solden da griffen | si nv zv.
 swer het wip en arme der | trûtte frîundes lip.
 des schtet sit uil | mit leide des chunic ezelen wip.
- 1457 **D**iu chint der schonen vten heten | einen man.
 kûnen vñ getriwen do | si wolten dan.
 do sett er dem chunige | tougen sinen mût.
 er sprach des mîz | ich trûren daz ir die houe reise tât.
- 1458 Er was geheizen rumolt vñ was ein helt | zerhant.
 er sprach wem welt ir lazen | beidû lute vñ lant.
 daz niemen mach | erwenden iv reken iwarn mût.
 diu | chriemhilden mære die geduhten | mich nie gût.
- 1459 Daz lant si iv beuolhen vñ ouch mîn | chindelin.
 vñ dienet wol den frowen | daz ist der wille min.
 swen ir seht | wetuen dem trostet sinen lip.
 iane | getût uns nimmer leide des chunic ezeln wip.
- 1460 Div ros bereit waren den chunigen vñ | ir man.
 mit minneklichen chussen | schtet uil maniger dan.
 dem inhohem | mûte lebte do der lip.
 daz mûse dôh | beweinen uil manik wætlichez wip.
- 1461 Do man die snellen reken sach zeden | roffen gan.
 do kôf man uil der frowe | trûriklichen stan.
 daz ir uil langez | scheiden seht indo ir mût.
 vf grozen | schaden zechomene daz herze nieman sanfte tât.
- 1462 **D**ie snellen burgunden sich vz hûben. |
 do wart indem lande michel vben. |
 beidenthalp der berge wetnte wip vñ | man.
 swie halt ir uolk getæte si vûren | uroliche dan.
- 1463 Die nibelûnge helde chomen mit in | dan.
 mit tûsent halspergen zehûse si | heten lan.
 uil manige schône frowen | die gefahn si nimmer me.
 die sifrdes | wûnden taten chriemhilde wê.
- 1464 Do schikten si ir reise getn dem mîvne | dan.

- vf durch osterfranken die gunt|heres man.
 dar wiste si hagene dem | waf ez wol bechant.
 ir marschalch waf | dankwart. von burgunden lant.
- 66 Do si von osterfranken gein swanuelde | riten.
 do mohte man si chtesen an herli|chen siten.
 di vursten vñ ir mage die | herren lobesam
 an dem zwelften tage | der chunic zv der tûnowe quam.
- 166 Do reit von tronje hagene ze aller uod|r|ost.
 er waf den nýbelungen ein helfeli|cher trost.
 do erbeizte der deggen kûne | nider vf den sant.
 sin rof er harte balde | zeiner linden aste bant.
- 467 Daz wazer waf engozen diu schif uer|borgen.
 ez er gie nie den nýbelungen ze | grozern sorgen.
 wie si chomen uber | der wak waf in zebreit.
 do erbelzte zvder | erde manich ritter gemelt.
- 468 L eide sprach do hagene mak dir wol | hie geschehn.
 Lvoget vondem ríne nv | mahtu selbe sehn.
 daz wazer ist so en|gozen uil stark ist sin vlt.
 ich wæne | wir hte uerltesen noch hîute manigen | helt gût.
- 1469 Waz wizet ir mir hagene sprach der chu|nic her.
 durch iwer selbes tûgende vn|troste uns nî mer.
 den vûrt sult ir vns | sûchen hin uber andaz lant.
 daz wir | von hinnen bringen beidû rof vnde | gewant.
- 1470 Iane ist sprach hagene mir niht mîn | leben noch so lett.
 daz ich mich welle | ertrenken indisen unden breft.
 e sol | von mînen handen ersterben manik | man.
 inezeln lande des ich gûten wil|len han.
- 1471 Belibet bi dem wazer ir stolzen ritter | gût.
 ich wil die uerten sûchen selbe bi | der vlt.
 die uns reken bringen ingelp|frades lant.
 do nam der starke hagene | sinen gûtes schildef rant
- 472 Er waf uil wol gewaffent den schilt er | dannen trûch.
 sinen helm vf gebunden | lteht waf er genûch.
 da trûk er ob der | brunne ein waffen also breft.
 daz ze | sinen ecken harte vreislichen snelt.
- 173 D o sûchter nach den ueryen wider | vñ dan.
 Ddo hort er wazer diezen | losen er began.
 inefnen schönen brûnnen | daz taten wîsu wip.
 die wolten sich | da chûlen vñ baden ir lip.
- 174 Hagene wart ir innen er sletch in toûgen |

DER ALTDEUTSCHE REIMVERS UND SEIN VERHÄLTNIS ZUR ALLITTERATIONSPÖESIE.

VORWORT. Die altdeutsche metrik hat in den letzten jahren anlass und stoff zu den verschiedensten untersuchungen gegeben. jedem, der sich damit beschäftigt hat, wird sich auch die fülle der probleme aufgedrängt haben, die hier noch zu behandeln sind. als ich in meiner studienzeit anfieng, mich mit der metrik der unregelmässigen verse des 11 und 12 jhs. zu beschäftigen, da glaubte ich, auf diesem gebiete nicht eher zu klarheit und sicherheit kommen zu können, als bis eine genügende grundlage für den ältesten germanischen vers, den allitterationsvers, geschaffen wäre. Sievers epochemachende untersuchungen lagen damals schon vor. bei ihrem studium gelangte ich indessen zur ablehnung der Sievers eigentümlichen theorie und versuchte dann schritt vor schritt eine tactierende metrik des allitterationsverses zu begründen. von der neuen grundlage aus bekam ich eine ungezwungene entwicklung der altdeutschen reimverse von Olfid bis zu den Nibelungen, die ich in aller kürze Germ. 36, 307 dargelegt habe.

Indessen haben die in meinen Untersuchungen zur westgermanischen verskunst I (Leipzig 1889) und II (Germ. 36, 139 ff. 279 ff) dargelegten ansichten keine allgemeine zustimmung gefunden, es sind vielmehr seit ihrem erscheinen mehrere neue theorien veröffentlicht worden, von denen mich keine hat überzeugen können, und ich halte noch heute an meinen damals gefundenen anschauungen fest.

Ehe ich daher das angegebene thema ausführen kann, muss ich die bisher aufgetretenen theorien aufzählen und teilweise kritisieren. es sind im ganzen folgende:

1) die zweitacttheorie Möllers, die von AHeusler mit großer wärme verfochten wird.

2) die theorie von Fuhr Metrik des westgerm. av. 1892.

3) ten Brinks ansicht: Pauls Grundr. II 515.

4) die Saransche theorie bei Sievers Altgerm. metrik, VII abschnitt.

5) die alte Lachmannsche ansicht, aufgenommen von MKaluza Studien zum altgerm. av. I 1, Berlin 1894.

Für Kaluzas ansichten und ausführungen mangelt mir jegliches

verständnis. ich kann ihn nicht einmal kritisieren, da unsere anschauungen zu grundverschieden sind. ebensowenig kann ich noch einmal auf Möller-Heusler eingehn, da hier ein fundamentaler gegensatz vorhanden ist, der sich vorerst nicht überbrücken lassen wird. dagegen bestehn zwischen den übrigen theorien und der meinigen verschiedene berührungspunkte.

Den kernpunkt meiner ansicht kann ich wol dahin bestimmen, dass neben den 4 hebigen versen unter ziemlich festen bedingungen 3hebige vorhanden sind, was in gleicher weise von Fuhr und ten Brink betont wird. nur sind hier die bedingungen anders formuliert, unter denen die 3hebigen verse erscheinen.

Fuhr erklärt alle stumpfen verse für 3 hebig, also alle verse der Sieversschen typen A³, B, C³, E und D mit ausnahme von D¹, und weist auf die schon von mir ausgesprochene gleichheit mit den zweiten halbversen der Nibelungen- und Gudrunstrophe hin. er nimmt für diesen gesichtspunkt die priorität in anspruch. in meiner dissertation findet sich die klare ausführung allerdings noch nicht, wol aber Germ. 36, 307, in einem aufsatz, der, im sommer 1889 niedergeschrieben, im redactionspult lange auf den druck warten musste.

Die lesungen Fuhrs gleichen den meinigen z. gr. t. völlig. seine auffassung der K. S.-verse (Nibelungenlangzeile) s. 40 kann ich mir bis auf wenige ausnahmen zu eigen machen, und mit der form S. S. (3hebig stumpfe verspare) stimme ich vollständig überein.

Die abweichung von Fuhr besteht nur bei den versen klingenden ausgangs A, C¹², D¹. mit den letzten hat es eine besondere bewantnis. von allen seiten wirft man mir unnatürliche betonung vor, weil ich *bürgstündum*, *scipfērendum* usw. lese; und doch ist diese betonung durch die sprachgeschichte und grammatik wol begründet: man vgl. Kluge in Pauls Grdr. I 342, 4; Sievers Beitr. 4, 525; Wilmanns Zs. 16, 114. solange meine gegner nicht die unrichtigkeit der von keiner metrischen theorie angekränkelten sprachlichen forschung erwiesen haben, habe ich keine ursache, von meiner lesung der D¹-verse abzugehn¹.

Auch in der auffassung der A- und C¹²-verse kann ich meinen standpunkt nicht aufgeben. da ich keine neuen gründe vorzubringen habe, so verweise ich noch einmal auf die alten, besonders Untersuch. I 77 f. 74. 75.

¹ vgl. jetzt auch Franck Zs. 38, 234.

Dasselbe, was gegenüber Fuhr gilt, muss ich auch gegen ten Brink einwenden, der mit Fuhr in den meisten fällen übereinstimmt. nur erkennt er verse des typus C^{1 2} wie *gewodden hæfde* als 3 hebig an. in den A-versen kürzester form legt er mit Möller zwei tacte auf die erste hebung, *hām gesóhte*, und gibt damit zu, dass nur 3 hebungen verwürklicht sind. gegenüber Fuhr (und Lachmann-Kaluza) bedeutet diese auch schon von Amelung ausgesprochene auffassung allerdings einen fortschritt. über die annahme von pausen lässt sich natürlich discutieren, aber unzweifelhaft wird damit ein princip eingeführt, das sich in der ganzen älteren germanischen verskunst nirgends findet, und solange man mit der gewöhnlichen auffassung auskommen kann, halte ich an ihr unbedingt fest.

Abgesehen von diesen unterschieden haben die drei theorien von Fuhr, ten Brink und mir wesentliche puncte mit einander gemein, und wenn drei unabhängig zu gleichen resultaten kommen, so hat das noch immer als eine gewähr für eine gewisse richtigkeit der vorgebrachten ansichten gegolten.

Etwas anders stellen sich meine anschauungen zu der von Sievers angenommenen Saranschen theorie, die folgenden weg einschlägt: wenn man durch unterdrückung der zwei schwächeren hebungen beim lesen der ältesten capitel Otfrids leicht das fünf-typengerüst des av. herausschälen kann, so kann der av. selbst tatsächlich auch leicht in ähnlicher weise durch unterdrückung der zwei ursprünglich schwächer betonten hebungen eines ungefähr im sinne des Otfridschen versbaues dipodisch abgestuften 4hebigen metrum entstanden sein; die unterdrückung aber sei eine folge des übergangs vom tactmäßigen gesang- zum sprechvers gewesen. — das ist eine ansicht, die sich völlig ausserhalb des bisher gewohnten stellt, die man aber darum noch nicht abzuweisen braucht. es fragt sich nur, ob sich jede der vielen voraussetzungen, die diese theorie nötig hat, irgendwie beweisen lässt. gibt man zunächst alles zu, so bleibt das eine bestehn: der ursprüngliche av. ist 4hebig gewesen. damit hätten dann alle etwas richtiges geahnt, die dies für die historische zeit angenommen haben. aber auch der 4hebige av. kann sehr verschieden aufgefasst werden, und hier liegt die große kluft zwischen den mir unannehmbaren anschauungen von Möller und denen von Sievers. Möller kennt für seinen vers nur das schema 1 2 3 4,

ie regelrechte dipodie, wie man sagen könnte, während Saran zu die schemen 1 2 3 4, 1 2 3 4, 1 2 3 4 und 1 2 3 4 stellt. alles, was dem ersten stabwort vorausgeht, sieht Möller als auf tact an, während in Sarans construction die dem stabwort vorausgehenden Silben sehr wol eine hebung tragen können.

Genau die abstufung, die Saran für den vorhistorischen vers annimmt, habe ich für den historischen inductiv nachzuweisen versucht, das schema 1 2 3 4 Germ. 36, 166 ff unter Ab⁴, das schema 2 3 4 aao. 164 f, den typus 1 2 3 4 aao. 177, während ich für 2 3 4 keinen nachweis liefern konnte. ich setze also meine hebigen verse für die historische zeit genau so an, wie Saran-Sievers es für die vorhistorische tun, und darin liegt für mich eine erfreuliche bestätigung meiner ansichten.

Ich sehe aber nun weiter keine möglichkeit, wie man auf grund des nicht tactierenden sprechverses die genaue und regelrechte senkungsbildung des Helianddichters erklären kann, und ich sehe auch nicht ein, wie man damit die von Sievers selbst nachgewiesene tatsache erklären will, dass die zweiten halbverse entschieden kürzer sind als die ersten, ganz abgesehen von der frage, ob ein solcher nicht tactierender sprechvers jemals bestanden hat.

Eine eingehendere kritik von Sievers anschauungen will ich hier nicht versuchen, da ich ihn so kaum überzeugen werde. trotzdem halte ich aber meine früheren ausführungen in vollem umfange aufrecht. wenn ich mit Fuhr und ten Brink das grundprincip theile, so glaube ich doch auch da, wo ich im einzelnen anderer ansicht bin, in allen puncten festhalten zu können, und ich hoffe, die tatsachen der ahd. und mhd. metrik, die sich im folgenden zu einer kette mit der altgermanischen verskunst verknüpfen, werden auch die gültigkeit meiner ansicht für die frühere zeit erweisen.

Nur möchte ich noch entschieden protestieren gegen die eintheilung meiner hypothese unter irgend eine frühere. nachdem ich von Fuhr zu einem anhänger Lachmanns gestempelt bin, lässt sich Sievers s. 6 ungefähr auf den standpunct von Bartsch und Schubert zurückkehren. ich glaube aber, dass zwischen Schuert und mir ein ziemlich großer unterschied besteht, und dass ich ebensowenig zu den anhängern der Lachmannschen theorie gerechnet werden kann.

I. OTFRIDS VERS.

In abd. zeit finden wir zwei arten von reimversen:

1) den vers Otfrids und seiner nachfolger, aus 8 hebungen bestehend und durch eine cäsar nach der 4 hebung in zwei hälften gespalten. die beiden teile werden durch den endreim gebunden, und mehrere langverse werden gewöhnlich zu einer strophe vereinigt. der mehr oder minder sicher zu erschließende strophische bau der gedichte in 8 hebigen reimversen bildet m. e. zugleich ein charakteristisches merkmal dieser gruppe.

2) die zweite art von reimversen findet sich in nichtstrophischen gedichten des 11 und 12 jhs. ihre form ist oft so unregelmäßig, dass Wackernagel die verse als reimprosa bezeichnen konnte. neuerdings hat sich AHeusler bemüht, auch hier größere gesetzmäßigkeit nachzuweisen, indem er vor allem das vorkommen von dreiehebigen versen unter vierhebigen als wesentliches merkmal dieser gruppe bezeichnet hat. schon an einem andern orte habe ich mich dahin ausgesprochen (Lbl. f. germ. u. rom. phil. 13, 7), dass Heusler in diesen annahmen zum teil entschieden recht hat, und ich habe auch dort erwähnt, dass ich in dieser ganzen versform die unmittelbare fortsetzung des av. sehe.

Zunächst will ich hier das verhältnis darlegen, das m. a. nach zwischen Otfrids vers und dem av. besteht, da mir die bisher aufgestellten hypothesen die sache nicht richtig zu stellen scheinen.

Über diesen gegenstand sind ungefähr gleichzeitig die arbeiten von Wilmanns Der altdeutsche reimvers (Bonn 1887) und Sievers Die entstehung des deutschen reimverses (Beitr. 13, 121 ff) erschienen, und in der hauptsache, wenn auch nicht ganz, scheinen diese beiden forscher zusammengetroffen zu sein, während sie doch unabhängig von einander und auf verschiedenen wegen an ihr ziel gelangten. welch bessere bestätigung der eigenen resultate kann es wol geben? aber trotz dieser übereinstimmung muss ich doch auch heute noch an der richtigkeit ihrer ergebnisse zweifeln. auch heute muss ich auf demselben standpunct wie Unters. 18, der unterdessen auch die billigung Heuslers gefunden hat, stehn bleiben, und die art und weise, wie Sievers und Wilmanns damals die entstehung des reimverses erklärten, ist mir heute so unannehmbar wie früher. Sievers ansicht ist jetzt allerdings eine ganz andere geworden.

Etwas näher berühre ich mich mit den ansichten Heusters, doch auch er geht von einer auffassung des av. aus, die ich, wie oben betont wurde, nicht annehmen kann.

Sievers und Wilmanns irren in ihrer ableitung hauptsächlich darum, weil sie von den einfachen typen ausgehn, die mit den Otfridschen versen nun einmal nicht in zusammenhang gebracht werden können, und dann konnten ihre resultate schon deshalb nicht einwandfrei werden, weil sie an stelle des altsächsischen den angelsächsischen av. zu grunde legen. sicher hat der Heliandvers eine besondere entwicklung durchgemacht, die in gewissen beziehungen vom angelsächsischen abweicht. dass aber der deutsche av. dem altsächsischen näher gestanden hat als dem angelsächsischen, ist, solange nicht das gegenteil bewiesen wird, am wahrscheinlichsten.

Für das verhältnis des Otfridschen zum av. stelle ich nun folgende thesen auf:

1) Der vers Otfrids ist in der hauptsache eine nachbildung des hymnenverses. in ihm ist die gleichheit der halbverse und ihre länge zu 4 hebungen, sowie der reim gegeben.

2) Die haupteigentümlichkeiten in der behandlung des verses stammen aus dem av., nämlich:

a) die dehnung einer silbe über einen ganzen fuß, (fälschlich synkope der senkung genannt). wie der av. kennt O. demzufolge auch keinen wirklich klingenden ausgang, nie steht ein - x einem - gleich.

b) bei der setzung seiner beiden accente ist O. durch den av. angeregt. sie sind bei ihm, abgesehen vielleicht von einigen fällen, rhythmische zeichen, die die haupthebungen hervorheben sollen. wenn wir nun accente mit den stäben im av. vergleichen wollen, so können wir nur die wirklich vierhebigen verse des av. heranziehen. da aber die setzung der stäbe ebenfalls auf principien beruht, die auf die natur des rhythmus zurückgehn und die noch heute gültig sind, so müssen wir die Otfridschen accente ebenfalls aus den rhythmischen naturgesetzen ableiten können. ich gebe hier diese principien, die ich schon früher Unters. 1 103 § 42 entwickelt habe, noch einmal, wie ich sie durch widerholte beobachtung bestätigt gefunden habe.

Im allgemeinen gilt heute als rhythmische einheit der fuß. er ist aber ebensowenig die grundlage der rhythmik, wie in der

phonetik der einzelne laut, vielmehr ist die grundlage aller rhythmik die zusammenfassung mehrerer füsse zum mindesten zweier unter eine höhere einheit, dh. die dipodie. wirkliche monopodien, wie sie Sievers angenommen hat, gibt es m. e. gar nicht. einfache pendelschläge, die wir immer, wenn sie physisch auch ganz gleich hervorgebracht werden, in einen stärker und schwächer betonten zerlegen, sind nicht rhythmisch gegliedert, erst sobald wir zwei dieser tacte unter eine höhere einheit zusammenfassen, erhalten wir rhythmus. für die auffassung eines 4 hebigen verses gibt es nur 2 möglichkeiten:

- 1) Die 4 hebungen zerlegen sich in je 2 dipodien, usw.
 - a) fallende: dann erhalten wir das schema $\bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times$ oder in andrer bezeichnungsweise $\bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times$. 1 2 3 4.
 - b) steigende: $\bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times$. 1 2 3 4
 - c) steigend - fallend: $\bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times$. 1 2 3 4. in diesem falle muss sich aber nach den gesetzen des rhythmus die zweite dipodie der ersten unterordnen, und wir sind dann nicht mehr berechtigt, von dipodien zu sprechen, sondern wir müssen solche verse tetrapodisch nennen.

2) Tetrapodien, dh. verse von 4 hebungen mit einer haupthebung. der natur der sache nach muss dann die haupthebung auf der 2 oder 3 hebung ruhen, um den ganzen vers zusammenzuhalten, wobei die einzelnen untergeordneten hebungen immer noch unter einander abgestuft sein können.

Ich will nun zu zeigen versuchen, wie die setzung der O.schen accente ziemlich genau mit diesen principien und mit der stellung der stäbe im av. übereinstimmt.

A) Ich beginne mit dem schema 1.3 (vgl. Germ. 36, 171) $\bar{\cdot} \times \bar{\cdot} \times \bar{\cdot} (\times) \bar{\cdot}$. a) Heliand: *aldan at them alahe* 464, *waldand mid is werodu* 2241, *sókean an is seldon* 643, *fandon thines fróhan* 1094. b) Otfrid. *so wárun se unx an élti* 1 4, 10^a, *hintarquam tho hártu* 1 4, 23^a usw. überaus zahlreich.

Die ausfüllung des ersten fusses durch eine silbe, bei Otfrid überaus häufig, ist schon im av. gegeben. vgl. *godspell that guoda* Hel. 25, *mancúnnie mildie* 2492, vgl. Germ. aao. 172. *joh ménnisgon álle* O. 1 79^a (V) *árunti gáhaz* 1 5, 42^a usw., vgl. Wilmanns aao. 16 f.

Bei Otfrid fehlt auch die senkung des zweiten fusses zb. *fíngar* [fingar P] *thínan* 1 2, 3^a, *wízzod sínan* [sinan P] 1 4, 7^a;

vgl. Wilmanns s. 102 § 79. dadurch wird es wider wahrscheinlicher, dass auch im av. solche verse vorhanden waren, bezw. dass verse wie *craft fan Criste* Hel. 12^a, *tuhin thurh treuwa* Hel. 131^a 4 hebig gewesen sind, obgleich es sich, wie ich auseinandergesetzt habe, in vielen fällen nicht sicher ermitteln lässt, wann solche verse vier- und wann sie dreihebig zu lesen sind.

Bei Otfrid bekommen in der überwiegenden mehrzahl der fälle die erste und dritte hebung den accent. doch gibt es ausnahmen, und hierin scheinen allitterations- und reimvers auseinanderzugehn. im av. galt ursprünglich eine regel, die im ags. noch treu bewahrt ist, die im Heliand jedoch anfängt durchbrochen zu werden: wenn nur ein wort in versen dieser form allitteriert, muss die allitteration auf der dritten hebung stehn. es sind dies die von Sievers sogenannten A³-verse, deren vierhebigkeit ich sicher nachgewiesen zu haben glaube, vgl. Untersuch. s. 98 ff, Germ. 36, 175 f.

Im Heliand können schon 4hebige verse mit alleiniger allitteration auf der ersten hebung auftreten. Otfrid scheint auf dieser bahn weitergegangen zu sein, da ein schema mit dem accent nur auf der dritten hebung, entsprechend den A³-versen des av., nicht gebräuchlich zu sein scheint, vgl. Sievers Beitr. 13, 152, hingegen besonders im zweiten halbvers der accent auf der dritten hebung öfter absichtlich zu fehlen scheint. mir ist es fraglich, ob sich Otfrid hierin auf sein rhythmisches gefühl stützte, oder ob er nicht vielmehr zu seinem vorgehen durch die rein äußerliche tatsache veranlasst wurde, dass der av. im zweiten halbverse immer nur einen stab aufwies, selbst da, wo sicher 4hebige verse vorlagen.

B) Schema 1 2 3 4 $\bar{\cup} \times \bar{\cup} \times \bar{\cup} \times \bar{\cup}$; Wilmanns s. 24 ff. § 15 ff, Sievers a. a. o. 152 f. im av. ist dieses schema mit sicherheit nicht gerade häufig zu belegen: aus gründen, die ich verschiedentlich auseinandergesetzt habe. der normale vers zeigt die allitteration auf der zweiten hebung, *thó wûrdun sdn áfter thiú* Hel. 4545; *thó gëngun im sdn áfter thiú* 4970. der zweite reim steht auf der vierten hebung: *ëndi ók waldandes werk* 3587; *quad thát im meriandas ginist* 520, oder auch auf der ersten: *afhóbun thó hélagna sang* 414.

Dieses schema gewinnt bei Otfrid bedeutend an umfang, aber auch das ist sehr leicht erklärlich, vgl. Germ. aao. 167. not-

wendig ist der accent auf der zweiten hebung, er fehlt in dem von Sievers behandelten material gewis zufällig nur einmal übereinstimmend in V P 1 1, 65^b auf 10. dagegen lässt der dichter den accent auf der vierten hebung häufiger aus, vgl. die angaben von Sievers aao.

Also auch in diesem falle finden wir wider vollständige übereinstimmung der beiden verse, wenn man die tatsachen recht betrachtet. Otfrid folgte auch hier nicht sklavisch dem beispiele der allitterationspoesie, sondern modelt die verhältnisse nach seinem dafürhalten um. zwei accente auf zweiter und vierter hebung setzt er, gewis veranlasst durch die verse der ersten art. die vermehrung dieser art ist durch die andersartige senkungsbildung verursacht, die wir bei Otfrid finden.

C) Schema 1 2 3 4. mit synkope der senkung nach dem zweiten fusse. Sievers typus C: $\bar{\text{v}} \times \bar{\text{v}} (\times) \bar{\text{v}} (\times) \bar{\text{v}}$ (Beitr. 13, 153 f) und typus (A^o) $\bar{\text{v}} \times \bar{\text{v}} \times \bar{\text{v}} (\times) \bar{\text{v}}$. von diesen typen hat nach Sievers nur der erste sein vorbild im av., während er bei dem zweiten schwankt, ob er aus A oder C abgeleitet ist. jetzt setzt er ihn indessen gleichfalls für den Heliand an.

Am häufigsten sind auch hier die verse mit synkope nach der zweiten hebung, zb. *ward̃ thiū qudñ ocan* 193 usw., vgl. Germ. 36, 164, und ohne synkope der senkung *up̃ to them hōhon himile* Hel. 656, *añ ena starca strdtun* 2399; *añ eñ gōbirgi uppan* 2895, *that he sta sō hēlaglīco* 333, vgl. aao. 165, also bald mit einfacher, bald mit doppelallitteration, oder nach O.s manier bald mit einem, bald mit zwei accenten, und zwar ist auch hier, genau wie bei Otfrid, der doppelte stab bei den nicht synkopierten versen entschieden häufiger, als bei den synkopierten, aber auch bei diesen begegnet die doppelsetzung der accente, zb. *ist sēdal sīnax* 1 5, 47^a, *in uns iūgund mǎnaga* 1 5, 53^b, *thax siu zi hūge hābeta* 1 7, 1^b. ja, auch die accentuierung der ersten und zweiten hebung kommt vor, *thāx si uns bēran scoli* 1 3, 38^a; *thie er ūns ist līhenti* 1 10, 18^b — entsprechend allitterationsversen: *than wōpiat thar wanscefti* Hel. 1352; *giwardod sō warlīco* Hel. 300 usw., vgl. verf. aao. 166.

D) Eine andre rhythmische form, die bei Otfrid erscheint und die wir 1. 2 nennen können, leitet Sievers aus seinem typus D ab: $\bar{\text{v}} (\times) \bar{\text{v}} \bar{\text{v}} \times$. auch in diesem falle kann nicht der einfache, 3 hebige typus, sondern nur der erweiterte 4 hebige herangezogen

werden, dessen vierhebigkeit sich von selbst ergibt, sobald wir nur auf den klingenden ausgang zwei hebungen legen. ich habe ferner darauf aufmerksam gemacht, dass wir auch in diesem falle die zweite hebung als die haupthebung zu betrachten haben, und dass die allitteration auf der ersten, die häufig, aber nicht immer auftritt, nur als ein nebensächliches moment aufgefasst werden kann. durch Otfrids setzung der accente wird dies auf das beste bestätigt. denn O. versieht meistens nur die zweite hebung mit einem accent. alle andern erklärungsversuche, wie die von Sievers, Kauffmann, Heusler, können mich nicht befriedigen. nehmen wir die abneigung Otfrids, zwei nachbarhebungen zu accentuieren, dazu, so unterliegt sein vorgehn keinen schwierigkeiten und keiner unverständlichkeit mehr. betrachten wir die von Sievers angeführten beispiele *thie hohun altfatera* I 3, 25^a, *kristes lób sungī* I 1, 116^b, so ist zunächst klar, dass *alt* und nicht *fatera* den accent bekommen muss, und ebenso *lob* gegenüber *sungī*, und aus Otfrids princip folgt, dass der accent auf *hohun* und *kristes* fortbleibt. doch finden sich immerhin einige fälle, in denen auch die erste hebung accentuiert ist, zb. *thera sprācha mórñenti* I 4, 83^a, *thiu zūht was wāhsenti* I 9, 40^a, *thie ótmūatige* I 7, 16^b.

E) Schliesslich erscheint bei Otfrid noch eine form 1.4, die im av. keinen boden hatte und die wir als eine neuerung Otfrids anzusehen haben, zb. *lās ih iu in alawār* I 1, 87. diese form aus dem typus E abzuleiten, geht m. e. nicht an, sie wird vielmehr durch die neue technik des reimes hervorgerufen sein; im übrigen ist die zahl solcher fälle noch gering, denn es finden sich nur 7 unter der grossen zahl der von Sievers behandelten. dies ist also die einzige art der versbildung — und daher ist sie immer beachtenswert —, die im av. noch nicht vorgebildet war; wir haben hier wirklich eine neuerung Otfrids vor uns.

Sievers führt noch einen typus A^x an: $\acute{\times} \grave{\times} \acute{\times} \grave{\times}$, zb. *was tmo iz harto ūngimah* I 8, 2; *gihūgit thaz er hēr iz liaz* I 10, 12, vgl. Beitr. 13, 156 f. doch ist auch diese art im altsächsischen av. deutlich vorhanden: man vergleiche damit verse wie *man en iro mōdsebon* Hel. 1359; *mildi obar middilgard* Hel. 629; *gunon ūmbi thana godes sunu* Hel. 1282, vgl. Germ. 36, 177.

Doch der av. bestand ja nicht nur aus 4hebigen versen, sondern zum gröfseren teil aus solchen von 3 hebungen. diese versart hat sich, wie ich nachher auszuführen gedenke, recht lange

erhalten; natürlich lägen die 3 hebigen verse auch Otfrid im ohre. am anfang wandelte er sie nur mühsam und rein mechanisch zu 4 hebigen um. daher hat denn Sievers ganz recht: Otfrid bildet am anfang schlechte reimverse, aber gute typenverse, dh. 3 hebige, zb. in 1 5: *thò quam bôto fona gôte* 3; *fleug er sūnnun pād* 5; *xi édiles froiūn* 7; *so mār xi froiūn scāl* 13^b; *fōn thīr sđligūn* 19 usw. vor allem machte der typus B schwierigkeiten, weil hier die vorbilder des av. am schwächsten waren. dass sich Otfrid in seiner fortschreitenden dichterischen tätigkeit entwickelte, dass er neue formen, gewanter und gefälliger, ausprägte, ist nur natürlich und von meiner auffassung aus auf das beste erklärlich.

Fassen wir noch einmal die resultate zusammen, so ergibt sich folgendes: 1) Otfrid übernahm von der allitterationspoesie den metrischen bau der verse, vor allem das princip, eine hebung über einen ganzen fuß auszudehnen und nur stumpfen ausgang zu gebrauchen; die freie setzung des aufctes ist ebenfalls im altsächsischen av. schon vorhanden. dagegen führte er die einsilbigkeit der senkung im anschluss an den hymnensvers durch; 2) ebenso ist der rhythmische bau seiner verse derselbe, wie in den 4 hebigen allitterationsversen; 3) zur setzung der accente ist er gleichfalls durch das beispiel des av. veranlasst, ohne dass wir an eine sklavische nachbildung zu glauben haben, da sich die stellung der accente aus allgemeinen gesetzen der rhythmik erklärt.

II. DIE KURZVERSE DER ÜBERGANGSZEIT.

Ich wende mich nunmehr zu meiner zweiten gattung von versen, jener, die neuerdings AHeusler in seinem buche Zur geschichte der altdeutschen verskunst, vor allem s. 58 ff, ausführlich behandelt hat. Heusler sagt dort sehr treffend: 'die denkmäler unsers zeitraums enthalten verse in großer zahl, die der aufnahme von vier hebungen kaum gewachsen sind. sehr häufig muss jede silbe des verses einen ictus tragen, sodass eine metrische gewichtsabstufung überhaupt nicht mehr vorhanden ist. sehr oft müssen einsilbige artikelformen, schwachtonige pronomina und partikeln den ganzen tact füllen. dass dadurch fast unleidliche verse entstehn, wird von allen, die sich darüber geäußert haben, stark empfunden. aber noch mehr. es kommen verse vor, bei welchen die anbringung von vier icten schlechterdings unmöglich

ist. gewis hat man recht getan, wenn man sich hier nicht in emendationen ergieng. der verdacht verderbter überlieferung wäre an manchen stellen unberechtigt.

‘Dass man hier überall a priori die vier hebungen forderte und sich infolge davon jenen hölzernen versmessungen, wenn auch ungern, unterwarf, die kürzesten verse aber als ‘zu kurz’, als ‘nachlässigkeiten des dichters’ registrierte — dies war dadurch verschuldet, dass man den maßstab der Otfridschen technik anlegte an verse, die nach anderm maße gemessen sein wollen. Otfrids vers galt der älteren metrik zu sehr als der deutsche vers schlechtbin. nach rückwärts, nach der seite des stabreimverses ist man von diesem irrtum längst abgekommen. nach vorwärts aber, in der beurteilung des mhd. nationalverses blieb man durch das vorbild des Otfridschen metrum gebunden’.

Heusler schlägt nun vor zu lesen Wiener Gen. (Fdgr. II) 13, 8 *daz er darinne neme*) (*al des in gezeme* usw. er will aber am schluss noch eine pause annehmen, um die 4 hebungen auszufüllen, er hält demnach diese verse für brachykatalektische viertacter. das ist nun allerdings möglich, aber ein beweis gegen die annahme, dass 3 tactige und 4 tactige reihen nicht gemischt vorkommen können, ist noch nirgends erbracht. ich ziehe vor, mich zunächst an die tatsachen zu halten. wir haben in diesen versen dreitactige reihen, stumpf, vor uns, und es ist die frage: können wir dieselben irgendwo anknüpfen, können wir erkennen, von wo sie ihren ursprung genommen haben? m. e. gleichen diese verse, abgesehen von gewissen veränderungen, die die entwicklung der sprache und die einföhrung des reimes mit sich gebracht haben, den 3hebigen stumpfen versen des av. bei Otfrid fanden sie keine aufnahme, hier aber treten sie zum ersten male wider an das tageslicht. wenden wir auf diese verse rhythmische principien an, dh. teilen wir sie darnach ein, an welcher stelle das höchstbetonte wort steht, A, B, C, und das können wir ja nach den betonungsgesetzen, die Rieger aus dem av. abgeleitet hat, mit völliger sicherheit, so erhalten wir verse, die genau solchen des av. entsprechen. WGen. 13, 39 *daz er stinchen muge* würde nach Sievers sein $\times \times \text{—} | \times \text{—} \times$, also typus B, zweisilbige eingangs- senkung, auflösung der letzten hebung; ebenso 14, 10 *beidu máz joch tránch*; oder Gen. 14, 31 *gélesúht noch fích* = typus E; 21, 16 *étellichen mán*, E dh. $\text{—} \times \text{—} \times \text{—}$. auch Paul sieht Grdr. II 922 f.

in diesen versen typenverse, aber nach der Sieversschen auffassung der typen mit nur 2 hebungen, 'sodass als durchgehendes princip nur zweihebigkeit wie für die allitterierende kurzzeile anerkannt werden kann'. in diesem falle sieht man besonders deutlich das unzureichende der typen. denn es steht doch unbedingt fest, dass die mehrzahl der verse 4 hebig gebaut sind. ohne diese annahme ist die technik dieser zeit nicht zu erklären. warum will man bei diesen kürzeren versen gleich zur zweihebigkeit übergehn, da doch bei ihnen noch etwas mehr als 2 hebungen vorhanden ist? nur eine nebenhebung, wird man sagen. aber unterscheiden wir nicht auch bei Otfried haupt- und nebenhebungen, ohne dass es darum jemandem einfällt, nur von zwei hebungen zu reden? andererseits finden sich auch zahlreiche fälle einer andern technik mit nicht genauer regelung der quantitäten. hier hat die technik der 4hebigen verse eingewürkt, die ja auch schon im Heliand anders gebaut werden als die 3hebigen.

Auf diesen punct, den mir Heusler völlig erledigt zu haben scheint, will ich jetzt nicht weiter eingehn, sondern mich zu den offenbar 2hebigen versen mit klingendem ausgang wenden. bei denen Heusler in eigentümliche inconsequenzen und schwierigkeiten gerät. Heusler sagt s. 64: 'diese verse mit nur drei gesprochenen hebungen, wie ich sie glaube annehmen zu müssen, sind sämtlich stumpf im sinne des altgermanischen verses, dh. die letzte hebung ruht auf einer sprachlich starktonigen silbe. sollten wir dreihebige verse in weiterm umfange ansetzen? sollte zb. eine messung *jôch zwai ougên* zulässig sein?' Heusler verneint diese frage, er entscheidet sich vielmehr dafür, dass derartige verse mit 4 hebungen zu lesen sind, weil sie vollständig aus dem rahmen des vierhebungsverses heraustreten würden. er gesteht zu, dass er sich eigentlich einer inconsequenz schuldig macht, einer inconsequenz, die ihn schliesslich zur dehnung einer silbe über zwei füsse, bzw. zur annahme von pausen in der mitte des verses führt und eine auffassung der Kurenberger- und Nibelungenverse zur geltung zu bringen sucht, in der ich ihm durchaus nicht folgen kann. aus der Wiener Genesis führt Heusler die verse an: 22, 21 *wesen ne müssen*; 26, 26 *Seth genanten*; 28, 24 *utur erleskent*; 29, 30 *vernemen ne mahte*; 30, 28 *noch ne dorften sament xewerfen*; 36, 16 *bern ne wolta*; 51, 34 *dienotest*; 55, 13 und 57, 43 *si sprachen*; 70, 5 *nu tlet*. im ganzen sind das 11 fälle gegen 45 mit stum-

pfem ausgang, die wir nach den bisher geltenden regeln nicht anders als 3hebig lesen können. von dem auswege, den Heusler s. 79 einschlägt, sehe ich vorläufig ab. als unmöglich lässt sich an dieser stelle die annahme von überdehnungen bezw. pausen natürlich nicht erweisen. berücksichtigen wir weiter nicht, dass diese verse aus dem rahmen des vierhebungsverses herausfallen, so ergibt sich sofort, dass sie dem Sieversschen typus A im av. genau entsprechen. ich brauche ja nur verse anzuführen wie aus dem Heliand *manega wdron* 1^a, *forht ni wdri* 115^b, *metod gimarcod* 128^a, *lkk gidrusinot* 154^b, *erl afódit* 198^b, um jedem klar zu zeigen, dass die parallele vollständig ist.

Derartige verse sind nun aber in den angeführten gedichten nicht vereinzelt, sondern ziemlich zahlreich, da ja Heusler nur diejenigen verse zählt, die unbedingt 3hebig gelesen werden müssen, oder besser nur 3 hebungsfähige silben haben. aber wenn man erst einmal das princip anerkannt hat, wird man hier, genau wie bei den stumpfen versen entschieden weiter gehn. ich lese also in der WGenesis *den sehsten fürsten* 11, 7; *er ndnt in kht-vaz* 11, 13; *hte in htmile* 11, 21; *uf dem htmile* 11, 26; *diu wáxer gnóte* 12, 19; *nach úns gebiete* 13, 6; *si so pittér* 13, 19; *ein ptlede máchét* 13, 26; *daz bilede máchén* 13, 32; *den gébel ze scírmé* 13, 35; *sin wib máhilen* 14, 14; *swélchen pfáffen* 14, 16 usw.

Natürlich ist eine absolut sichere gewähr, ob die verse so, nicht in einigen fällen doch 4hebig aufzufassen sind, nicht vorhanden. das tut aber dem princip keinen abbruch. im allgemeinen glaube ich, gerade im gegensatz zu Heusler, dass das gesetz, das als eines der wichtigsten in der mhd. verslehre gilt: ein einsilbig gebildeter tact muss stärkeren accent tragen als der nächstfolgende gute tactteil, auch von der früheren dichtung anerkannt wird. denn dieses gesetz scheint mir wichtiger zu sein, als die durch nichts zu begründende annahme der neueren, dass 3- und 4tactige reihen nicht vereinigt werden dürfen.

III. DIE KÜRENBERGERSTROPHE.

Genau dieselben beiden versarten, 3hebig stumpf und 2hebig klingend, treffen wir weiter im strophenbau der ältesten minnelieder, die unter dem namen des Kurenbergers überliefert sind. die strophenform der mehrzahl dieser gedichte hat man mit der

Nibelungenstrophe verglichen. sicher zeigt sie eine große Ähnlichkeit mit ihr. aber ohne eine anzahl von conjecturen kommt man nicht aus. Heusler behandelt diese stücke in seinem 5 capitel. er wirft die frage auf: 'ist es denkbar, dass die entsprechenden glieder verschiedener strophen nicht durchweg gleiche hebungszahl hatten? dass also die form dieser strophe nicht bis ins einzelne genau fixiert war?' s. 95. er bejaht die erste frage: die strophe besteht aus 4 langversen von je 4 hebungen, die aber nicht sämtlich verwürklicht sind; die stellen, an denen die pause in der reihe eintreten kann, sind nicht genau fixiert gewesen. ohne auf Heuslers ausführungen im allgemeinen einzugehn, ohne seine auffassung der dipodien anzugreifen, die ich nicht teilen kann, wende ich mich vielmehr direct zu den zweiten halbversen, und stelle das tatsächliche material aus MFr. hierher.

Wir finden zunächst an dieser stelle 3hebig stumpfe verse: wie 7, 24. 8, 14; ferner *vil dicke wé getân* 8, 26; *des ich nicht möhte hân* 8, 28; *daz ist schédelîch* 8, 30; *mêre dâne ein jâr* 8, 34; ferner 8, 36; 9, 2. 18. 22. 24. 26. 32. 34; 10, 2. 4. 6. 10. 12. 14. 18. 20. 22; also 23 tadellose fälle, die auch Heusler nicht anfiht. es bleiben als ausnahmen: *als der rôse an dem dorne tuot* 8, 22, wo in MFr. das *dem* gestrichen ist. ob mit recht, wage ich zu bezweifeln. jedesfalls wird aber der vers, auch wenn wir die hsl. la. beibehalten, nicht 4hebig, sondern man hat ihn mit 2silbigem auf tact und mit 2silbiger senkung zu lesen.

Diesem schema gegenüber treten nun als entsprechungen verse auf, die 2hebig klingend gebildet sind; *vil liep wünne* 7, 20; *gewan ich künde* 7, 22; *an einer zinne* 8, 2; *vil wol singen* 8, 4; *vor dtnem bette* 8, 10; *niwet wecken* 8, 12; *in mtnem hemedē* 8, 18; *ritter edele* 8, 20; *schöne vliegen* 9, 6; *stâtne riemen* 9, 8; *alrôt guldn* 9, 10; *daz ich geweine* 9, 14; *mûezen uns scheiden* 9, 16.

Heusler sagt zu diesen versen (s. 99): 'haben wir es mit dipodien zu tun, so sind die klingend ausgehenden zweiten halbverse natürlich vierhebig zu lesen: *vil liep wünnē*, *gewân ich künde* usf. die messung *gewân ich künde* udgl. wäre mit dem $\frac{1}{4}$ tact unverträglich. und er begründet dies mit folgendem satze: 'dass die leichten tactfüllungen, wie sie bei dieser scansion entstehen, dem dichter nicht fremd sind, verbürgen uns die verse *der tûnkêl stérnē*, *der bîrgèt sich*, *wîp vil schœnē*, bei welchen die messung nicht zweifelhaft sein kann'. abgesehen davon, dass mir die mes-

sung doch zweifelhaft zu sein scheint, dass auch die lesung *dér tinkel, dér birget*, zu erwägen ist, abgesehen davon ist diese frage nicht durch einen hinweis zu erledigen, dass derartige gebilde wirklich vorkommen, sondern diese verse müssen zuerst und vor allen dingen im zusammenhang mit den übrigen versen des systems betrachtet werden. und da zeigt sich, dass daneben in der mehrzahl ganz deutlich 4 hebige verse stehn, teils mit, teils ohne synkope nach dem ersten fusse, und dass diese wenigen verse sich als extreme, die infolgedessen auch verdächtig sind, ausweisen. man vergleiche nur *léit mächet sórgè* 7, 19; *daz mir dén benómen hân* 7, 23; *des möhte mir min hêrzè* 7, 25; und demnach ist auch zu lesen *eines hübschen ritters* 7, 21 usw.

Im zweiten halbvers fehlt es dagegen gänzlich an einem verse, der sicher 4 hebig wäre, und den man mit denen des ersten halbverses auf eine linie stellen könnte. denn *sídtne riemen, alrót guldtn* sind nicht beweiskräftig. der einzige, den die ältere auffassung hierher setzen könnte, wäre *mülexen uns scheiden*, und hier wird wol die zweisilbige senkung, die ich annehme, auch Heusler nicht unerträglich sein. bei solcher durchgreifenden verschiedenheit müssen eben ursachen gewürkt haben, und so lange diese nicht nachgewiesen sind, halte ich an der althergebrachten ansicht fest.

Ich glaube also, man kann mit sicherheit behaupten, dass diese 2 hebig klingenden verse die entsprechungen der 3 hebig stumpfen sind, dass sie selbst 3 hebig mit einer hebung auf der letzten silbe zu lesen sind. damit fällt natürlich auch die annahme von dipodien, denn die messung *gewân ich kündè* ist nach Heuslers eigenem zugeständnis mit dem $\frac{4}{4}$ tact unverträglich. dass ich mit dieser annahme nicht etwas wolbegründetes verwerfe, sondern nur eine künstliche hypothese mehr zurückweise, darauf sei noch in kürze hingewiesen.

Dem dipodischen bau widerspricht sicher *daz mächent lügenârè* 9, 17; *aller wíbe wünnè* 10, 9; vgl. *allaro cuningo craftigostan* Hel. 1599^a — *al* überlässt dem folgenden substantiv die allitteration; *als tuo du, frouwe schæne* 10, 3 — *frouwe* müste allitterieren; *eines hübschen ritters* 7, 21 schließt sich diesen versen correct an, die den Otfridschen typus A^c darstellen, vgl. Sievers Beitr. 13, 157 *er müoz mir diu lânt rûmèn* 8, 7, typus C. demgegenüber vermag ich nicht auf die wortstellung in 9, 12 *die geliebe wellen gerne sín*

solch bedeutendes gewicht zu legen, da doch die hsl. überlieferung in der einen hs. C keineswegs über allen zweifel erhaben ist.

Diese beiden versarten, 3hebig stumpf und 2hebig klingend, gehn zunächst auf die verse in den oben erwähnten gedichten zurück, dann aber auf den av., im besonderen auf die einfachen typen desselben. verse wie *viel liep wünne, gewan ich künde, ritter edele, in mīnem hēmede* sind deutlich A- resp. C'-verse, wie *ænon muotin* Hild. 2.

Aber auch der typus B $\times \times \angle \times \angle$ kommt vor: *vil dicke wē getan* 8, 26; *daz ich ir hōlt st* 9, 34; *dēr birget sich* 10, 2; *sō du sehest mich* 10, 4; *an einen ändern man* 10, 6, natürlich schon etwas modifiziert; die setzung der quantitäten ist nicht mehr genau, wie denn ein vers *sō du sehest mich* 10, 4 im av. unmöglich wär. man müste an stelle des $\cup \times$ im vorletzten fuß eine länge erwarten. ferner erscheint typus D und E, die ja nur durch den wechsel des hauptstabes, der bald an zweiter stelle $\angle | \angle \times \angle$ steht (D), bald an letzter $\angle \angle \times | \angle$ (E), unterschieden sind. zu E rechne ich *gōt den dīnen līp* 8, 14, hier also schon erweitert, was indessen bereits im Heliand vorkommt. *als der rōse an dem dōrne tūot* 8, 22; *mīn rōs, mīn īsengewānt* sind D-verse. ich denke, ich brauche die vergleichung nicht durchzuführen, und kann die schlussfolgerung ziehen. diese behandelten verse haben an und für sich mit den typen nichts zu schaffen, sie nach typen zu lesen, wäre zunächst absurd, da wir ja wissen, dass die verse 3hebig sind. aber mit der dreihebigkeit, mit der metrischen messung haben die typen gar nichts zu tun. sie sind vielmehr beobachtungen, die sich auf den rhythmischen bau der verse, auf die abstufung der einzelnen hebungen beziehen, wie ich das Germ. 36, 145 ausgeführt habe. die typen können neben der tactmessung sehr wol bestehn, ja müssen daneben bestehn bleiben. dass es aber mit den typen allein nicht getan ist, dafür geben uns gerade die Kurenbergerverse das beste beispiel. Heusler hatte die klingenden verse des ersten und zweiten halbverses identifiziert, dh. beide 4hebig gemessen. mit unrecht, wie ich glaube. wollen wir sie aber nach typen messen, so finden wir absolut keinen unterschied. verse wie: *er huop sich āf vil hōhe* 9, 3; *er fuorte an sīnem fuoze* 9, 7; *nu brīnc mir her vil balde* 9, 29 würde Sievers genau so zu typus A rechnen, wie *schōne fliegen* 9, 6; *ritter edele* 8, 20, und

trotzdem sind wir sicher, dass in unserm falle ein unterschied vorhanden ist, und so war es auch im av.; die verse mit einfacher allitteration sind dort 3 hebig, die 4 hebigen müssen doppelallitteration haben, oder A²-verse sein.

Nach meiner auffassung des av. und dieser späteren verskunst ergibt sich uns nun ganz von selbst die brücke, die von einem zum andern hinüberführt. es ist ja ganz undenkbar, dass der av. in Deutschland sofort nach Otfrids auftreten sollte zum tode verurteilt gewesen sein. wenn uns aus späterer zeit nichts überliefert ist, so ist das ganz natürlich, da ja die niederschrift der litteratur in den händen der geistlichkeit lag, und sie, die die heidnische poesie mit Otfrid verdammten, werden sich gehütet haben, uns davon etwas mitzuteilen. sind doch die reste der abd. allitterationsdichtung überhaupt nur durch zufall überliefert. der altgermanische nationalvers musste also fortleben und lebte fort, freilich nicht in der strengen ausübung, nach den festen gesetzen der alten zeit, und der reim mag als neues kunstprincip die allitteration auch bei den volkssängern verdrängt haben. aber nicht so leicht war die alte, freiere art verse zu bauen vernichtet, sie erhielt sich und erblickt in den oben behandelten gedichten wider das licht der geschichte, um von regellosigkeit im anfang zu strengerer regelung durchgeführt zu werden, indem 3- und 4 hebige gebilde nicht mehr gleichmäfsig in beiden halbversen stehn, sondern diese auf den ersten, jene auf den zweiten halbvers verwiesen werden. dies ist schon in den Kürenbergerliedern erreicht. ein weiteres ziel besteht darin, auch gewisse typen aus den einzelnen verschälften zu entfernen, so dass im 2 halbvers die stumpfen verse (typus B, D, E) im ersten die klingenden (typus A, C) immer mehr vorherrschen.

Doch selbst im Nibelungenliede begegnet der vers 2 hebig klingend noch im zweiten halbvers. Heusler hat auch hier seine eigentümliche anschauung durchzuführen versucht: verse wie *ir muoter Uoten: bax der guoten* str. 14, will er 4 hebig lesen, indem er in der mehrzahl der fälle aus dem auseinandergehn der hss. auf eine vollere 4 hebige la. schliesst; so will er in diesem falle lesen: *sine künde's bescheldēn bāx nīht der gūotēn*. 'der dichter maß diese klingenden halbzeilen vierhebig; die bearbeiter maßen sie dreihebig', das ist die quintessenz seiner anschauung.

Diese ganze voraussetzung kann ich nach allem vorher be-

merkten als so wenig berechtigt anerkennen, die durchführung scheint mir so wenig glücklich zu sein, dass ich auf eine kritik der auffassung des handschriftenverhältnisses hier verzichte. über den rhythmischen charakter hat neuerdings RHildebrand Zs. f. d. d. unterricht 6, 104 gehandelt, und ich befinde mich zu meiner freude in der hauptsache mit ihm im einvernehmen. Hildebrand belegt die fragliche erscheinung mit neueren beispielen, vgl. s. 109. wenn Heusler freilich sagt s. 113: 'die endsilbe *-ten* auf dem guten tactteil ist ein so auffallender misklang in dem sonst rein $\frac{4}{4}$ tactigen liedchen, dass ich an der richtigkeit der transscription zweifel hege', so kann mit solchen zweifeln ja alles negiert werden, aber der zweifel beruht nur auf einer theorie, die durchaus nicht bewiesen ist. ich halte also an der althergebrachten ansicht fest, die nun um so sicherer begründet ist, da sie an der allitterationspoesie ihre deutliche anknüpfung findet, wie denn auch Hildebrand s. 107² auf die identität von *Uoten* und *stn vūox birēnkt* im Merseburger zauberspruch hinweist.

Die vorgetragenen anschauungen haben in mancher beziehung nicht mehr den reiz der neuheit. vieles beabsichtigte ich weiter auszuführen, was Heusler und Hildebrand nun vorweggenommen haben. trotzdem glaube ich, dass sich die tatsachen im geschichtlichen zusammenhang doch noch anders ausnehmen, als in einzelnen bemerkungen, und dass diese ansichten mein eigentum seit längerer zeit sind, kann man aus meinen früheren arbeiten ansehen, wo alles bereits angedeutet ist.

IV. DIE VIERHEBIGEN ZWEITEN HALBVERSE.

Nach meiner auffassung des av. begegnen in der zweiten halbzeile auch 4 hebige verse, das charakteristische derselben aber ist, dass die haupthebung auf dem zweiten (oder dritten) fusse liegt, vgl. Germ. 36, 356.

Der erste fall kommt vor allem in betracht. das schema des verses kann verschieden sein, je nachdem wir die accentstellung 2.4 oder 2.3 haben. jene finden wir in fällen wie *ēndi ōk waldāndes werk* Hel. 3, 587; *quād that im merian- dā ginist* 520, und diesen entsprechen genau die Otfridschen verse der form 2.4 *er was thlononti thar* 1 15, 2. vgl. Wilmanns Der altdeutsche reimvers s. 24. in diesem typus ist sehr

häufig die senkung nach dem zweiten fusse, dh. nach der haupthebung synkopiert. das begegnet uns schon im av. und ist scharf bei Otfrid ausgeprägt. dieses sind dann die verse, die man als cretici bezeichnet (das schema ist $\text{˘} \times \text{˘} \text{˘} \times \text{˘}$) und die Bartsch im NL. nachgewiesen und kritisch verwertet hat. aber diese verse treffen wir auch schon in den Kurenbergerliedern, was bereits Becker in seinem Altheimischen minnesang bemerkt hat. Heusler weist diese ansicht ab, weil die vierhebigkeit der schlusszeilen nicht durchgeführt ist, und weil sie 4hebig aufgefasst keine dipodien bilden. er list also *ālder ich genēte mich sīn, iemer dārbēnde sīn*, 3hebig usw. vgl. s. 100. bei dieser auffassung gerät er mit mehreren metrischen tatsachen in widerspruch. zunächst ist *ālder ich genēte mich sīn* nicht gut, weil die 2silbige senkung im vorletzten fufs ungebräuchlich ist, wenn anders die ausführungen von Wilmanns aao. zu recht bestehn. dann sind eine reihe von versen falsch betont. ich kann freilich überhaupt nicht erkennen, nach welchen principien Heusler haupt- und nebenhebung verteilt. für mich gibt es nur ein kriterium in der älteren zeit, und das ist die satzbetonung, wie sie von Rieger aus dem av. erschlossen ist. darnach ist aber zu betonen *vil mānegen trūrigen mūt*, *so stēt wol hōhē mīn mūt*, denn nur *trūrigen* und *hōhe* könnten allitterieren. und drittens muss Heusler 3silbigen auf tact annehmen: *ez ist den lūtēn gelīch*. klingen Heusler die verse nach seiner lesung schön, so klingen sie mir schlecht und falsch.

Ich halte also daran fest, dass wir hier wirklich 4hebige verse vor uns haben, und in der mehrzahl der fälle gehören sie rhythmisch dem schema 2. 4 an und sind metrisch cretici. so lese ich also *nie vrō werden sīt* 7, 26. der vers ist allerdings nicht besonders schön, wegen der fehlenden senkung im ersten fufs, aber auf *nie* liegt immerhin ein gewisser nachdruck; ein grund zur änderung ist nicht vorhanden. *ālder ich genēte mich*, sīn 8, 8; *vil mānegen trūrigen mūt* 8, 24; *ez ist den lūtēn gelīch* 8, 32; *und flōug in ānderiu lānt* 9, 4; *vil wōl des wār ich gemēit* 9, 20; *dēs engān ich dir nīet* 9, 28; *iemer dārbēnde sīn* 9, 36; *wiez ūnder uns zwēin ist getān* 10, 8; *mir wārt nie wīp alsō lēp* 10, 16; *so stēt wol hōhē mīn mūt* 10, 24.

Damit ist aber wiederum die identität dieser technik mit der des av. in einem wichtigen puncte entschieden. und dasselbe

gilt auch vom NL. die cretici müssen auch hier an das schema 2. 4 gebunden sein, was man ohne die tatsachen zu befragen aus der theorie und aus den vorzüglichen beobachtungen von Wilmanns über den altdeutschen reimvers schliessen kann. man vgl.: *diu was ze Santen genant* 20; *diu vil wotlichen wip* 23; *so rehte ertichen vant* 24; *beidiu liut unde lant* 26 usw. aber auch wenn die senkung nicht synkopiert ist, herrscht das schema ziemlich weit zb. *xuo in riten in daz lant* 30; *bót man éren dd genuoc* 38 usw. daneben treten auch andere typen auf: *die fürsten hetens in ir pflegen* 4 (1. 4); *starp vil maneger muoter kint* 19 (1. 3); *die frouwen leiten in daz golt* 31 (1. 4).

Den besprochenen versen des Kürenbergers stehn nun zwei anders gebaute gegenüber. zunächst 9, 12 *die geliebe wellen gerne stn.* die gewöhnliche fassung dieser formel, die auch in MFr. in den text gesetzt ist, lautet *die gerne geliebe wellen stn.*, und sie entspricht auch unserm schema auf das genaueste. wenn diese umstellung unberechtigt ist, so stünde der vers immerhin isoliert, aber ihn irgendwie anzutasten, dazu liegt für mich kein grund vor, er wäre höchstens als ein beweis der neuen technik aufzufassen, die im NL. weiter ausgebildet ist.

Die andere stelle ist bedenklicher. es ist die 5 strophe (8, 13ff):

des gehazze Got den dinen lip!

jo enwas ich nicht ein eber wilde. só sprach daz wip.

wenn wir die cäsur nach *eber* | annehmen, so dürfte der vers notdürftig normal sein; aber das herüberziehen von *wilde* bleibt unschön und zweifelhaft, wenngleich 9, 19 *versuonde* | *vil wol* eine parallele zu bieten scheint. abgesehen davon fiel der vers in den gewöhnlichen rhythmus mit synkope nach der zweiten senkung. aber der vorhergehende vers bleibt unlesbar, wenn man nicht eine ergänzung vornehmen will. ich lese mit Schröder Zs. 33, 100 im hinblick auf Iwein 2262: *dez gehazze iemer Got den dinen lip.*

Ohne irgend welche einschneidende emendationen gelangt man also dazu, den zweiten halbvers der Kürenbergerstrophen als 3 hebig, und in der letzten zeile als 4 hebig aufzufassen, die zweiten halbverse sind tatsächlich identisch mit den Nibelungenversen an gleicher stelle. ihrer ganzen bauart nach entsprechen sie aber den typen, die im zweiten halbvers des av. sich finden.

Ich beabsichtige hier keine theorie der Kürenbergerstrophe

zu schreiben, will aber Heuslers wegen auch auf die ersten halbverse kurz eingehn. Heusler nimmt an, dass im ersten halbverse 3 hebige verse mit 4 hebigen wechseln, und bezieht sich zu diesem zweck auf *und ich gedenke an dich* 8, 19 und *lieb unde leit* 9, 23. der erste vers erregt mir keinen anstoß: man kann entweder lesen *und ich* mit elision oder *gedenkè an*, der zweite ist 3 hebig. hat man hier nun zu emendieren? oder hat man Heuslers ansicht anzunehmen, der eine nicht genaue fixierung des strophenbaues annimmt? an und für sich steh ich Heuslers gedanken nicht principiell ablehnend gegenüber. ein 3 hebiger vers dieser art findet auch unter 4 hebigen seine stelle, er ist dann brachykatalektisch aufzufassen; vgl. Westphal Theorie der neuhochdeutschen metrik 31 f. aber ob uns diese eine stelle das recht zu solcher auffassung gibt, lässt sich billig bezweifeln. man muss sie indessen im auge behalten; vielleicht findet sich in anderm zusammenhang der beweisende punct.

V. DIE ÜBERLANGEN VERSE.

Wenn es mir im vorhergehenden gelungen sein sollte, den leser von dem fortleben der metrik des av. zu überzeugen und zugleich ihm die existenz von 2 hebig klingenden versen neben 3 hebig stumpfen, wie ich sie mit Heusler annehme, wahrscheinlich zu machen, so werden vielleicht auch die folgenden ausführungen auf beachtung rechnen dürfen. es handelt sich um die verse, die für das schema von 4 hebungen nach unsern bisherigen annahmen zu lang sind, die man als 5, 6, 7, 8 hebig anzusehen sich gewöhnt hat. vgl. Heusler s. 58 und die dort in der anmerkung citierte litteratur. neuerdings hat darüber eben Heusler gehandelt und seine ansicht ist, 'dass halbverse mit mehr als 4 hebungen nicht vorkommen; die verse, denen man 5, 6 und 7 hebungen gab, sind viertactig zu lesen' s. 58. 'die scheinbare überlänge mancher zeilen ist vielmehr überfülle'. Heusler nimmt in seinen weiteren ausführungen an, dass das princip der 1 silbigen senkung hier nicht gilt, vielmehr 2 und 3 silbige senkung vorhanden ist, wie das für gewisse mitteldeutsche gedichte schon Amelung behauptet hat. in vielen fällen muss ich Heusler zustimmen, wenngleich ich im einzelnen anders lese: so zb. *awi wī manic vōlcwīc er vāht*, während Heusler *awi wī mānic* betont und *wīc* in die senkung setzt. doch das ist eine frage, die für den zu erörternden punct nicht von wichtigkeit

ist, und wenn sie überhaupt zu entscheiden ist, eine besondere untersuchung erfordert.

Indessen kann man Heuslers annahme nicht völlig durchführen, vgl. s. 76, und wenn überhaupt reste bleiben, so muss doch die frage aufgeworfen werden, was mit ihnen anzufangen ist. können sie auf grund einer theorie nicht erklärt werden, so darf man an der richtigkeit einer solchen hypothese zweifel hegen.

Es existieren nun tatsächlich verse von 8 hebungen, die sich durch eine caesur in 2 viertacter zerlegen lassen, von denen nur der zweite reimt: 'das vorkommen von "doppelsonnen" dh. von 4 tactigen waisen, 4 tactigen (meist stumpfen) reimzeilen kann man nicht in abrede stellen' Heusler s. 75. sicher nicht! diese doppelverse setzen sich also aus zwei 4 hebigen versen zusammen, dh. aus der versart, die in derartigen gedichten am häufigsten vorkommt. wenn nun aber hier neben den 4 tactern auch 3 hebige verse stumpf und klingend erscheinen, warum soll es nicht auch langverse geben, die aus diesen elementen bestehn, also 6 oder 7 hebungen haben, die sich aus $3 + 3$, $4 + 3$ oder $3 + 4$ tacten zusammensetzen? im princip steht nämlich dem erscheinen längerer reihen unter kürzeren durchaus nichts im wege, da ja der reim mit dem rhythmus zunächst nichts zu tun hat und die rhythmik durch einschieben solcher längerer reihen durchaus nicht gestört wird.

Aus solchen langversen von 6, 7, auch 8 hebungen mit wechselnder caesur besteht nach meiner auffassung der av. als nun der reim eingeführt wurde, da gab es zwei möglichkeiten der entwicklung. einmal hielt man sich an die verhältnisse und verband diese durch den reim, wie dies durch Otfrid geschehen ist. dadurch wurden dann die halbverse selbständige rhythmische reihen, das bestreben musste dahin gehn, die beiden abteilungen gleich zu machen, und das hat Otfrid ohne zweifel getan.

Aber man konnte auch die langzeile als rhythmische einheit beibehalten, und diese dann durch reim mit der folgenden binden. die anfänge dieser entwicklung sind uns verborgen. ans licht der überlieferung tritt diese form erst mit der Kurenbergerstrophe und dem Nibelungenliede. das eine gebiet gehörte der geistlichkeit an, das andre den nichtgeistlichen kreisen. aber wenn uns die reine form der letzten art erst ziemlich spät vor augen tritt,

so weist doch gerade das verhalten der erzählenden geistlichen litteratur auf das bestehen auch der zweiten art hin. denn diese bindet zwar im allgemeinen kurzzeile mit kurzzeile, aber sie mischt auch den dreitacter ein, der nur von der allitterationspoesie herkommen kann. wenn sie dieser also so weit entgegen kam, wie wär es wunderbar, dass sie auch langverse einmischte und, im vermischen verschiedener formen weitergehend, auch diese mit kurzversen durch den reim band?

Ein sicheres beispiel des vorkommens von epischen langzeilen neben regelmässigen verstacten gewährt der Arnsteiner Marienleich abgedruckt MSD nr xxxviii, Waag Kleinere deutsche gedichte nr x. in diesem leich kommen neben sicher 4 hebigen auch längere verse vor, die man als daktylen zu lesen versucht hat. zu diesem zwecke muss man eine reihe von textänderungen vornehmen, ohne doch zu einem befriedigenden resultat kommen zu können, da die gröblichsten betonungsverletzungen zu hilfe genommen werden müssen. ich erinnere nur an lesungen wie

8 *Vāne der sūnnen geit dāz dageliet*, oder

10 *nōg bewōllen wārd dīn megedlīcher līf* usw.

das unzulängliche dieser herstellungs- und lesungsweise liegt klar am tage. nach meiner ansicht haben wir in diesen längeren versen langzeilen von 6, 7, 8 hebungen mit einer caesur nach der dritten oder vierten hebung. hierbei ist zu beachten, dass neben dem ausgang 3hebig stumpf auch der 2hebig klingend wie in der Kurenbergerstrophe und im NL. erscheint. ich setze den text mit bemerkungen und mit accentzeichen hierher.

vān der sūnnēn iz geit creticus 2. 4.

āne sēr und ān ārbēit 1. 3.

daz kīnt daz hīmel und ērdēn | sōlde erfrōuwēn 3 ∪, 2 ∪

5 *dāz ze stōrēne quām | ūnsen rūwēn* 4, 2 ∪

ān āller slāhte sēr | iz vān dīr quām 3, 3.

ālsiz gōtes kīndē | allēinemē gezām 3 ∪, 3.

vān der . . . sūnnēn | geit daz dageliet: 3 ∪?, 3.

sine wīrdet ūmbe dāz | dū dūnkēlere nīet; 4, 3

10 *nōg bewōllen wārd | dīn megedlīcher līf*, 3, 3.

allēine gebēre dū daz kīnt, | heilīgez wīf. 4. 3.

sint dū daz kīnt gebēre,

bit āllē du wēre

lûter ûnde reine

15 *van mǎnnēs geméinē.*

swénen sō daz dūnkēt | únmutgélích, 3 ∪, 3.

der mérkē daz glás | daz dīr is gēlig: 3, 3.

daz sūnnenliet schīnēt | durg mūtlen daz glás, 3 ∪, 3.

iz is alinc ûnde lûter sint | alsiz ē des wás. 4, 3.

20 *durg daz alinge glás | géit iz in daz hūs, 3, 3.*

daz vīnesternissē | verdrīvet iz dar ūz. 2 ∪, 3.

Dū bis daz alinge glás | dā der durg quām 4, 3.

daz liet daz vīnesternissē | der wérldē bendm, 4 ∪, 3.

vān dīr schein daz gódes liet | in allē die lānt, 4, 3.

25 *dō van dīr gebóren wārth | únse héilānt. 4, 2 ∪.*

iz belūhte dīch | und alle crīstenheit, 3, 3.

dū in den úngelóuvēn | vērre wás verlēit. 3 ∪, 3.

iz vānt dīch, iz līz dīch | bit alle lûter, 4, 2 ∪.

alse dū sūnne dēit | daz glásevīnstēr. 3, 2 ∪.

30 *Júden, die ūg willēn | ze góde kēren, 3 ∪, 2 ∪.*

mérket daz gláz: | daz mág ūg lēren. 3, 2 ∪.

In der búoche lése wir,

daz Ysáias vāne dīr

alsus hāvet gespróchēn:

35 *(die wórt die sint belóchēn):*

ūz vān Jēssē | sal wāhsēn ein rūodē, 3 ∪, 3 ∪

ūffē der rūodēn | sal wāhsēn ein blūomē, 3 ∪, 3 ∪

ān der blūomen sāl gerūon | der héilige dréhtēn, 4, 3 ∪

her sāl sie gestérkēn | bit allen sīnen créfdēn. 3 ∪, 3 ∪

40 *vān ime sāl sie | dū gódes chrāft entfān, 3 ∪, 3*

dā mīte sāl sie | den vīānt erslān. 3 ∪, 3

méinēt dū rūodē | dig, heilig mégedm, 3 ∪, 3

bedūdēt dū blūomē | dīn drūtkindelīn. 3 ∪, 3.

vers 44—51 sind regelmäfsig 4 hebig.

52 *Schein vān deme búschē daz fūr*

daz méinedē daz vāne dīr

gót hie in érdēn

erbérwet sölde wérdēn.

grūonedē daz lóuf | in deme fūre 3, 2 ∪

blūode dēr dīn mágeduóm | in der gebūrtē: 4, 2 ∪

der búsch . . behielt | dū sīne scōnechēit 3? 3,

sō dēde dīn héilig līf | dū sīne réinichēit. 3, 3

60 *Dines mageduomes blúomè | grúonet ie nóg, 3 ˘, 3.*

du héizes unde bís | múoder ie dóg. 3, 3.

dáz is daz wúnder | daz ntenè gescág, 3 ˘, 3

daz nie óre nègehórdè | nog óuge nègeság. 3 ˘, 3.

Die weiteren verse sind meistens zweifellos 4hebig. eine derartige partie von langversen, wie sie hier erscheint, kehrt nicht wider. einzelne sind noch vorhanden. dahin rechne ich Waag 254f, Denkm. 286f:

dáz er sie behúdè | náht unde dách 3 ˘, 3

van aller sláhten úbelè | daz in gewérren mách 3 ˘, 3

und 277 (309)

daz ér ze dísen éren | súnderliche erlás. 3 ˘, 3.

auch der vorhergehende lässt sich mit einer conjectur hierher stellen

des heiligen geístès | ūz ercórnez váz. 3 ˘, 3.

die Denkm. streichen *ercornez*. leichter ist wol der zusatz von *ūz*. auch 322f

gelích dēm(e) brúnnèn | der temer flúzèt 3 ˘, 2 ˘

gelích dēme krúde | daz iēmer grúonèt 3 ˘, 2 ˘

scheinen hierherzugehören, wenngleich die lesart unsicher und absolute entscheidung daher nicht möglich ist.

Wenn man diese vortragsweise mit der der Denkmäler vergleicht, so wird man ihr hoffentlich den vorzug geben. im einzelnen kann man wol manches anders lesen, aber jeder versuch, ganz regelmässige verse durchzuführen, muss m. e. scheitern. fehler der hs. liegen vielleicht an einigen stellen vor: 8 *van der sunnen* möchte ich durch irgend ein attribut ergänzen, absolut nötig ist das nicht, wol aber v. 58 *der busch behielt*, wo der dritte fuß herzustellen ist, und ebenso 276 (308). ich glaube den ausfall dreier worte dürfte man schon um metrischer theorien willen annehmen.

Nach meiner auffassung finden wir in diesem leich den deutlichsten wechsel von 3hebig stumpfen und 2hebig klingenden versen. das erscheinen von langversen ist zum teil gewis ein characteristicum dieser dichtart, kehren sie doch in Walthers leich deutlich wider, man vergleiche nur

Máget und múoter, schóuwè der christenhèite nót

dū blüende gért Arónès ūfgēnder mórgerrôt usw.

mit unsern versen.

Ferner finde ich derartige verse in der Mariensequenz aus Muri MSD nr XLII, Waag xvii, und hier wird die beurteilung noch viel sicherer gestellt, da uns die responsionen erhalten sind.

Die auf die einleitungsverse folgende strophe wird durch einen langvers abgeschlossen, dem eine 4 hebige waise vorhergeht:

der dīch und āl die wēlt gescūof 4.

nū sīch wie réine ein vāz | du māget dō wārè 3, 2 ∪.

und genau entsprechend in der nächstfolgenden

daz ich den vāter und den sūn 4

und dēn vil hēren géist | gelouben mūoze 3, 2 ∪.

in den folgenden zeilen entsprechen sich 16 u. 20.

16 *frōuwe, du hāst vīrsūonit | daz Ēuā zirstōrtē 3 ∪, 3 ∪*

20 *daz dīn gōt vor āllen wībēn | zi mūotir gidāhtē, 3 ∪, 3 ∪.*

im folgenden finden wir die verbindung 3 + 3 ∪

25 *dīn vil réiniu scām | irscrāch von dēme mārē 3, 3 ∪*

wie māgit āne mān | temer chīnt gebārē 3, 3 ∪

30 *dēr die hēlle brāch | der lāc in dīme lībē 3, 3 ∪*

und wūrde tēdōch | dar ūnder ntet zi wībē 3, 3 ∪.

besonders interessant ist der absatz 50—57, der in zwei correspondierende hálften zerfällt.

Lā mīch gīntezīn, | swēnne ich dīch nēnnē 3 ∪, 3 ∪

*dāz ich, Māria frōuwē, | dāz gilōube unde dāz an dīr irchēnnē
3 ∪, 5 ∪*

dāz nīeman gūotir 3 ∪

mach dēs vīrlōugin 2 ∪ | dū ne sīēst der irbdarmīde mūotir 6 ∪

Lā mīch gīntezīn | dēs du te begīengē 3 ∪, 3 ∪

*in dīrre wērlte mīt dīme sūne | sō du in mīt den hāndīn sū
dir vīengē 4, 5 ∪*

sō wol dīch des kindēs! 3 ∪

*hīlf mir ūmbe in: | ich wēiz wol, frōuwē, daz dū in sēnflīn
vīndēst. 3, 6 ∪*

58 *Dīnir bēte mach dīch dīn lieber | sūn nīemēr verzīhin 4 ∪, 4 ∪*

bīte in dēs daz ēr mir wāre | rūwe mūoze vīrlīhin 4 ∪, 3 ∪.

Man kann über die auffassung der einzelnen aufgeführten verse in vielen fällen verschiedener meinung sein, doch hoffe ich das éine wenigstens dargetan zu haben, dass wir es nicht mit daktylen, sondern mit langversen zu tun haben.

Man wird nun immerhin diese langverse eher in diesen leichen

in den erzählenden gedichten zugeben: mit dem einwande, dass sie gesungen, diese aber gesprochen oder recitiert wurden. irrschlagend ist dieser grund nicht, denn tactgemäfs müssen beide vortragsweisen sein, auch die recitierende, wenngleich in dieser die tactfüllung wahrscheinlich gröfser sein kann. mit demselben und gröfserem recht könnte man der recitierenden vorzugsweise die synkope der senkung, oder besser gesagt, die dehnung einer einzelnen silbe über den ganzen fufs absprechen, denn leicht und bequem lässt sich dies doch nur im gesang ausführen.

Nun lässt sich unsere auffassung der langverse bei den erzählenden gedichten nicht mit derselben sicherheit wie an den leichten durchführen, und zwar einfach deshalb nicht, weil sie hier sehr unregelmäfsig erscheinen, und weil auch schon verse ohne caesur untermischt zu sein scheinen.

Schon längst ist man auf diese erscheinung aufmerksam geworden. Heusler bespricht aao. 72 die erklärungsversuche, indem er sich zu allen ablehnend verhält. mir scheint die einwürkung der sequenz, an die Scherer dachte, ebenfalls unmöglich; mehr nähere ich mich Vogts ansicht Beitr. 2, 260. aber ich glaube kaum, dass diese langzeilen ursprünglich nur an dem schluss von absätzen berechtigt waren, und ebensowenig, dass sie immer aus zwei hälften von je 4 hebungen bestanden, sondern dass die angeführten modificationen sämtlich in die erscheinung traten.

Ich wende mich nun zu den einzelnen denkmälern, zunächst zu Salman und Morolf. Vogt hat in der einleitung s. LXXXVI die überlangen verse besprochen. im ganzen sind es gegen 500 verse, dh. etwas mehr als der achte teil der gesamtheit, die das mafs von 4 hebungen überschreiten. diese zerfallen in zwei arten, die erste ohne wahrnehmbare gliederung, die zweite mit einer caesur nach der 4 hebung, der dann noch 3 hebungen folgen. wir finden also die epische langzeile, zb.

Eine dütsche hárpfe dréit er an der hánt 110, 6. 120, 1.

Morolf liez die graven und die frouwen fur sich gan 200, 1

wir sin zû strîtê bereit uber vierzehen tage 63, 2.

wider in fürte sie den uzerwelten degen 274, 5 usw.

Auch der König Rother bietet langverse zu 6, 7 oder 8 hebungen, meistens am schluss eines absatzes, aber nicht immer. ich führe an:

- 94 unde weit ouch wol we ez umbe daz wiph stat.
 99 der werbit dir [aller] truwelichis umbe daz megetin.
 115 helit, nu salt tûz durc dinis selbes frumicheit do*n.
 133 daz wir ane laster vor ein kuninc mugin tragen.
 145 daz sie erme herren umbe die maget voren.
 217 ich wil diner schiffe wol mit triuwen phlegen.
 222 ire mantele waren gesteinit bi der erden
 mit den besten jachanden die ge dorten geworden.
 280 do redite ein altvrouwe die heiz Herlint.
 319 her wolde dine tochter zo einer kuninginne han;
 335 dune bescohetis anderis nimmer mer den tac
 414 Nu sagit man uns von skazze und von golde
 527 kuninc, dune mohtis nimmer so gote sinne habe
 561 so mohter sin ere aller bezzist beware
 825 sie gelobetin daz sie hietin Rochtere Thideric
 900 wande die riesin gebartin also sie doveten.
 949 Er sprach: der herre nemach vor Rother niht genesen
 961 Do reiten ime de herren, daz her ir also pflüge
 1146 Do zoch man vor Constantinis disch einin lewen vreissam
 und viele andre. gegen den schluss zu nehmen die langverse
 sichtlich ab und kommen nur noch vereinzelt vor.

Weiter liegen derartige verse zahlreich vor in der Kaiserchronik, besonders deutlich in der von Rödiger Zs. 18, 157ff besprochenen stelle¹. in den langversen sieht Müllenhoff daktylen. ich lese

- 9378 wî der gótes sùn von himel an die érde chòm
 von ainer magede wart er uns ze tróste gebórn
 9386 dó er sih nicht lánge ne wólte tóugen
 er newólte sinen gótelichen gewált oúgen.
 9392 duo twálte iwer salbe sáme in Ísrahèl
 und gesámenet sih hinnèn vur niemèr' mër.
 9398 swélhe an dem gelóubèn dènne vóllestènt
 die besízzènt di wúnne diu niemèr zergét.

Und noch in vielen andern gedichten finden sich derartige verse. es übersteigt meine zeit, alles genau zu durchmustern und zu untersuchen, und ich unterlasse eine weitere ausführung auch deshalb, weil ich bei der lectüre den eindruck gewonnen habe, dass es nicht möglich ist, zu sicheren resultaten zu kommen.

¹ vgl. dazu jetzt Vogt Zs. f. d. phil. 26, 555.

es existieren gewis auch langverse ohne caesur, was mir nicht weiter wunderbar ist, da ein 6 oder 7 hebiger vers, und als solcher erschien er im bewustsein, schliesslich auch ohne caesur gebaut werden kann, wie es so oft bei dem letzten halbvers der Gudrunstrophe der fall ist.

Nun noch eins. das auftreten verschiedener langer verse ist nur im gesangsvers auffallend, wo eine responsion gefordert wird, im gesprochenen verse können aber die mannigfaltigsten perioden mit einander wechseln, wie es in der neueren dichtung durchaus der fall ist. die gerade tactzahl wird allerdings im gesangsvers gewöhnlich angewendet, nicht aber im sprechvers. mir würde es unerträglich klingen, wollte man in Goethes 5füßigen jamben mit einer pause den 6 füß ausfüllen. das verbietet schon das häufige enjambement. diese frage kann sehr wol durch experimentelle beobachtung entschieden werden, und ich will getrost abwarten, was sich dann ergibt.

Leipzig.

HERMAN HIRT.

ZUR ISLÄNDISCHEN HECTORSAGE.

Diese saga hat bisher wenig beachtung gefunden, vielleicht infolge des absprechenden urteils, das Arne Magnusson über sie fällt ('de Hectore quodam, non genuino illo Graecis celebrato, sed altero, in Islandia, ni fallor, primitus efficto, ineptissimam fabulam', bei Nyerup Morskabsl. 39). die vorbereitungen zu einer ausgabe der saga, die mich zur zeit beschäftigen, geben mir gelegenheit, einen beitrug zu dem im Arkiv f. n. fil. 1, 62 ff von GCederschiöld herausgegebenen isländ. Allra kappa kvæði zu liefern und eine reihe der in dem liede aufgezählten heldennamen, die der herausgeber ihrer herkunft nach noch nicht bestimmen konnte, der Hectorsage zuzuweisen. der inhalt dieser selbst ist kurz folgender: aus dem königlichen geschlechte des Priamus, das nach dem falle Trojas sich über Asien verbreitet, entstammt der mächtige herscher Karnocius. seiner gemahlin erscheint während ihrer kindesnöte im traume der trojanische Hector; er ermächtigt sie, dem kinde, das sie gebären würde, seinen namen beizulegen, und prophezeit dem knaben glänzenden heldenruhm. der junge prinz wird sorgfältig erzogen; bei seiner schwertleite besiegt er sechs königssöhne, die von da ab seine nächste umgebung bilden und mit ihm auf seinem prächtigen schlosse

hausen. nach einiger zeit verabreden sich die jungen helden, getrennt auf abenteuer auszuziehen und nach zwölf monaten auf demselben schlosse wider zusammenzutreffen. ihre fahrten werden nun der reihe nach geschildert. der name des ersten und unbedeutendsten unter den gefährten des Hector findet sich nicht im Akkv., dagegen erscheinen die übrigen fünf vereint in strophe 6 des gedichtes (Florencius, Fenacius, Alanus, Trancival, Aprival). hiernach ist die vermutung Cederschiölds, dass mit dem in strophe 1 erwähnten Ektor der held unserer saga gemeint sei, wahrscheinlich genug. ein einziger nur von diesen sieben rittern kehrt am verabredeten tage nicht zum schlosse Hectors zurück, Aprival, der in die gefangenschaft des königs Troilus geraten ist. dessen sohn Aeneas bietet mit seinen sechs heergesellen das gegenbild zu Hector und seiner umgebung. zur befreiung Aprivals zieht Hector mit seinen freunden an der spitze eines gewaltigen heeres gegen Troilus und schliesst diesen in seiner feste ein. es entbrennt eine furchtbare schlacht, der könig muss mit den seinen in die stadt zurückflüchten. Aprival vermittelt eine versöhnung, Hector erhält die hand Trobils, der schönen tochter des königs Troilus und reitet in freuden heim. einer der helden des Aeneas, und zwar der gewaltigste, ist der im Akkv. 6, 7 erwähnte Belus.

Die aufzählung dieser namen im Akkv. ist ein beweis für die beliebtheit, der sich die Saga frá Hektor oc kóppum hans erfreute; dafür spricht denn auch die verhältnismässig grosse anzahl der uns erhaltenen handschriften (JThorkelsson Om digtn. på Island i det 15 og 16 årh. s. 301). ob die saga in Island selbst erfunden oder nach einer fremdländischen vorlage bearbeitet ist, möge vorläufig dahingestellt bleiben; bisher ist es mir noch nicht gelungen, eine französische quelle, an die man zunächst zu denken hätte, aufzufinden. indem ich mir vorbehalte, auf diese frage zurückzukommen, begnüge ich mich hier damit, auf einige romanische erweiterungen und fortsetzungen der Trojasage hinzuweisen, mit denen die isländische Hectorsage am ersten verglichen werden kann. Hector wurde dadurch, dass sich die mittelalterliche tradition an Dares anschloss, weit über Achilles erhoben; an seine person knüpfte denn auch die neu schaffende phantasie mit vorliebe an. das altfranzösische lied von Hector und Hercules schildert ein ereignis, das vor dem grossen krieg

angesetzt wird: Hector besiegt im einzelkampfe den Hercules und rächt so den tod Laomedons (Bartoli I codici francesi della biblioteca Marciana di Venezia 16 ff; WMeyer Zs. f. rom. phil. 10, 363; im Troj. kriege des pseudo-Wolfram von Eschenbach, von dem Greif Die mittelalt. bearb. d. trojanersage 125 ff einen kurzen auszug gibt, kommt auch ein kampf zwischen Hector und Hercules vor, der aber hier irrtümlich den kämpfen vor Troja eingereiht ist). breiter angelegt als dieses gedicht aus der vorgeschichte des grossen kampfes zwischen Trojanern und Griechen sind die fortsetzungen. dass man schon früh darauf bedacht war, das heldengeschlecht des Hector nicht aussterben zu lassen, zeigt eine stelle im Roman de Troie des Benoit in recht bezeichnender weise: Andromache hat von Hector

deus biax enfanç,
li ainz nez n'avoit que V anz.
Landomata ot non li uns
li altre ot non, ço dit l'escriz,
Astarnantes. (v. 15193 ff)

Astarnantes (Astyanax) stirbt, aber Landomata, dessen name nach Laomedon gebildet wurde, ist offenbar eingeführt, um den fall Trojas zu überleben und dem geschlechte des Hector neuen, königlichen glanz zu geben. der roman, welcher auf diese weise die Trojasage kyklisch erweitert, ist in prosafassung erhalten, vgl. PParis Les mss. franç. de la bibliothèque du roi vi 348; über eine italienische bearbeitung s. Gorra Testi inediti di storia trojana 244. den rachezug der nachkommen des Priamus, die von helden der tafelrunde unterstützt werden, schildert eine abenteuerliche prosaische erzählung, von der Gorra aao. 248 nachricht gibt (ebenso bildet die Vengeance d'Alexandre die fortsetzung der Alexandersage); in diesem italienischen romane tritt, wie in der isländischen saga, ein Hector unter den nachkommen des trojanischen königshauses auf. diese beispiele mögen zur andeutung genügen, welcher gruppe der mittelalterlichen dichtungen die nordische Hectorsage angehört. vielleicht geben meine zeilen veranlassung zu weiteren mitteilungen: es scheint noch nicht ausgeschlossen, dass auch die Hectorsage wie andere lygisogur sich als bearbeitung eines fremden originals erweist.

Göttingen, 22 april 1894.

RUD. MEISSNER.

OTFRIDSTUDIEN.

II

Zur vorläufigen verständigung über die nachlese von quellen für Otfrids evangelienbuch, die ich im folgenden vorlege, bemerke ich, dass sie zunächst gewonnen ist aus der stärkeren ausnutzung der evangelien, sowie derjenigen schriften, die hauptsächlich von Kelle, dann aber auch von Piper, Erdmann, Loeck (Die homilien-sammlung des Paulus Diaconus die unmittelbare vorlage des Otfridischen evangelienbuches, Kiel 1890) und anderen nachgewiesen worden sind. auch übereinstimmung zwischen einzelnen worten und wendungen habe ich hervorgehoben. ferner sind von mir eine anzahl bisher unberücksichtigter schriften herangezogen worden, worunter insbesondere der Matthäuscommentar des Paschasius Radbertus zu erwähnen ist, welcher der zeit nach sehr wol von Otfrid benutzt worden sein kann. ich bin keineswegs der ansicht, dass alle von mir beigebrachten stellen wirklich von Otfrid gelesen und in seinem werke verwertet wurden; es genügt mir in manchen fällen, einen gedanken Otfrids bei den schriftstellern seiner zeit aufzuzeigen, und wenn da nicht, sogar überhaupt in der kirchlichen tradition des mittelalters. ich citiere noch Haymo von Halberstadt als autor, obzwar mir bekannt ist, was von Hauck und neuestens vornehmlich von Valentin Rose in seinem unübertrefflichen katalog der Berliner Meermannhandschriften dawider eingewendet worden ist. auch ich glaube nicht mehr an Haymo, muss aber in ermangelung eines anderen sicheren namens einstweilen die bisher ihm zugeschriebenen werke unter dem seinen anführen. ebenso nenne ich noch Beda als verfasser des vielgebrauchten Matthäuscommentars und der ihm beigelegten redaction von Alcuins Johannescommentar. die fragen nach der urheberschaft dieser und anderer noch ungedruckter alter evangeliencommentare, sowie nach ihrem gegenseitigen verhältnis, handle ich in dem nächsten abschnitte meiner arbeit.

Bei meinen anführungen setze ich stets Erdmanns große Otfridausgabe voraus, habe jedoch allerorts, wo es mir nötig schien, auf die mitteilungen von Kelle und Piper in ihren ausgaben zurückgegriffen. die dedicationen und das erste capitel von Otfrids werk bleiben hier fürs nächste unerörtert, weil sie zusammen für sich im vierten teile untersucht werden. eine knappe tabelle zur

übersicht des bis jetzt vorgebrachten quellenmaterials zu Otfrid beschließt diesen zweiten abschnitt. — die lateinischen citate, soweit sie nicht aus der bibel stammen, beziehen sich auf Mignes Patrologia Latina in 221 bänden (217 + 4), Paris 1843—1887; in den wenigen fällen, wo andere ausgaben benutzt werden mussten, ist das ausdrücklich angegeben.

ERSTES BUCH.

2. Solche anrufungen gottes am beginne eines werkes finden sich bei schriftstellern aus der zeit Otfrids nicht selten, zb. bei Walafrid Strabo, Angelomus usw. übrigens wurde der 69 Ps., der mit den worten anhebt: *Deus, in adiutorium meum intende; Domine, ad adjuvandum me festina*, von den Benedictinern täglich gebetet und legte also eine solche einleitung dem dichter nahe. — 3 ff die Ps.-stelle 50, 17 ist auch von Beda im Marcuscommentar zu der erzählung von der heilung des blindgeborenen angezogen 92, 204 D. sie ist übrigens der regelmässige eingang des breviergebetes. — 20 Ps. 50, 11 steht: *dele omnes iniquitates meas*, also braucht der plural des textes nicht vom schreiber, er kann auch vom dichter herrühren. vielleicht sind die nächstfolgenden gedanken durch Ps. 50, 12 angeregt: *cor mundum crea in me, Deus, et spiritum rectum innova in visceribus meis*. der 50 Ps. gehört überhaupt zu den täglichen gebeten der Benedictiner. — vielleicht lässt sich annehmen, dass manche der in diesem abschnitt ausgesprochenen gedanken durch die Benedictinerregel selbst angeregt wurden, insbesondere durch den prolog, dessen sätze ja den ordensgliedern aufs innigste vertraut waren. so heisst es dort im ersten absatz (66, 216 D): *imprimis, ut quidquid agendum inchoas bonum, ab eo perfici instantissima oratione deprecas*. — zu v. 15 ff vgl. das citat Ps. 33, 14: *prohibe linguam tuam a malo et labia tua, ne loquantur dolum*, das der prolog 217 B enthält. zu v. 17 f. 25 f vgl. prolog 218 A: *qui timentes Dominum de bona observantia sua non se reddunt elatos; sed ipsa in se bona non a se posse, sed a Domino fieri existimantes, operantem in se Dominum magnificant, illud cum propheta dicentes: 'non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam'* (Ps. 113, 1). — zu 23 vgl. (außer Sap. 1, 6: *quoniam Deus cordis illius scrutator est verus et linguae ejus auditor*) Ben. R. cap. 7 (66, 371 D): *demonstrat nobis hoc propheta, cum in cogitationibus nostris ita Deum semper praesentem ostendit*,

dicens: 'scrutans corda et renes Deus' (Ps. 7, 10). et iterum: 'Dominus novit cogitationes hominum, quoniam vanae sunt' (Ps. 93, 11) usw. — zu 37 ff. 43—46, dann dem schluss des abschnittes überhaupt vgl. den zweiten teil des prologes der Ben. R. 218 A—D.

8. 1 ff die hervorhebung der namen aus dem alten testamente fällt in der sache mit der sonderung der weltalter zusammen, Otfrid bringt also hier dasselbe wie der verfasser des Heliand im eingange seines werkes. vgl. Sedulius Scotus *Expositio in argumentum evang. Matthaei*, 103, 275 f. Abraham und David hebt schon Matthaeus selbst heraus v. 1: *fili David, filii Abraham*. in derselben weise wie Otfrid beurteilt Christian von Stablo in seiner *Expositio in Matthaeum* (die auch von Walafrid Strabo bei seiner *Glossa ordinaria*, zb. eben zu der stelle 114, 65, stark benutzt wurde) die hervorgehobenen, 106, 1267 AB. — 23 ff diese dreiteilung ist keineswegs, wie Erdmann zu vermuten scheint, Otfrids eigentum; sie findet sich bei Beda im *Matthäuscommentar* (92, 11 A): *iste vero numerus quaterdenarius ter positus triplicem Israelitici populi historice demonstrat distinctionem, quarum prima sub patriarchis et sacerdotibus et iudicibus fuit ante reges; secunda sub regibus et prophetis et sacerdotibus; tertia sub ducibus et prophetis et sacerdotibus post reges* (= Rabanus Maurus *Matth.-comm.* 107, 745 A. vgl. Walafr. Strabo *Glossa Ord.* 114, 68 D und ganz ebenso die dem Rabanus Maurus zugeschriebene [s. darüber Kunstmann s. 153 anm.] homilie über den *Liber generationis* Migne 110, 465 A). man sieht, dass Otfrid aus jeder dieser drei gruppen nur die zuerst genannten gewählt hat, vgl. Schade *Altd. wb.* 1307^b unter *swadhta*. — 27 ff die angeführte Isaiasstelle bringt Ambrosius im *Lucascomm.* bei 15, 1675 A (vgl. Cassiodor *Expos. in ps.* 79, 70, 582). er sagt auch 1642 A: *radix enim est familia Judaeorum, virga Maria*. so nennt Gregor ebenfalls die patriarchen bäume, deren frucht Christus ist, *Moral. xxiii* 1. 76, 251 A f. der grund, den Erdmann aus Beda anführt, weshalb hier Maria, nicht Joseph, genannt wird, steht schon im *Matth.-comm.* des Hieronymus 26, 24 B. — 29 ff wie alles vorangehende auf Maria abzielte, zeigt Rabanus Maurus im *Matth.-comm.* 107, 732. — 31 knüpft sich wol daran, dass 'Maria' syrisch 'domina' heisst, wie die commentatoren alle seit Hieronymus erwähnen, vgl. Beda zu Lucas 92, 316 D: *syriace vero Domina vocatur, et merito, quia et totius mundi Dominum*

et lucem saeculis meruit generare perennem. vgl. die von Rabanus Maurus dabei citierten verse 107, 744 C. — 36 diese umschreibungen von zahlen sind nicht zuerst von Otfrid gegeben, wie Erdmanns anm. zu meinen scheint, sondern finden sich ebenso bei den kirchenvätern, ja in der altchristlichen lateinischen poesie überhaupt. es citieren übrigens Kelle, Piper und Erdmann den commentar des Rabanus Maurus zu dieser stelle nicht weit genug, die angabe von 11 X 7 steht auch bei ihm und zwar sehr bestimmt 107, 747 A: *denarius quippe tanquam justitiae numerus in decem praeceptis legis ostenditur. porro peccatum est legis transgressio, et ubique transgressio denarii numeri congruenter undenario figuratur.* — *ac per hoc, quia universum tempus* (vgl. v. 35) *septenario dierum numero volvit, convenienter undenario septies multiplicato ad numerum septuagesimum et septimum cuncta peccata perveniunt.* — 41 f vgl. Beda im eingange seines Matthäuscommentares 92, 9 A zum namen Jesu Christi: *et rex omnium regum, in cuius nomine omne genu flectitur.*

4. 1 vgl. Petrus Chrysologus Sermo nr 89, Migne 52, 451: *tempus memorat regis nefandi.* — 3 f der accent auf *thane* scheint mir (anders als Erdmanns anm.) zu beweisen, dass Otfrid die hebräische sitte im bewusten gegensatz zur gewünschten ehelosigkeit der priester seiner eigenen zeit anführte. er mochte dazu nicht bloß durch die historischen erörterungen Bedas im Lucascommentar 92, 309 bestimmt sein, sondern hauptsächlich durch dessen sätze, ebenda 314 A: *hoc est quod dixi, quod vicis suae tempore pontifices, templi tantum officiis mancipati, non solum a complexu uxorum, sed ab ipso quoque domorum suarum abstinerent ingressu. ubi nostri temporis sacerdotibus, quibus semper altari servire jubetur, perpetuo servandae castitatis exemplum datur. quia enim tunc sacerdotalis ex stirpe Aaron successio quaerebatur, necessario tempus substituendae soboli procurabatur. at quia nunc non carnalis successio, sed perfectio spiritalis inquiritur, consequenter sacerdotibus, ut semper altari queant assistere, semper ab uxoribus continendum, semper castitas observanda praecipitur.* vgl. Walafr. Strabo Glossa ord. 114, 246 B. *biscof* übersetzt das von den commentatoren und kirchenschriftstellern zumeist für Zacharias angewendete *pontifex*. — 11 ff Beda citiert in seiner homilie In vigiliis S. Joannis Baptistae 94, 205 D die stelle Levit. 16, 33 f: *expiabit autem pontifex sanctuarium et tabernaculum testimonii*

atque altare, sacerdotes quoque et universum populum; eritque hoc vobis legitimum sempiternum, ut oretis pro filiis Israel et pro cunctis peccatis eorum semel in anno'. — 20 ist eigentlich kein zusatz, sondern aus dem hierher geschobenen *hora incensi* entnommen. — 43 f die zweiteilung ist wahrscheinlich auf die anregung von Bedas homilie 209 C zurückzuführen. — 46 die stellen Isai. 40, 3. Matth. 3, 3 sind auch im Lucascommentar des Ambrosius angezogen 15, 1627 C. — 47 f vgl. Bedas Lucascommentar 92, 313 C: *ob altitudinem promissorum haesitans signum, quo credere valeat, inquiri* —. 49—56 vgl. Ambrosius, Sermo nr 50 (17, 730 B): *cum essent pater ejus Zacharias et mater ejus Elisabeth aetatis senectute defessi et nulla filiorum prole gauderent, procreandi etiam illis liberos tempus florentissimum praeteriisset, ita ut de suscipienda jam sobole ipsam etiam eos vota deficerent*. — die beschreibung der zeichen des alters ist besonders eingehend in den sermonen des Petrus Chrysologus nr 86—92 De annuntiatione et conceptione D. Joannis Baptistae (52, 441 ff). dort wird übrigens auch eine der Otfridischen verwante milde auffassung von Zacharias vorgetragen, bes. s. 441 f und 447. — 71 ff vgl. den Fulgentius zugeschriebenen sermon De natali S. Joannis Baptistae (nr 56, 65, 927 A): *intus angelus cum homine sacerdote sermonem coelesti tuba miscebat, non credentem condemnabat, et foris orans populus de tarditate sacerdotis nimium cogitabat. egressus est sacerdos mutus et incredulus, melius nova lingua fidei locuturus. populus exspectabat responsum, non intelligens sacramentum. stupet grande miraculum. ille digitis annuebat, tantummodo volens digitis et motibus indicare, quod non crediderat sensibus*. kleine einzelzüge der darstellung Otfrids lassen sich noch in Bedas Lucascommentar und seiner angeführten homilie nachweisen. — 83 f vgl. Augustinus, Sermo 289, In natale Joannis Baptistae III. (38, 1308); Haymo v. Halberstadt, Homiliae de sanctis nr 2 (118, 757 D). — 85 f von Ambrosius im Lucascommentar und in der erwähnten homilie geht diese in der späteren litteratur gewöhnliche erklärung von Elisabeths verborgenheit aus.

5. 5 vielleicht ahmt die stelle den poetischen stil der Lateiner nach, vgl. zb. Paulinus von Nola De S. Joanne Bapt., 61, 442 ff und 132 f (Gabriel nach der botschaft an Maria): *dixerat, et visus pariter terrasque reliquit, assuetum sibi facili petet aethera nisu*. — 8 *bi barne* enthält einen hinweis auf die aufzählung in der ge-

schlechtsliste bei Matthäus. — 19 *forasagun*, weil der satz bei Luc. 1, 31: *ecce virgo concipiet et pariet filium et vocabitur nomen ejus Emmanuel* (vgl. Matth. 1, 23) auch bei Isai. 7, 14 sich findet. — 21 gemäß den von Anselm Salzer Die sinnbilder und beiworte Mariens (vollständig 1893) s. 222 ff gesammelten stellen bedeutet *wiza* hier ohne zweifel nicht die farbe, sondern *fulgens, splendida*. vgl. dazu Paulus Diaconus, Homil. II 45 (95, 1490 ff). — 9 ff die ausmalung der tätigkeit Marias ist von Otfrid nach dem Evangelium Pseudo-Matthaei (nicht nach den Narrationes ed. Schade) ed. 2 durch vTischendorf (vgl. Schade Liber de infantia Mariae et Jesu Christi Salvatoris s. 23) vorgenommen worden, besonders kommen folgende stellen in betracht: cap. 4 s. 61: *Joachim et Anna — offerentes hostias domino tradiderunt infantulam suam Mariam in contubernium virginum, quae die noctuque in Dei laudibus permanebant*. — cap. 6 s. 63: *insistebat autem operi lanificii, et omnia, quae mulieres antiquae non potuerunt facere, ista in tenera aetate posita explicabat. hanc autem regulam sibi statuerat, ut a mane usque ad horam tertiam orationibus insisteret; a tertia autem usque ad nonam textrino opere se occuparet; a nona vero hora iterum ab oratione non recedebat usque dum illi angelus Domini appareret, de cujus manu escam acciperet, et melius atque melius in Dei laudibus perficiebat. denique cum senioribus virginibus in Dei laudibus ita docebatur, ut jam nulla ei in vigiliis prior inveniretur, in sapientia legis Dei eruditior, in humilitate, in carminibus Davidicis elegantior*. — s. 64: *et erat sollicita circa socias suas, ne — aliqua in risu exaltaret sonum suum* (vgl. v. 9 *drû-renta*). — cap. 7 s. 65: *Maria dixit illis (pontificibus): — haec ego didici in templo Dei ab infantia mea, quod Deo cara esse possit virgo. ideo hoc statui in corde meo, ut virum penitus non cognoscam* (= v. 39 f). — cap. 8 s. 70: *tunc Joseph accepit Mariam cum aliis quinque virginibus, quae essent cum ea in domo Joseph. — quibus datum est a pontificibus sericum et iacinthum et byssus et coccus et purpura et linum* (= v. 11). *miserunt autem sortes inter se, quid unaquaeque virgo faceret: contigit autem, ut Maria purpuram acciperet ad velum templi Domini*. — cap. 9 s. 71: *iterum tertia die cum operaretur purpuram digitis suis, ingressus est ad eam juvenis, cujus pulchritudo non potuit enarrari. quem videns Maria expavit et contremuit* (vgl. 17 f). vgl. dazu noch Aldhelms gedicht auf einen Marienaltar (89, 291 BC). wie fest die tradition

der darstellung geworden ist, zeigen die von mir herausgegebenen Altd. pred. 3, 30 f. — übrigens scheint auch der Lucascommentar des Ambrosius benutzt zu sein, aus dem das entsprechende stück in den Homiliarius des Paulus Diaconus, De Sanctis als nr 14 aufgenommen wurde. vgl. zb. zu v. 17 f Ambrosius (15, 1636 B): *et ideo cum verecundia, cum pavebat — erubescibat ergo Maria.* — v. 23 f Ambrosius 1636 C: *hic autem quasi Deus magnus: 'magnus enim Dominus et laudabilis nimis, et magnitudinis ejus non est finis'* (Ps. 144, 3). vgl. zu der stelle übrigens noch die schrift De nativitate Mariae ed. vTischendorf, Evang. Apocr. s. 121, cap. 9. — 25 f Ambrosius 1637 A: *Dominus autem Jesus idem est finis atque principium. — primus est Filius, et ideo coaeternus; habet enim Patrem, cum quo sit aeternus.* — 53 ff Ambrosius 1638 C: *etenim si ascenderis in coelum, Jesus illic est; si descenderis in infernum, adest. — abyssos opinione si penetres, illic quoque Jesum videbis operari. — ubi ergo non est, qui coelestia, inferna et terrena complevit? bene ergo magnus, cujus virtus mundum replevit, qui ubique est et erit semper, quia 'regni ejus non erit finis'.* — 61 f auch Ambrosius 1636 C citiert die hier übersetzte stelle Luc. 7, 28: *'major inter natos mulierum propheta Joanne Baptista nemo est'.* — 67 ff Ambrosius 1639 C: *vide humilitatem, vide devotionem! ancillam se dicit Domini, quae mater eligitur.* — der commentar des Ambrosius ist die quelle für Bedas Homil. i in festo annuntiationis B. Mariae = Paul. Diac. Homil. i 9 (94, 9 ff), aber nicht für Bedas Lucascommentar an dieser stelle. doch hat die homilie manches eigentümliche, das hier anzuführen ist, zb. zu v. 21 Beda 11 A: *et ipsa quasi sidus eximium inter fluxus saeculi labentis gratia privilegii specialis refulsit.* — zu 23 ff vgl. Beda 12 A. — 26 Beda 11 C: *confitere eundem etiam Deum verum de Deo vero et aeterno Patri filium semper esse coaeternum.* — 27—32 Beda 11 D: *sedem David regnum dicit Israeliticae plebis, quod suo tempore David, jubente pariter et juvante Domino, fideli devotione gubernavit. dedit ergo Dominus Redemptori nostro sedem David patris ejus, quando hunc de genere David incarnari disposuit, ut populum, quem David temporali rexit imperio, ipse gratia spiritali ad aeternum proveheret regnum.* — wie Otfrid dazu kam, v. 51 ff die stellen aus der Apokalypse mit seiner schilderung der annuntiatio zu verknüpfen, sieht man aus dem sermon Leos des grossen nr 22 (54, 197 A—C), der auch bei Paul. Diac. 1, 24

steht. vgl. ferner Haymos commentar zur Apokalypse 20, 1 ff (117, 1181 ff).

6. 1 f ähnlich bietet des Ambrosius Lucascommentar 15, 1640 D, 1641 A (nicht wie Loeck s. 8 will, 1640 C): *in montana virgo cum festinatione, virgo officii memor, injuriae immemor, affectu vigente, non sexu, relicta perrexit domo.* — 2^b Ambr. 1641 A: *mansit apud cognatam.* — zu 3^b ist vielleicht Bedas Homil. nr 2 (94, 16A = Paul. Diac. Homil. 1, 9) zu vergleichen: *illa (Elisabeth) salutantem (Mariam) quae esset agnovit et ut matrem Domini sui debita cum benedictione venerata est.* — 11 f Ambr. 1641 C: *Joannes prior gratiam sensit, — iste Domini sensit adventum.* —

7. Das stück ist besonders getreu nach dem evangelium gearbeitet, weil es worte Marias enthält, die als Canticum Magnificat einen abschnitt für sich bilden und im brevier Ad laudes matutinas recitiert werden. — zu 1 f vgl. Beda, Homil. 2 = Paul. Diac. Homil. 1, 9. 94, 18A): *audita ergo responsione Elisabeth — (Maria) non amplius tacere potuit dona, quae perceperat, sed quae semper animo gerebat, ubi aptum tempus invenit, etiam devota oris professione patefecit. — mox ipsa etiam thesaurum coeli, quem in corde servabat, aperuit. — cujus corporali conceptione gaudebat.* — 3 f der hier angedeutete unterschied zwischen geist und seele wird auch in den Lucascommentaren von Ambrosius und Beda hervorgehoben. vgl. ferner Rabanus Maurus Comm. in Cantica 112, 1162B. De Universo lib. 6 cap. 1: de homine et partibus ejus, 111, 139ff. aus der späteren litteratur nur beispielsweise den tractat Hugos von St. Victor über das Magnificat. — 12^b Erdmanns erklärung scheint mir nicht zutreffend. vielmehr glaube ich, dass *timere* = *credere* zu nehmen ist in anlehnung an Bedas erwähnte homilie 94, 19A: — *vel certe omnium per orbem nationum, quas in Christo credituras esse praevidebat.* — 17^b der zusatz *in éoon* scheint aus Beda aao. 20B zu stammen: *qui aeterna perfecte nunc esuriunt, satiabuntur.* — 19 hängt wol ab von Bedas erklärung 20 D: *quo nomine omnis redemptorum hominum coetus designatur, propter quos, ut Deum videre valeant, ipse Deus apparuit.* — 20 vgl. Beda 21 B: *nullus fidelium dubitat, qui ad dandam nobis benedictionem perpetuam de stirpe Abraham ad nos venire dignatus est.* — 25 f vgl. Beda 21 D: *exempla beatae Dei genitricis Mariae semper animo retineamus, ut et in*

conspectu Dei humiles inventi et proximis quoque honore debito submissi mereamur una cum ipsa perpetuo sublimari. — nam et optimus ac saluberrimus in sancta ecclesia mos inolevit, ut hymnus ipsius (Mariae) quotidie cum psalmodia vespertinae laudis ab omnibus canatur. — memoriam beatae Mariae congruis veneremur officiis — adjuvante ipso ad facienda opera spiritualia — qui dare voluit unigenitum suum. vgl. noch den schluss des commentares des Rabanus Maurus zum Magnificat 112, 1164 A.

8. 2 vgl. das Evangelium Pseudo-Matthaei cap. 10 (Tischendorf s. 71): *reversusque (Joseph) in domum suam invenit Mariam praegnantem. et totus contremuit et positus in angustia —. De nativitate Mariae cap. 10 (Tischendorf s. 121): aestuare itaque animo et fluctuare coepit: neque enim eam traducere voluit, quia justus erat; neque fornicationis suspicione involvere, quia pius. itaque cogitabat clam dissolvere conjugium et occulte dimittere eam. — 13 f 21 außer den von Loeck s. 8 f angeführten stellen gehört aus der homilie des Origenes (bei Paul. Diac. 95, 1164) noch dazu C: sed ideo illam dimittere volebat, quoniam virtutem mysterii et sacramentum quoddam magnificum in eadem cognoscebat, cui approximare sese indignum aestimabat. — 17 f Origenes 1164 C: ergo humilians se ante tantam et tam ineffabilem rem, quaerebat se longe facere. — dimittam eam, dicens, et a me longe faciam eam et a cognitione mea. — nec meae congruit indignitati. — 20 ff Origenes 1164 D: (angelus dicit): 'propterea ministra: serva, custodi, fer curam et huic, qui nascitur, et huic, quae generat.' — 21 Origenes 1165 A: 'ne timueris, ne trepidaveris, ne conturberis, sed securus et intrepidus accipe eam uxorem — sicut Creatoris omnium propriam'. — 27 Origenes 1165 D: 'virgo generat, et tu tunc genitum vocabis Jesum, quod interpretatur salvator'. — zu 25 f vgl. Beda, Homil. lib. 1 nr 5 (94, 32 D): — quando haec non alia esse, quam quae prophetae praedixerant, agnoscerent. — Rabanus Maurus hat in seinen Matthaeuscommentar große stücke aus der angezogenen homilie des Origenes aufgenommen. zb. 107, 749 AB.*

9. 4 vgl. Bedas Lucascommentar 92, 320 D: *habet sanctorum editio laetitiam plurimorum, quia commune est bonum. — 7 ff Beda Homil. 2, 14 (94, 212 B = Paul. Diac. Homil. 2, 22): Zachariae nomine — vocandum esse decernebant —. unde bene Zacharias 'memor Domini' interpretatur, quia videlicet memoriam antiquae observationis,*

quae ubique a Domino data est, figurate denuntiat. contendebant ergo de nomine nati prophetae hi, qui convenerant, et Zachariam hunc vocari satagebant. vgl. Haymo, Homil. de Sanctis nr 2 (118, 756 D): hi autem, qui convenerant, vicini et cognati vocabant eum nomine patris sui Zachariam, ut dignitas quae in patre sene et muto videbatur amissa, in filio recuperaretur. — 15 Beda 212 C: quasi Elisabeth de nomine Joannis viva voce confirmat. — 16^a ist nachgebildet dem: hic est filius dilectus meus. — 15 ff vgl. Origenes, 9 homilie zu Lucas 26, 253: congratulabantur matri ejus vicini et cognati et volebant in honorem patris puero nomen ponere, ut vocaretur Zacharias. porro Elisabeth, sancto Spiritu suggerente, aiebat: 'Joannes est nomen ejus'. deinde cum illi causas justas quaererent, cur Joannes potissimum vocaretur, cum in genere ipsius nullus haberet hoc nomen —. lingua laxata est —. vinxerat enim eam incredulitas. — 27 f vgl. Haymo 757 C: et mirati sunt universi de tali scilicet concordia, quod mater verbis et pater scriptis in nomen filii concordarent. — 33 f, 37 f vgl. Haymo 758 A: non solum admiratione, verum etiam timore corda eorum commota sunt.

10. Zu dem stück ist besonders des Origenes 10 Lucas-homilie zu vergleichen 26, 253 ff. — 2 Origenes 253 C: duas prophetias generaliter nuntiat — primam de Christo, alteram de Joanne. — 5 Orig. 254 A: de Christo prophetavit dicens — in quo cornu? in Christo Jesu —. non putemus nunc de corporalibus inimicis dici, sed de spiritalibus. venit enim Dominus Jesus fortis in praelio, destruere omnes inimicos nostros, ut nos de insidiis eorum liberaret. — 11 ff Origenes 254 B: ego puto quod in adventu Domini Salvatoris et Abraham et Isaac et Jacob fructi sint misericordia Dei. — adventus illius etiam majoribus profuit. — 14 Origenes 255 A: porro adventus Domini Jesu de manu inimicorum absque timore nos eruit. also wird nach gabi ein beistrich zu setzen sein, der übrigens auch schon durch den biblischen text gefordert wird. — 27 Origenes, Homil. nr 11 (26, 257 B): aliud est 'crescebat', aliud 'confortabatur'. infirma est humana natura et, ut fieri possit fortior, divino auxilio indiget. — ferner vgl. zu 9 f Bedas Lucascommentar 92, 325 D: omnes autem, qui oderunt nos, vel homines perversos, vel immundos Spiritus significat. — zu 21 ff Beda, Homil. 2, 14 (94, 214 A): invenit ergo nos sedentes in tenebris et in umbra mortis, hoc est, longa peccatorum et ignorantiae caecitate depressos atque hostis antiqui fraude deceptos.

— 28 ist der wald vielleicht nahe gelegt durch *mel silvestre*, die speise Johannes des Täufers nach Matth. 3, 4.

11. Schon früh (vgl. Erdmann anm. zu v. 3) ist die machtfülle des imperator Augustus an dieser stelle von der kirchlichen litteratur beschrieben worden. das zeigt zb. der Lucascommentar des Ambrosius (15, 1646 f), der Augustus mit Christus vergleicht und biblische sätze (wie Ps. 23, 1: *Domini est terra et plenitudo ejus, orbis terrarum et universi qui habitant in eo*) dabei heranzieht. Otfrid scheint hauptsächlich durch Bedas Lucascommentar 92, 327 f angeregt worden zu sein. es bildete sich für diese beschreibung eine feste tradition, vgl. aufer der von Erdmann angeführten stelle in des Rabanus Maurus Matth.-comm. auch die späte überlieferung des Honorius Augustodunensis im Spec. Eccl., Migne 172, 817 B. — 3 die censusboten stehn schon in der erweiternden darstellung des Ambrosius. vgl. auch die (bei Paul. Diac. Homil. 1, 19 aufgenommene) homilie, die Beda zugeschrieben wird: *In galli cantu natalis Domini* 94, 334 D. — 7 ff vielleicht ist bei diesen versen und 21 f schon an die überlieferung gedacht, wonach die todesstrafe auf verweigerung des census stand. — 29 ff vgl. noch die dichtung in dem briebe eines namenlosen Schotten: Aldhelm Epist. 5 (Migne 89, 97) in hexametern teilweise mit alliteration. — 30 ob *einmāri* nicht blofs *primogenitus* widergeben soll? vgl. die erklärung in der erwähnten homilie Bedas 336 C und Bedas Lucascommentar 92, 331 A. — 37^b vgl. Maximus Taurinensis Homil. nr 11, (57, 246 A): *Christus, ut rerum potens, virginibus nutritur uberibus*. sie steht auch bei Paul. Diac. Homil. 1, 25. — 39 ff vgl. Alcuin Sermo de nativitate perpetuae virginis Mariae 101, 1306 C: *o dilectissimi, quas laudes huic beatæ virgini fragilitas nostra referre potest? — si valeamus, filioli, tentemus, prout possumus, ei laudem proferre dicentes: — o quam beata mater, quæ Christum Dominum regem sanctum gloriæ meruit generare! o quam beati pedes, qui Christum meruerunt sustinere! o quam felicia ubera, quæ auctorem et redemptorem mundi lactaverunt! o ineffabilis virgo! portabatur a te, qui te fecit! continebatur in gremio tuo, qui regebat universum mundum! sustinebatur a te gubernator orbis!* vgl. das Pange lingua des Venantius Fortunatus, 5 strophe: *Vagit infans inter arcta conditus praesepia, membra pannis involuta virgo mater alligat et pedes manusque crura stricta cingit fascia.* — 41 ff. eine ähnliche zerlegung gibt,

verbunden mit deutungen, die erwähnte homilie Bedas 336 D. — 61 f vgl. Maximus aao.: *Christus nos suo praelio in regnum proprium diabolica de captivitate revocavit.* vgl. dazu Ambrosius Sermo 3, In die natalis Domini 1 (17, 629 D): *voluit enim Christus pannis involvi, ut nos a laqueis mortis absolveret.*

12. 2 vgl. Bedas Lucascommentar 92, 331 D: *gregeque suam ab insidiis noctis custodiendo defendunt.* — 11 ff Beda 332 C hebt ebenso hervor: — *omni fidelium populo de cunctis tribubus, gentibus et linguis aeternum gaudium evangelizatur et magnum.* — 15 die ausdrückliche anführung Bethlehems geschieht wol im anschluss an Beda 332 A B, wo auf grund von prophetenstellen der ort der geburt Christi näher bezeichnet wird. — 25 ff mit recht zieht Piper hier Beda heran. — 27 f *arges willen* ist vielleicht veranlasst durch Beda 333 D: *optant (angeli) pacem hominibus — videlicet bonae voluntatis, — non autem Herodi 'non est enim pax impiis, dicit Dominus' (Isai. 48, 22).*

13. 5 f vgl. Bedas Lucascommentar 92, 334 B: *videamus quod pro nobis factum est, quod fecit Dominus et ostendit nobis.* die fügung von 5 ist vielleicht am besten zu verstehn, wenn man sich Joann. 1, 1, den Beda citiert, dazu denkt. — 6 Beda aao.: *quod enim non videre poteramus, dum erat Verbum, videamus factum, quia caro est.* — 7 f Beda 334 C: *festinant pastores —, tota mentis intentione videre adventum desiderant. — ideo pastores isti sine mora invenerunt —.* 15 f Beda 335 A: *a pastoribus populus ad Dei reverentiam cogitur.* — 17 ff Beda 335 D: *quid vult hoc quod dicit 'conferens'? debuit dicere, considerabat in corde suo et conservabat in corde suo, sed quia sanctas scripturas legerat et sciebat prophetas, conferebat ea, quae secum sunt acta de Domino, cum his, quae noverat a prophetis scripta de Domino.* darauf folgt die vergleichung des geschehenen mit den prophetenstellen, deren ergebnis v. 20 zusammenfasst: *et in his singulis atque huiusmodi conferebat, quae legerat, et comparabat his, quae audiebat et videbat.* — 21 ff Beda 336 B: *glorificant pastores et laudant Deum in omnibus, quae audierant ab angelis et viderant in Bethleem, sicut dictum est ad illos, id est, et in hoc glorificant, quod non aliud venientes invenerant quam dictum est ad illos.* — die ausmalung der ganzen scene hat hier schon etwas von der volkstümlichen auffassung in den weihnachtsspielen.

14. 2 f vgl. Bedas Lucascommentar 92, 336 C: *ritus (situ)*

et religio (wizôd) circumcisionis a beato Abraham patriarcha sumpsit exordium. — 4 ff Beda 338 B: *Jesus 'Salvator' interpretatur, cujus nominis etiam fideles et electi participes existere gaudent, ut sicut a Christo Christiani, etiam a Salvatore salvati nuncupentur, — quod illis a Deo vocabulum non solum priusquam in utero ecclesiae per fidem conciperentur, sed etiam ante tempora saecularia vocatum est.* — 9 ff die von Otfrid bearbeitete stelle ist Levit. 12, 2—4, die von allen commentatoren hier beigebracht wird ich kann nicht finden, dass die homilie des Rabanus Maurus hier dem texte Otfrids näher stünde, als Bedas commentar 341 B. — 16 Beda 341 B: *verum si legis ipsius verba diligentius inspexeris, profecto reperiens, quia non solum Dominus incarnatus, quantum a peccati contagione, tantum a conditione legis fuerit liber, — sed etiam ipsa Dei genitrix, sicut ab admistione virili, sic et a legali jure sit immunis.* — 17 ff Beda 341 C: *non ergo filius, qui cum homine Deus est, non mater, quae Spiritu sancto peperit, victimis hostiarum, quibus purgaretur, indigebat; sed ut nos a legis vinculo solveremur, sicut Dominus Christus, ita et beata semper virgo Maria legi est sponte subjecta.* — 21 ff Beda 341 D: *quod dicit 'omne masculinum adaperiens vulvam' et hominis et pecoris primogenitum significat, quod utrumque sanctum Domini vocari atque ideo sacerdotis esse praeceptum est.* — 24 überall in Bedas commentar werden die tauben als masculina gefasst, vielleicht dient das dazu, Erdmanns auffassung von *gimachon* zu bestätigen. — ohne zweifel steht Bedas Lucascommentar diesem abschnitte Otfrids näher als Bedas von Paul. Diac. Homil. 2, 9 aufgenommene homilie 1, 15 (94, 79 ff), beziehungsweise Rabans davon abgeschriebene homilie.

15. 1 ff die auffassung Simeons als eines greises ist schon dadurch gegeben, dass er bei Lucas mit der 80jährigen Anna gleichgestellt wird, sie ist aber auch aus seinen eigenen worten zu erschliessen. das ist vor Otfrid vielfach geschehen: das Evangelium Pseudo-Matthaei zb. sagt von ihm, er sei *annorum centum duodecim* gewesen. aus Bedas Lucascommentar ist dazu nicht (wie bei Piper geschieht) die stelle 92, 345 B: *ecce veteres posuisti dies meos* (= Ps. 38, 6), sondern 344 D anzuziehen, wo Simeon ausdrücklich als sehr alt bezeichnet wird: *ut grandaeui hominis gestetur totus in ulnis* (hexameter). *accipit Simeon Christum, veteranus infantem* (hexameter?). und weiter 345 A. vgl. Paul.

Diac. Hom. 2, 8 (95, 1462 A): *Simeon ille senex diu vixerat, cujus aetas comparata est Annae.* — B: *multum senex iste Simeon fuit ad audiendum serus, sed ad videndum maturus.* — 8 vgl. Bedas Lucascommentar 344 C: *quod, autem ait: 'et venit in Spiritu in templum' significat eum eadem Spiritus gratia, qua olim venturum praecognoverat, etiam nunc venientem et jam jamque a se videndum cognovisse Salvatorem.* — 16 vielleicht geht auch der ausdruck mit *dagon joh ginuhtin* auf die von Beda 345 B angeführte psalmenstelle zurück: *notum mihi fac, domine, finem meum et numerum dierum meorum quis est, ut sciam quid desit mihi. ecce veteres posuisti dies meos* (vulgata: *mensurabiles Ps. 38, 5f*). — 23 fassen Piper und Erdmann wunderlicher weise als Otfrids zusatz. es steht ja ausdrücklich (Erdmann führt den passus selbst unter dem text an) Luc. 2, 33: *et erat pater ejus et mater mirantes super his, quae dicebantur de illo.* und die bemerkung Otfrids über Josephs vaterschaft schließt sich an die stelle bei Beda 345 D: *patrem Salvatoris appellat Joseph, non quod vere juxta Plotinianos pater fuerit ejus, sed quod ad famam Mariae conservandam pater sit ab omnibus aestimatus. neque enim oblitus evangelista, quod eam de Spiritu sancto concepisse et virginem peperisse narraverit, sed opinionem vulgi exprimens, quae vera historiae lex est, patrem Joseph nuncupat Christi.* — 27—50 halten Kelle und Piper für die rede Simeons. das kann nicht richtig sein, denn Otfrid würde damit eine neue prophezeiung Simeons, also eine neue glaubenstatsache, geschaffen haben. besser sieht Erdmann 27—31, 45—50 als rede Simeons an, doch gehört wol auch 32 noch dazu, angesichts des commentares Bedas, der für die stelle 27—31 zu berücksichtigen ist, 346 A: *bene in resurrectionem, quia lumen est, quia gloria plebis Israel, quia dicit: ego sum resurrectio et vita: qui credit in me, etiam si mortuus fuerit, vivet, et omnis qui vivit et credit in me, non morietur in aeternum'* (Joann. 11, 25). *quomodo autem in ruinam! id est, ruinae his, qui offendunt verbum nec credunt.* — vielleicht ist 31^b zwischen zwei gedankenstriche zu stellen. — 33—40 geben den 3—7 artikel des apostolischen glaubensbekenntnisses wider (daher auch der sprung von 33 auf 34): 3 *qui conceptus est de Spiritu sancto, natus ex Maria Virgine.* 4 *passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus est.* 5 *descendit ad inferos, tertia die resurrexit a mortuis.* 6 *ascendit ad coelos, sedit ad dexteram*

Patris omnipotentis. 7 inde venturus est judicare vivos et mortuos. der anlass, diese haupttatsachen des glaubens hier vorzubringen, war einmal Simeons prophezeiung (im anschluss an den commentar Bedas), dann aber auch die gelegenheit der circumcisio an sich, die bei den juden an stelle der taufe und des dabei abzulegenden glaubensbekenntnisses steht, wie die commentatoren und prediger zu Luc. 2 hervorheben. — 40 *ih sagen thir thaz* nehme ich also als äusserung Otfrids zum leser. — nach 41^b ist eher doppel punct denn strich punct zu setzen. — 49 f Beda aao. 346 D: *incertum erat quondam, qui Judaeorum gratiam Christi, quam venturam utique noverant, recipere, qui autem respuere mallent. — ejus signo erecto hi quasi juste morti dati blasphemantes irrident, illi quasi vitae auctorem mori acriter dolent.* vgl. zu der ganzen stelle die homilie des Origenes bei Paul. Diac. Homil. 1, 42 (sie besteht eigentlich aus zweien, nr 16 und 17 zu Lucas, s. bei Hieronymus 26, 269 ff) 1184 A: *cogitationes erant malae in hominibus, quae propterea revelatae sunt, ut prolatae in medium perderentur et interfectae atque emortuae esse desinerent et occideret eas ille, qui pro nobis mortuus est. quamdiu enim absconditae erant cogitationes, nec prolatae in medium, impossibile erat eas penitus interfici.* die homilie Bedas 1, 15 (94, 79 ff = Paul. Diac. Homil. 2, 9) stimmt im ganzen weniger genau zu Otfrid als der commentar, doch enthält sie am schluss einen ausführlichen hinweis auf Christi kreuzestod und himmelfahrt. vgl. daraus noch folgende stelle 82 B: *et nunc enim Domino apparente revelantur ex multis cordibus cogitationes, cum lecto vel praedicato verbo salutis alii audientium libenter auscullant, — alii fastidientes quae audiunt non haec agendo patrare, sed his potius insultando nituntur contraire.*

16. Die anregung, Annas lebensweise zu schildern, die übrigen schon der evangelist gewährt, kann aus Bedas Lucascommentar entnommen sein (der widerum des Ambrosius Lucascommentar 15, 1656 f benutzt), wo es 92, 347 A heisst: *juxta historiam devotae conversationis et venerandae pariter aetatis dignaque per omnia, quae Domino incarnato testimonium ferret, Anna fuisse docetur.* — 347 D: *et ideo Anna et stipendiis viduitatis et moribus talis inducitur, ut digna plane fuisse credatur, quae Redemptorem venisse omnium nuntiaret.* — vgl. noch die ausführlichere darlegung bei Ambrosius Liber de viduis cap. 4 (16, 254) über

Anna. möglicherweise kannte Otfrid die stelle des vielverbreiteten buches: *docet enim Anna, quales deceat esse viduas, quae, immaturo mariti obitu destituta, maturae tamen remunerationem laudis invenit, non minus religionis officio quam studio castitatis intenta.* (es folgt Lucas 2, 36—38) *vides qualis vidua praedicetur, unius viri uxor, aetatis quoque jam probata processu, vivida religione et effeta jam corpore; cui diversorium in templo, colloquium in prece, vita in jejunio; quae dierum noctiumque temporibus indefessae devotionis obsequio, cum corporis agnosceret senectutem, pietatis tamen nesciret aetatem. sic instituitur a juventute vidua, sic praedicatur in senectute veterana: quae viduitatem non occasione temporis, non imbecillitate corporis, sed virtutis magnanimitate servaverit. etenim cum dicit septem annis eam fuisse cum viro a virginitate sua, ab adolescentiae utique studiis inchoata praedicat subsidia senectutis.* — 23 zu dem von Erdmann beigebrachten citat gehört noch der erste satz: *ego flos campi et lilium convallium* (Cant. 2, 1 f) wegen 23^a. vgl. Haymo Homil. de temp. nr 12, Migne 118, 82.

17. 5^b da nu steht, wird sich der satz darauf beziehen, dass Otfrid die näheren umstände der geburt Christi jetzt nicht mehr zu erzählen braucht, weil er sie schon früher berichtet hat. vgl. Rabanus Maurus Matthäuscomm. 107, 755. — 7 f nimmt wider auf 11, 59 ff. — 9 ff dass die magier den geburtsort Christi nicht kennen, geht aus dem evangelium hervor; die juden kennen ihn aus prophezeiungen, das betont Gregor Hom. in Evang. 1, 10 — Paul. Diac. Hom. 1, 48 (76, 1111 B). — 20 vgl. Rabanus Maurus aao. 756 D: *unde et in nativitate Domini Salvatoris ipsi primum ortum ejus intellexerunt.* — 21^b vgl. Paschasius Radbertus Expos. in Matthaeum 120, 126 C: *unde et isti (magi) tali edocti praeconio, divina inspirante gratia, nativitatem summi ducis praedicunt qui nondum locum, in quo nasceretur, agnovissent. noverant igitur quod ex vaticinio magistri, quem sectabantur, perceperant, et ignorabant penitus locum, quem alibi per prophetam Spiritus sanctus declarabat.* eine genaue beschreibung des sternes und der sternkunst der magier findet sich bei Joannes Chrysostomus Hom. in Matth. nr 6 (Amsterdam 1687) s. 25 f. — 25 Rabanus Maurus aao. 759 A: *haec stella nunquam ante apparuit, quae peracto obsequio mox esse desiit.* — 39 ff Rabanus Maurus 758 C: *Herodis mens et facta conveniunt, quia livorem, quem tenebat in corde,*

forinsecus ostendit in opere. clam vocat semotis scribis et sacerdotibus magos, quia intestinum dolorem occultabat intrinsecus. diligenter didicit ab eis tempus stellae, quia necem Salvatoris meditabatur in mente. — 43 *giwon* ist ganz richtig. der stern scheint ja nicht den ganzen tag, sondern nur die nacht hindurch. Herodes frage bezieht sich allerdings auf die zeit, da der stern zuerst erschien. das besagt auch Matth. 2, 9. — 67 ff Rabanus Maurus 759D: *ecce tres magi simul in uno itinere adoraturi veniebant, quia in uno Christo Jesu, qui omnium credentium via est, ineparata erat ab eis Trinitas adoranda. — quae non tamen munera quam mysteria probantur. omnia haec sancta fides Christo veraciter offerre non desinit, dum unum eundemque verum Dominum, verum regem verumque hominem credit, ut vere pro nobis mortuum veraciter recognoscat.* diese einstimmung mit 70 ff findet sich nur bei Rabanus Maurus und bei Fulgentius Sermo 4 (Migne 65, 736 B).

18. 1 dazu vgl. noch Gregors satz in der bei nr 17 citierten Homil. in Evang. 1, 10 (76, 1113 C): *magnum vero nobis aliquid magi innuunt, quod in regionem suam per aliam viam revertuntur.* — 3 ff zu der stelle vgl. Gregor Homil. in Evang. 2, 37 (76, 1275 B): *quae autem lingua dicere vel quis intellectus capere sufficit illa supernae civitatis quanta sint gaudia, angelorum choris interesse, cum beatissimis spiritibus gloriae conditoris assistere, praesentem Dei vultum cernere, incircumscriptum lumen videre, nullo mortis metu affici, incorruptionis perpetuae munere laetari.* nach der einschaltung geht es in der andern homilie Gregors (Loeck s. 11) weiter. — 31 ff vielleicht war dafür noch der schluss von Gregors homilie 1, 10, Migne 76, 1113D bestimmend: *unde necesse est, fratres charissimi, ut semper pavidum semperque suspectum ponamus ante oculos cordis hinc culpas operis — puniamus fletibus culpas. voluptatum nos ergo fallacia nulla decipiat, nulla vana laetitia seducat. — pertimescamus erga praecepta Dei. — peccata nostra praeterita in baptismatis perceptione lavata sunt, et tamen post baptismum multa commisimus, sed lavari iterum baptismatis aqua non possumus. quia ergo et post baptismum inquinavimus vitam, baptizemus lacrymis conscientiam, quatenus regionem nostram per viam aliam (43) repetentes, qui ex ea bonis delectati discessimus, ad eam malis amaricati redeamus, praestante Domino nostro.*

19. 2 vgl. Haymo Homil. de temp. 12 (118, 76 A): *Joseph,*

quia non solum sanctus, sed etiam prudens erat (vgl. Olf. 1, 22, 11). — 7 das Evangelium Pseudo-Matthaei, das Olf. auch sonst benutzte, enthält cap. 17 die worte des engels in folgender gestalt (Tischendorf s. 84): *‘tolle Mariam et infantem et per viam eremi perge in Egyptum’*. dazu bietet die hs. B den zusatz: *tunc Joseph imposuit beatam virginem cum puero suo super jumentum et ipse super aliud ascendit et arripuit iter per montana et per desertum, ut in Egyptum securus perveniret; non enim per maritimam propter insidias pergere voluerunt*. schwerlich wird daraus eine erklärung für das seltsame und rätselhafte *untarmuari* zu gewinnen sein, das an nhd. ‘unterwegen lassen’ eine schlechte analogie hat. — 13. 16 die zeit des aufbruches wird im Evang. infantiae arabicum cap. 9 (Tischendorfs übers. s. 184) so bestimmt: *surrexit igitur sub galli cantum et profectus est*. vgl. Haymo aao. 77 A: *non enim noctis tenebras metuens, lucem exspectavit*. — 19 Osea 11, 2. — 23 ff die gewöhnliche annahme war (vgl. Christian von Stablo Expos. in Matth., 106, 1286 ff; Paschasius Radbertus Expos. in Matth., 120, 127 A), dass Jesus ein jahr alt nach Aegypten gebracht wurde und drei jahr alt zurückkehrte. vgl. Evang. Pseudo-Matthaei cap. 26 (Tischendorf s. 93): *et factum est, quod post regressionem Jesu de Egypto, cum esset in Galilaea, jam inchoante quarto aetatis anno*. aber die hs. D list an dieser stelle: *inchoante jam quinto anno aetatis illius*, nimmt also einen aufenthalt von vier jahren in Ägypten an. dagegen sagt das Evangelium Thomae bei demselben puncte der erzählung cap. 1 (Tischendorf s. 164): *et factus est Jesus anni tertii* (hs. D: *annorum trium*), das gibt für Ägypten zwei jahre. und so auch das Evang. inf. arab. (Tischendorfs übers. s. 193) cap. 26: *exacto vero triennio*. man sieht also, dass Olf. bloß zwei verschiedene fassungen apokrypher evangelien vorzuliegen brauchten, damit seine bemerkung gerechtfertigt erschien. so meint auch Haymo Homil. de temp. nr. 12 (118, 77 B): *‘et erant ibi usque ad obitum Herodis’*. *quod nonnulli post quadriennii tempus, alii post biennii factum esse commemorant*. — 26 ähnlich drückt sich Paschasius Radbertus in seinem Matthäuscommentar bei erörterung der frage aus, wie groß die zahl der von Herodes getöteten unschuldigen kinder gewesen sei (120, 142 B): *quod nos non astruimus, quia quod in scripturis sanctis non legimus, melius ignorare quam temere definire credimus*.

20. 1 f Rabanus Maurus Matthäuscommentar 107, 762 D: *quia crudelitas animi per invidiam et furorem exardescens modum in nullo tenuit, sed malitia omnes superare contendit.* vgl. die homilie 1, 38 bei Paulus Diaconus 95, 1174 f ('ex sancto Severiano', sie steht aber bei Petrus Chrysologus nr 152, Migne 52, 604 ff und die praefatio s. 13 f): *zelus quo tendat — Herodiana hodie patefecit immanitas.* — 3 f. 13. 17 f Paul. Diac. 1174 C: *sumit arma — ad sinus matrum militum cogit castra, inter ubera arcem pietatis oppugnat.* — 5 f Paul. Diac. 1175 A: *quorum lingua tacuit, — unde culpae sumpserunt mortem, qui vivere nescierunt?* — 9 ff Paschasius Radbertus Matthäuscomm. 120, 143 D: *quando eorum omnium genitrices vultibus suffusis lacerantes vertice crines trahebantur et nuda rumpebant pectora; quando lacrymosis genas rigabant imbribus et totum infeliciter corpus sauciabant unguibus; quando non minus patres ac matres, quam omnis cognatio eorum suas tendebant palmas et dabant lamenti voces in coelum.* 143 B: *quis planctus lugentium per exaggerationem ad Deum usque in coelum pervenerit.* vgl. den dem Augustinus zugeschriebenen sermo nr 219 (39, 2151): *miscebatur lamentatio matrum et ad coelum transibat, eximitur machaera, mater crines capitis dissipabat.* — 18 Chrysostomus Homil. in Matth. nr 9 (Amsterdam 1687, vol. II. 17 D): *cum passim parvuli ab ipsis matrum raperentur uberibus.* Pseudo-Augustinus nr 220 (39, 2152 ff — Paul. Diac. 1, 40): *quos Herodis impietas lactentes matrum uberibus abstraxit.* — 27 f Rabanus Maurus aao. 763 C (nach Hieronymus): *quod autem dicitur 'in rama', non putemus loci nomen est, qui est juxta Gabaa, sed rama 'excelsum' interpretatur, ut sit sensus: vox in excelso audita est, id est, longe lateque dispersa.* — 31 ff Paul. Diac. aao. 1175 B: *natus rex et rex coelestis, quare neglexit milites innocentiae suas? coetaneum sibi quare contempsit exercitum?* — *fratres, Christus non desepxit suos milites, sed provexit —. praemisit ergo Christus suos milites, non amisit; recepit suas acies, non reliquit.* dieselbe auffassung Christi als eines heerkönigs findet sich in der nächsten homilie bei Paul. Diac. 1176 f (aus Chrysostomus). vgl. Petrus Chrysologus nr 153 (52, 608 A): *sed quid dicemus, quod rex ipse, qui stare debuit, fugit solus et fugit monente Patre? fugere istud est amoris intimi, non timoris ignavi. si stetisset Christus, haberet eos synagoga filios, hos ecclesia martyres non haberet.* Haymo Homil. de temp. nr 12 (118, 76 C): *fugit autem puer Jesus ante*

persecutionem Herodis, non quod mortem timeret, qui pro hominibus mori venerat, sed ut tempore congruo, non quam persecutor inferre volebat, sed quam ipse disposuerat, sustineret mortem. ordo enim rerum necessarius erat, ut prius miracula faciendo se Deum innotesceret et postmodum mortem pro nostra redemptione sustineret.

21. 2 'mit dem tode füllte er die tage', dh. er starb in langem siechtum. das scheint mir einen bericht über das klägliche ende des Herodes vorauszusetzen, wie etwa Haymo Homil. de temp. nr 12 (118, 80 f) ihn bietet: *immedicabilem passus est aegritudinem. insomnietatem talem sustinebat, ut dies noctesque pervigiles duceret.* 81 C: *talem igitur Herodes habuit finem, qui propter Salvatoris odium multum sanguinem fuderat innoxium.* — 13. 15 dass Kelle und Erdmann (dagegen Piper) in *xiari* und *xioro* beziehungen auf die deutung des wortes *Nazareth* — *flos, munditia* finden, ist gewis richtig, aber nicht wegen Alcuins Johannescommentar, wie Kelle im glossar vermutet, sondern weil die commentatoren überhaupt seit Hieronymus bei der Matthäusstelle hier mit rücksicht auf den passus 2, 23: *ut adimpleretur, quod dictum est per prophetas: quoniam Nazareus vocabitur* (zugleich schluss des evang. In natali Innoc. nach dem Comes des Hieron.) die entsprechenden deutungen vorbringen. vgl. Beda 92, 15 A; Christian von Stablo 106, 1289 C; Rabanus Maurus 107, 766 C; Haymo, Homil. de temp. nr 12, 118, 82 C; Paschasius Radbertus 120, 148 f usw.

22. 3—5 erklären sich aus Lucas 2, 41: *et ibant parentes ejus per omnes annos in Jerusalem in die solemni Paschae.* — 6 Beda, Lucascomm. 92, 348 C: *eundem illo singulis annis cum parentibus ducit* —. Haymo Homil. de temp. nr 17 (118, 121 C): *sed Dominus non solum legem voluit observare, sed etiam tales elegit parentes, qui legis essent observatores.* — 7 Haymo 121 D: — *Dominum adoraturi et munera ei oblaturi.* — 11 ff bei Erdmann fehlt der von Kelle und Piper gegebene erste satz des Beda: *citates: quaeret aliquis, quomodo Dei Filius, tanta parentum cura nutritus, his abeuntibus potuerit obliviscendo relinqui.* ferner ist in dem citat Luc. 2, 44 nur durch puncte der notwendige zwischensatz angedeutet: *quem se comitari non cernebant.* vgl. dazu Haymo 122 C: *pueri vero minoris aetatis licentiam habebant, cum quo vellent ire parentum, sive cum patre, sive cum matre. ex*

hac ergo consuetudine accidit, ut, illis nescientibus, puer Jesus in Jerusalem remansisset, quoniam Maria putabat eum esse cum Joseph et Joseph aestimabat quod esset cum Maria. — 18 Haymo 122 C: quantum amoris affectum erga illum haberent, manifestatur. — 23 ff. 30. 41 ff den schmerz Marias hebt schon Origenes, Homil. in Luc. nr 19, Migne 26, 280 BC nachdrücklich hervor. vgl. Haymo 124 B: quanto autem animus beatæ Virginis Dei genitricis de amissione filii sauciatus esset, hoc loco declaratur. quem Virgo mater post triduum anxio dolore quaesierat, post inventionem inter moerorem et gaudium posita, quasi qui talia facere praesumpsisset, pia correptione increpavit. — 34 Beda aao. 348 C: (Lucas) eundem (Dominum) duodenum in templo doctorum choris inserit. — 55 ff Beda 350 C: sed quid mirum, si ex humana susceptione minorem se Patre asserit in coelo, ex qua subditus erat etiam parentibus in terra. vgl. Haymo aao. 125 A: quia divinae naturae arcanum adhuc capere non poterant. — et quia videbat eos non posse intelligere suam divinitatem, condescendit illis per humanitatem. — ut hoc exemplo intelligamus, quia non solum subditi esse debemus parentibus — juxta illud quod in divina lege praecipitur: 'honora patrem tuum et matrem tuam' (Exod. 20, 12). — 61 f Beda 350 D: non quia hoc susceptor Deus eguit, praesertim cum supra plenus sapientiae puer fuisse describatur, sed quia hoc pro remedio nostrae salutis effectus piaë susceptionis elegit, ut, dum caro et anima rationalis a Deo suscipitur, utraque pariter salvaretur.

28. 9 die auffassung von *sin* als possessivum durch Piper scheint mir der Erdmanns = 'sein' inf. verb. subst. vorzuziehen. — 15 Beda Lucascomm. 92, 352 A (sämtliche für diesen abschnitt anzuziehende stellen sind durch Beda Gregors Homil. in evang. nr 20, Migne 76, 1159 ff entnommen worden): *cunctis legentibus liquet, quia Joannes baptismum poenitentiae non solum praedicavit, verum etiam quibusdam dedit. — 29 f Beda 352 D: quando enim verbum veritatis ab iracunda mente non recipitur, quasi asperitas itineris gressum pergantis repellit. sed cum mens iracunda per acceptam mansuetudinis gratiam correptionis vel exhortationis verbum recipit, ibi planam viam praedicator invenit, ubi prius pro asperitate itineris pergere, id est praedicationis gressum ponere non valebat. vgl. Maximus Taurinensis, Homil. nr 65 (Migne 57, 386 A B). — 31 Beda 352 D: quia omnis caro, accipitur omnis*

homo, salutare Dei, videlicet Christum, in hac vita omnis homo videre non potuit. — 38 Beda 353 A: *ventura enim ira est animadversio ultionis extremae. quam tunc fugere peccator non valet.* — 45f Beda 353 C: *sed Judaei de generis nobilitate gloriantes idcirco se agnoscere peccatores nolebant, quia de Abrahae stirpe descenderant.* — 47f ähnliche fülle des ausdrucks hat an der stelle auch Ambrosius im Lucascomm. 15, 1661 B: *ecclesia, quae non rupeis saxis, sed vivis lapidibus exstructa est.* — 55f. 61f Beda 354 A: *quia unusquisque perversus paratam citius gehennae concremationem invenit, qui hic boni operis fructum facere contemnit.*

24. 1f Beda Lucascomm. 92, 354 B: *percussae (turbae) enim terrore fuerant, quae consilium quaerebant.* — 9 Beda 354 C: *quia in lege scriptum est: 'diliges proximum tuum tanquam te ipsum'.* (Matth. 22, 39; dazu noch 40: *'in his duobus mandatis universa lex pendet et prophetae'*.) — 18 mit anlehnung an Matth. 19, 21 (Marc. 10, 17ff Luc. 18, 16ff): *si vis perfectus esse, vade, vende quae habes, et da pauperibus, et habebis thesaurum in coelo.* voran ging das erwähnte: *diliges proximum tuum sicut te ipsum.* — 19 *hiar obana* bezieht sich auf das citat bei 9f. Gregor bietet in der 20 homilie ganz dasselbe.

25. Für die quelle dieses und des nächstfolgenden abschnittes wird von Kelle, Piper, Erdmann der Matthäuscommentar des Rabanus Maurus gehalten, der seinerseits sehr stark aus Beda schöpft. allein die homilie Bedas lib. I nr 11 (bei Paulus Diac., Homil. 1, 51, s. Loeck s. 11), 94, 58ff enthält nicht bloß wörtlich dieselben stellen wie Rabanus Maurus, sondern noch eine mehr, die mit Otfrid übereinstimmt und weder im commentare Bedas noch in dem des Rabanus Maurus vorkommt. — 3 Beda Homil. 58 D (vgl. comm. 92, 17 D): *expavit illum venisse ad se ut baptizaretur aqua.* — 7f Beda Homil. 58 B: *in Domino autem, qui cum sit Dominus, non solum ab homine servo baptizari dignatus est. in servo autem, quia cum sciret praecursorem se ac baptistam Salvatoris sui esse destinatum, memor tamen propriae fragilitatis, injunctum sibi humiliter excusavit officium, dicens: 'ego a te debeo baptizari, et tu venis ad me?'* — 11f Beda Hom. 59 B C: *sine modo, inquit, sine me modo, ut jussi, a te baptizari in aqua* = Rabanus Maurus 107, 776 B. — 13f Beda Hom. 59 B: *id est, tunc demum dimisit, tunc consensit, tunc passus est*

eum a se baptizari, cum tali ordine cognovisset omnem justitiam debere compleri = Rabanus Maurus 776 B. vgl. Paschasius Radbertus Matthäuscomm. 120, 169 D: idcirco quod prius humiliter formidabat, postea devotus implere permisit et obedit ex divina institutione securus. — 15 ff Beda Hom. 61 A: quod ait vox paterna: *'hic est Filius mihi dilectus, in quo mihi bene complacui'*, ad comparisonem terreni hominis dixit (übergang zu 19 ff), in quo peccante quodam modo sibi displicuisse Deus conditor insinuat — poenitere se dixit hominem fecisse in terra, quem a rectitudine suae facturae peccando degenerare conspexit. in Filio autem suo unigenito sibi singulariter complacuit, quia hunc hominem, quem induerat, a peccato immunem servare cognovit (= Rabanus Maurus 778 D). mit diesem gedanken ist dann erst der viel früher vorkommende (bei Beda 60 A, Rabanus Maurus 777 A) verwoben, den die herausgeber zu 19 ff anmerken. — 18 ff Pasch. Radb. 175 D: ita tanquam diceretur: in te placitum meum constitui. hoc est, in te volui agere, quia in primo Adam mihi displicuit —. in quo jure sibi complacuisse testatur, quem de sua substantia unicum genuerat Filium. — die zu 25 ff von den herausgebern beigebrachten citate aus Rabanus Maurus 777 B stehn⁹ bei Beda Hom. 60 C. 62 B (vgl. seinen comm. 18 B), dazu: *omnisque amaritudo tollatur* (27^b) Ephes. 4, 31. vgl. Pasch. Radb. 172 B: *apparuit autem in columba, ut per eam exponeret, quales futuri erant, qui ad gratiam ejusdem Spiritus pervenirent. ex quo, quia columba fel non habet, patenter insinuat, quod in felle amaritudinis non esse debet —; sed simplicitatem atque innocentiam repraesentare. siquidem et tantae benignitatis a natura fertur —. est itaque mitissima in tantum, ut nec rostro neque unguibus cupiat aliquem lacerare. — hinc et officiosissimum fuit, Spiritum sanctum apparere per eam, ex cujus jam olim specie illa cognominabatur.*

26. Die zu 1 f 5—8 von den herausgebern angeführte stelle des Rabanus Maurus 107, 776 D findet sich auch in Bedas Homil. 94, 60 A. es gehört noch dazu: *nobis ergo, fratres charissimi, nobis sunt haec celebrata mysteria. — nobis quoque post acceptum baptismum coeli aditum patere et Spiritum sanctum dari monstravit.* — 5 ff Paschasius Radbertus 120, 177 A: *quid igitur ultra mens tali renata sacramento dubitationis potuit habere in fide, cum uno eodemque momento Patris vox ad nos delapsa Filium in aquis visibiliter apparentem praedicat et Spiritus sanctus desuper in co-*

lumba, quae sentienda sint de eo, evidentius edocet? — unde quicumque recte secundum catholicam fidem baptizati sunt, sane sunt renati et per hanc fidem mater ecclesia eos in se suscepit. — 178 D: in quo nimirum fonte quicumque baptizati sumus, de fide nihil retractare debemus, sed custodire omnibus modis quod credidimus. vgl. zu dem passus auch Bedas Matthäuscomm. 92, 18 C. — 9—14 Bedas Homil. 59 D (= Rabanus Maurus 776 C): et hoc ad impletionem omnis justitiae pertinet, quod baptizato Domino aperti sunt coeli et Spiritus sanctus descendit super eum, ut hinc nimirum fides nostra confirmetur, per mysterium sacri baptismatis aperiri nobis introitum patriae coelestis et sancti Spiritus gratia ministrari. zu 9 vgl. noch Bedas comm. 17 D: et a quo ipse debuit ab originalis peccati contagione mundari.

27. 1 ff vgl. Haymos Homil. de temp. nr 7, 118, 41 ff über den Johannestext, und zwar zunächst 41 D: *et ideo, quia audierant Joannem per repromissionem angelicam de sene patre et sterili matre esse natum, audierant in ejus nativitate linguam patris solutam videbantque juvenem deserta sectantem et inauditam prius poenitentiam in remissionem peccatorum vel doctrinam praedicantem, miram abstinentiam conservantem, baptismum quoque non solum docentem, sed etiam dantem: aestimaverunt apud semetipsos, quod ipse esset Christus, qui eis fuerat promissus. et ideo miserunt —. quod enim hac suspicione permoti ad eum interrogandum miserint, alius evangelista Lucas scilicet manifeste declarat dicens: 'Luc. 3, 15'. — zu 5 f vgl. vielleicht Matth. 11, 11: amen dico vobis, non surrexit major inter natos mulierum Joanne Baptista. — 17 f Haymo 42 B: si quaeras, quid confessus est et quid non negavit: confessus est, quod non erat, non negavit, quod erat. — 20 Haymo 42 B: elegit enim solide subsistere in se, ne humana opinione inaniter raperetur super se. magis enim voluit humilis inter membra Christi numerari, quam ejus nomen immeritus usurpare —. aliis enim magna de se aestimantibus, ipse de se minima sensit. — 21 f Haymo 42 C: sed quod de secundo adventu Domini praedictum erat, illi de primo dictum arbitantes, confitente Joanne, quod non esset Christus, interrogaverunt eum. — 25 ff Haymo 43 B: Joannes vero requisitus a Judaeis, qui tantum litteram, non autem spiritum pensare noverant, dignum fuit, ut non de spiritu, sed de sua persona diceret: 'non sum Elias'. — 33 f Haymo 43 C: ideo autem Joannes prophetam se esse negavit, quia plus quam*

prophetam se esse intellexit. prophetae enim officium est ventura praedicere, non autem demonstrare. — 35f, 43f Haymo 43C: sed sacerdotes et levitae, qui ad Joannem missi fuerant, adhuc diligentius quis sit inquirunt. 44C: sed quia sacerdotes et levitae magis reprehendendi studio quam discendi voto Joannem interrogabant, tacite evangelista manifestare curavit, cum adjunxit: 'et qui missi fuerant, erant ex Phariseis'. ac si diceret: illi Joannem de suis actibus requirebant, qui magis solebant doctrinam invidere quam imitari. — 45ff Haymo 44D: ac si dicerent: cujus auctoritatis, ut novam doctrinam audeas docere et inauditum prius hominibus baptismum dare, cum tu non sis Christus neque Elias neque propheta? et quia, secundum apostoli Petri sententiam (1 Petri 3, 15) parati semper esse debemus ad reddendam rationem omni poscenti de ea, quae in nobis est, fide, percontatus Joannes, cur baptizaret, respondit. — die stellen zu 1 (teilweise 20) 21f, 33f, 45f sind Haymo eigentümlich, das übrige findet sich auch in Alcuins Johannescommentar, der widerum vollständig aus Gregors Homil. in evang. nr 7 (76, 1099ff — Paul. Diac. Homil. 1, 13) geschöpft hat. zu 35f, 43f vgl. noch Alcuin 100, 754 A B: quod quis (a Phariseis) non studio cognoscendae veritatis, sed malitia exercendae aemulationis dicitur, evangelista tacite innotuit —. illi Joannem de suis actibus requirunt, qui doctrinam nesciunt quaerere, sed invidere. sed sanctus quisque, etiam cum perversa mente requiritur, a bonitatis suae studio non mutatur.

28. Aufser der von Piper bereits mitgeteilten stelle aus Bedas Lucascommentar gehört hierher noch aus derselben quelle 92, 357 A B. Beda zieht die erklärung des gleichnisses vom weizen und der spreu heran, die sich Matth. 13, 38ff findet, und bemerkt dazu: *paleae sunt illi, qui — ab solida perfectione vel operum levitate vel perfidiae vacuitate dissentiunt. zizania vero, qui — et opere simul et professione secernuntur. — solum autem triticum electorum coelestis vitae recondetur in horreum. ignem autem gehennae vocat —. das ist wörtlich übergegangen in des Rabanus Maurus Matthäuscommentar 107, 774. — zu 5ff vgl. Origenes Homil. in Luc. nr 26 (26, 299 A): quod blando vento paleae huc illucque rapiantur, grave vero triticum in unum deferatur locum. — existimo tentationes pro vento intelligi, quae confuso credentium acervo alios paleas, alios triticum esse demonstrat. Paschasius Radbertus Matthäuscomm. 120, 166B: sicut per ventilabrum*

in area triturae paleae secernuntur a tritico, ita per divinum examen leves et vacui a fructu boni operis et a consortio sanctorum segregantur. — gratia ad horreum paradisi, paleis rejectis in ignem, quotidie colliguntur. — die bemerkung Pipers zu 12 erledigt sich dadurch, dass an unzähligen stellen der von Olfrid benutzten schriften die guten werke als unentbehrlich zur erlangung des himmelreiches bezeichnet werden. — [wird fortgesetzt.]

Graz.

ANTON E. SCHÖNBACH.

DAS KLOSTER DER MINNE.

Das Kloster der Minne, so ist treffend ein gedicht in Lassbergs Liedersaal II 206—264, benannt, von dem es eine zweite hs. (pap. s. xv ex.) in Heidelberg gibt: cod. pal. germ. 313, bl. 43^b—74^b (Meister Altswert s. VII, Bartsch Heidelberger hss. nr 148)¹. der titel überrascht, weil er eine kühne vermischung von geistlichem und weltlichem ankündigt. schon darum lohnt wol eine nähere betrachtung, die weiter auf ein bescheidenes, aber vielleicht nicht unwillkommenes ergebnis führen mag.

Der dichter erzählt seinen besuch im Kloster der Minne. er geht eines schönen morgens im mai aus und begegnet einer einsam dahin reitenden dame, einer botin des Minneklosters. von ihr unterrichtet, lenkt er seinen weg nach dem wunderorte, wo ritter und frauen ein fröhliches leben führen. unter den weiblichen insassen trifft er eine bekannte aus seiner heimat, die sich seiner freundlich annimmt und ihm das kloster und seine herlichkeit zeigt und preist. vor den augen der beiden entfaltet sich ein reizvolles bild feiner höfischer geselligkeit. ein turnier findet statt zwischen den klosterherren und ritterlichen gästen. unterdessen wird das pärchen immer vertrauter. sie bittet ihn endlich, auch in den orden einzutreten, und er scheidet, nach-

¹ sie ist sehr wenig sorgfältig, und auch ihre vorlage enthielt schon verschiedene mit der Donaueschinger hs. gemeinsame fehler; immerhin ergeben sich aus ihr allerlei besserungen, wie nach 1118 L. 4 notwendige plusverse. — einige grössere partien aus dem gedichte sind auch in Kürschners National-Litteratur XII 180 ff in etwas normalisierter schreibung gedruckt: der hsg. kennt die Pfälzer hs. nicht, ja er hat sogar die 'verbesserungen' hinter Lassbergs vorwort übersehen und selbst so einfache correcturen unterlassen wie 230 *spehten* (hs. *sprechen*): *knehten*, vgl. v. 1031; so bemerkt hr prof. Schröder, dem ich für einige fördernde hinweise hier meinen dank ausspreche.

dem sie beide Johannisminne getrunken haben, mit der absicht widerzukommen und seine tage an diesem freudevollen orte zu beschliessen.

Ein farbiges phantastisch ausgeschmücktes gemälde wird von dem Minnekloster entworfen. ein reicher meister hat es gebaut, groß und prachtvoll und wol ausgestattet (v. 146 ff). und als königin ist frau Minne eingezogen (v. 153, vgl. 109), nicht die allegorische personification, die sonst auftritt, sondern der geist liebeerfüllten verkehrs, der die genossenschaft beseelt und die geschlechter vereinigt (v. 1521 ff). denn männer und frauen leben zusammen, paarweise gesellt (v. 163 ff usw.), fromm aber fröhlich; wer die regel hält, *'der möcht in fröden alten und doch da by dienen got'* (v. 1488 f). bis mittag werden messen gelesen (v. 178 f); aber sonst ist das dasein der mannigfachsten unterhaltung gewidmet. arge leute erhalten keine pfründe (s. bes. v. 1491 ff), und wer gegen die zucht verstößt und den frieden des ordens stört, der fällt in schwere strafe (v. 887 ff). der ordnung aber warten die vornehmsten pare, ein abt und eine äbtissin, ein prior und eine priorin (v. 876 ff). auch lesemeister und kustos gibt es, sowie kellner und pfortner (v. 581. 599 f. 1273).

Also ein kloster, das nicht der entsagung, sondern der heitersten weltlichkeit dient, ein weltliches ritterstift mit klösterlichen formen.

Ein weltliches ritterstift mit klösterlichen formen war auch die anstalt, die Ludwig der Bayer im j. 1330 zu Ettal bei Oberammergau begründete neben einem richtigen kloster für 20 Benedictinermönche¹.

Im j. 1332 erlies der kaiser als verfassungsurkunde für seine sonderbare schöpfung eine ausführliche 'ordnung'².

Danach war für 13 ritterliche ehепаре unterhalt und die nötige dienerschaft vorgesehen. abgeschieden von der aufsenwelt sollten die mitglieder ihr leben verbringen, je mann und frau für sich in rechter ehe, aber alle genossenschaftlich vereint zu

¹ s. Riezler Gesch. Baierns II 393 f.

² das original ist facsimiliert in den kaiserurkunden in abbildungen von Sybel und Sickel IX tafel 18, vgl. text 320; ein abdruck in Monumenta Boica VII 235, Oberbayer. archiv 23, 160. wegen des nichteinheitlichen datums ('ze dem Etal' august 17) sei verwiesen auf Schaus Zur diplomatik Ludwigs des Bayern (Berl. diss.) München 1894 s. 54.

gemeinsamem gottesdienst und gemeinsamer mahlzeit. zum eintritt bereiteten sich die der aufnahme würdig befundenen durch einnuss des sacramentes vor und verpflichteten sich, die regel zu beobachten. eifrige andachtsübung war vorgeschrieben, allein erbare unterhaltung und jagd und waffenspiel für die männer nicht erlaubt, gleichwie auch die schlichte gleichförmige tracht des ritterlichen schmuckes nicht ganz zu entbehren brauchte. fromm und flechtig sollte der wandel sein in strenger befolgung der kirchlichen gebote, in eintracht und willigem gehorsam, in mäßigkeit und sitte. ihr vergehen war eine stufenleiter von strafen festgesetzt: verweisung durch die oberen, zeitweise entziehung der pfründe, demütigende pfusse in der kirche und beim essen, strenge haft oder gar schimpfliche ausstoßung aus dem stifte. ein paar stand an der spitze: der meister, der die gesamte anstalt leitete, und seine frau, oder, wenn sie nicht tauglich war, eine andere als meisterin. die beiden nahmen den ehrenplatz bei tisch ein und führten den vorsitz in den regelmäßigen versammlungen. denn auch die frauen vereinigten sich wie die männer jeden freitag zum capitel. allein das gewicht in rat und verwaltung lag bei dem meister und dem convent der ritter. der meister war vorgesetzter und richter der anderen, ihm 'an unserr frauen stat' wurde das eintrittsgelübde abgelegt. er hatte einen ansehnlichen hofstaat zu unterhalten, verfügte über die angestellten der stiftsländereien und besorgte wol die wirtschaftliche leitung überhaupt; zu seinen besonderen aufgaben gehörte es auch, für die kranken und kinder zu sorgen. beschränkt war der meister durch den convent der ritter bei der auswahl neuer mitglieder, bei verhängung der schweren strafen für sittliche vergehen und sonst. der landesherr entschied bei absetzung des meisters und einsetzung eines neuen. im übrigen schien der anstalt ein weitgehendes recht der selbstbestimmung gelassen¹. es war eine große stiftung. bei vollzähligkeit der pare und der dienerschaft wären es über 70 personen gewesen, dazu die 20 mönche in ihrer abtei, welche die seelsorge versahen. jedoch drängten sich die ehedem anscheinend nicht in das kloster. es ist schon in der ordnung die rede von witwen. und wenn ein ritter das gelübde ablegen wollte, seine frau aber nicht, so war

¹ dies mag es vielleicht mit erklären, warum die söhne Ludwigs, die die väterliche vorliebe des begründers nicht teilten, nachher so scharf gegen die rittercolonie vorgingen: vgl. Riezler aao. III 829 n.

gestattet, dass sie trotzdem im stifte wehte, so lange ihr mann am leben blieb. dies opfer wurde dem grundsatz gebracht, dass eben ehedem die glieder des ordens bilden sollten. ein ritter, der seine frau verlor, mochte 'ein ander nemen'. die witwen waren etwas zurückgesetzt, sie hatten keine besonderen dienerinnen. und endlich findet sich die bestimmung, kein paar dürfe seine kinder mit ins stift bringen, und die im stift geborenen sollten nur drei jahre lang gepflegt und dann entfernt werden.

An Ettal muss der poet gedacht haben, als er das Minnekloster schrieb; es ist kaum anders möglich, als dass ihm die hier versuchte verbindung und verquickung der sonst getrennten lebensformen zum vorbild gedient und seine phantasie angeregt hat.

Realistische schilderung lag freilich nicht in seiner absicht. Ettal bot ihm die idee des ritterlichen klostere, er arbeitet sie grob heraus; statt meister und meisterin führt er abt und äbtissin, prior und priorin ein, er nennt die ritter münche usw.¹ sonst aber malt er einseitig das freudenreiche leben, die verschiedenen arten der unterhaltung, tanz und spiel und turnier, wovon in Ettal nur maßvoll oder gar nicht die rede sein sollte. begreiflich, denn hierfür standen der kunst dieser epigonenepik die meisten farben zu gebote, und der dichter wollte unterhalten. patronin Ettals war die heilige jungfrau; sie gehörte nicht in solche dichtung. hier herrscht die königin Minne, die diesmal freilich nicht personifiziert, sondern anmutig genug als ideal des geselligen ordens dargestellt wird. als zuflucht für einige mitglieder des armen adels war Ettal gedacht, und selbstverständlich als zuflucht für ältere leute, denn nur bei dieser annahme verliert jene bestimmung über die kinder etwas von ihrer anstößigkeit. im Minnekloster aber finden sich könig und königin, herzöge, grafen, freie (freiherrn) und (edle) knechte mit ihren frauen, arm und reich, jung und alt in unbeschränkter zahl. das ist lässliche poetische übertreibung. allein ganz ausschweifend und märchenhaft ist die beschreibung des klostere selbst. es hat runde gestalt, und sein gebiet ist so groß, dass ein läufer es kaum in einem jahre umkreisen könnte². zwölf pforten führen zu ihm ein; jeder monat

¹ v. 1106 und 1201; vgl. weiter ausdrücke wie *cofont* v. 595. 1179. 1483. 1531; *pfrünt* v. 865. 873. 1035; *zelle* v. 852 ff. 1752. 1837.

² v. 262; vgl. die 'verbesserungen'.

hat eine pforte, und jeder ausschnitt des ringes zeigt dem eintretenden die natur im zustande des betreffenden monats:

*Wiltu warm, wiltu kalt,
wiltu blumen, wiltu kle,
wiltu raffen oder sne,*

— — — — —
*welher zit din hertz begert,
wol bistu der do gewert. v. 334 ff.*

Die kirche zu Ettal, zu der doch wol Ludwig selbst am 28 april 1330 den grundstein legte und die, 16 jahre nach seinem tode, am 7 mai 1363 eingeweiht wurde¹, war ein zwölf-eckiger centralbau². leicht kann die kunde ihrer ungewöhnlichen bauart, die einer rotunde nahekam, die vorstellung von dem wunderbaren monatsgürtel erweckt haben, dessen sich beiläufig nicht der Graltempel noch der palast des priesters Johannes rühmte³.

Es lohnt kaum, die weitem einzelheiten zu prüfen. von kleineren zügen der übereinstimmung, die sich gleichfalls finden, sei nur erwähnt, dass auch im Minnekloster sich die kinder keiner besonderen beachtung zu erfreuen haben; sie sind vorhanden, aber es wird ihrer nur eben gedacht (v. 169. 720). und wenn der kaiser bestimmte, man solle seinen rittern 'ob tische tütsch lesen, daz götlich sei', so heist es vom Minnekloster v. 197: *Du sichst tütsch lesen ze bett* (= gebet, vgl. v. 106).

Hat der dichter die ordnung gekannt? ist er in Ettal gewesen? man kann es nicht bestimmt sagen, aber die möglichkeit liegt vor. er lebte jedesfalls zur zeit Ludwigs des Bayern.

Im Liedersaal folgt auf das Kloster der Minne eine andere allegorie, die 'Klage um eine edle herzogin' II 265—287. und die beiden stehn auch in so enger geistiger nachbarschaft, dass man sie unbedingt demselben autor zuschreiben muss. auf den ersten blick fallen verschiedene wörtliche anklänge auf. man vergleiche zb. mit v. 349—356 der Klage:

¹ die daten s. bei Oefele Script. rer. Boic. II 341 und 343.

² sie wurde im vorigen jh. nach einem brande widerhergestellt, so wie sie heute steht. doch sind die alten umfassungsmauern samt den strebepfeilern erhalten; vgl. GFSeidel Baugeschichte des domes und klostere Ettal [sa. aus der Zs. f. bauwesen], Berlin 1890, s. 3; vgl. noch Otte⁵ I 28. II 314.

³ anzuführen ist vielleicht Apoc. 22, 2: *lignum vitae afferens fructus duodecim, per menses singulos reddens fructum suum*; vgl. Ezech. 47, 12.

*'by der eren gernder frucht
sach man frödenrich genucht
mit zuchten und <mit> eren.
si kond wol fröde meren
mit aller lay(e) wunne spil.
man hort da böck(en), pfiffen vil,
schalmien und bisunen
hort man da schallig runen'*

im Kloster v. 323—325:

*'in wellem monat du wilt sin,
den findest da mit siner frucht
und mit aller der genucht,
als im sin got hat gestift'*

und v. 209—211:

*schalmyen, pfiffen ist da (by) vil.
brisonne, böcken, alli spil
hört man da mit schalle¹.*

dann entsprechen sich die gedichte in einer turnierschilderung, die beiden als glanzstück eingefügt ist; sie steht kürzer gefasst in der Klage (v. 229—313), länger, weil durch andere bestandteile aufgeschwellt, im Minnekloster (v. 1074—1451)².

Die 'edle herzogin', deren tod der poet beklagt, ist Beatrix, eine geborene gräfin von Savoyen, die dritte gemahlin des herzogs Heinrich von Kärnten, grafen von Tirol; und sie starb am 19 december 1331³.

Ein wandernder sänger tritt uns entgegen (s. Klage v. 549 f), ritterlichen standes; er lässt sich 'junker' nennen (Klage v. 546, Kloster v. 911 und 939), 'gelehrt': er rühmt sich der kunst des lesens (Klage v. 138 f); von haus ein Schwabe: nach der sprache 'und besonders dem wortschatz'⁴ zu schliessen; ein fahrender, der um guten lohn mit einer allegorie nach dem zeitgeschmack

¹ die gleichen musikinstrumente werden mehrfach genannt, in der Klage v. 239 ff. im Kloster v. 447. 753. 1101. 1133. 1285 ff.

² prof. Schröder findet besonders charakteristisch die erwähnung der 'walken' (ital. *balcone*), auf denen die damen sitzen: Klage v. 271, Kloster v. 759. 763. 834. 841. 1076. 1567; sie kommen sonst nirgends vor. vgl. auch noch die vorliebe für sammet: Klage v. 132, Kloster v. 53. 1775.

³ an eine andere ist nicht zu denken. vgl. über sie AHuber Gesch. der vereinigung Tirols mit Österreich (1864) s. 14.

⁴ so prof. Schröder.

den Kärntner herzog zu trösten sucht, weil ihm seine dritte gemahlin hinweggestorben war, ohne den ersehnten erben zu hinterlassen, und der ein andermal bei Ludwig dem Bayern seinen dank verdienen will durch eine phantastische verherlichung der kaiserlichen liebblingsschöpfung¹. am ende ist das Minnekloster gar ein poetisches gesuch an den herscher um eine pfründe im stift?

Die freundliche gefährtin des dichters will vor 10 jahren als kind in den orden eingetreten sein (v. 713 ff). darauf braucht man nichts zu geben. die vergnügliche poetische erzählung ist keine quelle für die Ettaler geschichte. vielmehr kann man mit ziemlicher wahrscheinlichkeit die entstehung des gedichtes früh, zeitlich nahe der Klage um eine edle herzogin, ansetzen. der dichter wird angeregt worden sein, als die leute sich zuerst über 'die neue unerhörte regel'² des kaiserlichen stiftes unterhielten und genug übertreibende gerüchte umlaufen mochten.

'Leere haltlose allegorie' war Goedeke das Kloster der Minne. nun ragt es poetisch gewis nicht über das mafs der allegorischen dichtung jener zeit empor, aber es ist auch nicht schlechter als vieles andere derart³. eine gewisse natürlichkeit herrscht in den gesprächen, und der schluss ist lebendig und lustig. vielleicht hat es jetzt auch ein wenig inhalt und grund gewonnen. als seltsame urkunde des mittelalterlich höfischen gesellschaftsideals konnte es eigentlich immer schon einige aufmerksamkeit beanspruchen.

Es ist hergebracht und keineswegs unrichtig, den gedanken der Ettaler gründung zurückzuführen auf die sage vom Gral, in dem ritterstift ein Klein-Munsalvæsche zu sehen und in der kirche zu Ettal ein abbild des Titureltempels⁴.

¹ über die person des dichters hat Lassberg Ls. II p. XIX eine bestimmte vermutung geäußert: er will das werkchen, das er als 'das schönste gedicht dieses liedersales' bezeichnet, dem Heinzelein von Konstanz zuweisen, dessen Minnelehre ihm im Cod. pal. 313 unmittelbar vorausgeht. mir schien die vermutung nicht so unbedingt abzuweisen, wie es FPfeiffer HvK. s. XIV tut, aber auch prof. Schröder findet den unterschied in stil und wortschatz bemerkenswert und datiert mit Pf. die als echt bezeugten werke Heinzeleins um ein menschenalter früher.

² s. Böhmer Fontes rer. Germ. I 410.

³ [der versbau ist für die zeit nicht übel — im Kloster besser als in der Klage — und der stil weist noch auf die lectüre guter vorbilder. E. S.]

⁴ dagegen Seidel aao. 8 in übereinstimmung mit Weber in Wetzler und

Romantisch unklar handelte Ludwig, und er weihte sein werk baldigem untergange, indem er eine gutgemeinte woltätigkeitsanstalt nach dem model des phantastischen templeisenordens aufrichtete und zusammenzufügen sich vermaß, was unvereinbar ist, möncherei und eheleben. wie konnte die klösterliche ordnung und das standesgemäße nichtstun bestehn vor dem geschrei kleiner kinder? der mitwelt war die zwitterhaftigkeit des planes nicht verborgen. unbewust hat in seiner weise der weltliche poet das urteil darüber gefällt, indem er einen mönchisch verummten liebeshof zeichnete; und ein zeitgenössischer kirchenmann, der abt Johann von Viktring, sprach aus, was wir noch heute denken¹, dass nur frommer eifer ohne einsicht ('sine scientia zelus dei') Ludwig geleitet haben könne. er erinnerte sich dabei, was der heilige Martin einem ritter gesagt hatte, der seine frau mit ins kloster nehmen wollte: es ziemt sich nicht, dass der kriegler mit seinem weibe in den kampf ziehe.

Marburg i. H.

E. SCHAUS.

DAS MÜNCHENER BRUCHSTÜCK DER ÖSTERREICHISCHEN REIMCHRONIK.

Als ich im j. 1892 die einleitung zu meiner ausgabe der Österreich. reimchronik schrieb, war mir ein verzeichnis der cgm. 5249 vereinigten bruchstücke entgangen, das FKeinz in seinem der 41 versammlung deutscher philologen gewidmeten hefte 'Alt-deutsches' 1891 mitgeteilt hat. unter jenen fragmenten ist ein perg.-doppelblatt, 4^o, des 14 jhs., das ein stück der reimchronik Ottokars, usw. die vv. 47603—718 und 48536—710 der Ackers-episode enthält.

Es ist in der breite und in der höhe beschnitten, in dieser so, dass der schnitt knapp unter der letzten zeile der spalte läuft, der text der spalten selbst also noch ganz vorhanden ist. die erhaltene breite des einzelnen blattes schwankt zwischen 17.1 und 16.9 cm, die höhe zwischen 18.8 und 20 cm. was die spalten

Weltes Kirchenlexikon iv 943, nach dem die ordnung 'auf dem boden nüchterner praktischer askese' beruht. für diese seite soll freilich der hinweis auf den dritten orden des Franz von Assisi hier nicht fehlen. doch der poetische hintergrund ist kaum zu bestreiten.

¹ Böhmer 220.

ft, so ist durchschnittlich die breite des textes 6 cm, die 18.5 cm. die seite ist zweispaltig beschrieben, die reim- n abgesetzt, ihre anfänge stehn in gerader linie unter ein- r. initialen finden sich nur am anfang von abschnitten. am jeder zeile steht ein punct.

Bl. 1, sp. a enthält v. 47603—46, sp. b: 47647—90, sp. c: 1—734, sp. d: 47735—78; bl. 2 sp. a: 48536—78, sp. b: 9—622, sp. c: 48623—66, sp. d: 48667—710, also durch- 44 zeilen (denn auch bl. 2 sp. a hat dieselbe zahl, da v. 48537 nal geschrieben wurde).

Ich nenne zunächst die varianten des neuen fragments — ch vorderhand mit M bezeichne —, verglichen mit dem texte er ausgabe (Rchr.); rein graphische und die meisten mund- hen unterschiede, bei denen die wortform sonst identisch ist, dabei aufser acht gelassen: die auswahl ist nach den gleichen dsätzen getroffen, wie sie für das lesartenverzeichnis der aus- maßgebend waren:

Bl. 1 47605 *den zuo staphen* Rchr.] *denne ze stapfen* M
[*aurizen*] *Mauriciū* 15 *den herzogen*] *der herzog* 19 *erden*]

28 *scheffest*] *schaffest* 37 *der*] *Der* 39 *dienste*] *dint*
esellikeit] *gellichait* 57 *der*] *Der* 62 *die*] fehlt 64 *dem*

n] *dem alten soldan* 65 *hulf anden*] *hulf an den* 66 *in*]

68 *aller*] fehlt; und] *und mein* 80 *unde*] *oder* 82 *von*
chulden ist verdorben] *von schulden sint verdarben* 83 *oder*

er] *vnd sein mueter* 86 *im*] fehlt 90 *Berbester*] *verbester*

der] *Oder; so*] *also* 94 *ez*] *Er* 97 *lebens*] *leibes* 98 *ge-*

en] *Geranget* 47701 *scheiden*] *geschaiden* 07 *dem*] *der dem;*

] *erd* 10 *ouch ich*] *ich auch* 11 *er*] *Er* 22 *bringen*

] *inne pringen* 28 *well*] *wellen* 29 *sunde*] *funden* 30 *dó*]

36 *immer*] *nüer* 45 *ein*] *Ein; heizt*] *haiz* 62 *stn*] *feinen*

olde] *den scholt* 72 *schæne*] *schonen* 73 *ungeswachtet*] *un-*

r 74 *was im zeren dā gemachet*] *was im do ze ern gemachte.*

Bl. 2 48537 *dó er dem soldan*] *do er den soldan*, durch-

hen, darauf in neuer zeile *do er dem soldan* 38 *stn*] *feinen*

en rat] *der rat* 43 *die lāz ouch wir stn walten noch*] *Di*

n auch sein noch 46 *vor veltens*] *fur vns veltens* 51 *ze*]

53 *weinen*] *Bewainen* 56 *daz*] *Der* 61 *man*] überge-

eben 69 *dā*] fehlt 79 *mer*] *weggeschnitten* 81 *dā si*

beiden mit striten] *Daz si mit den heiden si* (der rest

des wortes weggeschnitten) 82 *wellen*] *welle* 84 *ditze*] *Daz*
 85 *und ander rede*] *Vnder einander red* 91 *suochten*] *Svechten*
 97 *ich sag iu wie*] *wier sagen wie* 48603 *gét*] fehlt 05 *dó*]
 fehlt 06 *aller*] *auer* 09 *des*] *Des* 16 *noch*] *nach* 17 *niht*
behag] unlesbar 18 *trag*] unlesbar 19 *só in*] *in so* 21.22]
 die enden der zeilen weggeschnitten 23. 24. 25. 26] die anfänge
 der zeilen weggeschnitten 27 *wirt*] .. *er* 31 *haben*] . *aden*
 (unsicher) 32 *hdt*] fehlt 33 *ze uns*] . *v ons hat* 36 *si*
kunnen sich des niht behüeten] *Sich chunnen sich nicht des be-*
huetten 39 *gestân*] *bestan* 41 *si*] *Si; dem*] *dem wol* 42 *dó*] *daz*
 59 bis 66] die anfänge der zeilen weggeschnitten 76 *dort*] *dar*
 80 *sagte man uns*] *iach man* 84 *zem lest*] *zelefst* 96 *eise*] *als*
 48709 *des*] fehlt.

Zur classe *B gehörig — wegen der bedeutung der siglen
 s. meine einleitung bes. s. xxxiv ff — erweist sich das brst. durch
 die laa. 47615 *der herzog*, 47728 *wellen* und durch die absätze
 bei 47637, 47657 und 47745.

Innerhalb dieser classe entstammt es aber der vorlage *b¹,
 die sonst noch die quelle der hss 6. 7. 8 war. denn M steht
 mit 6. 7. 8 der hs. 4 (und von 48594 ab auch der hs. 3) gegen-
 über in folgenden classenlesarten:

4 (3) und text	6. 7. 8. M
47762 <i>stn frum</i> (acc.)	<i>seinen fr.</i>
48543 <i>die ldx ouch wir stn wal-</i> <i>ten noch</i>	<i>Dy auch sein walten noch 6;</i> <i>D. wältent syn ouch n. 7. 8;</i> <i>Di walten auch sein n. M</i>
48553 <i>weinen</i>	<i>Pewainen (Bew. M)</i>
48680 <i>sagte</i>	<i>sagt (corr., aus sach?) 6, jach</i> <i>7. M, sprach 8.</i>
6. 7. 8. M und text	3. 4.
48619 <i>in gelust</i>	<i>im g.</i>
48704 <i>wan</i> (<i>Und</i> 8)	<i>Wand 3, wann 4.</i>
48709 <i>iht</i>	<i>niht.</i>

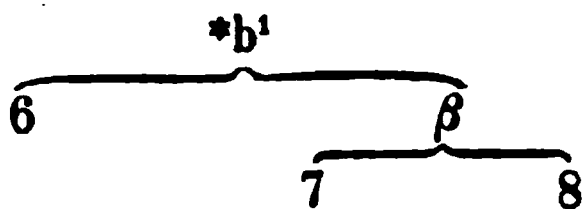
Die stellung des fragments lässt sich noch näher bestimmen:
 dass es zur gruppe 7. 8 gehört, ergibt sich mit aller wünschens-
 werten sicherheit aus den fehlern, die es mit 7. 8 teilt.

6 (und text)	7. 8. M
48546 <i>vor vehtens</i>	<i>für uns v M, vor uns v. 7. 8</i>
48680 <i>sagte man uns</i>	<i>uns fehlt.</i>

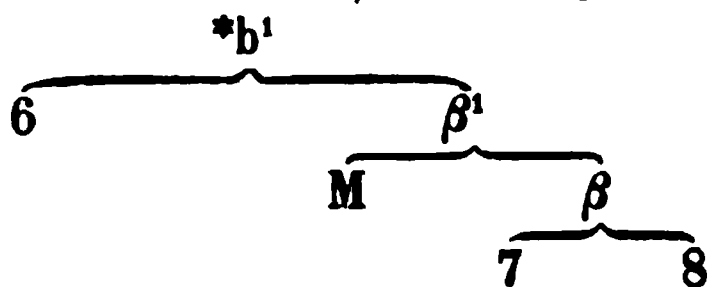
Dazu kommen noch folgende laa., welche gruppenunterschiede zwischen 6 (text) und 7. 8 bedeuten: 47683 *sin vater oder muoter*] s. v. und (oder 7. 8) *sein mueter* M. 7. 8 47691 *só*] also 47710 *ouch ich*] *ich auch* 47774 *im zèren dd*] *im do ze ern* 48569 *dd*] fehlt 48581 *den heiden mit striten*] *mit den heiden* st. 48605 *dó*] fehlt 48676 *dort*] *dar* 48709 *ih̄t des*] *icht* M 8 (*jchtes* 7).

Unser fragment kann jedoch nicht die vorlage von 7. 8 gewesen sein, da diese die fehler von M (wie 47664. 668. 736; 48542. 585. 603. 632f. 636. 639. 642. 696 ua.) nicht teilen; M kann aber auch nicht die vorlage entweder von 7 oder 8 gewesen sein, oder entweder zu 7 oder zu 8 so gehören, dass es mit 7 oder 8 aus einer näheren gemeinsamen quelle stammte (so dass die hss. 7 und 8 erst durch eine weiter zurückliegende, allen dreien gemeinsame quelle verbunden würden), weil 7 und 8 gemeinsame fehler und gemeinsame absätze haben, die M nicht teilt (47605. 662. 697. 698f. 699. 701. 729. 48590 usw.). M muss daher zwar aus der quelle stammen, aus der (mittelbar) auch 7. 8 flossen, aber von der gemeinsamen unmittelbaren vorlage dieser beiden unabhängig sein.

Dadurch ergibt sich nunmehr eine reichere innere gliederung jenes zweiges der recension $*b^1$, aus dem 7. 8 hergeleitet werden. Einl. s. xli hatte ich für 6. 7. 8 das schema



aufgestellt; durch das hinzutreten von M gestaltet es sich zu



Man wird daher das fragment M in der aufzählung der Ottokar-hss. füglich als 6^1 bezeichnen dürfen.

Dieses ergebnis ist kein völlig reines, denn es zeigen sich kreuzungen: zwar dass 6^1 mit 6 die flexionsform *sunden* (statt *sunde*) 47729, mit 7 *erd* (für *erden*) 47619, *schaffest* (für *scheffest*) 47628, mit 8 *seinen* (für *stn* apl.) 48538 teilt, ferner dass es mit 8 (statt *ist*) *sint* 47682 list, fällt in keiner weise an und für sich ins

gewicht. auch dass 6¹ und 7 47722 *bringen: gewinnen* reimen, dürfte zufall sein, da 6¹ hier das reimwort *innen* umstellt, 7 aber es auslässt. schwerer wiegen jedoch die übereinstimmungen von 6¹ mit 6. 8 *untrev oder meintat* gegen *B¹. 7 (text) *untru unde meintat* 47680, *er* (statt *ez*) 47694; ferner von 6¹ mit 7, gegen *B¹. 6. 8, in der auslassung von *die* 47662, von *sin* 47682, von *in* 47666 (doch bemerke man, dass 6¹ auch 47686 ein notwendiges *im* auslässt); ferner von 6¹ mit 8, gegen 3. *B¹. 6. 7, in der lesung *wier sagen wie* (statt *ich sag iu wie*) 48597. 6¹ teilt endlich den fehler nicht, den 6. 7. 8 durch auslassung des *dó* 48541 gemeinsam haben.

Ich fasse diese kreuzungserscheinungen unter denselben gesichtspuncten auf, wie die zahlreichen anderen, die gerade in der classe *b¹ auftreten, und verweise ihretwegen auf einl. xxxvii ff. sie vermögen nicht die gruppierung der hss. zu verändern, aber sie deuten auf ein zusammentreffen verschiedener wege der überlieferung an ein und derselben handschrift.

Für die textgestaltung der Rchr. selbst ergibt das Münchener fragment nichts neues. für einzelne laa. lässt sich aber der weg der verderbnis sicherer beurteilen. wenn wir in 6¹ und 6 den fehler *und mein gedanch* (statt *und gedanc*) 47668 finden, so schliessen wir nunmehr, dass bereits die vorlage *b¹ ihn hatte, β aber das pronomen zu widerholen unterliess und so die lesart *B wieder herstellte; die absätze ferner, die wir 47711. 48591. 48609 übereinstimmend in 6 und 6¹, 47730. 48641 in 6. 6¹ und 8 finden, werden wir auch der vorlage *b¹ zusprechen; wenn 6. 6¹ und 8 in 48641 *dem wol gleich* haben gegen text (3. 4. 7) *dem gelich*, so erklären wir diese scheinbare kreuzung von 7 mit der ihr entfernter verwanten classe *B¹ so, dass 7 durch zufällige auslassung des *wol* einen fehler der vorlage *b¹ (und β) beseitigt hat. ja auch für die entfernte quelle *B ermöglicht der fehler in 6¹ 48537 *den soldan* (der in das richtige *dem s.* gebessert wurde), welcher sich auch in 4 und 7 findet, den schluss, dass *B bereits ihn hatte und die hss. 6. 8 (wie 6¹) ihn selbständig besserten.

Unter den laa., die der hs. 6¹ allein angehören, fallen zunächst zahlreiche flüchtigkeiten auf, wie 47639 *dint* f. *dienst*, 47645 *gellichait* f. *gesellikeit*, 47698 *geranget* f. *gevangen*, 48606 *auer* f. *aller*, 48696 *als* f. *eise* (vgl. noch 47605. 665. 736. 745; 48585. 616. 627. 631. 636. 639. 642), auslassungen

einzelner wörter (47668. 686; 48597. 603), umstellungen (48619. 632f. 636). dreimal corrigiert der schreiber sich selbst, indem er in v. 47610 einen fehlerhaft begonnenen wortanfang streicht, 48561 das ausgelassene *man* über der zeile nachträgt, und den fehlerhaft geschriebenen v. 48537 streicht und in neuer zeile richtig wiederholt. an zusätzen ist nur das verdeutlichende *alten* 47664 und ein anaphorisches *dem* 47707 zu verzeichnen. zu zwecken syntaktischer verdeutlichung schreibt er 47707 *der dem* f. *dem*, 48556 *der* f. *daz*, 48581 *daz* f. *dd*. sonst sind nur mehr die farblosen änderungen 47697 *leibes* f. *lebens*, 47701 *geschaiden* f. *scheiden*, 48551 *datz* f. *ze* und 48584 *Daz* f. *ditze* zu bemerken. die summe dieser laa. — 35 bei einer gesamtzahl von 348 versen — ist erheblich; sie verleihen dem schreiber aber kein hervorstechendes persönliches gepräge.

Alle übrigen individuellen abweichungen in 6¹ sind mundartlicher natur. am dialect der hs. fallen zunächst die bairisch-österreichischen züge ins auge:

a < *o* *gewarben, verdarben, margens, varchten, waricht*.

ie < *i* *mier, wier, ier*.

ue < *û* *fuer:tuer*.

die diphthongierungen *ei* < *i* (durchweg; auch in suffixen: *-leich, guldein*), *au* < *û* (durchweg), *eu, ew, ev* < *iu, iwo* (durchweg), und die entsprechungen *ai* < *ei* (bis auf *ein, einander*), *au, aw* < *ou, ow* (durchweg).

k ist ausnahmslos *ch* (denn von *gundervait* ist abzusehen), *ck* ist *ch* in *diche*, ebenso *kw* in *chem*.

g ist an- und inlautend *g*, auslautend meist *ch*, aber auch *g*: so stehn neben einander *chunich* und *chunig*; *lanch*, *dinch* und *ding*; *manich* und *mechtig*.

b ist im anlaut von stammsilben durchweg *p*; das praefix *be* hat meistens *b*, daneben steht *pewag wier*, im auslaut *b*; wechsel zwischen *b* und *w* in *waldach, erberten* (= *erwerten*).

Schwankender wird das bild — ohne aber unvereinbares zu bieten — in der dentalreihe: *t* zwar findet sich auslautend in *tausent, weigant, tat, stunt*, inlautend verdoppelt in *totten, behuetten, wuetten*; *d* aber steht im anlaut (auch im worte *deutsch*), inlaut, und im auslaut in *ssid* (= *stt*), *sind, tod, land* (d. sg.), *red, ueld* (d. sg.), *vrid, chvnd, ward, er wold*, daneben *velt, er scholt*.

Neben diesen ziemlich einheitlichen erscheinungen zeigen sich aber einige freilich seltene, aber doch stark ins gewicht fallende schreibungen, die mir auf ein anderes dialectgebiet not-

wendig zu weisen scheinen. wenn ich von dem unsicheren *haden* 48631 absehe (— das als *hāten* verstanden werden müste —), so bleiben noch: im anlaut *w* f. *v* (= *f*) in *wester* f. *vester* 47658, ferner zweimal *tael* f. *teil*, einmal *taet* f. *teit* (= *tagte*), neben *vail*, *tagt* und sonstigem regelmässigen *ai* < *ei*. diese entsprechung ist ja bairisch freilich nicht unbelegt, aber doch ganz vereinzelt, und ihr dreimaliges vorkommen in unserem kurzen bruchstück jedesfalls sehr bemerkenswert.

Ist so der gedanke an eine ausbeugung aus den sonst ziemlich deutlichen umrissen der mundart überhaupt nahegelegt, so werden wir auch andere erscheinungen, die — vereinzelt — uns nicht zwingen über das bairisch-österreichische gebiet hinauszuschauen, in anderem lichte sehen: dass überwiegend *iz*, *di*, *si* geschrieben; dass mhd. *æ* ausnahmslos durch *e* widergegeben wird (*nem*, *chem*, *teten*, *gever*, *unmer*, *went*); dass apokopierte formen neben vollen, dass *sprahen* neben *solichev*, *zv* neben *dar zue*, *dint* (f. *dienest*) neben *gedient liehtem*, *mut furen prudern pruderschaft* neben *mueter swuern vngueter trueg vbermuert tuet muezzen prueder wuelten*, einmal endlich *wax* neben sonstigem *was* steht.

Ich suche in diesen einzelheiten mitteldeutsche einflüsse. ob man nun den gesamten lautstand des bruchstücks als einen organischen mundartlichen aufzufassen oder in jenen md. spuren einwirkung einer fremden umgebung auf einen Baier oder einen Österreicher zu sehen habe, wird sich bei der kürze des fragments und bei der tatsache, dass es abschrift einer verlorenen vorlage ist, schwerlich glatt entscheiden lassen.

Im südlichen Böhmen zeigen sich lautmischungen, wie 6¹ sie hat, bei vorwiegendem oberdeutschen character (vgl. das von Weiss Unterss. zur bestimmung des dialects des cod. Tepl. s. 51 f über die sprache der Hohenfurter urkunden gesagte). anlautendes *w* f. *v* (= *f*) liegt in den schreibungen *nachvolgen geuallen* des cod. Tepl. (Römerbrief) vor, deren *u* man nicht mit Weiss s. 22 als zeichen für *v* ansehen, sondern wie die schreibungen *wormehent nachwolgen water* in Johannes von Olmütz Leben des hl. Hieronymus (s. Benedicts einl. zur ausg. LI) beurteilen wird. identisch damit ist das *wester* der hs. 6¹ für *vester*. derselben erscheinung begegnen wir in ausgedehntem mase in den hss. des Prager stadtrechts (Roesler Deutsche rechtsdenkm. aus Böhmen

und Mähren 1), wo *w* und *v* im anlaut überhaupt wechseln: s. 17 (1322) *wur die wier benken* (= für die vier), 84 *wier*, 83. 108 *zum wirdem mal*, 85 *werfweigen*, 112 *gewangen*, 116 *walsch*, 112 *wrawen*, 116 *wreylich* usw., anderseits *vil* (= wil), *vollen*, *velchen*, *vider*, *volde*, *villen*, *gevalt*, *gevint* usw.

Auch das höchst auffallende *ai* < *a* in *manhaift* 47658 — zu dessen erklärang Weinholds verweisungen auf Ulman Stromer und Ayrer (BGr § 65) nicht benutzt werden können — lässt sich auf dem eingeschlagenen wege antreffen: das Prager stadt-recht (Roesler 183) bietet *mittayll* (= *mitalle*); dieses eine beispiel gewinnt an wert, wenn wir ebenda verwanten schreibungen in *fluit* s. 149 neben *flut* und *zwein* (für *zwêne*) s. 191 begegnen¹.

Es erübrigen die drei *ae* < *ai*. ich kann aus süd- oder mittelböhmischer gegend keine parallele für sie beibringen. sollten sie sich aber nicht aus einer orthographie erklären lassen, welche für mhd. *æ* in der regel zwar *e*, daneben aber auch *ae* und zu- weilen *ei* gebraucht (*seilic*, *vnfleitikeit*), wie die Johannis von Ol- müt? trifft die erklärang zu, so würde durch sie die annahme wahrscheinlicher, dass der schreiber von 6¹ nicht ein Südböhme sondern ein Österreicher war, der auf seine heimische mundart südböhmische laute und lautgebung hatte einwirken lassen.

Der bairisch-österreichische character des denkmals überwiegt weitaus. zu den oben erwähnten hauptmerkmalen sei noch das praet. *hieten*, das regelmässige *schullen*, *scholde*, *schol*, das mascul. *der ungemach*, der gänzliche mangel an belegen für verhauchung eines inlautenden *ch* (= *h*) vor consonanten gefügt: es heisst durchaus *nicht*, *geschicht*, *hochsten* usw.

Mit dem bruchstück 6¹ ist zu den resten der lange zeit ein- zigen pergamenths. der Rchr. das überbleibsel einer zweiten membrane gekommen. 6¹ wird allerdings um mehrere jahrzehnte jünger sein als 3 — die gestalt des textes und dessen lautform legen diesen schluss nahe — aber sie bleibt immerhin die zweitälteste.

Sie bestätigt meine vermutung (einl. s. XLII), dass das grofs- quart der hss. 2 und 3, deren mafszen unser bruchstück ganz nahe steht, das format der ältesten hss. des werkes war; sie be- stätig ferner die annahme, dass das gesamtwerk in einzelne

¹ die inschrift auf dem grabe Seifried Schweppermanns in der kloster- kirche Kastl bei Amberg hatte *waer* für *wär* (nach der abschrift im cgm. 5618 vom j. 1527).

bände aufgeteilt überliefert war: einer davon — der den teil II, die zerstörung Accons, enthielt — wurde in 6¹, wie in 6. 7. 8, abgeschrieben. die hs. 6¹ hat von der Rchr. gewis nichts anderes als diesen teil II aufgenommen: das lehrt die einreihung des fragments in die gruppe *b¹, deren übrige glieder nur die Ackersepisode überliefern, so dass wir schliessen müssen, dass auch 6¹ wie *b¹ nur diese enthielt.

6¹ ergänzt aber auch in erwünschter weise unsere kenntnis von der aufnahme und der allmählichen verbreitung des werkes. da 6¹ noch ins 14 jh. gehört, muss wol die quelle der gruppe der es angehört, *b¹, zu der wir von 6¹ erst über das mittglied β^1 gelangen, ziemlich früh angesetzt werden. ob β^1 rein österreichisch noch war, wissen wir nicht; aber von ihm aus geht die vorlage (β) jener hss., die wir ausserhalb Österreichs, in Schwaben und Mitteldeutschland, geschrieben finden (7. 8). da uns 6¹ wahrscheinlich nach Böhmen führt, so ist der weg, den der II teil der Rchr. nahm, wol der gewesen, dass jenes land, das — Österreich benachbart — im 14 jh. durch Karl IV, seinen hof, seine kanzlei so vielseitiges geistiges leben entfaltete, die vermittlung nach dem übrigen Deutschland hin übernahm.

Jene aus lautlichen anzeichen gewonnene meinung, dass der ursprung der hs. 6¹ in Böhmen zu suchen sei, wird wesentlich unterstützt durch ein äusseres merkmal. das fragment diente einst als einbanddecke eines bandes in kl. 8^o, und die aufschrift, die es an der stelle des buchrückens trägt: (von älterer hand) *De rebus Bohemicis calendarium historicum*, darunter (von etwas jüngerer) *auctore procopio Lupacio* ist, wie mir Keinz in gewohnter güte mitteilt, auf das buch 'Rerum Boemicarum Ephemeris sive Calendarium historicum: Ex reconditis . . . monumentis erutum. Authore M. Procopio Lupacio Hlawaczowaeo Pragensi. Pragae, anno MDLXXXIII. In officina Georgii Nigrini' zu beziehen.

6¹ ist daher schwerlich jenes exemplar gewesen, das das bücherverzeichnis der Wittenberger schlosscapelle von 1434 nennt (Einl. s. xxiv), ebensowenig das des Püterich von Reicherzhausen (aao.); es ist wol im lande geblieben, bis es zerschnitten wurde, während der andere ausläufer der gleichen quelle, β , ausser landes gieng und seine spur in den hss. 7 und 8 hinterliess.

Innsbruck.

JOSEPH SEEMÜLLER.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ZWANZIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1894.

INHALT.

	Seite
mann, Franz von Kleist, von Köster	92
Isländerbuch, s. Golther	
Goethes Faust als einheitliche dichtung, von Köster . . .	167
Bürgers gedichte, von Schüddekopf	66
Orvar-Odds saga, von Detter	87
Berger, Zur gesch. d. schwäb. mundart im 15 jh., von Heusler	29
Mucedorus übersetzt von Tieck, von Hönig	317
ga, s. Jiriczek	
letter, Die Luzerner kanzleisprache 1250—1600, von Heusler .	26
—, Die reception der nhd. schriftsprache in Luzern 1600—1830,	
on Heusler	26
Schillers Tell, von Elster	91
r, Herders Cid, von Köster	89
, Gedichte, s. Berger	
ca minora, s. Mommsen	
o, Briefe FHvdHagens an Heyne und Benecke, von Steinmeyer	198
dedolatus, s. Szamatólski	
en, Heines familienleben, von Redlich	75
nn, Etymologisches wörterbuch d. deutsch. sprache, von Franck	81
, s. Leitzmann	
, Etym. woordenboek der nederlandsche taal, von Holthausen	231
l, Shakespeare und das tagelied, von Brandl	227
Altsächsische grammatik, von Roediger	238
s dichtungen, s. Schullerus	
Die Edda, von Heusler	162
n, Udvalg af oldnordiske skjaldekvad, von Kahle	145
, Untersuchungen zu Schillers aufsätzen, von Breul	89
, Ares Isländerbuch, von Kauffmann	38
, Torquato Tasso, s. Kern	
edichte, s. Schüddekopf	
k, Die classische ästhetik der Deutschen, von Walzel	70
ók I, von Jiriczek.	164
ann, Goethes mutter, von Jacoby	275
, Über Wolframs von Eschenbach Parzival, von Martin . . .	255
Der Cid, s. Buchner	
Geschichte der gelehrtheit von Wieland, von Seuffert	52
t, Die sage von Hero u. Leander in der dichtung, von Hönig .	35
haus, Arminius und Siegfried, von Henning	80
t, Die Bosasaga, von Larsson	245
mundart und schriftsprache im Elsass, von Martin	84
itz, Darlegung der dichterischen technik von Goethes 'Alexis	
nd Dora', von Köster	406
orquato Tasso von Goethe, von Köster	365
ey, Braunschweigische schulordnungen II, von Seemüller . .	201
Schiller als dramaturg, von Elster	174
, Wizlaw III von Rügen, von Seelmann	343
nn, Forsters briefe und tagebücher, von RMMeyer	311
Die alten völker, gaue u. ansiedlungen in Gotha, von Kossinna	199
berger, De verbis quae in vetustissima Germanorum lingua re-	
uplicatum praeteritum exhibebant, von Holthausen	83
Die grundbegriffe in d. kosmogonien d. alt. völker, von RMMeyer	113
Bibel, im auftrage der evangel. kirchenconferenz, von Heyne	350
, Volksmundart und volksschule im Elsass, von Martin . . .	84
Schiller I. II, von Elster	383
en, Chronica minora saec. IV—VII, von Henning	78

	Seite
Mourek, Syntaxis složených vět v gotštině, von Heinzel	140
Mucedorus, übers. von Tieck, s. Bolte	
Nerrlich, Jean Paul, von Muncker.	182
Neubaur, Die sage vom ewigen juden ² , von Singer.	195
Orvar-Odds saga, s. Boer	
Pachtler, Ratio studiorum soc. Jes. III, von Seemüller	401
Petri, Der Agnes-Bernauer-stoff im deutschen drama, von Walzel	205
Rauschen, Die legende Karls des grossen, von Schröder	251
Reindell, Dr WLinck von Colditz, von Michels	266
Richter, Erasmusstudien, von Herrmann.	43
Roediger, Paradigmata zur altsächs. grammatik ² , von Jellinek	398
Sander, La mythologie du nord, von Kauffmann.	79
Scheel, Jaspas von Gennep u. die schriftsprache in Köln, von Martin	400
Schiller, Tell, s. Breul	
Schlickinger, Der Helmbrechtshof, von Keinz	255
Schlüter, Untersuchungen zur gesch. d. altsächs. sprache I, von Jellinek	13
Schüddekopf, Briefe von und an Götz, von Waniek	271
———, Gedichte von Götz 1745—1765, von Waniek	272
Schullerus, Gellerts dichtungen, von Köster	88
Schwering, Franz von Kleist, von Köster	92
Sievers, Altgermanische metrik, von Franck	337
Strack, Goethes Leipziger liederbuch, von RMWerner	353
Strehlke, Paralipomena zu Goethes Faust, von ESchmidt	285
———, Wörterbuch zu Goethes Faust, von ESchmidt	290
Streitberg, Zur germanischen sprachgeschichte von Möller	116
Sudre, Les sources du roman de Renart, von Singer	248
Szamatolski, Eckius dedolatus, von Spengler	405
Tamm, Etymologisk svensk ordbog I, von Holthausen	399
Teutsch, Siebenbürgisch-sächsische schulordnungen II, von Seemüller	403
Ullisperger, Der schwarzeritter in Schillers Jungfrau von Orleans, von Elster	204
Umfrid, Goethe der deutsche prophet, von Harnack	68
Vodskov, Jessens Forsmædelige skandale, von Holthausen	206
vdWaals, Skeireins aivaggeljons þárh Jóhannan, von Jellinek	148
Werner, Der Laufener Don Juan, von Szamatolski	47
Westphal, Allgemeine metrik, von Heusler	86
Wieland, Geschichte der gelehrtheit, s. Hirzel	
Wolff, Blätter aus dem Wertherkreis, von Köster	281
Wright, A grammar of the dialect of Windhill, von Napier	30
Wunderlich, Der deutsche satzbau, von Tomanetz	1
Zenker, Geschichte der Wiener journalistik II, von Walzel	192
Zimmer, Nennius Vindictus, von Martin	225
Berichtigungen	408
Über Moriz von Craon, von Schröder	407
Entgegnung, von Martin und Heusler.	110
Entgegnung, von Richter und Herrmann	334
Ein brief Jacob Grimms, von Meissner	406
Ein brief Jacob Grimms, von Steinmeyer	206
De Heinrico v. 7, von Priebisch	207
Zur Kaiserchronik, von Steinmeyer	207
Zur Klage eines ehemanns (Zs. 38, 153), von Keinz	336
Personalnotizen	112. 224. 408
Berichte über Wenkers Sprachatlas, von Wrede	
viii. <i>heiss, zwei, schnee, bruder</i>	95
ix. <i>machen, aus, braune, hause, häuser, leute, leuten</i>	207
x. <i>roten, dorf, affe, besser, fleisch, weh</i>	320
Zu Tacitus Germania cap. 28, von Wölfflin	207
Zwei briefe von Uhland, von Hirzel	92

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 1 Januar 1894

Der deutsche satzbau, dargestellt von HERMANN WUNDERLICH. Stuttgart, JG Cotta, 1892. xiv u. 252 ss. 8°. — 4 m.

Wunderlich hat sich der dankbaren aufgabe unterzogen, eine vollständige deutsche syntax zu schreiben, und um nicht mitten drin stecken zu bleiben, wie dies leider mit Erdmanns syntax der fall zu sein scheint, beschränkt er sich darauf, die grundlegenden gesichtspunkte stark zu betonen, während er details übergeht. er beschränkt sich ferner im wesentlichen auf das nhd., ohne aber ältere sprachperioden zu übersehen, wenn sie, wie so oft, die richtschnur für die entwicklung der sprachlichen erscheinung an die hand geben. er gibt meist nur ein informierendes beispiel; auf fülle der belege kommt es ihm ebensowenig an wie auf vollständigkeit in der aufzählung minder wichtiger syntaktischer fälle. er liefert nur die grundzüge für den grofsen bau unserer syntax, hat mit kundiger hand den riss entworfen und für die organische ausgestaltung der einzelnen teile anweisung gegeben. damit ist schon viel für unsere disciplin gewonnen. so viel auch in letzter zeit an syntaktischer detailarbeit geleistet wurde, es fehlte der innere zusammenhang, der die resultate der einzelbeobachtung tauglich gemacht hätte, als wol zugerichtete bausteine dem grofsen bau ohne weiteres einverleibt zu werden; es fehlte ein regulativ, das die methode gewiesen hätte. so behandelte jeder forscher sein capitel nach bestem dafürhalten, aber womöglich jeder nach andern gesichtspunkten, und die mitstrebenden wissen, welche unendliche mühe es kostet, so gewonnene resultate erst wider verarbeiten zu müssen. also schon hier sehe ich einen nicht zu unterschätzenden vorteil von W.s buche; aber sein eigentlicher wert liegt tiefer: er hat absichtlich sein arbeitsfeld eingeengt, um, unbeirrt durch die fülle des stoffes und der belege, den erscheinungen bis zu ihrer wurzel nachzugehen und selbst die feinsten fäden blofszulegen, aus denen sich der sprachgeist sein kunstgewebe gefertigt hat. er arbeitet mit voller sachkenntnis und unter engstem anschluss an die neue psychologische art der betrachtung syntaktischer erscheinungen, die Paul mit so grofssem erfolge zur geltung gebracht hat. soviel er aber auch Paul, Erdmann und Behaghel zu danken hat, was er selbst gerne zugibt (s. iii f und x anm.), so wahr er doch überall seine selbständigkeit und sein freies urteil, so trägt er nur vor, was er beweisen zu können glaubt, und

wenn manche seiner aufstellungen zweifelhaft bleiben, interessant sind sie immer. er bringt viel neues, ohne danach zu jagen. er wird manche opposition hervorrufen; umso besser; das kann nur dazu dienen, unsere erkenntnis zu fördern.

W. steht auf dem boden des Miklosichschen systems; ich gestehe, dass mir dessen alleingiltigkeit durch W.s consequente anwendung recht zweifelhaft geworden ist. zweierlei ist mir aufgefallen: einmal nötigt das system, damit womöglich alles untergebracht werde, syntaktische tatsachen an orten zu behandeln, wo man sie ihrem wesen nach nicht suchen würde. so beschäftigt sich das erste cap. mit dem verbum; daneben werden die interjectionen besprochen, die einzelnen wortclassen nach ihrer satzbildenden kraft durchgenommen, die ellipse des personalpronomens abgehandelt usw. andererseits bringt es das system mit sich, dass zusammengehöriges auseinander gerissen, an mehreren orten von verschiedenen Gesichtspuncten behandelt wird. bezeichnend ist, was W. selbst s. 86 über die verbalnomina sagt: 'diese waren an den verschiedensten orten schon mit zur sprache gekommen: nach ihrer absoluten verwendung, nach ihrem grund, als ersatz des imper., in verbindung mit hilfsverben; außerdem werden sie uns noch bei der wortstellung beschäftigen, bei der abgrenzung von subst. und adj., bei der part. *daz*, so dass wir ihnen hier keinen eigenen abschnitt zu widmen brauchen'. hier ist doch wenigstens noch eine zusammenfassung der membra disiecta geboten; das geschieht aber nur sehr selten, zumal nicht bei jenen erscheinungen, für die im system überhaupt kein platz ist; und dass dies wirklich vorkommt, zähle ich als drittes gebrechen. schon die wortstellung ist nur durch eine hintertüre hineingeschlüpft; satzstellung, congruenz, ellipse und anderes bleiben nahezu ausgeschlossen. das alles sind recht beschwerliche überstände, die nur zum teil durch einen index abgeschwächt werden können. dieser lässt aber hier geradezu alles zu wünschen übrig. statt für die mangelhaftigkeit der systematischen darstellung aufzukommen, gibt er ein paar schlagwörter, und bei diesen alle zahlen, ohne dass angemerkt wäre, welche einzelheit gerade hier oder dort behandelt wird. suche ich eine tatsache aus dem gebiet des substantivs und sehe unter substantiv nach, so finde ich dort etliche 20 seitenangaben und habe nun das vergnügen, alle nachzuschlagen, um vielleicht erst zum schlusse das zu finden, was ich suchte. sucht man aber etwa das schlagwort: wortstellung oder congruenz oder satzstellung oder dgl., so ist alle mühe verloren; diese wörter enthält der index überhaupt nicht, während zb. ellipse dasteht. besonders schlecht ist man daran, wenn man nach einzelnen wörtern fahndet; da lässt der index meist ganz im stich; aber auch hier zeigt sich die ungleichmäßigkeit: denn *derselbe*, *haben*, *sein* und *werden* sind doch angeführt.

Sie zeigt sich übrigens auch im buche selbst. ist das ver-

hältnis zwischen der bedeutung des inhaltes und dem umfang der darstellung im allgemeinen richtig gewahrt, so erscheint es recht oft doch auch gestört. das gleiche gilt von den belegen; so finden wir zb. s. 71 oder 203 andeutungen ohne ausführung und beispiel. das ist aber mehr ein ästhetischer mangel, es ist eben noch nicht alles ausgeglichen, und man darf es einem autor, der oft neue wege geht, nicht zu übel nehmen, wenn er uns auch unebene pfade führt. viel erschwerender aber ist ein anderer fehler, und aus ihm kann man W. mit recht einen vorwurf machen. W.s darstellung ist nicht nur häufig rein aphoristisch, formuliert nicht nur manche stellen so unklar, dass man sie wiederholt lesen und erst zurecht richten muss, um ihnen beizukommen, und setzt nicht nur so reiche kenntnisse in syntaktischen dingen voraus, dass anfangler, die an dem buche syntax lernen wollen, vielen stellen ratlos gegenüberstehn dürften, sondern obendrein ist gar an dem stil manches auszusetzen; er zeigt nicht jene glätte und correctheit, die man grade von dem verf. einer deutschen syntax fordern kann. ich will meine behauptung nicht ganz ohne nachweis lassen: so mache ich auf den conditional im bedingenden nebensatze aufmerksam s. 128: 'wenn der lehrer durchmustern würde', auf fügungen und wendungen wie s. 111, 13 'das subject wird zwar auch hier durch das substantiv gestellt' und das gleichfalls aus dem militärischen jargon stammende 'antreten' s. 210, 5 'von, dass deshalb auch bei allen passivformen antritt'; ferner auf s. 83, 17 'auch das verhalten der directen zur indirecten rede ist sehr verschieden'; zum mindesten muss es heißen: 'das verhalten der autoren zur . . .'; ganz unklar ist mir zb. der satz s. 206 oben: 'während bei ~~an~~ acht aufsenflächen eine verschiedene art äußerlicher berührung kennzeichnen könnten'.

Es fehlt sichtlich die letzte feile; das zeigen auch die druckfehler. W. selbst macht auf inconsequenzen in schreibung und flexion der termini technici aufmerksam und verbessert schon eine reihe von druckfehlern (s. 252); es ist aber noch manches nachzutragen¹. und einige dieser druckversehen sind recht böse; was soll ich aber sagen zu 'pluralia tanta' s. 134? ist auch ein druckfehler? schwerlich; denn eine seite weiter erscheinen singularia tanta!

Doch das tritt alles in den hintergrund gegenüber den unleugbaren vorzügen des buches und lässt sich ja in der nächsten auf-
lage, die sicher nicht lange auf sich warten lassen wird, leicht gut machen. ich verspreche mir von W.s 'Deutschem satzbau' trotz

¹ 45, 5 trenne 'gerade in'; 54, 1 v. u. l. wortstellung st. vorstellung; 55, 7 fehlt der beistrich nach 'singularis'; 102, 10 l. verb st. subject; 120, 14 fehlt die klammer vor 3), ist überflüssig hinter 'actionis'; 141, 2 l. *diu* st. *din*; 200, 1 v. u. ist 'wird zu' nicht cursiv zu drucken (s. s. 252); die klammer zum schlusse des satzes fehlt; 212, 17 l. verstrennung st. vertrennung; 220, 11 ist 'indem' zusammenzurücken; 225, 12 l. entsprechendes.

allen äußerlichen mängeln den vortätigsten einfluss auf die belebung und förderung der syntaktischen studien.

Ich habe schon betont, dass ich nicht allen anschauungen und ausführungen W.s ohne bedenken gegenüberstehe. einige derselben will ich zur sprache bringen, dabei aber auch auf besonders gelungenes hinzuweisen nicht unterlassen.

W. kommt natürlich auch auf die definition des satzes zu sprechen, streift die frage beim verb und erledigt sie beim substantiv. diese behandlung desselben gegenstandes an zwei orten ist allerdings nicht glücklich, zumal da die abschliessende besprechung erst nachfolgt, obwol beim verb fragen zu erledigen waren wie 1) ist das verbum zur satzbildung unentbehrlich? (s. 2 ff), 2) inwieweit genügt das verbum zur satzbildung? (s. 11 ff), die die genaue bestimmung des begriffes 'satz' voraussetzen. was aber W. vorbringt, ist vorzüglich. er muss sich vorerst mit Pauls definition des satzes auseinandersetzen, und in der kritik derselben hat er m.e. das lösende wort gesprochen, wenn er bemerkt, dass das kennzeichnende des satzes im abschluss einer vorstellungsreihe liegt (s. 110), nicht in der bloßen aneinanderreihung der vorstellungen, wie Paul sagt, und dass diesen abschluss das praedicat bewürkt. jetzt erst ist klargestellt, warum '*der grüne baum*' kein satz ist, wol aber '*der baum ist grün*' oder '*grünt*'¹.

S. 4 ff weist W. nach, dass das verbum kein unentbehrlicher bestandteil des satzes ist. gewis, '*Papa hut*' (Paul) ist auch ein satz. aber wenn wir mit W. davon überzeugt sind, dass das einzige characteristicum des satzes die abschliessende verbindung zweier vorstellungen durch das praedicat ist, so ist eben in solchen fällen das praedicat aus der situation zu ergänzen. ich erwähne dies darum, weil W.s definition vom satze s. 110 scheinbar im widerspruch zu den ausführungen über das verbum steht, die das buch eröffnen; dann darum, weil auch Kern, der von denselben psychologischen grundsätzen ausgeht, wie Paul und W., zugesteht, dass es sätze ohne verbum finitum gibt, die aber weitaus die geringere menge aller sätze bilden. darum nennt er sie aus praktischen rücksichten 'uneigentliche sätze' und nimmt auf sie ausdrücklich keinen bedacht, wenn er in die definition des satzes als wesentliches merkmal das verbum finitum einstellt. diese definition ist nun für die schule von eminent praktischem wert; ich gestehe, dass ich es als einen sehr grossen fortschritt ansah, als unsere schulgrammatik von Willomitzer in die 5 aufl. Kerns definition vom satze aufnahm. das

¹ übrigens hat schon Kern 1888 in seiner 'Deutschen satzlehre' Pauls definition in demselben sinne bemängelt, wenn er sie s. 32 zu weit nennt, insofern unter den begriff 'satz' nach Paul auch eine vorstellungsverbindung wie *der grüne baum* fällt. wenn er aber dann weiter sagt: 'Paul hätte das merkmal der mitteilung mit hinein nehmen müssen', so ist das zum mindesten recht undeutlich ausgedrückt, weil ja Paul selbst hinzufügt, dass die verbindung der vorstellungen seitens des sprechenden dieselbe verbindung beim hörenden erwecken müsse.

ist ein recht drastisches beispiel dafür, wie weit oft die ergebnisse der wissenschaft und das bedürfnis der schule auseinandergehn.

W.s ansicht s. 14 a., dass aus obliquem casus überhaupt kein subject im folgenden satze ergänzt wird, lässt sich nicht halten. ich verweise nur auf Andresen Sprachgebr.⁴ s. 75; ich habe einen beleg aus Immermanns Münchhausen beigebracht Anz. xiv 11; vgl. auch Grillparzer in einem brief (Grillp.-Jahrb. i 158): '*meine Schutzgöttinnen haben mir ein prächtiges Bett gemacht und schlief ganz gut*'. dass dergleichen schon auffällt, will ich nicht leugnen.

Wie richtig es ist, dass das verb zunächst vorgänge bezeichnet, erst in zweiter reihe zustände (s. 18), ergibt sich schon daraus, dass die im dialect so häufige umschreibung des verhalbegriffs mit *tun* alle verba trifft; man sagt also auch: *er tut sitzen, liegen, schlafen*; das volk sieht also selbst im zustande, in der ruhe bewegung, ein geschehen, einen vorgang.

S. 18 werden die impersonalia berührt, aber nur ganz kurz: 'unsere eigentlichen impersonalia lassen sich demnach als sätze auffassen, in denen diese spaltung (dh. in substantiv und verb) nicht eingetreten ist'. offenbar ist also W. der ansicht Pauls: die impersonalia sind subjectlos, aber zweigliederig. W. hätte sich schon deutlicher ausdrücken können; er liebt zu sehr solche beiläufig hingeworfenen bemerkungen. im index ist natürlich vom impersonale keine spur zu finden.

S. 25 wird ua. *hungern* als ein intransitiv bezeichnet, das nicht durch ein praefix transitiv werden kann; s. aber *aushungern*: zu den transitiven mit *er-* ist *ersitzen* nachzutragen: *ein recht ersitzen*. — s. 26 f eine kleine ungleichmäßigkeit: *ge-* bekommt eine eigene überschrift; warum *er-* nicht?

S. 35. W. will die praeteritalen passivformen mit *worden* gegen Erdmann aus der verbindung des adjectivs mit *ist* erklären. ich bemerke aber, dass die ältesten mhd. beispiele *worden* nicht neben adjectiv, sondern neben particip zeigen. das spricht für Erdmanns ableitung. — s. 39 behauptet W., Erdmann lasse es ohne erklärung, dass einfaches praesens ein futur ersetzen könne. es heisst aber doch bei Erdmann s. 96: 'besonders wenn durch adverbiale zeitbestimmungen die beziehung auf die zukunft deutlich bezeichnet ist'.

S. 41 zieht W. gegen Erdmann Grundz. i 98 f und Behaghel Deutsche spr. 209 die ableitung des infinitivs bei futurbildendem *werden* aus einer abgeschliffenen participialform vor. die frage ist noch nicht entschieden. — s. 42. W. citiert die beobachtung von Reis, dass der Mainzer dialect die umschreibung mit *werden* nur potential, also modal verwende. dasselbe bemerkt Binz für den baselstädtischen dialect s. 71. auch im bairisch-österreichischen tritt die potentiale geltung des futurs stark hervor, wenn sie auch nicht ausschliesslich gilt; zb.: *das wird schon so sein* = das dürfte schon so sein; oder als antwort auf die frage: wie

geht es ihnen?: *es wird schon gut sein müssen*. ganz eigentümlich ist die verwendung des futurs für das praeteritum im nd. dialect. so sagt Christoph, ein arbeiter, in Spielhagens Die von Hohenstein s. 129: *werd ich ihm antworten* = ich antwortete ihm, oder ein kellner in Spielhagens Schöner Amerikanerin s. 167: *ich also hin nach Tannenburg gemacht und werde dann gleich auf sein zimmer gehen* = und gieng. diese construction wird begreiflich, wenn wir annehmen, dass die beziehung auf die vergangenheit, die im infinitiv ausgedrückt werden sollte, unbezeichnet geblieben ist. es hieße dann: 'ich werde auf sein zimmer gegangen sein', und das hat wider deutlich potentialen character: ich bin dann wol gleich auf sein zimmer gegangen. — zu s. 46 vgl. Behaghel D. spr. 209 mit Literaturbl. 8, 204. — s. 48 f verweist W. auf Reis versuch (s. 12), die verdrängung des erzählenden imperfects durch das perfect rein lautlich zu erklären. ich finde nun denselben versuch auch in Nagls Grammatischer analyse des niederösterr. dialectes im anschluss an den als probestück der übersetzung abgedruckten 6 gesang des Roanad (Wien 1886). s. 369 f spricht Nagl da von der vertretung des ind. praet. durch den conj. und führt weiter aus, wie diese stellvertretung der anlass gewesen sein möge für die verdrängung der imperfectformen. zunächst fielen bei den schwachen verbis ind. und conj. praet. formell zusammen. 'dem bauer, der bei seiner skeptischen anlage nur das gegenwärtige für reell achtet, was er eben greifen kann, das zukünftige und vergangene, auch wenn ers 'glaubt', für minder reell appercipiert, mag der gebrauch einer conj. form für den ind. praet. so gut entsprochen haben, dass sich bald auch beim starken verb der ind. mit dem conj. uniformierte'. formen wie *tet* und *het* arbeiteten vor, in vielen starken verben hatte auch der conj. von vornherein keinen umlaut (dial.: *i fúnt, fúntäd, xúntäd*), bei vielen war dieser überhaupt eine unmöglichkeit (zb. *liefs, hiefs, stieg*), und das endende -e, welches den conj. praet. vom ind. praet. der starken verba unterscheiden sollte, fiel schon sehr früh ab. 'war aber einmal bei allen verben die uniformierung des ind. und conj. praet. durchgeführt (vgl. Schmeller Bair. gr. 938 f), dann mochten sich denn doch wider zweideutigkeiten und verlegenheiten zum öfteren eingestellt haben. und diese bewogen das landvolk, vielleicht erst seit der ersten hälfte des 18 jhs., zur bezeichnung des ind. praet. das zweifellose und entschiedene perfectum zu adoptieren'¹.

S. 52: 'allerdings *sein* und *bleiben* sind im deutschen nie

¹ ich benutze diese gelegenheit, um alle mitforscher auf Nagls buch aufmerksam zu machen. es entspringt der intimsten kenntnis des nō. dialectes; der verf., ein schüler Heinzels, beherrscht aber auch die resultate der wissenschaft, und sein buch ist eine wahre fundgrube für jeden, der sich für phonetik, formenlehre und syntax des dialectes interessiert. es muss wenig bekannt sein, sonst hätten sich es Wunderlich, vor allem Binz und Reis zum vergleiche nicht entgehn lassen.

unter dem bilde einer tätigkeit aufgefasst worden', haben also nie das perfect mit *haben* gebildet; s. aber nd.: *ich hân, heve gewesen*, und Flore 6322 schrieb der elsässische schreiber von B auch *han gewesen*: Erdm. Grundz. I § 152 und Weinhold Mhd. gr. § 348. — wichtiger als die verweisung auf Wustmann (s. 54 a.) wäre ein solche auf Binz Syntax der baselstädt. ma. s. 72, nämlich auf seine bemerkung, dass der dialect die hilfsverba beim periphrastischen perfect nicht weglässt. — ganz recht hat W., wenn er den conjunctiv vor dem indicativ darstellt und das s. 55 damit begründet, dass man an der darstellung bei Erdmann lernen könne, wie schwer sich über den ind. etwas sagen lasse, ohne immer wider auf den conj. zurückzukommen. — s. 58. nicht erst ende des 18 jhs. kommt die deutsche sprache zur verwendung der 3 pers. pl. in der anrede; vgl. Denecke Zs. f. d. deutschen untterr. 6, 326.

s. 62 ff. W. führt wider den jussiv ein und unterscheidet nun jussiv und optativ einerseits, die in der willenssphäre ihre wurzel haben, und potential andererseits, bei dem die willensstätig- ganz zurück und das irreal moment in den vordergrund tritt. Erdmann ist mit optativ und potential sehr gut ausgekommen. W.s aufteilung des optativgebietes ist immerhin ganz gelungen und sauber durchgeführt; ein gewisser unterschied zwischen jussiv und optativ ist ja nicht zu verkennen, wenn er auch 'mehr graduell als principiell' ist. dazu kommt der merkwürdige formale unterschied, der sich herausgebildet hat: jussiv-praesens, optativ-praeteritum.

S. 80 ff spricht W. von modusverschiebung, hätte aber wol besser tempusverschiebung gesagt, da es sich nicht darum handelt, ob in der oratio obliqua ind. oder conj., sondern nur ob conj. praes. oder praet. gebraucht wird. — s. 85. bemerkungen zu W.s behandlung des potentials in sätzen mit realem inhalt will ich an anderm orte in einer umfassenderen darstellung dieses modusgebrauches vorbringen.

W. fasst s. 140 in dem satze '*es entspringt streit*' *streit* als praedicat; ich glaube, mit unrecht. er selbst hält in einem satze wie: '*es entspann sich ein streit*' das substantiv für das subject. die möglichkeit, das *es* wegzulassen, ist beweisend: '*streit entsprang*' kann ich sagen, nicht aber '*nacht wurde*'; die von W. betonte analogie der beiden fügungen besteht also nicht.

s. 152. 'man ahmt einem ausgezeichneten menschen nach, während es mehr komische figuren sind, die man nachahmt'. das widerspricht meinem sprachgefühl. geht nicht eher der dativ auf die totalität, der accusativ auf einzelne züge, die an jemandem hervortreten, ohne darum komisch zu sein? — auf derselben seite sieht W. in dem acc. bei *kosten*: *es kostet m ich* eine einwirkung des lateinischen *constat m i h i*; also rein lautliche analogie?

S. 204 spricht W. von der unterstützung der praeposition durch adverbia, die durch composition mit der praep. entstanden

¹ vgl. auch Matthias Sprachleben und sprachschäden s. 213.

sind und zur verstärkung nachgesetzt werden, wie früher die praepositionen vor das subst. traten, um die im casussuffix schon bezeichnete raumanschauung noch einmal zum ausdruck zu bringen. für diese erscheinung liefert nun W. selbst 'durch sein ganzes buch hindurch' ungezählte belege; diese verstärkung der praep. ist ihm zur manier geworden, er hetzt sie zu tode. besonders beliebt ist 'aus—heraus'¹. ein beispiel für alle (s. 209): 'wir sehen also überall aus der rein sinnlichen vereinigung den begriff des mittels herauswachsen, wie andererseits von derselben grundlage aus auch der begleitende umstand sich herausbildet. von ganz anderer seite her wächst *durch* in das instrumentalgebiet hinein'. die deutlichkeit lässt freilich nichts zu wünschen übrig, aber schön ist diese ewige häufung nicht, auch nicht nötig; so schwach sind unsere praepositionen noch nicht geworden, dass sie immer eine stütze brauchten. hier hört die analogie mit den in ganz anderm malse verblassten casussuffixen auf.

Zum schlusse erlaube ich mir noch in mehr zusammenhängender darstellung auf das cap. über die wortstellung einzugehn. W.s behandlung dieser frage erweckte mir besonderes interesse. sie ist typisch für sein ganzes buch; er haftet niemals an der aufsen-seite, sucht stets nach gründen für die entwicklung und scheut sich gar nicht, altgewohnte anschauungen umzustossen, wenn er genügende erwägungen für sich hat. freilich, wenn er die erörterung der wortstellung auf die stellung des verbs zum subject beschränkt, bleibt er auf derselben stufe wie Erdmann in seinen Grundzügen. das ist ja gewis die hauptfrage, und mit ihrer lösung ist die schwierigste partie des capitels ins klare gebracht. daneben dürfen aber die vielerlei andern fragen nicht ganz übergangen werden. ich habe das schon in meiner anzeige von Erdmanns Grundzügen Anz. xiv betont. die beschränkung auf die stellung des verbums hat den vorteil, dass sich dann das capitel 'Wortstellung' an die darstellung der syntaktischen functionen des verbs angliedern lässt, obwol es freilich keine formation desselben repraesentiert. W. tut sich aber sogar etwas zugute darauf, dass sein system ja von selbst darauf führe, die wortstellung vorerst nur vom gesichtspunct des verbums aus zu betrachten (s. 87). übrigens ist das 'vorerst' nicht zu übersehen; es werden wirklich auch weiterhin noch minder wichtige tatsachen der wortstellung berührt, aber nur vorübergehend; nirgends eine zusammenfassung, nicht einmal im index, der sogar das schlagwort 'wortstellung' vermissen lässt.

Was nun W. über die stellung des verbs und ihre bedeutung für die ausbildung des satzgefüges vorbringt, ist höchst interessant; seine auffassung unterscheidet sich in wichtigen puncten von der üblichen. Erdmann gab für die stellung des verbs im hauptsatze

¹ ähnlich wirken *gegenüber* — von zb. s. 190. 214. 225 oder s. 82 *nach* — *zu*.

4 haupttypen: 1) *der vater kam*; 2) *dann kam der vater*; 3) *den vater sah ich kommen*; 4) *kommt der vater*? indem er nur die stellung des verbs im satze berücksichtigte, musste er typus 1—3 zusammenfassen, weil hier das verb an 2 stelle steht, während sich typus 4 mit seiner anfangsstellung des verbs deutlich als ausnahme abhebt. W. bemerkt richtig¹, dass die stellung des praedicats zum subject das entscheidende ist; dann wird aber sofort eine andere gruppierung der typen eintreten müssen; dann steht typus 1 mit seiner stellung 'subject, praedicat' allein da, während in den typen 2—4 das subject hinter das verb tritt. damit verliert übrigens die mittelstellung des verbs ihre geltung als normaltypus, natürlich nicht für die entwickelte sprache, sondern für die entwicklung der wortfolge. s. 102 wird darauf hingewiesen, dass ursprünglich das pronominale subject als flexion im verb steckte, also hinter dem verbalstamm. es ist auch eine sehr feine und richtige beobachtung W.s (s. 98), dass die sprache nicht als mittel ruhiger aussage ins leben trat, sondern im affect geboren wurde, sodass begreiflicher weise das verb in der mehrzahl der fälle voranstand². wir können noch jetzt eine reihe von anfangsstellungen des verbs beobachten, die auf dieser affectvollen voranstellung beruhen. so im imperativsatze, beim optativ (*könnt ich doch*), nicht mehr so fest beim jussiv (*hol ihn der teufel*; daneben aber auch *es hol ihn der teufel* und *der teufel hol ihn*), im fragesatz und von hier aus im conditionalen vordersatze, ferner in den beteurungssätzen mit 'doch' (*habt ihr es doch . . .*); W. s. 99—101.

In der einfachen aussage ist die anfangsstellung des verbs heute nur durch *es* oder partikeln verdeckt. W. weist darauf hin, wie noch bei Luther in der erzählung das subject oder praedicat vorangestellt werden, 'je nachdem das wechselnde subject oder die charakteristische tätigkeit, mit der es eingeführt wird, in den vordergrund treten'; also zb. *spricht nu das samaritisch weib*; dann aber bei subjectwechsel: *Jesus antwortet*. dasselbe lässt sich in den volksbüchern des 16 jhs. ungemein oft beobachten. noch aus andern gründen tritt das subject auch jetzt noch in der affectlosen aussage hinter das praedicat (s. 102).

W. geht aber noch weiter und rechnet auch die stellung des verbs vor dem subject, aber hinter einer betonten bestimmung zur anfangsstellung. er meint aber, die inversion war

¹ die darstellung ist aber wider unklar, ja tadelnswert. W. sagt nämlich s. 98 oben: 'schon dass der typus 4 als ausnahme angesehen wird, scheint bedenklich, noch bedenklicher aber, dass sein naher zusammenhang mit dem typus 3 aufser acht gelassen wird, während er (gemeint ist aber typus 3: also 'dieser') mit den beiden ersten typen nur ein äußerliches moment, die 2 stelle im satze, gemein hat'. wer? der typus? dieser hat doch keine stelle im satze, natürlich nur das verb. W. sollte also sagen: das verb an 2 stelle im satze.

² übrigens kann auch in leidenschaftloser aussage der faden, der die rede weiterspinn, vom verb ausgehn, wie eben auch vom subject oder andern bestimmungen, und dann tritt auch hier das verb vor das subject (s. u.).

schon vorhanden, ehe noch die partikel oder ein inhaltswort an die spitze trat; dieses musste hierher, weil es an das vorhergehende anknüpfte; es hat aber nicht die inversion erzeugt. nur die gewohnheit, das verb hinter solchen anfangsworten zu sehen, habe dann zu der auffassung geführt, erst diese wörter hätten die inversion herbeigeführt. das gilt allerdings jetzt in allen fällen (außer nach *und, aber, auch, oder*) als strenge grammatische regel.

Nimmt man so mit W. die stellung 'praed. subj.' als normaltypus, dann braucht man sich nicht erst damit zu plagen, die inversion nach einem vorhergehenden nebensatz zu erklären. die normalstellung wird nämlich durch den vorhergehenden nebensatz ebensowenig beeinflusst als durch ein inhaltswort an erster stelle. W. hat sich diese aus seiner theorie erwachsende erklärung sonderbarerweise entgehn lassen; er sucht nach andern gründen (s. 104), spricht auch von einem parallelismus, der da gewürkt hätte. das ist nun nicht recht klar. offenbar doch parallelismus zum vorhergehenden nebensatz? der hat aber in den meisten fällen endstellung des verbs.

Warum trat aber in der ruhigen aussage meist das subject vor das verb? wir haben es hier mit einer erstarrung sprachlicher verhältnisse zu tun, mit dem bestreben der sprache zu schematisieren. weil das hauptinteresse so oft auf der substanz liegt, nicht auf dem von ihr ausgesagten, so trat sie in den vordergrund und das verb an zweite stelle. natürlich setzt das voraus, dass die erste stelle im satze dem worte erhöhte geltung verleiht. das musste ja auch angenommen werden bei der erklärung der anfangsstellung des verbs. man betrachte nur als schlagendes beispiel die entscheidungsfragen (W. s. 100) mit ihrer voraussetzung desjenigen satzteiles, dessen inhalt im vordergrunde des bewusstseins steht. im gegensatze dazu ist wider nicht zu leugnen, dass an erster stelle so oft ganz unbetonte wörter stehn; als typus kann man es betrachten. darum sagt auch W., diese partikeln vor dem verb zählten gar nicht mit, sowenig wie der artikel vor dem substantiv. in dem satze: *der vater kam* steht *kam* doch an zweiter stelle. wenn ferner der optativ mit seiner umschriebenen form das dünne verbum finitum stets an der spitze des satzes behält, der jussiv dagegen (conj. praes.) seine kräftige einfache verbalform nicht, so spricht dies wider dafür, dass die erste stelle leichtere wörter vorzieht. seit wann? früher war das doch nicht der fall. W. findet, dass sich diese tendenz seit Luther beobachten lässt. wie ist dies zu erklären? W. bleibt die antwort schuldig. und die frage ist doch so wichtig. einerseits hat die erste stelle solches gewicht, seit jeher, aber auch noch jetzt, und gleichzeitig verträgt sie seit neuerer zeit nur schwer gewichtigere formen. dass aber gerade diese beiden, einander entgegengesetzten tendenzen die gestaltung der nhd. wortstellung entscheidend beeinflusst haben, scheint festzustehn. übrigens ist

die zahl der tonschwachen wörter an erster stelle nicht so groß; ganz ohne ton ist bloß *es*, alle andern wörter der art haben doch eine gewisse bedeutung, weil sie an das frühere anknüpfen, oder aber sie gehören wie etwa *und* weder dem einen noch dem andern satze an, sind bloß eine klammer. solche satzverbindenden wörter sind natürlich mit der entwicklung der sprache immer häufiger geworden; früher stellte man die sätze meist nebeneinander; die ausbildung der sprache bringt es mit sich, dass man sich immer mehr bestrebt, selbst die feinsten nuances des verhältnisses, das zwischen zwei hintereinander ausgesprochenen gedanken besteht, auszudrücken. dazu braucht man neben anderm hauptsächlich die partikeln. die zunahme ihrer verwendung und ausbildung ist also eine folge der verfeinerung der sprache; da sie aber notwendig dort stehn müssen, wo die beiden sätze aneinander stoßen, so gewöhnt sich die sprache daran, sie an der spitze des 2. satzes vor dem verb zu sehen. daraus entwickelt sich dann der typus, aber eben erst in einer periode vorgerückter ausbildung der sprache. so löst sich vielleicht auch der oben besprochene widerspruch: die erste stelle im satze bleibt unter allen umständen gewichtig. treten inhaltswörter an die erste stelle, wie in dem satze: *den vater sah ich*, so ist ja kein zweifel, dass das erste wort hervorgehoben werden soll; treten partikeln voraus, so stehn diese ursprünglich nur in der lücke zwischen den beiden sätzen, gehören hierhin und dorthin, also nirgendshin, wie das ja einmal auch mit den conjunctionen der fall gewesen sein muss, die ursprünglich dem Hauptsatze gehörten. später wurden sie zum zweiten satz gezogen, zählen aber meist nicht mit, sie lehnen sich proklitisch, ohne jeglichen ton an das verb an, so dass aus *es war ein könig* sogar *'s war einmal ein könig* werden kann; da steht das verb doch sichtlich immer noch an erster stelle. oder aber, sie haben einen gewissen bedeutungsinhalt wie in dem satze: *zuerst kam ein bannerträger, dann folgten die vereine*, dann haben sie auch ihren ton. aber ich sage *ich singe* und *ich singe*; hier hat also die betonung keinen einfluss auf die stellung. das erklärt sich aus der erstarrung der sprache; die stellung ist stereotyp geworden. man hat sich daran gewöhnt, auch an eine andere stelle im satze das gewichtige wort zu setzen, meist an die zweite; aber wenn man aufhorcht und nicht bloß mit den augen list, wird man fast immer finden, dass das erste wort fast gar keinen ton mehr hat, also nicht mitzuzählen ist, wie der artikel. es ist dasselbe wie mit dem auftritt vor der 1. hebung des alten verses; man muss da nur den dialect beobachten, der solche pronominalen subjecte fast ganz verschluckt, so dass nur reste übrig bleiben, die sich an das folgende verb anhängen. dass dann die analogie weiter greift, ist selbstverständlich. daher können auch nebeneinander gesprochen werden *der söhn singt* und *der sohn singt*. auch der zusammenhang der betonten wörter mit folgenden oder

vorhergehenden gedanken stellt sie dahin oder dorthin, und so wird der ersten stelle oft ihre geltung entzogen. wie sehr sind ferner das verbum sein uä. verblasst. sie müssen aber dem typus zufolge am anfang stehn bleiben. alles das sind erscheinungen, die die erstarrung der sprache und der umstand, dass sie immer mehr nach äusseren regeln geformt wird, mit sich bringt, und durch die sich die ursprünglichen verhältnisse verdunkelten.

Während also das verb im hauptsatze die seinem werte entsprechende stellung zu beginn des satzes findet, tritt es im nebensatze ans ende, also auch an eine wichtige stelle; denn der erste und letzte platz concurrieren in ihrer geltung. dass das verb im nebensatz noch wichtiger ist als im hauptsatz, hat schon JWackernagel Idg.forsch. 1, 426 betont. W. stützt diese behauptung. während nämlich der hauptsatz beim sprechen aus seinen elementen aufgebaut wird, enthält der nebensatz schon abgeschlossene vorstellungsreihen (Steinthal), mit denen der hauptsatz als mit einer einheit operiert. dann ist aber im hauptsatz das verb ein glied des ganzen wie alle andern und wird nach seinem augenblicklichen werte behandelt, im nebensatz ist es 'der träger des einheitsgedankens, die unterlage aller bestimmungen, die deshalb nach einem deutschen gesetz die reihe schliesst' (s. 92). W. bringt einige belege für dieses neue gesetz bei, sie müsten aber doch noch vermehrt werden.

Ich möchte darum noch auf andere erwägungen hinweisen, die zu demselben ziele führen. nebensätze werden in der mehrzahl der fälle gebildet, um modale oder temporale verhältnisse zu bezeichnen, die nur am verbum finitum zum ausdruck kommen, durch einfache nominale satzbestimmungen aber nicht angedeutet werden können. weil diese verhältnisse eben nur durch das verb darzustellen sind, so spielt dieses tatsächlich im nebensatze eine sehr wichtige rolle und verdient einen hervorragenden platz.

Dass es nun an das ende des satzes muste, lässt sich auch erklären. blieb es, wie ursprünglich, wo der nebensatz formell noch hauptsatz war und nur als abhängig gedacht oder empfunden wurde, an erster stelle und trat dann die conjunction aus dem hauptsatze in den nebensatz über, so fehlte jedes unterscheidende merkmal zwischen haupt- und nebensatz. das gab den anstoss. die richtung wies ein anderer umstand. der nebensatz enthält naturgemäfs viel mehr pronominale elemente als der hauptsatz, da er selten ganz neues einführt, sondern auf schon gesagtes bezug nimmt. ich glaube nun nachgewiesen zu haben (s. meine Relativsätze s. 95 f und die anzeige von Erdmanns Grdz. aao. s. 30), dass die pronominalen wörter tonschwach sind und eine exponierte stellung nicht vertragen². das trug mit dazu bei, das verb zurück-

¹ vgl. die von W. citierte beobachtung Wackernagels über die stellung des reflexivpronomens.

² s. auch W. s. 96 in anderem zusammenhang.

zudrängen. ganz ist dies ja nicht gelungen, und sätze 'mit schleppe' sind besonders in der gesprochenen rede sehr häufig. ich halte diese erscheinung für einen sehr starken beweis dafür, dass sich die endstellung des verbs erst allmählich entwickelt hat. wenn W. s. 94 meint, dass, wo wir nach dem verb des nebensatzes noch bestimmungen treffen, diese in uns den anschein eines verkürzten satzes erwecken, so trifft das wol bei den beiden beispielen zu, die er beibringt, zeigt sich aber als hinfällig, wenn man die belege überblickt, die Franke Zs. f. d. d. untterr. 6, 351 ff aus Fichtes Reden an die deutsche nation gesammelt hat (vgl. in ders. zs. Wasserzieher 5, 813 f und Behaghel 6, 265 f). W.s wendung, es erwecke den anschein eines spätern nachtrages, lässt sich eher hören.

Anderseits hat diese bewegung gewis auch auf den hauptsatz und dessen wortstellung zurückgewürkt und dort ähnliche ansätze gezeitigt, die aber, weil sie hier grundlos eintraten und daher mit der schon mehr erstarrten anfangsstellung den kampf nicht bestehn konnten, wider abstarben. daher erkläre ich mir die hauptsätze mit endstellung des verbs. die ahd. übersetzer haben diese stellung auch ohne lat. vorbild. wenn W. s. 96 diese ausnahme an erster stelle durch den einfluss des reimes erklärt, so ist diesem äußerlichen einfluss zuviel gewicht beigelegt, besonders wenn man die übersetzer im auge behält. aber dass sich die poesie des mittels bemächtigte und noch bis jetzt bedient, hat gewis seinen grund darin, dass die stellung technisch sehr gut verwendbar ist. auch W. berührt die analogie der nebensatzstellung als ursache einer endstellung des verbs im hauptsatze, macht aber von ihr keinen weiteren gebrauch, sondern verwendet sie bloß zur erklärang der endstellung im hauptsatze nach vergleichungssätzen mit *je*: *je mehr jr wird, je mehr sie wider mich sündigen* (Luther).

Wien, weihnachten 1892.

TOMANETZ.

Untersuchungen zur geschichte der altsächsischen sprache von dr W SCHLÜTER.
1 teil. die schwache declination in der sprache des Heliand und der kleineren as. denkmäler. Göttingen, RPeppmüller, 1892. xv und 263 ss. gr. 8°. — 6 m.

Trotz dem geringen umfange ihrer denkmäler ist der as. sprache bisher keine statistisch erschöpfende darstellung zu teil geworden. dieser mangel machte sich besonders bei sprachwissenschaftlichen untersuchungen fühlbar, bei denen man fortwährend einen führer von der beschaffenheit des LMeyerschen buches über die got. sprache oder des Schulzischen glossars vermisste. auch die schrift von Schlüter füllt die lücke noch nicht aus, aber sie gibt weit mehr, als der titel verspricht. die darstellung und besprechung

der endungen der schw. decl. bildet nur die kleinere hälfte der arbeit; den größern teil nehmen die acht excurse ein, die vom wechsel von *o* und *a* in endsilben, von dem dativ sg. m. und ntr. und vom acc. sg. m. der st. adjectivdeclination, dem dat. pl. der st. decl., dem gen. und dat. sg. der *a*- und *ja*-declination, der declination von *thioð* und dem wechsel von *e* und *a* in endsilben im Mon. handeln. außerdem ist in anmerkungen und gelegentlich im text eine fülle von material beigebracht, so dass so ziemlich die ganze lehre von der declination und ein nicht geringer teil der conjugation abgehandelt worden ist. die lehre von den auslautgesetzen, für die sich ja in den letzten jahren ein so reges interesse kundgegeben hat, wird von nun an das as. mehr als bloß gelegentlich heranziehen müssen.

Die ausgangspunkte für die besprechung einer arbeit, deren verf. selbst das hauptgewicht auf sammlung und ordnung des materials gelegt hat, sind die fragen: inwieweit ist das ideal der vollständigkeit erreicht? und ist die anordnung bequem und zweckentsprechend?

Vom recensenten kann natürlich nicht verlangt werden, dass er die ganze arbeit des verf. noch einmal tue. ich halte es für das richtige anzugeben, welche stichproben ich gemacht habe. aus früherer zeit besaß ich eine zusammenstellung aller in den ersten 300 vv. des Cott. vorkommenden endsilben. außerdem wurden durchgesehen: v. 300—700 auf die endungen der schw. m. u. ntr., v. 1994—2537 auf die endungen der gesamten schw. decl., v. 300—1019, 3057—4024, 5038—schluss (Mon.) auf die endungen des genitivs der st. masc. u. neutra (subst. u. adj.), v. 300—1019, 1994—3056, 5038—schluss (Mon.) auf die endungen der 1 und 3 pers. sg. ind. der schw. pr., v. 1994—2610 (Mon.) auf die endungen des n. a. sg. der *a*- und *ja*-stämme, v. 1020—1502 (Mon.) auf die endungen des n. a. pl. masc. der st. adjectivdecl., endlich der ganze text des Mon. auf die endungen des dat. sg. masc. u. ntr. auch die sammlungen von Collitz BB 17, 36 ff, die sich auf v. 4810—4924 erstrecken, sind berücksichtigt worden.

Auf grund dieser und anderer gelegentlicher nachprüfungen habe ich folgende zusätze und berichtigungen zu machen: s. 3. *selbo* 293 ist feminin, nicht masc. — s. 23. unter den belegstellen für die formel *te uuaron* fehlt 2130; s. 151 u. 158 ist *uuaron* (*uuarun*) fälschlich als attribut des folgenden *uuordon* (*uuordun*) aufgefasst. — s. 29 u. 31 fehlt unter den belegstellen für *lamon* 2308. — s. 45 fehlt *gumon* 669. — s. 48 fehlt unter den belegen für den acc. pl. der schw. decl. *iungron* 2125, das s. 54 unter den dativen aufgeführt wird. nach den wbb. von Schmeller und Heyne regiert *uuið* nach verben des sagens stets den acc. dass auch construction mit dem dat. möglich war, ist gewis denkbar, vgl. stellen wie 4895 f. 5099 gegenüber 5120 f oder den wechsel der construction v. 2930 f; aber an unserer stelle liegt kein grund vor,

gerade den dativ anzunehmen; jedesfalls hätte Sch. seine ansicht rechtfertigen müssen. — s. 51. in *-gomono* 619 C und *Judeono* 628 C ist die endung *-no* von späterer hand hinzugefügt, was erst s. 53 bemerkt ist. — s. 54. 55 fehlt *gumon* (M *gumun*) 421. — s. 71. *herta* 2524 ist acc., nicht nom.; unter den belegen für den n. sg. ntr. fehlen *sconiosta* 438. 2017, die s. 58 ohne angabe eines grundes unter den fem. aufgeführt wurden. — s. 74. *herton* Ps. C. 77 kann nicht nur dat. sg. sein, sondern ist es aller wahrscheinlichkeit nach wegen des 'in corde' der lat. quelle (MSD³ II 375). — nach s. 77 soll *selðon* im n. a. pl. 15 mal in C vorkommen, nach s. 47 im nom. 11 mal, nach s. 49 im acc. 2 mal, also in beiden casus zusammen nur 13 mal. — s. 79 fehlt unter den belegen für die endung *-on* im n. pl. ntr. 2976, trotz der erwähnung auf s. 72. — s. 112 wäre unter den beispielen für *-a* an stelle von zu erwartendem *-o* vielleicht auch *antsibunta* 146 MC, *ahroda* 513 C, *antahtoda* 513 M aufzuführen; vgl. ahd. *sibunzo*, *ahtozo*. — s. 152. *lerun* 4196 ist zwar z. 12 v. u. als dat. pl. erwähnt, aber nicht in das verzeichnis der dative z. 9 v. o. ff aufgenommen; die gesamtzahl der dative auf *-un* beträgt daher nicht, wie s. 163 angegeben ist, 33, sondern 34. — s. 164 fehlen in dem verzeichnis der gen. auf *-a* *maritha* 2165 und *uunnea* 2187, die beide s. 198 fälschlich unter den accusativen aufgeführt werden. — s. 172, z. 17 füge hinzu 165. 215. 2501. — s. 194. bei den schw. praet. ist kein beispiel übersehen worden. — s. 196 z. 2. v. u. die zahl 1277 ist falsch, ich kann jedoch nicht das richtige angeben; ebenso das citat 4918. sehr fraglich ist, ob *klea* 2410 wirklich nom. eines feminins und nicht bloß graphische variante für *hleō* ist. *sorga* 2610 ist acc., nicht nom. auch *uunnea* 3495 ist höchst wahrscheinlich als acc. zu fassen, da gar kein grund vorliegt, gerade an dieser stelle intrans. bedeutung für *forslitan* anzunehmen, was Heyne allerdings tut. die belege für die endung *-e* sind in der ordnung. — s. 198. Sch. bemerkt, bei vielen acc. auf *-a* sei es zweifelhaft, ob eine singular- oder pluralform vorliege, man kann aber auch an manchen stellen einen gen. sg. annehmen. v. 85 kann *ne saca ne sundea* ebenso von *uuiht* abhängen wie *derbeas* und *menes*. gen. könnte auch in allen fällen vorliegen, in denen das subst. von *alatan* abhängig ist, nicht nur 1009. 3245. 3251, sondern auch 884, trotz des *sundea* parallelen *euua dadi*; vgl. den wechsel der construction in 1619f. wahrscheinlicher ist mir allerdings, dass *sundea* 884 acc. pl. ist. — der ansatz eines fem. *liudstemnia* 248 scheint mir höchst bedenklich. — die beispiele für die endung *-e* stimmen. — s. 203. unter den belegstellen für *-a* im n. pl. m. der st. adj. fehlt 1228 (*geuarana*). — s. 204. unter den belegen für *sie* fehlen 1364. 4857. — die im nachtrag s. 258 gebrachte bemerkung, s. 203 z. 1 sei der beleg 1174 einzufügen, ist unrichtig; *tuene* 1174 ist acc. und s. 206 ganz correct unter den accusativen aufgezählt. — s. 206. die an-

gaben über *-a* sind richtig; unter den belegen für *-e* ist 1224 statt 1214 gedruckt, es fehlt 1261 *gode* (C *guoda*); an den dat. von *god* kann Sch. nicht gedacht haben, da die zahl auch im verzeichnis der dative auf *-e* s. 212 und im verzeichnis der dat. auf *-a* des Cott. s. 217 nicht erscheint. — s. 208 z. 7 l. 89 statt 68, es fehlt 213. — s. 240. die zahlen für *-as* sind in der ordnung; unter den belegen für *-es* vermisste ich nach meiner nachprüfung 87. 92. 110. 137. 205. 518. 648. 779. 989. 3395. 3914; 4019 muss zweimal stehn. von diesen stellen werden 779. 989 (*uualdandes*) s. 243 anm. angeführt, sie sind also Sch. nicht entgangen, sondern durch ein versehen nicht in die gesamtübersicht einbezogen worden. ich prüfte die andern in der anm. angeführten zahlen und fand, dass auch 1026 und 2688 in der gesamtliste fehlen. umgekehrt hätte das zweite 515 wegzufallen, da Sch. nun einmal, was ich freilich nicht billigen kann, die genitive *nahes* ausgeschlossen hat. oder ist 515 für 518 verdruckt? — die bisher besprochenen resultate der nachprüfung können im grofsen und ganzen als günstig bezeichnet werden.

Auffallend viel lücken fand ich in dem verzeichnis der dative auf *-e* s. 212. ich merkte aber bald, dass der gröfsere teil nicht auf ein übersehen des autors zurückgeht, sondern auf irgend eine unordnung in seinen zetteln. die meisten belege für dative, deren endung *-e* ein guttural vorhergeht und die s. 214 vorgeführt werden, sind nicht in die gesamtliste einbezogen worden. derjenige, der die übersicht s. 212 f. richtig stellen will, hat alle belege, die s. 214 z. 6—18 aufgeführt werden, einzutragen mit ausnahme von folgenden: *berge* 1993. 3134, *diske* 3342, *ferhe* 4165, *folke* 491. 561, *cuninge* 696. 1120 (s. 212 steht fälschlich 1121¹). 2344, *uege* 2402². ferner sind übersehen worden: 258. 429. 700. 757. 769. 1300. 1844. 2197. 2510 (zweimal zu setzen!). 2824. 3247. 3502. 3627. 3718. 3791. 3867. 3934. 4108. 4462 (*cruce*, s. 192 der lesart von C zu liebe fälschlich als *cruci* gefasst; beachte aber *aslagan* M gegenüber *gislagan* C). 5129. 5153. 5250. endlich will ich gleich hier erwähnen, dass es meiner ansicht nach keinen zweck hat, die dative der *i*- und *u*-decl. auf *-e* und *-a* von der rechnung auszuschliessen. gerade weil diese formen analogiebildungen nach der *a*-declination sind, ist die qualität ihrer endvocale für die der echten dative von *a*-stämmen beweisend. ganz inconsequent ist es, die form *lufte* 391 auszuschneiden, die dative *hungre*, *flode*, *dode* usw. aber zu rechnen, wie die belege 983. 1156. 1185. 1671. 1823. 2260. 2382. 3091. 3167. 3203. 3212. 3405 usw.

¹ ebenso 2419 statt 2420.

² man lasse sich nicht dadurch irre machen, dass mehrere der hier nicht angeführten, also nachzutragenden zahlen schon in dem verzeichnis s. 212 f. stehn, es ist dann von 2 belegen, die der betreffende vers bietet, nur der eine angemerkt, so 2972. 5067. 5257. 5969.

beweisen. es sind also alle s. 216 f gegebenen belege für dative der i- und u-stämme einzurechnen, außerdem *giuualde* 2889, das Sch. selbst s. 192 für eine form der *a*-declination erklärt hat. — in die tabelle s. 213 sind demnach für die endung -e folgende zahlen einzusetzen:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	summe
82	148	147	127	144	53	701

die zahlen für die dative auf-a sind, die selbstgewählte absonderung von *crafta*, *hugca* und *-skepea* zugegeben, richtig. rechnet man auch die belege für die eben genannten formen ein, so lautet die tabelle s. 213:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	summe
106	43	15	4	7	5	180

s. 214 unter den dativen mit guttural im stammauslaut fehlen *folke* 2197. 3791, *gethuinge* 2824. verdruckt ist 3533 (*folke*) statt 3523, 2883 (*cuninge*) statt 2884, 1658 (*thanke*) statt 1659, 4215 (*unihc*) statt 4216.

An der art und weise, wie das gesammelte material vorgeführt wird, wäre mancherlei auszusetzen. es ist gewis nur zu loben, dass dem nachprüfenden durch die ausführliche angabe der belegstellen die controle ermöglicht wird; leicht gemacht ist sie ihm durchaus nicht immer. es trägt daran zum teil die übergroße genauigkeit des autors schuld, mit der im ersten teil der arbeit auch ganz gleichgiltige graphische varianten angegeben werden. was interessiert es jemanden, der es mit der endung des nom. sg. der schw. decl. zu tun hat, ob *seþo* mit *b* oder *þ* geschrieben ist? er wird aber im nachschlagen und vergleichen sehr behindert, wenn solchen kleinigkeiten zu liebe die reihenfolge der verszahlen gestört wird. auch dass bei der aufzählung der formen des Cott. immer auf die des Mon. rücksicht genommen wird, selbst wenn diesen dann ein besonderer abschnitt gewidmet ist, erschwert die übersicht. nicht immer sind die belege nach den gerade in betracht kommenden endungen angeordnet, öfters nur in alphabetischer reihenfolge, zb. s. 48 die acc. pl. m. der adj., s. 58 die nom. sg. fem., s. 61 die dat. sg. fem. s. 131 f hätten die belege für die endung -ana im acc. sg. m. der adj. nach der quantität der wurzelsilbe geordnet werden sollen, damit das s. 133 mitgeteilte resultat deutlicher hervortrete. ebenso hätten s. 154 ff und s. 163 in der tabelle die endungen nach den genera getrennt werden müssen, da Sch. s. 159 mit recht behauptet, dass die meisten belege für -on im dat. pl. femininen der *o*-decl. zugehören. s. 172 durften die *u*- und *w*-stämme nicht zusammengeworfen werden, wie es tatsächlich geschehen ist.

Einmal ist Sch. durch ungenügende trennung zu einem falschen resultat gekommen. s. 223 f werden alle adverbia angeführt, deren endung zwischen -a und -e schwankt. Sch. meint,

dass im ganzen *-a* überwiege, die dreisilbigen adverbia den ausgang *-e* bevorzugen und das Übergewicht von *-a* allmählich abnehme. tatsächlich ist aber die sache die, dass diejenigen adv., die im ahd. regulär auf *-a* ausgehn, auch im Mon. überwiegend *-a* haben, jene auf *-e* überwiegend *-e*. zur ersten gruppe gehören die adv. auf *-ana* (*ferrana, forana, hinana, nidana, oðana, ostana, uuestana*), von denen 9 belege für *-a*, 6 für *-e* vorkommen, ferner *ana, fora, huuanda, sama, uuela*. im ganzen kommen von diesen wörtern 37 belege für *-a*, 13 für *-e* vor. in die zweite gruppe gehören *atsamne, huanne, inne, tesamne, uppe, ute*, die 25 mal mit *-e*, 7 mal mit *-a* geschrieben erscheinen. die übrigen belege entfallen auf *nidare, sana, simbla*, denen aus dem ahd. nichts genau entsprechendes mit sicherheit entgegengesetzt werden kann. der Cott. zeigt noch mehr übereinstimmung mit der ahd. orthographie: in der ersten gruppe 14 *-a*, 1 *-e*, in der zweiten 29 *-e*, 5 *-a*.

Weiter habe ich auszustellen, dass in den tabellen nicht consequent sicheres und zweifelhaftes geschieden ist. von der klammer, wie sie zb. s. 41. 94. 130 angewant ist, hätte Sch. ausgiebiger gebrauch machen sollen. von den unter einer bestimmten rubrik besprochenen formen wird öfters gesagt, sie könnten auch anders gefasst werden, ohne dass aber diese unsicherheit in der tabelle ihren ausdruck findet. das führt zu inconsequenzen. s. 22 wird *mikilun* 4189 unter den schw. dativen aufgeführt, s. 25 erklärt Sch., dass er es für keine schw. form halte, aber in den tabellen s. 28 und 94 ist es mitgerechnet. warum ist die form nicht gleich s. 22 ebenso a limine ausgeschieden worden wie *fernun* 217? — s. 64 wird es als zweifelhaft bezeichnet, ob *sundiun* 1873. 3869. 5593. sing. oder plur. ist, dasselbe bedenken wird s. 67 für *sundiun* 1701. 5151. 3477, *sundion* 5041 ausgesprochen; trotzdem werden in der tabelle s. 94 die ersten drei belege als singular-, die letzteren vier als pluralformen gefasst. wenn es übrigens s. 65 als fraglich bezeichnet wird, ob *suarun* 5472 sg. oder plur. ist, so gilt derselbe zweifel natürlich auch für das im selben vers stehnde *sundiun*, das s. 64 anm. nicht unter den zweifelhaften fällen angeführt worden war. ganz unerlaubt ist es selbstverständlich, dass die formen des Cott. *endagon* 1240, *galgon* 5572. 5685. 5730, *lichamon* 5672, *loðon* 290, nach den s. 28. 57. 94 angegebenen zahlen zu schliessen, sowol als dative sg. als auch als dat. pl. gerechnet werden. bei den angaben über den Monacensis wurde *gilobon* 290 zweimal gezählt, dagegen *endagon* 1240 nur als dat. pl. gerechnet. — ein paar mal sind schreibfehler und conjecturen in die zählung einbezogen worden, nämlich s. 79 u. 94 *uuanamon* 358 unter die beispiele für *-on* im a. pl. ntr. der schw. adj. decl., obwol die hs. *uuanamo* hat, ebenso s. 130 *mikilun* unter die *-un*-formen des Mon., obwol die form auf conjectur beruht. s. 130 wird ferner als summe der pronominalen dative auf *-un* 23 (24)

angegeben. die pluszahl der parenthese bezieht sich wol auf *enigun* 263 (vgl. s. 118); also ist der schreibfehler *minun* 4419 als vollgiltiger beleg gerechnet. *selbem* 2843 C ist als beleg für *selbon* gezählt worden, vgl. die tabellen s. 28. 94.

Aus den sammlungen Sch.s ergeben sich sowol resultate für die auffassung der Heliandüberlieferung als für die grammatik, für die as. sowol wie für die gemeingermanische. freilich hat Sch. seinem eigenen zugeständnisse zufolge sein hauptziel, die feststellung des heimatdialects des Helianddichters, nicht erreicht; aber die erkenntnis der textgeschichte hat er sicherlich gefördert. an vielen stellen ist darauf hingewiesen, wie sich die einzelnen teile des textes, vornehmlich des von M, von einander unterscheiden; vgl. s. 139. 152. 154. 158. 166. 167. 172. 173. 178. 196. 200. 249.

Die frage, ob der vorlage von M und weiterhin dem urtext die kürzern oder längern dativformen (-*on* oder -*umu*) zukamen, scheint mir durch Sch. jetzt endgiltig zu gunsten der kürzern formen entschieden zu sein. seiner argumentation s. 123 ff stimme ich, soweit sie die schreibfehler des Mon. betrifft, rückhaltslos zu. nur möchte ich nicht zum beweis der unursprünglichkeit der längern formen in C das -*e*- von *minemo* 5614, *thinemo* 3376, *odremo* 4587 anführen (vgl. s. 123 anm.). das *e* von -*emo* beruht weder hier noch ahd. auf lautlicher schwächung, sondern auf anlehnung an den artikel, die natürlich früh oder spät erfolgt sein kann. ferner ist es nicht notwendig, die kürzern formen des dativs als instrumentale zu fassen; es kann apokope des dat. -*u* vorliegen, die in den -*mu*-dialecten durch vom artikel ausgegangene analogiebildung beseitigt ist. anders van Helten Beitr. 17, 296. während ich allerdings glaube, dass die verschiedenheit der dativformen auf differenz des dialectes der vorlage und der mundart des schreibers in irgend einem stadium der überlieferung beruht, möchte ich jetzt nicht mehr, wie ich das früher getan, das gleiche auch für *thana* *thene*, *fon* *fan* behaupten. der ziemlich schroffe übergang von einer form zur andern lässt m. e. nur die erklärung zu, dass die teile, welche *thana*, resp. *fon* aufweisen, von einem andern schreiber geschrieben sind als die, welche *thene*, resp. *fan* zeigen. dasselbe hat von *thesaro* *thesaru* zu gelten. wie Sch. s. 178 zeigt, tritt *thesaru* erst 2698 auf, herrscht aber von da ab beinahe ausschliesslich. natürlich hat diese ganze annahme zur voraussetzung, dass der letzte schreiber, von dem M selbst herrührt, die eigentümlichkeiten seiner vorlagen ziemlich getreu bewahrt hat. diese voraussetzung hat aber durchaus nichts unwahrscheinliches. man erinnere sich an die Vorauer hs. und die bewahrung alter formen in glossenhss. aus später zeit. auch darin, dass durch die gleichförmigkeit des Cott. eine grössere mannigfaltigkeit hindurchblickt (s. 254), gebe ich Sch. vollständig recht.

Was die sprachlichen resultate betrifft, so enthält natürlich schon jede statistische übersicht über die wechselnden schreibungen einer und derselben flexionsendung ein solches, auch wenn unsere bisherigen kenntnisse nicht erweitert, sondern bloß gefestigt und geklärt werden. man wird zb. nach den ergebnissen des 8 excurses nicht mehr sagen dürfen, dass as. *a* und *e* in endsilben beliebig wechseln. es ist vielmehr festgestellt, dass im gen. und dat. die regulären endungen beider Heliandhss. *-es -e* sind und dass sie sich dadurch von der masse der übrigen as. denkmäler unterscheiden. es ist Sch. aber auch gelungen, bisher unbekannte tatsachen aufzudecken. so zeigt er im 3 excurs (s. bes. s. 133 f), dass die endung *-na* (*-ana*) in der regel den wörtern mit langem oder zweisilbigem stamm und kurzer ableitungssilbe zukommt, während kurze stammsilbe mit kurzer ableitungssilbe und lange ableitungssilbe *-an* erfordert. unrichtig ist dagegen, dass *-na* auch den einsilbigen mit kurzer stammsilbe zustehe, unrichtig nicht nur, weil die regel bloß durch *lefna* 2096. 2308 gestützt werden kann, sondern vor allem weil *quican* 2355. 4129. 5347. 5849 widerspricht. Sch. hat das wort s. 137 zu den langsilbigen gestellt; allein überall, wo es im Heliand erscheint, wird es mit einem *c* oder *k* geschrieben. wenn Sch. vielleicht ahd. *quec*, *quecch* bedenken macht, so verweise ich ihn auf das *queh* der Monseer fragmente.

Ein anderes wichtiges ergebnis ist, dass die subst. der *o*-decl. den gen. und dat. getrennt halten, während in den entsprechenden casus der pronominalen declination vermischung eintritt. ähnliches zeigt sich auch ahd. im Tat. überwiegt nach Sievers einl. s. LXIV § 105 bei den schreibern *α*, *α'*, *β*, *γ* das zum dativ stimmende *-ro* die endung *-ra* des gen. der pron. declination, bei den substantiven dagegen¹ zeigt der genitiv in *α* 8 *a*, 3 *u*, in *α'* 2 *a*, 1 *u*, in *β* 6 *a*, 3 *u*, in *γ* 2 *a*, 1 *u* (correctur). im Otfrid — ich nehme nur auf die stellen rücksicht, wo V und P übereinstimmen — erscheint im dat. der subst. neben sehr häufigem *-u* nur 4 mal *-a*, und zwar mit einer ausnahme nur am versende; beim adj. erscheinen schon 7 *-era* neben 52 *-eru*, beim possessiv 23 *-era* neben 31 *-eru* beim demonstr. *ther* 34 *thera* neben 62 *theru*; bei *theser* überwiegt sogar das *a*: 11 *therera* gegen 1 *thereru*, s. Kelle, Otfrid II 210f. 274. 285. 339. 356. 362. Sch. hält das im gen. sg. f. der pron. decl. erscheinende *-o* nicht für die ursprüngliche dativendung, sondern umgekehrt, das im dativ neben oder statt *-u* erscheinende *-o* soll aus dem genitiv stammen. für diese meinung scheint zu sprechen, dass der Mon. bei verschiedenen wörtern im gen. *-o* hat, während im dat. überwiegend *-u* erscheint. so hat das pron. pers. im dat. nur 4 mal *iro* gegen 27 *iru*, im gen. aber 30 *iro* gegen 21

¹ bei Sievers § 104 fehlen an *a*-formen in *α* *uuamba* 4, 3, *sibba* 4, 18, *euua* 128, 1, *β* *erda* 71, 3, *ζ* *euua* 141, 17, *sunta* 197, 9.

ira und 3 *iru*. von den 11 belegen für die genitivform *thesaro* fallen 6 gerade in jene partie, die im dativ beinahe ausschliesslich *thesaru* kennt. von den 6 fällen von *-aro* im gen. der possessiva stammen 3 oder 4 aus jenem teil des textes, der im dativ fast nur *-aru* aufweist.

Interessant war mir, dass Sch. für das as. zwei längere dativformen auf *-mu* und *-mo* nachweist (s. 174 ff), wie ich dies in meinen Beiträgen zur erklärang der germ. flexion s. 62 ff für das ahd. getan zu haben glaube. meine annahme scheint wenig anklang gefunden zu haben. wenn van Helten, der eine zeit lang an sie glaubte, jetzt Beitr. 17, 280 meint, *-o* könne ganz gut in dritter silbe aus *-u* entstanden und im femininum *-u* durch den einfluss des subst. widerhergestellt sein¹, so sei mir gestattet zu bemerken, dass ich mir bei abfassung meiner schrift diesen gewis nahe liegenden einwand selbst gemacht habe. ihn als vollwichtig anzuerkennen, davon hielt mich das bedenken zurück, einem so alten denkmal wie die Monseer fragm. sind, eine so gründliche vermischung der ursprünglichen verhältnisse zuzumuten, dass auch keine spur des lautgesetzlichen *-ero* übriggeblieben wäre. das schien mir für den postulierten lautwandel *u* > *o* in dritter silbe ein allzu hohes alter zu bedingen. doch ist das schliesslich subjective anschauung. zu gunsten meiner meinung möchte ich jetzt anführen, dass der Tatian den übergang *u* > *o* in dritter silbe gewis kennt; denn während im allgemeinen das *-u* des instr. erhalten bleibt, heisst es überwiegend *thoh uida-ro*, s. Sievers glossar s. v und einl. § 112. aber neben 9 *-o-* erscheinen doch auch 7 *-u-*formen. an beeinflussung der isolierten formel durch den instrumental einsilbiger wörter ist nicht zu denken, wir müssen also das schwanken zwischen *-o* und *-u* darauf zurückführen, dass eben *-o* hier aus *-u* entstanden ist. für das *-emo* des dativs findet sich aber im Tatian nie *-emu* geschrieben, also ist sein *-o* nicht aus *-u* entstanden. endlich sprechen für meine ansicht auch die as. verhältnisse. hier müssen die anhänger der drittsilbentheorie wider mit Behaghel annehmen, dass im dialect des Mon. *m* erhaltend auf das folgende *-u* gewürkt hat.

Für die gemeingerm. grammatik scheint mir von bedeutung, dass nach den bemerkungen s. 172, denen man freilich mehr ausführlichkeit wünschen möchte, im Cott. *-u* = germ. *-u* meist zu *-o* wird, während *-u* = germ. *-ō* gewöhnlich als *-u* erscheint. daraus würde folgen, dass die beiden laute urgermanisch noch nicht zusammengefallen sind. ferner ist interessant, dass im nom. sg. fem. und nom. acc. sg. ntr. der schw. decl. im Mon. *-a*, *-e* sich ungefähr die wage halten, während der nom. u. acc. der *ō*-declination öfter *-a* als *-e* hat (s. 58. 71. 196 ff). um volles licht in die sache zu bringen, müsste man freilich die sichern fälle von

¹ denselben gedanken hat übrigens vor van Helten schon Collitz ausgesprochen, Anz. xvii 277.

denen sondern, in welchen pluralformen vorliegen könnten. Sch. hat dies leider unterlassen.

Seiner auffassung sprachlicher tatsachen kann ich sehr oft nicht beipflichten. so muss ich gestehn, dass mir seine erklärung der schw. accusative der adj. auf *-an* als nachbildung der starken, die aber doch ihr vorbild nicht erreichte, unklar geblieben ist (vgl. s. 41 ff. 139 f). wenn es Sch. bedenken macht, dass nach bestimmtem artikel beim adj. nie *-en* neben *-an* erscheint, während beim st. adj. *-en* und *-an* wechseln, so ist darauf zu bemerken, dass die endung *-en* beim st. adj. in C so gut wie gar nicht erscheint, in M vorwiegend in den letzten dreitausend; nun stehn aber gerade alle beispiele für *-an* bei vorausgehendem best. artikel in M mit drei ausnahmen in den ersten dreitausend versen. von dieser seite aus ist also gar kein grund vorhanden, in *-an* etwas anderes zu sehen, als die endung des st. adject.. die erklärung, die Sch. für die *-en* der st. adjectivdecl. s. 140 gibt, kann ich auch nicht billigen, sie würde voraussetzen, dass *e* hier der ursprüngliche laut sei. *e* statt *a* erklärt sich als folge der einwirkung des artikels; vgl. das *-en* der Mons. gl. im acc. des adj. bei sonst erhaltenem *-an* (Beitr. 15, 416 a. 1). man beachte, dass *-en* statt *-an* beinahe nur in den textteilen vorkommt, die *thene* und nicht *thana* haben.

Den einfluss des *r* auf benachbarte laute überschätzt Sch. sehr. die s. 110 gegebenen beispiele sind stark zu reducieren. *obar*, *undar*, *uuatar* haben doch von haus aus *-a-*, *huargin* statt *huergin* beruht aller wahrscheinlichkeit nach auf fehlen des umlauts. das lehnwort, das lat. *carcer* lautet, hatte wol schon gemeingerm. in der endsilbe *a*, vgl. got. *karkara*; *a* wird ja auch von der ahd. as. umbildung *karkari* (nach analogie des nom. agentis) vorausgesetzt. *far* und *for* sind alte doppelformen. — wieso der übergang von *-m* zu *-n* im stande gewesen sein soll, den vorhergehenden vocal zu trüben oder in seinem klang unbestimmt zu machen (vgl. s. 82. 128. 163), vermag ich absolut nicht einzusehen. *-an* im dat. pl. der st. adjectivdeclination möchte ich geradezu gleich ahd. *-ên*, got. *-aim* setzen; vgl. *-an* im pl. opt. s. 235 f. dass im kürzern dativ der st. adjectivdeclination und im dat. pl. *-un* und *-on* wechseln, während das *-un* des pl. praet. constant ist, erklärt sich einfach aus der verschiedenen herkunft beider laute. das *u/o* der dative ist = germ. *a*, das durch folgenden labialen nasal verdumpft wurde, ohne dass der neu entstehende dunkle laut ganz mit dem alten *u* zusammenfiel. — s. 248 schliesst sich Sch. der meinung van Heltens an, dass *é* < *ai* in gedeckter silbe als *a*, im freien auslaut als *e* erscheine. dass diese erklärung durchaus das richtige trifft, muss ich bezweifeln; ich glaube, vor *s* ist *e* lautgesetzlich. nicht nur, dass in der 2 sg. opt. etwas öfter *-es* als *-as* erscheint, in der 2 sg. ind. der schw. verba 3 conj. überwiegt *-as* nicht so unbedingt über *-es*,

wie *-ad* über *-ed*. es stehn 15 *-as* 10 *-es*, 48 *-ad* aber bloß 5 *-ed* gegenüber.

Die ansicht von Collitz, dass das *-a* des nom. acc. pl. der *a*-stämme in den spätern as. denkmälern die ursprüngliche accusativendung = got. *-ans* ist, scheint mir Sch. mit seinen bemerkungen s. 102 anm. nicht widerlegt zu haben. auch für die endung *-a* im nom. acc. pl. m. der adj. muss ich bei Collitz' meinung bleiben. Sch. meint, wie vor ihm schon van Helten, dass *-a* aus dem fem. übertragen sei; ich habe Anz. xix 36 ff gezeigt¹, dass auch ahd. die endung *-a* neben *-e* erscheint, und dass dort die annahme einer einwirkung des femininums im höchsten grade unwahrscheinlich ist. will man für das ahd. durchaus eine erklärungs analogiewirkung haben, so muss man mit Dietrich Hist. decl. theot. p. 22 und van Helten Beitr. 17, 274 anm. 1 *-a* aus der substantivdecl. herleiten. dagegen erhebt sich zunächst der einwand, dass dann nicht abzusehen ist, warum nicht auch der dativ der adj., dessen *-én* dem *-un* der substantiva ebenso ähnlich war wie *-e* dem *-a*, die endung der subst. angenommen hat. die Monseer glossen zeigen aber im dativ durchaus *-en*, die Vergilglossen überwiegend; ich zähle 51 belege von erster und 9 von zweiter hand. in 9 resp. 10 fällen erscheint allerdings *-un*: Gl. II 628, 14. 631, 62. 638, 65. 643, 22. 649, 23. 653, 35. 654, 52 (2. hd.), wahrscheinlich auch 668, 41. 670, 42. 68. man wird hier getrost schw. decl. annehmen können, da auch sonst oft glossierte adj. in schw. form erscheinen². wegen der annahme, dass *-un* = älterm *-ón* vgl. Gl. II 654, 67. 660, 37. 665, 36 usw. außerdem wird die richtigkeit der gleichung ahd. *-a* = got. *-ans* durch ahd. *taga* = got. *dagans* bewiesen. die Mahlowsche erklärungs von *taga* ist zwar häufig totgeschwiegen, nie aber widerlegt worden. ich habe Beitr. z. erkl. d. germ. flexion s. 13 hervorgehoben, dass durch sie die differenz in der quantität der endvocale von *taga* und *gebā* verständlich gemacht wird. wenn die durch einen sinnstörenden druckfehler entstellte bemerkung van Helten's Beitr. 17, 273 a. 1 besagen soll, dass das *-a* des masc. lautgesetzlich und das *-ā* des fem. durch das bestreben hervorgerufen oder erhalten sei, sg. und pl. zu trennen, so wird diese erklärungs wol nicht viele freunde finden. alles zusammen genommen: billigt man die Mahlow-Collitzsche annahme, so finden durch sie die as. nom. acc. pl. der subst. sowie der adj. auf *-a*, die ahd. nom. acc. pl. masc. der adj. und die kürze der endung von *taga* eine durchaus befriedigende erklärungs; acceptiert man sie nicht, so muss man

¹ es sei hier die berichtigungs gestattet, dass s. 37 z. 26 zu lesen ist 2(1) + 1? statt 1(1) + 1? + 1*, denn 'gressus' ist Gl. II 637, 16 durch *gengi* glossiert.

² vgl. Gl. II 631, 56. 634, 34. 35. 53. 637, 66. 648, 52. 60. 649, 24. 653, 6. 660, 47. 662, 52. 663, 40. 664, 13. 669, 49. 670, 3.

für jede der drei ersten kategorien eine verschiedene entstehung desselben lautes -a annehmen und begreift die quantität der endung von *taga* nicht. ich glaube, die entscheidung kann nicht schwer fallen. übrigens ergibt sich dann auch eine einfache fassung für das auslautsgesetz: gedecktes idg. -ā erscheint ahd. as. als *a*, gedecktes idg. -ō als *o*. doch kann ich das hier nicht des weitern ausführen.

An einzelnen bemerkungen hätte ich folgendes vorzubringen. s. 13. von den angeführten beispielen für *uuilleon* kann 1962 von *lonot* abhängiger objectsaccusativ sein, zu dem 1963 als epexegeze tritt, oder, wenn man lieber will, *lonot* steht ἀνὸ κοινοῦ zu *uuilleon* und so *huat so hie her guodes geduot*: 'gott lohnt einem jeden menschen, seinen guten willen, das was er gutes tut'; vgl. das folgende *thoh hie thuru minnea godes manno huilicon uuillandi forgebe uuatares drincan*. — s. 18. *alouualdan* 251. 1510 soll nachlässige schreibung für *alouualdand* sein; gibt es denn as. genitive auf -and? — s. 17. dass *namon* 5084 acc. ist, möchte ich bezweifeln. — s. 18. ich kann nicht finden, dass *fetherhamon* 5798 zweifellos pluralform ist; was soll der hinweis auf 1669? dort ist vom gefieder der vögel die rede, hier von den flügeln eines engels. — Sch. meint, dass die decl. von *namo* auch ahd. unregelmäßigkeiten zeige und beruft sich dafür ua. auf Otfrid wegen *namon* gen. II 16, 28, *namon* dat. IV 4, 27 (soll heißen 47). er meint, dass der vorhergehende labial schuld sei, und stützt diese ansicht durch die angeblich Otfridschen formen *lichamon* gen. V 23, 68, dat. I 10, 14. dabei ist aber außer acht gelassen, dass alle 4 beispiele nur in der Freisinger hs. stehn und außerdem I 10, 14 und II 16, 28 o in e corrigiert ist. dass der bair. schreiber aber gen. und dat. auf -on statt -en bildet, ist weiter nicht auffällig, Kelle führt Otfrid II 241 f solche formen auch von (*antdago*), *boto*, *brunno*, *entitago*, *gimazo*, *mennisgo*, *uullo* an. in all diesen wörtern lautet der stamm auf nichtlabialen laut aus. mit mehr recht hätte sich Sch. auf Tatian berufen können, der nicht nur das von ihm citierte *naman* bietet, sondern auch *namon* 134, 3. 142, 2 und *theismon* 89, 4.; vgl. Sievers einl. LXV § 108 anm. — s. 26. von den stellen, die st. declination nach best. artikel beweisen sollen, haben zu entfallen 808, wo, wie schon Schmeller Gloss. s. 170 andeutete, *thar the* so viel wie 'wo' heisst, und 4741; denn *costondero* ist gen. pl. des substantivs *costond* 'teufel'. — s. 61. 64. 66. *uanga* hält Sch. mit Schmeller, Heyne und Behaghel für ein fem. da das wort aber ahd. ntr. ist, so kann man an der richtigkeit des ansatzes zweifeln. aus v. 4880 lässt sich das gewis nicht entnehmen, ebensowenig aus 5114 und 5496, wenn man *uungun* für den acc. pl. nimmt. es bleibt also nur 201 *uungun uuarun im uulitiga* (M -e). nun ist ja aber auch ins ntr. die pluralendung der masc. und fem. hin und wider eingedrungen. vgl. 2036 f *Larea stuodun thar stenfatu sehsi*. —

s. 68. Sch. erinnert wegen der verkürzten endung *-on* im gen. pl. mit recht an die ähnlichen Otfridschen formen; man möchte auch an die an. endung *-u* der schw. adj. denken, vielleicht auch an die Notkersche endung *-on*, die freilich nicht auf die adj. beschränkt ist. dass in all diesen fällen auslautendes *-o* weggefallen sei, scheint mir nebenbei bemerkt ganz unglaublich. — s. 79 anm. Sch. meint, dass st. decl. nach dem art. sich auf das süd-, mittel- und niederfränkische beschränkt habe. das ist nicht richtig. auch Notker zeigt einige beispiele (Wunderlich Beitr. zur syntax des Notkerschen Boethius s. 12), im Klosterneuburger gebet MSD 84 steht *demo giunstiemo taga* und — allerdings bei dazwischentretendem possessiv — mit *temo dinemo heiligemo bluodie*; vgl. auch die beispiele bei Weinhold Mhd. grammatik § 524 f, von denen man die oberdeutschen doch nicht alle auf frk. einfluss wird zurückführen wollen. — s. 95 f werden eine reihe von adverbien besprochen, in denen *-o* und *-a* wechseln. Sch. ist geneigt, *-a* aus *-o* lautlich entstanden sein zu lassen. in manchen fällen dürfte diese erklärung zutreffen, aber nicht in allen. man darf nicht übersehen, dass auch ahd. doppelformen erscheinen, deren anwendung vom sprachgebrauch der denkmäler abhängt. das gilt für *samo* neben *sama* (Graff vi 27), *eftho* neben *eftha* (Graff i 147), *ana* neben *ano* (Graff i 283). — s. 135. Sch. hält *enan* 13 für den acc. sg., bezieht es also auf *euangelium*. dazu hat ihn vermutlich die von Sievers unterm text angeführte stelle aus Beda bewogen: *qui cum sint quattuor non tam quattuor evangelia quam unum quattuor librorum varietate pulcherrima consonum ediderunt*. trotzdem möchte ich bei der auffassung Schmellers, Heynes und Greins bleiben, nach der *enan* n. pl. und auf die evangelisten zu beziehen ist, 'dass sie allein das euangelium aufschreiben sollten'. denn die ganze stelle 9—17 variiert fortwährend den gedanken: nur 4 männer wurden zur aufzeichnung des euangeliums ausersehen. dass nach Sch.s auffassung der sinn der stelle für den unbefangenen leser, der Beda nicht kennt, unklar würde, darf man ihm freilich nicht entgegenhalten, derartiges ist dem Helianddichter wol zuzutrauen. — s. 171. *heri* 1972 C ist keine analogiebildung nach der *i*- oder *t*-declination, vielmehr hat das *heriu* von M als analogiebildung nach der *o*-decl. zu gelten; das wort ist ursprüngliches *t*-abstractum, s. Holthausen Beitr. 13, 375 a. 1. oder trennt Sch. diese stelle von 3526. 5470. 5476. 5876? darauf würde deuten, dass er die letztern in seinem verzeichnis der dative auf *-i* nicht erwähnt. — s. 189 meint Sch., es sei zu kühn, v. 2975, wo C *Elitheodo quā im gumon tegegnes* list, *elitheodo* etwa mit berufung auf got. *þai þiudo* für den gen. (pl.) zu erklären. die kühnheit ist nicht allzugroß; von *quā*, das nach s. 188 möglicherweise schreibfehler für *quamun* ist, muss man natürlich absehen. nur darf man nicht, wie Sch. anzudeuten

scheint, *elitheodo* von einem gedachten artikel *thia* abhängen lassen sondern von *gumon*. man vgl. Tat. 111, 3 *therer fremidera thiota man* 'hic alienigena', 128, 9 *Andero thioto sum* 'Samaritanus quidam'. — s. 192. *mahte* 2954 ist wahrscheinlich indicativ (Behaghel Modi s. 8). — s. 193. *hete* 2117 M ist wol nicht — *hetu*, sondern optativ (Behaghel aao).

Es liegt im wesen einer recension, dass sie mehr die puncte hervorhebt, in denen der recensent anderer meinung ist als der autor. trotz der gemachten ausstellungen trage ich kein bedenken, Schlüters buch für ein gutes und nützliches zu erklären.

Wien, 12. märz 1893.

M. H. JELLINEK.

Die reception der neuhochdeutschen schriftsprache in stadt und landschaft Luzern 1600—1830 von dr RENWARD BRANDSTETTER. Einsiedeln, Benziger & Co., 1891. 90 ss. 8°.

Die Luzerner kanzleisprache 1250—1600. ein gedrängter abriss mit specieller hervorhebung des methodologischen momentes von dr RENWARD BRANDSTETTER, mitglied des indischen institutes im Haag. [ebd. 1892] 94 ss. 8°.

Zur geschichte der schwäbischen mundart im 15 jahrhundert. allgemeines und vocale der stammsilben. von dr phil. KARL BOHNENBERGER. Tübingen, HLaupp, 1892. x u. 139 ss. gr. 8°. — 4 m.

Brandstetters arbeiten gehören nach methode und ergebnissen zum besten der neuern sprachgeschichtlichen litteratur. selten gewinnt eine untersuchung, durch scharfe beleuchtung des typischen und durch vorbildlich klaren, sichern gedankengang, in dem mase bedeutung weit über ihr eigentliches sondergebiet hinaus, wie dies Br.s schriften über die idiome seines heimatcantons nachzurühmen ist. die geschichte der mhd. wie der nhd. schriftsprache kann viel von Br. lernen. ich finde nirgends die litterarhistorische vorarbeit so gründlich angestellt wie hier, das material so besonnen und reichhaltig ausgewählt. die sprachlichen fragen mit dieser genauigkeit und umsicht behandelt.

Die deutschen aufzeichnungen Luzerns beginnen um 1250. ihre sprachform setzt sich fort in einer entwicklung, die man wol organisch, ungebrochen nennen kann, bis 1620: der zeitraum der mhd. schriftsprache. von da ab beginnt das eindringen der nhd. gemeinsprache: etwa zwei jahrhunderte hindurch schreibt der Luzerner ein gemisch des ältern und des jüngern schriftidiomes; die nhd. bestandteile nehmen stetig zu; erst seit dem anfang unsers jahrhunderts ist ein relativ einheitlicher habitus in den lautzeichen und flexionsformen erreicht, ist die ältere schriftsprache überwunden. dass im wortgebrauche der anschluss bis heute nicht vollständig ist, zeigt Br.s eigener stil.

Was bis zum aufkommen des nhd. geschrieben wird, nennt Br. Luzerner kanzleisprache (K). es ist aber nicht nur

die sprache der amtlichen documente, sondern auch die der privatbriefe, tagebücher, erzählungen: ein gegensatz zwischen officiell und privat scheint nicht zu bestehn, ein und derselbe autor schreibt amtlich und nichtamtlich die nämliche sprache. wol aber ist die kanzlei die eigentliche pflegerin dieser schriftsprache, insofern die officiellen kreise sie am geregeltsten schreiben und von schule und einheimischem buchdruck kein einfluss ausgeht. am ende des ersten zeitraumes (um 1600) wird auch von ungebildeten leuten geschrieben, und damit macht sich stärker als vorher ein unterschied geltend zwischen gebildet (K schlechthin) und ungebildet.

Diese gesamte K, im weitesten umfange, steht von der gesprochenen mundart sehr bedeutend ab. mundart ist überhaupt, bis auf die bewusten litterarischen versuche der neuzeit, niemals zusammenhängend niedergeschrieben worden. dass Br. mit voller schärfe die drei factoren auseinanderhält: mundart, kanzleisprache, neuhochdeutsch — dh. also die gesprochene sprache; die bis 1620 unbestritten geschriebene sprache; die seit 1620 eindringende geschriebene sprache —, dies ist ein entschiedener fortschritt über die frühern darstellungen. Br.s ergebnisse sind hier ohne weiteres zum mindesten für das ganze alemannische gebiet gültig. schon um 1250, als die deutschen urkunden beginnen, schreibt man nicht mundart, sondern mhd. schriftsprache.

Man kann es füglich nicht mehr so formulieren, das mittelhochdeutsche sei eine 'höfische dichtersprache' gewesen: es war schriftsprache im eigentlichen sinne des wortes; es war die sprache, worin auch die prosa, die lokalen urkunden aufgezeichnet wurden. diese sprache wurde von den kanzleien, als sie das deutsche adoptierten, schon fertig vorgefunden; concreter ausgedrückt: die schreiber der ältesten deutschen urkunden hatten ein schriftdeutsch gelernt, das in straffer tradition schon durch ein paar menschenalter gelehrt worden war. nur dadurch erklärt sich die relative einheit und orthographische glätte dieser sprache, ihre weite verbreitung und vor allem ihr stark archaischer character gegenüber sämtlichen mundarten der zeit. ja, das vorhandensein einer 'ahd. richtung' in diesen ältern urkunden fordert eine vom dialect losgelöste schulung der schreiber, die ihre wurzeln mindestens im 11 jh. hat. wenn die classischen mhd. dichtungen, deren hss. nicht der zeit und der heimat der verfasser angehören, nur in ihren reimen sprachliche criterien zu gewähren schienen, so darf daraus sicherlich nicht geschlossen werden, blofs im reime seien 'gewisse mundartliche formen' 'vermieden' worden. übrigens fehlt es nicht an schlüssen auch aus dem versinnern; so zb. wenn ein lyriker, der die einsilbige tactfüllung vermeidet, einen vers baut wie: *ich han gesworn, daz ich vor löser manne tucke mich behüete* (Bartsch Liederd. s. 130, 24), obwol seine mundart schon die praefixe *ge-*, *be-* syn-

kopiert hat. die forschungen der letzten jahre haben gezeigt, wie stark die hd. maa. im 13 jh. allbereits differenziert waren: es scheint mir undenkbar, dass man beim vorlesen eines textes, der ungefähr mhd. geschrieben war, die sprachformen einer damaligen hd. mundart zu substituieren vermocht hätte: dafür war der abstand im 13 jh. schon zu groß. ich glaube, dass noch Behagel in Pauls Grdr. I 540 f die schulmäßige, archaische kunstform des mhd. schriftdeutsch nicht genugsam betont.

Ebensowenig aber kann man sagen, dass das mhd. im 14 jh. wider der unbestrittenen herrschaft der mundarten platz machte (v. Bahder Grundlagen des nhd. lautsystems s. 1). jene schriftsprache wurde weiterhin vererbt. wol nahm sie mehr und mehr mundartliche bestandteile in sich auf, sodass sie sich local differenzierte und die einheit des großen gebietes in teilgebiete zerfiel. aber da im 14 und 15 jh. die gesprochenen dialecte ihrerseits letzte große neuerungen erlebten, die die schriftsprache nur zum geringen teil in sich aufnahm, so wurde der abstand zwischen mundart und schriftdeutsch keineswegs verringert. und von einem bruch mit dem schulmäßigen mhd. kann nicht die rede sein: es blieb immer noch der grundstock des geschriebenen deutsch.

Das nhd. hatte also seinen kampf nicht gegen die mundart, sondern gegen die localen fortsetzungen der mhd. schriftsprache zu bestehn. nach Br. (Reception s. 62) wirkte die ma. dem nhd. nicht einmal in der weise entgegen, dass sich etwa die zu der ma. stimmenden elemente von K am längsten gehalten hätten.

Br. schildert nun das vordringen des nhd., indem er einzelne grammatische erscheinungen, und zwar solche, die sich im nhd. der letzten dreihundert jahre gleichgeblieben sind, in ihrer individuellen chronologie verfolgt. da er sich außerdem auf geschriebenen, durch unterschrift und züge der hand beglaubigten stoff beschränkt, also die frage consequent so stellt: wie haben geborene Luzerner geschrieben?, so bekommt seine untersuchung eine geschlossenheit und ein psychologisches interesse, die wir bei einmischung der Luzerner drucke vermissen würden.

Br. ist soweit gedrungen, wie es die schranke seines gebietes zuließ. was darüber hinaus liegt, also namentlich die fragen: woher hat Luzern die ältere, mhd. schriftsprache bezogen? wie weit steht die Luzerner K während ihres ganzen bestandes in abhängigkeit von den größeren schweizerischen kanzleien? woher und durch welche canäle ist das nhd. nach Luzern geströmt? — diese fragen durften unberührt bleiben, solange dem mhd. und nhd. der führenden alemannischen städte bearbeitungen von ähnlicher genauigkeit fehlten.

Der schilderung der K in der ersten periode (Luz. kanzleispr. s. 17) hätte ich eine ergänzung gewünscht: dass Br. nicht bloß die vom sonstigen mhd. abweichenden, dialectischen bestandteile

der K vorführte, sondern auch umgekehrt die abweichungen der K von der ma., soweit ihm gelungen ist diese zu eruieren. in Br.s früherer schrift, den Prolegomena s. 30 f, finden wir einiges hierüber, aber, wie es scheint, nur ein paar besonders frappierende beweisstücke. und doch wäre es von größtem werte, wenn wir gleich bei den anfängen der geschriebenen sprache ihren abstand von der gesprochenen so genau wie möglich kennen lernten.

Im einzelnen hat mich befremdet, dass (Luz. kanzleispr. s. 19) schweiz. *töiff* 'tief' und ähnl. als diphthongierung von *ü* gefasst werden; vgl. Schild Brienzer mundart s. 75. ebd. § 125 wird das *n* in *funst*, *künsch*, *sünfxen* als fremder einfluss gedeutet: es ist aber doch wol umgekehrte schreibung oder 'falsche deutung' (vgl. § 63. 96) — nach ma. *müstr* 'münster', *hauf* 'hanf' —, also intern entwickelt.

Br.s bisherige schriften lassen von den weiterhin verheissenen das beste erwarten und wecken den wunsch, dass die bittern empfindungen, die der verf. am schlusse des zweiten heftes laut werden lässt, nicht von dauer sein mögen. —

Bohnenbergers sorgfältige untersuchung hätte aus dem, was von Br. schon vorlag, wol noch nutzen ziehen können; die auseinandersetzungen s. 6 ff hätten an praecision, an greifbarer deutlichkeit gewonnen. über die kaiserliche kanzlei äussert sich B. s. 10, im gegensatz zu Kauffmann, dahin, dass die einwirkung auf Schwaben vermutlich erst mit den Habsburgern (1440) anhebe. der § 3 über den lautwandel enthält sehr verständige gedanken: der gesichtspunct, dass es gebiete spontan entwickelten und gebiete überkommenen lautwandels gebe, ist für das allgemeine verständnis der sprachentwicklung unentbehrlich, mag er sich auch im einzelnen fälle selten fruchtbar erweisen. in dem wohnungswechsel der stämme den anstoss für den wandel der laute zu suchen, ist mislich, sobald man zugibt, dass nicht eine anatomische veränderung der sprachorgane, sondern eine zunächst psychologisch bedingte veränderung ihrer action den lautwandel erzeugt. — treffendes bemerkt B. § 6 über die 'traditionelle weise zu reimen'.

Die behandlung der einzelnen vocale macht durchaus den eindruck des zuverlässigen und umsichtigen. mehrfach befürwortet B. eine von Kauffmann abweichende historische entwicklungsreihe, oft im anschluss an Hermann Fischer: so s. 27 über das schicksal von *ā*, s. 86 von *œ*, s. 108 von *ei*; seine gründe sind einleuchtend. der alte diphthong *iu* wird von dem umlauts *-iu* unterschieden; aber aus dem unklaren § 88 wird der nicht-schwäbische forschler schwerlich klug werden.

Berlin, 15 märz 1893.

ANDREAS HEUSLER.

A grammar of the dialect of Windhill in the west riding of Yorkshire. illustrated by a series of dialect specimens, phonetically rendered, with a glossarial index of the words used in the grammar and specimens. by JOSEPH WRIGHT, deputy professor of comparative philology in the university of Oxford. London, English dialect society, 1892. xii und 255 ss. 8°.

Als vor nunmehr siebzehn jahren Zupitza Anz. II 1 ff die ersten publicationen der English dialect society besprach, äußerte er den wunsch, 'dass die gesellschaft sich nicht auf das rein lexikalische beschränken, sondern ihr augenmerk auch auf eine solche behandlung der hauptdialecte richten möchte, wie sie in vortrefflichster weise dem schottischen durch JAH Murray zu teil geworden ist'. mit der einzigen ausnahme von Ellworthys werken über den dialect von West Somerset haben die inzwischen erschienenen zahlreichen publicationen der gesellschaft zu einer wirklich wissenschaftlichen kenntnis der neuenglischen mundarten leider sehr wenig beigetragen, die meisten sind sogar ganz wertlos; mit um so größerer freude wird nun endlich der fachgenosse in Wrights vortrefflichem buche die erfüllung von Zupitzas wunsch begrüßen. in diesem werke, welches in erster linie für den englischen philologen bestimmt ist, hat es sich W. zur aufgabe gemacht, eine streng wissenschaftliche darstellung der laut- und formenlehre seines heimatdialectes und zwar auf historischer grundlage zu liefern, wozu er als geborener 'Yorkshireman', ausgerüstet mit den gründlichsten philologischen und phonetischen kenntnissen, in hervorragendem maaße berufen war. für die zuverlässigkeit des mitgeteilten modernen sprachstoffs bürgt der umstand, dass W. in seiner jugend ausschließlich den dialect gebraucht hat: 'I spoke the dialect pure and simple until I was practically grown up'.

Es ist nur zu loben, dass W. abweichend von manchen seiner vorgänger sich auf ein ganz enges gebiet, auf die in einem dorfe und seiner unmittelbaren umgegend gesprochene mundart, beschränkt hat. wir bekommen infolge dessen das bild eines einheitlichen dialectes und nicht, wie es so häufig bei englischen dialectwerken der fall ist, einen mischmasch aus mehreren mundarten. Windhill ist ein im südlichen Yorkshire drei englische meilen nördlich von Bradford belegenes dorf, gehört somit zu Ellis Eastern North Midland group (district 24).

Im 1. cap. gibt W. eine genaue beschreibung sämtlicher im dialect vorkommenden laute, wobei er seiner transcription das Bell-Sweetsche system zu grunde legt. das 2. cap. bietet eine übersicht der modernen vocale in betonter silbe nebst deren ae. entsprechungen, während im 3. das ae., speciell altanglische, vocalsystem den ausgangspunct bildet, von dem aus die entwicklung der einzelnen ae. laute bis auf die neuzeit verfolgt wird.

die me. periode hat W. dabei freilich unberücksichtigt gelassen, wie er in der vorrede ausdrücklich bemerkt; doch glaube ich bei der unmöglichkeit, die nördlichen denkmäler der me. zeit auch nur annähernd genau zu localisieren, nicht, dass diese beschränkung dem buche zu besonderem nachteile gereicht.

Für den englischen philologen ist namentlich wichtig, dass im dialect von Windhill (=Wd.) alte unterschiede noch bewahrt werden, die sich in der schriftsprache nicht erhalten haben: während zb. in der heutigen engl. aussprache me. *ē* aus ags. *æ* (= germ. *ā*) und ags. *ē* mit me. *ē* aus ags. *æ* (= germ. *ai*), ags. *ēa* und ags. *ē* in offener silbe zusammengefallen ist, unterscheidet der Wd. sogar noch 3 laute, indem ags. *ē* in offener silbe eine besondere entwicklung durchgemacht hat und sich von ags. *æ* (= germ. *ai*) und *ēa* deutlich sondert. gegenüber ne. *meet* (ags. *mētan*), *beat* (ags. *bēatan*), *meat* (ags. *mēte*), die alle drei den gleichen vocal *ij* haben, bietet der Wd. *mīt* (§ 147), *biat* (§ 179) und *meit* (§ 87). die entwicklung der o-laute ist ganz parallel, nur dass hier die schriftsprache noch zwischen me. *ō* und *ō̄* unterscheidet: der Wd. bietet wiederum drei verschiedene vocale: *ui* oder *iu* aus me. *ō* (§ 163—4), *uə* aus me. *ō̄* (= ags. *ā*, § 122) und *oi* aus ags. *ō* in offener silbe (§ 109). gegenüber ne. *boat* (ags. *bāt*) und *throat* (ags. *þrōtu*) stehn im Wd. *buat*, *proit*. enthält aber die wurzelsilbe ein *r*, gleichviel ob dasselbe vor oder nach dem vocal steht, so wird dies verhältnis vielfach gestört, indem ebenso wie in der schriftsprache ein geschlossener vocal durch den einfluss eines benachbarten *r* offen wird. durch diese wärkung eines *r* lassen sich einige fälle, über die W. nicht klar geworden ist, ganz einfach erklären: daher heisst es zb. *brīəp* (ags. *brāēp*, ne. *breath*) und *jiər* (ags. *gēar*) statt **brīp*, **jīr*. ebenso fällt me. *ō* bei folgendem *r* mit me. *ō̄* (ags. *ā*) zusammen, indem es, ebenso wie dieses, *uə* ergibt: zb. *fluər* (ags. *flōr*), *muər* (ags. *mōr*). unter denselben bedingungen entwickelte sich aus ags. *ē* und *ō* in offener silbe vielfach *iə* bzw. *uə*, anstatt *ei* bzw. *oi*: *biər* (ags. *bēran*) usw. (§ 75), *riəp*¹ (ne. *to reap*), *friət* (ags. *frētan*) (§ 82) neben dem simplex *eit* aus ags. *ētan*. ebenso *əfuər* (ags. *onforan*), *smuər* (ags. *smorian*) (§ 104), *ruəz* (§ 105) gegenüber *loix* (ags. *losian*) usw. (§ 109); hierher gehört auch *duər* (§ 113), das wol nicht auf ags. *duru*, sondern, ebenso wie das entsprechende ne. *door*², auf die flectierten formen des ags. *dōr* (gen. *dōres*, pl. *dōru*) zurückgeht.

Ebenso wie einfaches *ē* und *ē̄* werden im Wd. die diphthonge *eu* (aus ags. *ēow*) und *eu* (aus ags. *ēaw*) noch unter-

¹ dieses *riəp* ist, ebenso wie das ne. *reap*, auf die anglische form *riopan* (mit kurzem vocal und o-umlaut; vgl. Sievers Ags. gr. § 382) zurückzuführen, indem ags. *īo*, *ēo* in offener silbe ebenso wie *ē* behandelt wird.

² über ne. *door* vgl. Zupitza DLZ 1885 (25 april) s. 610.

schieden, indem jenes als *iu*, dieses als *eu* erscheint: *briu* (ags. *brēowan*) usw. (§ 190) gegenüber *feu* (ags. *fēawe*) usw. (§ 180). ähnlich verhält es sich bei den *ou*-diphthongen: für ags. *āw* tritt im Wd. *oa* ein, während ags. *ōw* durch *ou* vertreten wird: *bloa* (ags. *blāwan*) usw. (§ 123) neben *flou* (ags. *flōwan*) usw. (§ 166). in der schriftsprache haben beide denselben vocal (*ou*), der noch dazu mit dem sich aus me. *ō* ergebenden *ou*-laut zusammengefallen ist: *blow*, *flow*, *toe* (ags. *tā*, im Wd. *tua*). *throat* (ags. *þrōtu*, im Wd. *þroit*).

Die ags. quantitätsverhältnisse, die in der schriftsprache durch consonantische einflüsse vielfach störung erlitten haben, sind im Wd. besser bewahrt: alte länge hat sich zb. vor *st* erhalten in *dāst*, *rāst*, ags. *dūst*, *rūst*¹ (ags. *ū* erscheint im Wd. stets als *ā*). auch vor den dentalen *d*, *þ*, wo im ne. vielfach kürzung eingetreten ist, zeigt sich noch im Wd. die alte länge: *diəd*, *diəþ* usw. vor *nd* werden ags. *ī* (*ȳ*) und *ǣ* nicht, wie ne. gelängt: daher *fīnd*, *pūnd* usw.: die wenigen ausnahmen wie *ānd* (ags. *hūnd*), *kaind* (ags. *gecynde*) sind wol durch den einfluss der schriftsprache zu erklären. vor *ld* dagegen tritt die dehnung von ags. *ī* (*ȳ*) und *ǣ*, ebenso wie im ne., ein: merkwürdig dabei ist, dass das so entstandene *ī*, das doch eigentlich mit dem ags. *ī* zusammenfallen müsste, unverändert bleibt und nicht wie dieses zu *ai* diphthongiert wird: *wīld* gegenüber *laif* (ags. *lif*).

Eigentümlich ist die entwicklung des ags. *ō*, das im Wd. als *ui* erscheint ausser vor *m*, *k* und im auslaut, wo *iu* dafür eintritt: *bluid* (ags. *blōd*), *liuk* (ags. *lōcian*). dieses *ui* ist auf ein ganz kleines gebiet beschränkt und zwar auf das südlichste Yorkshire (district 24 bei Ellis); sonst wird ags. *ō* in den nordengl. grafschaften vor sämtlichen consonanten meist durch *iu*, *iə* vertreten, dessen me. vorstufe bekanntlich *u* geschrieben wurde (*blud*, *luk*) und mit romanischem *ū* reimte. in den angrenzenden nordmittelländischen grafschaften dagegen (Lincolnshire, Nottinghamshire, Derbyshire, Cheshire, South Lancashire) hat das ags. me. geschlossene *ō* im wesentlichen dieselbe entwicklung durchgemacht wie in der schriftsprache, indem entweder *ū* oder ein erst in neuerer zeit daraus hervorgegangener nahe verwanter laut dafür eintritt (vgl. Ellis Early English pronunciation v 292). was die vorstufe des Windhillschen *ui* anbelangt, so ist zu bedenken, dass es weder mit me. *ū*, noch mit me. *eu* zusammengefallen ist: *guis* (ags. *gōs*), *suiþ* (ags. *sōþ*) unterscheiden sich im vocal von *iūs* (subst.), *iuz* (verb) (me. *ūs*, *ūsen*) und *triup* (me. *treuthe*).

Vor *g*, *ng* und *ʃ* ist *ā* zu *e* geworden: *eng* (ne. *to hang*), *beg*

¹ ags. *rūst*, wie bei Kluge Etym. wb. s. v. *rost* und in Pauls Grundriss i 869, nicht *rīst*, wie bei Sievers Ags. gram. § 55. auf ursprüngliche länge des vocals weist auch die me. schreibung *roust* (daneben *rust* mit bereits verkürztem vocal, woraus ne. *rīst*).

(ne. *bag*), *eš*, *weš* (ne. *ash-tree*, *to wash*). der übergang vor *š* ist in der nördlichen hälfte Englands ziemlich weit verbreitet, während der vor *g*, *ng* auf ein bedeutend kleineres gebiet beschränkt ist. die me. schreibungen *aisschen* (ne. *ashes*), *waisschen* usw., die sich schon im 14 jh. häufig belegen lassen, scheinen auf den anfang dieses überganges hinzudeuten, der durch die palatale natur des *sh* hervorgebracht wurde. über dieselbe erscheinung auf deutschem und holländischem gebiet vgl. Franck Etym. woordenb. s. v. *flesch* und Anz. xvii 102, sowie Holthausen Beitr. 10, 600.

Ein paar einzelheiten mögen hier erwähnung finden: *rami* 'having a strong smell' (§ 57) bringt W. in verbindung mit ags. *kramsa*; sollte es nicht einfach zu *ram* 'widder' gehören? vgl. Chaucers prolog zur erzählung des Canon's yeoman z. 333: *For al the world thay stynken as a goot, Her savour is so rammysch and so hoot.* — zu *kemp* (§ 73) liesse sich auch das in der Sachsenchronik z. j. 1056 belegte *cenep* anführen. — das eigentümliche *meits* 'messen' (§ 67) dürfte vielleicht eine contamination sein aus **meit* (ags. *metan*) und *matš* 'to match'. — von den beiden im § 75 angeführten scheinbaren ausnahmen gehört die erste, *tāer* 'teer' in den vorhergehenden § (ags. stamm *teorn-*), während die zweite sich regelmäfsig aus dem weit verbreiteten me. *mare* entwickelt hat, das häufig neben *mere* vorkommt (bei Chaucer lassen sich beide formen im reime belegen). — *lein* 'lehnen' (§ 139) ist nicht auf ags. *hlānan*, sondern auf ags. *hlēonian* (*hlīnian*) zurückzuführen und gehört somit zu § 87. — *weast* (ne. *waste*, § 149) ist nicht fortsetzung von ags. *wēste*, sondern stammt aus dem romanischen (afz. *wast*).

Im 4 cap. wird der vocalismus der romanischen lehnworte besprochen, wobei W. von der ne. aussprache ausgegangen ist. interessant sind die formen *dons* (ne. *dance*), *ont* (ne. *aunt*) usw. (§ 200), wo anglonorm. *au* (*a*) vor nasal + cons. durch *o* vertreten wird. das 5 cap. behandelt die unbetonten vocale: es sei hier namentlich auf die besprechung der durch unbetontheit entstandenen satzdoublotten hingewiesen.

Bei den consonanten (capitel 6) findet man natürlich weit weniger abweichungen vom ne. als bei den vocalen; selbst bei den gutturalen, ags. *c*, *g*, wo man bei dem nördlichen character des Wd. eine andere entwicklung erwarten könnte, stimmt der dialect im wesentlichen mit der schriftsprache überein: wo diese den *tš*-laut¹ bietet, tritt in weitaus den meisten fällen auch im Wd. assibilation ein; nur in wenigen wörtern hat sich *k* erhalten: *kaf* (ne. *chaff*), *kōgat* (ne. *churchgate*), *kist* (ne. *chest*), *flik* (ne. *flitch*), *tlik* (ne. *clutch*), *pak* (ne. *thatch*), *bāk* (ne. *birch*),

¹ zu *tsoul* (§ 312, 2), das ne. *jowl* mit stimmhaft gewordenem anlaut entspricht, hätte W. das ags. *ceast* anführen können. die redensart *tšik on tšoul* ist übrigens keineswegs auf die dialecte beschränkt: vgl. Shakspeare, *Mids. night's dream* III 2, 338 *I'll go with thee, cheek by jowl*.

*benk*¹ (ne. *bench*). anlautendes ags. *g* hat dieselbe geschichte gehabt, wie in der schriftsprache. inlautendes intervocalisches *g* verschmilzt in der regel mit dem vorhergehenden vocal zu einem diphthong oder langen vocal: zb. *floun* (ags. *geflogen*), *fāl* (ags. *fugol*); nur nach *ā* hat sich meist ein verschlusslaut daraus entwickelt: *neæg* (ags. *gnagan*) usw. (§ 315, e). entsprechend ne. *dž* aus ags. *cg* erscheint im Wd. bald *dž*, bald *g*: *edž* (ne. *edge*) usw. gegenüber *brig*, *lig* (ags. *brycg*, *licgan*, § 315, e).

Bei einer kleinen anzahl von wörtern wurde zu anfang des 16 jhs. in der schriftsprache ein *d* zu *d̄*, wenn die folgende silbe ein *r* enthielt: im Wd. ist dies consequent durchgeführt, und zwar erstreckt sich das gesetz auf romanische ebenso wie auf germanische wörter: *lader* (ne. *ladder*), *pāder* (ne. *powder*), *konsider* (ne. *consider*) usw. (§ 297). in andern benachbarten dialecten (zb. Holderness, im südöstl. Yorkshire) wird auch *t* vor folgendem *r* zu *p̄*: *būper* (ne. *butter*), und ich glaube den anfang zu diesem übergang auch in W.s aussprache zu hören, indem er das *t* vor einem *r* in der folgenden silbe stets wie *t̄p̄* spricht.

Die capp. 7—11 behandeln endlich die formenlehre. beim substantiv (§ 339) begegnet man einer erscheinung, die sich in nördlichen denkm. der me. zeit häufig belegen lässt: dass nämlich das genitivische *s* vielfach fortbleibt, indem der genitiv mit dem folgenden substantiv eine art composition eingeht: zb. *tlad fads buits* (= *the lad's father's boots*). vgl. Cursor mundi (ca. 1300) z. 20177 *mi sun messeger* (= *my son's messenger*); St. Cuthbert (ca. 1450) z. 563 *þe childe sauter* (= *the child's psalter*). — die bildung der ordinalzahlen ist beachtenswert: im gegensatz zu der schriftsprache, wo die endung *th* verallgemeinert wurde und in *fifth*, *sixth*, *eleventh*, *twelfth* an stelle eines alten *t* getreten ist, hat sich im Wd. das *t* dieser vier formen nicht nur erhalten, sondern auch das *th* der anderen zahlen verdrängt: daher *fourt* (ne. *fourth*) usw.

Was die starken verba anbelangt, so haben sich die formen des praes. und part. praet. im allgemeinen regelrecht aus den entsprechenden ags. formen entwickelt. beim praet. dagegen, das ebenso wie in der schriftsprache nur eine form für sg. und pl. bietet, hat die regelmässige entwicklung vielfach durch analogiebildungen störung erlitten. diese lassen sich zum teil schwer erklären: so haben die verba der ersten² classe im praet. den vocal *eə*, der sich weder aus dem ags. *ā* des sing., welches *æ* ergeben hätte, noch aus dem ags. *ī* des plurals entwickeln konnte, sondern me. *ā* voraussetzt. für einen übertritt in die

¹ wenn dies nicht gleich ne. *bank* ist, das im Wd. ebenfalls *benk* ergeben müste.

² W. hat die von Sievers in seiner Ags. gr. gegebene einteilung beibehalten.

4 oder 5 cl., an den man sonst denken könnte, lag kein grund vor: die verba der 1 cl. einerseits und die der 4 und 5 cl. anderseits haben keine formen mit gleichem vocal, die zu dem übergang den anstoß hätten geben können, wie dies zb. bei der 2 cl. der fall war, deren particip im vocale (o) mit dem der 4 und 5 cl. übereinstimmt. W. weiß dafür keine erklärung zu geben; indessen möchte ich auf eine möglichkeit hinweisen, dass wir es nämlich mit einer entlehnung aus einem noch nördlicheren dialect zu tun haben, in dem sich das ags. *ā* erhalten hatte. ein solches *ā* müste in der me. zeit mit dem aus ags. *ǣ* durch dehnung entstandenen *ā* zusammenfallen und im Wd. *eo* ergeben: *dreav*, *streak* (aus ags. *drāf*, *strāc*) würden dem ne. *drave*, *strake* (bibel, Shaksp. usw.) entsprechen. zu vergleichen ist ferner das ne. *clave* (bibel, Tennyson usw.) von *cleave* 'kleben, haften', falls es wirklich fortsetzung des ags. *clāf* ist: vgl. New engl. dict. s. v. *cleave*.

Der eigentlichen grammatik folgen einige dialectproben in phonetischer umschrift, darunter Ellis 'Comparative Specimen' und 'Dialect Test'. den schluss des ganzen bildet endlich ein sehr vollständiges und zuverlässiges wortverzeichnis, welches die nützlichkeit dieses werkes bedeutend erhöht, das man den fachgenossen als einen schönen und dankenswerten beitrage zur engl. sprachgeschichte getrost empfehlen kann.

Oxford, 21 märz 1893.

A. NAPIER.

Die sage von Hero und Leander in der dichtung von dr M.H.JELLINEK. Berlin, Speyer & Peters, 1890. vi und 93 ss. 8°. — 3 m.

Reinhold Köhler war es nicht mehr vergönnt, seiner absicht gemäß diese schrift anzuzeigen, die sich seiner regen mithilfe noch erfreuen konnte. J. gibt uns eine eingehende geschichte der motive dieser sage, wie sie von Ovid und Musaeus ausgeht, in die litterarische tradition übernommen und da umgestaltet werden. die klaren und lehrreichen analysen werfen ihr licht auf die dichter selbst, den leidenschaftlichen Marlowe, den phantastischen Chapman, den grundgelehrten Barth. nicht alle sind mit gleicher liebe behandelt: Barth zu ausführlich, HSachs zu spärlich. die bemerkungen zu dem gedichte des letzteren sind überdies durch CDrescher (Studien zu HSachs, neue folge s. 30 ff und anh. vii ff) überholt, der die quelle nachweist. mit recht erinnert J. bei Schiller an die gleichzeitige tätigkeit als dramatischer dichter und verweist, wie schon Val.Schmidt (Balladen und romanzen s. 278) getan hat, auf ähnliche situationen in der Braut von Messina. auch bei betrachtung des Grillparzerschen dramas werden die übereinstimmungen mit Sappho und dem Goldenen vließ hervorgehoben. selbst bei Hood zieht J. zur er-

klärung der einföhrung eines neuen motivs andere werke desselben autors glücklich herbei. um wie viel dankbarer wäre es gewesen, das Marlowe-Chapmansche epos nicht ganz losgelöst von den dichtern und ihren werken zu betrachten; bei jenem könnte auch auf das leben, bei diesem zum mindesten auf die Homerübersetzung verwiesen werden. die mündliche überlieferung wie die einwirkung und durchkreuzung ähnlicher sagen hat J. aus seiner abhandlung ausgeschlossen, und mitunter (wie im mhd. gedichte s. 6) kann er nur gezwungen von Ovid ein motiv ableiten, das sich viel leichter aus heimischer sage erklärte. eine zusammenstellung verwanter sagen und erzählungen findet sich im anhang. die conjectur zum mhd. gedicht (anh. s. 83) und der nachweis der quelle des Schillerschen gedichtes (der artikel über H. und L. im 66 bd. der Encyclopädie von Krünitz) werden zustimmung finden.

J.s material ist leider nicht vollständig und mehrfach schon ergänzt worden¹. mir bleibt nur noch eine fünfte oder sechste nachlese. Val.Schmidt aao. s. 272 erwähnt eine anspielung Dautes. — aus der zweiten hälfte des 14 jhs. stammt ein gedicht, das Tiraboschi *Storia della letteratura italiana* v 865 bespricht: 'un poema in terza rima di un anonimo veneziano . . intitolato Leandreide ossia degli amori di Leandro e di Ero'. im kloster des h. Ambrosius zu Mailand, sagt er, befinde sich ein codex, in dem sich Boccaccio als autor zeichne. aus dem gedichte selbst aber gehe hervor, dass der autor ein Venezianer sei, s. 702 in der anm. fügt T. noch hinzu, dass der 8 gesang des 4 buches in provenzalischer sprache geschrieben sei, und darin 'introducitur Ernardus de Provincia ad nominandum suos Provinciales Doctores'. — in der auf einer novelle des Boccaccio (*Decam.* iv 1) beruhenden tragödie 'Tancred and Gismunda', die von 5 mitgliedern des Inner temple verfasst, 1568 vor Elisabeth gespielt und 1591 von einem der verfasser, R.Wilmot, in druck gegeben wurde, findet sich in der 1 scene des 1 actes eine anspielung auf die verwante sage. Cupid rühmt sich seiner macht über götter und menschen:

Who forc'd Leander with his naked breast
So many nights to cut the frothy waves,
But Hero's love, that lay inclos'd in Sest?

(Dodsley *Collection of old engl. plays* ed. by Hazlitt 1874. vii p. 29 und eine zweite stelle p. 74). es ist erwähnenswert, dass in Bürgers bearbeitung dieser erzählung: 'Lenardo und Blaudine' der held zuerst Leander heisst (*Strodtm. Br. von u. an B.* i 296) und dass auch hier ein lämpchen den liebenden den weg weist, das freilich später zum verräter wird. — wenn das ver-

¹ DLZ 1891 nr 25 (Varnhagen). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 1 (CMüller). — Engl. stud. 17, 124 ff (LFränkel). — Zs. f. vgl. litg. n. f. 5, 125 f (WvBiedermann; anm. v. Koch). — Anz. xvi 334 f (ASauer).

lorene stück von Lope de Vega nicht früher fällt, ist ein University play 'Leander', 1598 zuerst in latein. sprache im King's college in Cambridge aufgeführt, die erste dramatische fassung dieser sage. ob der autor William Johnson war, ist zweifelhaft. ich teile nach Fleay A biogr. chronicle of the engl. drama 1559—1642. II 362 u. 363 die hss. mit: 1) Bodleian MSS Rawl. misc. 341; 2) British mus. ms. Sloane 1762. — 'Hero and Leander' a mock poem with choices pieces of drollery. London 1651: 'this history, in prose, is attached to an edition of Dorastus and Fawnia 1735, by RGreene' (The bibliographer's man. of e. l. iv). — JPCollier The history of engl. dram. poetry 1831, II 80 f anm., citiert einige verse, die aus Davenant's maskenspiel: 'Britannia triumphans' (1637) stammen und von dem anonymen autor der burleske: 'Hero and Leander 1653' gestohlen wurden. sie lauten:

This day (a day as fair as heart could wish)
 This giant stood on shore of sea to fish.
 For angling rod he took a sturdy oak,
 For line a cable that in storm ne'er broke:
 His hook was such as heads the end of pole
 To pluck down house ere fire consumes it whole;
 His hook was baited with a dragon's tail,

And then on rock he stood to bob for whale. —

'Hero and Leander, in burlesque' (by William Wycherley), London 1669. 76 ss. ohne titel (Dict. of the anonym. and pseudon. lit. of Gr. Britain by Halkett and Laing, Edinb. 1883, II 1090). — von deutschen dichtungen, die J. übersah, notiere ich ein epigramm von CGLenz 'Die sackel der Hero' im Göttinger musenalmanach 1790 s. 194. endlich verdanke ich dem hrn. geh. schulrat dr Pansch in Eutin die Hölty'sche romanze (vgl. VJL 3, 547) aus dem nachlasse von JHVoss, mit deren mitteilung ich diese nachträge abschliesse:

Schon ehemals sang der Leyermann
 Musaeus die Geschichte,
 Die ich euch jetzt, so gut ich kann
 Erzähle und berichte. —
 Ein Jüngling, der Leander hiefs,
 Kam einstens in ein Städtchen,
 Das seinem Blick die Hero wies,
 Das liebteste der Mädchen.

Er machte einen Reverenz,
 Der ihn zur Erde drückte,
 Als er die Miss, im jungen Lenz,
 Zum erstenmahl erblickte.
 Von nun an schwebt ihr Götterbild,
 Im labyrinthischen Tanze,
 Um seinen Blick, das Haupt umhüllt
 Mit einem Blumenkranze.

Er girrt ihr seine Liebe vor,
 Und klagt ihr seine Schmerzen.
 Und sie? sie widmet ihm ihr Ohr,
 Nebst einem Platz im Herzen.
 Nun fühlt der Jüngling sich, und
 brennt,
 Das Mädchen glüht nicht minder.
 Doch, ach, das Meer der Helle trennt
 Die liebetrunken Kinder.

Er hatte, leider, keinen Kahn,
 Drum schwamm er durch die
 Fluthen,
 Was noch kein Amadis gethan,
 Wenn Wald und Fluren ruhten.
 Ein schattenvoller Myrthenhayn
 Verhüllte ihre Küsse,

noch consequenter, ohne alle einzelnen inconsequenzen zu beseitigen: er würde zh. in endsilben durchaus -e geschrieben haben, wenn das in den codd. weit überwiegende -i nicht zu einer regelung der wahl zwischen -e und -i aufgefordert hätte. auch Finnur Jonsson suchte in seiner ausgabe (Kbh. 1888) die schreibart des originals consequent widerzugeben. Goltther schließt sich an FJonsson an, wie sich Möbius an Jon Sigurdsson angeschlossen hatte. G. beabsichtigt die *Islenðingabok* in der form des altisländischen vor 1200 zu geben, behält das consonantensystem der lss. bei, gleicht die schwankungen aus, bezeichnet im gegensatz zu Jonsson den i-umlaut von ó mit é und setzt in den endungen durchweg -e, -o ein. trotzdem lesen wir auch noch in G.s ausgabe 22, 11 *riipu*, 18, 6 *Gautlandi*, 22, 25 *Egell*: 22, 7 *Egils*, s. 41 *Óláfr enn kyrrí*: *Óláfr enn digre*, *Óleifr hialti*: *Óleifr enn hutte*, und gar in der Einleitung und in der Zeittafel s. 35 f ist das system völlig preisgegeben. der i-umlaut von au wird mit ay transscribiert, und doch wird im Namenverzeichnis fast consequent ey geschrieben (aber *laysingr* s. n. *Colr* s. 41). man möchte gern die sprachgeschichtlichen gründe kennen, die G. veranlasst haben, an ay (als umlaut von ou) festzuhalten und es nicht durch ey zu ersetzen. gewis verdienten die überlieferten ay der alten membranen berücksichtigung, aber es kann doch kein zweifel bestehen, dass ey, ey maßgebend sind; vgl. zb. *reykiahollte*: *ravkiaholte*, *rvkiaholte* in *Reykiaholts maldagi*: *rækiahollt*, *reykiaholte* in cod. AM. 645, 4° usw. G. schreibt *scrivapa* 3, 3; *æve* 3, 4; *hava sova hever livanda* usw., aber auch *hafa*, lässt auch in diesem punct an gleichmäßigkeit zu wünschen und setzt sich mit den ältesten aufzeichnungen in widerspruch (vgl. jetzt LLarsson *Öðrráðet i de älsta isländska handskrifterna*, Lund 1891). der *Elucidarius* (cod. AM. 674, 4°) schreibt *scriva þve hana heuer* (neben *hafa hefer*) *soua liua* (neben *lifa*). man mag sich für -u- auf cod. AM. 237, fol. berufen, dessen *liua soua hana heuer* usw. gegen eine majorität von -f- im Stockholmer Homilienbuch, cod. reg. 1812, *Physiologus* ua. nicht aufkommen (zu G.s *pave* 'papa' vgl. zh. Larsson s. v.). auch G. schreibt *gerva* 19, 8, *gervar* 18, 24, aber *hurfo* 6, 12, *hverfe* 7, 9, *hálfa* 5, 9 wie *hosa yfer Isleife* (6, 8. 4, 3) ua., obwol der *Elucidarius* *huerua* (aber *Reykiaholts maldagi* *huerfa*) zeigt. 8, 2 steht bei G. *Þórólps*, 6, 11 *Ingólfs*, 20, 10 *Rúnólfs*. Larsson belegt *Þorolps* aus cod. reg. 1812, wie sich diese form auch bei G. s. 26 findet; ich weiß nicht, warum er sie in den text gesetzt und andern stellen doch -olfs beibehalten hat; er schreibt allerdings auch *aptr*: *aftr* cod. reg. 1812, *script* 9, 21, *epter* 10, 6, so aber auch *iomn* 10, 3, *namn* 11, 6 und mit derselben inconsequenz *nefnæ* 13, 18. durchweg wäre -f- zu schreiben gewesen. auch sonst sind einzelne ungleichmäßigkeiten stehn geblieben *sonr* 4, 11 u. ö.: *son* 15, 7; *áttar tólo* 3, 4: *áttartala* 22, 1;

dmiple 5, 10: *ð miple* 8, 20. 9, 1; *almannatale*: *alþýþo tale* uä. störend sind die accente auf *Pétrús* (daneben gen. *Pétars* 17, 24?), *Stéphánús*, *Alextús*; undeutlich ist 12, 22 *mep. xii.* (= *tólsta* s. anm.), indem die durch puncte hervorgehobenen zahlzeichen sonst als cardinalia gebraucht sind. ich würde auch eine orthographie wie *Cristz* (statt *Crisz* der älteren hss. oder *Crists*), *fretz*, *Teitz*, *kiotz*, *prestz* vermeiden, namentlich wenn formen wie *agæxtr*, *-lanz*, *gallzc*, *Harallz*, *Odz* (= *Odds*) zugelassen (vgl. auch *geitscor* 6, 5) und anderseits auch *mannz*, *allz*, *Hallz* aufgenommen sind. gegen die formen mit gedehntem *l* muss ich gleichfalls protest erheben. die dehnung von *l*, *n* vor consonanz lässt die descriptive grammatik erst nach 1200 eingetreten sein. jedesfalls müsste auch *land* in *lannd* verändert werden, wenn wir *scyllt*, *felld*, *helldr*, *millda*, *deilld*, *mællt* usw. dulden sollen (doch steht auch *alt* 12, 7, *fultingsmenn* 13, 8). warum *byscop* und nicht *biscop* geschrieben worden ist, sehe ich nicht ein, würde auch *scýrt* 5, 9 in *scírt*, *hálf* in *half*, *Ingólfr* in *-olfr*, *Úlf-* in *Ulf-*, *nórcæn* in *norrcæn* verbessern. *fríþr* 14, 17 ist für *fríþr* verdruckt, *vitem* 18, 17 für *vitom*; 4, 7 l. *spa-*, 12, 1 *Scæg-*, 14, 13 *co-*, 14, 23 *hvarer-*; für *kannape* 6, 6 wäre *c-* zu erwarten; mehr als druckfehler ist *-firþcr* (statt *-firþscr*) 7, 13. 8, 2. 9, 3. 11, 4, das nicht in den text hätte gesetzt werden sollen (s. Larsson s. *breiðfirdscr*). *en þat vas .dcccclxx. vetra epter burþ Cristz* 4, 12; *.lx. vetra epter dráp Eadmundar conungs, vetre eþa tveim áþr . . .* 7, 10; *.cxxx. vetra epter dráp Eadmundar* 15, 10 uö.: dagegen construiert G. 17, 10 *vetre epter*, 21, 12 *.ii. vetrom síþar*, 21, 15 *.cxxx. vetrom epter fall Ólafs*, 21, 16 *.dxxvi. vetrom epter andlát* und so auch *.vi. nótton epter hóttþ.* kurz die ausgabe lässt an sorgfalt zu wünschen übrig!

In dem prolog des cod. Wormianus zu den grammatischen tractaten (Sn. E. II 1 ff; ed. BiMOlsen s. 152 ff) heisst es: *skal yðr sýna hinn fyrsta letrr hátt svð ritinn epter sextán stafa stafrófi í danskri tungu, epter því sem þóroddr rúnameistari ok Ari prestur hinn fróði hafa sett í móti latinumanna stafrófi, er meistari Priscianus hefer sett.* in der einleitung, die G. der ausgabe vorausgeschickt hat, ist zu dieser überlieferung s. xx allzu kurz stellung genommen (vgl. Germ. 15, 298 ff. 36, 62 ff). Jon Sigurdsson

¹ s. VII übernimmt Gelle noch a. 1026 eine tempelgemeinde. die äusserung s. IX über Aris geschichtswerk steht mit der s. XIV im widerspruch. was ist s. XXIII § 22 mit den 'ändern sogur' gemeint? der quipling s. 13 (vgl. Sievers Altgerm. metrik s. 94 f) dürfte herzhast als

vilcac goþ geyia
grey þykkio mk Freyia

hergestellt werden; in der note wäre auch zu sagen gewesen, dass malahatt vorliegt. zu *þorgestessonr* 16, 10 wäre auf Pauls Grundr. I 492, 2 zu verweisen gewesen uä. — auch druckfehler sind noch da und dort stehn geblieben.

atte bekanntlich die ansicht aufgestellt, das von Thorodd runa-eistari und Ari hergestellte alphabet sei von diesem bei der niederschrift der Islendingabok in anwendung gebracht worden. das alphabet sei im wesentlichen nach englischem muster angelegt gewesen, sei in dem uns erhaltenen schriftchen des Ari nicht zu erkennen, dieses stehe vielmehr in seiner orthographie den anschauungen desjenigen nahe, der den ersten grammat. tractat verfasst habe (Sn. E. II 6 f anm.). BiMOlsen hat (Runerne den oldislandske literatur und später in der ausgabe des 3 u. 4 grammat. tractats, Samfund 12) nachdrücklich auf die englischen einflüsse in der frühzeit isländischen schrifttums hingewiesen¹ und dabei vorzugsweise Ari genannt. G. rühmt ihn mit recht als den 'vater der isländischen litteratur', weil er zuerst sich daran gemacht habe, überhaupt bücher abzufassen (s. ix): wie er auf diese idee gekommen sei, erfahren wir nirgends. er bewundert Aris methodische darstellung, wie er eine chronologie entwirft, wie er erkundigungen von den zeitgenossen einzieht (s. XXI, XXII); auf welchem weg aber Ari dazu gelangt sein möchte, das jahr 70 nach könig Eadmunds fall zu datieren, das hören wir nicht; vgl. *es Ivarr Ragnars sonr lofbrókar lét drepa Eadmund enn helga Engla conung, en þat vas .dcccclxx. vetra epter burþ Cristz, at þvi ritet es i sogo hans* 4, 11; *þat vas .lxx. vetra epter dráp Eadmundar conungs* 7, 10; *þat vas .cxxx. vetra epter dráp Eadmundar* 15, 10; *.ccl. (vetrom) epter dráp Eadmundar Engla conungs en lxxvi. vetrom epter andlát Gregorius páva þess es cristne com á England* 21, 16 ff. zu 4, 13 gibt G. die dürftige note, mit der einem benützer der ausgabe gedient ist: 'mit dieser 'saga' dh. geschichte des Eadmund ist gemeint die lat. Passio sancti Edmundi, welche Abbo Floriacensis um 980 schrieb; vgl. Maurer Altn. 31—532'. diese note stimmt wie mehrere andere in ihrer aussage sehr nahe zu der, die Möbius in seiner ausgabe s. 29 gegeben hat (vgl. G.s und Möbius anm. zu cap. 1 und 2; zu 4, 19; zu 7, 8; 10, 4; cap. 6, 7; 14, 14; 20, 5), aber Möbius hat wenigstens s. 42 noch auf Lappenberg I 306 verwiesen. Müllenhoff hat Zs. 30, 227 gelegentlich bemerkt, dass die euhemeristisch-historisierende auffassung der göttersage vor Ari auf Island nicht nachweisbar sei, also vermutlich auf ihn als autor zurückgehn werde. dass hier derselbe englische einfluss vorliegt, bedarf keiner hervorhebung (vgl. Kemble The Saxons I 335; JGrimm Mythol. III 377ff). vermutungsweise hatte schon JGrimm aao. s. 393 die verbreitung der sächsischen genealogien nach Scandinavien, speciell Island, vor das 13 jh. verlegt. Ari steht wie Saxo Grammaticus auf den schultern der Engländer, und wie neuerdings ein eminent wichtiger englischer culturstrom für das scandinavische missionszeitalter uns erschlossen worden ist, so wäre

¹ beachte namentlich auch, was Olsen anlässlich der beziehungen zwischen Olaf Þordarson und Aelfric bemerkt (Samf. 12, xxxix. XLIV).

es eine der wichtigsten aufgaben eines modernen herausgebers von Aris Libellus gewesen, in die vorgeschichte desselben einzudringen.

Es liegt nahe, für Aris bestrebungen die anregung von der englischen hagiographie ausgehen zu lassen. der verfasser der neulich von FLiebermann herausgegebenen Heiligen Englands (angelsächsisch und lateinisch, Hannover 1889) teilt mit Ari das interesse für die heimat und die heimatskunde, und das ist es ja gerade, was uns bei der erstlingsfrucht isländischer wissenschaft überrascht. die genealogie bildet für beide den einschlag und die geographie und gründungsgeschichte den zettel. die legende der kentischen königsfamilien beginnt mit den ausländischen bischöfen, welche die taufhandlungen vollzogen haben, und ähnliches wiederholt sich bei Ari. es wird keine schwierigkeiten machen, auch die zeitrechnung Aris von England herzuleiten (Germ. 15, 317). Taranger hat in seinem ausgezeichneten buch: Den angelsaksiske kirkes indflydelse paa den norske (Kristiania 1890) die einföhrung der christlichen zeitrechnung in Norwegen besprochen (s. 348 ff)¹. man wird die resultate dieser arbeit gründlich ausnützen, die deutschen und keltischen einwürkungen auf die isländische gestaltung des kirchenlebens (beachte bei Ari das keltische lehnwort *bagall* für 'bischofsstab') von den englischen absondern müssen (zb. *bialla* 'glocke' nach ags. *bella*); dann erst werden wir die frage nach der entstehung der isländischen schriftlitteratur befriedigender beantworten können, als dies in der von G. der ausgabe vorausgeschickten einleitung geschehen ist, die von Aris leben, Aris werken, Aris litterarischer bedeutung und den ältern ausgaben der Islendingabok im anschluss an KvMaurer und BiMOlsen handelt. s. 24 ff wird die textüberlieferung besprochen, und als beilagen folgen der abschnitt über Ari aus dem prolog der Heimskringla, das vermutliche fragment der ältern Islendingabok aus der Sturlunga, parallelen und ergänzungen zu Islendingabok cap. II aus der Melabok, Hauksbok, Eyrbyggja und Hænsaporissaga. s. 35 gibt G. eine zeittafel, s. 37 eine liste der lögsögumenn mit ihrer amtsdauer (bis 1138), den beschluss bildet das namenverzeichnis. sehr nützlich und eine zierde der ausgabe wäre es geworden, wenn G. die stellen, zu denen Ari von den spätern citiert wird, möglichst vollständig gesammelt und der ausgabe beigegeben hätte. was KvMaurer anlässlich der ausgabe von Möbius gesagt hat, bleibt auch dieser editio secunda gegenüber in geltung: 'die zutaten des herausgebers verraten eine gewisse unsicherheit der begrenzung' . . . 'dass zumal, wenn der herausgeber zu der beigebe fortlaufender erläuternder anmerkungen sich einmal nicht entschliessen konnte,

¹ beachte zb. *hlaupár* (schaltjahr) bei Ari c. IV. G. hätte bemerken sollen, dass dies aus dem englischen sprachgebrauch (*hléapzear*) übernommen ist; so auch *missere* 'halbjahr' (= ags. *missere*)?

besser auch die dürftigeren von ihm gebotenen weggelassen worden wären' (Germ. 15, 291). sie sind laut dem plan der Altnordischen sagabibliothek von den hsgg. gewünscht worden. man wird sich nicht verhehlt haben, dass zu der ausarbeitung nützlicher anmerkungen vielseitiges geschick erforderlich ist, das selten in éiner kraft sich vereinigt.

Die begründung der Sagabibliothek erscheint sehr zeitgemäfs, wenn anders die hoffnungen nicht trügen, dass in weiten kreisen und im engeren fachbetrieb das culturgeschichtliche interesse stark anwächst.

Halle a. S., märz 1893.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

Erasmus-studien. von ARTHUR RICHTER. Leipz. diss. Dresden, JPässler, 1891 (Leipzig, Gföck in comm.). 64 und xxiv se. 8°. — 2 m.

Die notwendigkeit, die im 15 und 16 jh. zu stilistischen zwecken gesammelten briefe der grossen humanisten zumal in chronologischer hinsicht kritisch zu bearbeiten, liegt für den gegenwärtigen wissenschaftsbetrieb eigentlich zu sehr auf der hand, als dass der vf. der vorliegenden schrift sich erst, wie er es fast zu gewissenhaft tut, für die Erasmusphilologie auf die anregung von Horawitz und andern forschern zu berufen brauchte. anzuerkennen ist der mut, ein buch über 'die Erasmischen briefsammlungen' zu verheifsen, anzuerkennen ist auch der fleifs, den R. auf den hier als specimen eruditionis veröffentlichten kleinen teil des ganzen verwendet hat. die äufseren vorgänge, die aus dem lebenslauf des Erasmus von seiner geburt bis z. j. 1509 bekannt geworden sind, führt R. regestenförmig auf; seine hauptstütze sind die von ihm in diese zeit verlegten 190 nummern der Erasmischen correspondenz, unter denen sich auch fünf bisher kaum beachtete, von R. hier vollständig abgedruckte briefe (vier an, einer von Erasmus) befinden. R. hat sorgsam gesammelt, sich eifrig in die zeittliteratur hineingelesen und endlich keinem einzigen document der jugendjahre gegenüber sich verleiten lassen, die in den alten sammlungen hinzugefügten jahresangaben ungeprüft auf treu und glauben hinnehmen; die monatsangaben der drucke scheinen ihm dagegen offenbar über jeden zweifel erhaben zu sein, eine inconsequenz in der skepsis, die mitunter bedenkliche folgen haben kann. aufser den chronologischen bemerkungen liefert er auch ein verzeichnis der sachlichen abweichungen, die die älteren drucke der zu grunde gelegten Leidener ausgabe gegenüber aufweisen. eine systematische nachprüfung der einzelheiten wird man bequemer vornehmen, wenn das verheifsene buch vorliegt, das die zahlreichen bibliographischen andeutungen R.s gewis übersichtlicher zusammenstellen und vieles ausführen wird, was er jetzt noch zurückgehalten hat. einige stichproben ergaben, dass R.s art zu arbeiten im ganzen wol zuverlässig genannt werden darf; ein paar bedenken, die zumal

auf die hie und da hervortretende gar zu groſse zuversichtlichkeit R.s in chronologischen ansetzungen gehn müſten, würden hier vorgetragen zu abgerissen erscheinen und dabei zu viel platz beanspruchen. denn R.s oft pythisch dunkle kürze des ausdrucks erscheint uns nicht nachahmenswert.

Dagegen sei es gestattet, unter übergehung auch des kurzen schlussabschnittes über 'Erasmus sprachkenntnis', der nur den kaum von einem verständigen geteilten aberglauben von Erasmus völliger ignoranz auf dem gebiete der volkssprachen beseitigen soll, auf den mittleren teil der schrift näher einzugehn, der auf 18 druckseiten die vielumstrittene frage nach dem geburtsjahr des Erasmus zu erledigen sucht. auch dabei offenbart sich R.s sammelleiſs, aber zugleich zeigt sich eine recht papierne art der geschichtsschreibung, und eine hier hervortretende freude an der ausführlichen beschreibung aller eigenen arbeits- und gedankenwege bildet einen seltsamen gegensatz zu dem oft zu knapp andeutenden verfahren, das wir in den regesten beobachten.

Zuerst stellt R. kurz zusammen, was ihm von aussagen der zeitgenossen des Erasmus über die frage bekannt geworden ist. im ganzen sind es 9 nrr; als ergebnis nimmt R. s. vii an: '1) = 1468, 2) am wahrscheinlichsten 1466, höchstens 1465, 3) = am wahrscheinlichsten 1466, sonst 1465, 4) = 1465, 5) am wahrscheinlichsten 1466, 6) = 1464, 7) = 1466, 8) = 1466¹, 9) = 1466. wir sehen: 1466 stellt sich bei den zeitgenossen in überwiegender anzahl als das wahrscheinlichste geburtsjahr heraus'. diese summe aber deckt sich nicht mit der rechnung. denn seine zwei seiten füllende auseinandersetzung über 1) (die anspielung des Ursinus Velius) schneidet R. schliesslich selbst mit wenigen zeilen scharf ab: Ursinus angabe beruht auf einer berechnung, die sich auf eine Erasmische notiz gründet, und hat, da wir diese notiz selbst besitzen, gar keinen wert; und ganz ähnlich steht es mit den nrr 2) (rettungslos doppeldeutig, also nicht, wie es nachher heisst, 'am wahrscheinlichsten'), 3), 4), 5) und 7). es bleiben nur die nrr 6), 8) und 9): die beiden zeugnisse des Paolo Giovio und des ThBeza, die keine persönlichen beziehungen zu Erasmus hatten, und die ganz bestimmte mitteilung Amerbachs an Spalatin, Erasmus sei in seinem 72jahre gestorben, dh. 1464 geboren. sonst sind offenbar sogar die intimsten nicht unterrichtet, und der daraus zu ziehende schluss ist das einzige ergebnis dieses ersten teils der untersuchung. erwähnung hätte neben den andern angaben immerhin eine stelle aus der 'Oratio funebris in obitum D. Erasmi Roterodami, Autore Gulielmo Insulano Menapio Greuibrocensi, oratore luculentissimo' (s. l. 1536. 16^o) verdient, wo es fol. B 6^a heisst: '*Septuaginta nanque annos complevit adhibita supputatione annorum, quam ipse facit in quadam epistola ad Jacobum Hornensem*'. einen brief des Erasmus an Jacobus Hornensis (Löwen

¹ so ist statt R.s 1468 zu lesen.

4. 1519), wo der absender sein alter angibt, kennt zwar auch : er macht ihn später als nr 11 der eigenen angaben des Erasmus namhaft; aber die stelle führt zweifellos auf 1466, und bleibt uns daher nur die wahl, den trauerredner für einen blechten rechner zu halten oder einen andern brief an Jacobus Hornensis für verloren zu erklären, dessen wortlaut auf 1465 hrte. entscheiden wir uns für den zweiten fall, so wird dadurch alsbald zu besprechende zweite liste um eine nummer vermehrt. ganz merkwürdig ist eine R. ebenfalls unbekannt geiebene 'Oratio de Erasmo Roterodamo recitata a M. Bartolomaeo Calkreuter Crossensi, cum decerneretur gradus magisterii philosophici aliquot honestis et doctis uiris' (Wittenberg 1557. 16^o); hier finden wir fol. A 4^a eine angabe, die ihresgleichen an bestimmtheit und genauigkeit überhaupt nicht hat: '*Natus est autem anno millesimo quadingentesimo sexagesimo septimo, die vicesimo octavo octobris, hora quarta ante solis ortum*'. was ist Calkreuters quelle? hervorzuheben ist jedesfalls, dass diese rede dem kreise der von Melanchthon angeregten Wittenberger declamationen angehört, dass Melanchthon zur zeit der verlesung noch lebte und dass es sich so chronologisch nicht verbietet, auch diese angabe auf mitteilungen zurückzuführen, die Erasmus seinen zeitgenossen gemacht hat. aufzunehmen ist endlich auch die ansetzung des Baseler Herolt, dessen bestimmte mitteilung, Erasmus sei 1467 geboren, nicht hätte unter den strich fallen lassen sollen: die bezeichnung '*iam septuagenarius*', die Herolt verwendet, enthält keinen widerspruch, da sie offenbar nur mit den übrigen angaben über Erasmus tod vom epitaph abgeschrieben ist. auch hier liegt vielleicht eine unmittelbare mitteilung des Erasmus zu grunde.

Aber hatte Erasmus denn solche mitteilungen zu machen? R. reiht Erasmus eigene angaben auf, 29 an der zahl. von ihnen schliesst er selbst einige als zu unbestimmt gehalten von der erwertung aus; aber man muss in einer derartigen kritik entschieden noch weiter gehn als R. und alle die stellen unberücksichtigt lassen, die ein vielfaches von zehn als die zahl der lebensjahre bezeichnen: in keinem dieser fälle ist man sicher, dass es sich nicht um die bedeutung handelt: 'ich bin ein vierziger, fünfziger, sechziger'. es bleiben dann nur die nummern II 2. 3. II 5. 9. 11. 12. 13. 20. aber auch von dieser liste sind noch zwei stücke zu entfernen: II 12, das R. für besonders wichtig hält, und II 13, das zunächst gegen oder ohne R.s beistimmung besonders wertvoll erscheinen könnte. II 12 stammt aus dem erwähnten brief an Jacobus Hornensis, wo es heisst: '*Daventriam reliqui quatuordecim natus annos*' und kurz vorher '*... quod existimas me tibi Daventriae conspectum vel hoc argumento facile deprehendes te vana ludi mentis imaginatione, quod cum ego Daventria discederem, nondum fluvius, qui urbem praeterfluit, ponte iunctus erat*'. R. hält diese stelle und seine durch die ermittlung der zeit des

brückenbaus usw. versuchte berechnung, dass danach 1466 das geburtsjahr sei, für besonders beachtenswert, weil hier 'eine ganz bestimmte individuelle erinnerung' vorliege. allerdings eine erinnerung: aber doch nur an den anblick des unüberbrückten flusses und ähnliche wahrnehmungsbilder, ganz gewis nicht an das factum, dass er damals gerade 14 jahre alt gewesen, mindestens nicht von so genauer art, dass '*quatuordecim natus annos*' nicht auch zb. 13½ jahre bedeuten könnte. die zahlenangabe dürfen wir also keineswegs derart verwerten, dass wir daraus den schluss ziehen: 1480 wuste Erasmus, dass er 1466 geboren sei; die ganze stelle kommt vielmehr nur für die berechnung des eintritts in die schule von Herzogenbusch in betracht, und den hat R. s. 9 auf grund unserer stelle gewis mit recht in die zeit um den 1 jan. 1481 verlegt. dagegen scheint II 13, eine briefstelle, die R. nur verwertet, um zu folgern, 1519 habe Erasmus 1466 als sein geburtsjahr genannt, zunächst viel wichtiger werden zu können, und zwar gerade durch das auftreten einer erinnerung an eine frühere altersbestimmung. in dem berühmten grossen brief an Justus Jonas¹ erzählt er, wie er in Oxford (also um 1499) seinen freund Jan Colet kennen gelernt habe: '*natus tum erat annos ferme triginta, me minor duobus aut tribus mensibus*'. die erste angabe des satzes ist ganz unverwertbar, die zweite dagegen zunächst um so wichtiger; hier liegt unbedingt die ganz bestimmte erinnerung des Erasmus vor: 'wir haben damals festgestellt, dass ich zwei bis drei monate älter war als mein freund'. man braucht also nur noch das geburtsdatum Colets zu wissen, um festzustellen, welches jahr Erasmus nicht erst 1519, sondern schon 1499 für sein geburtsjahr gehalten habe. R. weist uns das zu nennen: 'Colet war 1466 in London geboren (s. Knight Leben Colets p. 24)'. leider aber zeigt ein blick in Knights buch, dass sein verf. zu der angabe nur auf grund eben der citierten stelle des Erasmischen briefes gekommen ist, indem er 1466 für das geburtsjahr des Erasmus hielt. da wir nun auch seit Knights forschungen nicht weiter gelangt sind und da alle späteren angaben auf ihn zurückgehn, so ist die ganze stelle II 13 für unsere zwecke unfruchtbar. die ergebnisse der noch übrig bleibenden nummern sind folgende:

Erasmus hielt	im jahre	für sein geburtsjahr
II 2	1516	1467
II 4	1516	1467
II 3	1517	1466
II 5	1517	1466
II 9	1518	1466
II 11	1519	1466
II 20	1528	1464.

¹ R. setzt ihn ohne weiteres mit der Leidener ausgabe ins j. 1519, während er dem ersten drucke nach ins jahr 1521 (vgl. GKawerau in den Geschichtsquellen d. provinz Sachsen 17, 62), wahrscheinlicher aber mit Knight-Arnold Das leben JColets s. 243 ins j. 1520 zu verlegen ist.

Wenn wir zu dieser tabelle stellen wie II 3 und II 14 nehmen, wo es einmal (1517) neben einer jahresangabe heisst '*nisi... me fallit supputatio*' und das andere mal (1519?) '*annum quinquagesimum secundum aut ad summum tertium ago*', so ergibt sich das eine mit bestimmtheit: wenigstens seit 1516 war Erasmus selbst nicht mit sich über sein alter im klaren und schwankte nun gerade so, wie wir es heutzutage bei älteren leuten beobachten können, zwischen verschiedenen berechnungen. auch von 1466 kam er wider zurück, denn zu II 20, wo er auf 1464 rät, ist I 6, die angabe des JAmerbach zu stellen, und auch 1467 taucht in den oben beigebrachten posthumen zeugnissen wider auf. als ergebnis der ganzen untersuchung bleibt statt der sicherheit, mit der sich R. für 1466 entscheidet, nur die erkenntnis, dass wir mit hilfe des vorhandenen materials das geburtsjahr des Erasmus nicht bestimmen können.

Berlin, mai 1893.

MAX HERRMANN.

Der Laufener Don Juan. ein beitrage zur geschichte des volksschauspiels. herausgegeben von RICHARD MARIA WERNER. (Theatergeschichtliche forschungen. hsg. von BERTHOLD LITZMANN. III.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1891. VIII und 152 ss. — 3 m.

Vor mehreren jahren führte RMWerner selbst an dieser stelle klage darüber, dass die DonJuansage noch nicht der gegenstand einer eigenen untersuchung geworden sei, wie etwa der Faust, und er würde die klage kaum unterdrückt haben, wenn er das eben damals zur hundertjahrsfeier der ersten aufführung von Mozarts Don Juan erschienene buch von KEngel bereits gekannt hätte, das wie seine andern schriften nur eine copiöse, aber unkritische compilation gibt: so beginnt W. tatsächlich in seiner arbeit, mit der er, auch zu einem Mozartjubiläum, dem hundertjährigen todestage, Salzburg beschenkte, die auseinandersetzungen über den Don Juan mit einem blicke berechtigten neides auf die Faustforschung. indem W. mit seiner widmung der stadt Salzburg zurückerstattete, was er ihr verdankte, ein interessantes actenmaterial und die bedeutende handschrift des volksschauspiels, gab er ihr zugleich eine festschrift, die in der theatergeschichtlichen forschung einen dauernden platz beanspruchen darf: sie ist eine musteruntersuchung für das gebiet des volksschauspiels, auf dem sich gerade neuerdings wider der dilettantismus mit seinen funden breit macht.

W.s einleitung zerfällt in zwei grofse teile, die darstellung des theaters, von dem das drama stammt, und die geschichte des dramas, zurückleitend auf seine quellen in der weltlitteratur. unter entschlossenem verzicht auf alles schmierengeklätsch, mit dem sich jüngst ein lange verkündeter messias der puppenspielforschung einführte (vgl. meine recension im Arch. f. n. spr.

88, 87 f), baut W. den ersten teil durchaus auf urkundliches material. von dem seltsamen schiffervölkchen, das mit wunderlich altgeheiligten gebräuchen sommers das salz der heimatberge die flüsse hinab brachte und winters das, auch nicht gerade attische, salz ihrer comödien ins land trug, gibt W. wenngleich keine theatergeschichte, so doch eine darstellung ihres theaters in einer seiner wichtigsten epochen und gerade derjenigen, aus der die vorliegende fassung des Don Juan herrührt. reformversuche des schauspielwesens seitens der regierung des erzstifts Salzburg zu ausgang des vorigen jahrhunderts riefen zwar nur wenige praktische änderungen, aber ein interessantes actenmaterial insbesondere der localbehörden hervor, woraus der theaterhistoriker für die geschichte der fahrenden bühnen und der puppentheater, für den geschmack des publicums und für die grundsätze der censur im zeitalter der despotischen humanität mancherlei holen kann, woraus aber vor allem die stellung und der character der volksschauspielgruppe von Laufen scharf hervortritt. gleichzeitige notizen über land und leute, sprache und witz von Laufen und über seine patriarchalischen bühnenleitungen rahmen die urkundlichen mittheilungen ein, die über verschiedentliche fragmentarische veröfentlichungen stets unmittelbar auf die originale zurückgehn. mit einem hinweis auf den noch zu ende unsers jahrhunderts durch den Laufener hanswurst bewahrten character des 17 jhs. geht W. dazu über, ua. an einem Nepomukdrama durch vergleich mit einem sicher alten stück desselben inhalts festzustellen, dass das Laufener repertoire bis ins 17 jh. zurückreicht. hieran knüpft er eine übersicht des gesamten repertoirs, soweit er es aus nachrichten zweiter hand nicht nur, sondern vor allem aus den beständen von Salzburg, aus seiner eigenen sammlung und endlich aus den ebenfalls von ihm erworbenen rechnungsbüchern der gesellschaft Standl reconstruieren konnte: dank den reichlich beigegebenen commentationen lässt sich leicht übersehen, dass neben wenigen alten werken viele stücke des 18 jhs., vor allem Kotzebue, und auch viele stücke unsers jahrhunderts auftreten. das repertoire der Laufener erklärt W. mit recht aus dem censurvorgehn der regierung: allmählich mussten auch sie sich zu den genehmigten stücken der 'patentierten' truppen bequemen und zu dem censurgeschmack, von dem W. eine vorstellung durch den abdruck des gutachtens eines Salzburger schulmeisters gewährt. zum schlusse dieses theiles gibt W. einen prolog und einen abschiedsdank, in denen die Laufener treuherzig von ihrer doppelten beschäftigung sprechen.

Nach kritischer feststellung älterer deutscher aufführungen durch Velten und Prehauser und einem raschen überblick über die entwicklung des stoffes seit Tirso de Molina wie endlich einer genauen beschreibung des manuscripts unsers dramas — das selbst 1811 niedergeschrieben, wol auf eine vorlage aus der zeit

der neuen censurbestimmungen, also etwa 1798, zurückgeht — setzt die kritische untersuchung der quellen des Laufener Don Juan ein: Tirso de Molinas drama von 1630 (T), die Commedia dell' arte von 1657 (C), Dorimond (D) und Villiers (V) als vertreter des verschollenen dramas Gilibertis (G) von 1652, die ballette von Gluck und Schröder und zuletzt den text da Pontes (P) hat W. in knappen, manchmal zu knappen umrissen skizziert, um alsdann das Laufener volksschauspiel (L) und die puppenspiele — das Augsburger (A), die beiden Engelschen (E, E²), das niederösterreichische (N), das Straßburger (St), das Ulmer (U) und das Wiener (W) — mit diesen vorgängern und unter einander zu vergleichen. das ergebnis seiner um- und vorsichtigen untersuchungen fasst W. dahin zusammen, dass der Laufener text ein getreuerer vertreter der haupt- und staatsaction vom Don Juan ist als die puppenspiele, dass aber die hauptunterschiede zwischen L und einem teile der puppenspiele nur durch die annahme von zwei verschiedenen alten stücken zu erklären sind, von denen sich das eine mehr an Tirso und die Commedia dell' arte, das andere mehr an Giliberti anlehnte; hauptsächlich vertrete E diese zweite fassung, aber in einer sehr viel jüngeren, auch sprachlich modernisierten, gestalt als L die erste fassung. von den anderen fassungen hielte sich A mehr zu L, St mehr zu E; N und W, wol auch E² stünden in der mitte, U dagegen zeigte kaum noch eine spur vom eigentlichen Don Juan-drama. der kritiker wird gerade in so schwierigen filiationsfragen sich hüten müssen, zweifelhafte vermutungen um eben solche zu vermehren oder gar mit falscher sicherheit zu übertrumpfen, zumal wenn nicht nur eine menge von mittelgliedern, wie hier sicherlich viele deutsche fassungen, sondern vor allem ein hauptglied selbst, Giliberti, fehlt; er wird aber nie darauf verzichten dürfen, in den sich bietenden lücken den kritischen hebel einzusetzen, mag dadurch auch eine scheinbare sicherheit, die er selbst nicht ersetzen kann, zerstört werden.

Zwei einwände sind gegen W.s schlussurteil zu erheben: in dem einen fall handelt es sich um die wertung von E gegen St, im zweiten um die stellung von L zu den puppenspielen. bei der schätzung von E scheint W. zu gunsten von Engels urteil auf eine principielle prüfung verzichtet zu haben: aber Engel ist auch hier nur ein zwar höchst willkommener, aber unkritischer dilettant, der sein eigenes gut blind überschätzt, und W. selbst findet in seinen kritischen bemerkungen eine reihe von unterschieden zwischen E und St, die ihn auf den vorzug von St vor E hätten führen können. bei einer durchgeführten collation der beiden puppenspiele ergibt sich, dass E und St durchgehends, oft seitenlange, wörtliche übereinstimmungen zeigen und — abgesehen von den, auch durch W. aufgewiesenen, später eingelegten lazzi — sich hauptsächlich durch verschiebungen der scenenfolge unterscheiden. da sie mithin im engsten verwantschaftlichen

verhältnis stehn müssen, so ist die frage, wer von beiden die grössere familienähnlichkeit besitzt, leicht durch eine gegenüberstellung ihres ahnen zu entscheiden, den W. mit recht in dem verschollenen Giliberti oder dessen repraesentanten D und V sucht. beide enthalten im ersten teil eine scene zwischen Don Juan, seinem bedienten und Don Alvaros: in E ist Don Alvaros der vetter Don Juans, in St der vater, in E folgt die scene auf Don Juans nächtlichen besuch bei Donna Amarillis, in St geht sie ihm voraus; nicht nur in den erwähnten und andern einzelheiten, vor allem in der scenenfolge stimmt G, worauf als quelle W. selbst hinwies, zu St gegen E. im zweiten teil des stückes tritt in St Don Philipp, der bräutigam der Donna Amarillis, auf und wird von Don Juan, der ihn als einsiedler verumummt teuscht, alsbald erstochen; nachher kommt eine schäferin und eine prinzessin, die Don Juan überfällt. in E kommt erst eine schäferin, dann Donna Amarillis selbst, auf das geschrei der überfallenen mädchen eilt Don Philipp herbei, der zwar Don Juan trotz seiner verkleidung erkennt, aber durch seine geheuchelte bußfertigkeit geteuscht und dann erstochen wird: in V — hier weicht D völlig ab, so bleibt zb. Don Philipp am leben — geschieht auch zuerst die ermordung und zwar genau unter den umständen von St, später erst verführt Don Juan eine schäferin, während ihre schwester entflieht. natürlich hat auch St mancherlei geändert, so zb. im schlusse sich dem Faustspiel genähert: vgl. meine bemerkungen Anz. xviii 126, mit denen W. in seiner gleichzeitig entstandenen arbeit s. 148 zusammentrifft. bei der textlichen gleichwertigkeit der beiden stücke beweisen diese zwei beispiele von scenischer übereinstimmung zwischen St und G entschieden die überlegenheit von St über E, soweit eine absolute wertung überhaupt möglich ist.

Diese schätzung von St als echterem repraesentanten seiner gattung ist auch wichtig für die stellung von L gegenüber den den puppenspielen. zunächst freilich kommt es darauf an, L und St in ihrem verhältnis zu den ausländischen quellen zu untersuchen. stellen wir kurz zusammen, was W. für die abgeschlossene zusammengehörigkeit von L und A und den einfluss von T und C anführt: erstens die audienzscene, zweitens die briefscene, drittens das fehlen der Alvarosscenen. für die audienzscene hat W. selbst die möglichkeit anderer quellen aufser T und C zugegeben. für die briefscene ist besser auf C als auf T zu verweisen, weil die umstände der überreichung, was aus W.s auszügen allerdings nicht zu ersehen ist, dort viel genauer stimmen; hier mag auch, ohne weitere schlussfolgerung, erwähnt werden, dass C ebenso wie L, St, E, E², während das ganze stück in prosa gehalten ist, zum schluss den der hölle verfallenen Don Juan seine empfindungen in versen ausdrücken lässt (vgl. Castil-Blaze, Molière Musicien 1 200 f). das fehlen der Alvarosscenen, von vornherein als negatives ein sehr precäres scheidemittel gegen

die übrigen stücke, stellt sich als falsches kriterium heraus durch einen späteren fund W.s, den er selbst zur untersuchung nicht mehr ausnützen konnte: der s. 150f abgedruckte nachtrag bringt einen monolog des hanswursts, worin vor der ermordung Don Alfonsos der von Don Juan am eigenen vater verübte mord erwähnt wird. dies weist nicht nur auf die in T und C nicht enthaltenen Alvarosscenen, sondern sogar auf eine fassung derselben, wie sie sonst nur die jüngeren spiele N, W und U, abweichend von ihrer quelle Giliberti, bieten. man ist zu der annahme berechtigt, dass hier jene regierungscensur, die von den stücken an erster stelle 'moralität überhaupt oder einzelne socielle tugenden insbesondere zb. elternliebe, kindesliebe' verlangt (vgl. s. 62f), zerstörend eingegriffen hat. so bleibt für einen principiellen unterschied von L und A und für den einfluss von C oder gar von T nur wenig übrig. unzweifelhaften und unmittelbaren einfluss von G auf L dagegen hat W. selbst für die einsiedlerscenen und die ermordung Don Philipps festgestellt. nicht besprochen hat er jedoch die stadtwachescene von L und daher nicht hervorgehoben, dass hier L eine scene mit G bewahrt hat, die St und E, die doch zu G gehören, nicht besitzen: deutlicher als W.s auszug zeigt der text selbst, dass V bereits hanswurst sich als polizeiobersten vor der wache gebärden lässt. in V, also in G wahrscheinlich, hätte W. auch die sonst vermisste entsprechung zu den Worten des sterbenden Don Pietro (L 308 ff) finden können. L zeigt also einen so starken einfluss von G, dass die einwirkung von T und C sich nicht damit vergleichen lässt. ich möchte nach allem auf das urteil zurückgreifen, das W. selbst im anschluss an seine darstellung von G ausgesprochen hat: im wesentlichen erscheint L identisch mit G, es fehlt nur im ersten act die scene zwischen Don Juan und Don Alvaros (doch s. o.), der ganze vierte act (der oben besprochene überfall der mädchen mag auch der censur zum opfer gefallen sein) und einige zwischenhandlung des letzten actes (auch die puppenspiele haben sie nicht); die exposition ist anders. die abweichung der exposition bleibt also der einzige grundunterschied, und er muss wol aus überarbeitung des ursprünglichen stückes nach C erklärt werden. die annahme einer doppelten urgestalt für die gruppen L und St, die hiernach nicht notwendig erscheint, hätte W. auch ohnehin noch besonders begründen müssen gegenüber der tatsache, dass die stücke beider gruppen schlagende übereinstimmungen in den komischen scenen zeigen, die er in den trefflichen concordanzen der anmerkungen am schlusse behandelt, von der untersuchung aber leider ausgeschlossen hat. ausser L, St, E und dem von W. richtig untergebrachten A besitzen wir nur noch eine vollständige fassung: N. an diesem erst neuerdings aufgezeichneten, L landschaftlich am nächsten stehnden stück haben wir vielleicht eine dritte form der einen ursprünglichen fassung. W. hat N,

ohne sich deutlicher auszusprechen, in die mitte zwischen beide gruppen gestellt. wenn man nicht, dank W.s anfangs erwähnter besprechung (Anz. xiii 54 ff), bereits wüste, dass in den arg zerspielten stücken der Kralikschens sammlung viel echtes altes gut steckt, so würde man durch die in L und N fast identische gereimte stichomythie zwischen Don Juan und dem geist auf die vermutung geführt werden, dass wir in dieser niederösterreichischen fassung, die abgesehen von der exposition, die auf St und E hinweist, meist mit L stimmt, eine allerdings durch und durch zersetzte ableitung jener fassung haben, aus der auch L und St stammen.

Sowol durch diese betrachtung wie durch die oben begründete erhebung von St über E, die einen vergleich dieser gruppe mit L weit günstiger gestaltet, als er bei W. erscheint, sinkt L in seiner stellung; aber auch wenn seine unbedingte superiorität über St nicht zu erweisen ist, bleibt es die älteste niederschrift des volksschauspieles vom Don Juan, und W.s verdienst bleibt es, endlich die grundlage für seine erforschung gegeben zu haben. die krone seiner arbeit ist natürlich die veröffentlichung der dichtung selber, die, mit aller akribie hergestellt, in den fufsnoten neben conjecturen die uns Norddeutschen schwer entbehrlichen sprachlichen erläuterungen bringt. zum schlusse sei dem wunsche ausdruck gegeben, dass W. seine verheissene fortsetzung solcher publicationen bald ausführen und es also in einer leichten variation des prologs, mit dem er diesmal von der einleitung zum drama übergieng, bald heissen möge:

der vorhang rolle auf, es soll
das zweite spiel beginnen.

Berlin, im märz 1893.

SZAMATÓLSKI.

Geschichte der gelehrtheit von C.M.Wieland seinen schülern dictiert. herausgegeben von LUDWIG HIRZEL. [Bibliothek älterer schriftwerke der deutschen Schweiz. hsg. von JBÄCHTOLD und FVETTER. II serie, 3 heft.] Frauenfeld, JHuber, 1891. xii und 81 ss. 8°. — 2 m.

Auf Wielands paedagogische tätigkeit hat LHirzel durch den neudruck des ältesten lehrplanes im Arch. f. littgesch. 11, 377 ff die aufmerksamkeit wider gelenkt. Funcks veröffentlichungen in seinen Beiträgen zur Wieland-biographie 1882 zeigten, dass W.s paedagogische theorie über die privatkreise der Schweiz hinaus ansehen genoss (vgl. Funck in der Festschrift der badischen gymnasien, gewidmet der universität Heidelberg zur feier ihres 500 jährigen jubiläums. Karlsruhe 1886. s. 121. 132). im anschluss an beide habe ich im Arch. f. littgesch. 12, 595 ff mich über W.s lehrabsichten und den äusseren verlauf seiner Schweizer würksamkeit ausgesprochen, dann VJL 2, 579 ff die rede veröffentlicht, die er seinen Züricher schülern zum abschiede gehalten hat. immerhin

sind wir trotz der kenntnis seines lehrplanes und dieser rede über seine würlkliche leistung als lehrer noch schlecht unterrichtet.

Man müste die ansichten des zwanzigjährigen studenten — denn schon 1753 entwarf er den 1756 im manuscript fertig gestellten und darnach ohne wesentliche änderungen 1758 gedruckten akademieplan — zunächst an denen der Schweizer paedagogen messen, um zu erfahren, ob etwas eigenes sich darunter findet. ich denke besonders an JGSulzer, dessen anfänglicher lebenslauf (er war auch privatlehrer, vgl. Hirzel an Gleim über Sulzer den weltweisen I 51 ff) W. wol überhaupt als ideal vorschwebte. für die äufßere einrichtung der akademie wäre eine genauere kenntnis des studienplanes in Klosterbergen erwünscht, als die bisher gefundenen acten (vgl. HHolstein, Neue jahrbücher f. phil. u. paed. bd. 132 s. 597 ff; bd. 134 s. 167 ff) uns gewähren. es wäre verdienstlich, wenn ein historiker der paedagogik sich einmal dieser sache annähme, ohne sich von Lessings, zum teil ungerechter, kritik irre machen zu lassen. von der älteren zeit müsten die fäden bis zur erziehung der weimarischen prinzen fortgesponnen werden. denn wenn auch W.s gesichtskreis sich inzwischen bedeutend erweiterte, seine philosophie sich unter dem einflusse Zimmermanns und des Warthäuser kreises veränderte, was gewis nicht ohne würlkung auf seine paedagogischen absichten blieb, so steht doch sicher die jüngere lehrthätigkeit in zusammenhang mit den älteren erfahrungen. dazwischen liegt die gleichfalls zu beachtende kathedrale und private würlksamkeit an der universität Erfurt, über die wir durch Boxberger auch nicht genügend aufgeklärt sind (Jahrbb. der Erfurter akad. 1870, n. f. h. 6., s. 88 ff); noch jahre nach seinem abgange von Erfurt soll W. auf Dalbergs geheiß einen grofsen bericht zur sanierung jener universität verfasst haben, dessen authenticität mir nicht dem inhalte, aber der überlieferungsform der hs. nach bedenklich ist¹.

Je weniger durchsichtig bisher diese für W.s person und auch für W.s dichtung — denn er wollte fast immer ein lehrender poet sein — wichtige seite seines wissens und treibens ist, desto willkommener sind veröffentlichungen wie die vorliegende und die dabei vom hsg. weiter verheifsene. Hirzel hat die nachschriften, welche W.s Züricher schüler Ott nach W.s dictat von der 'Geschichte der gelehrtheit' und von der 'Grundlegung der christlichen religion' anfertigten, in händen und die erstere aus d. j. 1757 stammende als vorläufer der zweiten, ein jahr jüngeren nun dem drucke übergeben. es ist keine frage, dass dies jene hefte sind, die Konrad Ott schon 1795 publicieren wollte, was W. verdrießlich verbinderte (Arch. f. littgesch. 12, 603). H. vermutet mit grund, dass es wol kein zufall sei, wenn gerade diese teile des unterrichtes und keine andern dictate sich erhalten haben —

¹ eine copie des nicht eigenhändigen umfangreichen manuscriptes besitze ich; bei anderer gelegenheit soll das schriftstück erleutert werden.

wenigstens wurden bisher keine andern gefunden —; es mögen W. hierfür die vorhandenen lehrbücher nicht genügt haben.

In dem ältesten W.schen plane für privatunterweisung (vom 12 febr. 1754) ist die geschichte der gelehrtheit nicht als teil des unterrichtes erwähnt; nur philosophische geschichte und zwar mehr philosophie als geschichte wird hier verheissen. der akademieplan von 1758 führt s. 34 *'Historie der Gelehrten'* als lehrgegenstand auf. ebenda heisst es: *'da wir, ungeachtet der grossen Menge von Compendiis, doch wenig sehr gute und in ihrer Art vollkommne Compendia der historischen und philosophischen Wissenschaften haben; so sollen die Lehrer gehalten seyn, selbst dergleichen aufzusezen . . . diese Compendia sollen alsdenn gedruckt, und unter dem Namen der Academie herausgegeben werden'*.

So hielt sich denn auch W. veranlasst, sich für einzelne disciplinen selbst hefte anzulegen. compendien der naturlehre und der mathematik erfragt er von Zimmermann (Ausgew. briefe 1226. 228); für die gelehrten-geschichte und die religionslehre schien ihm offenbar keines *'in seiner art vollkommen'*. es versteht sich von selbst, dass seine ausarbeitungen nicht völlig original sein können. beide themata sind nicht zu einer durchaus ursprünglichen behandlung im unterricht von mittelschülern geeignet, und in W.s damaligem leben ist kein raum für so umfassende studien, als zu einer selbständigen beherrschung dieser stoffe notwendig wäre. ihm lag gewis mehr die paedagogische zurichtung als die wissenschaftliche erforschung im sinne. er wollte die vorschrift seines akademieplanes, auf dessen richtung auch H.s einleitung hinweist, erfüllen: *'Jede Wissenschaft, sonderlich die historischen und moralischen, sollen so praktisch als möglich gelehrt werden'*. er hatte nun eine nahezu dreijährige unterrichtserfahrung, und nicht nur der sechste abschnitt seiner Geschichte der gelehrtheit: *'Vorschlag, wie eine Büchersammlung von den auserlesensten zu errichten sey'* ist praktisch, auch manche allgemeine ausführung im texte selbst verdient diese bezeichnung.

H. hat *'es grundsätzlich unterlassen, dem texte irgendwelche anmerkungen beizufügen'* (s. 81). auch über W.s vorstudien sagt die einleitung (s. xii) nur die knappen sätze: *'so sehr auch W. . . . von dem abhängig gewesen ist, was die litteratur seiner zeit ihm bot, die spuren seines eigenen geistes sind . . . wol zu erkennen'*. ich bedaure, dass H. bei seiner so gründlichen kenntnis W.s, bei seiner ungewöhnlichen bewandertheit in der litteratur der damaligen Schweiz die ausführung dieser sätze zurückgehalten hat. uns andern fällt sie schwer, und doch ist sie unentbehrlich.

Die ersten hier einschlägigen, freilich einseitigen kenntnisse muss W. aus Jakob Bruckers Kurzen fragen aus der philosophischen historie (Ulm 1731 ff) und aus dessen Historia critica philosophiae (Lpz. 1742 ff) gelernt haben, wovon 1747 ein auszug Institutiones historiae philosophiae als handbuch erschien. Brucker

war als persönlicher bekannter Sophie Gutermanns ihm besonders nahe gerückt (Ausgew. briefe I 49; Raumers Hist. taschb. 10, 420 f). wenn nun W. auch seit juni 1752 mit Brucker persönlich zerfallen war (Briefe an S. La Roche s. 6 z. 1 'Hr. B.') und darum wol der hieb gegen den *neuesten Scribenten der philosophischen Historie* im privatunterweisungsplan gegen diesen geführt ist, so hat er doch in der Geschichte der gelehrtheit ihn genannt und benutzt, z. b. III 1. außerdem war W. seit der klosterbergischen zeit Bayles Dictionnaire bekannt und vertraut, das er in französischer ausgabe, nicht in Gottscheds übertragung in seiner bibliothek hinterlassen hat (Verzeichnis der bibl., Weimar 1814 s. 5; Hist. taschb. 10, 381. 384. 388; Ausgew. briefe I 48 f). die Geschichte der gelehrtheit verweist auf Bayle zb. III 71 nr. 10.

Aber Brucker und Bayle boten ihm nur einen teil dessen, was er zu seinem lehrvortrage bedurfte. im § 4 seiner Geschichte der gelehrtheit nennt er nach erwähnung des Laertius, Suidas und Photius Baco, an dessen anleitung sich 'der sehr gelehrte herr Reimmann' zu anfang des jahrhunderts mit seiner schönen einleitung in die universalgeschichte der gelehrtheit gehalten habe. Jacob Friedrich Reimmanns Versuch einer einleitung in die historiam literariam sowol insgemein als auch in die historiam literariam der Teutschen insonderheit ist in 6 bänden 1708—13 erschienen. ich kann keine auffällige einwirkung auf W. beobachten, ja selbst das, was er § 4 über seine anlehnung an Baco sagt, hat er aus Heumanns buch (s. u. s. 58) entnehmen können; nur den tadel der katechismusform setzt er bei, hat also das werk doch vielleicht selbst in der hand gehabt.

Der paragraph streift weiterhin Petrus Lambecius (Prodromus historiae litterariae 1659) und erwähnt Morhofs Polyhistor, charakteristischer weise in der ausgabe des Johann Albert Fabricius, nicht in der neuesten des Gottschedianers Johann Joachim Schwabe. darnach wird Struvius genannt, ohne dass man erraten könnte, ob W. von ihm mehr als die titel seiner werke weiß. endlich mit übergehung '*vieler Compendia der gelehrten Historie*', wobei man zuvörderst an Gottlieb Stollens Anleitung zur historie der gelahrtheit, denen zum besten, so den freyen künsten und der philosophie obliegen (1 aufl. 1718, 3 verm. aufl. Jena 1727, citiert von Hagedorn in seinem ältesten Versuch von gedichten, DLD 10, 37) und an das für W. neueste und umfassendste werk: Joh. Andreae Fabricii Abriss einer allgemeinen historie der gelehrsamkeit (3 tle. Leipzig 1752—4) denkt, macht W. Heumann als denjenigen namhaft, der durch seinen Conspectus reipublicae litterariae alle vorgänger verdunkelt habe; auf ihn beruft er sich auch II 12 und III 24. die erwartung, die sich an dies lob knüpfen muss, dass Heumann W.s hauptführer sei, trägt denn auch nicht¹.

¹ von allen diesen compendien wird keines in der von W. nachgelassenen bibliothek verzeichnet.

Der Göttinger gelehrte Christoph August Heumann gab seinen *'Conspectus reipublicae literariae sive via ad historiam literariam iuventuti studiosae aperta'* zuerst 1718 zu Hannover heraus; bis zum Jahre 1763, in dem er starb, erschienen 7 Auflagen. Schon die 5 (1746) war als die letzte bezeichnet, und die Vorrede zu dieser ist die letzte, die dem Werke vorgedruckt wurde. So wird die Auflage, die W. vorlag, von der mir allein zugänglichen 7 nicht verschieden gewesen sein. Der *Conspectus* ist von Brucker in seinem Werke besonders gerühmt worden und war schon dadurch W. empfohlen. Er ist *studiosae iuventuti* bestimmt, also dem Zwecke, den auch W. verfolgte. Das Werk ist in einem mäßigen Bande von 500 ss. kl. 8^o vollendet und war also viel bequemer zu excerpieren als alle die andern weitläufigeren Bücher.

Die Einteilung Heumanns und W.s deckt sich grösstenteils. W.s I Abschnitt *'Vom Nutzen der gelehrten Historie und von den vornehmsten Scriptoribus historiae Litterariae'* begreift das I und II cap. Heumanns: *'De natura et partibus historiae literariae. De scriptoribus historiae literariae universalis'*. W.s II abschn. *'Von der Kunst zu schreiben und von der Typographie'* entspricht Heumanns cap. III *'De arte scribendi'*. W.s III abschn. *'Von Ursprung und Fortgang der Litteratur von Anfang bis auf unsre Zeit'* (man beachte auch die Übereinstimmung der Titelfassung *'Von . . .'* mit den lateinischen Formeln *'De . . .'*) umfaßt das IV cap. Heumanns *'De ortu et progressu studiorum literariorum usque ad hanc nostram aetatem'*. W.s IV abschn.: *'Einleitung in die Kenntniss der Bücher'* ist gleich dem VI cap. Heumanns *'De notitia librorum'*; W.s V abschnitt: *'Einleitung in die Kenntniss der Schriftsteller'* gleich Heumanns VII cap. *'De notitia auctorum'*. Nur der VI abschnitt W.s: *'Vorschlag, wie eine Büchersammlung von den auserlesensten zu errichten sey'* hat bei Heumann kein Vorbild, entspricht aber W.s praktischen Absichten ebenso wie den Gepflogenheiten der *'Mahler der Sitten'*, seiner Züricher Meister. Und nur das V cap. Heumanns *'De fatis disciplinarum, sive de earum origine et incrementis'* hat bei W. kein Nachbild, er schied die Geschichte der Wissenschaften aus seinem Lehrplane aus.

Und wie in der allgemeinen Disposition der Werke, so zeigt sich auch im einzelnen eine unleugbare Verwandtschaft, aber keine volle Gleichheit.

W.s I abschnitt. Heumanns synopsis des I cap. entspricht in ihren vier ersten §§ dem Inhalt der W.schen §§ 1—3: *'Historiae literariae definitio, I. Eius vitia, II. Eiusdem utilitas, III. IV.'* Der Text ist frei gestaltet; vgl.:

Heumann.

1. Historia literaria est historia literarum et literatorum, sive narratio de ortu et progressu

Wieland.

1. Definition. Die gelehrte Historie begreift die Geschichte aller Wissenschaften oder

studiorum literariorum ad nostram usque aetatem.

eine lehrhafte Erzählung von den Gelehrten und ihren Bemühungen zur Beförderung der Wissenschaften.

W.s wort *'weilläufig'* zu beginn seines § 2 erklärt sich aus der rücksicht auf Heumanns anm. a) zu 1 1, wo der umfang der gelehrten geschichte erörtert wird. den *'vornehmsten fehler'* der gelehrten historie (W.s § 2) nennt Heumann anm. b) zu 1 2: *'alii[libri], qui exstiterunt, periere'*. die *'andere Quelle'* von mängeln gibt Heumann nicht an, wol aber Stolle, der am beginn seiner vorrede zur 2 aufl.¹ sagt: *'Man setzet an den meisten Lebensbeschreibungen gelehrter Leute aus, dass man darinnen die Historie ihrer Schrifften zu vergessen pflege. Die Ursache ist wohl keine andre, als, dass die Auctores sollen sich angelegen seyn lassen, die Umstände ihres Lebens selbst umständlich aufzuzeichnen; andre aber wie sie mehrentheils hiervon die behörige Nachricht nicht haben, also können sie auch selbige der Welt nicht mittheilen'*. sonst aber zeigt Stolle, dessen plan ein andrer ist als der W.s, viel weniger ähnlichkeit als etwa Fabricius, dessen überladene §§ 1 1 und 4 (vgl. 1 643. 645) sich im sinne mit W.s 1 und 3 berühren; auch über die mängel der gelehrten historie handelt Fabricius an späterem orte 1 648. übrigens ist natürlich auch Fabricius kein unabhängiger gelehrter und steht W. viel ferner als Heumann.

Die reihenfolge der vorteile der gelehrten historie gibt W. nach Heumann: W. § 3 *'erstlich'* = Heumann 1 4: *'ex ea (1) notitiam haurimus bonorum malorumque librorum'*. W. *'zweytens'* = Heumann 1 4: *'(2) methodum addiscimus, expeditiore brevioraque via perveniendi ad eruditionem. (3) quae in studiis sequenda vel fugienda, cognoscimus, et prudentiam addiscimus literatam'*. W. *'drittens'* = Heumann 1 4: *'(4) vitas viro- rum ingenio doctrinaque illustrium oculis animoque lustrantes, non solum praeiudicium auctoritatis et antiquitatis sensim exuimus, verum etiam (5) cognoscentes, quanti viri ope literarum evaserint, ad aemulationem incitamus'*. dieser schluss entspricht W.s *'fünftens'*. W. *'sechstens'* = Heumann 1 4 *'denique e literaria historia cognoscimus vias divinae providentiae, cultura literarum felicitatem generis humani, progressumque verae religionis adjuvantis'*. die gesperrten worte hat W. übersetzt. im ganzen lässt er sich seinen schülern gegenüber breiter aus und fügt éinen vorteil ein: *'viertens'* durch die kennntnis des sieges der wahrheit über hindernisse lerne man an den sieg der wahrheit glauben und die gegenwart richtiger beurteilen.

¹ Stolle hat die erste liebe zur historia und notitia litteraria in vorlesungen des Chn. Gryphius in Breslau erhalten, seine aufzeichnungen daraus aber bis auf einen bogen verloren; so habe sein eigner entwurf, den er, wie W., für einen auditor privatissimus gemacht hat, nichts davon übernehmen können.

Über den misbrauch der gelehrten historie (Heumann I 5) sagt W. aus paedagogischer rücksicht nichts, er will aneifern, nicht bedenklich machen. auch mit der einteilung (Heumann I 6. 7) verschont er seine schüler.

Die ersten zeilen von W. 4 sind unabhängig von Heumann. was er dann über Baco und Reimmann sagt, gibt Heumann II 13 und anmerkung n) zum teil. die äusserung über Lambeck stammt aus Heumann II 7. für Morhofs charakteristik hat Heumann II 10 gedient: *'[Morhofius] uni duntaxat historiae literariae parti praecipuam impendit curam, non omnem eius ambitum . . . pari complexus industria. Scilicet constituerat is . . . viam lectoribus pandere . . . ad amplissimam eruditionem et consilia dare, quae qui sequatur, Polyhistoris famam consequi ac tueri possit. Hunc in finem non solum, quid in literarum studio sequendum fugiendumve sit, edocet; sed etiam singula studiorum literariorum genera persequens, libros in quovis genere conscriptos diligenter recenset, suam de plerisque adiungens ἐπίκρισιν'*. auch hier und im folgenden sind die gesperrten phrasen von W. benutzt worden. darnach ist Struve im anschluss an Heumann II 11 behandelt, nur viel kürzer, wie denn W. das ganze 2 cap. Heumanns in den einen § 4 zusammengezogen, 17 seiten der vorlage auf knapp eine, allerdings bedeutend enger gesetzte seite gekürzt hat. schon hier können wir beobachten, was sich im weiteren bestätigt, dass er seine zuhörer mit gelehrtem bibliographischem beiwerk nicht beladen will.

W.s II abschnitt. § 1. 2 sind unabhängig von dieser vorlage, nur wenig anlehnung für 2 gibt Heumanns III 2. desto enger ist der anschluss im folgenden.

Heumann.

III 4: *Occasionem inveniendae arti scriptoriae dedisse videtur pictura, quam scribendi arte propterea antiquiorem iudico, quod facilius hominibus in mentem venit, repraesentare imagines rerum oculis subiectarum, quam rerum auditu vel etiam solo intellectu perceptarum. sic homo se in littore videns, cum placidum ventis staret mare, facile permotus est, ut naturam imitans exprimere conaretur imaginem solis, lunae, hominis, animantium, arboris, domus, etc.*

Wieland.

3. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Kunst, zu zeichnen und zu malen, zur Erfindung der Buchstaben Anlass gegeben. Denn es ist wahrscheinlich, dass die Menschen viel eher darauf gefallen, die sichtbaren Dinge in der Natur abzuzeichnen, als die Töne zu malen; es brauchte weiter nichts dazu als dass ein Mensch das Bild der Sonne, des Himmels, der Bäume und sein eignes auf der Fläche eines stillen Wassers abgebildet sehen musste, um auf den Einfall zu kommen, dass man solchergestalt die Figur eines Menschen und aller andrer sicht-

[4 anm. c): Sic ars typographica fuit inventa occasus artis . . . caelatoriae sculptoriae.

in 5: Postea urgente necessitate mortales constiterunt videntur certa signa errorum. Unde et illorum quatuordecim signa¹, quae Latini retinuerunt . . . sunt naturalia, et a digitorum formata . . . Ac certae leges naturae sunt, digitorum variis positi in numeros exprimi numeros: quas leges ularibus opusculis proferant Nicolaus Smyrnae et Beda, illustrati a Possino in Spicilegio evangelico § 75.

barer Objecte auf einer jeden Fläche entwerfen könne.

Die Vermuthung, dass die Zeichnungskunst zu der Schreibkunst Anlass gegeben habe, wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil man weiß, dass die Erfindung der Buchdruckerkunst durch die Kunst, in Steine zu graben und erhabne oder vertiefte Bilder darein zu schneiden, veranlasst worden.

Es scheint, dass die Nothwendigkeit die Menschen zuerst veranlasst habe, sichtbare Zeichen der Zahlen zu erfinden. Die lateinischen Zeichen i, v, x scheinen die allerältesten zu seyn. Man kan sie füglich signa naturalia nennen, indem sie ein in die Augen fallendes Verhältniss mit den Fingern haben, deren man sich vorher zum Zählen bediente. Possinus gibt in seinem Spicilegio evangelico § 75 gewisse Regeln, wie man durch verschiedene Positionen der Finger unendlich viele Zahlen ausdrücken und wirklich calculiren könne, eine Kunst von der Nicolaus von Smyrna und Beda eigne Tractaten geschrieben haben.

Diese parallele mag für alle engen anschlüsse als probe gelten. er hält sich W. nirgends an die vorlage und oft nicht so . dass er aber an solchen stellen Heumann benutzte, ist richtig und sicher, und darum ist auch für die theile, in denen er selbständiger zeigt, doch jede ähnlichkeit mit Heumann ein regung für W.s worte zu erachten.

Für das, was bei Heumann nicht oder anders steht, muss anderer gewährsmann gesucht werden, sofern es sich um sachen nicht um allgemeinere urtheile handelt. so sagt Heumann in anm. a) zu III 2 (wie Stolle s. 77), der gebrauch der schreibkunst vor der sündflut sei nicht hinlänglich nachweisbar, W. aber behauptet II 2, dass sie schon zu jener zeit cultiviert worden sei.¹ die ziffern stehn in anm. e).

hier kann er sich an Fabricius i 175 angeschlossen haben. oder war hier Bodmer Die Syndflut 1753 s. 90 von einfluss?

W. 4. 5 sind freie auszüge aus Heum. iii 6. W. 6 greift auf Heum. iii 2 und anm. aa) zurück und verbindet damit Heum. iii 7. der anschluss ist hier formal und sachlich enger als zb. an Fabricius i 187. W. 7 ist knappster auszug aus Heum. iii 8. W. 8 setzt wie Heum. iii 9 ein und folgt ihm auch weiterhin frei; aber Thevenot wird nur von W. genannt, der auch sonst manchmal auf einen autor sich beruft, den Heumann, wenn ich in dem wuste der anmerkungen nichts übersah, verschweigt. in diesem falle hilft auch Fabricius nicht aus, und Stolle behandelt überhaupt die realia nicht. ebenso geben für W. 9—11 sowol Heum. iii 10. 11 als Fabricius i 247. 185. 757. 275 nur die anregung, keine erschöpfende vorlage. W. 12 ist excerpt aus Heum. iii 12. 13. W. 13 entspricht Heum. iii 15. 16; hier steht auch Fabricius i 740 f ziemlich nahe. von W. 14 an aber fällt das vergleichen mit Fabricius recht schwer, sehr viel schwerer als mit Heumann. W. 14 hält sich sehr frei an Heum. iii 20: über den wert der schreibkunst und ihre wüirkung auf die entwicklung des menschlichen geistes konnte sich W. eigene gedanken machen. W. 15 nahm aus Heum. iii 21 (vgl. v 13) den anstofs, ist aber recht unabhängig; über die gründe der zeitlichen priorität der versificierten rede vor der prosa dachte W. wider selbständig nach, fügte auch den verweis auf Solon aus eignem wissen bei. Heumann legt mehr gewicht auf die erfindung der prosa, was W. noch für seinen § 16 verwendet, in dem er gemäß seiner privaten vorliebe Xenophon als muster der prosa zusetzt. W. 17 ist = Heum. iii 22, W. 18 entspricht Heum. iii 23. W. 19 stammt mit ausnahme des schlusses (einer W.schen vermutung über den untergang der vorgänger Homers) aus Heum. anm. α) zu iii 22. W. 20 entspricht Heum. iii 24. 25, doch fehlt bei Heum. der verweis auf Indien und China. W. 21 benutzt Heum. iii 24 anm. n). über die fortentwicklung der buchdruckerkunst fand W. 22. 23 nichts bei Heum., konnte aber aus dessen ausführung vi 17 einige namen vorausgreifen.

W.s iii abschnitt. die paedagogisch berechneten einleitungssätze über das bedürfnis des menschlichen geistes sich zu beschäftigen, nahm W. aus eigenem. erst in der zweiten hälfte des § 1 trifft er mit Heum. iv 1 zusammen. für die sätze über die erfindung der wissenschaften W. 2. 3 gab Heumann weder im iv noch im v cap. die vorlage; die betrachtungen W.s sind so allgemein, dass sie seiner bildung durchaus zuzutrauen sind. W. 4 bis in den anfang 7 berührt sich mit Heum. iv 4 ff. die bemerkung von den 'lumieres' § 6 — W. verwendet nicht selten fremdworte, was ja Lessing auch an seinen damaligen druckschriften tadelte —, welche die Griechen in Aegypten suchten und wol nicht fanden, ist W.s zugabe.

Von der behandlung Homers an im § 7 bewegt sich W. frei von Heumann: in allen litteraturgeschichtlichen ausführungen geht er über ihn fortan hinaus, ohne dass ich die quelle seiner kenntnisse nennen könnte. vielleicht ist die geschichte der griechischen philosophen aus Brucker entlehnt. doch entspricht der eingang W. 13 wider genau Heum. iv 9, W. 15 dem anfang von Heum. iv 10. W. 16 lehnt sich an Heum. 11. 12 an. die disposition ist also ungefähr von Heumann herübergenommen, der inhalt dagegen nicht. W. 17 entspricht Heum. iv 13; die Vergilstelle fehlt bei Heumann, der dafür andere einschlägige citate bringt, welche W. übergeht wie so viele gelehrte zusätze seiner vorlage.

Wie die griechische so ist auch die römische litteraturgeschichte, die vergleichung der Römer mit den Griechen, die einteilung der römischen litteratur in drei zeitalter W. 17. 18 nicht aus Heumann entnommen. das trockene verzeichnis von römischen schriftstellern, das dieser nach gattungen ordnend iv 14 gibt, ist etwas reichhaltiger als die historische gruppierung in W. 18, wo aber kein bei Heumann fehlender name zugesetzt ist. W.s behandlung der römischen litteratur ist dürftiger, weniger mit urteilen versetzt als die der griechischen.

Die anfänge der christlichen litteratur betrachtet Heumann iv 15—17, W. greift sie 19. 20 zusammen. Heumann iv 16 sagt: '*. . . literatis ethnicis, Christianos doctis carere doctoribus, impudenter mentientibus*'; darnach W. 20: '*Der Vorwurf . . . als ob sie [die Christen] lauter Idioten wären, war . . . unverschämmt*'. W.s aufzählung der '*geistlichen Scribenten*' 20 ist weniger reichhaltig als die Heumanns iv 17, auch etwas anders geordnet, doch sichtlich von Heum. abhängig. hier ist der zusammenhang enger als in der darstellung der antiken litteratur. W. 21 entspricht Heum. iv 18; nur fehlen bei diesem W.s ausfälle gegen die papisten. die ablehnung des Augustinus, die auch in W.s briefwechsel (Ausgew. briefe 1 283. 289. 291) bezeugt ist, findet sich schon bei Heum. den Lactantius zaust W. auf eigne rechnung. das beispiel zur kritik des Hieronymus entnimmt W. aus Heum. iv 19. den dritten absatz des § 21 fügt W. hinzu, eine allgemeine verurteilung der kirchenväter nach inhalt und form ihrer schriften; auch hier ist der von W. früh und spät andern aufklärern nachgesprochene satz von der verfälschung des christentums geäußert; die ganze ausführung ist aufklärerisch, wie gleich die berufung auf '*das einfältigste Mütterchen*' zu beginn zeigt. die bibliographie Heumanns iv 20 ist von W. übergangen, ebenso die einteilung der kirchenväter Heum. iv 22. W. 22 excerpirt aus Heum. iv 21, W. 23 entspricht Heum. iv 23, W. 24. 25 ungefähr Heum. iv 24. 25.

Die erste hälfte von Heum. iv 26 behandelt W. 26 breiter, Boethius und Cassiodor sind genauer betrachtet. aus Heumanns anm. b) und einem satze des textes macht W. seinen § 27 zu recht. den rest von Heum. iv 26, sowie iv 28 nimmt W. in

seinen § 28, der in der grundauffassung mit der vorlage stimmt, aber viel ausführlicher und darum bemerkenswert ist, weil der einfluss der politischen freiheit auf die philosophie und die schönen künste hervorgehoben wird, wie W. schon gegen ende des § 25 die despotie als fessel der genies bezeichnet hatte. das lob der englischen litteratur fügt W. 29 als consequenter Miltonianer neu ein, könig Alfreds erwähnung bei Heum. iv 30 gab nur eine schwache anregung. W. 30 lehnt sich an den schluss von Heum. iv 26 an, W. 31 an Heum. iv 27, W. 32 an Heum. iv 29, aber die behandlung der byzantinischen litteratur erweiternd. einiges nimmt W. noch in seinen § 33 hinüber, dessen zweiter absatz Heum. iv 31 entspricht. die litterarhistorischen porträts von papst Silvester II, kaiser Constantin, der nonne Roswitha sind bei Heum. fast nur durch die namenführung angeregt. aus anm. b) zu Heum. iv 31 wird W. 34 erweitert. W. 35 entspricht Heum. iv 32 erste hälfte. auch hier wider, bei der begründung der dürftigkeit der litteratur des 10 jhs., betont W. den einfluss der politischen freiheit auf die blüte der litteratur nach eigener überzeugung; demgemäfs schränkt er das lob ein oder tilgt es gar, das Heum. zb. iv 46. 52 den um die litteratur verdienten fürsten spendet. hier mag die rücksicht auf die Schweizerrepublik mitgewürkt haben. aus der 2 hälfte von Heum. iv 32 wird W. 36.

Heum. iv 33—36 lässt W. zunächst bei seite, um in strengerer historischer folge gleich die geschichte der arabischen litteratur zu erledigen § 37—41, wofür ihm Heum. iv 37 nur eine ganz dürftige anregung gab. diesem war es nicht um die arabische litteratur zu tun, sondern nur um ihre überlieferung des Aristoteles, die für W. nebensächlich wird. W. 42 über Schach Saadi ist gar nicht von Heum. nahe gelegt.

Mit § 43 greift W. auf Heum. iv 33 zurück, entwirft aber wider selbständig ausgeführte bilder der männer, die Heumann nur nennt. die erste hälfte von Heum. iv 33 entspricht W. 43, die zweite W. 44—48, also sehr erweitert. darnach zeigt sich wider engerer anschluss: W. 49 ist gleich Heum. iv 34, W. 50 Heum. iv 35. im folgenden hält sich W. abermals freier; doch berührt sich W. 51 mit Heum. iv 36.

W. 52. 53, ein beitrage zur geschichte des schulwesens, der zum teil den in W.s akademieplan vorgetragenen ansichten gleicht, sind ohne Heumanns vorgang niedergeschrieben; nur der schluss und W. 54 berühren sich flüchtig mit Heumann iv 39, ohne dass dieser wie W. die graduierungen von gelehrten bespöttelt¹. der

¹ darüber hat W. später anders gedacht. denn gewis ist es nicht gegen seinen willen und ohne seine zustimmung geschehen, dass Friedrich graf von Stadion und Thannhausen kraft der ihm von kaiser Franz I erteilten erlaubnis zur verleihung der pfalzgrafenwürde W. zu Warthausen am 28 sept. 1765 *in die Ehre und Würde der Römisch Kaiserlichen Mayestät und des Heil. Reichs Pfalz- und Hof-Grafen, so zu Latein Comites Palatini*

2 absatz von W. 54 entspricht Heum. iv 40, woraus auch W. 55 den gedankengang und einen teil der ausführung nimmt.

W. 56 setzt beim 13 jh. ein wie Heumann iv 41, der auch kaiser Friedrich II rühmt, aber nicht wie W. die diesem durch Bodmer nahe gerückten minnesinger erwähnt, und benutzt noch Heum. iv 42, aus dessen dürrer aufzählung von namen W. den Raimundus Lullus heraushebt und in § 57 selbständig behandelt.

Das 14 jh. erörtern Heumann iv 43—45, W. 58—61. die gründung der universitäten Heum. iv 43 übergeht W., er hatte für sie, wie bekannt ist, keine zuneigung. aus Heum. iv 44 nimmt er ein paar namen statt der vielen und characterisiert ihre träger. Heum. iv 45 entspricht W. 60, Heum. iv 46 regt W. 61. 62¹ an.

W. 62. 63 enthalten eine sehr unabhängige schilderung und begründung des litterarischen zustandes des 15 jhs. W. 64—66 geben die rohe namenaufzählung Heum. iv 47 in mir unverständlicher auswahl und mit wenigen kennzeichnenden zusätzen; W. 67 ist ebenso aus Heum. iv 48 hervorgegangen; W. 68 entspricht annähernd Heum. iv 49, W. 69 wählt aus Heum. iv 50 aus.

W. 70, 16 jh., setzt mit Heum. iv 51 ein und gibt ein bruchteilchen seiner namenliste iv 53. dabei sind übergangen die philologi, antiquarii, mathematici, iurisconsulti. W. bespricht die träger der ausgehobenen namen in seinem § 71 mit ausnahme des Palingenius und unter beifügung des vorher übergangenen Bernardinus Telesius. vor der gruppe der historiker bricht das dictat ab, sie und die medici sind nicht mehr erörtert. schon von nr 9 an ist die behandlung sehr knapp geworden, wol weil die zeit zum abschluss drängte. ich glaube nicht, wie Hirzel anzunehmen scheint, dass die vorlesung unvollständig erhalten ist; der cursus wird sein ende erreicht haben, der nächste cursus hatte ein anderes pensum. übrigens war der schluss ja überhaupt nur eine *'Nachlese'* (§ 70) zu einem andern vortrage. schon III 29 hat W. gesagt, dies sei *'schon anderswo erzählt worden'*, vermutlich hat er also eine geschichte der englischen litteratur absondert vorgetragen oder bei gelegenheit der politischen geschichtsdarstellung Englands die litteratur berücksichtigt. III 66 sagt: *'von denen schon anderswo Nachricht gegeben worden'*, III 70: *'von den*

genennet werden, erhöht, gewürdiget, und gesezet'. das 23 ss. fol. füllende diplom ist auf pergament geschrieben, in roten sammt gebunden, das siegel hängt in vergoldeter metallkapsel daran. die urkunde ist auch wegen der darin enthaltenen genealogie W.s von wichtigkeit; ich werde sie an anderem orte publicieren. allerdings hat W. durch sie keinen akademischen grad erlangt, den er meines wissens auch als universitätsprofessor nicht erhielt. aber die urkunde gab ihm doch eine ähnliche auszeichnung und auf grund derselben konnte er die misachteten grade verleihen, *'der Freyen Künsten Magistros, Baccalaureos'* usw. creieren, von welcher gewalt er Oberreit gegenüber gebrauch machte.

¹ dieser § erwähnt den process De asini umbra, den W. seinen Abderiten eingefügt hat.

vornehmsten derselben sei anderswo schon gehandelt worden'; er hatte also von der humanisten- und reformationslitteratur seinen schülern schon erzählt. dazu stimmt nun freilich die von Heumann beeinflusste ankündigung des inhalts des iii abschnittes *'bis auf unsre Zeit'* (s. 2) nicht. aber W. mochte jene inhaltsangabe vielleicht mehr als eine betrachtung dessen, was eine geschichte der gelehrtheit überhaupt enthalten solle, als eine ansage dessen, was er bieten wollte, vorausgeschickt haben. schon in der definition i 1 lässt er die zeitgrenze weg, obwol Heumann sie da wiederholt. Hirzels vermutung (s. 81), dass die biographien von personen des 16 und 17 jhs., die der Teutsche merkur 1776 brachte, *'ausarbeitungen'* desjenigen seien, was W. einst als fortsetzung seinen zuhörern gab, vermag ich nicht zu teilen. sie sind nur beilagen zu den kupfern, die den lesern im 4 quartal 1775 als lockspeise versprochen worden waren; sie stammen nicht alle von Wieland; sie sind ganz modern geschrieben, so dass sie nicht wie eine erneuerung alten wissens aussehen. hauptquelle ist für sie Pantaleons Prosopographia und Adami. erst wenn die untersuchung, die ich jetzt nicht anstellen kann, erweisen sollte, dass diese autoren auch für die Geschichte der gelehrtheit maßgebend waren, würde ich H.s vermutung für erwägenswert, aber immer noch nicht für gesichert halten. will man nach einer ergänzung des W.schen dictates suchen, so muss man das wenige zusammenlesen, was in briefen und in den gesprächen mit Ring (Funck im Arch. f. littgesch. 13, 485 ff, sept. 1753— märz 1755) überliefert ist. der bisher vollständig unbeachtete beitrags Wielands zu den Carlsruher *'Nützlichen samlungen oder abhandlungen aus allen theilen der wissenschaft'* bd. 1 st. 31 f s. 252—256; st. 33 f s. 257—262 (Carlsruhe, Macklot 1759) mit dem titel: *Versuch eines Beweises, dass die Glückseligkeit in der Tugend liege, und aus derselben, als ihre natürliche Folge, entspringe*', auf den mich Carl Schüddekopf, wie immer selbstlos in der mitteilung seiner zahlreichen glücklichen funde, aufmerksam machte, wird kaum hierfür eine bereicherung bieten.

W. hat also nur die drei ersten abschnitte seines programmes, und den dritten, litteraturgeschichtlichen nicht vollständig, behandelt. die bücherkunde und gelehrten-geschichte kam nicht mehr zur sprache, auch die beste bibliothek wurde nicht verzeichnet. aber das, was er gegeben hat und was uns überliefert ist, verdient unsere beachtung vollauf. es ist denn doch viel mehr als eine verdeutschende bearbeitung des Conspectus reipublicae litterariae, wie schon meine nicht auf erschöpfende erledigung angelegte vergleichung beweist. auch die untersuchung auf andre ergänzende quellen wird der wahrscheinlichkeit nach die gleiche freie anlehnung feststellen.

Im grofsen und ganzen also schliesst sich W. an Heumanns disposition des stoffes und seine auffassung an, folgt ihr oft genau,

ändert sie aber auch gelegentlich nach seiner mehr historischen als sachlichen ordnung, bildet anmerkungen zu textteilen um, ändert selten etwas sachliches, kürzt stark, besonders in allem gelehrten beiwerk, setzt allgemeinere betrachtungen über den character von perioden oder über die gründe von erscheinungen zu, sowie lebensbilder zu den namenlisten seines vorgängers. seine abhängigkeit ist also keineswegs sklavisch, wenn er sich auch öfters in wörtlicher übereinstimmung mit seinem gewährsmann hält. in den beiden ersten abschnitten vertraut er sich ängstlicher seiner führung, im dritten bewegt er sich viel freier neben ihm. die erklärung dafür suche ich nicht in dem wachsenden einleben in den stoff, vielmehr darin, dass der 3 abschnitt im unterschied von dem theoretischen und realen inhalt der vorhergehenden zumeist von menschen handelt. auf das studium des menschen war der Sokratiker schon damals erpicht. die historischen personen, die er vorführt, waren ihm, zum kleineren teile glaube ich, aus früherem lernen und lesen vertraute figuren, den gröfseren teil konnte er leicht aus compendien, sei es Bruckers (auch in dessen 'Ehrentempel der deutschen gelehrsamkeit' 1747) oder Bayles oder vielleicht Iselins (Histor. lexikon 1730 ff) oder anderer sich bekannt machen; möglicherweise schlug W. auch die monographien nach, die er erwähnt, obgleich ich das nicht für sehr wahrscheinlich halte; tiefer aber ist seine quellenforschung gewis nicht eingedrungen. charakteristisch ist, dass 'der verehrer Platons und Xenophons die griechische litteratur reicher bedenkt als die römische, auffallend, dass er gegen frühere äufserungen und gegen die zeitgenossen bei Homer etwas verweilt, bei Vergil vorüber'eilt. charakteristisch ist für den reichsstädter, für den in der freien Schweiz lehrenden lehrer schweizerischer schüler die von damals modernen französischen autoren beeinflusste überzeugung, dass politische freiheit für litterarische blüte eine notwendige voraussetzung sei. charakteristisch ist endlich die protestantische und aufklärungstendenz, die wider seiner überzeugung, wie dem orte und den hörern der lehre angepasst war; aber hiervon spricht er nur stärker als Heumann, nicht grundsätzlich anders. die grösten vorzüge des W.schen dictates vor Heumanns buch und ein zeugnis paedagogischer weisheit sehe ich darin, dass er die schüler mit viel weniger gelehrsamkeit, die W. wie die universitäten gering schätzte, belastet, freilich noch mit genug und zu viel, und dass er statt toter namenreihen vollere, wenn auch selten lebendige und oft einseitige bilder der personen, gelegentlich sogar in gruppen geordnet bietet. zu innerlich ergründender entwicklung aber sind nur dürftige ansätze da, zumeist sind die erscheinungen lediglich chronologisch und als einzelereignisse oder einzelfiguren an einander gereiht. zur entfaltung genialer eigenart war der weit-schichtige stoff nicht angetan; ihn selbständig zu erforschen und zu erfassen, war der lehrer zu jung und zu sehr von der zeit

gedrängt, wol auch zu wenig erfahren in so schwerer arbeit. auch ohne dies ist die W.sche Geschichte der gelehrtheit ein werk des fleisses und der überlegung, keine leichtfertige compilation oder gedankenlose übersetzung oder bearbeitung.

So sind wir Hirzel für die publication zu dank verpflichtet, W. erscheint auch als lernender lehrer nicht uninteressant, und H. hat recht gesehen, dass sich die spuren seines geistes in dem dictate finden lassen.

Nach dieser probe wird das verlangen lebhafter, auch W.s religionslehre veröffentlicht zu sehen, die Hirzel uns verspricht. wahrscheinlich wird hier weiter ausgeführt sein, was er in der gelehrten geschichte von fälschung des urchristentums sprach. auch hier ist volle originalität nicht zu erwarten, auch hier wird eine quellenuntersuchung zur seite gehn müssen.

Graz, im märz 1893.

BERNHARD SEUFFERT.

Bürgers gedichte. hsg. von ARNOLD E. BERGER. kritisch durchgesehene u. erläuterte ausgabe. Leipzig u. Wien, Bibliogr. institut, o. j. (1891). LII und 520 ss. 8°. — 2 m.

An Bürgerausgaben ist nachgerade kein mangel: innerhalb acht jahren sind Sauer, Grisebach und Berger hervorgetreten, und es drängt sich die frage auf, ob die drei sammlungen, von denen keine — da Bürgers nachlass seit Strodtmann unzugänglich ist — die abschliessende gestalt bringt, neben einander berechtigung finden. Sauers grosses verdienst ist es, mit der tradition der Göttinger ausgaben gebrochen zu haben und auf den text von 1789 zurückgegangen zu sein; daneben hat er für die Bürgerischen umarbeitungen fremder, wie für die chronologie seiner eigenen gedichte und die niederdeutschen elemente seiner sprache (was B. s. 51 verkennt) wichtige nachweise gegeben. Grisebachs jubiläumsausgabe von 1889 bedeutet einen geringeren fortschritt: sie bringt im ersten bande einen nicht fehlerfreien abdruck der ausgabe von 1789, im zweiten eine sammlung der zerstreuten gedichte, gestützt auf nachträge Sauers und unter erstmaliger benutzung des ms. germ. 4^o 800 der kgl. bibl. zu Berlin. B. geht einen guten schritt weiter, indem er als erster eine chronologische ordnung der gedichte auf grund der ältesten vollständigen fassung versucht, unter beifügung eines, mit wenigen ausnahmen (so bei der Nachtfeier der Venus) vollständigen kritischen apparatus; auch weiter zurückliegende einzelne laa. werden verzeichnet. aus der Berliner hs. und dem Göttinger musenalmanach trägt B. je vier gedichte nach, aus der ersteren ein anakreontisches trinklied, eine parodie von Horaz 'Ne sit ancillae tibi amor pudori', mit der die Hölty'sche zu vergleichen ist, ein gespräch 'Advokatenverdienst' (nr 140), welches in der hs. in zwei fassungen vor-

zuliegen scheint, die nicht als ein ganzes hinter einander hätten abgedruckt werden sollen, und ein epigramm (auf Dorothea Forkel?). die Bürgerschen umarbeitungen fremder gedichte hat B. aus raum-mangel nicht aufgenommen; da bisher zu einer vergleichung der von Sauer (nr 261—297) abgedruckten stücke die originale fehlten, so stelle ich hier für einen fall eine solche an. von dem gedichte JvDörings (nr 261) existiert nämlich ein früherer einzeldruck: *An einen Säugling. Wolfenbüttel, im Jenner 1778. (2 bl.) 4o*, unterzeichnet *J. v. D.* ich stelle die ursprüngliche fassung der Bürgerschen umarbeitung (Gött. MA. 1779, 56) voran:

Noch weist du nicht, von wem du bist,
Wer dir die Windeln schenket,
Wer immer um dich wacht, wer ist
Die, die dich wärmt und tränket.

Noch weist du nicht, wes Kind du bist,
Wer dir die Windeln schenket,
Wer um dich wacht, und wer sie ist,
Die dich erwärmt und tränket.

Doch sinds Verpfleger, sicherlich!
Es wird nach wenig Jahren, —
Dann, lieber Säugling, denk an
mich! —

Geneufs indes mit frommem Sinn,
Geneufs! Nach wenig Jahren
Wird sich in deiner Pflegerin

Auch dir sich offenbaren.

Die Mutter offenbaren.

Wenn wir nicht glauben, gehts
uns so
Mit Gütern, Trank und Speise;
Doch brauchts der Fromme, dank-
bar froh,
Auch auf geheime Weise.

So hegt und pflegt uns alle hier,

Auf gleich verborgne Weise,
Ein Geber, Dank sei ihm dafür!

Mit Gütern, Trank und Speise.

Hier kann ich manches nicht verstehn,

Zwar faßt ihn nicht mein dunkler
Sinn;

Spricht er, — nach wenig Jahren,
Glaub' ich den Geber dort zu sehn,

Allein nach wenig Jahren
Wird, wenn ich fromm und
gläubig bin,

Der wird mir offenbaren.

Er mir sich offenbaren.

B.s einleitung bringt neben einer biographie des dichters, die zum erstenmal seine briefe an Goecking verwertet, eine lesenswerte geschichte der volkstümlichen poesie des 18 jhs. auf den text folgen reichhaltige anmerkungen des herausgebers über entstehung, vorbilder und sprache der gedichte; nr 220. 221 sind falsch gezählt. den schluss macht ein kritischer bericht über die grundsätze der ausgabe und ihrer vorgänger, sowie ein kritischer apparat, der sich bei stichproben als zuverlässig erwies. in allem bedeutet also dieser band der preiswerten Meyerschen classiker-ausgaben eine willkommene erscheinung.

Auf ein bisher unbekanntes Bürgersches jugendgedicht möchte ich zum schlusse hinweisen; aus seinem ersten Göttinger studentenjahre stammend ist es versteckt in den 'Göttingischen gelehrten beyträgen zum nutzen und vergnügen bestehend aus

abhandlungen von verschiedenen materien vom jahre 1768. Göttingen 1768'. 4^o, stück 21, sonnabend den 27 august, s. 205 ff, und lautet — in v. 19 ist der druckfehler 'nun' verbessert —:

Lais und Demosthenes.

Eine Erzählung†

Es blühte zu Corinth, in dieser
reichen Stadt,
Wo Kunst und goldne Pracht mit
stolzen Minen thronten,
Wo Wollust, Freud und Scherz mit
ihrer Cypris wohnten,
Ein Mägdchen = = = ach! so schön,
dafs keine lose That
5 Mit einer holderen je Zevs vollfüh-
ret hat.
(Zevs, der doch um gemeine Schönen
Von seiner Juno sich wohl schwer-
lich konnte sehnen.)
Es war, wie Tempens Flora, schön
Wenn sie mit ihrem Lenz die frohen
Schäfer gehn
10 Und um den Rosenbusch vertraulich
schleichen sehn.
Nichts mangelte der himmlischen
Gestalt,
Auch nicht die siegende Gewalt
Die, wie der Circe mächtger Spruch,
Den stärksten Muth zu Boden schlug.
15 Sie zwang mit süssen Zauber-Minen
Die stolze Freyheit selbst zum Dienen.
Denn ach! das Lächeln, so ihr
schwarzes Aug umfloß,
Ist, glaub ich, kaum Cytheren mehr
gelungen,
Als sie um den Adon, gestreckt
in ihren Schoos,
20 Durchglüht von Lust, den Schwa-
nen Arm geschlungen.
Wer konnte also widerstehn,
Der Lais göttlich Bild gesehn?

Mich wunderts nicht, dafs sie halb
Griechenland bezwungen.
Nur Schade wars, die liebste Siegerin
25 War Griechenlands gemeinste Buh-
lerin.

Denn jeden hat ihr Mund gelacht,
Der reich geschmückt in Stutzer
Tracht,
Ihr feiles Herz erobern konnte,
Und theuer gnug die kurze Gunst
belohnte.

So war sie nun im artgen Grie- 30
chenland,
Wie Ninon einst in Gallien, bekannt.
Wie viele waren sich durch sie
nicht anverwandt?
Hatt' ein gereifster Herr für Lais
nicht gebrannt,
So war er damals nicht galant,
Man wünschte ihm Geschmack und 35
mehr Verstand.

Drum ward Demosthenes, der
Redner von Athen,
Auch einst versucht die Buhlerin
zu sehn = = =
Demosthenes? = = = halt ein! Es
ist geschehn.
Ich will die Freyheit zwar, das
Gegentheil zu glauben,
Nach Orthodoxen Art, nicht gleich 40
mit Flüchen rauben.
Indessen findt zum Widerspruch
Sich lange nicht Beweifs genug.
Denn alle Hof- und Städte-Kenner
Versichern, dass auch grosse Männer,
Sah man sie gleich voll hohen 45
Ernst sich brüsten
Als ob sie nichts von leichter
Schalkheit wüsten,
Oft Buhlerinnen hitzig küßten.
Wenn nun Demosthenes, ein an-
gesehner Mann,
Auch nach der Lais schmachten
kann;

† S. des A. Gellius N. A. im 1 Buch das 8te Cap.

So scheint's mir nicht zum Wundern
zu gehören;
Sonst würde sich die Zahl der
Wunder sehr vermehren.

So heftig ihn der Rednerstuhl
gesehn,
Als aus den Augen Feuer blitzte,
Und sein beredter Mund Athen
zum Kampf erhitzte;
So brünstig war jetzt sein Verlangen
Das braune Mägdchen zu umfassen,
Und = = = was verschweig ich es?
mit ihr zu Bett zu gehn.

Die Zauber-Reitze zu genießen
Bracht' ihn die Sehnsucht bald zu
seiner Schöne Füßen.
Demüthig both er zum Geschenk
ihr an,
Was ohngefähr ein solcher Mann
Ein Redner und Poet den Mägd-
chens bringen kann,
Er bot sein zärtlich Herz ihr an,
Und hätt' er Verse auch gemacht,
So hätt' er ihr gewiß ein artig
Lied gebracht.

Hat sich die Buhlerin denn diesem
Mann ergeben?

Göttingen.

Trotz der unterschrift wird Gottfried August Bürger der
verfasser sein. er war zu osten 1768 nach Göttingen gekommen;
die Beyträge reichen vom 6 apr. bis 31 dec. 1768. dass viele
gelegenheitsgedichte Bürgers verloren sind, bezeugt Boie (Strodt-
mann iv 260); und schon 1767 und noch später in Göttingen
wollte B. eine dekade von gedichten drucken lassen, wie er an
Klotz schreibt. Klotzischer einfluss spricht aus wahl und behand-
lung des stoffes; die derb sinnliche schilderung, der hinweis auf
Zeus sprechen für Bürger. die freien iamben, die mehrreime
kehren in einem andern jugendgedichte ('Mein Amor', B. nr 3)
wider; für fast alle reime, selbst für *Siegerin*: *Buhlerin*, lassen
sich beispiele in anderen gedichten finden (vgl. B. s. 384, 1. 2
Milcherin: *Königin*). wir werden also die erzählung als erstes
gedrucktes gedicht Bürgers aufnehmen dürfen.

Rosla a. H., im märz 1893.

Er war ja von Athen und wuste
wohl zu leben.

O Nein! ein zärtlich Herz half
unserm Redner nicht,
Dies magere Geschenk hatt' ein zu
leicht Gewicht.

Gold, Gold erheitert' ihr Gesicht, 70
Dem Golde widerstand sie nicht,
Mit Golde ward sie allemal,
Wie mancher gute General,
Auf eine leichte Art besiegt.

Um also eine Nacht den Redner 75
zu ergötzen
Begehrt sie dreust für die unedle
Müh,
Hört, Freunde, hört! ist das nicht
zum Entsetzen?
Zehn tausend Drachmen fodert
sie. - - -

Demosthenes erschrack, trat rück-
wärts, wurde blaß,
Wobey er Lais Reitz und Kufs und 80
Nacht vergaß,
Er floh beschämt und schrie im
Laufen:

Für Myriaden ich? — der Reue
Qualen kaufen? —

J. A. Bürger.

C. SCHÜDDEKOPF.

Die classische ästhetik der Deutschen. würdigung der kunsttheoretischen arbeiten Schillers, Goethes und ihrer freunde. von OTTO HARNACK. mit dem facsimile eines ungedruckten gedichts von Schiller. Leipzig, JCHinrichs, 1892. vi u. 243 ss. gr. 8°. — 5 m.

Harnacks darstellung der ästhetik Schillers und Goethes weist eine fülle neuer gesichtspuncte auf, die älteren darstellungen des gleichen themas fehlen. Goethe kommt weit mehr in betracht, als in irgend einer der älteren erörterungen. das war bei H. nicht anders zu erwarten; aber auch auf die nebenmänner Körner, Humboldt, Heinrich Meyer fällt reiches licht. dankbar muss also H.s buch aufgenommen werden. haben wir ja doch keinen überfluss an zusammenfassenden arbeiten, die von einem hohen standpuncte aus klar und übersichtlich die hauptthemen der deutschen geistesgeschichte behandeln. natürlich tritt mit Goethe die bildende kunst in den vordergrund; die eingehnde analyse des gedankenkreises der Propyläen gibt dem buche seinen besondern wert. durch das interesse für Goethe haben auch die im Schiller-Goetheschen briefwechsel enthaltenen ästhetischen forschungen eindringlichere berücksichtigung erfahren; auch die besten seiner vorgänger sagen über dieses wichtige capitel weniger als H.

Noch auf einem andern wege gewinnt H.s buch einen neuen, originellen anstrich, der es ganz besonders auszeichnet. H. list die ästhetischen formeln Schillers und Goethes mit andern augen, als die ästhetiker älterer richtung. wir haben in den letzten decenniën realistische kunsttendenzen kennen gelernt und in taten umgesetzt gesehen¹. gegen diese realistischen tendenzen wurden immer wider von einer einseitigen idealistischen ästhetik die künstlerischen principien Schillers und Goethes aufgeboten. H. scheint sich gefragt zu haben, ob die ältere ästhetik die aussprüche Schillers und Goethes auch immer richtig interpretiere, wenn sie mit ihnen dem realismus auf den leib rückt. gewis verleiten ja einseitige kunstprincipien zu einseitiger und unrichtiger interpretation ästhetischer formeln. die idealistische ästhetik hat Schiller ohne zweifel idealistischer gefühlt, als er sein wollte. ebenso wird eine realistische ästhetik, die ihn für ihre realistischen anschauungen verwerten will, Schiller viel realistischer finden, als ihm je zu sein einfiel. um so förderlicher konnte H. wirken, der sichtlich einen objectiven standpunct zu wahren strebt. ich nenne einige der interessantesten beobachtungen, die H. auf seinem wege gefunden hat: Schillers abscheu vor dem Wolffianismus und vor seinen teleologischen neigungen hätte ihn die rein empirische richtung der gegenwart mit freuden begrüßen lassen (s. 58). Schiller ist realistischer als derjenige naturalismus, der von einer inferioren materialistischen philosophie ausgehend deren dogmen in dichtung umsetzen will; er ist also — wie wir hinzufügen dürfen — realistischer als mancher der neueren naturalisten (s. 62).

¹ ich spreche nicht bloß vom naturalismus.

hochwichtig ist H.s hinweis auf Schillers brief an Goethe vom 7 juli 1797, der das wort 'schönheit' aus dem umlauf bringen und an seine stelle 'die wahrheit in ihrem vollständigsten sinne' setzen will (s. 81). auch Goethe rückt in H.s augen in ein realistisches licht. gegenteilige anschauungen polemisch ablehnend betont H. Goethes forderung, der bildende künstler müsse sich an die natur halten (s. 162). er stellt überhaupt starke realistische elemente in Goethes kunsttheorie fest (s. 170).

Die gewählten beispiele erhärten zur genüge, dass H. die ästhetischen principien des Weimarer freundeskreises nicht an den theorien der jüngsten zeit messen will. von voreiligen werturteilen ist keine rede. H. vermeidet den erbfehler seiner ästhetisierenden vorläufer, die Schillers kunstprincipien immer vom standpuncte ihrer eignen anschauungen anerkannt oder verworfen haben. H. ist litterarhistorisch viel zu gut geschult, um auf solche abwege zu kommen. ich sehe in seiner betrachtungsweise nur eine sehr glückliche verwertung der methode wechselseitiger erhellung. sie auf litterarhistorische fragen anzuwenden, hat Scherer uns gelehrt; mir ist diese lehre eins seiner schönsten vermächtnisse. eigne erfahrung zeigt mir immer von neuem, wie förderlich es ist, die litteratur der vergangenheit mit augen anzuschauen, die an der betrachtung der gegenwart sich geschärft haben.

Trotzdem hätte ich an H.s stelle nicht nur die übereinstimmungen, auch die gegensätze schärfer betont. H. erweckt den anschein, als glaube er noch immer an die eine, alleinseligmachende schönheit. er erblickt (s. 68) in Kants vieldeutiger definition der 'schönen kunst' den grundgedanken jeder künftigen ästhetik, die nicht in naturalismus oder idealismus befangen die probleme ignoriert, statt sie zu lösen. ich meine Kants ausspruch: *'Schöne Kunst ist eine Kunst, sofern sie zugleich Natur zu sein scheint'*. wie verschiedene folgerungen lassen sich nicht aus Kants definition ziehen, je nachdem man das wort *Natur* oder das wort *scheint* stärker betont. vergessen wir doch nicht, dass es zwei arten künstlerischer betätigung gibt, die beide gleichberechtigt sind. Schiller und die romantiker haben versucht, die verschieden spiegelungen dieser beiden ästhetischen grundformen in die begriffsantithesen naiv und sentimentalisch, objectiv und interessant, plastisch und pittoresk, classisch und romantisch zu fassen. später sprach man von realismus und idealismus. jetzt heifsts naturalismus und symbolismus. das unvergängliche verdienst der studien Schillers und FrSchlegels ist in meinen augen die tatsache, dass niemand vor ihnen diese contraste schärfer durchgeföhlt, klarer ausgesprochen hat.

Schillers aprioristische ästhetik, die ohne bedenken die höchsten forderungen formuliert, sie als aprioristische ästhetik formulieren muste, sie zögerte keinen augenblick, das höchste schöne, das ideal in die vereinigung beider principien zu setzen. freilich

wusste er sehr gut und hat es mit erfolg von Fichte gelernt, dass, dieses ideal zu erreichen, unmöglich sei, dass nur eine annäherung ins unendliche sich denken liefse. eine modern gedachte ästhetik wird noch viel vorsichtiger formulieren müssen. sie weiß, dass unendlich viele variationen auf diesem wege zu einem unerreichbaren ideal, zu einem einheitlichen höchsten schönen möglich sind, variationen, mit denen allen sie rechnen muss. ich bin überzeugt, Schiller dachte sich die annäherung an dieses höchste schöne leichter, als sie ist; er glaubte sich ihm näher, als er war. auch Goethe steht diesem ideale ferner, als Schiller in den Briefen über ästhetische erziehung und in der abhandlung Über die sentimentalischen dichter meint. Schiller war viel sentimentalischer, als er selbst dachte. nur dieses verkennen seiner eignen sentimentalität erklärt mir die von H. sehr richtig betonten schwankungen zwischen einem rein geistigen und einem harmonisch geistig-sinnlichen ideale. H. zeigt solche schwankungen u. a. in dem gedichte 'Das ideal und das leben' auf (s. 52). man braucht nur die ausführungen Schillers über den realisten und den idealisten zu lesen, um zu erkennen, dass seine sympathien auf der seite lagen, die er sentimentalisch nennt, dass sein höchstes schönes weit mehr sentimental als naiv gedacht war¹. und deshalb soll ihm kein vorwurf gemacht werden. denn ich kenne keinen dichter, an dem nicht einseitige züge aufzuzeigen wären. selbst Goethes gesamte leistung verwürklicht nur eine fülle einzelner variationen, viele etappen auf dem wege zu einem einheitlichen höchsten schönen. seine gröfse liegt mir in dem unvergleichlichen reichthum an solchen variationen.

Eine gerechte kritik, ein stichhaltiges urteil scheint mir nur dann möglich, wenn die duplicität der künste zugegeben wird. sonst wird nach wie vor ein dichter dem andern zum vorwurf gemacht werden. und der litterarhistoriker kann sich nicht anders über die kurzsichtige tageskritik erheben, die entweder conservativ auf einem standpuncte beharrend eine aufkeimende neue dichtung ablehnt, oder allzurasch begeistert sofort die verderbtheit des realismus ausposaunt, wenn sich in Paris die ersten regungen einer symbolistischen romantik zeigen.

Dass bei allem streben nach objectivität H. auch praktisch die gleichberechtigung verschiedener kunstprincipien nicht anerkennt, beweist mir sein nach Haym und Minor schier unbegreifliches misurteil über die romantiker, ein misurteil, unbegreiflich

¹ ich brauche nach den obigen bemerkungen wol nicht besonders zu betonen, dass mich H.s erklärung (s. 54 f) nicht befriedigt. er macht Schiller grade zum vorwurf, dass er zwischen 'schön' und 'erhaben' unterschiede aufstellt, grade jene dualistische auffassung, die ich für eine glückliche ahnung des tatsächlichen verhältnisses halte. H. erklärt, von dieser antithese aus sei eine einheitliche und klare ästhetik nicht möglich. ich kann eine einheitlichkeit nicht schätzen, die — soweit ich sehe — zuletzt doch zu einer einzigen, alleinberechtigten schönheit führt.

vor allem neben den lichtblitzen, die er gelegentlich auf den Byronismus fallen lässt (s. 86, vgl. auch s. 151). schon von anderer seite ist über H.s stellung zur romantik gesagt worden, was zu sagen ist. ich möchte nicht *εἰρημένα μυθολογεύειν*. unsicher wird H. sofort, wenn er auf die romantiker zu sprechen kommt. er nennt (s. 18 f) WSchlegels 'Briefe über poesie, silbenmaß und sprache' das bedeutendste, was im 2 und 3 jahrgang der Horen über ästhetik erschienen ist! diesem misglückten versuche, Schillersche ästhetik auf fragen äußerer form anzuwenden, stellt H. den aufsatz 'Etwas über William Shakespeare bei gelegenheit Wilhelm Meisters' als ästhetisch weniger reich gegenüber. und doch entwickelt gerade der Shakespeareaufsatz die idealistische theorie, die tragödie müsse in versform abgefasst sein, dieselbe theorie, die H. mehrfach (s. 79. 227) als ursprünglich Schillerisch bezeichnet, während Schiller nur auf WSchlegels forderung hin den 'Wallenstein' in versen schrieb.

Noch eins: H. kommt wiederholt auf die Horenaufsätze des ästhetikers Hirt zurück. er belegt schlagend, dass der gast in Goethes kunstgespräch 'Der sammler und die seinigen' niemand anders als Hirt sei (s. 178¹). in Friedrich Schlegels 'tollen' Athenäums-fragmenten äußert sich Wilhelm ausführlich über Hirt. er kämpft schulter an schulter mit Goethe gegen Hirts forderung einer wahrheit der charakteristik. ja er ist in diesem falle strenggläubiger als Schiller selbst, der über Hirts absichten milder dachte, wie H. selbst nachweist (s. 216).

Vielleicht tritt die ungerechtigkeit, mit der H. über die romantiker urteilt, nirgends schärfer zu tage, als bei seiner analyse der Humboldtschen schrift über 'Hermann und Dorothea'. H. übersieht, dass die von ihm hochgepriesene schrift ganz von romantischen ideen durchsetzt ist, dass sie besser gesagt ganz unter dem einflusse von FrSchlegels abhandlung 'Über das studium der griechischen poesie' steht. ich bemerke nur nebenbei, dass Humboldt die doppeltheit der kunst nicht nur mit Schiller durch die antithese 'naiv' und 'sentimentalisch' ausdrückt, sondern vor allem FrSchlegels gegenüberstellung einer objectiven und einer auf den effect ausgehenden, einer interessanten kunst verwertet (vgl. H. s. 151). wenn auch FrSchlegels terminologie auf Kant zurückgeht, sicherlich ist seine anschauungsweise so charakteristisch, dass jeder kenner seiner ideen sie bei Humboldt widerfindet. dann aber ist der gedanke, von dem die ganze Humboldtsche abhandlung getragen ist, nur verwertung einer FrSchlegelschen idee. H. selbst betont, dass Humboldt in 'Hermann und Dorothea' den gesetzmäßigen urtypus des epischen gedichtes gesehen hat (s. 149).

Ich finde diesen ausdruck nicht ganz richtig. denn er bedeutet wol dort dasselbe wie Kants 'ästhetische normalidee' (Kritik der urteilkraft § 17). diese ist allerdings für die ästhetik dasselbe, wie Goethes urpflanze für die botanik (vgl. H. s. 164). Sie ist, wie Kant

sagt, das zwischen allen einzelnen, auf mancherlei Weise verschiedenen Anschauungen der Individuen schwebende Bild für die ganze Gattung, welches die Natur zum Urbilde ihrer Erzeugungen in derselben Species unterlegte, aber in keinem Einzelnen vollständig erreicht zu haben scheint. auf dem letzten satze ruht der hauptaccent. Kant erklärt ausdrücklich, die normalidee sei nur eine regel, wie Polyklets Doryphorus, und er bekennt unumwunden, die darstellung der normalidee gefalle nicht durch ihre schönheit, sondern blofs, weil sie keiner bedingung, unter der allein ein ding dieser gattung schön sein kann, widerspreche. die darstellung sei blofs schulgerecht. und Kant unterscheidet diese normalidee ausdrücklich von dem ideale des schönen.

Ich meine, Humboldt hätte dem Goetheschen gedichte ein recht mäßiges compliment gemacht, wenn er es zum schulgerechten durchschnittsmuster erhöbe. die sache liegt ganz anders. Humboldt betrachtet 'Hermann und Dorothea' so, wie FrSchlegel die griechische poesie angesehen hat. für FrSchlegel ist diese maximum und kanon der natürlichen poesie, die vollständige anschauung eines echten begriffs. sie ist ihm eine ewige naturgeschichte des geschmackes und der kunst. denn sie enthält nicht wie die normalidee lediglich die gemeinsamen merkmale der gattung, sondern sie bietet den ganzen kreislauf der organischen entwicklung der kunst.

Auch Humboldt sah in 'Hermann und Dorothea' nicht ein regelgerechtes durchschnittsmuster, sondern ein maximum. um die dichtung als maximum zu erweisen, erhärtet er ebenso ihre objectivität, wie FrSchlegel die objectivität der griechischen poesie historisch zu begründen strebt. und wie FrSchlegel die einzelnen erscheinungen der griechischen poesie zu kanonischen typen, zu idealen der poetik erhebt, ebenso leitet Humboldt aus 'Hermann und Dorothea' die gesetze des epos ab. Schlegel sieht in der griechischen poesie, Humboldt nach ihm in Goethes dichtung jenes von KPhMoritz geforderte, von Schiller abgelehnte vollendete runde ganze, dem auch nicht ein einziger strich zu seiner vollendung fehle. beider auffassung ist unkantisch.

Schliesslich hatten die romantiker selbst den gleichen weg eingeschlagen wie Humboldt. auch für FrSchlegel wurde Goethes dichtung kanonisch. in diesem sinne erklärt er einmal, wer den 'Wilhelm Meister' gehörig characterisiere, hätte gesagt, was an der zeit sei. auch für FrSchlegel wurde Goethes dichtung das in leben umgesetzte ideal.

Meine beiläufigen bemerkungen sollen nur der romantik und ihrer besseren erkenntnis und schätzung dienen. ich möchte nicht quellen nachweisen, die H. entgangen sind. denn H. will nur die von ihm behandelten ästhetischen theorien analysieren und zu einem system vereinen, nicht die werke aufdecken, aus denen Schiller und seine freunde ihre ansichten geschöpft haben.

über die quellen der Schillerschen ästhetik ist noch immer ein undurchdringliches dunkel gebreitet; ich meine, es sei nicht so schwer, dieses dunkel zu erhellen. freilich darf man nicht bei Kant und Fichte stehn bleiben. HvStein und Braitmaier weisen in ihren darstellungen der ästhetik des 18 jhs. die wege, auf denen weiterzuschreiten wäre.

H. hat seinem schönen buche das facsimile eines bisher ungedruckten gedichtes von Schiller beigelegt. es fand sich im stammbuch des livländischen malers Karl Grass und trägt das datum: *'Jena, den 28 märz 1790'*. H. weist überzeugend nach, dass die von ihm veröffentlichten verse den unterdrückten partien der *'Künstler'* entnommen sind.

Wien, 24 nov. 1892.

OSKAR F. WALZEL.

Heinrich Heines familienleben. von seinem neffen baron LUDWIG v. EMBDEN. mit 122 bisher ungedruckten familienbriefen des dichters von den universitätsjahren bis zu seinem tode, und 4 bildern. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1892. 344 ss. 8°. — 3,50 m.

Den beiträgen der nächsten verwanten Heines zu der biographie des dichters haben keine glücklichen sterne geleuchtet. seines bruders Maximilian *'Erinnerungen an Heinrich Heine und seine familie'* (Berlin 1868) sind durch die unzuverlässigkeit ihrer angaben bekannt. die *'Erinnerungen an HHeine von seiner nichte Marie Embden-Heine, fürstin della Rocca'* (Hamburg 1880) und eben derselben *'Skizzen über HHeine'* (Wien 1882) sind grossenteils sammlungen unbeglaubigter anekdoten aus der familientradition, denen kein wert für eine bessere erkenntnis von Heines leben und entwicklung innewohnt. dasselbe urteil müssen wir zu unserm bedauern über die neue publication aus der feder des bruders der letztgenannten dame fällen, obgleich sie die grosse zahl bisher ungedruckter und also von den biographen H.s nicht zu nutzender familienbriefe an die öffentlichkeit bringt. dass diese briefe von der empfängerin eines grossen teils derselben, der greisen frau Charlotte Embden (geb. 1800), als ein teures vermächtnis gehütet sind, ist leicht zu verstehn; sind es doch redende zeugnisse von der herzlichen liebe, die sie von jugend auf mit ihrem älteren bruder verband. aber die treue anhänglichkeit H.s an seine alte mutter, an welche die meisten anderen briefe gerichtet sind, und an sein Lottchen ist doch wahrlich nichts neues für die biographen, denen die H.schen gedichte an mehr als einer stelle von dieser anhänglichkeit zeugnis gegeben hatten. selbst der rührende zug, wie H. die schmerzen und leiden seiner langjährigen krankheit vor der mutter geheim gehalten hat, um ihr sorgen und kummer seinetwegen zu ersparen, ist für den kundigen nicht erst aus diesen briefen zu lernen, sondern längst durch die correspondenz mit Campe aller welt unverborgten (vgl. xxi 118. 129 Str.). wir verstehn daher nicht, mit welcher be-

rectification der herausgeber seinem buche den satz vorausschickt, H.s familienleben sei 'verschiedentlich unrichtig geschildert und seine beziehungen zu seinen nächsten verwanten oft arg entstellt'; das vorliegende buch solle 'eine genauere characterisierung des dichters ermöglichen'. ähnlich heisst es am schluss: 'die veröffentlichung vorstehender familienbriefe, verbunden mit einem kurzen rückblick seines lebens (so!), möge als abwehr für fernere irreleitende mitteilungen über den dichter, sowie dessen beziehungen zu seiner familie nützen'.

Prüfen wir, da wie gesagt die briefe nichts neues bieten, den 'kurzen rückblick', der fragmentarisch zwischen die briefe als verbindender text eingeschaltet ist, von dem sich aber nirgend angegeben findet, ob wir darin ältere aufzeichnungen der mutter des herausgebers oder eine selbständige arbeit des barons Ludwig vEmbden vor uns haben, inwiefern er uns wertvolle neue aufschlüsse über H.s leben gibt. wir lassen dabei die urteile E.s aus dem spiele und beschränken uns auf die von ihm beigebrachten historischen tatsachen.

S. 3 begegnet uns das sicherlich falsche geburtsdatum 13 dec. 1799. dass dieses datum kein recht hat, noch als historisch begründet angesehen zu werden, beweist H.s brief s. 256 zur genüge. — s. 5 wird als datum der heirat von H.s eltern der 6 juni 1798 angegeben, sicherlich auch falsch; denn als hochzeitstag steht lange der 1 februar fest, und die von Hüffer edierten briefe von H.s mutter aus ihrer brautzeit ergeben dazu mit gröster wahrscheinlichkeit als jahr 1797, sodass der 13 dec. 1797 mit Elster als geburtstag H.s festzuhalten ist. ob Samson Heines geburtsjahr von Strodttmann richtig als 1764 angegeben ist, oder ob E.s angabe 1765 hier wirklich berichtigt, vermag ich nicht zu entscheiden. — s. 6 wird von H.s eltern gesagt, sie hätten seinen wunschen nachgegeben und ihn studieren lassen. das ist ein irreführender nachklang aus Maximilians Erinnerungen, in denen die wolhabenheit der eltern fälschlich betont ist, während doch feststeht, dass die verhältnisse der alten Heines immer beschränkt waren, und dass die mittel zum studium Heinrichs ausschliesslich von onkel Salomon dargeboten wurden. — s. 8 wäre wol zur erklärung der 'seltsamen schicksalslaune' die bemerkung am platze gewesen, dass Moritz Embden ein bruder der frau von onkel Henry war, was erst s. 27 erwähnt wird. — das richtige datum der Embdenschen hochzeit, s. 11, die Strodttmann versehentlich ein jahr zu früh angesetzt hatte, gibt schon Elster. — die s. 40 erteilte auskunft über das titelbild ist ungenügend. ist der jugendfreund, von dem es herrühren soll, Joseph Neunzig, so ist das bild nicht in Göttingen, sondern schon in Bonn gemalt. — auf wessen rechnung s. 45 Albert (so!) von Chamisso kommt, steht dahin. — s. 65 sind die geburtsjahre von H.s brüdern unrichtig angegeben: Gustav ist 1805, Maximilian 1807 geboren. — s. 85 wird die

veröffentlichung der 'Lutetia' ins jahr 1842 gesetzt; sie erschien bekanntlich erst im herbst 1854. — s. 86 ist von einem neuen humoristischen epos 'dem Sommernachtstraum' die rede, der passender unter seinem haupttitel 'Atta Troll' aufzuführen war. — der machtspruch in der anm. s. 131, weder Therese noch Amalie Heine seien gegenstände einer unglücklichen jugendliebe ihres vetters gewesen, kann keinen eindruck machen nach den trefflichen untersuchungen Elsters und Seufferts über das Buch der lieder. da das verhältnis zu beiden schwestern in die zeit vor der geburt E.s fällt, beweist sein widerspruch nichts den brieflichen und poetischen äusserungen des dichters selbst gegenüber. — s. 143 wird H.s irrtum über das entstehungsjahr des Atta Troll aus der französischen vorrede wiederholt: es muss 1842 statt 1841 heissen. — dass die s. 166 ff überflüssigerweise abgedruckte 'Erklärung' nicht jedem bekannt sei, ist eine ganz ungerechtfertigte annahme; Elster hat sie vi 524 f und Strodtmann gar zweimal: x 150 und xxi 120. — wer die s. 178 in der anm. erwähnte jüngste Embdensche tochter gewesen, hätte man gern gehört; ist es vielleicht die in Strodtmanns supplementband s. 367 f u. 375 erwähnte mad. Honoré de Voss? dass onkel Heinrich dieser nicht einen Pariser hut geschenkt, rückt sie ihm doch immerhin menschlich näher für ein buch, das sein familienleben behandeln will, als alle ihm ganz fernstehenden töchter von vettern, die mit ihren fremdländischen gatten fürstlicher oder herzoglicher herkunft getreulich in andern anmerkungen verzeichnet werden. — die anmerkung über Schiff s. 225 gibt, selbst wenn man versucht hat, die sinnlose interpunction und construction zu verbessern, falsche nachrichten. H.s grossmutter, die ihren ersten mann, Heymann Heine, um zwölf jahre überlebte, heiratete nach seinem tode den witwer ihrer schwester, Bendix Schiff. dr Hermann Schiff war der enkel dieses Bendix Schiff. seine angaben über H.s privat- und familienverhältnisse sind jedesfalls nicht ungenauer und unrichtiger, als die Embdenschen. — s. 237 f steht wiederholt Gérard de Narval statt Nerval.

Wir hören auf mit corrigieren, denn die im anhang s. 311—344 vereinigten urkunden haben für die wissenschaftliche forschung gar kein interesse. was die beigegebenen bilder angeht, so ist von dem titelkupfer schon oben gesprochen; die andern drei sind nachbildungen von daguerreotypen Mathilde Heines, Charlotte Embdens und von der Heinestatue auf Korfu von Hasselriis, welche, weit davon entfernt jeden zeugen menschlicher bedürftigkeit ausgestossen zu haben, sie alle mit der ganzen nacktheit des modernen verismus dem schauernden beschauer vors auge stellt.

Wer ausser der grossen Strodtmannschen briefsammlung noch actenstücke zu lesen wünscht, die interessante beiträge zur charakteristik H.s geben, tut besser, sich die briefe H.s an Detmold anzusehen, die Hüffer in der Deutschen rundschau 42, 426 ff ver-

öffentlich hat, oder die kürzlich von Eugen Wolff herausgegebenen briefe an Laube zur hand zu nehmen. zu der arbeit des ersten sei es erlaubt, hier beiläufig einen kleinen nachtrag zu geben. s. 446 f wird wiederholt ein 'Ernst' genannt, nach dem Hüffer sich vergeblich befragt hat. gemeint ist natürlich der s. z. berühmte geiger Heinrich Wilhelm Ernst, bis 1843 kgl. concertmeister in Hannover, den H. von seinen Pariser concerten her kannte (vgl. vi 263. 348. 451 Elster).

Hamburg, april 1893.

REDLICH.

LITTERATURNOTIZEN.

Monumenta Germaniae historica. Auctorum antiquissimorum tom. ix. Chronica minora saec. iv. v. vi. vii. edidit THEODORUS MOMMSEN. vol. i. accedunt tabulae duae. Berolini, apud Weidmannos, 1892. 4^o. xii und 756 ss. 27 m. — wer mit den alten ausgaben der kleinen chroniken von Roncalli, Migne ua. zu arbeiten genötigt war, wird die neue kritische ausgabe mit lebhafter freude begrüßen. die wenigen zuverlässigen publicationen waren bis dahin zerstreut, und bei den übrigen kam man aus der unsicherheit nicht heraus. das fehlen eines genügenden hslichen apparatus, das fehlen von untersuchungen über die filiation der überlieferung, das confundieren von interpolierten und ursprünglichen hss., die kleineren und die größeren lesefehler stellten sich dem benutzer immer wider hindernd in den weg. dem ferner, vielleicht sogar dem näher stehnden wurde es überdies schwer, das alter und die provenienz der einzelnen stücke und ihrer fortsetzungen hinreichend zu unterscheiden. und von derjenigen übersichtlichkeit und vollständigkeit der parallelen und sich ergänzenden berichte, welche die neue ausgabe durchführt, waren bis dahin auch nur proben vorhanden. dass auf diesem schwierigen gebiete endlich neben der vollständigkeit auch ordnung und sicherheit geschaffen, ist ein großer gewinn.

Dabei war die arbeit für diesen ersten teil wol eine schwierigere und dem anschein nach eine undankbarere als bei den zusammenhängenderen geschichtsquellen. es musste viel historische spreu mitbewältigt werden, und zur lecture ist fast keine dieser chroniken mehr geeignet. hier hört jeder genuss auf. kaum tritt uns überhaupt noch eine persönlichkeits entgegen. fast alles ist nur chronologisches material, das durch die letzten jahrhunderte der antiken welt von Italien und Byzanz nach Gallien, Spanien und England weiter getragen und immer wider kümmerlich vermehrt wurde: alte, neu aufgemachte listen von consulen und imperatoren, magere fasten und dürftige relationen

der zeitgeschichte, vom neuen christentum bis zu Adam und Eva zurückrevidiert, aber über die beredsamkeit des kalenderstils selten hinausgehend.

Trotzdem sind diese kleinen quellen auch für uns von besonderem werte. denn wo alles schweigt, reden sie oft allein zu einer zeit, in der die Germanen an allen enden des erdteils im wettstreit mit den alten völkern an den geschicken der welt beteiligt sind. durch sie wird ein regestenwerk unseres altertums erst möglich. und die sammlung der alten eigennamen ist ohne sie auch nicht abzuschliessen. die lesarten bieten der sprachlichen kritik erwünschte handhaben. überdies treten an die stelle der späteren lautgebungen nunmehr öfter die reineren formen, und gelegentlich sehen wir auch ein sprachliches ungetüm verschwinden wie den gotischen *Aliquaca*, der sich in einen regulären *Alica* verwandelt, da das *qua* in der hs. durch puncte getilgt und durch ein in derselben reihe angefügtes *ca* ersetzt ist (s. 10).

Es ist nicht die aufgabe dieser anzeige, die kritische arbeit des herausgebers im einzelnen zu verfolgen. so sei denn nur noch erwähnt, dass der band mit der Origo Constantini beginnt, die hier als der erste alte teil von den späteren partien des Anonymus Valesianus getrennt wird. die erste hauptmasse bildet die neubearbeitung des chronographen v. j. 453, ihr folgen in verschiedenen fassungen die byzantinischen und die zahlreicheren italischen consulslisten, sodann Prosper Tiro und dessen fortsetzung, Polemius Silvius, die von M. so benannten gallischen chroniken, endlich Victorius Aquitanus nebst den sich anschließenden zusätzen.

Straßburg i. Els., im mai 1893.

R. HENNING.

a mythologie du nord, éclairée par des inscriptions latines en Germanie, en Gaule et dans la Bretagne ancienne (sic!) des premiers siècles de notre ère. études par FRÉDÉRIC SANDER. Stockholm, P. A. Norstedt & söner, 1892. 188 ss. gr. 8°. 4 m. — das buch ist ganz so wertlos, wie es nach der verballhornung des Harbardsliedes durch hrn F. Sander zu erwarten war. hauptquelle bildet die abenteuerliche Mythologia septentrionalis von De Wal. eine anzahl von gottheiten sind Kelten und Germanen gemeinsam: Vodan-Toutates, Donar-Taranis, Idun, Nanna, Mime. in den ersten christlichen jahrhunderten lässt S. einen starken auswandererstrom von Thule nach dem süden einmünden, denn es sei merkwürdig, dass namen auf inschriften sich leichter aus dem isländischen denn aus dem althochdeutschen erklären lassen usw. *alaisiagae* = *ál* (Lokas. 62) + *is* (= aisl. *æsi*) + *jaga*: celles qui poussent à former des liens (de la société ou des chaînes de la vie sociale); *Beda* stellt er zu isl. *bed* (lit conjugal) und *Fimmilena* qui accorde vite, rapidement la vièrge, l'amante (une femëa, fæmme, femne) s. 16 f. Tius thingsus ist nebenbei be-

merkt Odin — alles ebenso verblüffend wie die behauptung, isl. *Grágs* sei so viel als *Gróa gás!* s. 18 ff gibt S. die matroneninschriften nach CIRh., nicht einmal nach Max Ihm, und so geht es weiter durch das buch, dass einem das gruseln kommt. ich verzeichne: s. 36 Mime, Deus Mars Belatucadrus a Muro, Sivitus Thingsus (sic!); auch der obscure deus Mars Camulus sei Mime; s. 44 Idun erkennt er wider als dea Sul, Sulevia etc. Nanna als Diana Abnoba, Harimella usw.; s. 60 Baldr ist Apollo und Mithras; s. 90 Forseti ist Vosegus (di. *Fo-segus*, 'celui qui parle rarement'); s. 105 ff werden einige der Nehalenniainschriften mitgeteilt, die auf ihnen genannte göttin ist die dritte norne (Skuld) = germ. *nehan* 'coudre' + *hlan*, *hlen* in isl. *hlanna* 'spoliare'; s. 109 Heimdal = Deus Jalonus, Mars Rigisamus; s. 110 ff handelt S. über 'Odin et Frigg' (die er zb. als Mercurius et Rosmerta entdeckt), s. 124 ff über 'Thor et Sif, Thjalfe et Röska' und lässt sie als 'Hercules Magusanus et Haeva'¹, Sif als Hludana, Hariasa, Tamfana ua. auftreten. noch werden Ty, Vidar et Vale, Gudmund dans les champs brillants (Mimingus sylvarum satyrus), Géants et nains, Völund und zuletzt Le marteau de Thor (sub ascia dedicare) in das wilde spiel gezogen, das mit zwei schlusstableaus: Ossian und Kalewala endigt — 'ein wahres hexenelement', möchte man mit Mephistopheles sagen, 'lass uns aus dem gedräng entweichen; es ist zu toll' . . .

Halle a. S., im märz 1893.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

Arminius und Siegfried. von H. JELLINGHAUS. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1891. 38 ss. 8°. 1 m. — 'beweise gibt es so wenig in der vergleichung der helden- und göttersagen wie etwa in der sprachwissenschaft und ethnologie' heisst es im beginn der kleinen abhandlung. ob J. zu diesem erfahrungssatz durch das studium unserer neusten sagenforschungen geführt ist, weiss ich nicht, jedesfalls entzieht er mit ihm der kritik ihre eigentliche berechtigung. ihm scheint hier in der tat alles nur meinungssache zu sein. wenn er sich hinsichtlich des Arminius-Siegfrid auf vorgänger wie Mone, Vigfusson und besonders Schierenberg berufen kann, so erwächst ihm daraus eine art gewähr für die berechtigung seiner hypothese. andere werden sich eher an das wort von Jacob Grimm über die Nibelungen = Gibelinen erinnern lassen, dass 'in unserer literatur bei hellem tage gespenster gehn, die gebannt werden und dennoch wider zu erscheinen versuchen, ehe sie endlich hinabsinken' (Kl. schriften v 365).

Grade weil die sagenforschung es mit diffizilen verhältnissen zu tun und ein längeres lernen und beobachten zur notwendigen voraussetzung hat, erfordert sie erst recht eine wissenschaftliche

¹ nebenbei bemerkt verschrieben für *Haerae* nach CIL v no. 8200. 8126. es lohnt sich also nicht, den spuren Jaekels in der etymologisierung dieser vermeintlichen göttin zu folgen.

schulung. wollte J. methodisch operieren, so durfte er nicht von dem axiom ausgehn, dass ein so gefeierter sagenheld wie Siegfried nur eine historische person und dann keine andere als Arminius sein könne, so durfte er nicht nach schillernden vergleichsmomenten in characterzügen und einzelnen vorgängen suchen, um mittels derselben schliesslich eine grosse historisch-poetische allegorie herauszustaffieren. was hilft es, wenn Arminius ein 'manu fortis' war und Siegfried grosse kraft besaß, wenn des Arminius frau auf *-elde* endigt ebenso wie Chriemhild? was hilft es, wenn Siegfried nach der einen version in Westfalen das schmieden lernte und den drachen tötete, nicht weit vielleicht von der gegend, wo Arminius einst den Varus schlug? muss Varus darum schon der drache sein? und wie der umstand, dass Siegfried den drachen 'mit andern untieren auf einem holzstosse verbrennt', daran erinnern soll, 'dass Varus kopf von seinem halbverbrannten leichnam getrennt und durch Marbod den Römern zugeschickt wurde' (s. 22), entzieht sich meinem verständnis. aber hinter dem drachen soll nun einmal die römische weltmacht stecken, welche die erde umschlingt (s. 20). schade nur, dass dabei so viele andere drachen germanischer und nicht germanischer mythologien ohne erklärung ausgehn. so ist es nur consequent, dass die Brunhild. welche Siegfried in der waberlohe erweckt, nicht das göttliche weib, sondern eine allegorische figur ist: das schlummernde deutsche volk, das Arminius aufrüttelt, und in ihrem späteren schicksal noch einmal in anderer beleuchtung das in seiner freiheit von Arminius gekränkte vaterland (s. 34). so mag man auch in Ezzel nicht den hunnischen Attila, sondern den cheruskischen Italicus suchen (s. 36) uam.; aber in ernste erwägung lassen sich diese dinge unmöglich ziehen. J. musste, wenn er die fundamente der bisherigen sagenkritik umstürzen und durch andere ersetzen wollte, notwendig den zusammenhang mit der gesamtgeschichte der deutschen heldendichtung aufnehmen, musste zunächst den geschlossenen stoffkreis der Siegfriedssage ruhig für sich betrachten und erwägen, ob sich die alte mythische geschichte nicht aus sich selber heraus besser und zusammenhangsvoller erkläre, als irgend ein historischer vorgang es vermag. damit wäre er freilich nicht zu seinen ergebnissen gelangt, sondern hätte den forschungen Lachmanns und Müllenhoffs nachgearbeitet, sich aber vielleicht für künftige eigene untersuchungen gefestigt. so kann der warme localpatriotische sinn, der das schriftchen durchzieht, uns die mangelnde kritik unmöglich ersetzen.

Straßburg i. Els., mai 1893.

R. HENNING.

Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache, nach eigenen neuen forschungen von KARL FAULMANN, k. k. professor in Wien. Halle a. S., EKarras, 1891—92. VIII und 421 ss. lex. 8°. 12 m. — fin de siècle sollte nicht vorübergehn, ohne uns ein würdiges

etymologisches wörterbuch unserer sprache zu beschenken. einem k. k. professor haben wir es zu danken; aber der verleger weiß uns Reichsdeutsche zu trösten: Halle ist die vaterstadt des verf., und 'zur freude' derselben hat das werk 'im schosse' dieses glücklichen ortes 'seine vervielfältigung durch den druck' erhalten. marktschreierisch, wie der umschlag mit dem roten reichsadler, ist hrn Karras ankündigung, die 'eine großartige entdeckung auf dem gebiete der sprachwissenschaft', 'neue sprachwissenschaftliche entdeckung des ursprungs der deutschen sprache', den 'nachweis der natürlichen entstehung sämtlicher wörter der deutschen sprache' ausposaunt und überhaupt nicht genug zu unterstreichen weiß. dass sie dabei stark deutschümelt, hat mich nicht befremdet.

Worin nun die neue entdeckung besteht, das lässt sich so einfach nicht sagen. zum teil beutet Faulmann nur in sinnloser weise ältere gedanken, berechnigte und unberechnigte, aus. auf grund eines bettelarmen wissens werden die wunderbarsten lautgesetze aufgestellt, dh. der zum teil wenigstens zweckvoll gedachte eintritt eines lautes für einen andern. zb. stammen *quingen*, *quimban*, *hinthan*, *(q)wöergen*, *(q)wöelgen*, *wringan*, *gilingan* ua., oder *schwingen*, *singen*, *schweigen*, *saugen* usw. von derselben wurzel oder eins aus dem andern. der ablaut, die kategorien von praesens und praeteritum, von activum und passivum, von singular und plural sind von uranfang als zweckvolle factoren vorhanden. zu allem tritt als 'sehr sprachbildendes' moment noch 'der vierfache sinn', der die bedeutungen '1. feindliches wollen, drehen; 2. wüten; 3. ruhig, friedlich sein, gedeihen; 4. vergehn' in denselben wörtern vereinigt. so wird dann von einem willkürlich construierten wahngebilde, welches als wurzel ausgegeben wird, begrifflich alles und lautlich ungefähr alles abgeleitet. und das ist die neue weisheit, die weder Bopp noch Grimm, weder Kluge noch Brugmann gefunden haben, sondern hr Faulmann. während sonst leute, die sich nicht wie die gewöhnlichen menschen ihr denken durch dinge wie logik und tatsachen beschränken lassen, mitunter doch unterhaltend sind, zeichnet sich diese sprachweisheit noch dazu durch geist- und geschmacklosigkeit aus. *bähen* ist verwant mit *wehen* und *wogen*. 'das wort *bähen* dürfte seinen ursprung in [so!] der mutterbrust gehabt haben, da diese während der zeit des säugens mitunter hart wird und dann durch warme umschläge wider in den flüssigen zustand gebracht werden muss [so!]; bedeutete somit 'bähen': gerinnen machen (wie auch bei geschwüren), so schließt sich *bdt* 'kot' an *pdhta* 'bähete' an, wie *qudt* 'kot' an *wdjan* 'wehen'. *mager* 'stammt von der wurzel *mah* eines sl. zw. **mēhhan* 'sich ausdehnen, lang hinziehen', welches von der 'vergangenheitmehrzahl' *migon* des st. vb. *mitgan* 'harnen' entstand; aus dem begriffe 'stark harnten' entstand der neue begriff der ausdehnung (des wassers), welcher in **mēhhan* vorliegt und in *mager* einen weiteren ausdruck findet (s. *mehr*'. diese bei-

spiele mögen für alles genügen. man wäre um eine auswahl doch in verlegenheit; denn ein artikel ist immer schöner als der andere, und höchstens verhältnisse, wie etwa *grube* : *graben* oder allenfalls *rauch* : *riechen*, sind vor dem entdeckter sicher. 7 der 10 lieferungen habe ich genauer untersucht, ob nicht hier und da wenigstens ein brauchbarer neuer einfall zu entdecken sei. aber abgesehen davon, dass das unter dem 2 artikel *kaus* gesagte zum teil vielleicht berechtigt ist und dass auch ich hinter *knabe* (und *knecht*) eher einen begriff wie 'knirps' als die wurzel *gen* 'erzeugen' vermute, hätte ich nichts zu vermerken. zu gunsten F.s dürfen wir noch einräumen, dass er die bedeutungen nicht übel zu definieren weiß und die grammatiken und wörterbücher sehr viel besser benutzt, als man es von derartigen leuten gewohnt ist. er steht also doch nicht auf dem standpunct des modernen gesundheitsapostels, der sich unter dem beifall seiner leute rühmt, nie ein medicinisches buch gelesen zu haben. ob auch F. in unseren merkwürdigen tagen sein publicum finden wird? unsrerseits raten wir den lesern, sich nicht in den sumpf locken zu lassen, wenn auch der reichsadler darüber schweht.

Bonn, mai 1893.

FRANCK.

De verbis quae in vetustissima Germanorum lingua reduplicatum praeteritum exhibebant thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat H. LICHTENBERGER. Nancy, Berger-Levrault et Cie., 1891. viii und 106 ss. gr. 8^o. — der verf., nach dem titel 'in facultate litterarum Nanceiensi colloquiis praefectus', behandelt das in letzter zeit viel besprochene problem, die verwandlung der ursprünglich reduplicierenden germ. perfecte in (scheinbar) ablautende, in vier capp. im ersten 'describuntur verba redupl. praet. exhibentia, qualia in singulis Germanorum dialectis apparent'; es ist eine ziemlich vollständige aufzählung der überlieferten formen, wobei die verba nach dem wurzelvocal des praesensstammes innerhalb der einzelnen dialecte geordnet werden. ich vermisste hier das verbum ahd. *erien*, *erren*, das mit seinem perf. *iar* aufzuführen gewesen wäre; weitere nebenformen zu ahd. *steroz* gibt jetzt Kögel, Beitr. 16, 500 f. ausserdem möchte ich bemerken, dass neuisl. *hjált* keine analogiebildung ist, wie L. s. 6 meint, sondern eine lautgesetzliche form, vgl. Sievers, Beitr. 16, 242, sowie dass das afries. ptcp. *e-fēn* s. 8 nicht auf **fenhina*-, sondern auf **fanhina*- zurückzuführen war, da der (einzelsprachliche) umlaut natürlich jüngeren datums ist, als der (gemeingermanische) übergang von *anh* in *āh*. auch war mhd. *iesch* als späte neubildung s. 9 nicht mit ahd. *heizan* usw. so ohne weiteres zusammenzustellen! — im 2 cap. 'enumerantur verba germanica red. praet. exhibentia, et vocabula a verbalibus stirpibus declinata'. hier werden, ebenfalls nach dem wurzel-

¹ s. 36 ist denn auch der sachverhalt richtig angegeben.

vocal geordnet, sämtliche verba mit höchst überflüssiger breite und zt. mit zu viel kühnheit etymologisch behandelt. ich habe das für die untersuchung völlig unnötige cap. nicht im einzelnen nachprüfen mögen. — in cap. 3 endlich 'De radice verborum praeteritum per iterationem primae syllabae informantium' setzt L. dieselbe arbeit insofern fort, als er zunächst über die wurzel-
auslautenden oder -erweiternden consonanten und sodann über die ablautsformen der wurzelvocale ausführlich handelt. ich corrigiere hier nur die behauptung (s. 74), dass *fegen* umlauts-*e* habe, während doch durch niederd. dialectformen unzweideutig ein *ē* als wurzelvocal erwiesen wird (vgl. meine Soester mundart § 58).

Erst im 4 cap., auf s. 77, kommt der bereits ungeduldige leser zu dem eigentlich interessanten teile der arbeit: 'De reduplicata syllaba'. neues bietet L. jedoch nicht, sondern schließt sich den schon gegebenen erklärungen an, indem er zb. ae. *heht* aus **héhait*, *reord* aus **rérōd* usw. ableitet. nur hat er versäumt zu erwähnen, dass das *eo* von *leolc* nicht lautgesetzlich sein kann. in der erklärungen von ahd. *steroz*, *scirum* usw. folgt er Lachmann, Grimm und Zarncke, die darin — wie ich glaube, mit unrecht — ein 'euphonisches' *r* erblicken. falsch ist sicher die erklärungen des ae. ws. praet. *wéoxun* (neben nordh. *wōxun*) aus einem ursprgl. **we-w(a)hsume*, **we-uhsume* (s. 83), da es offenbar eine jüngere neubildung, ein übertritt aus der *a*-classe in die analogie der redupl. verba ist, wie diesen verschiedene dialecte in späterer zeit häufig zeigen. im übrigen folgt L. den ausführungen Hofforys und des referenten in Kuhns Zs. 27, oder deren modificationen durch Kluge und Noreen-Ljungstedt in Pauls Grundr. i. es kam L. auch wol mehr darauf an, das bisher geleistete zusammenzustellen und aus den vorgebrachten erklärungen die ihm plausibelste auszusuchen, als neue versuche zur lösung des schwierigen problems zu machen. sein buch darf als ein fleissig und klar gearbeitetes specimen eruditionis bezeichnet werden, das für seinen zweck, die erwerbung des doctorgrades bei der Sorbonne (vgl. das vidi des decans und das imprimatur des rectoris am schlusse), jedesfalls völlig ausreichend war. die arbeiten von Ljungstedt, Ottmann und Holz hat er wol nicht mehr berücksichtigen können.

Gießen, märz 1893.

FERD. HOLTHAUSEN.

Mundart und schriftsprache im Elsass. von WILHELM KAHL. Zabern, H. Fuchs, 1893. viii und 62 ss. 1,60 m. — Volksmundart und volkschule im Elsass. von HEINRICH MENGES. Gebweiler, J. Boltze, 1893. x und 120 ss. 2 m. — die beiden schriften berühren sich in ihrem gegenstand sehr nahe, haben aber eine jede ihre eigentümlichen ausgangspunkte und ziele. dr Kahl, welcher bereits durch germanistische arbeiten sein grammatisches studium bewährt hat, fand als commissarischer kreisschulinspector veranlassung, zunächst

für die elsässische lehrerschaft die wichtigkeit einer wissenschaftlichen beschäftigung mit den einheimischen mundarten auseinander zu setzen, welche namentlich die gewöhnlichen fehler der schuljugend zu bekämpfen ermögliche. die einschlägige paedagogische ebenso wie die dialectlitteratur hat er in umfassender weise herangezogen und aus persönlicher erfahrung und überlegung manchen wertvollen beitrage hinzugefügt. einige kleine ungenauigkeiten, wie s. 16 die bezeichnung des Colmarers Gläser in Arnolds Pfingstmontag als vertreter des Sundgaus, oder s. 30 die angabe, das mhd. *ich gib* sei im vocal der 2 und 3 person angeglichen worden uä., wird man gern übersehen. die frage s. 37, ob *wil* im elsässischen noch die alte temporäre bedeutung 'so lange als, während' beibehalten habe, lässt sich aus den sammlungen des wörterbuchs der els. mundarten bejahen. K.s schrift, lebendig und klar geschrieben, wird ihrem zweck durchaus entsprechen.

Hr Menges, lehrer an der landwirtschaftsschule zu Rufach, hat den vorteil, im Elsass selbst geboren zu sein und durch eine ziemlich lange schultätigkeit seine meinung über die behandelte frage auch praktisch vielfach erprobt zu haben. es sind besonders die anregungen von Rudolf Hildebrand, von denen er ausgeht und deren übertragung auf die elsässische schule er sich angelegen sein lässt. eine fülle einzelner beobachtungen und sammlungen fasst er ansprechend zusammen. wie schon Schmeller für das bairische bemerkt hatte, dass die erste silbe von *beide* sich wie in *zwei* nach den geschlechtern unterscheide, stellt er s. 37 fest, dass das oberelsässische ebenso *beedi Fñess*, *boodi Händ*, *baidi Auge* nebeneinander treten lasse. solche vorzüge der mundart werden mit recht hervorgehoben. auch die verwertung der ortsnamen für diese untersuchungen wird in ein deutliches licht gesetzt. mit gutem grund sind diese erläuterungen vielfach an das deutsche lesebuch der elsässischen schulen angeknüpft, welches jedem lehrer zur hand ist. aber das eigentliche ziel dieser studien, ja die mittel dazu hat M. nicht ebenso deutlich und überzeugend angegeben als K. wenn der erstere von der gelegentlichen anführung mhd. und selbst ahd. wortformen spricht, so muss dies dem lehrer der volksschule gegenüber als gewagt, in der anwendung auf die schüler aber als geradezu bedenklich erscheinen. diese art von sprachvergleichung, die über mundart und mhd. schriftsprache hinausgeht, mag wol von einem einzelnen, der sich dazu vorbereitet hat und selbst das talent dafür besitzt, mit gutem erfolg geübt werden; verallgemeinert könnte sie nur irrtümer verbreiten. selbst an den aufstellungen des verf.s ist hie und da etwas nicht ganz richtig. s. 28 heisst es, *tw* sei infolge der 2 lautverschiebung in *zw* übergegangen, und als beispiele werden mhd. *twarc* und *twingen* angeführt. nach s. 29 soll zwischen *Wasgau* und *Vogesen* metathese bestehn. solche vereinzelte versehen fallen gegenüber den außerordentlich reichen, selbstange-

legten sammlungen des verf.s auf den verschiedensten gebieten des sprachlebens nicht schwer ins gewicht. diese sammlungen werden dem wörterbuch der els. mundarten sehr zu gute kommen, wie dieses überhaupt in den kreisen der elsässischen lehrerschaft eine hervorragende unterstützung gefunden hat. von dem geiste, der den deutschen unterricht gerade in den elsässischen volkschulen durchdringt, geben die beiden besprochenen schriften die erfreulichste kunde.

Straßburg i. Els., im juli 1893.

E. MARTIN.

Allgemeine metrik der indogermanischen und semitischen völker auf grundlage der vergleichenden sprachwissenschaft von RUDOLF WESTPHAL. mit einem excurs 'Der griechische hexameter in der deutschen nachbildung' von dr HEINRICH KAUSER. Bertin, Scavary u. Co., 1892. xvi u. 514 ss. 8°. 10 m. — was das buch an metrischem oder musiktheoretischem inhalt in sich fasst, hat zum größten teile schon in den bisherigen werken Westphals gedruckt vorgelegen und ist hier in höchst nachlässiger composition — in verworrener reihenfolge, mit widerholungen, störenden einschiebseln, in unverhältnismäßiger breite einzelner specialuntersuchungen — zusammengetragen. neu hinzugetreten ist ua. ein abschnitt über die französische verskunst, der auf 50 seiten manches sprachliche detail aus Lubarsch abschreibt, aber an metrischer charakteristik — die man in einer 'allgemeinen metrik' doch erwarten sollte — das dürftigste leistet. als bestandteile, die mit metrik nur in entferntestem zusammenhange stehn, seien die plaudereien über Jean Paul und Reuter s. 2 ff, die Schraderschen abhandlungen und übersetzungen chaldäischer gedichte s. 9 ff hervorgehoben. sehr entbehrlich ist auch der im titel genannte excurs über die deutschen hexameter, umsomehr als er von W.s stile, der eine gewisse vornehmheit und größe nie verleugnet, merklich absticht. der abschnitt über den germanischen versbau s. 56—190, 206—219 wiederholt die alten vierhebigen messungen des stabreimverses, vermengt für den altdeutschen reimvers excerpte aus Vilmar-Grein mit graecisierenden betrachtungen und führt die modernen kunstverse in den bekannten unerquicklichen kategorien vor ('katalektische tripodien', 'hypermetrische perioden des trochäischen maßes' usw.), wovon endlich einmal der neudeutschen verslehre die befreiungstunde schlagen möge!

Die correctur dieses teiles — nach s. ix noch von W. selber besorgt — ist derart ausgefallen, dass, von andern curiosa zu schweigen, die altdeutschen exempel von druckfehlern bis zur unkenntlichkeit und unbrauchbarkeit heimgesucht wurden. zwei vorgebliche Otfridverse wie: *ni was ër, thaz tiroht, ita sagen this ain* (s. 64), *es so spôs thiro fürzò* (s. 66) mögen den greuel der verwüstung veranschaulichen.

Dass die rhythmuslehre der modernen kunstmusik in den

stoxenischen begriffen einen organischen grundplan von der igen spannwite finde, kann ich nicht zugeben. man muss einfachsten stücke von Bach schon beschneiden, um sie nach scher weise in den griechischen rubriken unterzubringen, ohne s damit in übersichtlichkeit ein schritt über unsere noten- rift hinaus getan würde'. auch dem neudeutschen versbau gegenüber sind die antiken begriffsclassen unzulänglich, schon dem grunde, weil sie für den volkstümlichen, wahrhaft deut- en vers einfach keinen raum haben und den nach-opitzischen s von seinem vorgänger in verständnistötender weise los- sen. es ist bezeichnend, wie das Goethische gedicht 'Epi- mias' bei W. s. 215 den antiken rahmen sprengt. und wie ienge es erst mit den Goethischen sprüchen, wenn man auch versuchte in das classische gehege hineinzuzuqälen!

Das buch kann, alles in allem genommen, nur schmerzliches lauern wecken, dass der grofse verslehrer mit dieser tat von n schauplatze ruhmvollen würens abtreten musste.

Berlin, 4. september 1893.

ANDREAS HEUSLER.

Odds saga herausgegeben von R. C. BORR. (Altnordische saga- liothek 2.) Halle a. S., MNiemeyer, 1892. xxii und 124 ss. 8°. 0 m. — die textbehandlung ist dieselbe wie in der grofsen idener ausgabe, nur ist hier der anlage der sammlung ent- echend der varianten-apparat weggeblieben und nur die hauptbs. abgedruckt worden. sehr wertvoll für den anfänger sind die nnoten, welche kurze syntaktische und sacherklärungen geben d auf die einschlägige litteratur verweisen.

In der einleitung verzeichnet B. kurz die ergebnisse seiner engeschichtlichen untersuchungen Ark. f. nord. fil. 8, 97 ff d 246 ff. ein bleibendes resultat ist wol der nachweis, dass sage von Orvar-Odd von der russischen sage von Oleg, riks nachfolger, beeinflusst ist. bei Nestor heifst es von Oleg, s er durch den biss einer Schlange umgekommen sei, welche ge nach dem tode seines pferdes aus dem schädel desselben ch. dasselbe erzählt bekanntlich auch die saga von Orvar-Odd. ischer einfluss ist auch sonst deutlich im namen 'Bjálkaland lzland'. dem an. *bjálka*- entspricht russisch *bělka* 'eichhörn- en'. dieses *bělka* ist wider eine bildung von *bělu* 'weifs', und compositionen mit diesem wort bezeichnen entweder pelz- rk oder pelztier. beachtenswert ist auch der versuch B.s en historischen Orvar-Odd nachzuweisen. B. identifiziert den d mit dem Othère in Alfreds Orosius, der im 9 jh., also ein zeitgenosse von Grim, dem vater Odds, von derselben

¹ weshalb das D-dur-praeludium im zweiten teile des 'Wohltemperierten viers' immer und immer wider in W.s büchern als einziger vertreter der schung zwei- und dreiteiliger 'füfse' herhalten muss, ist nicht klar; bei ch wie auch wider bei Schumann und Brahms finden sich derartige fälle dutzenden.

gend, von Halogaland aus, eine Bjarmalandsfahrt unternimmt. die zusammenstellung der namen Odd und Ohthere ist freilich wenig bestechend. B. meint, Ohthere sei aus Odd entstellt; da es keinen dem an. Odd entsprechenden ags. namen gab, habe man den ähnlichen Ohthere eingesetzt. da ist es doch wahrscheinlicher, dass die sage den namen entstellt hat. ich gebe hier zu überlegen, ob nicht der Oddo pirata in einer beziehung zu Orvar-Odd steht. Saxo 192 heisst es von ihm: *vir magicæ doctus ita ut absque carina alium pererrans*. man denkt hier an die eigenschaft des Orvar-Odd, immer günstigen fahrwind zu haben, vgl. Beitr. 18, 73. — die entlehnungen von der Odysseus-sage hat B. richtig besprochen; es fällt nur auf, dass er Nyrops abhandlung Sagnet om Odysseus og Polyphem (Nord. tidskr. f. fil. 5, 216 ff) nicht berücksichtigt, die ihm das meiste schon vorweg genommen hat. — zur episode vom kampf auf Samsey verweise ich jetzt auf Beitr. 18, 109 ff.

Wir wünschen der Saga-bibliothek ein rasches gedeihen. wenn der woldurchdachte plan so durchgeführt wird, wie es die vorliegende probe erwarten lässt, so wird das nicht ohne günstigen einfluss auf die nordischen studien in Deutschland sein.

Wien, im juli 1893.

FERD. DETTER.

Gellerts dichtungen. herausgegeben von A. SCHÜLLERUS. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut, o. j. [datum der vorrede: oct. 1891.] vi, 28 und 385 ss. 8°. gbdn. 2 m. — die hauptschwierigkeit bei der herausgabe von Gellerts werken für ein grosses publicum ist die entscheidung, was von den schriften dieses schnell veralteten heute noch interessieren kann. Sch. hat die auswahl geschickt getroffen. von briefen und vorlesungen gibt er knappe proben, von den geistlichen oden und liedern eine stattliche, von den moralischen gedichten eine beschränkte sammlung; die 'Fabeln und erzählungen' druckt er vollständig ab. der text ist, wie hier und da erprobt wurde, zuverlässig. und da auch die einleitung über Gellerts leben und werke sehr erfreulich ist, sachkundig, unbefangen und anspruchslos, so gewinnt der leser ein vollständiges bild des menschen und schriftstellers. nur eins haben wir vermisst: der dramatiker Gellert, der nicht mehr veraltet ist, als der moralist, kommt gar nicht zu wort. Sch. hätte statt des reizlosen dritten buches der Fabeln und erzählungen 'Die kranke frau' abdrucken sollen, auf die mancher leser der Hamburgischen dramaturgie neugierig ist, sollte er auch nach der lecture enttäuscht sein.

Marburg i. H., im december 1892.

ALBERT KÖSTER.

Goethe der deutsche prophet in der Faust- und Meisterdichtung mit einem anhang der benützten, teilweise erst neu aufgefundenen quellen in Goethes werken, correspondenzen etc. von OTTO LUDWIG UMPFID. Stuttgart, ABonz u. Co., 1893. xvi u. 178 ss. gr. 8°. 3 m.

— die seltsame schrift kann keiner wissenschaftlichen kritik unterliegen. der verf., welcher übrigens eine ausgebreitete belesenheit in Goethes werken, besonders denen des späteren alters, besitzt, ist mit den grundbedingungen methodischer forschung nicht vertraut und folgt lediglich den kreuz- und quersügen seines subjectiven gedankenganges, dessen einzige objective wegweiser von dogmatisch-theologischer art sind. die schrift ist im wesentlichen eine erläuterung des Faust, während der Wilhelm Meister nur aushilfsweise herangezogen wird. für einen feuilletonisten wäre es leicht und dankbar, seinen witz an diesem neuen Faustcommentar zu üben; in dieser zs. scheint es angemessener darauf hinzuweisen, dass U. zur erklärang zwei bisher noch nicht genug berücksichtigte abschnitte aus Goethes werken herbeizieht: erstens die am schluss des achten buchs von Dichtung und wahrheit gegebene theo- und kosmogonie, welche sehr geeignet ist, das doppelverhältnis des Mephistopheles als verkörperung des bösen und mithelfer am guten zu verdeutlichen, und zweitens die im zweiten buch der Wanderjahre enthaltene ethisch-religiöse lehre von den drei 'ehrfurchten' (vor dem, das über uns, neben uns und unter uns ist), welche zum verständnis von Fausts läuterung und erlösung wesentliche beihilfe liefert.

Rom, sept. 1893.

OTTO HARNACK.

Der Cid. geschichte des Don Ruy Diaz, grafen von Bivar. nach spanischen romanzen von Joh. Gottfr. vHerder. schulausgabe, besorgt von dr W. BUCHNER. Essen, Bädcker, 1892. xvii u. 130 ss. 8°. cart. 1 m. — unter zugrundelegung der bekannten abhandlung über den Cid von Reinhold Köhler und der synoptischen ausgabe von Voegelin hat Buchner hier eine schulausgabe hergestellt, die man empfehlen darf. hervorgehoben sind nur die romanzen, die Herder mittelbar oder unmittelbar aus dem spanischen übersetzt hat; dagegen treten die erweiterungen Couchus aus der Bibliothèque universelle des romans durch kleineren druck in den hintergrund. wissenschaftliche bedeutung kommt der ausgabe nicht zu. der text ist an manchen stellen mit rücksicht auf schüler leicht retouchiert.

Marburg i. H., im december 1892.

ALBERT KÜSTER.

Untersuchungen zu Schillers aufsätzen 'Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen', 'Über die tragische kunst' und 'Vom erhabenen' ('Über das pathetische'). ein beitrage zur kenntnis von Schillers theorie der tragödie. von dr KARL GNEISSE. wissenschaftliche beilage zum programm des gymnasiums zu Weissenburg i. Elsass. Weissenburg, C. Burckardts nachf., 1889. progr. nr 494. 4°. iii und 37 ss. — es ist eine leider unbestreitbare tatsache, dass in der beurteilung der trauerspiele unsers größten deutschen dramatikers die ansichten der berufensten beurteiler einander nicht selten schroff gegenüberstehn. der grund für diese erscheinung liegt darin, dass einerseits allgemein

anerkannte grundsätze für die beurteilung der tragischen dichtungen nicht vorhanden, anderseits Schillers eigene anschauungen über die theorie der tragödie, nach welchen doch seine trauerspiele in erster linie gewürdigt werden müsten, manchmal seltsamen misdeutungen ausgesetzt gewesen sind. Gneisse, der bei einem gründlichen versenken in die erklärung und beurteilung der 'Maria Stuart' sich bei durchmusterung der einschlägigen litteratur einem wirrsal widerstreitender äusserungen gegenüber sah, hat es deshalb unternommen, in vorliegender arbeit einen beitrug zu einer alle wesentlichen äusserungen des dichters zusammenfassenden darstellung der theorie Schillers von der tragödie zu liefern. die offenbar zunächst zur klärung der eigenen anschauungen unternommene arbeit wird, da die gleichen voraussetzungen häufig widerkehren müssen, auch von vielen fachgenossen mit nutzen durchgearbeitet werden.

Die sorgsam durchgeführte arbeit zerfällt in eine anzahl von einzeluntersuchungen, in denen allen nach dem wortlaut der hist. krit. ausgabe Schillers anschauungen zusammengestellt und erörtert, sowie misverständliche auffassungen geschätzter gelehrter (Hoffmeister, Tomaschek, Überweg, Hemsén ua.) zurückgewiesen werden. in der litteratur ist G. wol bewandert, seine beurteilung der Schillerschen sätze ist scharf und eindringend, der ton seiner polemik sachlich und maßvoll.

In einem der arbeit vorausgeschickten vorwort (III—VIII) weist G. an der hand verschiedener urteile über Maria Stuart die bestehende unsicherheit der ästhetischen beurteilung der Schillerschen tragödie nach und stellt sodann fest, dass des dichters eigne theorie von der tragödie entweder aus unbegründetem vorurteil noch nicht genügend benutzt oder doch in wesentlichen puncten missverstanden worden ist. hieraus ergibt sich die notwendigkeit, diese theorie einmal im zusammenhange darzustellen — eine bisher noch ungelöste aufgabe. G. legt seinem 'beitrag' mit recht die abhandlungen zu grunde, in denen Schiller sich die feststellung der principien der tragödie zum ausschließlichen ziele setzt. diese sind: (1) 'Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen' (1792); (2) 'Über die tragische kunst' (1792), eine directe ergänzung des vorher genannten aufsatzes, sowie (3) 'Vom erhabenen' (1793). dieser letzte aufsatz wurde nur zum teil unter dem titel 'Über das pathetische' in die sammlung von Schillers werken aufgenommen. spätere äusserungen des dichters werden nur hier und da zur erläuterung herangezogen.

Dem vorwort folgen fünf kurze abhandlungen. in der ersten (1—8) wird die wirkung der tragödie, in der zweiten (8—17) die moralische zweckmäßigkeit in der tragödie nach den beiden ersten aufätzen Schillers erörtert. die dritte untersuchung (17—28) legt die gedanken des dritten, in seinem vollen um-

fange nicht jedermann leicht zugänglichen aufsatzes ausführlich dar und erörtert ihr verhältnis zu den beiden früheren. im vierten cap. (28—31) wird Schillers theorie der form der tragödie nach dem zweiten aufsatze kurz besprochen, und dann im fünften (31—34) eine übersichtliche zusammenstellung der wichtigsten gedanken Sch.s über die tragödie nach den drei aufsatzen geliefert. ein anhang (34—37) vergleicht Schillers ansichten über die tragödie mit der Aristotelischen theorie und hebt die puncte hervor, in denen das verhältnis der beiden ästhetiker zu einander nach den aus G.s untersuchungen gewonnenen ergebnissen in einem veränderten lichte erscheint.

G. hat in der vorliegenden arbeit ohne frage einen dankenswerten beitrage zu Schillers theorie der tragödie geliefert. leider hat er sich jedoch nur auf einen teil derselben beschränkt, nämlich auf die erörterung der von Goethes einfluss und erneuter praktischer kunstübung noch unbeeinflussten theorie aus dem anfang der neunziger jahre. es wäre wol der mühe wert und eine erwünschte ergänzung obiger ausführungen gewesen, wenn G. an der hand der briefwechsel und sonstiger äusserungen des dichters es unternommen hätte, in einem zweiten teile nachzuweisen, in wie fern die in Schillers frühesten aufsatzen niedergelegten gedanken in seinen späteren theorien verwertet oder umgestaltet wurden. G. wäre ganz der mann dazu, seinen 'beitrag' zu einer umfassenden darstellung der theorie Schillers von der tragödie auf grund des gesamten materials zu erweitern.

Cambridge, juli 1892.

KARL BREUL.

Wilhelm Tell. schauspiel von FRIEDRICH SCHILLER. edited with introduction, english notes, maps etc. by KARL BREUL, m. a., ph. d. Cambridge, University press, 1890. LXXVI u. 267 ss. 8°. 2 s. 6 d. — hält man im auge, welchem zweck diese ausgabe dienen soll, so ist sie reichen lobes wert. sie ist für den höheren schulunterricht oder für den niederen englischen universitätsunterricht bestimmt und zeichnet sich unter den zahlreichen derartigen werken vorteilhaft aus. sie enthält neben höchst elementaren unterweisungen, die dem deutschen leser lästig fallen, auch solche darlegungen, die nicht jedem geläufig sind. die einleitung berichtet angemessen über die entstehungsgeschichte und den stoff und mündet in den 'General remarks' in brauchbare ästhetische bemerkungen aus, für die besonders Freytags Technik des dramas glücklich verwertet worden ist. irrig ist s. xxxxi die bemerkung, dass Schiller beim blankvers des Carlos auch dem beispiel der Iphigenie gefolgt sei: diese erschien im selben jahre wie Schillers drama und beeinflusste das werk nicht. die metrischen bemerkungen sind z. t. ziemlich naiv, so zb. wenn es heisst (s. LIX): 'The rimes *e:d* are in most cases more objectionable to the eye than they are to the ear'. reime fürs auge sind wie farben fürs ohr; die schreibung ist ja ganz gleichgiltig! die sehr

ausführlichen notes sind sauber gearbeitet, verraten gute kenntnisse und großen fleiß des verfs., sind aber gröstenteils nur für Engländer von wert und nutzen.

Leipzig, 18 sept. 1893.

ERNST ELSTER.

Franz von Kleist. eine litterarische ausgrabung von dr JULIUS SCHWERING. Paderborn, Schöningh, 1892. 31 ss. 8°. 0,60 m. — unter genau demselben titel ist wenige monate früher bei CF Conrad in Berlin eine kleine publication von Paul Ackermann erschienen, die sich aber lediglich als eine leichtfertige compilation aus Goedeke, der Allg. deutschen biographie und Schwerings untersuchungen über Grillparzers hellenische trauerspiele erweist. dabei hat Ackermann sich und seinen helden weit überschätzt, hat aber einen glücklichen und lustigen nachweis geführt: dass nämlich in Könnekes Bilderatlas 'Schillers familienbild aus dem jahre 1797' nicht Schiller, Lotte und ihre beiden söhne, sondern Franz von Kleist, Albertine geb. von Jung und ihre beiden töchter darstellt. im übrigen ist die schrift von Ackermann wertlos, während Schwering seinem stoff völlig gerecht wird. viel ist ja über Franz von Kleist nicht zu sagen; er ist ein epigone von mäßiger begabung und interessiert nur durch seine beziehungen zu Wieland, zu Schillers gedichten 'Die götter Griechenlands' und 'Der taucher', sowie zu Grillparzers 'Sappho'. diese beziehungen hat S. klar erörtert. seinem schlussurteil über den dichter wäre hinzuzufügen, dass sich den politischen oden Kleists am würdigsten die gedichte anreihen, die aus seinem innigen liebes- und eheleben geflossen sind.

Marburg i. H., dec. 1892.

ALBERT KÖSTER.

ZWEI BRIEFE VON UHLAND.

Am 16 april 1825 schrieb Ludwig Uhland an den freiherrn Joseph von Lassberg: 'Im vorigen Spätjahr hatte ich mich viel mit Wolfram von Eschenbach beschäftigt, auch einiges niedergeschrieben; aber statt der erwarteten altfranzösischen Handschriften von Bern, welche mir zu gründlicher Behandlung dieses Dichters nöthig schienen, kam die Antwort, dass solche nicht abgegeben werden. Dieses nöthigte mich, den ganzen Abschnitt zurückzulegen und ich habe mich jetzt zu der deutschen Helden-sage gewendet'. (Briefwechsel zwischen Joseph freiherrn von Lassberg und Ludwig Uhland. herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870. s. 52; vgl. Ludw. Uhlands leben. aus dessen nachlass und aus eigener erinnerung zusammengestellt von seiner witwe. Stuttg. 1874. s. 205.)

Zu diesen worten Uhlands an Lassberg geben die beiden hier folgenden bisher ungedruckten briefe Uhlands eine nähere erkldrung. es sind die schreiben, welche Uhland oct. 1824, kurz nach seinem zweimaligen besuche in Bern im sommer desselben jahres (Uhlands

leben, s. 203) an die aufsichtscommission der Berner stadtbibliothek und an den prof. Johann Rudolf Wyss in Bern zum zwecke der erlangung eben jener handschriften gerichtet hat, von denen in dem briefe an Lassberg die rede ist. die beiden schriftstücke aus Uhlands feder stammen aus dem nachlass von J R Wyss, über dessen lebensumstände und litterarische tätigkeit der verfasser vorliegender zeilen in dieser Zeitschrift früher berichtet hat: Jacob Grimm und Johann Rudolf Wyss, Anz. III 204 ff. die briefe lauten:

1.

Stuttgart, den 21 October 1824.

Hochzuverehrende Bibliothekcommission!

Mit einer geschichtlichen Darstellung der älteren deutschen Poesie beschäftigt, ist es mir von grossem Interesse, die verwandten Denkmale der altfranzösischen Litteratur, wo dergleichen zugänglich sind, näher kennen zu lernen.

Die Bibliothek der Stadt Bern besitzt in dem Nachlass von Bongars mehrere altfranzösische Handschriften, hinsichtlich deren ich bei einem kurzen Aufenthalt in Bern mich überzeugen konnte, wie sehr eine genauere Einsicht derselben mir bei jener litterarischen Arbeit wichtig und förderlich seyn würde.

Im Vertrauen auf die wohlwollenden Gesinnungen der Aufsichtsbehörde dieser Bibliothek, erlaube ich mir daher die angelegene Bitte, dass mir die zwei Handschriften:

No 113 Li Romans de Loherens, de Parcheval le Galois etc. etc.

No 296 Les faits de Guillaume d'Orengis etc.

auf einige Monate hieher mitgetheilt werden möchten, indem mir meine Verhältnisse nicht gestatten würden, diese Handschriften an Ort und Stelle auf eine gründliche Weise zu benützen.

Sollte die gleichzeitige Mittheilung beider Handschriften Anstand finden, so würde ich meine Bitte zunächst auf die erstbezeichnete No 113 beschränken.

Den verehrlichen Mitgliedern der Commission nicht persönlich bekannt, darf ich mich auf das Zeugniß des Herrn Staatsraths von Kaufmann, der sich in Aufträgen der württembergischen Staatsregierung in die Schweiz begiebt, darüber berufen, dass mir die Handschriften ohne Besorgniß anvertraut werden können. Zugleich hoffe ich, durch beiliegende Anweisung auf ein dortiges Handlungshaus für die erforderliche Sicherheitsleistung gesorgt zu haben.

Für den Fall, dass mein Ansuchen geneigte Aufnahme findet, schliesse ich die Bescheinigung hier an. Herr Professor Wyss würde den Empfang der Handschriften und deren Versendung an mich freundschaftlich übernehmen.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung unterzeichne ich

Hochzuverehrender Bibliothekcommission
gehorsamster

Dr. Ludwig Uhland, Rechtsconsulent.

2.

Stuttgart, den 21 October 24.

Verehrter Herr Professor!

Ihrem freundschaftlichen Rathe gemäss übersende ich hierbei ein Schreiben an die dortige Bibliothekcommission, worin ich die Mittheilung der mich zunächst interessirenden altfranzösischen Handschriften nachsuche. Ich bitte Sie, von diesem Schreiben Einsicht zu nehmen und empfehle solches Ihrer Verwendung. Sie ersehen aus demselben, dass ich Ihre Güte noch weiter in Anspruch nehme, indem ich Sie bitte, wenn meinem Wunsch entsprochen wird, die Handschriften in Empfang zu nehmen und auf meine Rechnung verpacken zu lassen und zu versenden.

Es fügt sich gerade, dass Herr Staatsrath von Kaufmann in die Schweiz reist, welcher für mich Zeugnis geben will. Er wird gegenwärtiges Schreiben an Sie bestellen und seine Empfehlung beilegen. Auch ist er erbötig, die Handschriften, wenn sie verabfolgt werden, von Zürich aus mitzunehmen.

Ausserdem habe ich mittelst einer Beilage zu der Eingabe an die Bibliothekscommission für Bürgschaftsleistung durch ein dortiges Handelshaus gesorgt.

Kann ich beide Handschriften zugleich erhalten, so ist es mir freilich der Umständlichkeiten halber das angenehmste. Im andern Falle ist mir zunächst an No 113 gelegen.

Ich stecke schon tief in Eschenbachs Dichtungen und bin daher auf den Erfolg meines Gesuchs überaus begierig.

Gern hätt' ich in die Alpenrosen ein kleines Denkmal meiner Schweizerreise gestiftet. Aber meine Leier, die seit mehrern Jahren fast gänzlich verstummt ist, hat auch an den Alpen nicht geklungen.

Es hat mich sehr gefreut, durch Schwab, der Sie im schönen Interlaken getroffen, von Ihrem Wohlbefinden zu hören.

Mich zu freundlichem Andenken empfehlend, bin ich mit
Gruss und Hochachtung

der Ihrige
L. Uhland.

Dass Uhlands bitte um übersendung der in seinem briefe an die bibliothekcommission genannten handschriften vergeblich war, ist aus den oben mitgetheilten worten an Lassberg ersichtlich.

Lassberg, der wie mit Uhland so auch mit J R Wyss in lebhaftem briefwechsel stand (einundzwanzig briefe von ihm an Wyss sind im besitz des unterzeichneten), äufserte wegen des abschlägigen bescheides, den Uhland erhalten, den lebhaftesten unwillen gegen seinen Berner correspondenten. er schrieb am 30 april 1825 aus Eppishausen an Wyss: „Mein Freund Uhland in Stuttgart, dessen treffliche Abhandlung über Walther v. d. Vogelweide Sie gewiss mit Vergnügen gelesen haben, hatte nun den Wolfram von Eschilbach in Arbeit genommen; hierzu waren im ein Par Handschriften wälscher Minnesinger aus der Berner Bibliothek

nötig, allein deren Mitteilung wurde nicht gestattet! Prof. Beneke z. Göttingen, der Herausgeber des Bonerius und Wigalois, dem ich eine Handschrift des Ersteren auf der Basler Bibliothek entdeckt hatte, wünschte dieselbe zu conferiren; ich wendete mich deshalb an zwei Professoren der dortigen Universität, hatte aber nicht das Glück einer Antwort gewürdigt zu werden. Möchten doch die Schweizer hierin das Beispiel deutscher Universitäten nachahmen, die den Gelehrten ihre Handschriften mit der größten Liberalität mitteilen!

Und am 29 sept. gleichen jahres schrieb Lassberg an Wyss, er sprach von den verschiedenen veröffentlichungen der abbildungen alter burgen: 'Ich meines Ortes wünschte, dass ein tüchtiger Mann die Sängerbürgen herausgäbe und einen wackern biographischen Text dazu machte; letzteres könnte Niemand besser als unser Uhland. Wie kam es doch auch, dass man einem solchen Manne die Mitteilung eines altfranzösischen Lieder-Codex abschlug? Wollen es denn die Berner den schweizerischen Mönchen nachmachen, die wie alte Lindwürmer über jren literarischen Schätzen liegen?'

Aber Lassberg hatte im grunde doch unrecht, über Uhlands miserfolg in Bern so zu schelten. war ihm doch selbst die mitteilung der Weingartner handschrift für die fortsetzung seines 'Liedersales' in Stuttgart verweigert, ja diese nicht einmal Uhland ins haus gegeben worden, für Lassberg abschriften zu nehmen (Briefw. zw. Lassberg u. Uhland, s. 57). es war damals eben nicht der brauch, wertvolle handschriften auszuleihen, wenigstens nicht aufser landes. und dieser brauch hat bekanntlich an vielen orten bis in die neueste zeit gedauert.

Nicht ganz vier jahre später, im juli 1829, saß Uhland vergnügt im schlosse seines freundes des 'meister Sepp' zu Eppishausen. die Berner waren liberal genug gewesen und hatten die handschrift, deren Uhland jetzt wider bedurfte, in den Thurgau abgehn lassen.

Bern, 9 juli 1893.

LUDWIG HIRZEL.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHES.

VIII.

25. *he i/s* (satz 6).

In satz 6 steht das wort nur in den älteren formularen, wie sie zuerst für Nord- und Mitteldeutschland ausgefüllt wurden, hingegen in den jüngeren für Süddeutschland bestimmten wurde es durch *stark* ersetzt (vgl. den satzabdruck Anz. xviii 305), aber doch als einzelne vocabel am schlusse der übersetzung besonders aufgeführt; es ist daher zu beachten, dass die folgenden formen von *he i/s* in Süddeutschland (Baiern, Württemberg, Hohenzollern, Baden, Elsass-Lothringen) aufserhalb eines satzzusammenhanges stehn.

wenn hier also im nordwestlichen Lothringen um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk statt *hei/s* das synonymon *warm* überliefert wird, so scheint jenes dem dortigen dialect überhaupt fremd zu sein. nördlicher hat sonst in satz 6 *warm* (seltener *glütig*, *stark*) das *hei/s* verdrängt, besonders in den Moselgegenden zwischen Hochwald, Idarwald und Schnee-Eifel. in der östlichen hälfte der hochdeutschen enclave östlich der unteren Weichsel überwiegt *brüh*, das sonst nur noch vereinzelt um Fürstenberg a. d. Oder und Guben auftaucht.

Zum anlaut *h-* auf früher slavischem boden vgl. Anz. xix 106.

Die lautverschiebungslinie *t//s* stimmt zu der von *wasser* (Anz. xix 282) bis Ermsleben, wenigstens was die dort aufgezählten ortschaften anlangt, weiter zu der von *salz* (ib. 99) bis *Frankfurt*, der rest zieht über *Göritz*, *Cüstrin*, *Sonnenburg*, *Landsberg* (alle hart an der grenze) und endlich wie *ik/ich*. dieser linie sind wiederum östlich der Elbe auf nd. seite etliche verschiebende orte als ausnahmen vorgelagert, namentlich märkische städte (auch Berlin mit umgebung), für die auf Anz. xviii 410. xix 97. 99. 103. 282. 347. 358 zu verweisen ist. aber eine besonderheit findet sich an der mittleren Eder: hier gibt es längs der verschiebungsgrenze auf nd. seite von Fürstenberg bis Sachsenhausen ein kleines, im atlas 18 orte umfassendes gebiet mit der form *heiz*, sodass hier von w. nach o. sich *heit* (Medebach und Corbach), *heiz* (Fürstenberg und Sachsenhausen), *hei/s* (Waldeck und Naumburg) ablösen.

Nehmen wir bei betrachtung des nd. vocalismus als besonderheiten vorweg die form *hitt* nördlich des bogens Bremerhafen-Elsfleth-Rotenburg (a. d. Wümme) - Buxtehude-Travemünde (etliche *hett*, namentlich nordöstlich der Elbemündung, weisen auf offenes *i*), *hitt* (ohne *e*-schreibungen) in einem länglichen streifen, der im w. bis Wittingen, im o. bis Salzwedel, im s. nicht ganz bis Öbisfelde, im n. nicht ganz bis Lüneburg reicht, dasselbe *hitt* in einem kleinen gebiet am Frischen Haff südwärts von Frauenburg und Braunsberg, ferner *hett* (*hätt*) linksrheinisch von Geldern-Rheinberg abwärts, endlich eine kleine *hiët*-enclave um Remscheid herum, dann unterscheidet sich alles übrige nd. land nach monophthongischen (*ē*-) und diphthongischen (*ei*-) formen, deren verteilung im großen und ganzen sich vergleichen lässt mit der von *ō*- und *eu*-formen bei *müde* (Anz. xix 353). *hett*, *hät* herrscht an der unteren Hase und Ems von Fürstenau, Quakenbrück, Vechta über Haselünne, Kloppenburg, Friesoythe bis Papenburg und Emden; manche *hēt* sprechen hier noch für die jugend der diphthongierung, und anderseits führen versprengte *hett* südlicher im übrigen Emsgebiet zu dem gleich zu erwähnenden großen westfälischen diphthonggebiet hinüber. dasselbe *hett* siegte ferner am Rhein von Rees und Emmerich bis Isselburg und Anholt, sowie von Mörs und Duisburg über Angermund und Velbert bis Gerresheim,

Gräfrath, Höhscheid. dann aber erstreckt sich die diphthongierung von der ungefähren linie Gelsenkirchen-Olpe nordostwärts in breitem streifen, der gegen so. durch die lautverschiebungslinie bis zur Elbe begrenzt wird (nur ein gebiet zu beiden seiten der Diemel mit Borgentreich und Trendelburg, Liebenau und Hofgeismar, Grebenstein und Immenhausen hat *hēt* bewahrt), gegen nw. durch die sehr unsichere linie Gelsenkirchen-Lüneburg, gegen no. durch den *hitt*-bezirk bei Salzwedel und die deutliche scheide (*ei-orte cursiv*) *Calvörde*, Wolmirstädt, Magdeburg, *Schönebeck*; in diesem diphthonggebiet liegen zwei bezirke mit *heut* um Soest, Neheim, Beleke, Rüthen, Hirschberg, Warstein, Eversberg und um Salzuflen, Lemgo, Lage, Detmold, Blomberg, Horn, Steinheim, Schwalenburg; sonst überwiegt *hät* namentlich im w., während östlich der Weser ziemlich reines *heit* überliefert wird. von dem nordostzipfel dieses großen diphthonggebietes leiten dann vereinzeltere *heit* hinüber zur mecklenburgischen diphthongierung (immer *heit* geschrieben, doch durchsetzt mit etlichen *hēt*); ihre grenze zieht von Travemünde südwestlich etwa auf Bergedorf zu, von Bergedorf nach Lauenburg und folgt dann weiter ziemlich genau der mecklenburgischen landesgrenze, geradeso wie *meur* Anz. xix 353; wie dies setzt sich *heit* dann auch östlicher fort, folgt dessen grenze bis Dramburg, zieht aber dann weiter über Tempelburg, *Bärwalde*, *Ratzebuhr*, Jastrow, *Landeck*, Hammerstein, *Baldenburg*, *Rummelsburg*, *Berent*, *Schöneck*, Neustadt (auch hier gewöhnlich *heit*, vereinzelt *hait* geschrieben). *heit* endlich noch an der russischen grenze um Gollub, Strashburg, Gurzno. alles andre land nördlich der verschiebungslinie hat *ē*, an dessen stelle östlich vom 36 grade zahlreiche *ö* treten (auch in der hd. enclave *hēs* und *hös*).

Auf hd. boden ist zunächst ein ostdeutsches gebiet, für das im allgemeinen die form *hē/s* gilt, durch folgende bogenlinie abzutrennen (orte innerhalb dieses gebietes *cursiv*): *Güsten*, Aschersleben, Alsleben, *Cönnern*, Gerbstädt, Mansfeld, *Eisleben*, Allstädt, *Quersfurt*, *Wiehe*, Heldrungen, Weisensee, *Sömmerda*, Erfurt, *Weimar*, Ohrdruf, *Plaue*, *Ilmenau*, Zella, Wasungen, *Meiningen*, Ostheim, *Mellrichstadt*, Bischofsheim, *Neustadt*, *Brückenau*, Orb, *Rieneck*, *Lohr*, Stadtprozelten, *Dertingen*, Grünsfeld, *Aub*, Creglingen, *Uffenheim*, Scheinfeld, *Iphofen*, Aschbach, *Prichsenstadt*, *Gerolzhofen*, Eltmann, Zeil, *Hassfurt*, *Königsberg*, Ebern, *Sesslach*, Lichtenfels, *Coburg*, Cronach, *Sonneberg*, Teuschnitz, Ludwigstadt, *Probstzella*, *Lobenstein*, Lichtenberg, und weiter unsicher ostwärts aufs Erzgebirge zu. dem so abgeteilten ostdeutschen bezirke sind *ē*-formen eigen, nur Schlesien weist kleine ausnahmegebietchen auf (*he/s*, *hai/s* um Naumburg, Wartenberg, Freistadt, Neustädtel, um Trebnitz, Juliusburg, Oels, *hai/s* an der obersten Glatzer Neisse um Mittelwalde, *hai/s*, *hā/s* an der Oppa und um Katscher); *a*-schreibungen überwiegen um Eisleben, in dem ganzen vom

Thüringerwald südwestlichen teile, im Voigtlande und östlicher davon bis zum 31 grade, an der Oder zwischen den angegebenen *ei*-districten, im Glatzer kreise nördlich jener *hai/s*-ausnahme und östlicher längs der reichsgrenze; etliche *ö* an der oberen Ilm um Blankenburg und Stadt-Ilm.

Der von der westgrenze dieses gebietes und der verschiebungslinie gebildete hessisch-thüringische keil wird von *hei/s* ausgefüllt, das im w. bis zur grenze (*ei*-orte *cursiv*) Schlüchtern, Lauterbach (beide hart an der scheide), *Schlitz*, Grebenau, *Hersfeld*, Rotenburg, *Waldkappel*, Spangenberg, *Lichtenau*, Melsungen, Felsberg, *Gudensberg*, Fritzlar, *Züschen*, *Wildungen*, Frankenu sich erstreckt, im gebiet der unteren Werra vielfache *ei*, *äi*, längs der grenze von Rhön bis Thüringerwald vorwiegende *ai*, um Bischofsheim herum *oa* als vocalnuancen aufweist. das westlichere Hessen hat bis zur etwaigen linie Hilchenbach-Gießen *hē/s* und *hā/s*, jenes mehr in der nordöstlichen, dieses mehr in der südwestlichen hälfte; im s. zeigt die gegend des Vogelsberges unsichere buntheit von *hā/s* (um Grünberg, Herbstein), *hai/s* (Nidda), *ho/s* (östlich davon). fügen wir noch das Siegerland mit *hei/s*, *hai/s* hinzu, dann legt sich von dessen südpoint Hachenburg an um das ganze bisher beschriebene hd. land ein breiter gürtel mit *hā/s* herum, dessen äußere grenze verläuft über (*ā*-orte *cursiv*) Hachenburg, *Westerburg*, *Montabaur*, Ems, *Holzappel*, Braubach, den Rhein von St. Goar bis *Rüdesheim*, Kreuznach, Alsenz, *Kirchheimbolanden*, Grünstadt, *Pfeddersheim*, Frankenthal, den Rhein bis Germersheim, *Wiesloch*, Waibstadt, *Neckarsteinach*, Eberbach, *Erbach*, *Michelstadt*, Amorbach, *Wörth*, Klingenberg, *Freudenberg*, Miltenberg, *Külsheim*, Walldürn, *Boxberg*, Osterburken, *Ballenberg*, Möckmühl, *Widdern*, Neudenau, *Wimpfen*, Neckarsulm, *Heilbronn*, Lauffen, Beilstein, *Löwenstein*, Murrhardt, *Gaildorf*, *Vellberg*, Ellwangen, *Crailsheim*, Dinkelsbühl, *Feuchtwangen*, Wassertrüdingen, *Gunzenhausen*, Spalt, *Roth*, Allersberg, *Altdorf*, *Hersbruck*, *Velden*, *Auerbach*, *Grafenwöhr*, *Kemnat* (die letzten sechs unmittelbare grenzorte), *Wunsiedel*.

Das noch übrige land im w., südwärts etwa bis zu der ganz unsichern linie Busendorf-StWendel-Rastatt-Germersheim, hat *hē/s* und *hū/s*, sodass etwa der nordwestlichen ripuarischen hälfte *ē*- und der südöstlichen hälfte *ū*-färbung eigen ist; doch kommen, abgesehen von den schon oben erwähnten häufigen synonymen ausdrücken, noch kleine ausnahmebezirke in betracht, so um Köln mit *ei*, um Ahrweiler, Remagen, Unkel, Linz und nordöstlicher *ei*, zwischen Blankenheim und Adenau *ei*, um Coblenz, Ems, Boppard und südlicher *ai*, westlich davon an der Mosel bis Cochem *ā*. teilen wir ferner dem von obiger *ā*-grenze östlich des Odenwaldes gebildeten zipfel bis zum Neckar von Eberbach bis Gundelsheim (also mit Klingenberg, Miltenberg, Amorbach, Walldürn, Buchen, Eberbach, Osterburken, Adelsheim, Mosbach, Möckmühl, Neudenau)

die form *hā/s* zu, dann bleibt jetzt noch der im wesentlichen alemannische und bairische süden zu behandeln übrig.

Folgende grenze trennt von ihm ein westliches gebiet von *ei-* und *ai-*formen ab (orte mit solchen *cursiv*): *Lauffen, Besigheim, Bietigheim, Sachsenheim, Oberriexingen, Heimsheim, Weil, Calw, Zavelstein* (sämtlich hart an der grenze), *Bulach, Berneck, Altensteig, Dornstetten, Freudenstadt, Oppenau, Wolfach, Schiltach, Hornberg, Triberg, Vöhrenbach, Villingen, Bräunlingen, Neustadt, Löffingen, Stühlingen*; das Elsass schreibt etwa zwischen Breusch und Moder häufig *et* und *äi*, nördlich von Straßburg sogar eine enclave *ä*, ebenso das gegenüberliegende rechtsrheinische land um Renchen, Achern, Bühl *et* und *äi*; das gebiet der Blies nördlicher überliefert fast reines *ei*; sonst ist in dem ganzen bezirk *ai* das charakteristische, und das rechte Lauterufer südlich von Weissenburg hat sogar noch einen *ā*-bezirk. es schließt sich das westschwäbische *hoā/s*-gebiet an bis zu folgender ostgrenze (*oa*-orte *cursiv*): *Gr. Bottwar, Marbach, Ludwigsburg, Stuttgart* (alle dicht an der grenze), *Grötzingen, Tübingen, Rottenburg, Reutlingen, Pfullingen, Hechingen, Trochtelfingen, Gammertingen, Ebingen, Veringen, Sigmaringen, Friedingen, Messkirch, Pfullendorf, Waldsee, Ravensburg, Tettnang, Wangen, Lindau*; in der nähe der reichsgrenze und des Bodensees zahlreiche *ō*-schreibungen. hiernach ostschwäbisches *hoi/s* und *hoe/s* (beide schreibungen ziemlich gleich häufig) bis (*oi*-orte *cursiv*) *Dinkelsbühl, Öttingen, Nördlingen, Monheim, Donauwörth*, dem Lech folgend bis *Landsberg, Mindelheim, Memmingen, Kempten, Isny, Immenstadt*. in beiden schwäbischen gebieten wird häufig nasalierung des vocals angegeben. von dem südlichen teil der letzten grenze bis in die nähe des Lechs (sodass Schongau, Füssen und umgebungen ausgeschlossen bleiben) herrscht *hai/s*. der jetzt noch übrige bairische südosten schreibt consequent *hoā/s*, ausgenommen eine *hoi/s*-enclave mit *Heideck, Beilngries, Eichstädt*.

Es bleibt noch übrig einige endungsformen zu erwähnen: *hēte* erscheint an der Ruhr um Steele und Essen und nördlich und südlich davon, daran schließt sich *hetten* in und um Mülheim; *heite* gilt für ein der lautverschiebungslinie von Worbis bis Sachsa vorgelagertes gebiet, das auch Duderstadt noch umschließt; endlich herrscht *hēte* in einem langen streifen zwischen Elbe und Oder, zu dem von größeren ortschaften Jerichow, Genthin, Ziesar, Plaue, Pritzerbe, Rathenow, Friesack, Nauen, Ketzin, Spandau, Oranienburg, Biesenthal, Bernau, Eberswalde, Joachimsthal, Oderberg gehören.

Die dänischen übersetzungen schreiben *hēd, hēr, hē* oder bevorzugen die synonyma *stark* und *warm*. die Nordfriesen haben auf Sylt *warm*, auf den übrigen inseln *hiat, hiät, hiēt*, an der küste *hīt*.

Die eigenartige vocalverteilung bei *hei/s* veranlasste mich,

diesen bericht möglichst mechanisch zu gestalten, was demjenigen, der sich die beschriebene karte hiernach reproducieren will, nur zu gute kommen wird. auf die geschichte des wortes, namentlich in bezug auf formen wie *hitt* und solche mit endung, einzugehen ist hier nicht der ort.

26. *zwei* (satz 33).

Das zugehörige substantivum ist ein neutrum, sodass das einheitliche kartenbild durch die vielfach noch lebendigen masculinen und femininen formen nicht gestört wird.

Für die lautliche entwicklung des wortes kommt seine rolle als zahlwort in betracht, wofür auf *sechs* Anz. xviii 412 zu verweisen ist. der verlauf der anlautenden lautverschiebung *tw/zw* stimmt für die westliche hälfte zu dem der inlautenden *tt/tz* in *sitzen* (Anz. xix 357), nur dass für Geilenkirchen und Gerresheim, als unmittelbare grenzorte, schon *zw* bezeugt wird. jedoch vom Oberharz an schlägt die verschiebung einen weg ein, der mit dem der *s/x*-grenze von *sechs* im allgemeinen sich vergleichen lässt: Benneckenstein, Hasselfelde, *Stiege*, *Blankenburg*, *Derenburg*, *Halberstadt*, *Wegeleben*, *Gröningen*, *Schwanebeck*, *Oschersleben*, *Seehausen*, *Helmstedt*, *Neuhaldensleben*, *Calvörde*, *Tangermünde*, *Jerichow*, *Rathenow*, *Rhinow*, *Friesack*, *Ruppin*, *Rheinsberg*, *Fürstenberg*, *Lychen*, *Templin*, *Greiffenberg*, *Angermünde*, *Schwedt*, *Zehden*, *Schönfließ*, der rest im wesentlichen wie bei *sechs*. das hd. gebiet östlich der unteren Weichsel hat auch für diese *z*-verschiebung seine herkömmliche ausdehnung (vgl. *ek/ech*). dazu kommt dann aber noch, widerum wie bei *sechs* (aao., vgl. auch ib. 406), der äußerste osten des reichs mit der hd. verschiebung, deren grenze hier östlich von Labiau an der südostecke des kurischen Haffes einsetzt und über Wehlau, Allenburg, Gerdauen, *Nordenburg*, *Drengfurth*, *Rastenburg*, *Rössel*, *Sensburg* gen s. zieht. die durch verkehr und geschäftsleben bedingte lautliche emancipation des zahlwortes zeigt sich selbst im sonst so conservativen westen, wenn durch ganz Hannover und Westfalen versprengte *zw*- in übersetzungen erscheinen; die bei andern wörtern sich solche ausnahmen niemals erlauben. doch verläuft die verschiebungslinie an sich hier im westlichen stammlande wider normal und fest, während sie in jener östlichen hälfte zackig und schwankend ist und nicht nur nördlich manche *zw*, sondern auch südlich bis zur *ik/ich*-linie zahlreiche alte *tw* vor sich hat (eine ganze *tw*-enclave zb. noch zwischen Treuenbrietzen, Luckenwalde, Jüterbogk). bei dem unsicheren und nie übereinstimmenden verlauf aller der verschiedenen hd./nd. grenzen zwischen Elbe und Oder werden solche am weitesten nach n. ausweichenden linien, wie bei *sechs* und *zwei*, ungefähr das bild abgeben, wie sich hier höchst wahrscheinlich im laufe der zeit die allgemeine hd./nd. scheide vorwärtsschieben wird. — längs der französischen grenze in Lothringen wird öfter *sw*- geschrieben.

Der vocalismus des wortes stimmt auf nd. boden im wesentlichen zu dem von *heifs* (o. s. 95 f), nur dass zunächst die dort im gang erwähnten sonderformen *hitt*, *hett*, *hätt* hier alle durch gleichmässiges *twē* ersetzt werden. sonst stimmt bei beiden wörtern die verteilung der *ē*- und *ei*-formen im grossen und ganzen; doch entspricht dem *hett* bei Emmerich und Isselburg *twē*, und *ē* dort bei Mörs und Duisburg beginnende diphthongierung setzt er erst südlicher ein (s. u.); im gebiet der Leine südlich von annover dort reines *heit*, hier mancherlei *twāi*, *twā*, *twā*; zwischen der nordostgrenze des westfälischen diphthonggebietes (der Lüneburger Heide) und der südwestgrenze des mecklenburgischen der Elbe von oberhalb Hamburg bis Dömitz) vermitteln bereits zahlreiche eingesprengte *twēi*, *twāi*; die *ö* östlich vom 36 grade und hier viel vereinzelter, statt dessen namentlich in der hd. enclave zahlreiche *zwā* und im östlichsten verschiebungsgebiet nicht selten *zwei*, das um Gumbinnen, Stallupönen, Pillkallen, Schirwindt sogar bei weitem vorherrscht; durch alle nd. *twē*-gebiete tauchen vereinzelt *twēi* auf; eine besonderheit bildet endlich am westlichsten ende der verschiebungslinie ein *twiē*-gebiet mit Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg, Erkelenz, Gladbach, Viersen, Ülken, Süchteln, Kaldenkirchen, Kempen, Straelen; Mülheim a. Ruhr und umgegend hat *twia*.

Auf hd. boden ist namentlich die verteilung der md. *ē*- und *ei*-formen bei *zwei* eine wesentlich andre als bei *heifs*. aus dem mittleren teil der verschiebungslinie vorgelagerte *ei*-gebiet ist hier viel kleiner (*ei*-orte *cursiv*): Seehausen, Wanzleben, Thönebeck, Gommern, Barby, Calbe, Stassfurt, Güsten, Aschersleben, Alsleben, Cönnern, Gerbstädt, Hettstädt, Mansfeld, Eisleben, Ilstedt, Querfurt, Wiehe, Heldrungen, Cölleda, Weisensee, Sömmerda, Erfurt, Gotha, Waltershausen, Salzungen, Bisenach, Berka, Achsa, Hersfeld, Rotenburg, Spangenberg, Melsungen, Felsberg, Gudensberg, Fritzlar, Wildungen, Frankenau; die schreibung ist vorwiegend *zwei*, an der Werra öfter *zwāi*, *zwā*. alles östlich und südlich von diesem bezirk sich anschliessende land hat bis zu dem unter *heifs* beschriebenen breiten *ā*-gürtel *zwē* und *zwā*, zwischen denen wider der Thüringerwald schlechthin als scheide eingezogen werden kann; überall sind schon einzelne *zwei* eingedrungen, gegen o. mehr, gegen w. weniger. Schlesien hat durchgängig *zwē*, *zwāi* nur in einem kleinen grenzgebietchen an der Oppa, östlich *zwā* an der unteren Glatzer Neisse, dann an der Oder von Sprottau bis Breslau vorwiegend *zwei* und endlich weiter stromabwärts bis zum 52 grade ein grösseres gebiet mit *zwī*, *zwīē*, *zwīā*, *zwia*, das sich nach w. und sw. bis gegen Naumburg, Sagan, Sprottau, Grimkenau, Lüben, Liegnitz ausdehnt, aber auch noch genug *zwē*, *zwā*, *zwei* aufweist; sonst wider *zwā* um Eisleben und nördlich der südgrenze des königreichs Sachsen; einige *zwō* an der oberen Elbe.

Die nordgrenze des sich um dieses ganze *ē*- und *ä*-gebiet herumziehenden *ā*-gürtels stimmt im wesentlichen bei *heifs* und bei *zwei* überein, nur dass sie bei diesem von ihrer nordspitze aus in einem östlichen ausläufer noch Biedenkopf und Kirchbain einschließt und ebenso südlicher die gegend des Vogelsberges (östlich von Schotten und Wenings wider *zwoa*). die südgrenze entspricht der für *hā/s* beschriebenen nach den dort aufgezählten ortschaften bis Möckmühl, von wo südwärts unsicheres schwanken zwischen *zwā* und *zwai* herrscht, und wider von *Vellberg* bis *Velden* (nur für Dinkelsbühl wird schon *zwā* geschrieben), der rest verläuft über Auerbach, *Pegnitz*, Eschenbach, *Neustadt*, Kemnat, *Wunsiedel*.

Das noch übrige land im w. hat dem dortigen *hā/s* entsprechendes *zwā* consequent nur in der Pfalz und im untern Nahegebiet (von Kirn abwärts); dasselbe *zwā* ferner zwischen der Mosel einerseits und Hoch- und Idarwald anderseits, sowie südwestlicher um Sierk, Rodemachern, Diedenhofen; eine kleine *zwā*-enclave noch zwischen Adenau-Mayen und Sinzig-Andernach; endlich *zwē* im gebiet der Schnee-Eifel längs der reichsgrenze um StVith bis Prüm und Bitburg. sonst schreibt namentlich das ganze ripuarische dialectgebiet reines *zwei*, dessen vocal zu beiden seiten des Rheins die lautverschiebungsgrenze sogar nördlich noch überschreitet, sodass hier bis einschliesslich Dahlen, Rheydt, Kaiserswerth, Angermund, Velbert, Barmen, Remscheid *zwei* gilt (zu dem für sich stehnden *hiēt* um Remscheid fehlt also bei *zwei* die parallele). das Siegerland schreibt *zwai*, auch *zwaij*. das *ai* zieht sich dann von hier südwärts an der westgrenze des *ā*-gebietes entlang und ist weiterhin für das Moselfränkische, soweit es nicht *ä*-formen hatte, charakteristisch. lothringische *ei* leiten endlich hinüber in den elsässischen *ei*-district.

Für den alem. und bair. süden kann im grossen und ganzen auf die beschreibung des vocalismus von *heifs* verwiesen werden mit folgenden einschränkungen. es fehlt die *ä*-enclave nördlich von Straßburg; das *ä*-gebiet am Odenwald ist gegen s. kleiner, indem *zwai* den Neckar hier schon überschreitet und über Mosbach hinaus bis gegen Adelsheim hin herrscht; zu Dinkelsbühl s. o.

Die Dänen schreiben *to*, einige nördlichste orte und die insel Romö *tau*, Alsen und etliche orte südlich von Hoyer und Tondern *tu*; die Nordfriesen meist *tau*, die südöstliche hälfte von Föhr *taw*, die Halligen *taue*, verschiedene orte des gegenüberliegenden festlandes *tou*, *töu*, *töw*, *to*, *tu*, das Saterland *two*.

27. *schn*ee (satz 25).

Der für den nw. des reiches charakteristische anlaut *sn*- erscheint, in verschiedenem grade mit *schn*- wechselnd, etwa jenseits einer linie, die vom Rhein bis zum Harz der *ik/sich*-linie entspricht, nördlich am Harz entlang zieht und ganz ungefähr von

Magdeburg aus nach Swinemünde läuft; linksrheinisch nur noch wenige *sn-* von Geldern nordwärts; im o. häufigere *sn-* nur in Westpreußen zwischen der oberen Brahe und Landeck-Baldenburg. bei dem wechsel mit *schn-* wird man die schriftsprache oft in betracht ziehen müssen, zumal die leute dort auch beim hochdeutschsprechen ihr dialectisches *sn-* zu articulieren pflegen; umgekehrt schreiben die verfasser der dänischen übersetzungen ganz reines *sn-*, wie sie es allein aus der dänischen orthographie kennen. aber auch wenn man somit einen bestimmten teil der *schn-* hier im nw. aus schriftsprache und schreibgewohnheit erklärt, bleibt dennoch der procentsatz der schwankenden *schn-* und *sn-* in den einzelnen gegenden sehr verschieden: für Schleswig, Holstein, Mecklenburg, das land zwischen Elbe und Weser und die Nordseeküste wird ganz überwiegend *sn-* überliefert, dagegen ist zwischen Weser und Rhein *sn-* verhältnismässig viel seltner als *schn-*, obwol es nirgends ganz fehlt. hierin spiegelt sich nicht eine verschiedengradige annäherung des *sn-* an das nhd. *schn-*, sondern der verschiedene lautwert jedes dortigen *s* überhaupt wider: östlich der Weser, vor allem zwischen Weser und Aller, ist in der aussprache das alte *s* rein erhalten mit spitzer articulation, in Westfalen dagegen wird nicht mehr ein spitzen *s*, sondern ein mittellaut zwischen *s* und *š* gesprochen, der etwa dem polnischen *ś* gleichkommt und für die mundarten zwischen Weser und Rhein und am Niederrhein charakteristisch ist. man darf also sagen, dass bis zu der oben angedeuteten grenze in Nordwestdeutschland *sn-* und nicht *schn-* gesprochen wird und dass die unterschiede zwischen den verschiedenen *sn-* auf den unterschieden der dortigen *s*-articulation überhaupt beruhen. — wenn an der untern Weser, dann zwischen dieser und der untern Elbe, namentlich aber in Mecklenburg häufig *zn-* neben *sn-* geschrieben wird, so werden hier umgekehrte schreibungen vorliegen: man spricht dort schriftdeutsches *z* im anlaut häufig nicht als *ts*, sondern als *s* (analog dem *f-* für schriftdeutsches *pf-*), und man benutzte diese umgekehrte schreibung in den genannten gegenden, um das tonlose *s* in *sn-* gegenüber dem häufigeren tönenden *s* des anlauts (vor vocal) zu kennzeichnen; andre nd. gegenden haben im anlaut nur tonloses *s*.

Der vocal zeigt in Niederdeutschland die ähnliche entwicklung wie der des vorigen wortes. also: in Schleswig, Holstein und an der Nordseeküste *ē* mit vereinzelt *ei*, *eī*; als besonderheiten hier ein kleines *ei*-gebiet an der untern Oste und Elbemündung von Stade abwärts und ein kleines *ie*-gebiet im östlichen Wagrien von Lütjenburg-Eutin ostwärts ans meer; *eī*, *ai* vom Dollart und der untern Ems an deren rechtem ufer aufwärts, hier schon weiter südlich gehend (Osnabrück und umgegend hat nur noch *ei*) und in der gegend des Wiehengebirges und südwestlich davon in das gebiet der westfälischen diphthongierung mündend;

die grenze der diphthongischen formen am linken Elbufer von Hamburg bis Lenzen ist wider ganz unsicher, und es ist daher zu erwarten, dass hier die links- und rechtselbische (mecklenburgische) diphthongierung einmal zu einem grossen gebiete zusammenfliessen werden (bei *müde* sind beide auf der karte bereits zusammengefasst, vgl. Anz. xix 353); ebenso südlicher zwischen Salzwedel, Wittingen, Gardelegen bunter wechsel von *ē*, *ei*, *ai*; der *ē*-district an der verschiebungslinie nördlich von Cassel erstreckt sich bei *schnee* noch westlicher, sodass er noch Zierenberg, Wolfhagen, Landau, Arolsen, Corbach, Fürstenberg umschliesst; von den *eu*-bezirken westlich der Weser ist hier das westlichere viel kleiner und schliesst von grösseren orten nur Soest und Neheim ein; ein drittes gebietchen mit *eu* um Hildesheim; sonst hier im grossen diphthonggebiet im w. wider vorwiegend *ai*, am Rothaargebirge und nördlicher *ai*, im übrigen *ei* bis auf eine grössere enclave östlich von Hannover mit Burgdorf, Celle, Gifhorn, Braunschweig, Schöppenstedt, für die *ie* überliefert wird, das versprengt dann noch südwestlicher bis in die gegend von Bockenem und Goslar auftritt, hier bunt mit *ei*, *ai*, *ai* wechselnd; östlich der Weichsel *ē* (*ä* am untern Pregel und um Bischofstein), jedoch *ie* (so die schreibung) häufiger zwischen Saalfeld, Mohrungen, Liebemühl und dann das ganze gebiet beherrschend, das östlich und südöstlich des bogens Bischofsburg-Rössel-Bartenstein-Tapiau-Insterburg-Goldap liegt, und versprengt noch darüber hinaus; für sich steht noch eine grössere *schnei*-enclave mit der grenze (*ei*-orte *cursiv*) Barby a. d. Elbe, Loburg, *Görtzke*, Ziesar, Brandenburg, *Saarmund*, Potsdam, *Teltow*, Cöpenick, *Alt-Landsberg*, Biesenthal, *Freienwalde*, Oderberg, *Zehden*, Schwedt, Schönfließ, *Bärwalde*, Neudamm, *Fürstenfelde*, südlich davon auf die Oder und ihr bis *Lebus* folgend, Frankfurt, Müllrose, Beeskow, *Storkow*, Buchholz, *Golssen*, Luckau, *Sonnenwalde*, Finsterwalde, Kirchhayn, *Schlieben*, Herzberg, Annaburg, *Schweinitz*, Jessen, Seyda, Zahna, Coswig, Roslau, Zerbst (die letzten neun hart an der grenze); vom nieder-rheinischen seien hier nur die kleinen bezirke mit *ej* um Goch, Calcar, Cleve, Cranenburg und mit *ia* um Mülheim a. d. Ruhr, Velbert, Barmen erwähnt, sonst hierüber gleich im zusammenhang mit dem ripuarischen.

Für die hd. mundarten hört der vergleich der vocalismen von *schnee* und *zwei* natürlich auf. dagegen lässt sich hier, wenigstens im grossen und ganzen, und in Süddeutschland deutlicher als in Mitteldeutschland, eine entwicklungsverwantschaft zwischen dem *ē* in *schnee* und dem *ō* in *grofs* (Anz. xix 348 f) constatieren. dem dort beschriebenen *grū/s*-gebiet im w. entspricht *schnie*; seine grenze gleicht der *grū/s*-grenze im allgemeinen bis Lauterbach (zwei isolierte kleine *schnie*-enclaven noch an der Nahe oberhalb Bingen und oberhalb Kreuznach), zieht dann aber östlicher über *Alsfeld*, *Kirtorf*, Neustadt, *Rauschenberg*, *Gemünden*,

Frankenau, Waldeck, folgt der *ik/ich*-linie westwärts bis Elberfeld und stimmt in ihrem nördlichen rest wider zu jener *ū*-linie; aus diesem gebiete heben sich zwei grössere enclaven als besonderheiten für *schnee* heraus, die eine mit *et* und der grenze (*et*-orte *cursiv*) Gangelt, Geilenkirchen, Heinsberg, *Erkelenz*, Dahlen, Gladbach, Dülken, Viersen, Neufs, Düsseldorf, Gerresheim, Mettmann, Merscheid, Hörscheid, Leichlingen, Opladen, Burscheid, Gladbach, Mülheim, Deutz, Brühl, Lechenich, Euskirchen, Zulpich, Cornelismünster, Stolberg, Aachen, und die andere mit mehr *et*, *ej* in der westlichen, mehr *di* in der östlichen hälfte und der grenze Haiger, Laasphe, Biedenkopf, Wetter, Marburg, Rauschenberg, Kirchhain, Kirtorf, *Homburg a/O*, Grünberg, Laubach, Lich, Grüningen, Butzbach (die letzten vier unmittelbare grenzorte), Weilburg, Runkel, Hadamar, Westerburg, Driedorf; ferner sind an der *ik/ich*-linie zwei kleine ausnahmegebiete mit *ē* von Hilchenbach über Siegen südwärts und mit *ēe* um Eckenhagen (als südliche fortsetzung des nd. *ē*-streifens) zu erwähnen (vgl. dort *groa/s* *groe/s*); sonst ist *ie* die gewöhnliche schreibung (ob als *ī* oder *ie* zu lesen, ist selten zu entscheiden). auch dem zweiten grossen *ū*-gebiet des ostens entspricht *schnie*, nur ist es gegen w. eingeschränkter, wo seine grenze über (*ie*-orte *cursiv*) Sondershausen, Grossenehrich, Greußen, Tennstedt, Gebesee, Gotha, Ohrdruf, Ilmenau, Eisfeld, Coburg, Sesslach, Ebern, Bamberg und weiter die Regnitz hinauf nach Erlangen zieht; zwischen diesem *ie*-gebiet und dem nördlichen niederdeutschen vermittelt *schnee* längs der *ik/ich*-linie in derselben ausdehnung wie dort *grō/s* zwischen *grū/s* und *grōt*; auch sonst ist *schnee* schon überall verstreut zu finden, und dreimal bildet es deutliche enclaven: nördlich vom Erzgebirge innerhalb des rahmens Schöneck - Auerbach - Greiz - Crimmitschau - Waldenburg - Frankenberg - Zschopau - Marienberg, an der oberen Glatzer Neisse südlich von Habelschwerdt-Landek, zwischen Oppa und Oder bis Neustadt-ObGlogau im n.; Schlesien hat sonst *schnie* wie *grū/s* und im *grau/s*-gebiet *schnei*, *schnai*, an seinem rande *schnee*; *ie*-bezeichnungen besonders häufig nördlich und nordwestlich von Dresden und westlich vom 29 grade (mit *ia* durchsetzt); endlich ein *schnia*-bezirk am oberen Main und an der Rodach bis zum Frankenwald hin mit den grenzorten Schesslitz, Weismain, Burgkundstadt, Steinach und Sesslach, Coburg (schreibt selbst -ee), Neustadt, Sonneberg. der grenzstreifen mit *schnee* nördlich an der *ik/ich*-linie setzt sich westwärts über Nordhausen, Bleicherode bis Heiligenstadt als *schnä* fort (neben *grā/s*), ein schmaler uferstreifen rechts der Werra von Wanfried bis Witzenhausen hat wider *schnee* (neben *grō/s*). west- und südwärts jedoch schliesst sich ein *schnei*-gebiet an (anders als bei *gro/s*): es geht nördlich von Cassel in den nd. diphthongbezirk über, wird im w. und o. von den beschriebenen *snee*- und *schnie*-grenzen, im s. von der linie (*ei*-orte *cursiv*) Alsfeld, Grebenau, Schlitz, Hünfeld, Geisa, Vacha,

Berka, Eisenach, Waltershausen, Ohrdruf umzogen, reicht gegen no. bis zur Hainleite (vgl. *grou/s*) und zeigt in der gegend von Gudensberg, Felsberg, Melsungen vielfach eingestreute *-ee*, zwischen Allendorf und Eschwege *-ie*, um Spangenberg und Rotenburg *-ej*, zwischen Hersfeld, Hünfeld, Vacha *-di* und *-eu*, rechts der Werra *-ei*, *-di* uä. in Süddeutschland gilt für Baiern dem *grou/s* entsprechendes *schndi* (auch *-ai*, *-ei*, *-oi* uä.) nur in der nördlichen hälfte bis Donau und Regen (die westgrenze wie die bei *grou/s*, nur Windsbach schreibt schon *schndi*), die südliche überliefert reines *schnee* (wie auch schon vielfache *grō/s*). dem westlicheren *groa/s*-streifen paralleles *schnea* reicht im n. bis zum Thüringerwald (gegen nw. bis zur linie Bischofsheim-Fladungen-Wasungen-Schmalkalden), sonst stimmt im allgemeinen die grenze des ersteren (nur Neu-Ulm schreibt noch *schnai*); in bezug auf schreibungen überwiegt strichweise (von n. nach s. betrachtet) *ea*, *ed*, *eē* bis Münnerstadt, Königshofen, *ia* bis Hammelburg, Schweinfurt (von dem gegenüberliegenden *schnia*-district am oberen Main scheidet ein schmaler *schnee*-streifen, der nördlicher noch bis Hildburghausen-Eisfeld reicht und südlicher das linke Regnitzufer bis Höchstadt und Herzogenaurach begleitet), *ea*, *da* bis Würzburg, Steigerwald, *ä* bis Mergentheim, Windsheim, Heilsbronn, *da* bis zur Donau, *ea* südlich von ihr; versprengte *schnee* besonders rechts vom Lech, und an beiden ufern der Iller von Memmingen bis Immenstadt eine *schnō*-enclave. die grenze des schwäb. *schnai* *schnae* stimmt im wesentlichen zur *grau/s*-grenze in bezug auf die dort hergezählten ortschaften, nur gebe man unter ihnen Buchau, Riedlingen, Spaichingen, Wildbad, Pforzheim, Bietigheim, Murrhardt die entgegengesetzte grenzrolle. *schndi* am Odenwald wie *grou/s*, nur im s. liegen die bei letzterem genannten orte von Widdern bis Schwetzingen schon außerhalb des gebietes, das hier vielmehr vom Neckar etwa abgeschlossen wird; ein kleiner *schnei*-bezirk außerdem noch nordöstlicher um Lohr, Gemünden, Rieneck. für die *grou/s*-enclave am Haardtgebirge fehlt die parallele bei *schnee*. der rest hat *schnee*, das im westlichen Lothringen jenseits Nied und unterer Saar bunt mit *schnei* und *schnie* wechselt, zwischen Rhein und dem schwäb. gebiet seltener, am Kocher, sowie an den west- und nordabhängen der Rhön und besonders in dem zipfel an der Werra überwiegend durch *schnd* ersetzt wird.

Die Dänen überliefern *snee*, für Alsen *snie*. Sylt, Amrum, Föhr schreiben *snē*, *snä*, die Halligen *snte*, das gegenüberliegende festland *snai* und *snī*.

28. *bruder* (satz 33).

Das wort ist nach stammvocal und inlautender consonanz zu vergleichen mit *müde* (Anz. xix 351 ff). die entwicklung des vocals zunächst ist bei beiden paradigmata durchaus parallel, sodass ich mich hier auf folgende abweichungen und einzelheiten beschrän-

ken kann. von den bei *müde* aufgeführten orten, die in der nähe der nordgrenze des obd. und md. vocalismus liegen, sind folgende bei *bruder* auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie zu setzen: Salmünster und Soden, Burg, Ziesar, Plaue, Pritzerbe, Cremmen, Zehden, Soldin. der bair. nordgau hat *broud-* (mit *bruad-* durchsetzt), gegen s. aber nur bis zur ungefähren linie Rötze-Eichstädt. auch sonst entspricht den *et*, *öi*, *äi* bei *müde* *ou* bei *bruder*, dem *ö* und *ē* hier *ō*. von den hauptorten der grenze zwischen obd. diphthong und md. monophthong liegen Pfalzburg, Steinbach, Eppingen, Schweigern, Forchtenberg, Bischofsheim, Iphofen, Ansbach hier auf der andern seite der linie, aber alle in ihrer nächsten nähe. Wasungen und umgegend hat *bruid-*, das thüringische gebiet von Erfurt nordwärts (jedoch im w. nicht bis Waltershausen reichend) *brued-* (seltener *bruad-* *bruod-*). östlich der Elbe im *ū*-gebiet, soweit es nördlich der *ik/ich*-linie liegt, zahlreiche *ue*, *ua*, *uo*, doch auch noch eingestreute nd. *ō*. im obd. diphthonggebiet schreibt das Elsass vorherrschend *ūa* (daneben viele *ūe*, *ūā*, *ūō*, nördlich von Straßburg auch *ōa*, *ōe*, *ōā*, dazwischen noch überall *ua*, *ue*); ein zweites *ūa*-gebiet umgibt den Bodensee bis zu der grenze (*ūa*-orte *cursiv*) Schopfheim, Säckingen, Zell, Schönaue, Todtnau, Neustadt, Löffingen, Bräunlingen, Donaueschingen, Vöhrenbach, Villingen, Spaichingen, Rottweil, Schömberg, Ebingen, Veringen, Sigmaringen, Scheer, Buchau, Waldsee, Ravensburg, Tettnang, Wangen, Lindau (mit den häufigen schreibungen *ūe*, *ū*, *ia*, *iē*, *i*); sonst ist *ua* am verbreitetsten, woneben westlich vom Lech vielfach *ue*, *uo* auftreten; zwischen Rhein und Schwarzwald überwiegen *ue*, *uā*; im schwäb. wiederum nasalierung des vocals. im hd. monophthonggebiet überall *ū*, nur noch eine thüring. *o*-enclave südlich von Erfurt bis zur oberen Ilm mit Plaue und Gehren (bei *müde* nur in letzterem und wenigen nachbarorten *ē*); zwischen der oberen Eder und der nd. grenze um Berleburg, Hallenberg, Frankenberg *ū*; westlich von Meissen etliche *ui*, desgl. am Bober um Löwenberg und Lähn; nordöstlich von Glogau um Fraustadt herum zahlreiche *iu*.

Auch westlich und nördlich dieser obd. und md. lande stimmt die verteilung von mono- und diphthongischen formen im wesentlichen zu der bei *müde*. daher *ou* südlich der Mosel, noch bunt durchsetzt mit *ō* und *ū*, und in der beschriebenen hessischen ecke, hier namentlich in ihrer westlichen hälfte noch mit *ō* untermischt; doch fehlt die enclave um Kaldenkirchen; *au*, *ou* ist an der unteren Ems beschränkter, es gilt hier nur für das Bourtanger moor und nördlich der Hase um Kloppenburg und Friesoythe; dagegen hat die unterste Ems und überhaupt Ostfriesland jenseits der linie Papenburg-Wilhelmshaven *ō*; dasselbe *ō* noch südlicher in zwei kleinen districten längs der reichsgrenze, an der Vechte um Nordhorn und Neuenhaus, an der Berkel um Stadtlohn und Vreden. von dem *au*-gebiet nördlich der Hase

führen versprengte diphthongformen dann wider hinüber zu dem großen diphthonggürtel, der von Westfalen bis an die Ostsee reicht; seine für *müde* beschriebene grenze¹ gilt auch im großen ganzen für *bruder*, wenn man von den dort genannten orten Salzwedel, Bärwalde, Friedheim, Nakel, Neustadt auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie bringt und diese im w. einengend nicht über Dortmund und die untere Lenne hinausgehn lässt, obwol versprengte *ou* noch westlicher bis an die niederfränk. grenze hinüberreichen. innerhalb dieses großen complexes ist *au* die allgemeine schreibung; *ou* besonders längs des nordwestrandes und an der Elbe, hier noch häufig mit *ō* wechselnd; *du* am Rothaargebirge und nördlicher im Ruhrgebiet von Neuenrade-Camen ostwärts über Soest bis Gesecke und Salzkotten und dann zwischen Teutoburger Wald, Solling und Süntel, hier mit *eu*, *eo*, *ew*, *ewo* wechselnd; viele *du* von hier noch östlicher in breitem gürtel südlich um Hannover herum, bis sie westlich von Braunschweig zwischen Fuse und Oker in *ā* und *ai* auslaufen; endlich noch zahlreiche *du* (mit mannigfachen varianten) im o. zwischen Küddow und Brahe. die monophthongischen gebiete haben *ō*, das südlich der Eifel mit *ū* und mit *au* im kampf liegt. eine sonderstellung nimmt der Niederrhein ein, dem bis Geldern-Rheinberg-Wesel-Isselburg *ū*, südlicher und östlicher bis Straelen-Kempen-Werden-Borken *ū* eigen ist, *ū* auch in einem isolierten bezirk um Aachen und Eschweiler; und um Velbert, Ratingen, Mettmann, Wülfrath, Remscheid wider eine enclave mit *ue* (*ua*, *uo*).

Der vergleich der vocalentwicklungen von *bruder*, *müde*, ferner *groß*, *tot*, *brot* (Anz. xix 347 ff), endlich *heiß*, *zwei* und *snee* (o. s. 95 ff) führt, von allen einzelheiten abgesehen, zu folgendem allgemeinen resultat: $\bar{e} < \text{germ. } ai \text{ (schnee)}$ hat mit $\bar{o} < \text{germ. } au \text{ (groß usw.)}$ nur in den hd. mundarten eine parallele geschichte, dagegen ist in den nd. mundarten $\bar{e} < \text{germ. } ai \text{ (schnee, heiß, zwei)}$ nicht dem $\bar{o} < \text{germ. } au \text{ (groß)}$, sondern dem $\bar{o} < \text{germ. } \bar{o} \text{ (bruder, müde)}$ analog entwickelt.

Einige kleine bezirke mit verkürztem monophthong in *bruder* sind dieselben, für welche verdoppelung des folgenden consonanten gleich zu erwähnen sein wird.

Die entwicklung des inlautenden dentals ist natürlich ebenfalls verwant mit der in *müde*; aber das sehr verschiedene vorkommen und fehlen der endung bei beiden paradigmata hat auch die wandlungen des *d* sehr verschieden gestaltet, und da auch im einzelnen die abweichungen der analogen grenzlinien sehr beträchtlich sind, so verfare ich am kürzesten, wenn ich die von *bruder* selbständig beschreibe. die ungefähre linie, in

¹ Anz. xix 353 zeile 24 lis 'von Remscheid' statt 'vom Rhein' und zeile 10 v. u. schiebe hinter 'Dorsten-Mülheim (a. d. Ruhr)' noch 'Mülheim-Barmen' ein.

deren s. und o. das *d* im allgemeinen erhalten ist, verläuft hier (*d*-orte *cursiv*): *Schleiden*, *Gemünd*, *Montjoie*, *Cornelimünster*, *Stolberg*, *Düren*, *Eschweiler*, *Aldenhoven*, *Jülich*, *Linnich*, *Bergheim*, *Grevenbroich*, *Neuß*, *Düsseldorf*, *Kaiserswerth*, *Angermund*, *Ürdingen*, *Duisburg*, *Kettwig*, *Werden*, *Velbert*, *Langenberg*, *Barmen*, *Schwelm*, *Lüttringhausen*, *Remscheid*, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*, *Gummersbach*, *Waldbröl*, *Blankenberg*, *Altenkirchen*, *Linz*, *Engers*, *Montabaur*, *Ems*, *Lahnstein*, die Mosel aufwärts bis *Berncastel*, in unruhigem zickzack südwärts bis *Saargemünd*, *Bitsch*, *Pirmasens*, *Bergzabern*, *Rheinzabern*, *Landau*, *Edenkoben*, *Deidesheim*, *Lambsheim*, *Frankenthal*, den Neckar aufwärts bis *Mosbach*, *Buchen*, *Amorbach*, *Neustadt*, *Wörth*, *Aschaffenburg*, *Gelnhausen*, *Wachtersbach*, *Büdingen*, *Wenings*, *Schotten*, *Herbstein*, *Lauterbach*, *Schlitz*, *Grebenu*, *Hersfeld*, *Vacha*, *Berka*, *Rotenburg*, *Spangenberg*, *Lichtenau*, *Cassel*, (wider gen w.) *Niedenstein*, *Gudensberg*, *Züschen*, *Fritzlar*, *Wildungen*, *Frankenau*, *Frankenberg*, *Battenberg*, *Hallenberg*, *Berleburg*, *Schmallenberg*, *Winterberg*, dann wie bei *müde* bis zum Harz und westlich um seine hd. colonien herum, *Goslar*, *Wernigerode*, *Halberstadt*, *Schwanebeck*, *Oschersleben*, *Seehausen*, *Helmstedt*, *Königslutter* (alle in der nähe der grenze), *Oebisfelde*, *Clötze*, *Gardelegen*, *Tangermünde*, *Jerichow*, *Arneburg*, *Sandau*, *Rhinow*, *Neustadt*, *Fehrbellin*, *Ruppin*, *Lindow*, *Zehdenick*, *Templin*, *Lychen*, *Joachimsthal*, *Greiffenberg*, *Angermünde*, *Schwedt*, *Schönfließ*, *Soldin*, *Berlinchen*, *Woldenberg*, *Arnswalde*, *Reetz*, etwa die Ihna abwärts bis unterhalb *Stargard*, *Gollnow*, der rest im wesentlichen wie bei *müde*¹.

Nördlich dieser linie kommen im Rhein- und Nahegebiet einerseits und östlich der Weser anderseits noch viele eingestreute *d* vor (um Frankfurt, Hannover, Braunschweig ganze *d*-enclaven); sie überwiegen sogar nördlich des winkels Ritzebüttel-Hamburg-Travemünde und werden jenseits Husum-Schleswig bis zur dänischen sprachscheide das ausschließliche. das *d* ist zu *r* geworden in dem ganzen süd- und mitteldeutschen zipfel, der von dem oben abgegrenzten gebiete durch die linie Altenkirchen-Freudenberg und das Rothaargebirge abgeteilt wird, ferner im ganzen o. des gebietes bis zur curve Travemünde-Hamburg-Hitzacker (a. d. Elbe)-Wittingen-Oebisfelde. für den rest ist gänzlicher schwund des inlautenden consonanten charakteristisch. dazu etliche einzelheiten: *j*, *g* in zwei östlichen gebieten, östlich der Havelmündung um Kyritz, Neustadt, Wusterhausen, Ruppin und östlich der unteren Oder von Schwedt-Greifenhagen bis zur *d*-grenze; in Schleswig-Holstein zahlreiche *l* (wechselnd mit dem überwiegenden *d*, einigen *r*. und seltenem ausfall), besonders zwischen 54 grad und Husum-Schleswig; *l* erscheint auch als übergangslaut vom *d* zum *r*, so in einer gruppe von neun grenzdörfern am Westerwald südlich von Altenkirchen, häufiger am

¹ Anz. xix 354 zeile 20 v. u. lis 'wenig nördlicher'.

unteren Neckar von Mannheim bis Eberbach; endlich folgende kleine bezirke mit consonantenverdopplung: mit *dd* zwischen Rotenburg a. d. Fulda und Sontra, im ungefähren viereck Eisenach-Salzungen-Vacha-Berka, südlich von Erfurt zu beiden seiten der Ilm über Tannroda und Stadt-Ilm, Königsee und Blankenburg, vereinzelter in der Eifel westlich von Mayen, endlich im westlichsten Lothringen von Diedenhofen bis Busendorf, mit *rr* längs der *d/r*-grenze vom Vogelsberge nordwärts ein schmaler streifen mit Kirtorf, Alsfeld, Grebenau, Schwarzenborn, Hersfeld.

Innerhalb jenes grossen complexes, der das *d* bewahrt, fallen die gleichen seltsamen ausnahmen mit *s* (vereinzelt engl. *th*) und *l* zwischen unterer Saale und Mulde auf wie bei *müde*; sie werden uns jetzt durch die gleiche consonanz auf schleswigischem und friesischem boden verständlich und somit für die urgeschichte jener jetzt gröstenteils anhaltischen lande besonders wertvoll. sonst bleibt hier nur noch ein isoliertes kleines gebiet zwischen Rhön und Vogelsberg um Schlüchtern herum zu erwähnen, das *r*, an seinen grenzen auch schwund des dentals überliefert.

Zum auslaut *-er* vgl. *winter* und *wasser* (Anz. xix 110. 283); in dem gebiet des *d*-ausfalls wird *-er* bei nunmehr vorhergehendem vocal vielfach zu *-r* und zwar sehr häufig bei mono-, seltener bei diphthongischem character des letzteren.

Das dänische hat *brøer*, auf Alsen (mit ausnahme des Sonderburger flügels) *brüe(r)* *brūa(r)*; das friesische hat auf Sylt *brōdder*, auf Amrum *bruthar* (mit engl. *th*), auf Föhr *bruller*, auf den Halligen *bröer*, auf der gegenüberliegenden küste im nördlichsten abschnitt *brauder brauther*, südlicher wechselnd *brōuer*, *brōer*, *bröer*.

(fortsetzung folgt.)

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

ENTGEGNUNG.

Die Anz. xix 269 f abgedruckte recension einer dissertation von Adolf Sütterlin kann der unterzeichnete deshalb nicht ohne anwort lassen, weil er auf einen im voraus gegen das Wörterbuch der elsässischen mundarten gerichteten vorwurf näher eingehen möchte. er kann allerdings auch die sonstigen ausstellungen des rec. an dem gegenstande der dissertation und seiner behandlung nicht für zutreffend ansehen, beschränkt sich jedoch hier auf die bemängelung des Kräuterschen systems der lautbezeichnung.

Kräuters andenken hoch zu halten, haben wir persönlich alle ursache: s. den biographischen abriß im Jahrbuch des Vogesenclubs 5, 141 (1889). aber auch rein wissenschaftlich betrachtet, ist sein system wol noch immer das consequenteste, einfachste, klarste. indem er für die länge den *acut*, für die offne aussprache den *gravis* verwendet, bietet er für den reich entwickelten vocalismus der elsässischen mundarten eine fülle von leicht verständ-

lichen, auch typographisch bequemen bezeichnungen. wenn der rec. meint, es sei unmöglich, den sinn von *œy* oder *æy* oder *æi* im gedächtnis zu behalten, so kann ich ihm versichern, dass unsere mitarbeiter am wörterbuch, darunter dorfschullehrer, selbst ein fabrikaufseher mit einfacher volksschulbildung, sich das system Kräuters ohne große mühe und zeitverlust sicher angeeignet haben.

Einen zweiten grund zur bemängelung gibt die consonantenbezeichnung Kräuters. 'die schreibung *k t p* für die stimmlosen lenes beruht doch, wie man jetzt allgemein zugeben wird, auf einem nichtverstehn jener articulationen'. durchaus nicht. Kräuter unterscheidet die stimmlosen explosivlaute von den stimmhaften: dazu berechtigte ihn die begründung seines systems auf die lautverhältnisse der meist in frage kommenden sprachen, insbesondere der niederdeutschen mundarten, des englischen und des französischen. namentlich von dem letzteren aus erscheinen die elsässischen laute, welche für *b* und *d*, zt. auch für *g* gesprochen werden, als harte laute. das beweisen zahlreiche anecdoten, und ganz ausdrücklich sagen es die französischen grammatiker. so JD(authenville), *Le Français Alsacien*, Strasbourg 1852, welcher angibt, dass die Elsässer anstatt *Gardez-vous*, *bercer* aussprechen *Cartez-fous*, *percer*. allerdings bemerkt er, dass sie umgekehrt auch sagen: *brenex*, *gueur*, *d'or* anstatt *prenez*, *cueur*, *tort*. allein dies zeigt nur, dass der elsässische laut ein anderer ist, als die beiden französischen, und wollte man consequent sein, so müsste man eine dritte ganz neue bezeichnung eintreten lassen, was doch nicht angeht. nun können andere oberdeutsche dialecte, wie zb. die schweizerischen, die unterscheidung der stärker und schwächer ausgesprochenen laute auf die *tenues* und *mediae* übertragen. das elsässische kann es nicht. es kennt bei *b* und *p*, *d* und *t*, und in vielen stellungen auch für *g* und *k* nur ein und dieselbe schwache aussprache. da nun die stimmlosigkeit unzweifelhaft diese laute den sonst allgemein als *tenues* bezeichneten beigesellt, so ist der einheitliche laut mit deren buchstaben zu versehen. nun wollen allerdings die Schweizer durchaus auch bei den Elsässern denselben unterschied heraushören, wie in ihren mundarten. sie werden aber widerlegt durch elsässische volksscherze, die auf der völligen gleichsetzung der lenes und fortes beruhen. *Was is lixter als e Fêter?* fragt man. der befragte glaubt zu hören: was ist leichter als eine feder? aber die auflösung lautet: *e Mäuerer* 'ein magerer', natürlich im gegensatz zu 'ein fatter'. oder ein kind sagt zum andern 'Týptšəfi', und wenn dies versteht 'du bist ein vieh', so erklärt das erstere ganz harmlos: ich habe nur gesagt 'die taube ist ein vieh (tier)'. also *d* und *t* in *Feder* und *Fetter*, *Du* und *Taube* werden ganz gleich ausgesprochen, und das gilt auch für die andern in frage stehnden laute.

Unsere angaben sind öfters bezweifelt worden auf grund ganz oberflächlicher untersuchungen, die man etwa an Elsässern im

ausland angestellt hat: verhöre, bei denen man gewöhnlich herausbekommt, was man zu hören wünscht. sollen wir dagegen unsere auf möglichst zahlreichen beobachtungen der unbefangenen volkrede beruhenden ergebnisse preisgeben? in der *Revue critique* xxxiii (1892) s. 213 wird in einer recension von Lienharts arbeit über die mundart des Zornthals die form *morm* für 'morgen' angefochten. dr Lienhart schreibt mir: 'nicht nur im ganzen mittleren Zornthal sagt man *morm*, sondern, wie mir dr med. K. gestern versicherte, im ganzen kanton Hochfelden bis gegen Buchsweiler hin (hier nicht mehr), und nach den Liebichschen fragebogen (von 1873) auf dem ganzen Kochersberg und südlich davon noch in Düttenheim und Ernolsheim'.

Straßburg, 6 oct. 1893.

E. MARTIN.

Wenn die unbequemlichkeiten der Kräuterschen vocalzeichen nicht so groß sind, wie ich sie bisher taxierte, so kann mich das nur freuen, umsomehr als es mir ferne lag, gegen das Wb. der els. maa. 'im voraus einen vorwurf zu richten'. immerhin ist zu bedenken, dass die transcription nicht bloß auf die mitarbeiter des wörterbuchs berechnet sein sollte. — dass Kräuter den gegensatz von fortis und lenis missverstanden hat, beweisen seine einwände gegen Winteler. gibt man die stimmlosen verschlusslaute mit *b d g* wider, so braucht es nur eine kurze notiz in der grammatischen einleitung 'die mundart kennt nur stimmlose verschlusslaute', und jedem missverständnis ist vorgebeugt. schreibt man aber *p t k*, so hat das verschiedenartige nachteile: 1. jedem Norddeutschen, Engländer usf. wird immer wider seine fortis (tenuis) vorschweben, wenn er ein wort wie *tiep* vor sich sieht; 2. wenn zum zwecke sprachgeschichtlicher vergleichung eine oberalemannische form mit fortis herangezogen wird, ist man zu lästigen und incorrecten transcriptionen genötigt: was Winteler *töt* schreibt, müßte als *ttöt* widergegeben werden! 3. historisch falsche herleitungen werden nahe gelegt. ich habe schon in diesem Anz. xviii 195 bemerkt, dass wir bei Lienhart die angabe finden: mhd. *d* ist zu *t* geworden (*dach* > *tāχ*), mhd. *t* ist als solches erhalten (*zīt* = *tsit*). dieser doppelte irrtum wäre ausgeschlossen, wenn man die heutige lenis mit *d* schriebe; dann sähe man sofort, dass *dach* sein *d* behalten, *zīt* sein *t* geschwächt hat. wenn aber dies dem elsässischen dialectforscher begegnen kann, was ist von dem fernerstehenden leser zu erwarten?

Berlin, 31 october 1893.

ANDREAS HEUSLER.

Am 3 nov. starb zu Freiburg i. Br. der ehemal. ordentl. prof. der deutschen philologie in Kiel, dr FRIEDRICH PFEIFFER, 66 jahre alt.

In Königsberg hat sich für deutsche philologie dr WILHELM UHL habilitiert, in Innsbruck mit einem lehrauftrag für englische philologie dr RUDOLF FISCHER, bisher privatdoc. in Straßburg. — privatdoc. dr EUGEN MOCK in Leipzig wurde zum außerord. prof. ernannt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 2 April 1894

Die grundbegriffe in den kosmogonien der alten völker. von FRANZ LUKAS.
Leipzig, W.Friedrich, 1893. vi und 277 ss. 8°. — 6 m.

In methodisch musterhafter weise sucht Lukas die kosmogonien der vorchristlichen culturvölker, mit ausschluss der Chinesen, zu analysieren. dass er ohne jedes vorgefasste urteil ans werk geht und ebensowenig mit philosophischen als mit mythologischen Lieblingsvorstellungen operiert, das kann in dieser zeit der doctrinären entlehnungsfanatiker, folkloristen und systemmacher nicht lobend genug hervorgehoben werden. dass das buch ein wenig trocken und farblos ausgefallen ist, nimmt man dafür gerne hin.

L. geht so vor, dass er zunächst eine kurze quellenübersicht vorausschickt, wobei er allerdings in der quellenkritik von andern forschern abhängig bleibt. sobald es sich aber um die interpretation handelt, steht er resolut auf eigenen füßen. er untersucht die bedeutung der hauptbegriffe, ihr gegenseitiges verhältnis, ihre spätere entwicklung; in scharfer weise wird dabei zwischen volkstümlicher beobachtung der würklichkeit und philosophischer speculation unterschieden. — es folgt hierauf ein urteil über den wert der kosmogonie, dh. über die stufe, die sie in der reihe derartiger völkerversuche einnimmt, und zum schluss eine erörterung über selbständigkeit und beziehung zu andern kosmogonien.

Mit sicherer technik weist L. überall die structur der kosmogonischen systeme herauszuheben, und auch auf einzelnes fällt dadurch oft unerwartetes licht. das geheimnis aller volkstümlichen kosmogonien hat Zeller in seiner glänzenden besprechung der Hesiodeischen (Lukas s. 158) aufgedeckt. sie gehn nicht, wie philosophische speculationen, von einem positiven grundgedanken aus, sondern sie werden durch negative deduction aus dem vorhandenen stufenweise gewonnen. das 'nichts' ist dem naiven menschen ein 'noch nicht'. J.Grimm hat mit einer fülle von belegen den volkstümlichen horror vacui illustriert: statt 'gar nichts' sagt das volk 'keinen faden', 'kein blättle', 'nicht ein stecknadelköpfchen'. auf ganz demselben moment beruht es, wenn der mhd. dichtung der winter die zeit ohne vogelsang und ohne rosenblüte ist. in derselben weise also wird der unausdenkbare begriff des uranfänglichen nichts überall durch abstreichen einer schicht nach der andern gewonnen. charakteristisch ist aber die folge der beseitigten und damit zugleich auch der schliesslich übrig

bleibenden begriffe. hier enthüllt sich die innere form der nationalen kosmogonien. die naive ursprungslehre der Babylonier und Ägypter setzt mit einer negation des vorhandenen ein: im anfang war weder himmel noch erde; die grübelnde der Inder dagegen verneint das denkbare: damals war weder das seiende noch das nichtseiende. hier wie dort eine antithetische totalitätsformel, aber das einmal um die brennpunkte 'unten und oben', das andermal um 'sein oder nichtsein' kreisend. nicht immer liegen die verschiedenheiten so klar zu tage, aber eigenheiten zeigen sich dem prüfenden auge zuletzt überall; so meiden die Eranier die personification (s. 108), die Griechen gehn nicht über das letzte plastisch greifbare heraus (s. 156), die Germanen bleiben vollends an dem localcharacter ihres eigenen klimas haften (s. 228).

An dieser stelle berührt uns nur zweierlei aus L.s werk: die allgemeine frage nach dem einheitlichen oder autochthonen ursprung der kosmogonien — und die specielle nach der beurteilung der eddischen entstehungsmythen. L.s allgemeiner standpunct ist schon durch das eben mitgeteilte gekennzeichnet: er glaubt, dass die grundlagen der kosmogonischen legenden aus psychologischen gründen überall dieselben sind, dass sie aber durch den individuellen geist der völker überall anders fortgeführt werden. diese anschauung, zu der auch rec. sich entschieden bekennen muss, durchdringt das ganze buch und wird in der schlussvergleichung (s. 238 f) noch knapp aber schlagend dargelegt. in ganz vortrefflicher weise erläutert L. (s. 255 f), wie leicht der irrige schein weitgehender gleichheit entsteht. 'es ist nämlich natürlich, dass beim ersten vergleiche zweier kosmogonien ähnliche vorstellungen, die ja tatsächlich in allen kosmogonien vorkommen, sofort, unterschiede aber erst nach genauerer prüfung bemerkt werden; denn ähnliche vorstellungen reproducieren sich ja überhaupt leichter und rascher als verschiedene' (s. 256). selbst in dem verführerischsten einzelfall, bei der vergleichung der biblischen kosmogonie mit der babylonischen (s. 36 f), kommt er zu dem resultat: 'sowol die entlehnten als die eigenen gedanken hat der verfasser der grundschrift dem standpuncte und dem gottesbegriffe der mosaischen religion so vollständig und consequent angepasst, dass man sich unwillkürlich fragt, was wol einfacher ist, eine fremde kosmogonie mit einem schon vorhandenen religiösen standpuncte und einem feststehenden unabänderlichen gottesbegriffe in so vollkommenen einklang zu bringen, wie es im falle einer entlehnung tatsächlich hätte geschehen müssen, oder eine ganz selbständige, aus dem eigenen standpunct entspringende und daher mit demselben naturgemäfs übereinstimmende kosmogonie zu erdenken' (s. 42), worte, die genau auch auf die eddischen schöpfungsmythen passen. EHMeyers herleitung aller kosmogonien aus der einen babylonischen quelle würde also schon an der quelle abgegraben sein, wozu dann noch das abschneiden der stärksten

nebenströme kommt: zb. griechische und babylonische kosmogonie sollten schon durch die 'ähnlichkeit im namen' zwischen Tiamut und Tethys als verwant sich verraten, eine ähnlichkeit, die nach L.s berechtigter erwidernng sich nur auf den anlaut bezieht und ernsthafterweise gar nicht erwähnt werden sollte (s. 154 anm.).

Diesen allgemeinen standpunct illustriert L. noch kurz durch einen blick auf die schöpfungssagen der naturvölker (s. 260) und zeigt, wie zb. eine lettische kosmogonie elemente enthält, die mit teilen völlig unverwanter mythen sich decken (s. 263).

L.s urteil über die germanischen kosmogonien entspricht diesen im verlauf seiner arbeit entstehnden und sich festigenden anschauungen. für das Wessobrunner gebet lehnt er (s. 214 f) ebensowol die gleichsetzung mit dem biblischen schöpfungsbericht wie die mit der Völuspá ab. ausführlicher untersucht er natürlich die eddischen kosmogonien. Ymi wird (s. 218. 230) erklärt als der 'weltbildungsstoff', und die welten der Edda werden (s. 225) in scharfsinniger weise als kosmologische abbilder der irdischen zonen, wie sie sich in germanischer auffassung darstellen, erklärt. die ganze legende von Ymi führt auch L. auf den gedanken des mikrokosmos zurück (s. 231). die theorien der Edda und der Genesis erklärt er (s. 232 f) als grundverschieden sowol in bezug auf den allgemeinen standpunct (s. 234) als in bezug auf den bau der welt (s. 235) und auf die form (s. 236). 'wir finden für die annahme einer directen entlehnung alttestamentlicher vorstellungen seitens der eddischen kosmogonie auch nicht einen anhaltspunct, es müsten denn die alttestamentlichen bestandteile der kosmogonie von den altn. anschauungen so vollkommen assimiliert worden sein, dass von diesen nichts mehr zu erkennen ist' (s. 236). es folgt eine ausgezeichnete darlegung der eddischen entstehungslehre nach ihren eigenheiten: 'wie die eddische kosmogonie im ganzen, so trägt auch der speculative gehalt derselben durchaus nordischen character an sich'. die vergleichende methode zeigt sich auch hier als jener wunderspeer, der die wunden heilt, die er schlug: wie eine an der oberfläche haftende zusammenschüttung von ähnlichkeiten aus aller welt enden das verständnis der einzelnen mythologien gefährdet hat, so wird eine gründliche und individuelle zusammenstellung den allgemein menschlichen kern und die nationalen verschiedenheiten ans licht fördern.

Zu bedauern ist die massenhaftigkeit der druckfehler, die durch die liste s. 276 f keineswegs erschöpft wird. um aber von einem vortrefflichen buche mit einem lob abschied nehmen zu können, verweise ich zum schluss auf die allgemeine gruppierung der schöpfungssagen (s. 265 f). hier ist ein wirklicher schritt zur völkerpsychologie grofsen stils getan; möge er nicht ohne nachfolge bleiben!

Berlin, juli 1893.

RICHARD M. MEYER.

Zur germanischen sprachgeschichte von WILHELM STREITBERG. Straßburg, KJTrübner, 1892. VIII und 116 ss. gr. 8°. — 2,50 m.

Die schrift ist eine Neubearbeitung und Erweiterung der im Freiburger Index lectionum für das Sommersemester 1890 gedruckten Abhandlung 'Die germanischen comparative auf -ōz-'. Da diese nicht im Buchhandel erschienene Abhandlung mir nicht zu Gesicht gekommen ist, wird auf den Inhalt dieser und das Verhältnis der neuen Schrift zu ihr im folgenden keine Rücksicht genommen.

Das Thema des Buches ist, wie Streitberg S. 6 zu Ende der Einleitung sagt, 'die Frage nach der lautgesetzlichen Entwicklung der urgermanischen Langdiphthonge'.

Das 1. cap. 'Monophthongierung urgermanischer Langdiphthonge' (S. 7—37) ist mit seinen beiden Unterabteilungen in einer auf den ersten Blick irreführenden Weise wie *lucus a non lucendo* von dem benannt, was als nicht vorhanden nachgewiesen wird.

I. 'Urgermanisch *ō* aus *ōi* vor Consonanz' und im Auslaut (gemeint ist *ō* aus älterem germ. *ōi*), wie es Mahlow lehrte, hat nicht bestanden. Mahlows Belege für *ō* aus *ōi* werden S. 8 ff der Reihe nach geprüft: keinem der *ō* liegt ein älteres *ōi* zu Grunde. Das Praesens got. *salbō-p* (S. 12 ff) ist nicht aus (**ōid* < **ōjid* < -*ā-je-ti* entstanden, sondern es ist wie lat. *amat* ein -*ā-ti*, das 'von Haus aus der athematischen flexion zugehörig', neben jenem *je*-Praesens aus der Grundsprache ererbt ist. Die Verbalabstracta auf -*ōni*- (S. 15 ff) sind, wie alle Verbalabstracta, auch die Infinitive, nicht vom Praesensstamme, sondern vom Verbalstamme, dem 'zweiten' oder 'Infinitivstamm' der slavischen Grammatik, gebildet¹. Der inf. *salbōn* (S. 17 f) hat nie das Suffix -*jo*- besessen, so wenig wie slav. *děla-ti*, lat. *amā-re*. Der inf. auf -*ōjan* (as. -*oian* ae. -*ian* afr. -*ia*) ist eine Neubildung nach dem -*je*-Praesens, germ. -*ōjō*.² Die germ. comparative auf -*ōz*-, die das *ō* der starken casus verallgemeinerten, haben ein vorhergehendes *j* analogisch eingebüßt (S. 23—28). Wie S. selbst sich die Sache denkt, ist sie ziemlich compliciert; dazu ist sie, obwol mit hinreichend vielen Worten, doch nicht mit der nötigen Klarheit dargelegt: der Leser wird, schneller denkend als die Worte S.s es ihm gestatten, sich von selbst den Vorgang so vorstellen, wie Ebrismann (Literaturblatt 14, 234) und van Helten (Beitr. 17, 550 ff) ihn sich geschehen denken.

¹ das *ī* der Verbalabstracta auf -*īni*-, die den Verben auf -*jan* zur Seite stehn, entspricht nach S. (S. 17) dem *ī* im Infinitivstamm slavischer Verben auf -*i-ti*, litauischer auf -*ý-ti* und des lat. *audī-re*.

² da auch bei starken Verben neben einem Praesens auf -*jō* der inf. ursprünglich des *j* entbehrt, sieht S. (S. 18) in got. *sitan* neben ahd. *sizzu* etwas Ursprüngliches (vgl. Kluge Pauls Grdr. I 378 f unter 10): Neubildung ist einerseits das Praesens got. *sila*, anderseits der inf. ahd. *sizzon*.

II. 'Urgerm. \bar{o} aus \bar{ou} vor consonanz' (s. 29—37). dass in fällen wie got. *snōrjō*, abd. *snuor* (neben avest. *snāvare* skr. *snāvan-*), as. *kō* ahd. *chuo* (vgl. skr. *gāuḥ*) 'einmal ein übergang von \bar{ou} zu \bar{o} stattgefunden habe, lässt sich in der tat nicht bestreiten; wol aber, dass dieser übergang in die germanische urzeit falle. das kann nicht richtig sein, da durch diese datierung die im germ. für \bar{ou} auftretenden \bar{o} von den auf \bar{ou} zurückgehenden \bar{o} der übrigen idg. sprachen getrennt werden würden [skr. *gām*; griech. *πλωτός*, *βῶν*; lat. *Rōma* nach Osthoff und Ceci aus **srōumā* 'stromstadt', *ōs* nach JSchmidt aus **ōus* usw.]. diese und jene stehn aber einander völlig gleich: wir können ihre existenz nicht leugnen, ohne dass wir jedoch im stande wären, sie auf die wirksamkeit einzelsprachlicher lautgesetze zurückzuführen'. als aus der grundsprache ererbt, sind die \bar{o} aus \bar{ou} den von JSchmidt KZ. 27, 305. 369ff (nicht, wie bei S. s. 32 oben zu lesen, 217ff) nachgewiesenen indogerm. \bar{e} aus \bar{ei} , \bar{o} aus \bar{oi} parallel und stehn mit den von WSchulze ebd. 420—29 und RMeringer KZ. 28 (nicht wie bei S. aao. zu lesen xviii), 217ff, Zs. f. östr. gymn. 39, 132ff nachgewiesenen grundsprachlichen langen vocalen aus langdiphthongen auf einer stufe.

Das ergebnis des 1 cap. ist (s. 37) das negative, dass im urgerm. ein gesetz, das \bar{oi} oder \bar{ou} zu \bar{o} werden liefs, nicht bestanden hat.

Mit diesem resultat hat S. zweifellos recht, jedoch wirft er im 2 abschnitt den grundsprachlichen schwund des \bar{u} nach \bar{o} vor cons. mit einem jungen gotisch-nordischen schwund des \bar{u} nach \bar{o} vor selbstlauter zusammen, indem er got. *stōjan*, *tōjis*, an. *tēja* mit heranzieht und deren \bar{o} für \bar{ou} aus der grundsprache stammen lässt.

Aus an. *tēja*: got. *taujan* ergibt sich für S. (s. 34) als alte flexion ein got. **tōja*, praet. *tavida*¹. zu diesem praet. ward ein

¹ S. schreibt mit Braune *tawida*, wie gegenwärtig die meisten. ich kann es nicht über mich gewinnen, das zeichen des griech. υ , dessen die got. schrift sich bedient, durch *w* zu transcribieren, 1) weil das griech. zeichen, wie bekannt, nicht allein als zeichen eines consonanten, des zweiten elements der diphthonge $\alpha\upsilon$, $\epsilon\upsilon$, sondern auch als zeichen eines selbstlauters (des griech. υ und \omicron) vom got. herübergenommen ist und ich wol *svnagōgē*, *martvrē*, *Lustrūs* *Ἀύστρου*s usw., aber nicht *Lwstrūs*, *Swntwkein*, *Sworiais* *kwreinaiau* usw. zu schreiben vermag; wol dagegen könnte ich mich in eine schreibung *tauida* und, mit anderem wert des zeichens, *marturē*, *Lustrūs* finden, wonen *iēr*, *tauian* geschrieben werden müste; — 2) weil man, wenn man die schrift einer sprache transcribiert, so weit wie möglich auf die schreibweise der sprache selbst rücksicht nehmen sollte. zwischen dem griech. υ und unserm zeichen υ besteht eine beziehung, die zwischen dem griech. υ und unserm *w* eine weit entferntere ist. das zeichen *w* ist umsoweniger und das zeichen υ umsomehr geeignet, wenn der gotische laut bereits etwas spirantisches an sich hatte; vgl. Jellinek Zs. 36, 276, van Helten Zs. 37, 121ff. aus diesem zweiten grunde haben wir eigentlich auch kein recht, den dem υ -laut parallelen got. \bar{j} -laut \bar{j} zu schreiben, da der got. laut eben nicht durch das zeichen des griech. oder lat. \bar{i} , sondern, ebenso

got. praes. *tauja* neugeschaffen. dem praet. *tavida* entspricht (s. 35) ahd. *zouuitun* 'exercebant', *stouuita*; der bildung nach gleich got. *taujan* ist ahd. *stouuen*. regelrechte ursprüngliche praesensformen des verbs got. *stōjan* sind ahd. 2. 3 sing. *stuouuis*, *-it* = slav. *stavi-ši*, *-tū*.

Ich halte das von S. s. 34 ff dargelegte, das von van Helten Beitr. 17, 563 f bestritten wird, für richtig, soweit es hier angeführt ist. es war aber nicht hergehörig. S. sieht in got. *stōjan* = ahd. *stuouuen* = slav. *stavi-ti* ein verbum der schwachen *i*-classe (lat. *audī-re*): als urparadigma setzt er an *stājō*, *stāuīsi*, *stāuīti* usw. aus der 2. 3 sing. sollen ahd. *stuouuis*, *-it* und die slav. formen, aus der 1 sing. das got. *stōja* hervorgegangen sein, während diesem gegenüber das abulg. *stavljā* 'in dringendem verdacht' steht, sein *v* von den übrigen personen empfangen zu haben. dies ist unrichtig. richtig erklärt van Helten, dass in den grundformen von *stōjan* und slav. *staviti* nicht langdiphthong vor cons., sondern langer vocal + *v* vor vocal gestanden hat: das slav. verb sei 'offenbar ein causativum, also eine form mit altem *-éjō-*'; got. *stōjan* als denominativ lässt van Helten dagegen ein *-ejō-* sein, welchen formellen unterschied ich nicht acceptieren kann. zu grunde liegt dem slav. und germ. verb ein *stāuejō*. von einem schwund des *u* vor cons. nach grundsprachlichem gesetz kann also keine rede sein: in got. *stōjan* ist vielmehr nach jungem ostgerm. gesetz *u* nach *ō* vor vocal geschwunden (nicht vor cons. *j*, wie Mahlow und Brugmann annehmen), ebenso in an. *tēja*, wenn es = got. *taujan* ist. slav. ist also kein *u* geschwunden und ebensowenig ahd.: nicht allein die 2. 3 sing., sondern das ganze praes. ahd. *stuouuen* ist regelrecht. im praes. got. *stōjan* ist das got. *ō* durch den übergang des *ej* (> *ij*) in cons. *j* vor dem lautgesetzlichen übergang in *au* vor selbstlauter bewahrt geblieben. das verbum war durch den schwund des *u* kurzsilbig geworden, daher 2. 3 sing., 2 pl. *stōjis*, *-jip*, nicht **stauēis*, *-eip*. ebenso gen. *tōjis* nach der analogie der kurzsilbigen zu **tōi* (aus **tōuijo-*), woraus *tauī*.

Gegen S.s erklärung des praet. *tavida* wendet van Helten das bedenkliche der annahme eines germ. ablauts in der schwachen conj. ein. selbstverständlich zieht dies eine verb, wenn S.s erklärung richtig ist, alle ähnlichen nach sich, also entweder alle causativa mit *ō* von 'e-wurzeln', oder wahrscheinlicher überhaupt alle causativa auf *-éjō*, wodurch sich viele doppelformen erklären würden. auf einen accentwechsel innerhalb des paradigmas, der ursprünglich mit ablaut verbunden gewesen sein muss, deuten mit absoluter sicherheit hin fälle wie got. *nasjan*, *hausjan* mit *s* statt des erwarteten *z*. diese formen weisen auf betonte stamm-

wie der entsprechende laut im ae., durch das zeichen des lat. *g* bezeichnet wird: wir sollten daher eigentlich, dem ae. entsprechend, got. *zēr*, *lauzan* schreiben.

silbe hin, die nicht wol im praesens auf *-éjō*, nur im praet. oder particip gesucht werden kann. der von S. erschlossene ablaut des praet. setzt endbetonung voraus, wie sie in den formen, wo der vocal der endung ein *ē* war, mit sicherheit bestanden hat; es ist aber wahrscheinlich, dass neben diesen die formen mit *ō* in der endung die erste silbe betont haben, also germ. 2. 3 sing. *na^hidēs*, *-ē*, aber 1 sing. *na^hidōⁿ*. es würde dann geheissen haben 3 sing. germ. *stau^hidē* (ahd. *stouuita*), aber 1 sing. *stāuidōⁿ* (> ahd. *stuota*, got. *stauida*, das gegen S. nicht Neubildung nach dem praesens, sondern regelrecht), ebenso 3 *tau^hidē* (got. *tavida* ahd. *zouuita*), 1 *tōuidōⁿ* (> an. *tōda*, wenn hergehörig)¹. dieser ablaut innerhalb des schw. praet., wenn richtig erschlossen, ist derselbe, wie er ursprünglich im part. pass. der causativa bestanden haben wird, von welchem aus das germ. schwache praet. gebildet ist: vorgerm. *stāuito-* *stauitē-* usw.² wenn nicht aus dem praet., dann muss das *s* neben *z* in *nasjan* und dann kann die doppelheit *stauida*: *tavida* aus dem part. stammen.

Aus *tau^hjan* statt **tō^hjan* neben *stō^hjan*, *stauida* schliesst van Helten, dass das got. *au* vor selbstlauter ein *au(v)* aus *ōv* und entsprechend das *ai* in *saian* ein *ai(j)* aus *ēj* gewesen sein müsse. aber nach keiner analogie konnte sich aus einem älteren praet. **tau^hida* ein praes. *tau^hjan* ergeben. wenn neben *stō^hjan*, **tō^hjan* lautgesetzlich ein praet. 1 *stauida*, **lauida*, 3 *tavida*, **stavida* bestanden hat, dann ist *tau^hjan* zu *tavida* einfach analogiebildung nach *strau^hjan*, *stravida*³. got. *au* in *stauida* ist, wie auch S. annimmt, aus *ō*, nicht unmittelbar aus *ōv*, und ebenso ist got. *ai* vor selbstlauter aus *ē* entstanden, *saia* aus *sē-ō* (für *sē-mi*), *vaiiþ* aus *vē-idi* (*vē-eti* für *vē-ti*), s. Bremer, Beitr. 11, 73. die got. *ai*, *au* für *ē*, *ō* sind entweder, wie Holtzmann annahm, kürzung vor vocal, ein auf verschiedenen sprachgebieten geläufiger vorgang, oder es ist in den *ai*, *au*, wie Bremer annimmt, die ältere qualität vor vocal gewahrt geblieben⁴.

¹ wenn die 3 sing. des praet. ursprünglich die schwundstufe hatte, *a* neben *ā*, *u* neben *on* (woher *zünden* neben got. *tandjan*) usw., dann ist ein *o*, germ. *a*, von 'e-wurzeln' (1 *fōridōⁿ* > ahd. *fuorta*, 3 *faridē* > got. *farida*, woher *farjan* neben *fōrjan*) an dieser stelle jüngere übertragung (statt **furi^hdē*), ebenso wie im part. pass. *farans*.

² wie as. *funda* ae. *funde*, an. *fræra* *ō/ē*-aoriste (germ. **fēnþōⁿ* *fundēs*, **frēusōⁿ* *fruzēs*, *-ē*) vom praesensstamme (*pēnto-* *pntē-*, *prēuso-* *prusē-*), vgl. Engl. stud. 3, 161 f, Kluge Pauls Grundr. I 375, so ist das germ. schwache praet. ein eben solcher *ō/ē*-aorist von diesem *to*-stamme.

³ van Helten lässt umgekehrt *tavida* neben *tau^hjan* nach *stravida* gebildet sein.

⁴ eine dritte denkbare annahme, dass die *ai*, *au* diphthongierung vor vocal seien, ein ebenfalls geläufiger vorgang, auf den eine secundäre monophthongierung gefolgt sein könnte, ist, weil diese erklärang im vorliegenden falle am meisten compliciert wäre, von vornherein am wenigsten wahrscheinlich und wird ausgeschlossen durch den umstand, dass noch griech. *ω* vor vocal im got. von dieser wandlung zu *au* betroffen wird.

Das 2 cap. 'Die indogerm. langdiphthonge' sucht die frage zu beantworten (s. 38): 'hat das urgermanische überhaupt langdiphthonge besessen? mit andern worten: hat es langdiphthonge aus voreinzelsprachlicher zeit ererbt?'

Der 'compositions-theorie' Per Perssons gegenüber, die, wenn sie das mitlautende element der langdiphthonge für ein ursprüngliches 'wurzeldeterminativ' — das richtige wäre: für den ursprünglichen anlaut eines solchen — ansieht, m. e. sicher recht hat, nur nicht recht hat, wenn sie in den tatsächlich vorliegenden formen mit langem vocal ohne jenes mitlautende *i*, *u* (wie in *rē-* neben *rēi-*; *diē-*, *gō-* neben *diēu-*, *gōu-*; *snō-* in ahd. *snuor* neben *snōu-*) überall ältere, einfachere, des wurzeldeterminativs entbehrende formen sieht, dieser theorie gegenüber zeigt S. in einem 1 unterabschnitt (s. 39 ff), dass die accusative indogerm. *góm* (skr. *gdm* gr. *βῶν*), *diēm* (skr. *djdm* gr. *Ζῆν*) mit dem circumflex nicht durch diese theorie erklärt werden können.

Was ich hier 'circumflex' nenne, nennt S. 'schleifenden accent'. er operiert das ganze buch hindurch sehr viel mit einem grundsprachlichen 'gestossenen' accent und einem 'schleifenden' accent; ich sehe mich darum hier zu einer bemerkung genötigt. dass in deutscher rede und schrift deutsche ausdrücke an sich vor fremdwörtern den vorzug verdienen, wird niemand bestreiten. aber 1) während allen lesern sprachwissenschaftlicher schriften die ausdrücke 'acut', 'gravis' und 'circumflex' geläufig sind und darum auch die mit einem dieser ausdrücke bezeichnete sache bekannt ist, wenngleich die vorstellung schwerlich immer eine genaue oder richtige sein wird, sind nur einem teile dieser leser die ausdrücke 'gestossener' und 'schleifender' accent für das litauische völlig geläufig, und unter diesen ist wiederum nur einem geringen teile die mit diesen ausdrücken im litauischen bezeichnete sache bekannt. unter den lesern, die sich die ausdrücke für die litauische sprache gefallen lassen, ist nun aber ein sehr großer teil, der diese ausdrücke, wenn sie auf die grundsprache oder eine andre sprache als das litauische übertragen werden, gar nicht versteht. 2) wenn die der lit. grammatik entnommenen ausdrücke auf die grundsprache übertragen werden, sind dieselben im besten fälle völlig inhaltslos, nämlich für die große mehrzahl, die sich bei den ausdrücken gar nichts denkt; im andern fälle aber, wenn man sich bei den ausdrücken etwas den namen und etwas der im lit. vorliegenden sache entsprechendes denkt, sind die ausdrücke völlig verkehrt. denn die lit. 'schleifende betonung' in endsilben entspricht allerdings historisch dem griech. und dem auch für andre sprachen nachweisbaren circumflex, aber der sache nach ist die lit. 'schleifende' betonung durchaus nicht gleich diesem circumflex. vielmehr ist gerade umgekehrt die lit. 'gestossene' betonung in der sache annähernd gleich diesem circumflex, der griechischen περισπω-

μένη (προσῳδία), dagegen ist die lit. 'schleifende' betonung sachlich gleich der griechischen ἀντανακλαζομένη langer vocale und diphthonge, die durch den acut bezeichnet wird (s. Beitr. 7, 495). weil ein älterer circumflex in endsilben lit. zur 'schleifenden betonung' geworden ist, und weil lange vocale in endsilben, die ursprünglich den acut oder gravis hatten (dies zb. in der 1 sing. praes. auf -ō), wenn sie im lit. den hauptaccent tragen¹ und lang geblieben sind², lit. 'gestoßen' betont sind: darum jenen circumflex 'schleifenden accent' und den grundsprachlichen acut 'gestoßenen accent' zu nennen, ist genau so verkehrt, als wenn man etwa die grundsprachliche palatale tenuis um des litauischen willen den grundsprachlichen 'sz-laut' nennen wollte.

Dass der griech. circumflex, wie ihn die grammatiker beschrieben haben, in den betr. endsilben älter ist, als die ihm historisch entsprechende lit. 'schleifende betonung', und dass der circumflex die älteste betonung der in frage stehnden silben ist, seit es überhaupt einheitliche silben mit nicht-einheitlichem accent sind, geht aus seiner entstehung hervor. von dem in frage stehnden vorgriech. und vorgerm. 'circumflex' hat vor Bezzenberger (in seinen Beitr. 7, 66 f), Hanssen (KZ. 27, 612 ff), Kretschmer (KZ. 31, 357) und Hirt (IF. 1, 1 ff) der ref. Beitr. 7, 507 f (1880) gesprochen. der circumflex entsteht:

1) wie von mir aao. bei gelegentlicher besprechung eines falles gezeigt (ausführlicher bei Hirt s. 10 ff), durch contraction zweier silben, von denen, ursprünglich oder durch jüngere übertragung, die erste den acut, die folgende den gravis (oder 'sva-rita') hatte, so im gen. sing. -ās aus -ā-ōs³.

¹ im letzteren falle durch innerhalb der grundsprache oder später geschehene übertragung des acuts in die frühere gravissilbe.

² di. fürs lit., wo in mehrsilbigem worte die länge durch ein antretendes enklitisches element gewahrt ist, wie in der 1 sing. reflex. -ū'-s, sonst -ū.

³ dieser gen. sing. der A-stämme ist der einzige in jeder beziehung ursprüngliche fall des durch contraction später entstandenen circumflexes, von dem darum aao. einzig die rede sein konnte. nur in der decl. der A-stämme ist der zusammenstoß der vocale ursprünglich, nachdem der für diese stämme charakteristische consonant, der einmal zwischen den vocalen stand, in einer älteren periode der grundsprache geschwunden war. im nom. pl. dieser decl. -ōes (und mit verallgemeinerung der vocalqualität der obliquen casus -āes) stand ursprünglich der gravis auf dem ō: nur wo nach der analogie der obliquen casus der acut auf diese silbe gerückt war, konnte hier durch die spätere contraction der circumflex entstehn. der gen. plur. ist in der urspr. form -ā-ōm, woraus -ām hätte werden müssen, nirgends deutlich vorliegend: das a ist, z. t. nach der analogie des masc., durch die vocalqualität der starken casus verdrängt. der loc. sing. -ā-i ist neubildung nach den einsilbigen cons. stämmen, bei denen das -i die verallgemeinerte ursprüngliche untonform des locativs ist. in der gesamten o-decl. ist der zusammenstoß der beiden vocale unursprünglich und erst dadurch erfolgt, dass die ursprünglichen endungen der o-stämme von denen der cons. stämme, zu denen die A-stämme gehörten, verdrängt worden sind: nom. pl. (mit dem -es der cons. stämme) -ō-es, bei verallgemeinerung des accents der obl. casus

Hanssen und Hirt heben mehrfach hervor, dass ein gegensatz zwischen 'gestoßsenem' und 'schleifendem accent' nicht allein in dem falle bestehe, dass die betr. silben den hauptaccent tragen, sondern auch wo die silben nicht haupttonig sind. wer solche dinge vorbringt, sollte um des lesers willen nicht unterlassen darzulegen, wie er sich die sache, sei es mit wahrscheinlichkeit oder auch nur als möglichkeit, denkt. wenn jene 'accente' musikalische accentue waren, dieser hauptton dagegen ein expirations-ictus, dann wäre die sache ja denkbar. aber sie liegt in wirklichkeit ganz anders. man hat in diesem falle 'accent' genannt, was gar kein accent ist, weder ein musikalischer noch ein expiratorischer. der sog. 'schleifende accent' solcher langen silben, die durch contraction entstanden sind, ist innerhalb der grundsprache nichts andres gewesen als zweisilbigkeit und wäre unter dem richtigen namen 'zweisilbigkeit' jedem leser verständlich gewesen; und sein gegenstück, der 'gestoßene accent' (als ob eine silbe, die nicht 'geschleift' ward, notwendig 'gestoßen' sein müßte), ist ebenso nichts andres gewesen als altererbte einsilbigkeit¹. dass man solcher weise mit ausdrücken operieren konnte, ohne auch nur den versuch zu machen, dem nach klarheit dürstenden leser — und wo es nötig auch sich selbst — klarheit über den wirklichen inhalt der dinge zu verschaffen, hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den lesern, die einer mit inhaltslosen oder verkehrten namen operierenden darstellung nicht folgen können (und das sind viele), weil sie sich nicht selbst die klarheit schaffen können, die ihnen der verfasser nicht gibt, allen geschmack an der neuesten sprachwissenschaft zu verleiden.

-ó-ès, contrahiert -ós; gen. pl. (mit dem -òm der cons. stämme, das sich zum urspr. *-é-mò der o-stämme verhielt, wie im gen. sing. -òs zu -é-sò) -é-òm, contrahiert -ém (got. -ē), und mit dem o der starken casus -ó-òm, contr. -óm; loc. sing. -é-i und -ó-i. dass die endung des loc. sing. mit dem circumflex -ói von der endung des nom. pl. der pronom. decl. -oi abweicht (vgl. Hirt s. 32), rührt daher, dass wir hier eine alte form (tòí aus urspr. tà-ja, mit gravis und folgendem unton), dort aber eine junge analogiebildung vor uns haben (-é-i anstatt der urspr. endung des loc. der o-decl. *-é-jò aus -á-jà mit acut und folgendem gravis).

¹ sog. 'schleifende betonung' und doch unbetontheit liegt daher vor überall, wo starke casus ihren ursprünglichen accent auf der ersten silbe behalten haben, nom. pl. m. '-oes (später contrahiert '-ōs), fem. '-ōes (und -āes), oder wo oblique casus den accent der starken übernommen haben, so loc. gr. οἴχοι. was den acut in gr. loc. οἴχοι, opt. αἴχοι hervorgerufen hat, ist nicht die 'schleifende betonung' oder der 'circumflex' der endung, sondern die zu der zeit, wo die griech. accentregeln sich gestalteten und im griech. der accent im verb seine stelle einnahm, in der endung noch vorhandene zweisilbigkeit (loc. der o-decl. -o-i, betont -ó-i > gr. -oī; 3 sing. opt. -o-īt, analogisch nach dem plur. für -o-īēt). — Hirt drückt sich sehr verkehrt aus, wenn er s. 13 sagt: 'wo immer wir eine idg. zweisilbige endung als ursprünglich anzunehmen haben, finden wir schleifenden ton'. vor dem komma hätte der zwischensatz 'und der acut auf die erste der beiden später vereinigten silben gefallen ist' hinzugefügt sein sollen.

2) ist, wie Hirt aao. s. 11. 26 gezeigt hat, der circumflex entstanden, wo (in letzter periode der grundsprache; nicht, wie Hirt annimmt, durch das weit ältere gesetz, das die schwundstufe hervorrief) eine endsilbe nach der tonsilbe verloren gegangen ist. dass der accent einer schwindenden endsilbe nicht verloren geht, zeigen uns zahlreiche heutige formen vor unsern augen. der gravis der schwindenden endsilbe verbindet sich mit dem acut der vorhergehenden silbe, wenn diese dazu befähigt ist, die vereinigung der beiden accentu, den circumflex, zu tragen; vermutlich konnte die den gravis tragende silbe in der grundsprache nur unter dieser bedingung schwinden. so wird der gen. sing. der hochtonigen i- und u-stämme, urspr. -*éiōs*, -*éuōs*, wofür mit dem *o* der starken casus -*óiōs*, -*óuōs*, wenn das *o* verloren gieng, zu -*óis*, -*ús*. der so entstandene circumflex ist wahrscheinlich älter als der durch contraction entstandene.

3) Kretschmer lehrt (KZ. 31, 358), dass 'der schwund von i, u, r, n, m nach langen vocalen circumflectierung der letzteren im gefolge gehabt zu haben' scheine (als 'Michels gesetz' bei Streitberg s. 43f), so in -*ō* aus oder neben -*ōn*. in sämtlichen hierher gehörigen fällen ist ein acut an die stelle eines ursprünglichen gravis getreten; es sind starke casus des sing. ursprünglicher einsilbiger tieftonwörter, oder solche nominative des sing. mehrsilbiger wörter, die ursprünglich den acut auf der stamm-silbe und auf der endung den tiefton oder gravis hatten. wenn der acut den letzten langen vocal des wortes einnahm, musste sein schatten, der gravis, also wol auf das folgende sonore element fallen; also der vocal hatte den acut, die silbe acut + gravis. gieng nun aber dieses element verloren, so musste der gravis sich mit dem vorhergehenden acut zum circumflex verbinden.

4) im vocativ ist der circumflex in -*ō* (skr. -*ā*, lett. -*ō*), -*oi* (*Ἀητοῖ*, lit. *naktē*), -*ou* und analogisch -*eu* (gr. *ἱππεῦ*, lit. *sūnaũ*) wol dadurch zu stande gekommen, dass die accentuation der ursprünglichen form des vocativs mit doppeltem acut *deiué* (skr. *dēva*, lit. *dēvē* und *dēve* — die vocativendung -*e* kann ihre vocalqualität nur vom acut haben) übertragen worden ist auf die ursprüngliche form desselben casus mit acut auf der ersten silbe und gravis auf der endung (-*ō*, -*oi*, -*ou*, skr. *agnē*, *sūnō*): diese form *deiuō* ward dadurch zu *deiuō*, skr. **dēvā*: Pāṇini lehrt, dass der vocativ am satzende gedehnten ausgang und doppelten acut habe bei der erwidern eines grusses und beim ruf aus der ferne. vgl. Bezenberger Beitr. 15, 296 ff, Kretschmer KZ. 31, 356 ff, ref. Zs. f. d. ph. 25, 376. 378.

In einem II unterabschnitt (s. 47 ff) bekämpft S. die 'indogerm. sandhitheorie', di. die ansicht RMeringers (Zs. f. östr. gymn. 39, 132 ff, Bezz. Beitr. 16, 221 ff), die langdiphthonge seien schon in der grundsprache überall, wenn ein consonant auf sie folgte, zu monophthongen geworden, und dazu die behauptung FBechtels

(Hauptprobleme s. 273), dass griech., germ., lat. und lit., also, wie zu schliessen, 'sämtliche westindogerm. sprachen' 'statt eines etymologisch zu erwartenden $\bar{o}u$ im inlaute und im gedeckten auslaute \bar{o} aufweisen'. wäre dies richtig, sagt S. s. 38, 'so ist es um die existenz einzelsprachlicher, aus der urzeit ererbter langdiphthonge im wortinnern geschehen'. S. sucht dem gegenüber zu zeigen, dass in manchen einzelnen fällen unter den von Meringer und Bechtel angegebenen bedingungen das mitlautende element des langdiphthongen nicht geschwunden ist. sein resultat, das auf vollständigkeit keinen anspruch macht, da er nur einzelne fälle sammelt, ist ziemlich compliciert und findet sich nicht im buche zusammengestellt, sondern ist gleich regeln, unterregeln und ausnahmen Pāṇinis aus verschiedenen stellen zusammen zu lesen; zusammengefasst findet es sich erst in S.s selbstanzeige Idg.forsch. Anz. 2, 195. S. lehrt s. 48 mit Hirt, dass 'schleifende' langdiphthonge überhaupt idg. nicht monophthongiert werden; s. 51, dass $\bar{e} + u$ 'sehr wol anders behandelt werden kann als etwa $\bar{o} + u$: irgend ein stichhaltiger grund, dass $\bar{e}u$ vor s sein u verloren habe', sei 'von keiner seite beigebracht', anders $\bar{e}u$ vor m ¹; s. 62 $\bar{o}u$ bleibt im indogerm. vor s , nicht aber vor m , lautgesetzlich erhalten, wenn das \bar{o} dehnung ist (in $g\bar{o}u-s$ 'rind'), während in $\bar{o}u$ das u vor s verloren geht, wenn das \bar{o} ursprüngliche länge ist (in $\bar{o}s$ aus $\bar{o}us$ 'mund'). dass der schwund des u in einem fälle nicht nach der dehnung \bar{o} stattfindet, wäre sehr begreiflich, wenn er nirgend nach der dehnung stattfände: dann wäre einfach zu constatieren, dass der schwund des u älter sei als die dehnung. wünscht der leser, was sehr nahe liegt, das für $\bar{o}u$ gewonnene sehr unvollständige resultat mit dem im 1 cap. über ein germ. \bar{c} aus $\bar{o}u$ gelernten zu verbinden und mittels des dort gewonnenen zu erweitern; wünscht er zu wissen, vor welchen consonanten er dort ein \bar{o} aus $\bar{o}u$ entstanden sah und in welchen der dortigen fälle etwa das \bar{o} dehnung, in welchen alte länge war, so muss er die arbeit selbst machen: der verf. hilft ihm nicht dazu.

S. tritt also (s. 62) der 'Meringer-Bechtelschen theorie von der ausnahmslosen monophthongierung der idg. langdiphthonge vor consonanz' nicht bei, ist vielmehr der ansicht, 'dass eine ganze anzahl idg. langdiphthonge sich in einzelsprachliche zeit auf lautgesetzlichem weg hinübergerettet hat'.

Ich vermag ein so compliciertes resultat wie das S.s durchaus nicht als richtig anzuerkennen, gebe vielmehr entschieden Meringer und Bechtel recht. die formen, die S.s beweismittel bilden, die nominative des sing. der wörter skr. $g\bar{a}uś$, $dj\bar{a}uś$, $n\bar{a}uś$, sind meiner ansicht nach ganz anders zu erklären.

¹ in der anzeige sagt S., es komme 'darauf an, a) dass die beiden diphthongalcomponenten einander nahe stehen — zb. \bar{o} und u im gegensatz zu \bar{e} und u — und b) welche consonanten darauf folgen'.

In meiner anzeige von Bechtels buch (Zs. f. d. ph. 25) habe ich s. 375 ff zu zeigen gesucht, dass die idg. dehnung, gleich der nhd., durch den gravis in offener silbe bewürkt worden ist. es hieß darum mit dieser dehnung im acc. sing. *pōdm̃*, im plur. nom. *pōdes*, acc. *pōdm̃s*, aber im nom. sing. grundsprachlich nicht, wie man gewöhnlich ansetzt mit gedehntem vocal, sondern mit dem ältern kurzen vocal, *pod-s*. ist dies richtig, so hieß es in der grundsprache im nom. sing. also gar nicht **gōu-s*, sondern vielmehr *gou-s*, dagegen im nom. pl. *gōues* (skr. *gāvas*); der acc. lautete mit dem circumflex im sing. *góm̃* (skr. *gām* gr. *βῶν* as. *kó* ahd. *chuo*), pl. *gós* (skr. *gds* gr. *βῶς*)¹. der nom. *gous* ist gr. *βοῦς*, auch hinsichtlich des accents, wie ich glaube, regelrecht; ich halte, soweit die griech. accentgesetze ihn gestatten, den griech. circumflex für den regelrechten vertreter des ursprünglichen selbständigen gravis. der nom. sing. skr. *gāu-ś* ist eine einfache, leicht verständliche analogiebildung wie in nhd. *hōf* nach *hōfes*: der lange vocal der übrigen starken casus ist in den nom. sing. gedrungen. — quod licet bovi, licet Iovi: es hieß genau entsprechend nom. sing. *diēu-s*, acc. *diēm̃* (gr. *Ζῆν*). die lat. nominative *bōs*, *diēs* sind nach den accusativen neu gebildet. der nom. skr. *djāu-ś* verhält sich wie *gāuś*: die länge kann im nom. erst eingetreten sein, als das lautgesetz, nach welchem *ēu*, *ōu* vor cons. zu *ē*, *ō* wurden, nicht mehr galt. sollte der acut in *Ζεύς* aus *djeus* daher rühren, dass es ein ursprüngliches hochtonwort mit *é* war? wenn der accent in *Ζεύς* für das tiefsttonwort regelrecht ist, so müsste der circumflex des nom. *βοῦς* aus dem acc. übertragen sein².

Habe ich recht, so wird hinfällig, sowol was S. aus *Ζεύς*, *djāuś* schließt, dass *ēu* vor *s* sein *u* nicht verloren habe, als auch was er aus *βοῦς*, *gāuś* schließt, dass *ōu* vor *s* idg. erhalten bleibe, wenn *ō* dehnung ist.

¹ die circumflectierten formen sind zunächst aus **gōum*, **gōums* entstanden; der nasal des plur. ist vor dem in gleicher silbe stehnden *s* lautgesetzlich geschwunden, s. JSchmidt KZ. 26, 337, Streitberg s. 71. als der ursprüngliche gravis des langen *ō* durch den acut ersetzt ward, musste in **gōum̃*, **gōums̃*, wenn diese formen als die älteren zu grunde liegen, der gravis auf das silbige *m̃* fallen: verlor aber dieses seine silbigkeit, so musste nach Hirts regel **gōum̃* zu **gōum̃* werden. sonst müssen die accusative **gōum*, **gōums* analogiebildungen (nach dem muster von *pōdm̃*, *pōdm̃s* neben nom. *pod-s*, *pōdes*) für älteres **goum*, **goums* sein: wenn in jenen formen der acut das lange *ō* einnahm, musste der gravis auf das mitlautende *u* fallen. der lautgesetzliche schwund des *u* gab nach Kretschmers und Michels regel dem *ō* den circumflex.

² hieß es grundsprachlich *pod-s*, *gous*, *dieus*, so muss es entsprechend im nom. sing. m. f. von *n*- und *r*-stämmen ursprünglich *-ons*, *-ors* (*-ers*) geheissen haben neben acc. sg. *-ōnm̃*, *-ōrm̃*, nom. pl. *-ōnes*, *-ōres*: aus *-ons* ist *-ōn* nach noch unbekanntem gesetz hervorgegangen ebenso wie im acc. pl. der *o*-stämmen *-ōn* (skr. *-ān* slav. *-y* an. *-a*) aus *-ons*. vielleicht ist zunächst das *o* durch das *ō* des acc. sg., nom. pl. ersetzt worden, wie im nom. sg. m. f. *-ōs* der *s*-stämmen, und dann nach jenem gesetz *-ōns*, *-ōrs* zu *-ōn*, *-ōr* geworden.

Ebenso ist seine erklärung des *u* in *nāuś*, *ναῦς* (s. 48 ff) unhaltbar. Hirts regel, dass 'schleifende' langdiphthonge überhaupt idg. nicht monophthongiert werden, ist zwar nicht in dieser, doch in einer andern, genaueren fassung richtig, s. u. zur erklärung des *u* in *ναῦς* aber nützt die regel uns nichts. wenn S. dem worte 'schleifenden ton' beilegt, so verwendet er diesen ausdruck hier nicht im sinne Hirts, sondern in der bedeutung meines 'selbständigen gravis' (Beitr. 7, 495) oder 'hochtiestons'. der langdiphthong könnte wol 'schleifend' genannt werden insofern, als nach einem acut oder S.s 'gestoßenem ton' auf dem *ā* das mitlautende *u* den gravis gehabt haben muss: aber, worauf es hier ankommt, der lange vocal *ā* vor dem *u* kann nicht den 'circumflex' in dem oben angegebenen sinne gehabt haben. entweder ist der lange vocal in acc. *nāum* (skr. *nāvam*, gr. *νηφα*, lat. *nāvem*), pl. *nāues*, wie ich Zs. f. d. phil. 25, 381 annahm, dehnung gewesen; dann muss der nom. sing. **nauś* geheissen haben, das in gr. *ναῦς* vorliegen könnte. doch wird, was nicht für die grundsprache anzunehmen ist, als das lange *ā* der übrigen starken casus das kurze *a* der obliquen verdrängte, dieses *ā* auch in den nom. eingedrungen sein, so in skr. *nāuś* und unabhängig davon in gr. *ναῦς*, wie wiederholt in *νηῦς* nach dem 'kürzungsgesetz'. oder das *ā* ist, wie S. annimmt, 'ursprüngliche länge', die Hirt mit recht von den contractionen, die den circumflex empfangen, streng unterscheidet¹, dann könnte das *u* nicht nach Hirts regel erhalten sein: dann hätte **nāu-s* gemeinidg. **nā-s* werden müssen. jene annahme finde ich wahrscheinlicher; **nā-s* (dor. *νας*) wird ebenso wie **gō-s*, **diō-s* als grundsprachlich abzulehnen sein. recht hat S., wenn er gegen JSchmidt erklärt, dass an. *nór* der Sn. E. (Skaldsk.) nicht idg. **nā-s* sein kann, welches vielmehr *nér* hätte werden müssen: *nór* ist (S. s. 50) nach GMorgensterns wahrscheinlicher annahme erst in junger zeit aus dem dat. *-nói* und dem gen. pl. *nóa* (in *Nóa-tún*) erschlossen. *nóa* wäre got. **nauē*: das *u* nach *ō* ist gemeinostgerm. geschwunden.

Ich glaube demnach gegen S., dass Meringer und Bechtel völlig recht haben, wenn sie die langdiphthonge in der grundsprache unter allen umständen vor cons. ihr *i*, *u* lautgesetzlich verlieren lassen. die einzige ausnahme, nämlich die nach Bezzenbergers vorgang von Hirt Idg.forsch. 1, 223, aber in unrichtiger fassung constatierte, ist gar keine ausnahme, sondern etwas selbstverständliches, wenn man der Hirtschen regel nur die richtige fassung gibt. das *i*, *u* konnte nämlich natürlich nicht

¹ die von einigen forschern, so Bremer, Beitr. 11, 262 ff, Bechtel Hauptprobl. 237, angenommene entstehung der ursprünglichen längen durch contraction (*ā* < **ea* usw.) würde, wenn diese erklärung richtig sein sollte, was ich entschieden bestreite (s. Zs. f. d. phil. 25, 383 f), natürlich mit der weit späteren entstehung langer vocale durch contraction, in deren gefolge der circumflex sich einstellen konnte, durchaus nichts zu tun haben.

ausfallen, wo vor ihm zu der zeit, wo der ausfall sonstiger *i*, *u* in langdiphthongen stattfand, noch gar kein langer vocal als erstes element eines langdiphthongen vorhanden war, sondern ein kurzer vocal, wo nämlich an stelle des von uns angenommenen langen vocals noch zwei vocale in zwei silben bestanden, aus denen der unsern augen vorliegende lange vocal erst später durch contraction erwachsen ist (vgl. Brugmann Grundr. I 138; auch Hirt erwägt Idg.forsch. 1, 221 selbst diese möglichkeit). die endung des dat. sing. der *A*-stämme war in der grundsprache gar nicht *-āi*, sondern mit dem in dieser classe nicht ursprünglichen, sondern analogisch herübergenommenen *-ai* vielmehr *-ā-ai* (woraus später durch contraction *-āi*, lit. *-āĩ*, gr. *α*); ebenso die des dat. sing. der *o*-stämme nicht *-ōi*, sondern *-ē-ai*¹ und mit dem *o* der starken casus *-ō-ai* (woraus später *-ōi*, gr. *ω*); ebenso die des instr. pl. der *o*-stämme *-ō-ais* (woraus später *-ōis*, skr. *-āiś*, lit. *-āĩs*, gr. *-οις*). in diesen formen konnte das *i* selbstverständlich nicht ausfallen, und darum ist es in den jüngern contractionen vorhanden. dass die contractionen 'gewis nicht aus der grundsprache' stammen, habe ich bereits Beitr. 7, 507 anm. ausgesprochen.

In einem III unterabschnitt des 2 cap. s. 63 ff zeigt S., vornehmlich mit hilfe des griech., dass ein gemeineuropäisches gesetz, wie es von Osthoff und Bremer gelehrt war, vermöge dessen lange vocale vor *i*, *u*, *r*, *l*, *n*, *m* + cons. gekürzt wurden, nicht bestanden hat. die kürzung ist vielmehr zu verschiedenen zeiten und in verschiedener ausdehnung in den einzelsprachen eingetreten. für den eintritt des kürzungsgesetzes im griech. wird s. 65 ein 'unzweifelhafter' terminus a quo und ein terminus ad quem gewonnen. den letzteren halte ich für unsicher: aus *αἰών* wird geschlossen, dass die kürzung vor dem schwund des *ϕ* zwischen vocalen erfolgt sein müsse. aber es ist einfacher anzunehmen, dass das kurze *α* aus den obliquen casus stammt, worauf schon der verallgemeinerte accent der obliquen casus hindeutet, als dass in *āiū-* das *i* nach den obliquen casus restituiert sei. von den puncten, die S. den terminus a quo geben, sind dagegen, wenn nicht alle, doch jedesfalls die meisten sicher, und das genügt hier.

Im 3 cap. 'Die germanischen langdiphthonge' (s. 70 ff) kommt S. endlich zu seinem eigentlichen thema. das zu ende des vorigen cap. als gemeineurop. abgewiesene kürzungsgesetz soll in diesem cap. fürs germ. als gemeingermanisch erwiesen werden. unter 'diphthong' im weitem sinne versteht S. von nun an (s. 70) 'auch die verbindung von vocalen mit liquiden oder nasalen'.

¹ die eigentliche endung des dat. sing. der *o*-stämme, die sich zu *-ai* als der urspr. untonform der cons. stämme verhält, wie *-ésò* des gen., **-éjò* des loc. sing. zu *-s*, *-i*, war wol *-ājò* (*ā* = *éA*), skr. *-āja*.

I. Die germ. \bar{e} -diphthonge (s. 70—91). A. in haupttoniger (wurzel-)silbe wird \bar{e} zu \check{e} gekürzt.

1) $\bar{e}r$ vor cons. wird germ. *er*, so in ahd. *fersana*, *herza* (vgl. zu diesem Zs. f. d. phil. 25, 381). für $\bar{e}l > el$ hat S. kein beispiel. er bemerkt, es sei zu vermuten, dass kurzes *e* im praet. der redupl. verba, wie in an. *felt*, *helt*, 'auf ursprüngliche länge zurückgehe, dass diese kategorie also hierher gehöre. jedenfalls aber haben wir es dabei nicht mit einem dem urgerm. $\bar{a}e$ gleichen laute zu tun, sondern mit einem neuen', weshalb er darauf verzichtet, näher auf sie einzugehn. historisch kann die kürzung eines \bar{e} der redupl. verben ja doch sicher nichts zu tun haben mit der kürzung, die das thema der schrift ist: S. hätte jenes *e* hier also gar nicht heranziehen sollen.

2) $\bar{e}n$, $\bar{e}m$ vor cons. wird germ. *en*, *em*. so in *wind* aus *uēnto-s*, got. *mimz* aus *mēmso-*.

S. fügt noch als 3. 4 $\bar{e}i$ und $\bar{e}u$ hinzu. aber diese langdiphthonge können, gegen S., vor cons. in wurzelsilben gar nicht aus der grundsprache ererbt sein: sie könnten nur secundär entstanden oder Neubildung sein. 'ein sicheres beispiel für die kürzung von $\bar{e}i$ zu $\check{e}i$ ' ist S. 'nicht bekannt'. ein beispiel für $\check{e}u$ aus $\bar{e}u$ findet er in an. *Týr* ahd. *Zio*, das aus $*diēus$ mit regulärem schwund des *i* und kürzung des \bar{e} entstanden sein soll. S. hat dies beispiel von Bremer Beitr. 11, 40 f., der es aber mit recht als 'recht unsicher' bezeichnet. $*diēu-s$ hat, wie oben gezeigt, gar nicht grundsprachlich bestanden. das lange \bar{i} in ae. *Tīwes-* lässt S. (ebenso Idg. Forsch. 1, 514) aus $i + e$ entstehn. davon kann keine rede sein. der germ. name des himmels-gottes könnte aus dem *diu-* der obliquen casus oder aus dem urspr. nom. *diu-s* erwachsen sein (das ae. *īw* wäre dasselbe wie in *nīwe*): wahrscheinlicher aber ist das wort das urspr. *deiuo-s*. der himmels-gott war der '*deiuos*' κατ' ἐξοχήν. — As. *grīotan*, ae. *zrēotan* neben got. *grētan* ae. *zrāetan* an. *grāta* haben sicher nicht *eu* aus $\bar{e}u$, s. u.

B. Nichthaupttonige (flexions-)silbe, 1) im inlaut. wir erhalten an dieser stelle (s. 73—83) einen langen excurs über die flexion der 'schwachen verba dritter classe' (got. *haban*). S. sieht in dieser eine alte \bar{e} -classe. ebenso wie in der \bar{a} -classe (germ. \bar{o} -classe) nach S. s. 12 ff ein 'von haus aus der athematischen flexion zugehöriges' $-\bar{a}mi$ (woher got. $-\bar{o}s$, $\bar{o}þ$, $-\bar{o}m$, lat. $-\bar{a}s$, $-at$, $-\bar{a}mus$, lit. 1 pl. $-\bar{o}me$) und eine schwache 'ie bildung' des praes., $-\bar{a}-jō$ (lit. 1 pl. $-\bar{i}jame$ gr. $-\acute{\alpha}\sigma\mu\epsilon\nu$ as. $-\bar{o}i\acute{a}d$ ae. $-\bar{i}a\acute{d}$) im germ. zusammengefallen sind, so zeigen verwante sprachen uns entsprechend ein $-\bar{e}mi$ und ein $-\bar{e}jō$ neben einander (s. 83). S., der die flexion von *haban* 'einheitlich' zu erklären sucht, will nun aber sämtliche formen des paradigmas von der flexion $-\bar{e}mi$ herleiten. von der flexion $-\bar{e}jō$ ist nur in wenigen andeutungen zum schlusse die rede. davon dass die \bar{e} -classe, soweit eine solche

in der 3 schw. conj. enthalten ist, mit einer urspr. *o*-classe (oder *e/o*-classe, s. u.) im germ. zusammengefallen ist, sagt der ganze abschnitt kein wort. da ich, wie früher, so noch jetzt glaube, dass die formen der verba der 3 schw. conj. vornehmlich dieser *o*-classe entstammen, kann ich S. kaum in einem puncte recht geben.

Für die behandlung des nichthaupttonigen \bar{e} in langdiphthongen im inlaut wird s. 70 ein gesetz angenommen, nach welchem diese sowol von der behandlung des \bar{e} in haupttoniger silbe wie von der jüngern behandlung des \bar{e} in auslautenden langdiphthongen abweicht. 'in nichthaupttoniger (flexions-)silbe', sagt S., 'ändert sich die qualität des \bar{e} , es wird gemeingerm. zu \bar{a} '. nach diesem gesetz soll in der flexion der athematischen verben auf $-\bar{e}-m\bar{i}$ im optativ (s. 73) $-\bar{e}i-$ zu $-ai-$ und in der 3 plur. und im part. $-\bar{e}nt-$ zu $-and-$ geworden sein. nur vermöge dieser beiden annahmen gehört der excurs über die 3 schw. conj. überhaupt hierher. das got. $-a$ der 1 sing. *haba* wird mit Hirt, Idg.forsch. 1, 204, als aus $-\bar{e}m$ mit secundärer endung entstanden erklärt. nach dem muster der 1 sing. $-a$ und 3 plur. $-and$ soll $*\bar{e}m$ der 1 plur. zu $-am$; nach dem muster des part. $-ands$ der inf. $*\bar{e}n$ zu $-an$ umgestaltet sein.

Dafür, dass das part. got. *habands* älter ist als ahd. *habēnti*, woran wol niemand zweifelt; meint S. s. 74, 'dürfte eine isolierte form, das substantivisch gewordene part. got. *fjands* ahd. *flant* as. *fland* usw., sprechen'. S. meint also, in as. *fland* ahd. *flant* sei das gemeingerm. $-and-$ aus $-\bar{e}nt-$ bewahrt. ich vermag das auf so sehr wenige fälle, vornehmlich die flexion dieser 3 classe, deren erklärang nichts weniger als sicher ist, gestützte gesetz, dass \bar{e} in langdiphthongen nichthaupttonig im inlaut anders behandelt werde als in haupttoniger stellung, nicht anzuerkennen. ich glaube, dass zu der zeit, wo $\bar{u}ento-s$ die kürzung erfuhr, die wir in *wind* = lat. *ventus* sehen, auch in einem part. $*pijēnt-$ oder $*pijēnt-$ das \bar{e} gleichzeitig zu *e* gekürzt worden wäre, dass also diese form ein got. $*fjinds$ ergeben hätte, und dass auch in der 3 pl. einer athematischen \bar{e} -classe lautgesetzlich $-ind$ entstanden wäre. das vorliegende as. *fland* ahd. *flant* ist vielmehr das ursprüngliche particip des primären verbs auf $-ont-$. dieses particip ist älter als die flexion des verbs *fjan* nach der 3 schw. classe. *fjan* ist nicht das einzige urspr. starke verb auf $-\bar{o}$, das um des gleichen infinitivs auf $-an$ willen (s. u.) in die 3 schw. conj. übergetreten ist.

Das *ai* der 2. 3 sing. $-ais$, $-aiþ$, 2 pl. $-aiþ$ will S. nach dem vergange von KFJohansson, der *sijais* = lat. *siēs* setzt, und von Hirt aus \bar{e} herleiten, urspr. $-\bar{e}-s\bar{i}$ ($-ti$, $-te$). S. stellt für den behaupteten lautwandel s. 77 die regel auf: 'geschlossenes got. \bar{e} wird in nichthaupttoniger silbe vor stimmlosen dentalen spiranten zu offenem \bar{a} (geschrieben *ai*), falls seine accentqualität die ge-

stofsene ist'. so, meint er s. 79 f, 'erklären sich die rätselhaften *ai*-formen des got. paradigmas ohne schwierigkeit. sowohl *habais* wie *habaiþ* erfüllen alle bedingungen. was ihr *-s* und *-þ* anlangt, so kommt es nicht darauf an, ob die laute in urgerm. zeit stimmhaft oder stimmlos gewesen sind: fürs gotische steht ihre stimmlosigkeit fest'. von dem widersprechenden *-ēs* der 2 sing. *nasidēs* wird s. 78 f behauptet, dass das *ē* 'schleifenden accent' gehabt habe. 'der umstand, dass sich der endsilbenvocal unverkürzt erhalten hat', ist in S.s augen 'ein hinreichender beweis dafür, dass er nur schleifend betont sein kann'. S. sieht 'einen ganz ähnlichen unterschied in den endungsvocalen der entsprechenden ags. formen. hier lautet die 2 pers. sing. praes. *hafas(t)*, die 2 pers. sing. praet. dagegen *hæfdes(t)* und doch kann das *-as* der ersten und das *-es* der zweiten form nichts anders als altes *-ēs* darstellen'.

Also im gotischen soll bis in die späte zeit, wo germ. *z* und *đ* im auslaut zu *-s* und *-þ* wurden, und im ae. bis in die zeit, wo in germ. *-ēs* der lange vocal der endsilbe verkürzt wurde, der unterschied zwischen 'gestoßenem' und 'schleifendem' accent entweder noch bestanden oder nachgewürkt haben. wer solches behauptet, sollte doch auseinandersetzen, wie er sich die sache denkt: ob im germanischen, nachdem sich der hauptton auf die erste silbe zurückgezogen hatte, und im gotischen noch endsilben 'gestoßen' oder 'geschleift' worden sind (nach den von ihm gebrauchten ausdrücken scheint S. dieses wirklich anzunehmen), oder ob etwa im gemeingerm. oder erst im nachgotischen germ. 'gestoßenen' längen gegenüber, die normale längen waren, 'schleifende' längen zu überlängen geworden sind, und im ae. überlanges *ē*, wenn gekürzt, *e* bleibt, normales *ē* gekürzt zu *a* wird. dass durch contraction entstandene 'schleifende' längen nicht etwa germ. noch zweisilbig gewesen sind, liegt ja auf der hand: in diesem falle hätten gerade 'schleifende' längen got. durch lautgesetzlichen verlust ihres zweiten bestandteils gekürzt werden müssen. aber Hanssens lehre, dass 'vocalische längen in den endsilben mehrsilbiger worte' got. (und ahd.) nur lang bleiben, 'wenn sie den circumflex fordern', dagegen, auch vor erhaltenem auslautenden cons., gekürzt werden, 'wenn sie den acut fordern', ist meiner überzeugung nach unrichtig: der lange vocal in vorgerm. *-ēs*, *-ōs*, *-ās* bleibt, auch wenn er 'den acut fordert', got. und ahd. lang, wie in *nasidēs*, ahd. *-dēs* (ls.) und (nach der 1 sg. *-ōn*) *neritōs*; ebenso im *-īs* der 2 sing. opt. praet.¹ von 'schleifendem accent', wie S. will, dh. von wirklichem circumflex im oben angegebenen sinne, kann bei der endung *-ēs* der 2 sing. praet. durchaus keine rede sein; denn das *ē* ist weder durch

¹ ebenso ist *-ūs* nicht lautgesetzlich zu got. *-us* geworden in *qairnu*, vielmehr hat **qairnu* aus germ. *kuornū* das *-s* angenommen nach der analogie von *sunus*, *handus*.

contraction entstanden, noch ist in jüngerer periode der grundsprache eine folgende silbe ausgefallen. wenn die silbe $-\bar{e}s$ bei eintritt von Verners gesetz den circumflex, also acut + gravis, gehabt hätte, dann hätte nach dem Beitr. 7, 507 bemerkt das s gemeingerm., also auch westgerm., zu α werden müssen, wie im gen. sing. $-\acute{o}ls$, $-\acute{o}us$ (germ. $-aix$, $-aux$); im nom. sing. $-ls$ (lit. $-\bar{y}s$, got. *hairdeis*), wenn aus $-\acute{i}\bar{i}o-s$ (nach S. und Hirt, Idg.forsch. 1, 13); im gen. sing. fem. $-\acute{d}s$; im nom. plur. fem. $-\acute{o}s$ neben $-\bar{o}s$ aus $-\bar{o}es$; im nom. plur. masc. $-\acute{o}s$ neben $-\bar{o}s$ aus $-oes$ (got. $-\bar{o}s$, an. $-ar$, während as. $-os$, ae. $-as$ aus $-\acute{o}ses$ entstanden ist; s. Beitr. 7, 505). dass das got. $-a$ der 1. 3 sing. praet. 'unter allen umständen' keine 'schleifende länge' gewesen sein kann, betont S. selbst s. 79. was das ae. betrifft, so kann germ. $-\bar{e}s$ in diesem dialect durch kürzung nur zu $(-æ)s$ $-es$ werden, wie in *hæfdes(t)*: das ae. $-as$ in *hafas(t)* kann durchaus nicht aus $-\bar{e}s$ entstanden sein. S. bemerkt s. 81, dass 'der o-umlaut von wurzelhaftem i, der in der 2 und 3 pers. sing. auftritt (*liofad*), schlecht zu altem ai stimmen' würde: er könne 'deshalb in dem a der genannten formen nichts anders sehen als urgermanisches \bar{e} '. aber stimmt der o-umlaut denn zu urgerm. \bar{e} ?

Ich vermag demnach S.s gesetz über die behandlung des germ. \bar{e} im gotischen und ebenso seine erklärang des praesens der 3 schw. conj. durchaus nicht anzuerkennen.

Für das praesens von *haban* und der wichtigsten andern hierhergehörigen verba halte ich die von Bremer, Beitr. 11, 47, angesetzten gemeingerm. grundformen 1 sing. $-\acute{i}\bar{o}$, 2 $-\acute{a}izi$, 3 $-\acute{a}idi$, 3 pl. $-\acute{i}andi$, opt. $-\acute{i}ai-$, imp. 2 sing. $-\acute{a}i$, 2 pl. $-\acute{a}idi$ für richtig. das a der ai-formen ist ein urspr. o: nach meiner (Beitr. 7, 474) und Sievers annahme (ebd. 8, 90 ff) ist das ai aus $-\acute{o}je-$ ($\triangleright \acute{o}ji \triangleright \acute{o}i$) hervorgegangen (2 sing. $-\acute{o}-je-si$ usw.). auch der imperativ, den S. s. 80 als neubildung erklären muss, ist völlig regelmäfsig. aber die \acute{i} -formen haben gewis nicht, wie ich aao. annahm, ein o vor dem \acute{i} verloren: in dem $-\acute{o}j\bar{o}$ ($\triangleright -\acute{o}\omega$) der griech. schwachen o-conj. wird das o der 2. 3 sing. entstammen. Beitr. 7, 532 unten, 547 habe ich die vermutung ausgesprochen, dass die schwache \bar{e} -conj. und die schwache \bar{o} -conj., also einerseits lat. *taceo*, *sileo*, *video*, anderseits got. *þaha*, *silá*, *vita* usw., aus einer älteren gemeinsamen conjugation erwachsen seien. die formen der germ. schwachen o-conj. werden, statt auf dem umwege durch ein ursprüngliches $-\acute{o}j\bar{o}$, unmittelbar aus der bewahrten ungeschiedenen e/o-conj. hervorgegangen sein, deren 1 sing. anders, als aao. 547 geschehen, anzusetzen ist: sing. $-\acute{e}j\bar{o}$, $-\acute{o}isi$, $-\acute{o}iti$, pl. $-\acute{e}jome$, $-\acute{o}ite$, $-\acute{e}jonti$. germ. $-\acute{a}izi$ usw. könnte unmittelbar dem urspr. $-\acute{o}isi$ entstammen, wahrscheinlicher aber wird dies $-\acute{o}isi$ schon vorgerm. und vorgriech. analogisch zu $-\acute{o}je-si$ geworden sein.

Der infinitiv unsrer germ. schwachen o-conj. aber hatte nicht,

wie Bremer ansetzt, *-ia-*, sondern entbehrte, entsprechend dem von S. s. 17 f dargelegten, des elements *-je-* (*-jo-*): er hatte demnach das aussehen eines infinitivs der starken verben. ebenso wie von S. für das praesens got. *sila* statt **sitja* gezeigt, ist got. nach dem *j*-losen infinitiv das *j* der ursprünglichen *i*-formen aufgegeben, sodass die nicht-*ai*-formen den formen des starken verbs entsprechen, 1 sing. *-a*, 1 pl. *-am*, 3 pl. *-and* (aus *-ō*, *-ome*, *-onti*), ebenso im ganzen opt. und im part. *-ands*. ganz ebenso ist nord., wo *-ai* regelrecht zu *e* (*i*) wurde (2. 3 sing. *-er*, 2 pl. *-ed*, imp. *-e*, *-ed*), nach den *j*-losen infinitiven *lifa*, *vaka* usw. das *j* des praes. verloren gegangen, außer der 1 sing. *hef* des verbs *hafa*, während in *segja*, *þegja* umgekehrt das *j* in den inf. gedrungen ist. da die 1 sing. praes. bei allen andern verben sich von der 2. 3 sing. durch das minus des *-r* unterscheidet, so ist anstatt der alten *hef*, *seg* nach der 2. 3 sing. auf *-er* (*-ir*) die 1 sing. auf *-e* (*-i*), *vake*, neugebildet worden, die also nicht, wie Hirt lehrt, aus 'gestoßenenem' *-ēm* hervorgegangen ist. im imp. sind die einsilbigen formen *haf*, *lif*, *seg* analogiebildungen nach der starken und 1 schw. conj. neben den alten formen auf *-e* aus *-ai*, *vake*. westgerm. entspricht der 1 sing. got. *haba* seiner entstehung nach genau ae. *hafu*, ahd. Tat. *habu*, *sagu*, Notker *habo*, *sago*, und auch eine form wie ahd. 3 plur. *habant* kann entsprechend entstanden sein und braucht nicht *a* für *e* zu haben. ebenso kann in ahd. *hapan* mit dem gerund. *-anne* der ursprüngliche inf. ohne *j* erhalten sein, gegenüber welchem in *huggen* das *j* in den inf. gedrungen ist.

S. sagt s. 80 zur empfehlung seiner erklärung, dass sie, soweit er sehe, die einzige sei, 'die uns in den stand setzt, das got. paradigma einheitlich zu erklären'. ich finde meine erklärung, die ich, was den schwund des *j* betrifft, S. s. 17 f verdanke, in noch weit höherem grade einheitlich. vom nordischen sagt S. s. 82: 'die 3 pers. plur. heißt *hafa*, stimmt also genau zu *falla*, *skjóta*... bedenkt man, was über got. *haband*... gesagt ist, so wird man nicht abgeneigt sein, auch für die nord. formen urtypen mit *ē* anzunehmen, *-ēnti* usw. dann würde sich auch erklären, wie *hafa* zur 1 pers. plur. *hōfom* gekommen ist. sie wäre gerade so zu beurteilen wie got. *habam*'. allerdings ist *hōfom* gerade so zu beurteilen wie *habam*, aber die erklärung ist weit einfacher als S. annimmt.

Die den got. *-ais*, *-aiþ*, *-ai*, an. *-er*, *-e*, ahd. *-és*, *-ét*, *-e* entsprechenden lautgesetzlichen formen der endung waren im ae. *-ea*, *-ed*, imp. *-e*¹. die formen der 2. 3 sing. auf *-as*, *-ad*, imp. *-a* halte ich mit Cosijn für bildungen nach der analogie der *ō*-classe, da das *a*, soweit ich sehe, nichts anderes sein kann als *ō*. aus

¹ *lifas*, *-ed*, dazu eigentlich **sazes* usw.; es finden sich aber nur *sazes*, *-ed*, *hæfes*, *-ed*, imp. *sæze*: belege für diese formen aus Lind. und Rushw. s. Sievers Afs. gr.³ § 416.

dem umstand, dass in *hafas(t)*, *-ad*, dem einzigen verbum, das einen u-umlaut des *a* zu *ea* zu zeigen fähig wäre, dieses *ea* nicht erscheint, vermag ich nicht mit Sievers, Beitr. 16, 261, zu schliessen, dass das *a* der endung, das doch in *liofad* den umlaut würkt, etwas anderes gewesen sei als *ō*. so wenig als man in an. *hefer*, *seger* aus der gestalt der stammsilbe auf die frühere gestalt der endung schliessen könnte.

Nachdem S. das paradigma von *haban* 'einheitlich' aus der flexion *-ēmi* erklärt hat, heisst es zum schlusse s. 82, dass 'selbstverständlich' nicht behauptet werden solle, 'dass das *ē* einzelner zur *ē*-classe gehörigen verba nicht auch auf *ai* zurückgehn könne': diese herkunft sei nur für 'die eigentlichen repraesentanten der *ē*-classe' zu leugnen. was S. mit den *ē* meint, die auf *ai* zurückgehn sollen, wird auf der folgenden s. 83 nur in wenigen worten angedeutet, wo er (in ziemlich unklarer weise) von den verben auf *-ējō* spricht. er meint also vermutlich, dass das got. *-ais*, *-aiþ*, *-ai*, abd. *-ēs*, *-ét*, *-e*, an. *-er*, *-ed*, *-e* aufser der von ihm im vorhergehenden gegebenen erklärang auch aus *-ē-je-si* (*-ti*, *-te*), imp. *ē-je* (*-te*) entstanden sein könne, indem *ēji* > *ēi* > *ai* geworden wäre (vgl. S. s. 16). ein solches secundäres *ēi* aus *ēji* wäre mit dem von S. für den optativ *habai-* angenommenen ursprünglichen *ēi*, für das ich den übergang zu *ai* abwies, nicht zeitlich zusammengefallen: ob aber *ēji* zu germ. *ai* werden konnte und ob überhaupt schwache verben auf *-ē-jō* fürs germ. als zu grunde liegend anzunehmen sind, ist mir nicht sicher.

Bei S.s herleitung des got. paradigmas aus einer flexion *-ēmi* bleiben s. 80 'zwei formen' übrig, 'die sich nur als Neubildungen erklären lassen': die eine ist der imperativ, der nach meiner erklärang lautgesetzlich ist, die andre das praeteritum. S. erkennt an, dass 'die germ. *ē*-verba ihr praeteritum von haus aus ohne mittelvocal bildeten'. die verben aber, von denen dieses galt, waren gewis nicht die eigentlichen *ē*-verben (wie zb. *arman*), sondern diejenigen, in deren ind. praes. ursprünglich *j*-formen mit *ai*-formen wechselten, also die verben der germ. schwachen *ē/ō*-classe. wirkliche *ē*-verben, sowol schwache verben mit dem praesens auf *-ējō*, als auch S.s 'eigentliche repraesentanten der *ē*-classe', müssen im praet. und part. pass. *ē*, got. **-ēda*, **-ēþs*, und im inf., wie S. ansetzt, *-ēn* gehabt haben. aber auch alte schwache *e/o*-verben können neben dem germ. praet. ohne mittelvocal ein solches auf *-ēda* mit der alten dehnung des *e* gebildet haben; vgl. lat. *tacē-bam* zu *taceo*. wie die verbalabstracta auf *-īni-*, got. *-eins*, ein dehnungs-*ī* haben, so müssen die verbalabstracta der *e/o*-verben, wie got. *libains*, früher mit dehnungs-*ē* ein *-ēni-* gehabt haben; vgl. got. *fahēds* aus vorgerm. *-ē-ti-*. das got. praet. *-aida*, part. *-aiþs* und das verbalabstractum *-ains* (s. 16) kann natürlich niemand in andrer weise erklären als S. nach der analogie von *salbō-s* ist aus *habai-s* usw. ein verbalstamm auf *-ai-*

erschlossen. im ahd. ist ohne zweifel bei alten *e/o*-verben, genau entsprechend, zur 2. 3 sing. 2 pl. ind. und zum imp. (während die übrigen formen des praesens von verben wie *haban* und *huggen* zunächst die alte gestalt, mit oder ohne *j*, ohne das *é* gewahrt haben werden) zunächst ein praet. *-éta*, part. *-ét* geschaffen. in dem vocal des ahd. praet. *-éta* und *-ata* (*-dta*?) und des part. kann allerdings auch, der annahme S.s gemäßs, (neben analogischem *ai*) ein altes *ē* erhalten sein, und ebenso kann ahd. *-en* der ursprüngliche inf. der *ē*-classe sein. S. sagt s. 81: 'nimmt man *ai* als grundlage des ahd. *é* an, so werden dadurch so seltsame formen wie **habaimés*, **habaind*, **habain*, **habaindi* geschaffen, formen, denen es an jedem anhalt fehlt'. wenn das germanische die ursprüngliche flexion der schwachen *e/o*-verben, *-ejō*, *-oisi*, *-oiti*, 2 pl. *-oite* (nicht *-oje-si* usw.) gewahrt haben sollte, so wäre es gar nicht so seltsam, wenn in einem dialect frühe anstatt der *ejo*-formen *oi*-formen, 1 sing. *-oimi*, pl. 1 *-oime*, 3 *-ointi* geschaffen wären. aber niemand ist genötigt, das ehemalige vorhandensein dieser formen mit *oi* oder späterem *ai* anzunehmen: das wahrscheinlichste ist, dass die durchführung des *é* im praesens ahd. erst verhältnismäßig spät erfolgt ist nach dem muster des *ó* der *ō*-classe und, wenn solche im ahd. bestanden haben, des *é* der S.schen verben auf *-ēmi*, von denen die 1 sing. ahd. *-ēm* direct herrühren würde.

2) Im auslaut (s. 83—91) ist, ebenso wie vorgerm. *-ē* westgerm. und nord. zu *-e*, got. zu *-a*, so nach S. *-ēr*, *-ēi*, *-ēu* gekürzt worden westgerm. und nord. zu *-er* (ahd. *fater*), *-ei* > *i* (loc. ahd. *ensti*), *-eu* > *iu* (loc. ahd. *suniu*), got. zu *-ar* (*fadar*), *-ai* (*anstai*), *-au* (*sunau*). dies lässt sich hören: ich halte es zwar nicht für zweifellos sicher, aber für sehr wol möglich. der dativ ae. *suna* wird s. 90 unten erklärt als angleichung an den genitiv, da 'überall, wo der gen. sing. nicht auf *-s* ausgeht, . . . gen., dat. und instr. zusammengefallen sind'.

II. Die germ. *ō*-diphthonge (s. 91). S. meint: 'ein unterschied zwischen idg. *ō* und idg. *ā* ist nicht mehr sichtbar. man darf daher wol von einem einheitlichen urgerm. *ō* ausgehn. dieses ist in diphthongischer verbindung überall gekürzt und infolgedessen mit dem urgerm. *ō* überall zusammengefallen'. dies ist sicher nicht richtig; vgl. KZ. 24, 508, Beitr. 7, 483, Kluge in Pauls Grundr. I 357. da die eben gesehene kürzung des auslautenden *-ēi* älter sein muss als die entstehung des germ. *ī* aus *ei*, und die kürzung des *ē* in haupttoniger silbe noch älter gewesen ist, kann nicht angenommen werden, dass die kürzung des *ō* in diphthongischer verbindung erst nach dem übergang des *ā* der keltischen lehnwörter *brāca*, *Dānuvius* in germ. *ō* stattgefunden habe. sicher darf man also nicht von einem 'einheitlichen urgerm. *ō*' ausgehn, vielmehr ist urspr. *ō* in langdiphthongen vor cons. zu *ō*, dagegen urspr. *ā* in gleicher stellung zu *ǣ* gekürzt

worden, und die kürzungen δ und \tilde{a} sind dann, gleich den grundsprachlichen δ und \tilde{a} , in haupttoniger und in den meisten fällen auch in nicht-haupttoniger silbe secundär zusammengefallen.

A. Haupttonige \bar{o} -diphthonge. 1) im inlaut (s. 91—98).

i. Primäre \bar{o} -diphthonge. 1) $\bar{o}r$, $\bar{o}l$ und 2) $\bar{o}n$, $\bar{o}m$ (s. 91—93). S. meint, dass diejenigen germ. *ar*, *al* = griech. *ορ*, *ολ* als kürzungen von $\bar{o}r$, $\bar{o}l$ hierher gehören, die neben germ. $r\bar{o}$, $l\bar{o}$, gr. $\rho\omega$, $\lambda\omega$ 'vertreter der sogen. langen sonantischen liquiden' sein sollen, und dass 'unzweifelhaft' ebenso die fälle hierher gehören, wo für germ. *an*, *am* 'lange nasalis sonans' als grundlage anzunehmen ist. da der kurze vocal gr. *ο* germ. *a* vor dem *r* usw. nur dann erscheine, wenn ein cons. nach diesem stehe, so könne man sich der folgerung nicht entziehen, dass gr. *ορ* germ. *ar* usw. aus $\bar{o}r$ usw. gekürzt seien¹. mir ist es völlig sicher, dass weder die gr. *ορ*, *ολ*, germ. *ar*, *al*, *an*, *am*, noch die $r\bar{o}$, $l\bar{o}$, $n\bar{o}$, $m\bar{o}$ aus 'langer liquida oder nasalis sonans' hervorgegangen sind, und dass eine grundsprachliche 'lange liquida und nasalis sonans' überhaupt gar nicht bestanden hat (s. Zs. f. d. phil. 25, 389): trotzdem kann S., was die von ihm angenommene kürzung betrifft, recht haben. die gr. *ορ*, *ολ*, germ. *ar*, *al* usw., um die es sich handelt, sind grundsprachliche *orA*, *olA* usw. gewesen, die übrigens selten waren (s. Zs. f. d. phil. 25, 388 note 2): wie sich regelrecht die *ο*-stufe zur hochtonigen *e*-stufe und zur schwundstufe verhält, so verhalten sich diese lautgruppen zur hochtonstufe gr. *ερα*, *ελα*, *ενα*, *εμα* = skr. *ári*, *áni*, *ámi* (aus *érA* usw.) und zur schwundstufe gr. *αρα*, *αλα*, *ανα*, *αμα* = skr. *īr*, *ūr*, *ān* (aus *arA* usw., = der vermeintlichen 'langen liquida und nasalis sonans'). wenn wir in gr. *τολ*- in *τόλ-μα* das *α* vermissen, das wir in der hochtonstufe *τελα*- und in der schwundstufe *ταλα*- haben, so ist es sehr wahrscheinlich, dass das *A* nicht einfach ausgefallen, sondern dass *tolA*- zunächst zu *tōl*-² und dieses dann durch kürzung vor cons. zu *τολ*- geworden ist. ebenso kann dann im germ. got. *arm-s* aus $\bar{o}rmo$ -s aus *orAmo*-s entstanden sein, neben der untonstufe skr. *īrmá*- aus *arAmé*-; lat. *armus* entspricht entweder diesem oder jenem³.

¹ vgl. Brugmann Grundr. I 463, der *στόρνυμι* aus **στωρ-νυμι* entstehn lässt usw.

² ebenso wie lit. *erA*, *elA*, *enA*, *emA* vor cons. mit dehnung und gestoßener betonung zu *ér*, *él*, *én*, *ém* geworden (s. Bezenberger in seinen Beitr. 17, 221 ff), zb. *vém*-(*ti*) = skr. *vámi*-(*ti*), und ind. in der untonstufe *īr*, *ūr*, *ān* (woraus *ā*), *ām* (woraus *ān*) aus *iri*, *uri*, *ani*, *ami* hervorgegangen ist.

³ germ. wird, wenn das gesagte für die *ο*-stufe richtig sein sollte, dieselbe ersatzdehnung und spätere kürzung auch in der *e*-stufe (vgl. das lit.) und in der schwundstufe (vgl. das ind.) stattgefunden haben. diejenigen germ. *ur*, *ul*, *un*, *um*, die = skr. *īr*, *ūr*, *ā*, *ān* sind, würden also aus *ūr*, *ūl*, *ūn*, *ūm* gekürzt sein, so in *fulls* aus **fūlné*- oder **pūlné*- = skr. *pūrṇá*- (< *porAné*-), *-kunds* = skr. *gātá*- (aus den obliquen casus von *génato*-

Zweifelhaft sind die unter 3. und 4. von S. angeführten Fälle einer Kürzung von germ. *ōi*, *ōu* aus *āi*, *āu* zu *ai*, *au* (s. 93 f). S. meint, das *ai* in gr. *αἰών* lat. *aevom* got. *aivs* müsse auf idg. *āi* zurückgeführt werden: 'da die Länge des *ā* im indischen (*ājū-*, *ājūś-*) besteht bleibt, auch wenn die Endung den Ton trägt, haben wir kein Recht, für die Wurzel eine Schwundstufenform **āi* . . anzusetzen'. Ich meine, wir haben noch weit weniger ein Recht, darum, weil im Sanskrit in diesem Worte eine Stammabstufung nicht vorhanden ist, zu behaupten, dass dieselbe nie vorhanden gewesen und dass in diesem Worte in dem *āi* das *i* vor cons. gewahrt geblieben sei, als andre *i* und *u* in gleicher Stellung in der Grundsprache ausfielen, und das kurze *a* in got. *ajuk-*(*dūps*) 'durch Übertragung' zu erklären. Ebenso meint S., dass das Wort idg. *nāu-* 'Schiff' keine Stammabstufung gehabt habe, weil wir dieselbe in keinem der uns vorliegenden Dialecte vor Augen sehen. Darum müsse das *au* in an. *naust* aus germ. *ōu* entstanden sein. Wir haben aber das *ā* außer in diesem Worte auch noch in an. *nokkve* ae. *naca* as. *nako* abd. *nahho*, wenn, wie wahrscheinlich, das *q*, *k* dieses Wortes aus vorgerm. *gu* dasselbe ist wie in ae. *tācor* abd. *zeihhor* und in ae. *cwicu* abd. *cheh* = got. *qius*. Für mich sind die angeführten *ai*, *au* ursprüngliche *ai*, *au*. — ferner meint S., ein germ. *au* aus *ōu* sei 'mit Sicherheit im ganzen Sing. des starken Praet. aller consonantisch schließenden Wurzeln vorhanden, die einer der drei schweren Ablautreihen angehören': diese hätten 'in den starken Perfectformen ursprüngliches *ōu* gehabt, dessen *u* der Systemzwang bewahrte'. So sei das *au* des Praet. ahd. *slōz* usw. aus *ōu* entstanden, da lat. *clāvis*

gonaté-), *kaur̥n* = skr. *gīrṇá-*. ebenso in der *e*-stufe *kind* aus **gēnto-m* (aus *gēnato-*), ahd. *dinstar* aus **bēmstro-* oder **tēmstro-* aus *tēmasro-* (vgl. skr. *tāmistrā*), germ. *berkō* (oder *-jō*) 'birke' aus *bhērAṣō*. — wie langdiphthonge mit *r*, *l*, *n*, *m*, so können auch langdiphthonge mit *i*, *u* als zweitem Gliede auf diese Weise secundär entstanden sein, ebenso wie im lit. *au* aus urspr. *eu*, *ou* zum Ersatz für ausgefallenes *A* = skr. *i* zu *āu* geworden ist mit Dehnung und gestoßenem Ton (s. Bezzenberger aao. 224). so würde got. *stiur*, wenn = skr. *sthāvira-*, zunächst aus **stēuro-s* hervorgegangen sein. germ. **bōu-mi*, pl. *bū-me*, wenn hierhergehörig als aus *bhōuA-mi*, *bhuA-mé* entstanden (vgl. Beitr. 7, 547), und geossen haben durch den Übergang des *-mi* in *-ō* das *ōu* vor der Kürzung vor cons. bewahrt, germ. *bōuō* (got. *baua*) neben *būō* (ahd. as. ae. *būan*, an. *búa*). oder sollten solche secundären langdiphthonge noch Verlust des mitlautenden *i*, *u* im germ. erfahren haben (**bō-mi* > *bōō* > *baua*)? lit. *leidmi* 'lasse', jünger *leid̃u*, = *lēid-mi* aus *leidA-mi* (Wurzel *lei-d* neben dem synonymen *lei-q* mit einem andern 'Wurzeldeterminativ'), = got. *lēta*? wie neben *réudō* 'weine', 2. sing. *rudési* (ahd. *riozan* lat. *rūdo* und *rūdo*) ein *rōuda-mi* oder *rouda-mi* (skr. *rōdi-mi*) > lit. *rāudmi* 'weine', so kann neben dem synonymen **ghrēudō* (as. *griotan* ae. *zreotan*) ein **ghreuda-mi* > **ghrēud-mi* bestanden haben, > got. *grētan*, an. *gráta*, ae. *zrētan*, vgl. S. s. 72 f; sonst muss von den drei von S. angedeuteten möglichen Erklärungen die letzte, die ihm selbst 'am wahrscheinlichsten' scheint, richtig sein: das Praesens mit *eu* müsste aus der Schwundstufe *grut-* einer Wurzel *ghred*: *ghrd* erwachsen sein, während das Redupl. Verb ein älteres **ghrēd-mi* mit Dehnung wäre.

dor. $\kappa\lambda\bar{\alpha}F\iota\varsigma$ ein \bar{a} zeigen; als 3 sing. perf. sei demnach germ. $*s(k)l\bar{o}uti$ (aus $*skl\bar{o}ude$) anzusetzen. dass ein unmittelbar aus der wurzel des lat. *clāvis* ohne das *d* des lat. *claudio* gebildetes perfect in den starken formen nach ursprünglicher regel $\bar{o}u$ hätte haben müssen (3 sing. $-\bar{o}ue$) und es auch in wirklichkeit hätte haben können, ist richtig; aber meistens ist ja, auch vor einfachem cons., das \bar{o} des perf. vom \bar{a} des praes. verdrängt. dass aber von einer secundären 'wurzel' mit $\bar{a}u$ oder $\bar{e}u$ + cons. noch ein perfect mit $\bar{o}u$ gebildet werden konnte oder, wenn es gebildet wäre, sich erhalten haben sollte, ist schwer glaublich. das perfect solcher secundären bildungen pflegt einfach den vocal des praes. zu zeigen. das germ. *au* des perfects *slōz* ist der herübergenommene diphthong des dem lat. *claudio* entsprechenden praesens. wenn dieses praesens einmal im germanischen vor dem übergang des \bar{a} in \bar{o} in den starken formen ein $\bar{a}u$ gehabt ($*sl\bar{a}utmi$ oder $*sl\bar{a}ut\bar{o}$) und dieses nach S.s regel zu *au* geworden sein sollte, so würde das beispiel mit recht hierher gehören. aber das *au* kann auch einfach das verallgemeinerte $\bar{a}u$ der schwachen formen (1 pl. $*slautm\bar{e}$ oder 2 sing. *slautési*) sein. das verbum, das eigentlich hätte reduplicierend sein sollen, hat, gleich manchen andern ähnlichen, zu dem perfect ohne reduplication, nachdem \bar{a} und \bar{o} im germ. zusammengefallen waren, ein praesens nach der analogie der ablautenden verben neu geschaffen. so gut wie ahd. *slioxan* ist das praes. nd. *slūten* afr. *slūta*, nach wirklichen alten \bar{u} -formen, besonders dem synonymen *lūkan*, eine neubildung.

II. Secundäre \bar{o} -diphthonge (s. 94—98). aus 'ursprünglichem' (dh. älterem germ.) $-\bar{o}ji-$ hervorgegangenes secundäres germ. $\bar{o}i$, woraus *ai*, findet S. in den comparativen got. *maiza* an. *meire* usw. und au. *fleire*. in dem letzteren comp. sieht S. die *o*-stufe der wurzel, *plō-*. da wir lat. ein *plūs*, *plūrimi*, älter *plous*, *plourume* haben, kann man die sache nicht unmöglich nennen; aber einfacher scheint es mir, mit Osthoff, Beitr. 13, 444f, in *fleire* und dem sup. *flestr* die schwundstufe *pla-* zu sehen, di. die verallgemeinerte form der schwachen casus des urspr. comp. *plē-jōs* *pla-jēsos*, sup. *plēisto-s* *plaistēso* (vgl. Beitr. 7, 506), die sicher einmal bestanden hat, wenn auch, wie S. sagt, (außerhalb des nord.) 'ein schwundstufiger comp. der wurzel $*plē-$ nicht belegt' ist. dem comp. *maiza* soll mit lat. *maior* ir. *máo* ein $m\bar{a}$ - zu grunde liegen, das die gedehnte schwundstufe einer wurzel $m\bar{e}$ - (der wurzel des got. $m\bar{e}$ -rs) sein soll. sollte die wurzel in dieser gestalt von S. richtig gefunden sein, was mir aber höchst zweifelhaft ist, so würde ich bei der ungedehnten schwundstufe $*m\bar{a}$ - bleiben. — ein anderes beispiel eines *ai* aus secundärem $\bar{o}i$ vermutet S. in den formen *deis(t)*, *deit* der 2. 3 sing. des verbs 'tun'. sehr zweifelhaft.

2) Im auslaut. I. Primäre \bar{o} -diphthonge (s. 98 ff):

an. *tvau* nom. pl. n. aus urspr. *duōu* nom. du. masc. 'woher kommt es', fragt S., 'dass die idg. masculiniform im nordischen zum neutrum geworden ist?' er gibt eine mechanische erklärung. eine andere, nicht allein für diesen einen fall, sondern für alle fälle des germ. plur. neutr. aus ursprünglichem dual masc. geltend, ist dem vom ref. Beitr. 7, 486 oben und von Meringer KZ. 28, 238 f ausgesprochenen zu entnehmen. — dass auch das ahd. feminin *zwó* jenem urspr. masc. des duals entstamme, wie S. s. 100 annimmt, vermag ich nicht zu glauben¹.

II. Secundäre *ō*-diphthonge (s. 100 ff). S. bespricht hier die alte 1. 3 sing. perf. der vocalisch auslautenden wurzeln mit dem ablaut *ōu : ū* (3 sg. perf. urspr. *-ōue*), wie ae. *snōwan* an. *snúa*. da germ. *ōu* vor vocal nicht unter das thema S.s fällt, erst durch den abfall des auslautenden vocals ein 'secundärer *ō*-diphthong' entstehen konnte, war dieser abschnitt eigentlich nicht hergehörig. germ. *-ōue* ist an. *-ó* geworden, aber nicht auf dem von S. angegebenen wege, durch schwund des *u* im auslaut, sondern durch schwund des *u* bei lebzeiten des folgenden vocals: germ. *dōue* 'starb' > ostgerm. *dōe* > an. *dó*. im got.-nord. ist also der 'secundäre *ō*-diphthong' überhaupt nicht entstanden.

B. Nichthaupttonige *ō*-diphthonge. 1) im inlaut.

i. Primäre *ō*-diphthonge (s. 103—7). in der athematischen *ō*-conj. hätte nach S. durch lautgesetzliche kürzung des *ō*, richtiger des älteren *ā*, im opt. ein got. (*salb*)-*ais*, *-ai* und in der 3 plur. ind. ein (*salb*)-*and*, im part. ein (*salb*)-*ands* entstehen müssen. aber da alle alten *-ā-mi* nach ursprünglicher regel in den formen, wo die silbe von haus aus unbetont war, an stelle des *ā* ein *ǣ* haben musten, so können die von S. erschlossenen formen auch alt gewesen sein: so gut wie die nach S.s gesetz durch kürzung aus *-ānti* hervorgegangene kann es die aus *-anti* entstandene form der 3 plur., germ. *-andi*, jünger *-and*, gewesen sein, die nach dem muster des singulars zu got. *-ōnd* ahd. *-ōnt* umgestaltet ward (entsprechend im part. und opt.). nord., wo im plur. die endungen der schwachen *ō*-conj. denen des starken verbs entsprechen, können die 1. 3 plur. aus dem urspr. *-ame*, *-anti* entstanden sein neben der 1. 3 plur. des starken verbs aus *-ome*, *-onti*, ebenso wie die endungen des opt., 2. 3 sing. *-er* usw., die S. dem von ihm erschlossenen got. **salbais*, *-ai* gleichsetzt, aus altem *-ais*, *-ait* hervorgegangen sein können neben dem *-er* des starken verbs aus *-ois*, *-oit*.

Das praesens der verben auf got. *-nan*, praet. *-nōda*, = an.

¹ dass die form *tau* 'zwei' des dialects der vier inseln Amrum-Föhr, Sylt-Helgoland (für alle 3 geschl.) dem an. *tvau* unmittelbar gleich sei, also einem *au* dieses dialects ein *au* jenes dialects entspreche, wie S. s. 100 anzunehmen scheint, der sagt, dass dieses *tau* mit an. *tvau* idg. **duōu* 'offenbar' identisch sei, ist sicher unrichtig: die vermittlung ist vielmehr ziemlich compliciert.

-na ae. *-nian* will S. durch die von ihm gelehrte lautgesetzliche kürzung des *ō* zu *a* erklären. ausser dem opt., der 3 plur. ind. *-nand* und dem part. *-nands* hält er die 1 sing. *-na* für lautgesetzlich, er nimmt also an, dass das got. *-a* bei 'gestoßener' betonung aus *-ōm* mit secundärer endung entstanden sei, was ich nicht acceptieren kann; ferner meint er, dass dieselben analogiebildungen, die nach ihm in der *ē*-classe eingetreten sind, auch hier eintreten musten, 1 plur. *-am*, inf. *-an*, so dass nur die 2. 3 sing. und 2 plur. nach der analogie der starken verben gebildet wären. aus einem einheitlichen paradigma hätten sich also zwei getrennte entwickelt, indem in der *ō*-conj. die *ō*-form durchgeführt wurde, bei den verben auf *-nan* die *a*-form den sieg davontrug. 'die *ōn*-verba und die inchoativa', meint S. s. 107, 'konnten die im paradigma durch wückung des kürzungsgesetzes entstandene verschiedenheit zur unterscheidung benutzen'. dies ist wol zum grossen teil richtig, aber S. beachtet auch hier, wie mehrfach sonst, gar nicht die ursprüngliche stammabstufung. da Holger Pedersens abhandlung über 'das praesensinfix *n*' in Brugmanns und S.s Zs. erschienen ist (Idg. forsch. 2, 285 ff), wird S. vielleicht bereits selbst, nach dem in dieser s. 303f über die verben auf *-nan* bemerkten, seine ansicht modificiert haben. die ursprüngliche flexion war sing. *-nā-mi* (*-si*, *-ti*), plur. *na-me* (*-te*, *-nti*), also ist das got. *-nam*, *-nand* des plurals gerade alt, nicht kürzung. nach diesen beiden formen und dem opt. haben sich got. die übrigen des praesens gebildet. nord. kann, wie oben gesehen, die 1. 3 plur. und der opt. den got. formen entsprechen, während der sing. im gegensatz zum got. sicher alt ist, 2. 3 *-nar* aus *-nā-si* (*-ti*).

II. Secundäre *ō*-diphthonge. die endung der 1 du. *-ōues*, skr. *-āvas* ist got. *-ōs* geworden. 'das endungs-*e*', meint S., 'musste nach got. lautgesetz synkopiert werden, wodurch ein secundärer *ō*-diphthong entstand', der, 'im wortinnern vor consonanz stehend', den mitlautenden bestandteil verlor¹. vielmehr ist das *u* nach *ō* ostgerm. bereits bei lebzeiten des folgenden vocals geschwunden, wie in **tōi*, **stōida* (s. o. s. 117 f); der vocal ist aber geschwunden, bevor got. *ō* wie in *taui*, *stauida* vor vocal zu *au* ward.

2) Im auslaut (s. 108 f). *-ōr* im nom. sing. von verwanttschaftswörtern musste kürzung des vocals erfahren, wenn solche in germ. *faðēr* stattgefunden hat. — *-ōi*, zu germ. *-ai* gekürzt, 'kann man in an. *dage*, ahd. *tage* usw. vermuten'; S. erkennt indessen, dass dem nord.-westgerm. dativ auf *-e* auch ein loc. auf *-ōi* zu grunde liegen kann. vom worte *dagr* aber lautet der dat. bekanntlich *dege*, entweder ein alter loc. auf *-ēi*, wenn *-ēi* mit dem circumflex anders behandelt wird als sonstiges *-ei*, *-ī*, oder das *e* vor *g* ist palatalumlaut. urspr. *-āi* > germ. *-ai* findet

¹ dieser punct ist eigentlich auch nicht hergehörig.

S. in got. *gibai*. aber auch diese form kann, was S. nicht anführt, ein loc. -*ai* sein. — -*ōu*, zu germ. -*au* gekürzt, sehen wir in got. *aktau* an. *atta* ahd. *akto* usw.¹

Frederiksberg (Kopenhagen), sept. 1893. HERMANN MÖLLER.

Syntaxis složených vět v gotštině. sepsal dr VEMOUREK. [Rozpravy české akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění v Praze. ročník II. třída III. číslo 1.] v Praze, nákladem české akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění, 1893. — Syntax des zusammengesetzten satzes im gotischen von dr VEMOUREK. [Abhandlungen der böhmischen kaiser-Franz-Joseph-akademie für wissenschaft, litteratur und kunst in Prag. jahrg. II. abteil. III. nr 1.] Prag, im verlage der böhmischen kaiser-Franz-Joseph-akademie für wissenschaft, litteratur und kunst, 1893. ix und 334 ss. gr. 8°.

Der verfasser, dessen syntax der gotischen praepositionen in diesem Anz. xvii 91 besprochen wurde, hat nun die gotischen conjunctionen zum gegenstand seiner untersuchungen gemacht und diese zu einer kritischen darstellung der gotischen periode erweitert. er beginnt mit der parataxe, s. 1—96, und bespricht deren syntax nach dem logischen verhältnis, welches die verbundenen selbständigen sätze zeigen, insofern dieses verhältnis durch sprachliche mittel ausgedrückt ist: 1) copulatives verhältnis: *jah*, -*uh* (*paruh*, *panuh*), *nih*, *ni patainei*, *ak jah*; 2) disjunctives: *pau*, *aip̃pau*, *jap̃pe* - *jap̃pe*; 3) adversatives: *ip̃*, *ap̃pan*, *ak*, *akei*, *swep̃pauh*; 4) deductives: *in pis*, *inuh pis*, *in pizei*, *dupe*, *duppe*, *eipan*, *nu*, *pannu*; 5) causales: *auk*, *allis*, *raiktis*, *unte*, worauf 6) noch ein abschnitt folgt, der die genannten conjunctionen in einer andern verwendung zeigt, nämlich nur den fortschritt entweder der erzählung oder der erörterung zu bezeichnen, entsprechend den schwachen *δέ*, *μὲν-δέ*, *καί*, *οὖν*, *ἰδοὺ* in der erzählung, den schwachen *γάρ*, *οὖν*, *δέ* in den erörterungen des griechischen textes: *paruh andhafjands qap̃*, *ὁ δὲ ἀποκριθεὶς εἶπεν*; *jabai auk Kristus in izwis*, *εἰ δὲ Χριστὸς ἐν ὑμῖν*; *bidja nu izwis*, *παρακαλῶ οὖν ὑμᾶς*. daran schließt sich ein cap. über die modi in den parataktisch verbundenen hauptsätzen. hier s. 86 ff bekämpft Mourek Erdmanns allerdings nachmals von ihm selbst eingeschränkte lehre, dass auch im gotischen wie im nordischen und hochdeutschen der zweite von zwei beigeordneten sätzen im conjunctiv stehn könne, durch den nur die parataxe, keineswegs eine verschiedenheit in der art der aussage bezeichnet werde. dem gegenüber weist M. s. 92 auf die geringe anzahl von fällen hin, in denen sich ein solcher über-

¹ s. 74 z. 4 *ā* l. *ǣ*; s. 95 z. 1 v. u. *war* l. *ward*; s. 96 z. 6 v. u. *da* l. *das*; außerdem s. o. s. 117 die zahlen von s. 32 oben. dazu sind die von S. selbst Idg.forsch. Anz. II 197 verzeichneten besserungen zu berücksichtigen.

ng vom ind. in den conj. zeigt, und, was wichtiger ist, auf die zht so seltenen stellen, bei denen der conj. vorangeht, der ind. chfolgt. s. 94 versucht er, alle diese conjunctive vor oder ch parallelem indicativ als potential, adhortativ, euctiv, als aus- uck eines subjectiven anteils des redenden zu erweisen: *hva þata þatei qīþīþ? þata hva sijai þatei qīþīþ, τί ἐστι τοῦτο λέγει . . . τοῦτο τί ἐστὶν ὃ λέγει*; voran geht diesem ab- hnitt eine einleitung, in welcher die auslassung einer conjunc- n im gegensatz zum griechischen original besprochen wird.

Der zweite teil des werkes handelt von der hypotaxe, deren ebensätze M. in nominalsätze und adverbialsätze einteilt. zu den steren gehören die subject-, object- und attributsätze, die wider ch ihrer form in relativ-, conjunctional- und fragesätze zer- llen; zu letzteren die local-, temporal-, modalsätze, zu welchen e comparativ-, proportional- und consecutivsätze gerechnet werden, e causal-, final-, conditional- und concessivsätze, mit unterab- ilungen, welche wider durch die form gegeben sind, durch die rwendete conjunction und bei den conditional- und concessiv- tzen durch den wechsel der bedeutung, ob real oder irreal, und urch den modus. sonst wird die setzung des modus — auch ines tempus — in einem besondern abschnitt nach den ein- lnen satzarten besprochen, so wie die einleitung zu denselben ne erörterung ihrer 'verkürzten' form bildet, bei der ein par- ipium, ein adjectiv, der infinitiv den nebensatz vertritt; zb. s. 104 i den subjectsätzen: *urran sa saians du saian, ἐξῆλθεν ἰ τείρων τοῦ σπεῖραι*.

Diese abschnitte über die modi in den nebensätzen ver- lgen vornehmlich den zweck, die unrichtigkeit einer ansicht rdmanns zu zeigen, dass nämlich das gotische mit dem hoch- utschen auch darin übereinstimme, dass der nebensatz den onjunctiv erhalte, wenn der hauptsatz fragend, befehlend, ver- einend, bedingend sei oder selbst im conjunctiv stehe: s. 146. 53. 167. 184. 197. 205. 246. 251. 252. 258 anm. 275 anm. er die frage hat M. sich auch in einer besondern deutsch ge- briebenen abhandlung im Anz. 1892 der k. böhmischen gesell- haft der wissenschaften, philosophisch-historische abteilung, 263 ff ausgesprochen.

S. 255 wendet sich M. gegen die meinung Bernhardts, dass nlich, wie es Erdmann für die parataxe angenommen, auch von ei beigeordneten hypothetischen nebensätzen der zweite den onjunctiv bevorzuge.

Bei den nominalsätzen sind besondere paragraphe der con- ruenz gewidmet, s. 140, so *managei þaiei ni kunnun witoþ, ὁχλος οὗτος ὃ μὴ γινώσκων νόμον*; — der attraction, *hwa u wileiþ ei taujan þamnei qīþīþ þiudan Judaie, τί θέλετε ποιήσω ὃν λέγετε βασιλέα τῶν Ἰουδαίων*; — der prolepsis, 143, *wituþ gard Staifanaus, þatei sind anastodeins Akaije*,

οἶδατε τὴν οἰκίαν Στεφανᾶ, ὅτι ἐστὶν ἀπαρχὴ τῆς Ἀχαΐας — der *trajectio*, s. 144, in *þizai ei mitaþ mitiþ, mitada izwi, ἐν ᾧ μέτρῳ μετρεῖτε, μετρηθήσεται ὑμῖν*.

Unter den temporalsätzen sind die absoluten participia als verkürzte sätze behandelt, s. 171, zb. *þuk taujandan armaion ni witi hleidumei þeina, σοῦ ποιούντος ἐλεημοσύνην μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου*; — bei den consecutivsätzen die infinitive bei *swe, swaswe, swaei*; *wegs mikils warþ in marein, swaswe þata skip gahuliþ wairþan fram wegim, σεισμὸς μέγας ἐγένετο ἐν τῇ θαλάσῃ, ὥστε τὸ πλοῖον καλύπτεσθαι ὑπὸ τῶν κυμάτων*.

Sehr eingehend und ausführlich werden bei den einzelnen satzkategorien die concurrenzen der bedeutungen erörtert, so s. 113 bei den subjectsätzen, *goþ ist im, jabai sind swe ik, καλὸν αὐτοῖς ἐστίν, ἐὰν μείνωσιν ὡς ἐγώ*, wo die bedeutung des subjects in die der condition übergeht, s. 128 bei den objectsätzen, s. 196 bei den consecutivsätzen, s. 201. 204 anm. 1 bei den causalsätzen, s. 222 bei den finalsätzen, s. 268 ff bei den conditionalsätzen. hierher gehören auch die letzten paragraphen des capitels, welches über die conditionalsätze s. 282 spricht. sie behandeln jene perioden in denen ein hauptsatz im imper., conj., indic. mit einem finalen nebensatz verbunden ist, der auch als nachsatz zu einem conditionalen nebensatz aufgefasst werden kann, dessen inhalt in jenen perioden durch den hauptsatz ausgedrückt wird: *hauhai þeinana sunu, ei sunus þeins hauhjai þuk, δόξασόν σου τὸν υἱόν ἵνα καὶ ὁ υἱός σου δοξάσῃ σε*, gleich: wenn du deinen sohn erhöhst, wird dein sohn dich erhöhen. ebenso versäumt es M. nicht anzumerken, wann parataktische und hypotaktische construction in einander übergehn oder die eine wie die andre anzunehmen gestattet ist; s. zb. 58. 235. 237.

S. 285—334 folgt ein deutscher auszug ohne beispiele, aber mit reichlichen verweisungen.

Ähnlich wie in seiner schrift über die gotischen praepositionen sucht M. auch hier seinen stoff zu erschöpfen durch vollständige sammlung und aufführung aller fälle, wobei natürlich oft dieselbe stelle unter verschiedenen gesichtspuncten angezogen werden musste. dieses reiche material gibt ihm in seinen controversen mit Erdmann und Bernhardt einen grossen vorteil, und ich glaube, man wird seiner auffassung der gotischen verhältnisse in den fraglichen puncten zustimmen müssen. auch eine menge einzelheiten werden beifall finden. so s. 1 seine verteidigung der gotischen asyndeta wie *gaggaiþ ganimiþ πορευθέντες μάθετε*, die von den herausgebern z. t. zerstört worden sind; — s. 12 die bemerkungen über relativsätze, welche die hauptsache enthalten: Gal. 6, 14 *iþ mis ni sijai hvopan in ni vaihtai nibe in galgin frauþins unsaris Iesuis Kristaus, þairh þanei mis fairhvus ushramiþs ist jah ik fairhvau, ἐμοὶ δὲ μὴ γένοιτο καυχᾶσθαι εἰ μὴ ἐν τῷ σταυρῷ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ δι*

οὗ ἐμοὶ κόσμος ἐσταύρωται καὶ ἐγὼ τῷ κόσμῳ; s. mhd. Hartmanns Iwein 7939 *sich underwant vrou Lûnete der reise die si gerne tete*; Bertholds Crane 2932 *eim rosse was der dôt bekant, daz der vursteligen vant*; Passional ed. Hahn 278, 74 *Philippus der herre gût, der mit rehter dêmut ein heilich zwelfbote was usw.*; 282, 34 *Bartholomeus der gûte, der mit reinem mûte sich tet durch Jesum Christum abe der werlt und wereltlicher habe usw.* die zwei letzten beispiele haben gar keinen hauptsatz; — über sätze mit *aiþþau* in der function hypothetischer nebensätze s. 42 (s. Paul Mittelhochdeutsche grammatik § 349); — über *ak*, das, wie unser 'sondern' böhm. *nybrž*, nach negativen sätzen steht, aber zuweilen auch nach conditionalen perioden, deren gedanke eine verneinung in sich schließt, s. 51: *jabai qīþam us himina, qīþiþ : aþþan duhve ni galaubideduþ imma? ak qīþam us mannam, uhtedun þo managein*, ἐὰν εἴπωμεν ἐξ οὐρανοῦ, ἐρεῖ, διατί οὐν οὐκ ἐπιστεύσατε αὐτῷ; (das sagen wir aber nicht): ἀλλ' εἴπωμεν ἐξ ἀνθρώπων, ἐφοβοῦντο τὸν λαόν; — ähnlich über *iþ*, sonst 'aber', als einleitung des conditionalen irrealen nebensatzes s. 244. 261, weil der inhalt eines solchen nebensatzes im gegensatz zu der wirklichkeit steht; — über den imperativ im nebensatz s. 157 *lét, ei saihvam, āferte īðwμεν*, vgl. mhd. *ich sage dir wie du tuo*; — über *þau* als disjunctive conjunction s. 38; — über *duþe*, *swēþauh* als adverbium, nicht conjunction, wenn es mit zweifelloser conjunction wie *ei*, *jabai* verbunden ist, s. 54. 55; — über *unte*, das hauptsätze verbindet, wenn es bei dem zweiten satz steht, einen nebensatz einleitet, wenn es vor den ersten gesetzt ist, s. 68; — über *þaruh*, *þanuh* nicht bloß in conclusiver function, sondern auch nur fortführend, s. 75; — über die scheidung von *duþe*, *duþþe* und *du þe*, von *eīþan* und *ei þan* s. 58 f; — über den stilistischen wechsel der construction zb. s. 277; — über Ulfilas inconcinnitäten und anakoluthe s. iv 3. auf parallelen mit dem böhmischen ist leider nur gelegentlich verwiesen, s. s. iv; hoffentlich ist diese interessante vergleichung für eine besondere studie aufgespart worden.

Ansprechend ist die s. 63 geäußerte vermutung, dass *auk*, γάρ, nicht zu *aukan* 'augere' gehöre, sondern von einem worte abstamme, das wie griech. αὖ γε gebildet war; s. *mik* aus ἐμέ γε. die ursprüngliche bedeutung hätte sich dann im gotischen zu 'denn' verstärkt, in den andern germ. sprachen, aber auch nur zum teil, zu 'auch' verflüchtigt.

Überall vermag ich dem verfasser allerdings nicht beizustimmen. so scheint mir eine scharfe scheidung zwischen adverbium und conjunction des hauptsatzes nicht überall durchführbar (s. 54), ebensowenig die von auctiver und gradativer bedeutung (s. 35 f). die 'satzverkürzung' gehört meiner ansicht nach nicht in eine lehre vom zusammengesetzten satz, oder nur in einen schlussparagraphen zu den einzelnen satzarten, in welchem die frage

beantwortet wird, auf welche andere weise die sprache noch das logische verhältnis des nebensatzes zum hauptsatz ausdrücken könne. jedesfalls wären ausdrücke zu meiden, welche den nebensatz als eine spätere entwicklung des verkürzten satzes, di. gewisser infinitive, participia, adjectiva binzustellen scheinen (s. 104. 169). — die als perfecta praesentiae gefassten fälle s. 161. 215 sind recht unsicher, da sie fast alle wörtlich dem griechischen entsprechen. das hängt mit einer das ganze buch durchziehenden überschätzung Ulfilas zusammen. weil Ulfilas oft dem griechischen text selbständig gegenüber steht, müsse seine übersetzung, auch wo sie mit dem griechischen text übereinstimmt, immer gutes gotisch sein. so consequent ist der menschliche geist bei einer länger andauernden arbeit nicht. festen boden haben wir nur bei den abweichungen vom griechischen: von diesen wäre überall auszugehen gewesen; s. besonders s. 39 über *þau* griech. *ἡ* nach positiv, obwol andre germ. sprachen diese form der vergleichung auch haben; s. 70. 124 über *unte* zur einleitung der directen rede; s. 94 f über den wechsel von indic. und conj. in parallelen sätzen; s. 142 über attraction; s. 172 über den genit. absol.; s. 194 über *swe*, *swaswe*, *swaei* mit dem inf.; s. 280 über *ei* und *ei*; *Peilatus sildaleikaida ei is juþan gaswalt*, Πιλάτος ἐθαύμασεν εἰ ἥδη τέθνηκεν.

Nicht annehmbar scheint mir auch M.s ansicht, dass sich die vom griechischen abweichende attraction in den relativsätzen aus der gewöhnlichen form 'entwickelt' habe, dass etwas 'ausgelassen' sei, s. 119. 141. 167. die vergleichung mit dem altnordischen und anderm weist vielmehr darauf hin, dass der relativcasus des relativsatzes ursprünglich als demonstrativum zum hauptsatz gehörte und der relativsatz ohne pronomem folgte: *ei galaubjaip þammei insandida jains*, ἵνα πιστεύσητε εἰς ὃν ἀπέστειλεν ἐκεῖνος. in *þoei ist us Laudeikaion ei jus ussiggwaid*, τὴν ἐκ Λαοδικέων ἵνα καὶ ὑμεῖς ἀναγνῶτε könnte übrigens *þo ei* 'eam quae' gelesen werden.

Zum schluss können wir den wunsch nicht unterdrücken, dass M. seine neigung und begabung zu syntaktischen untersuchungen auch andern germanischen sprachen zuwenden möge, von deren litteratur nicht ausschliesslich übersetzungen erhalten sind¹.

Attersee, august 1893.

R. HEINZEL.

¹ an druckfehlern fehlt es nicht: s. 12 l. Ἰησοῦ Χριστοῦ; 24 l. wi-duwo; 26 l. gaswiltandans; 29. 281 l. liþiwe; 34 l. ταπεινοσύνη; 39 l. δύνασθαι; 46 l. fralailot; 51 l. ἀλλ' statt ἀλλ' ἐάν; 57 l. iudicabantur; 64 l. bi þamma; 65 l. zweimal ὑμῶν statt ἡμῶν; 74 l. qorþunak; 88. 96 l. αὐτοῦ statt αὐτοῦ; 119 l. Λαοδικέων, λέγειν; 124 l. þis beistis Farisaie; 177 l. armaion; 186 l. qifano; 206 l. þu für þus; l. unte; 244 l. conjunction, eigentlich.

Udvalg af oldnordiske skjaldekvad med anmærkninger. ved KONRAD GISLASON. udgivet af kommissionen for det arnamagnæanske legat. København, Gyldendalske bogh., 1892. xxvii u. 247 ss. gr. 8°.

Es war Gislason nicht mehr vergönnt, das geplante werk, eine auswahl von skaldengedichten in einem nach möglichkeit gereinigten, ursprünglichen text selbst zu vollenden. der tod raffte ihn, den besten kenner der skaldenpoesie, zu früh, am 4 jan. 1891, dahin. die arnamagnæanische commission sah es als eine ehrenpflicht an, das, was G. hinterlassen, so bald als möglich herauszugeben, und legte die arbeit in die bewährten hände von Finnur Jonsson. man kann es getrost aussprechen, das buch wäre nicht so übersichtlich geworden, wenn G. selbst es vollendet hätte. wer die eigenart des verstorbenen kennt, aus dem hundertsten ins tausendste zu kommen, und wer sich einmal selbst durch seine abhandlungen, besonders durch Njala u, hindurch gearbeitet hat, wird mir zustimmen. freilich ganz verwischen lässt sich der ursprüngliche character nicht, und so treffen wir denn auch in den anmerkungen genug spuren von G.s art; aber Jonsson hat sich augenscheinlich redlich und mit erfolg bemüht, klarheit in die sache zu bringen.

Das werk besteht aus einleitung, text, der verse von 81 skalden, von Brage bis auf Sighvat þorparson bringt, anmerkungen, einer zugabe vom hsg., von G. ausgelassene verse enthaltend, sowie einigen indices, die aufklärung geben über in den anmerkungen vorkommende grammatische und syntaktische bemerkungen, über die schreibweise einzelner hss., über wörter, die lexikalisch oder etymologisch erklärt sind, über besonders behandelte umschreibungen, versarten und reime, über beiträge zur erklärung anderer nicht im text vorkommender skaldenverse; schliesslich folgen noch die alphabetisch geordneten skalden, deren dichtungen dargestellt und erklärt sind. diese indices bieten ein wertvolles hilfsmittel zur benutzung des buches.

In der einleitung gibt Jonsson zunächst eine kurze übersicht über die beschäftigung G.s mit der skaldendichtung. seine erste abhandlung aus diesem gebiet erschien 1866. seit dieser zeit hat er unablässig an der aufhellung dieser oft so dunkeln eigentümlichen dichtungsart gearbeitet. veranlasst zu dem vorliegenden werke wurde er durch das erscheinen von Wisens Carmina norroena, deren text ihn in mancher beziehung nicht befriedigte und dem er ein werk an die side stellen wollte, das, direct auf die quellen zurückgehend, auch lausavisur und kürzere gedichte enthalten sollte, die Wisen ganz ausgeschlossen hatte. um dieses werk ausführen zu können, kam G. im sommer 1884 um enthebung von seiner docententätigkeit ein, indem er seinen plan, wie er auch von seinem hsg. inne gehalten ist, klar legte. dann nahm er 1886 seinen abschied, um sich ungestört seiner arbeit widmen zu können. er nahm alles auf, was er richtig erklären

zu können meinte, schloss alles aus, was irgendwie 'mit kritischen zweifeln behaftet war'. dies verfahren hat natürlich übelstände im gefolge; kommt es doch oft vor, dass ein gedicht nur unvollständig widergegeben wird oder dass zb. von einer visa nur eine hälfte im text erscheint. dem hat der hsg. abzuhelfen gesucht, indem er das fehlende im anhang hinzufügte.

Für die einleitung standen Jonsson nur wenige bemerkungen G.s zu gebote. er gibt aufklärungen über die schreibweise, die G. bei herstellung der texte befolgte. so schreibt er (s. vi) immer *e*, *o*, nicht nur in unbetonten endungen, sondern auch in ableitungsendungen, wie *-ell*, *-enn*, *-oll*, *-orr*, *-ongr*, *-engr* usw. dass es bedenklich ist, diese formen ohne weiteres einzusetzen, erweist uns Jonsson an einer grossen zahl von beispielen bei dichtern vom beginn des 11 bis ins 13 jh., deren reime für *i* und *u* sprechen. dass aber daneben auch formen mit *e* gebraucht werden, zeigt ein reim Sighvats þorparsons, auf den ich (Skaldenspr. 55) hingewiesen habe: *Erlengr: lengi* Hkr. (ed. Unger) 445, 4. — der bemerkung G.s (s. ix) '*ø* wird beibehalten, wo nicht besondere umstände *a* fordern' entspricht auch mein standpunkt (vgl. aao. s. 39f). mit der schreibung *singva*, *lingva*, *ingvi* usw. stimme ich gleichfalls überein (vgl. aao. s. 48). nicht gerechtfertigt erscheint mir dagegen die durchgehende einföhrung von *ey* statt der sonst üblichen, auch hslich häufiger vorkommenden *ey* (s. xiv). zum mindesten hätte den isl. dichtern *ey* verbleiben sollen. die aufnahme der uncontrahierten formen in der zeit vor 1100 (s. xivf) wird sicherlich allgemeinen beifall finden. zu der frage über den wandel des *þ* nach *l* (s. xvi) verweise ich auf meine bemerkungen aao. s. 70ff, wonach jedesfalls soviel festzustehn scheint, dass er um 1200 bereits erfolgt ist. die von Sievers (Beitr. 15, 405 anm. 1) zuerst aufgestellte, von mir aao. s. 187 gestützte behauptung, dass die reime *framm* und nicht *fram* erfordern, findet bestätigung durch die zahlreichen beispiele, die Jonsson s. xvii anführt. daneben kommt zuweilen *fram* vor, was Jonsson auf dialectische entwicklung zurückführt, während ich eher an verschiedene behandlung je nach der tonstärke denken möchte. G. selbst schreibt im allgemeinen *fram*. wie mit *framm* verhält es sich übrigens auch mit *enn*; doch stehn mir für *en* keine beweisenden reime zu gebote. die, wie Hoffory wol mit recht vermutet hat, nur dialectischen formen wie *ofst*, *efst* usw. überall einzuföhren (s. xviii), ist kaum gerechtfertigt. bei der zusammenschreibung von *es*, *ek*, *at* mit einem vorhergehenden wort scheint, wie Jonsson ausführt, G. kein bestimmtes princip verfolgt zu haben. er scheint es nur getan zu haben, wo es direct durch metrische erwägungen oder durch den reim gefordert wurde. Jonsson führt eine anzahl verse an, in denen der reim eine solche zusammenschreibung verlangt, und ich glaube, er hat sicherlich recht, wenn er (s. xx) den satz ausspricht, dass die zu-

sammenziehung überall da das richtige ist, wo nicht metrische gründe sie verbieten. zu den von Jonsson angeführten beispielen kann ich noch einige hinzufügen: *þás: Ása* þjöp. h. hvinv. (Wisen Carm. norr. 10, 9, 3); *fák: vika* Hauk Vald. (Wis. 79, 1, 4); *frák: rákut* Eldjarn (Hkr. 652, 12a); *þás: Frisa* Ein. Skal. (Wis. 28, 19, 5; vgl. Njal. II 216); *svás: ræsir* Ein. Skal. (Hkr. 744, 3b). die frage, ob *þót* bei den skalden statt des gewöhnlich geschriebenen *þótt* einzusetzen sei (s. xx), bedarf wol noch einer genaueren untersuchung.

In den anmerkungen zeigt sich G.s ganze tiefe gelehrsamkeit und seine wol von keinem andern erreichte genaue kenntnis der skalden sowie sein geniales verständnis derselben. wie weiß er die feinheiten der reimtechnik und des stils aufzuspüren! so wenn er (s. 48) auf den gebrauch der *samhendingar* in den *lausavisur* aufmerksam macht, die aber zuweilen auch im strengen *drottkvætt* anwendung finden, oder wenn er (s. 50) aus dem abwechselnden gebrauch von männlichen und weiblichen endreimen im runhent seine schlüsse über das alter des betreffenden stücks zieht. wichtig ist auch die bemerkung über das fehlen von binnenreimen in einer grossen zahl der älteren *lausavisur* (s. 54). von grossem interesse sind ferner die ausführungen über willkürliche veränderung, welche schreiber aus unkenntnis der gesetze des reimes vornahmen (s. 207 ff). es unterliegt keinem zweifel, dass ein reim *vatn: vitre* eine vollgiltige *skothending* darstellt. G. führt (s. 210 ff) eine grosse anzahl von beispielen an, in denen bei consonantengruppen nur die ersten consonanten miteinander reimen (man vgl. meine tabellen in *Skaldenspr.* s. 14 f). ein solcher reim erschien den schreibern vielfach nicht als rein, ebensowenig wie der reim von kurzen zu langen consonanten; sie verlangten, dass die consonanten beider reimenden gruppen identisch seien, und griffen, um dies zu erlangen, zu gewaltsamen änderungen, von denen G. ein paar beispiele gibt. so wird ein kurzer consonant einfach verlängert wie in *blakkir: hnakka* Fms. VI 376, oder auch ein langer wird verkürzt wie bei demselben reim *blakir: hnaka* Flat. III 426. eine andere art ist die vertauschung eines consonanten mit einem anderen qualitativ verschiedenen, wie in dem reim *suþr: myþi* Fsk. 63. anstatt *suþr* in *sunnr* zu ändern, hat der schreiber, um den reim zu erhalten, es vorgezogen, die unmögliche form *myþi* aus *mynni* zu schaffen. ergötzlich ist auch das beispiel *omiors: liorsi* aus Geisli 3, 4 Flat. I 7. hier 'hat der schreiber nämlich die tiefsinnige entdeckung gemacht, dass das nominativsuffix *-r* im gen. nicht fehlen dürfte, woraus folgte, dass *lios* zu *liors* geändert werden musste!'

In den anmerkungen ist auch, wie das bei G. zu erwarten stand, ein reicher schatz grammatischer und lexikalischer bemerkungen niedergelegt. nur auf weniges will ich aufmerksam machen. auf s. 51 f findet sich der interessante nachweis, dass

die formen der 2 sg. *mon* (*mun*) und *skal* für *mont* (*munt*) und *skalt* nicht, wie Noreen Aisl. gr.² § 459, 4 will, selten, sondern in älterer zeit ziemlich häufig vorkommen, und dass, wenn auch häufig *N* (= *nn*) und *ll* geschrieben wird, doch wahrscheinlich -*n* und -*l* zu sprechen ist. nach den auf s. 133 angeführten beispielen scheint es jetzt über allen zweifel erhaben zu sein, dass *z* zuweilen die geltung von *s* hat, nämlich in den verbindungen *zt* und *zk*. dies zeigen reime wie *best* : *flestum* Bp. u 12 und *skozkir* : *alproskins* Wis. s. 87; man vgl. zu dieser frage auch meine bemerkungen Skaldenspr. s. 79 und 276 anm. 1. vielleicht ist die entwicklung so zu denken, dass *tst* und *tsk* zu *sst* resp. *ssk* wurden, was dann zu *st* und *sk* weitergieng. dass man in dem verse des þorp Kolbeinsson (Hkr. 156, 4a) in *hótt* ('altum') das älteste beispiel des umlautes *á* zu *ó* zu sehen hat, wie G. (s. 147 f) will, halte ich nicht für richtig, sondern schliesse mich der auffassung Noreens Aisl. gr.² §§ 58 und 72 anm. 1 an, der es für fraglich erklärt, ob *hór* *o*-umlaut hat, und, im wesentlichen Löfflers darstellung im Ark. f. nord. fil. i 266 ff folgend, urspr. nom. *hór*, acc. *háfan* annimmt, und zwar *ó* entstanden durch contraction aus *au* vor *h*.

Zu der bedeutung von *hefja ór heipnom dóme* im sinne von 'taufen' ist noch aus NgL i 339 *hafneng* zu stellen, das die 'taufe' bedeutet; vgl. Kahle Acta germ. i 366.

Man wird aus dem angeführten ersehen können, welche reiche belehrung jeder, der sich mit altnordischer sprache beschäftigt, aus dem hinterlassenen werke G.s schöpfen kann, und es ist aufs tiefste zu beklagen, dass es dem verstorbenen nicht vergönnt war, das werk seines lebens zu vollenden und uns ein vollständiges Corpus scaldicum zu schenken.

Heidelberg, april 1893.

B. KAHLE.

Skeireins aivaggeljons þairh Jóhannan. vertaling met eenige opmerkingen omtrent tekst en tekstcritiek. door H. G. VAN DER WAALS, leeraar bij het M. O. te Amsterdam. Leiden, EJBrill, 1892. 56 ss. kl. 8°. — 0,90 fl.

Der commentar zum Johannesevangelium ist wol das interessanteste der auf uns gekommenen got. sprachdenkmäler. nicht allein weil er höchst wahrscheinlich originalwerk ist, sondern auch weil er eines der wenigen beispiele für die frühe verwendung einer 'barbarischen' sprache zu wissenschaftlichen zwecken bietet. aber gerade die eigenschaften, die dieses denkmal so wertvoll machen, erschweren sein verständnis. die treu dem originalwerk folgende bibelübersetzung gibt keinen absolut zuverlässigen maßstab dafür, was dem got. sprachgebrauch angemessen war, und der inhalt der sogen. Skeireins wird nur von dem genauen kenner der patristik, welcher der germanist doch immer

nur als laie gegenübersteht, voll gewürdigt werden können. es wäre sehr zu wünschen, dass die theologen dem werk mehr, als bisher geschehen ist, ihr interesse zuwendeten, da es ihnen doch leichter fallen wird gotisch zu lernen, als dem germanisten sich in das ungeheure gebiet der exegetik, dogmen- und kirchengeschichte einzuarbeiten. zu alledem kommt noch, dass die Skeireins schlecht überliefert ist und ihr verfasser offenbar im sprachlichen ausdruck höchst unbeholfen war.

Dass durch die vorliegende holländische übersetzung das verständnis wesentlich gefördert werde, kann ich nicht finden, wenn ich auch anerkennen muss, dass einige stellen von vdW. richtiger aufgefasst worden sind als von seinen vorgängern. von diesen scheint er übrigens nur mangelhafte kenntnis zu haben. ich schliesse das vor allem aus der einleitung, in der aufs breiteste die ansicht, dass in der Sk. die participia die stelle von verbis finitis vertreten, wie etwas ganz neues entwickelt ist. und doch haben sich sowol Löbe Beiträge zur textberichtigung und erklärung der Skeireins s. 28. 47 als auch Gering Zs. f. d. phil. 5, 407 zu derselben meinung bekannt. auch ich möchte sie für richtig halten, da es doch ein ganz merkwürdiger zufall wäre, wenn die vielen participialconstructions, die doch nun einmal in dem überlieferten, nicht sehr umfangreichen text vorliegen, alle durch die unachtsamkeit des schreibers entstanden wären. dass hier das verbum subst. nach dem part. praes. wegblieb, ist übrigens um nichts auffälliger, als die gleiche ellipse nach dem part. praet. und auch sonst im nhd. die erscheinung geht weit über die zeit der schlesischen dichter (Grimm Gramm. iv 174) zurück; s. Wunderlich Der deutsche satzbau s. 54. allerdings ist hier die ellipse auf nebensätze beschränkt¹. beachtung verdient W.s hinweis auf spuren derselben erscheinung in der got. bibel². seine weiteren argumente hätte er aber besser unterdrückt. es wüßte beinahe komisch, wenn er zb. bemerkt, das got. *ik qimands gahailja ina* Mt. 8, 7 werde holl., deutsch, engl., schwed. und französisch durch zwei verba finita widergegeben, und das zum beweis für seine meinung heranzieht, 'dat èn in de skeireins èn in de evangeliën het participium dikwijls door een persoonsvorm behoort te worden weergegeven, hoewel het in hoofdzinnen staat'. das ist doch was die Engländer ein truism nennen. soweit ich aus der etwas

¹ ähnliche ellipsen kommen bekanntlich auch in andern sprachen vor. im spätern sanskrit wird das perf. ganz gewöhnlich durch participia auf -ta- und -tavant- ausgedrückt: *sa gatah* 'er ist gegangen'. vgl. auch das sog. periphrastische futur (*dātū* 'er wird geben').

² wenn aber W. gegen Bernhardt zu Mt. 27, 53 bemerkt, dass das praet. von *inn atgaggan* nicht *inn atgaggidedun* laute, so übersieht er Bernh.s hinweis auf Luc. 19, 12, wo *gaggida* steht; dass die gewöhnliche form des praet. *iddja* ist, hat Bernh. sicher gewusst. warum übrigens W. als belegstelle für das oft vorkommende *iddjedun* gerade Joh. 11, 31 anführt, ist mir unklar geblieben. — vgl. auch Bernhardt zu Mc. 10, 27 und zu Eph. 2, 17, ferner Rom. 7, 9; Phil. 1, 23.

verwirrten darstellung klug geworden bin, erklärt er den gebrauch der participia statt selbständiger verba auf folgende weise. infolge des einflusses des griech. urtextes habe Ulfilas häufig dort ein particip gesetzt, wo nach germ. sprachgebrauch ein verb. fin. hätte stehn müssen. dadurch habe das part. in der got. schriftsprache die fähigkeit erhalten, überhaupt das verb. fin. zu vertreten — selbst dort, wo auch ein Grieche dieses gesetzt haben würde. dass diese ansicht sich viele freunde erwerben wird, bezweifle ich sehr.

Aufser der übersetzung druckt W. auch den got. text ab, was nur zu billigen ist. dagegen muss ich tadeln, dass er nie angibt, wo die hs. von seiner textrecension abweicht. so ist man fortwährend genötigt, auf Uppström zurückzugreifen. auch hätten die columnen der blätter bezeichnet werden sollen. ich wende mich zur besprechung einzelner stellen.

samana 1a 4 wird durch 'gezamenlijk' di. 'sämtlich' übersetzt; es heisst aber 'zugleich'; Massmann, Löbe, Vollmer, Bernhardt haben richtig 'simul'. — *anamah tai* 1b 12 ist durch 'macht' nicht gut widergegeben. Bernh. erklärt es richtiger als 'übermütige gewaltherrschaft'. es ist theologische ansicht gewesen, dass der teufel eigentlich auf unrechtmässige art sich des menschen bemächtigt habe; s. Baur Die christliche lehre von der versöhnung s. 27 ff. — der satz *ak nauþai* usw. 1b 20 f ist mit Vollmer richtig als abhängig von *kunnands* z. 13 betrachtet worden. es liegt gar kein grund vor, mit Bernh. einen neuen, selbständigen satz beginnen zu lassen. — die construction der periode 1b 22 ff scheint mir von keinem erklärer der Sk. richtig verstanden zu sein. die stelle lautet: *Jabai auk diabulau fram anastodeinai. nih nauþjandin ak uslutondin mannan: jah þairh liugn gahvajandin ufargaggan anabusn þatuh wesi wiþra þata gadob: ei frauja. gimands mahtai gudiskai: jah waldusfnja þana galausidedi: jah nauþai du gagudein gawandidedi: ne auk þuhtedi þau in garaih-teins gaag(g)wein ufargaggan: þo faura ju us anastodeinai garaidon garehsn.* W. meint, *jabai* sei vor dem dat. abs. ganz unpassend, Bernh. ändert, Vollmer folgend, *jabai* in *sunjaba*, was höchst bedenklich ist, da man zwar flickwörter wie 'wahrlich', wo sie überliefert sind, nicht tilgen, aber auch nicht gegen die überlieferung in den text bringen soll. Löbe s. 18 f nimmt ein anakoluth an. der vordersatz der hypothetischen periode sei vorhanden, nämlich *jabai . . . þatuh wesi*; den nachsatz habe der autor zu setzen vergessen. leider hat Löbe unterlassen auch nur anzudeuten, was wol in dem nachsatz stehn sollte, ich kann mir nicht die geringste vorstellung davon machen. die lat. übersetzung Löbes s. 54 stimmt garnicht zu seinen ausführungen. unbefriedigend, was den sinn anbelangt, ist auch die übersetzung Kraffts (Kirchengeschichte der germ. völker I 359), der wie Löbe *þatuh wesi* als subj. und praed. des durch *jabai* eingeleiteten bedingungs-

satzes fasst und *ne auk puhtedi* für den nachsatz hält¹. und doch ist die sache ganz einfach. gewis liegt ein anakoluth vor, aber von ganz anderer beschaffenheit als Löbe dachte. der verf. wollte schreiben: *jabai auk diabulau .. nih nauþjandin .. mannan .. ufar-gaggan anabusn frauja .. mahtai .. þana galausidedi, þatuh wesi wiþra þata gadob*. 'wenn der herr den menschen mit gewalt erlöst hätte, während doch der teufel ihn nicht gezwungen hat das gebot zu übertreten, so wäre das nicht passend gewesen'. da aber der dat. abs. so umfangreich ausfiel, übersah er, dass er den vordersatz durch *jabai* eingeleitet hatte, und liefs nun der participial-construction zunächst den nachsatz folgen, um dann erst den vordersatz durch *ei* eingeleitet anzufügen. es ist nicht richtig, was Löbe behauptet, dass *þatuh* sich nur auf etwas früher genanntes beziehen könne: in der stelle Joh. 17, 3 *soh þan ist so aiweino libains, ei kunneina þuk ainana sunjana guþ* usw. weist *soh* entschieden auf den folgenden satz hin, wie in unserer stelle auf *ei .. galausidedi*. den hinweis auf *libain aiweinon* in v. 2 besorgt das vor *aiweino libains* stehnde *so*. unrichtig ist auch, dass *ei* nicht 'si' bedeuten könne (Löbe aao.); vgl. Schulze Got. gl. s. 78; insbesondere ist die stelle Mc. 9, 42 der unsrigen ganz ähnlich. übrigens ist es für den sinn des passus ganz gleichgiltig, ob man *ei* mit 'wenn' oder mit 'dass' übersetzt.

ne auk puhtedi 1c 11 ist unrichtig von W. durch 'zou hij dan ook niet den schijn op zich laden', von Bernh. durch 'nonne enim videretur' widergegeben. die richtige übersetzung 'nonne enim visus esset' gibt Löbe s. 54 und Vollmer s. 9. — ganz merkwürdig und künstlich ist W.s auffassung von *in garaihteins gaaggwein*. er übersetzt es 'door de beperking der gerechtigheid', meint aber, es heiße eigentlich 'door de beperking van den gerechtelijken eisch' (*δικαιωμα*), und zwar sei Gott derjenige, der die klage erhebt. aber die processparteien sind der meinung der Skeireins zufolge Gott und der teufel, s. Beitr. 15, 438. die übersetzung W.s trifft das richtige; deutsch hiesse es 'mit hintansetzung der gerechtigkeit'²; Bernh.s übersetzung 'in iustitia extorquenda' und seine erklärung 'in der einschränkung auf die gerechtigkeit dh. in der erzwingung der gerechtigkeit' läuft dem sinn der stelle schnurstracks zuwider. — *þizos du gþa garaihteins* 1d 11 ff übersetzt W. 'der gerechtigkeit, die tot God is', Bernh. 'iustitiae quae ad deum est'. beides sind wörtliche widergaben der got. worte, durch die das verständnis nicht gefördert wird. ist der sinn 'der gerechtigkeit, die zu Gott führt'³ oder hat

¹ 'denn wenn — da der teufel usw. — dies wider das rechte wäre, nämlich, dass der herr, kommend mit göttlicher macht und gewalt, den menschen erlöst und durch zwang zur frömmigkeit geleitet hätte, hätte es dann wol nicht geschienen' usw.

² nicht wie Kraft aao. übersetzt 'bei der einschränkung der rechtfertigung'.

³ so fasst J. Lundgren in seiner übersetzung (Upsala 1860) s. 3 die stelle auf: 'den rättfärdighet (som) till Gud (leder)'.

der verf., der ja griech. commentare benutzte, ein griech. τῆς πρὸς τὸν Θεὸν δικαιοσύνης falsch übersetzt? der griech. ausdruck würde entweder 'der gerechtigkeit, die bei gott ist' oder 'der gerechtigkeit, die gott gemäfs ist' bedeuten. — *du galeikon seinai frodein* 1 d 19 ff heifst nach W. 'om zijn wijsheid gelijk te blijven', nach Bernh. 'ut similes faceret suae sapientiae', nach Löbe 'ut imitarentur suam sapientiam'. ich halte alle drei auffassungen für möglich. in dem satzteil *jah spilla wairþan aiwaggeljons usmete* lassen W. und Löbe *usmete* von *aiwaggeljons* abhängen: 'das evangelium vom leben scil. in Gott' ist ein etwas geschraubter ausdruck. das richtige hat sicher Bernh.: 'et nuntius fieri evangelicae vivendi rationis'.

11 a 19 lässt W. nach in *þindangardjai* das wort *gþs* aus und übersetzt 'het koninkrijk (Gods)'. er scheint also geglaubt zu haben, dass *gþs* nicht überliefert sei. — den satz 11 a 25 ff übersetzt er 'van boven dan noemde hij de heilige en hemelsche wedergeboorte, (die men verkrijgt) door den doop te ondergaan'. er scheint *uspulan* als attribut zu *gabaurþ* zu betrachten und dem inf. die bedeutung eines part. necessitatis zuzuschreiben. das ist doch unmöglich. wenn keine textverderbnis vorliegt, kann man nur mit Löbe *gabaurþ* als obj. zu *uspulan* ansehen. — *þrikti* 11 b 20 erklärt W. als 'gewohnheit Jesu bildlich zu sprechen'¹. dazu stimmt auch Vollmers ergänzung *fraujins b.* diese auffassung ist sicherlich der Bernh.s vorzuziehen, welcher nicht *fraujins* sondern *anþaraizos gabaurþais* ergänzen will. was soll aber das heißen 'die gewohnheit der zweiten geburt'? — *dom* 11 c 9 übersetzt W. 'opinie', Bernh. 'destinationem', Löbe und Vollmer 'iudicium'. es bedeutet aber hier gewis dasselbe, wie *vīc* 4, wo W. abweichend von seinen vorgängern, aber ganz correct 'glorie' sagt. — auch die construction des satzes 11 c 22 ff ist bisher nicht richtig erkannt worden. W. nimmt Vollmers conj. *du garehsnai daupeinai wato jah ahman andniman* auf, Bernh. list *du garehs daupeinai ganiman, wato jah ahman andniman*. diese änderungen sind unnötig. es liegt auch hier ein anakoluth vor. der verf. wollte sagen: 'es war notwendig und naturgemäfs für den empfang der taufe, da ja der mensch aus zwei substanzen besteht, auch zwei substanzen zu bezeichnen'. auch hier hat es die länge des absoluten participialausdruckes verschuldet, dass der verf. das vergafs (oder nicht beachtete), was er vorher gesagt hatte, und so fortfuhr, als ob dem dat. abs. nichts vorausgegangen wäre. der dat. abs. hat causale bedeutung; die folge ist einerseits bruchstückweise in den worten *naudipaurfts* — *andniman*, anderseits vollständig durch *dupþe* usw. ausgedrückt. — *missaleikom* 11 d 3.4 verändert W. in *missaleikaim*, während er *Judaiwiskom* 11 b 9 beibehält. diese inconsequenz ist nicht zu rechtfertigen. entweder muss man mit Vollmer und Bernh. auch *judaiwiskaim* schreiben

¹ ähnlich Lundgren: '(Jesu) undervisningssätt'.

oder in beiden fällen die hsliche lesart beibehalten. ich halte das letztere für das richtige, da nicht einzusehen ist, weshalb der schreiber zweimal denselben fehler gemacht haben soll. wir haben hier eben eine eigentümlichkeit des sprachgebrauchs der Sk. anzuerkennen¹. — in dem satz *jah twos ganamnida waihts: swesa bajopum du daupeinai[s] garehsnai[s]* fasst Löbe s. 26 *swesa* als acc. sg. fem. (erg. *waiht*) und übersetzt 'etiam duas nominavit res suam utrique ad baptismi consilium accipiendum'. ich halte es nicht für unmöglich, mit Grimm Gramm. iv 282 *swesa* als acc. pl. ntr. zu nehmen, da ja doch *waihts* got. zwischen fem. und ntr. schwankt. wenn Mc. 7, 15 *innaggando* auf (ni) *waihts* bezogen wird, warum nicht hier *swesa* auf *twos waihts*? derselben meinung scheint auch W. gewesen zu sein, da er 'twee dingen, passend voor beide (elementen)' übersetzt. — *pana anda-pahtan ahman* n d 22 ff gibt W. ganz richtig durch 'den abstracten geest', Bernh. sehr unpassend durch 'praeditum ratione spiritum'. ich kann mir B.s übersetzung gar nicht anders erklären als so, dass er an die bemerkung des Cyrill zu Joh. 3, 5 gedacht hat, wo von einer *ψυχή νοερά* die rede ist. dort handelt es sich aber um die menschliche seele, an unserer stelle dagegen um den heiligen geist, für den das attribut 'ratione praeditus' doch gar nicht passt. abgesehen davon erfordert schon der gegensatz von *pata anasiunjo wato*, dass *andapahts* hier die bedeutung 'denkbar, (bloß) zu denken' hat.

inmaidips urb 5 heisst hier wol nicht 'verändert' ('verändert' W., 'mutatus' Bernh.), sondern 'abgeschafft'. *ni panaseips* übersetzt W. richtig durch 'niet meer'; was Bernh. durch sein 'ne postea' statt 'ne iam' oder 'ne amplius' ausdrücken wollte, weiß ich nicht.

Die schwierigste stelle der Sk. ist wol in b 23—c 12, vor allem b 23—c 1: *Unte witop pize unfaurweisane missadede ainai-zos witop raidida*. zunächst erregt *pize unfaurweisane* vor *missadede* anstofs. da *missadede* fem. ist, kann *pize unfaurweisane* nicht attribut sein. man muss also übersetzen 'der sünden der unvorsätzlichen' oder 'der unfreiwilligen'. schon Massmann sah sich veranlasst, ausdrücklich hervorzuheben, dass in der hs. nicht *pizo unfaurweisono* stehe, was Vollmer geradezu in den text setzt. das darf man freilich nicht tun; nicht der schreiber hat die schwierigkeit verschuldet, sondern der autor. dass dieser gerade an dieser stelle griech. commentare zu rate gezogen hat, ist zweifellos. es scheint mir nicht zu kühn anzunehmen, dass er

¹ man kann bezweifeln, dass *missaleikom* und *judaiwiskom* formen der schw. decl. sind. vielleicht liegt einfluss der substantiv- auf die adjectivdeclination vor. eine schw. form anstatt einer starken liegt nach Bernh.s text auch in *ahmeino* (Vulfila s. 628 z. 8) vor. allein in der hs. steht nach Massmann und Uppström das reguläre *ahmein*. vgl. übrigens Rom. 9, 2. 2 Cor. 4, 4. 7, 4.

ein ihm vorliegendes τῶν ἀκουσίων ἁμαρτημάτων¹ misverstand, indem er τῶν ἀκουσίων nicht als attribut zu ἁμαρτημάτων zog, sondern als einen von ihm abhängigen gen. auffasste. wenn wir *pize unfaurweisane missadede* ins griech. übersetzten, würde ja kaum ein andrer ausdruck als τῶν ἀκουσίων ἁμαρτημάτων möglich sein, und widerum, wenn wir diesen in einem griech. texte fänden, so würden wir ihn sicher nicht mit 'der vergehungen der unfreiwilligen' sondern 'der unfreiwilligen vergehungen' übersetzen. statt des zweiten *witop* list W. *raudaizos*. aus seinen erörterungen s. 27 geht aber hervor, dass er sich über die überlieferung nicht klar ist. er behauptet nämlich, dass an der stelle das ms. beinahe unlesbar sei, und scheint Bernh.s conjectur *hrainein* statt *witop* für eine abweichende lesung zu halten. das ist alles ganz unrichtig. weder Massmann noch Uppström sagen etwas von einer unleserlichen stelle, Uppström bemerkt vielmehr zu col. iii 'sat. fac. leg.' *raudaizos* setzt W. wegen Num. 19, 2. dass diese stelle hier indirect benutzt wurde, ist zweifellos, aber nicht erst von W. entdeckt. schon Massmann wusste das, und seinen nachfolgern ist diese kenntnis nicht abhanden gekommen. doch kann ich nicht finden, dass an unserer stelle gerade die rote farbe der kuh erwähnt sein musste; die conjectur *raudaizos* scheint mir überflüssig und obendrein unzutreffend. nach dem text W.s muss man nämlich die genetive *pize unfaurweisane missadede* von dem ersten *witop* abhängen lassen; W. übersetzt auch: 'de wet op der onopzettelijken zonden'. nun wird aber in d 1 ff die taufe des Johannes der reinigung des gesetzes gegenübergestellt, folglich muss auch an unserer stelle *witop* so viel wie 'mosaisches gesetz' schlechthin sein, ein genitiv kann davon nicht abhängen. es muss demnach der genitiv von einem andern subst. regiert werden, und das kann nur das zweite *witop* sein oder das wort, welches durch *witop* verdrängt wurde. das überlieferte gibt nämlich kaum einen befriedigenden sinn: 'das gesetz bestimmte ein gesetz für eine der unfreiwilligen vergehungen'. die erwähnte gegenüberstellung der Johannestaufe und der gesetzlichen reinigung macht es vielmehr durchaus wahrscheinlich, dass Bernh. mit seinem *hrainein* dem sinne nach das richtige getroffen hat. dem wortlaut nach aber schwerlich. es lässt sich eine befriedigendere conjectur vorschlagen, bei der auch noch ein anderer anstoß weggeräumt wird. *ainaizos* lässt sich nämlich kaum rechtfertigen. W. bezieht *ainaizos* auf *kalbons*. da aber seine conj. *raudaizos* statt *witop* nicht zu halten ist, verbietet die wortstellung diese beziehung (trotz Löbe s. 31); *ainaizos* muss zu *missadede* gehören. da ergäbe sich der sinn, dass die eine unfreiwillige vergehung, deren reinigung beschrieben wird, nämlich

¹ es ist natürlich ganz gleichgiltig, welche griech. wörter man für *unfaurweis* und *missadede* einsetzt. die obigen sind gewählt, weil sie in der bekannten bemerkung des Ammonius zu Joh. 3, 24—26 vorkommen.

die berührung eines cadavers, von den übrigen unfreiwilligen verunreinigungen ausgesondert werden sollte. das ist nicht wahrscheinlich. vielmehr scheint an unserer stelle eine erinnerung an Lev. 14, wo von der reinigung der aussätzigen geredet wird, mitgespielt zu haben. die Sk. berichtet nämlich, dass die verunreinigten mit ysop und roter wolle besprengt wurden; Num. 19 weist nur etwas von einem besprengen mit ysop (v. 18) und einem verbrennen von ysop und roter wolle (v. 6); Lev. 14, 6 ist aber tatsächlich von einem besprengen auch mit wolle die rede. doch dem sei wie ihm wolte, jedesfalls ist *ainaizos* hier unpassend. denn es sollen offenbar die unfreiwilligen vergehungen schlechthin, nicht gerade eine von ihnen, den freiwilligen, für welche reue nötig ist, entgegengestellt werden. alle schwierigkeiten lösen sich leicht, wenn man statt *ainaizos ainaizo* und *swiknein* statt *witop* list. da das got. in continuo geschrieben wurde, begreift es sich leicht, dass der schreiber aus dem ihm vorliegenden complex *ainaizoswiknein* fälschlich *ainaizos* statt *ainaizo* abtrennte¹, damit die zeile und zugleich die seite beschloss und sich nun anschickte, das übrigbleibende *wiknein* zu copieren. dabei kam ihm *witop* in die feder, das mit *wiknein* die ersten zwei buchstaben gemein hat und das er kurz vorher geschrieben hatte. ich schlage also vor zu lesen: *unte witop þize unfaurweisane missadede ainaizo swiknein raidida* 'denn das gesetz bestimmte bloß für die unfreiwilligen vergehungen eine reinigung'.

Übereinstimmend mit den meisten seiner vorgänger ändert W. *munandane* iiii d 12 in *munandans* und übersetzt die ganze stelle 'en besprenkelden met hysop en roode wol, zooals het be- taamde, degenen, die voornemens waren (hun zonden) te vergeten'. ich kann diese ziemlich allgemein acceptierte auffassung nicht sinngemäß finden. vom vergessen der sünden ist Num. 19 nirgends die rede. Bernh. meint, das vergessen der sünden stehe im gegensatz zur reue und umkehr, die Johannes verlangte. doch sehe ich nicht ein, was unfreiwillige vergehungen überhaupt mit erinnerung oder vergessen zu tun haben. es muss der text unvollständig überliefert und auch hier das schwergewicht auf das unvorsätzliche der vergehungen gelegt gewesen sein. statt *ufarmiton* möchte ich *ufar miton* schreiben, *miton* wäre der acc. von *mitons*. dieses wort kommt bei Ulfilas in der bedeutung 'gedanke, überlegung' vor. von da ist nicht weit zur bedeutung 'absicht'; *ufar miton* hiesse also 'gegen ihre absicht'.

iv a 8. 9 schreibt W. *sokjandam* statt *sokjandans* und übersetzt die stelle 'toen zijne jongeren, die over de reinheid² met de

¹ nicht unmöglich ist übrigens, dass der schreiber ursprünglich den richtigen sinn erfasste und *ainaizo s | wiknein* schreiben wollte. irgend welche regeln der wortabteilung scheint er nicht zu kennen, vgl. *f | raqi- þanam* viii d 12. 13.

² besser wäre 'reiniging'.

Joden getwist hadden, tot hem zeiden'. ich glaube, dass damit die vom verf. der Sk. ursprünglich beabsichtigte construction widergegeben ist. der autor übersah, dass *þaim sokjandam* attribut zu *siponjam* ist, und coordinierte den ausdruck durch setzung von *jah* zu dem praed. part. *qipandam*. damit erledigt sich das bedenken Bernh.s gegen die annahme eines dat. abs. — iv b 9 behält W. das überlieferte *und* bei, sicher mit unrecht, man muss mit Löbe ua. *and* lesen. die falsche schreibung erklärt sich leicht durch das *und* z. 12. möglich, dass auch z. 11 in der vorlage *und* stand. *and hvarjano* gibt keinen sinn. Vollmer, dem Bernh. und W. folgen, schiebt nach *and staþ* ein. man bleibt der überlieferung näher, wenn man *und andi hvarjanoh* (zu ergänzen *midjungardis*) list. man könnte übrigens mit berufung auf Rom. 10, 18 *and alla airþa galaip drunjus ize jah and andins midjungardis waurda ize* auch *and andi* schreiben, wobei dann die tatsächliche überlieferung von z. 11 noch erklärlicher würde. — dass *inuh þis jah skeirs wisandei* iv b 15 ff zum vorübergehenden satze gehört, war mir nicht recht wahrscheinlich; W. übersetzt 'en zal ... dus ook duidelijk blijven' und meint (s. 8), es werde hier die lehre Jesu der des Johannes gegenübergestellt, von welcher im selben fragment gesagt worden war, dass sie nur von kurzer dauer war. diese erklärung scheint mir viel für sich zu haben. — *us waurdahai wistai rodjands* iv c 14. 15 übersetzte Löbe 'ex verballi natura loquens' und erklärte 'nämlich im gegensatze zu Christus, der sich nicht bloß durch worte, sondern auch durch taten als den messias bezeuget'. diese erklärung ist sicher falsch. denn an der stelle des evangeliums, die hier commentiert wird (Joh. 3, 31 ff), ist gar nicht von Jesu taten, sondern von seinen worten die rede, die als göttlich (v. 34) den irdischen (v. 31) des Johannes gegenübergestellt werden. W. meint, die stelle besage, Johannes konnte nur lehren, was er durch worte, gehörte oder gelesene, erfuhr, während Jesus das sagte, was er im himmel gesehen oder gehört hatte. mich überzeugt diese erklärung nicht. am wahrscheinlichsten ist mir noch Bernh.s meinung, dass *waurdahai* falsche übersetzung eines griech. wortes sei. — *ni þe haldis* iv d 4 übersetzt W. 'volstrekt niet'. das ist falsch. die richtige übersetzung 'non eo magis' gab schon Löbe, und Uppström verglich isl. *eigi at heldr*, s. jetzt auch Zs. 37, 20 ff. das fragment schließt mit den worten *ip anþar sa weiha*. in der übersetzung das wort 'geist' zu ergänzen, wie W. ua. tun, halte ich für höchst überflüssig. zum mindesten müste doch eine andeutung gemacht werden, was vom hl. geist ausgesagt sei. es ist doch ganz gut möglich, dass *sa weiha* sich auf Johannes beziehe, etwa 'aber etwas anders sagte der heilige'. über vermutungen kommt man nicht hinaus, und deshalb ist es das beste, gar nichts zu ergänzen.

v a 17 ff heisst es *ei galaisjaina sik bi þamma twa andwairþja*

attins jah sunaus andhaitan: jah ni miþqipaina. mit werkwürdiger übereinstimmung haben alle, die sich bisher mit der Sk. beschäftigt haben, in *miþqipaina* den begriff 'streiten' gesucht. nun ist *miþqipān* sonst nicht belegt, und die angenommene bedeutung lässt sich nicht rechtfertigen. Bernh. meint, es liesse sich dafür *miþsokjan* Mc. 8, 11 anführen. aber dieser hinweis hilft nicht. denn da schon das einfache *sokjan* 'ζητεῖν, streiten' heisst, so versteht sich von selbst, dass *miþsokjan imma* für *συνζητεῖν αὐτῷ* gebraucht werden kann. wie aber daraus folgen soll, dass die vorsetzung von *miþ* im stande sein soll, einem wort, das 'sagen' heisst, die bedeutung 'streiten' zu verleihen, ist nicht einzusehen. ich constatiere also, dass die übersetzung 'streiten' bestenfalls aus dem zusammenhang erschlossen sein kann. Bernh. setzt Vollmers conjectur *missaqipaina* in den text. *missaqiss* übersetzt griech. *σχίσμα* und bedeutet überall, wo es vorkommt, 'meinungsverschiedenheit innerhalb einer näher bezeichneten gruppe'. demgemäss müsste *missaqipaina* auf einen streit der ketzer untereinander gehn. ob Bernh. diese bedeutung gemeint hat, kann ich aus seiner übersetzung 'neve rixarentur' nicht entnehmen. Löbe, der s. 57 ebenso schreibt, hat sie gewollt, wie mir aus seiner übersetzung 'und dass sie sich nicht stritten' s. 39 hervorzugehn scheint. W., der übrigens *miþqipaina* beibehält, übersetzt geradezu 'en niet onderling te twisten'. nun haben wir gewis keinen grund, den verf. der Sk. für einen grossen geist zu halten; aber einen solchen unsinn darf man ihm doch nicht zumuten, vornehmlich nicht an einer stelle, deren bedeutung nur aus dem zusammenhang erschlossen werden kann. abgesehen davon, dass es dem got. commentator ganz gleichgiltig sein konnte, was die ketzer untereinander trieben, muss man doch annehmen, dass der negative satz zu dem positiven, an den er durch *jah* angeknüpft ist, noch in einer andern beziehung steht, als in der des blossen contradictorischen gegensatzes. was in aller welt hat denn das nichtuntereinanderstreiten mit der anerkennung zweier göttlicher personen zu tun? nein, wenn der negative satz überhaupt den begriff 'streiten' enthält, so kann nur ein streiten gegen die wahre lehre gemeint sein. ich würde dann vorschlagen, nach analogie von ahd. *wuidarquedan* 'contradicere' *wipraqipaina* zu lesen. aber muss der zweite satz denn wirklich den begriff des streitens in sich enthalten? ich glaube nicht. die stelle bedeutet, so weit sie klar ist: 'damit sie daraus lernen, zwei personen, des vaters und des sohnes, anzuerkennen und nicht' — was sollten sie nicht tun? doch offenbar das gegenteil. das gegenteil der anerkennung zweier göttlicher personen und daher der vorwurf, der gegen die Sabellianer erhoben wurde, ist die vermischung dieser zwei personen. für dieses 'vermischen' wird von den Griechen der ausdruck *συνχέειν* gebraucht; vgl. Harnack Realencykl. d. prot. theol. x 200; Dogmen-

geschichte² s. 652 a. 1. 677¹. im lat. symbolum, das dem Athanasius zugeschrieben wurde, heisst es *'neque confundentes personas'*, und dieses *'confundentes'* wird von den griech. übersetzern (s. Walch Bibliotheca symbolica vetus s. 159; Migne Cursus patrologiae, Graeci, xxviii 1580) widerum durch *συγχέοντες* gegeben. im glaubensbekenntnis der kath. bischöfe des Vandalenreichs vom j. 484 heisst es (bei Hahn Bibliothek der symbole² s. 142): *de-
testantes Sabellianam haeresim, quae ita Trinitatem confudit, ut
eundem dicat esse Patrem, quem Filium, eundemque credat esse
Spiritus sanctum . . .* ich schlage vor an unserer stelle entsprechend dem griech. *συγχέειν*, lat. *confundere* *mißgiutaina* zu lesen.

Vor *gahaitands* v b 12 ergänzt W. mit Bernh., der sich im wesentlichen an einen vorschlag Löbes anschliesst, *silba gagiujan daupans* und list z. 16 mit Vollmer und Bernh. *gasoki* statt *gasok*. ich halte diese änderungen nicht für richtig. gegen die ergänzung spricht, dass es Joh. 5, 21 *ζωοποιεῖ* heisst, nicht *ζωοποιήσῃ*, gegen die annahme, dass *gasok(i)* von *ei* abhängig sei, der umstand, dass man nicht einsieht, welche ketzerei und auf welche weise sie durch die bibelstelle widerlegt werden soll. nach meiner meinung liegt irgendwo eine lücke vor, und *gasok* bezieht sich auf das folgende, wo ja tatsächlich der verf. die ketzerei der Sabellianer ad absurdum führen will. — W.s übersetzung von *waurstwis ustaikneins* v c 7.8 'de vermelding van het werk' ist richtiger als die Bernh.s 'operis argumentum'. — *andnimands bi attin þo swerip̃a* v c 14. 15 übersetzt W. 'hij neemt de eer van den vader aan'. dass diese übersetzung allein sinngemäss ist, halte ich für zweifellos; weder 'secundum patrem' (Bernh.) noch 'per patrem' (Löbe, Uppstr.) gibt einen befriedigenden sinn. es fragt sich nur, ob man *bi* beibehalten darf oder ob die änderung in *at*, die schon Löbe s. 15 vorschlug und Vollmer in den text setzte, notwendig ist. bekanntlich wird im got. bei den verben, die 'nehmen, lernen, erfahren' bedeuten, unser 'von' in der regel durch *at* ausgedrückt. das beweist aber nicht, dass *at* auch die bedeutung 'von' hat, sondern dass die zu grunde liegende anschauung eine andre ist. das nehmen wird nicht als eine bewegung aufgefasst, deren ausgangspunct die person oder der ort ist, von wo etwas genommen wird, sondern als eine handlung, die an einer person oder einem orte sich vollzieht. andre germ. dialecte gebrauchen bei diesen und ähnlichen verben neben *at* auch *an*: vgl. Hel. 5883. 5924 (beide stellen nur in C überliefert). einigemale setzt C dem *at* von M. ein *an* gegenüber (1224 f. 4486). im ags. wechseln *æt* und *on* ab. Cosijn Aanteekeningen op den Béowulf s. 3 verweist zu v. 122

¹ Chrysostomus bemerkt zu Joh. 5, 22 f (Hom. in Joan. 39, 1): *Οὐκοῦν καὶ Πατέρα αὐτὸν προσερούμεν, φησὶν; Ἀπαγ. Διὰ γὰρ τοῦτο εἶπα, Τὸν Τῖόν, ἵνα μένοντα Τῖόν τιμῶμεν ὡς τὸν Πατέρα. Ὁ δὲ Πατέρα αὐτὸν λέγων οὐκ ἔτι τὸν Τῖόν ὡς Πατέρα ἐτίμησεν, ἀλλὰ τὸ πᾶν συνέχευεν.*

(*on ræste genam* 'er nahm vom lager') auf ähnliche redewendungen im mnl. auch im mhd. findet sich hierhergehöriges. *an einem ervarn* entspricht ganz dem got. *finþan at*¹. da nun im got. *bi* auch locale bedeutung hat (s. Schulze Got. gl. s. 47), so glaube ich, dass es an unserer stelle belassen und ebenso, als wenn *at* dastünde, durch 'von' übersetzt werden kann. — v d 1.2 list W. *ainabaur sunu*. diese änderung, die man schon bei Schulze Got. gl. s. 40 findet, ist gewis die einfachste. *ainabaura* mag der schreiber gesetzt haben, weil er meinte, dass der zweite satz dem ersten (v c 23) parallel sein werde, und deshalb entsprechend *gþa* einen dativ erwartete. möglich auch, dass schon die vorlage *sunau* = *sunu* hatte und der schreiber diese form fälschlich für einen dativ hielt. Bernh. übersetzt, als ob er Schulzes lesung acceptierte 'et unigenitum filium dei deum agnoscere'; in den text hat er aber die Vollmerschen conjecturen (*wisandin gakunnan*)² aufgenommen, deren sinn der urheber durch die übersetzung 'et unigenito filio dei deo existenti nos subicere' klarlegte. zu dieser Vollmerschen übersetzung, nicht aber zu seiner eigenen, stimmt auch Bernh.s bemerkung über *gakunnan* im commentar. — *ei þan* v d 3.4 schreibt W. getrennt und übersetzt 'opdat'. Bernh., der gleichfalls den von *eiþan* eingeleiteten satz für einen nebensatz hält, trennt nicht. das geht nicht an. es liegt übrigens kein grund vor, hier *eiþan* eine andere bedeutung beizulegen, als die sonst übliche 'ergo'. der durch *eiþan* eingeleitete satz ist ein hauptsatz. — v d 6 hätte W. wol Löbes conj. *lvaparammeh* aufnehmen sollen. Uppströms meinung, dass *julvapar* = ahd. *eohwedar* sei, ist natürlich unhaltbar. dagegen hatte W. vollkommen recht, Vollmers und Bernh.s ergänzung *þan* vor *bi* v d 16 nicht zu berücksichtigen. im got. wird ebenso wie in andern altgerm. dialecten die unterordnung durch asyndetische parataxe ausgedrückt; vgl. Gabelentz-Löbe Ulfilas II 2 s. 254 § 258 a. 6; Behaghel Germ. 24, 167; Gering Zs. f. d. phil. 5, 400. die dort beigebrachten beispiele ließen sich leicht vermehren.

Das sechste fragment beginnt mit dem wortteil *nands*. was für einen zweck es hat, hier mit W. *usfullnands* zu schreiben, sehe ich nicht ein, da auch so der satz unvollständig bleibt. hat W. vielleicht an Uppströms ergänzung gedacht? wenn Bernh. meint, der sinn des vorhergehenden möge gewesen sein: *in þizei frauja taiknins managos gatawida mahtai himinakundai gaswinþnands*, so lässt sich das mit einiger sicherheit als falsch erweisen. die ergänzung passt nämlich nur zu dem unmittelbar folgenden citat aus Joh. 3, 30, nicht aber zu dem gedankengang des ganzen abschnitts. Joh. 5, 31 ff beruft sich Jesus gegenüber

¹ auch in nichtgerm. sprachen kommen constructionen vor, denen die gleiche anschauung zu grunde liegt; vgl. franz. *prendre dans une caisse* 'aus einer casse nehmen'.

² angedeutet sind sie schon bei Gabelentz-Löbe Ulfilas II 1, p. xv a. 57.

den Juden, die an seiner göttlichkeit zweifeln, erstens auf das zeugnis des täufers, zweitens auf seine werke. der commentator sucht nun zu erklären, wieso Jesus dazu kam, die Juden an den täufer zu erinnern. er sagt, sie hätten seiner vergessen, sein zeugnis sei unbekannt (*unswikunpozei*) geworden. er kann aber nicht gesagt haben, Johannes sei durch Jesu taten in den hintergrund gedrängt worden. denn wenn Jesus durch seine eigene wirksamkeit die des täufers vergessen liefs, so hatte er doch gar keinen grund, sich auf das zeugnis dieses durch ihn verdunkelten mannes zu berufen. die stelle Joh. 3, 30 führte der commentator nur wegen ihres zweiten teils an; es begreift sich aber leicht, dass er trotzdem den vers vollständig citierte. in dem verlorenen stück mag der verf. gesagt haben, dass der tod des täufers seine wirksamkeit in vergessenheit geraten liefs. — der satz vi a 7—14 (in *pizei* — *atgebun*) gehört wol sicher zum folgenden¹, nicht wie W. ua. annehmen, zum vorhergehenden. — vor *Johanne* vi a 10 schiebt Bernh. *du* ein, ohne die abweichung von der hs. hervorzuheben. sie lässt sich schwerlich rechtfertigen. erstens ist es gar nicht ausgemacht, dass die übersetzung 'credere in Johannem' zu lauten hat, zweitens kommt auch *galaubjan* c. dat. in der bedeutung 'an jemanden glauben' vor, s. Schulze s. 208. W. ist bei der überlieferung stehn geblieben; dass er aber mit Uppström *galaubjan* als finalen inf. auffasst, kann ich ebensowenig billigen als Vollmers änderung *hausjandans* statt *hausjan*. auch hier haben wir ein beispiel für asyndetische parataxe statt hypotaxe. *galaubjan Johanne hausjan* heisst 'gläubig auf Johannes hören', *Johanne* steht ἀπὸ κοινοῦ. — vi b 11 schreibt W. nach einem vorschlag Löbes, dem auch Vollmer und Bernh. folgen, *puhtu* statt *puhta*. weder aus seiner übersetzung noch aus denen Vollmers und Bernh.s kann ich mit sicherheit auf die auffassung der stelle schliessen, da sowol nl. geweten als lat. conscientia sowol 'gewissen' als 'bewusstsein' bedeutet. Löbe, der s. 58 ebenso wie Bernh. 'perturbare conscientiam' schreibt, will s. 45 *tweifljan puhtu* durch 'das gewissen verwirren' übersetzen. diese übersetzung gibt natürlich an unserer stelle auch nicht den geringsten sinn. die meinung der got. worte ist offenbar: 'wenn Johannes auch (objectiv) wahrhaft war, so konnten seine äusserungen doch von denen, die dies nicht wusten, bezweifelt werden'. einen positiven vorschlag zur textbesserung wage ich nicht zu machen. — vi c 22. 23 ändert W. das überlieferte *innuman* höchst unnötig in *innumam* und übersetzt: 'want ieder woord kan in het binnenste der menschen tot iets anders worden', eine auffassung, gegen die sich mehr als ein bedenken geltend machen liefse. die überlieferung gibt einen trefflichen sinn. nur darf man nicht mit Bernh. 'verbum apud homines acceptum' übertragen. vorher war gesagt worden: das zeugnis, das mein vater

¹ diese auffassung findet sich auch bei Lundgren.

durch meine werke ablegt, kann euch eine unwiderlegbare kenntnis verschaffen, weit mehr als die aussage der menschheit des Johannes dh. des menschen Johannes. nun folgt die begründung: denn jedes wort, das von menschen hergenommen ist, von menschen herstammt, kann verdreht werden usw. — vi c 12. 13 bleibt W. mit recht bei dem überlieferten *missaleiks*. schon Löbe hat s. 25 darauf hingewiesen, dass das vor dem subj. stehende praedic. part. öfters mit dem subj. nicht im genus übereinstimmt; vgl. auch Bernh. zu Gal. 2, 16. Eph. 3, 10 und Mt. 9, 33. dass an der nur sehr entfernt ähnlichen stelle Hebr. 1, 1 im griech. text adverbialia stehn, kann doch hier nicht in betracht kommen. — *stibna us himinam* vi c 19. 20 übersetzt W. 'een stem uit den hemel', es ist aber sicher die himmlische stimme Mt. 3, 17 gemeint; der commentator führt die zeugnisse für Jesum in chronologischer reihenfolge auf — prophetenworte, himmlische stimme bei der taufe, wundertaten Jesu —, obwol die ausgelegte schriftstelle Joh. 5, 37f die folge 'himmlische stimme, wundertaten, prophetenworte' nahe legte.

Nach *stains* vii a 6 ergänzt W. mit Uppstr. und Bernh. *ains*, was allerdings zunächst durch das folgende *ak jah* erfordert zu werden scheint. aber auch so erweckt die stelle bedenken. Bernh. bemerkt mit recht, dass die erwähnung des Petrus an diesem ort auffallend ist. man könnte mutmaßen, sie sei durch die bezeichnung des Andreas als *ὁ ἀδελφὸς Σίμωνος Πέτρου* veranlasst worden. aber unter allen umständen ist die annahme sehr bedenklich, dass der name des berühmten apostelfürsten hier ins got. übersetzt sein sollte, bedenklich besonders für diejenigen, die glauben, dass der commentator die ulfilanische bibelübersetzung benutzt hat. dass *stains* gleich Petrus ist, könnte nur aus einer stelle gefolgert werden, wo von keinem andern als Petrus die rede sein kann, nicht aus einer, an welcher die erwähnung des Petrus auffallend ist. ich schlage vor, statt '*stains*' is *ains* zu lesen: 'und nicht er allein, sondern auch Andreas, der sagte . . . wird ebenso wie Philippus getadelt'. unter *is* ist Philippus zu verstehn. um der überlieferung noch näher zu bleiben, könnte man *nih ist ains* schreiben: 'und er (Philippus) ist nicht der einzige, sondern . . .'

swa vii b 21 zieht W., abweichend von seinen vorgängern, nicht zu *managai*, sondern zu *ganohjands* 'en zoo verzadigde hij hen met veel goed voedsel'. worauf soll aber das 'zoo' hinweisen? — vii c 16—21 schreibt W.: *swa filu auk swe gamanwida, ins wairpan* (*swaei ainlvarjammeh swa filu swe wilda andniman is*) *ta-wida*; seine übersetzung 'want zooveel als hij (er) bereidde (alzoovoor ieder zooveel, als hij er van nemen wilde) hij deed ze ontstaan' ist mir wenigstens ebenso unverständlich, wie das original. W. scheint dies gefühlt zu haben; er bemerkt in einer anm., er habe buchstäblich herübergangen, was die hs. biete. das ist

übrigens nicht ganz richtig; denn in der hs. steht vor *tawida* ist, nicht *is*. *is* ist nur eine allerdings recht nabeliegende conjectur. schon Massmann, Löbe und Vollmer haben so geschrieben, doch haben sie mit *is* den nom. sg. m. des pronomens gemeint. W.s auffassung des *is* als gen. ntr. verdient den vorzug; mit Bernh. *ize* zu schreiben, halte ich nicht für notwendig. dagegen hat Bernh. sicher recht, wenn er *swe* z. 16 streicht. seine textesherstellung verdient vor allen übrigen den vorzug, da sie der überlieferung am nächsten bleibt.

alamannam viii b 16. 17 verbindet W. nicht mit dem vorhergehenden in *allaim*, sondern zieht es zu *faurawisan*: 'dat klaar-blijkelijk de leer des Heeren in alles hooger stond dan de geheele menschenwereld'. ich halte diese auffassung zwar nicht geradezu für unmöglich, aber doch für sehr unwahrscheinlich. — wie W. dazu kam, *sa* — *reike* viii d 7—11 als relativsatz zu übersetzen, ist mir nicht klar. *ains reike* 10. 11 ist wol nicht *Fareisaius* und *ragineis* parallel, sondern zum folgenden zu ziehen.

Wien, im april 1893.

M. H. JELLINEK.

Die Edda. die lieder der sogenannten älteren Edda, nebst einem anhang: die mythischen und heroischen erzählungen der Snorra Edda. übersetzt und erläutert von HUGO GERING. Leipzig und Wien, bibliographisches institut (Meyers classiker-ausgaben in 150 bänden). 17 u. 402 ss. 8°. — 2 m.

Da die vorliegende übersetzung den sinn des originals am getreuesten wiedergibt, und die begleitenden anmerkungen auf der höhe der heutigen forschung stehn, hat Gerings Edda vor der Simrockischen und der Jordanischen nicht wenig voraus. die übertragung ist stabreimend. sie lehnt sich an die von Simrock an. aber sie unterscheidet sich von ihr nicht bloß durch zahlreiche inhaltliche berichtigungen, sondern auch durch grundsätze der poetischen technik. dem von Simrock vernachlässigten gebote, die reimstäbe den stärkst betonten satzteilen zu verleihen — es ist die lebensbedingung der allitteration —, sucht G. nach kräften nachzukommen. er steht darin auf dem von Jordan praktisch und theoretisch eingenommenen boden. beiden gelingt die bewältigung der schwierigkeiten nicht vollkommen; man vgl. bei G. Vsp. 57, 1: *die sonne wird schwarz, es sinkt die erde ins meer*; Baldrs dr. 14, 1: *des ruhmes froh reite du heimwärts*. weit strenger als Simrock und Jordan hält G. an den alten stellungsregeln der stäbe fest. zwar die formen *a b | a b* und *b a | a b*, die ja gerade in der Edda keine rolle spielen, werden zugelassen. aber gegenüber den formen *a a | b b* und den geraden kurzversen *a a* und *x a* verhält sich G. ebenso ablehnend wie die alte dichtung. ich stimme hier Jordan bei, dass diese varianten unbedenklich gebraucht werden mögen. die regel vom hauptstab hat für unser modernes gefühl keinerlei innere not-

wendigkeit; es ist für jede stelle schade, wo dieser für uns rein conventionellen vorschrift ein besserer ausdruck geopfert wird. besonders macht sich folgendes geltend: nach der satzbetonung der altgermanischen dialecte waren wortgruppen mit 'absteigendem' accent ungleich häufiger als in unserm deutsch; deshalb bot sich die stabordnung *a x* ungezwungen dar; dem deutschen übersetzer legt die sprache die form *x a* viel näher. wenn man mit G. diese form dem zweiten kurzvers versagt, so gerät man in die üble lage, wortgruppen 'aufsteigenden' tones mit dem ersten, schwächern gliede allitterieren zu lassen. G. bietet dafür unzählige beispiele. als fälle, wo die vorschrift auch anderweitigen schaden angerichtet hat, führe ich auf: Vsp. 52, 3: *die steinberge stürzen, es straucheln die riesinnen* (statt: [die] riesinnen straucheln); Prkv. 4 (*ich gab' es dir gern, wenn von gold es auch wäre*) oder *leuchtendem silber, ich lieb es dir doch*: man vgl. hier den wolgefügtten parallelismus des originals, der bei Jordan gut herauskommt: *ich gāb es dir gern, und wār's auch von golde, ich versagt' es dir nicht, und wār' es von silber*. wenn ich in Jordans verdeutschung im allgemeinen mehr frische, mehr atmendes leben zu erkennen glaube, so mag dies zum guten theile daher rühren, dass sich Jordan die schwierigkeiten der stabreimenden wiedergabe nicht durch die regeln der stabordnung vergrößert hat. doch ist es — unsomehr als G. s. xv bittet, nur mit Simrock verglichen zu werden — nur billig beizufügen, dass den stellen, wo Jordan poetischer und stilgemäßer übersetzt, nicht wenige entgegenstehn, wo das umgekehrte der fall ist; man sehe etwa die von G. sehr schön verdeutschte str. 27 der Völuspa.

Noch auf einen allgemeineren punct möchte ich hinweisen. eine hauptschwierigkeit für den Eddaübersetzer liegt darin, die wendungen des originals, die sich aus unbildlichen und alltäglichen worten zusammensetzen, nicht ins reiche, prächtige zu steigern und doch gleichzeitig ihre specifisch poetische prägung nicht in prosa aufzulösen. nehmen wir zwei stellen der Prymskvíða als beispiele. str. 53 (nach Bugge) *unz fyr útan kom ása garða ok fyr innan kom jotna heima*: der deutlich unprosaische character dieser stelle liegt im parallelismus und in der wortstellung; der wortschatz ist so enthaltsam wie möglich. alle die drei genannten übersetzer, unter dem drucke des stabreims, bereichern die stelle (*hinter sich liefs er . . . und erreichte bald . .*) und zerstören zugleich das formelhafte. wenn die öfter widerkehrende wendung *ok hann þat orða allz fyrst um kvad* von Jordan verdeutscht wird: *das war der ausruf, mit welchem er anhub*, so wird eine theatralische färbung hineingetragen; G. vermeidet diesen fehler, indem er schreibt: *das erste wort, das er aussprach, war dies* — aber das ist trockenste prosa und nimmt sich im zusammenhang störend aus; das original ist nicht prosaisch: in einer saga würde es etwa lauten *ok hann kvad þetta orð allz fyrst*.

Dass man den stil der Eddalieder in einer stabreimenden übertragung festhalten könne, bleibt mir auch nach diesem neuesten versuche zweifelhaft. eine verdeutschung in sog. Nibelungenversen, mit endreim der langzeilen und mit freierem wechsel der cadenzen, möchte doch wol mehr aussicht auf erfolg haben. die opfer, die dem stabreim fallen, sind allzu blutig.

Die Malahattverse glaubte G. nicht anders kennzeichnen zu können, als indem er ihnen eine hebung mehr gab (vgl. s. xu):

*Nicht wenigen ist es bekannt, wie weiland zum Räte zusammen
kühne Männer kamen, doch keinem war's zum Nutzen.*

die so entstehende mischung von Alexandrinern, hexametern, Uzi-
schen Frühlingsversen und Nibelungenzeilen würkt ungemein stil-
los. und wenn nun in der Atlakvida und den Hamdismal diese
zeilen neben den zweihebigen hergehn, so ist das ein 'ge-
misches metrum', wovon sich freilich die alten autoren nichts
träumen liessen.

Das hohe ziel, einen des isländischen unkundigen für die
Eddalieder zu begeistern, wird nach meinem gefühle durch G.s
buch nicht erreicht. aber wo es sich um vermittlung des in-
haltes handelt, oder wo sich der ungeübte den weg durch den
urtext ebnen will, würde ich keine andre verdeutschung be-
dingungsloser empfehlen.

Berlin, 13 sept. 1893.

ANDREAS HEUSLER.

Hauksbók udgiven efter de Arnamagnæanske håndskrifter nr 371, 544 og 675,
4^o samt forskellige papirshåndskrifter af det kongelige nordiske Old-
skriftselskab. 1 hæfte. København, Lehmann & Stage, 1892. 272 ss. 4^o.

Das erscheinen einer neuen ausgabe der grossen sammel-
handschrift des 14 jhs., die nach ihrem besitzer und zugleich
teilweise ihrem schreiber, dem lögmann Hauk Erlendsson († 1334),
die 'Hauksbok' genannt wird, hat nicht die bedeutung einer er-
schliessung neuen, bisher ungedruckten materials; der grösste teil
der verschiedenen stücke, die in der Hauksbok enthalten sind,
ist bereits veröffentlicht oder doch benutzt worden. das haupt-
gewicht dieser publication liegt auf der formellen seite, der mit-
teilung der hs. in diplomatischem abdruck. es muss freudig
begrüsst werden, dass eine so wichtige quelle für die kenntnis
der orthographie und der hieran sich knüpfenden fragen der laut-
lehre des isländischen im 14 jh., wie es die eigenhändigen ab-
schriften eines so hochstehenden und gebildeten mannes wie Hauk
Erlendssons sind, uns bequem zugänglich geworden ist; nicht
minder wichtig sind jene partien der Hauksbok, die nachweislich
von Norwegern geschrieben sind, da das material für die kenntnis
speciell norwegischer sprachentwicklung so gering ist, dass auch
der kleinste beitrug willkommen sein muss. die 'vorläufige vor-

rede' der herausgeber verspricht auch, in der einleitung nebst einer genauen beschreibung und geschichte der hs. ihre sprache und orthographie, namentlich die der norwegischen partien, eingehend darzustellen. ein ausführliches register und handschriftproben sollen die ausgabe beschliessen, die nach ausstattung und umfang — der text allein soll 35 bogen betragen — ein monumentalwerk zu werden verspricht. vorläufig liegt erst bogen 1—17 vor mit folgendem inhalt: Landnamabok s. 3—125; Kristnisaga s. 126—149; Heimlysing ok helgifræði s. 150—177; Heimspeki ok helgifræði s. 178—187; Völuspa s. 188—192; Trojumanna-saga s. 193—226; Natturusteinir s. 227—228; Císio janús s. 229—230; Breita sögur s. 231—272 (cap. 28).

Die beiden herausgeber, Eiríkur Jonsson und Finnur Jonsson, versprechen rechenenschaft über die principien ihres vorgehns bei der arbeit in der künftig erscheinenden einleitung; auch ohne diese darlegung lässt sich sofort erkennen, dass wir ein werk von peinlicher sorgfalt und gröster genauigkeit der diplomatischen wiedergabe vor uns haben; der umstand, dass zwei herausgeber sich bei der lesung beständig gegenseitig controliert haben, verbürgt die vollständige sicherheit der lesungen, soweit diese nicht durch die zerstörungen der zeit für immer hypothetisch bleiben werden, und die bekannte tüchtigkeit Finnur Jonssons als herausgeber diplomatischer abdrücke, von der er erst unlängst in einem musterwerke philologisch-palaeographischer akribie, der von ihm und LFA Wimmer besorgten Eddaausgabe, zeugnis gegeben, ist dem ref. und gewis auch allen fachgenossen bürgschaft genug dafür, dass die wiedergabe absolutes vertrauen verdiene; stichproben an der hs. vorzunehmen, war mir hier natürlich vollkommen unmöglich, ich bin persönlich durchaus überzeugt, dass keine anders als bestätigend ausfallen könnte.

Die arbeit der beiden herausgeber war keine leichte; stellenweise ist die Hauksbok recht schwer zu lesen und stellt an die augen und die geduld des entzifferers harte anforderungen; manche stellen werden einfach für immer unlesbar bleiben, vieles andere hängt von dem glücklichen momente der beleuchtung und individuellen disposition des entzifferers ab; jedem, der isländische hss. gelesen, ist bekannt, dass die zufälligkeiten bei der entzifferung ausgebleichter stellen eine große rolle spielen und es oft darauf ankommt, den richtigen augenblick zu erfassen. ich kann zb. aus eigener erfahrung hervorheben, dass bei der befeuchtung erloschener stellen keineswegs der erste moment der glücklichste ist, vielmehr erst nach ein paar secunden die erloschenen schriftzüge auf die dauer einiger momente hervortreten und dann mit zunehmender aufsaugung des wassers durch das pergament wider erlöschen. wenn daher im folgenden an ein paar stichproben gezeigt werden soll, inwieweit es den herausgebern gelungen ist, in der entzifferung schwieriger stellen über

die resultate ihrer vorgänger hinauszukommen, so schließt dies nach dem oben bemerkten nicht im mindesten einen vorwurf der ungenauigkeit oder flüchtigkeit gegen die letzteren in sich, über den die namen Jon Porkelsson (rector), Jon Sigurdsson usw. wol erhaben sind. ich wähle zur probe einige der corrumptesten blätter der Hauksbok, zunächst AM 544, 4^o bl. 1^a (= s. 150 und Nokkur blöð úr Hauksbók gefin út af Jóni Porkelssyni, Reykjavík 1865, s. 1). die ganze seite ist verblichen und stellenweise unlesbar; die schwierigkeit der entzifferung wird erhöht durch spätere auffrischungen einzelner silben und wörter, die nicht immer das richtige getroffen haben; eine abschrift von der hand Arne Magnussons (cod. AM 765, 4^o), die an sich gute dienste leistet und zur ausfüllung der unlesbaren stellen dienen muss, trägt doch auch dazu bei, durch unwillkürliche subjective voreingenommenheit die lesung noch schwerer zu machen, da Arne Magnusson keineswegs immer richtig gelesen hat. ich citiere nach den zeilen der neuen ausgabe und sehe von den kleinsten differenzen, wie solchen zwischen majuskeln und minuskeln, spatien zwischen compositionsgliedern uä. ab, ebenso von der anführung, ob und wie weit die neuen herausgeber ein oder mehrere wörter noch in der hs. lesen zu können glauben, die Porkelsson nur nach Arne Magnussons abschrift in den text gesetzt hat, und begnüge mich mit der anführung der wirklichen lesungsdifferenzen:

S. 150 z. 2 *En* 'AM læser *Ein*; ordet kan næppe læses så'; *ein* P. — z. 5 *Spanie*; *spania* P. — z. 6 *Cog* 'således læser AM; sikkert står der ikke *Tog*'; *Tog* P. — z. 9 *Rin* *heittir á . a Saxlande* (die stelle ist aufgefrischt und dadurch stark unleserlich); *Rin heittir a fraclande* P. — z. 11 *i se*; *i se oc* (als abbreviatur) P. — z. 12 *Nepr* (aufgefrischt zu *Hepur*); *Nepur* P; doch in der anm. *Nepr* als das ursprüngliche vermutet. — z. 13 *Kuma* (aufgefrischt zu *Kinna*); *Kinna* P, doch in der anm. *Kuma* vermutet. — z. 14 *Tifr* (aufgefrischt zu *Tifur*); *Tifur* P, doch in der anm. als unursprünglich bezeichnet. — z. 14 *morgu moti* (aufgefrischt zu *mote*); *morgo mote* P. — z. 14—15 *sum ero suort en sum ero skir*; *sum ero skir enn sum ero uskir* P (doch ist *skir* für *suort* in der hs. aufgefrischt).

S. 151 z. 5 *enger* (AM list *engir*); *engir* P. — z. 6 *farit yfer*; *yfer farit* P. — z. 6 *þuiat*; *þvi at* P. — z. 8 *þegar sloenar*; *þegar er slæcknar* P. — z. 9 *af*; fehlt P. — z. 11 *þeir*; *þar* P. z. 13 *sa*; *hann* P. — z. 15 *buse*; *fe* P. — z. 17. 18 *frio* *vfrio* *vfrio þo at adr se frio*; *fræ* *ofræ* *ofræ er adr ero fræ* P.

AM 544, 4^o bl. 14^a = s. 175 f, bei P. s. 40 ff: s. 176 z. 2 *exaltacio*; *exaltacione* P. — z. 2 *Sia*; *Sa*, 'ritað' sua í skinnb. P. — z. 6 *born* (P ebenso); hierzu benachrichtigt mich FJonsson, dass er bei nochmaliger lesung deutlich *þorp* zu erkennen glaube; wenn man sich die palaeographischen züge der buchstaben ver-

gegenwärtigt, so wird sofort klar, wie durch erlöschen der unter die linie reichenden langstriche aus *þorp born* werden kann, das bis jetzt eine crux der interpretation gebildet hat. — z. 8. 9 *Andree apostoli*; bei P lücke. — z. 9 *þeiri er heitir Patras*; fehlt P. — z. 10 *yfir*; *yfer* P. — z. 10 i *þeira hueriu*; fehlt P. — z. 11 *þeir*; *þer* P. — z. 12 *mysteri*; *mystere* P. — z. 12 *þar sem*; lücke P. — z. 14 *cros*; *cross* P. — z. 15 *cardenales*; *cardinales* P. — z. 17 *allteri*; *alteri* P. — z. 21 *muncur*; *munc*.... P. — z. 21. 22 *Scholastica systir* (durch auffrischung zu *systur* geworden) *hans þar* (aufgefrischt zu *þui*); *Scholastica systur hans þui* P. — z. 31 *botnn*; *botn* P.

Diese stichproben werden genügen, um einen begriff von dem zustande der schlecht erhaltenen seiten der hs. und der mühsamen arbeit der editoren zu geben. möchten wir bald die fortsetzung und den schluss des stattlichen werkes vor uns sehen.

Zum schluss eine kleine bemerkung; am linken rande sind die seitenzahlen der bisherigen ausgaben angeführt; obwol man sich aus Möbius' verzeichnis leicht über die gemeinte ausgabe orientieren kann, hätte es sich doch empfohlen, wenigstens am anfang jedes abschnittes auch den titel der ausgabe zu drucken, nicht blofs die zahlen, über deren bedeutung man besonders jetzt, wo die einleitung noch fehlt, auf den ersten anblick nicht klar wird.

Breslau, 11. 8. 1893.

O. L. JIRICZEK.

Goethes Faust als einheitliche dichtung erläutert von dr HERMANN BAUMGART, o. ö. prof. an der universität Königsberg i. Pr. erster band. Königsberg i. Pr., Koch, 1893. 420 ss. 8°. — 4 m.

Die frage, ob Goethes Faust eine einheitliche dichtung sei oder nicht, ist so oft aufgeworfen, so oft nach der einen wie nach der andern richtung hin beantwortet worden, dass eine volle verständigung unter den forschern vorläufig unmöglich scheint. Baumgart gehört zu den verfechtern der einheit, und zwar zu den extremsten. denn auch hier gibt es abstufungen. weist uns ein philosoph, ein aesthetiker nach, dass Goethe trotz allen unterbrechungen seiner arbeit dennoch im Faust ein werk geschaffen habe, durch dessen locker an einander gereihte scenen sich ein großer grundgedanke ziehe und dessen frühere und spätere partien sich mehr oder minder leicht diesem gedanken fügen, zeigt er, wie der künstler gerungen hat, das, was seiner entstehung nach nicht einheitlich sein konnte, nach kräften doch unter eine einheit zu bringen, dann sind wir für solche nachweise dankbar; denn sie erhöhen in uns die bewunderung vor Goethes meisterschaft. will aber jemand uns an der hand der entstehungsgeschichte darlegen, dass jene künstlich geschaffene

späte einheit von anbeginn im plan der dichtung gelegen habe, dann protestieren wir, gestützt auf historische beweis. in dieser lage befinden wir uns B. gegenüber.

Er beginnt seine erläuterung mit umfänglichen geschichtlichen einleitungen, die von anfang an Goethes dichtung als ziel ins auge fassen und deshalb streng zur sache gehören. zu dem ersten abschnitt haben wir nur zu sagen, dass B. s. 23 die abhängigkeit der Faustspiele des 17 jhs. von Marlowes tragödie zu bedingungslos annimmt. mehr bedenken haben wir schon gegen das zweite cap., das von Lessings Faust handelt. hier scheint B. in der ausdeutung der absichten des dichters zu weit zu gehn. die parallelisierung dieses Faust mit Shakespeares Macbeth ist, so wenig wir auch von Lessings stück wissen, sicher falsch. denn neuere analysen (Werder Vorlesungen über Shakespeares Macbeth; Köster Schiller als dramaturg) haben gezeigt, dass bei dem schottischen than der übergang vom guten zum bösen durchaus nicht mit der geschwindigkeit des siebenten teufels vor sich geht. ein weiterer einwand erhebt sich gegen die beurteilung des phantoms bei Lessing. ich kann hierin nicht 'höchste dramatische kühnheit' sehen, sondern erkenne im gegenteil einerseits einen notbehelf, der Lessing selbst auf die dauer nicht behagte, anderseits ein dramatisch-technisches experiment, das ihn wol reizte, das aber er mit seiner verstandesklarheit am wenigsten durchzuführen berufen war. warum spricht überhaupt B. bei Lessings Faust nicht rechtzeitig das Non liquet? er behandelt dies werk so sehr als ein ausgeführtes drama, dass er s. 49 sogar von der wückung dieses nicht vorhandenen stückes, von der tiefen erschütterung der zuschauer redet. wer vermag denn zu entscheiden, ob dieser Faust nicht vielleicht ein höchst frostiges schauspiel geworden wäre?

Genau dieselbe übereilte deutung vereinzelter zeugnisse, belege, stellen der dichtung selbst setzt nun B. bei der betrachtung von Goethes Faust fort. ausgangspunct ist ihm die bekannte stelle aus Goethes letztem brieft an Humboldt: *'Es sind über 60 Jahre, dass die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag'*. aus dieser stelle, auf die er immer wider zurückkommt, folgert B., dass der erste teil incl. wette (s. 86), spaziergangscene (s. 89), pact, hexenküche (s. 83), Valentinscene (s. 101) und Walpurgisnacht (? s. 100 ?) gleich im ersten entwurf so disponiert und vorgesehen war. freilich ist B. nicht überall so siegesgewis wie an den citierten stellen. auf s. 66 meint er, Goethe habe mit jener brieflichen äusserung doch nur auf den 'großen gang' des stückes, nicht also auf alle einzelnen scenen hinweisen wollen. das ist schlechterdings unmöglich. denn dass der 'große gang' des stückes Goethe von anfang an vor augen stand, dass er also nicht ins blaue hinein dichtete, ohne zu wissen, wo es hinaus sollte,

das ist so selbstverständlich, dass Goethe nicht erst fünf tage vor seinem tode nötig hatte, es zu betonen. die oft citierte briefstelle muss eine andre bedeutung haben, die man am besten erkennt, wenn man den gegensatz, der in ihr liegt, durch 'zwar — aber' hervorhebt: die conception war dem jungen dichter zwar von vornherein (dh. nach einer anregung von Fresenius und Erich Schmidt, Xenien 1796 zu nr 829, nicht temporal = von der ersten minute an, sondern local = in ihren eingangspartien) klar, dagegen lag sie die ganze reihenfolge hin (dh. in ihren späteren partien, Fausts weltfahrt usw.) weniger ausführlich vor. Goethe ist hier also weit davon entfernt, von der durchgängigen einheit seines werkes zu reden, die er vielmehr am 6 dec. 1797 durch das wort 'tragelaph' und öfter ausdrücklich geläugnet hat.

Nichts destoweniger verteidigt B. sie hartnäckig, vor allem im 5 cap., wo er sich mit Kuno Fischer auseinandersetzt. wen die Fischerschen ausführungen über die alte und neue dichtung, zu deren hauptresultaten ich mich bekenne, nicht überzeugen, dem ist durch diese besprechung schwerlich zu helfen. man müste einen guten teil des Fischerschen buches widerholen, um B. zu widerlegen. ja, die sache wird noch erheblich verwirrter, weil B. unter die unzweifelhaft stichhaltigen beweise Fischers auch übereilte argumentationen desselben verfassers gemischt hat, die hier nicht in schutz genommen werden sollen, zb. die behauptung, bei den worten Fausts vor dem bilde in der hexenküche oder bei seiner bitte um ein halstuch Gretchens habe Mephistopheles eigentlich schon die wette gewonnen. nichts irriger als das. Faust würde wunsch auf wunsch an die erfüllung weiter angeknüpft haben.

Das hauptargument Fischers, dass der vom erdgeist gesante, nur dessen willen ausführende dämon der älteren dichtung unvereinbar sei mit dem selbständig handelnden teufel Mephistopheles der späteren scenen, muss B. natürlich vor allem unbequem sein. ihm gilt hauptsächlich seine widerlegung. und sein resultat ist: Mephistopheles sei eine doppelnatur (s. 118 ff), einerseits der teufel, dh. die verkörperung alles dessen, was den menschen in ver suchung führt; anderseits (dh. nur in der vorstellung Fausts, der nicht an den teufel glaube) ein abgesanter des erdgeistes. die begründung dieser ansicht können wir hier nicht reproducieren; 'klar, leicht fasslich' (s. 128) ist sie nicht, es hätte sonst auch wol kaum ein volles jahrhundert bis zu ihrer entdeckung gedauert. wir müssen vielmehr feststellen, dass B. ganz absonderliche mittel anwendet, seine meinung zu stützen. von offenbaren widersprüchen will ich hier nicht reden. auch will ich nur im vorbeigehn eine verrenkung wie die folgende erwähnen: die worte '*Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön*', also die höchste der bedingungen, die Faust stellt, sollen (s. 129) nichts als ein 'euphemismus' sein und in die sprache

des Mephistopheles übersetzt bedeuten: 'werde ich mein behagen daran haben, staub zu fressen, dann' usw.

Verwahrung dagegen möchte ich einlegen gegen die — gelinde gesagt — unvorsichtige formulierung einiger sätze. um den 'teufel' schon im Urfaust zu entdecken, heisst es s. 119: 'dass schon der Urfaust ihn in Auerbachs keller mit dem fegefeuer auf sehr vertrautem fusse stehen lässt'. der satz schwebt im gehänge wie der compass und ist von allen seiten so wahr wie falsch. es ist gefährlich, mit solchen aussprüchen zu operieren. — noch ärger aber sieht es s. 100 aus. Faust ruft in der scene 'trüber tag. feld': *'Wandle ihn du unendlicher Geist wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt in der er sich nächtlicher Weile oft gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen'*. aus diesen worten hat B., um das vorhandensein der spaziergangscene im allerersten entwurf zu beweisen, schon nach 6 zeilen folgendes gemacht: 'ferner ist deutlich angezeigt, dass dieser teufel dem Faust sich in 'hundsgestalt' genäht hat und zwar auf dem spaziergange 'dem harmlosen wanderer' sich zugesellte'. hier ist mit großer geschicklichkeit jedem wort eine kleine Wendung gegeben, bis schliesslich die ganze gruppe eine andre richtung bekommen hat. wir wollen uns solche verdrehung des dichterworts aber doch nicht gefallen lassen. es hat übrigens die ganze sache neben dem ernst auch ihre komische seite. offenbar hält nämlich B. Faust selbst für den 'harmlosen wanderer', so dass also Mephistopheles nachts in den strassen oder sonstwo Faust gelegentlich umgeworfen und sich ihm auf den rücken gesetzt habe. ein köstliches bild! es ist natürlich an einen abgeschmackten spafs zu denken, den sich Mephistopheles mit andern harmlosen wanderern gemacht hat. hoffentlich wäre Faust doch nicht nächtlicher weile 'oft' auf diesen scherz hereingefallen, sondern hätte sich schon das zweite mal in acht genommen.

Vom beginn des 6 cap. an ist nun die einheit nicht mehr ziel der beweisführung, sondern bereits voraussetzung geworden, und B. bemüht sich zu zeigen, dass 'alles in schönster ordnung' (s. 167) sei, während der dichter selbst bekanntlich noch 1797 von einer barbarischen composition sprach. was B. im 6 und auch schon in früheren capp. zur erklärung einzelner scenen und dialogstellen vorträgt, ist oftmals vortrefflich. der nachweis, wie Goethes Faust die quintessenz der bestrebungen des 18 jhs. wiedergibt, wie sich der übergang von der speculation zur praktischen tätigkeit hier spiegelt, wie Goethes spinozistische anregungen hier gestalt gewinnen, wie in Lessings drama der erkenntnisdrang, in Goethes dichtung der lebensdrang das treibende ist, das wird lichtvoll nachgewiesen. dagegen ist alles, was mit der entstehungsgeschichte des grossen gedichts zusammenhängt, hier völlig ungoethisch aufgefasst. so wie es B. sich vor-

stellt, hat Goethe nie concipiert, nie gedichtet. da müssen wir von den durchaus bildhaft geschauten scenen des ersten teils uns die eine bloß als traum, die andre als phantasmagorie vorstellen; da soll die erste unterredung zwischen Faust und Mephistopheles geradezu 'Fausts speculation über das wesen des bösen principis' sein, usw. man ist ratlos gegenüber solcher sinnhuberei. dass man einer weltweiten schöpfung, wie dem Faust, noch hundert andre deutungen unterlegen kann, ist keine neuigkeit. was wir brauchen, ist eine auslegung im sinne des dichters.

Auf s. 168 setzt nun die betrachtung der einzelnen scenen ein, die B. nicht nur inhaltlich, sondern auch zeitlich der jugendlichen ersten conception möglichst nahe rücken möchte und die er daher zum groſsen teil viel zu früh datiert. gleich die 'Zueignung' soll nicht, wie man allgemein annimmt, um das jahr 1797, sondern 'mindestens' in der zeit von 1788—1790, möglicherweise also noch früher gedichtet sein. beweis soll die angabe Riemers vom 22 juni 1808 sein: diese strophen seien 'sehr alt'. was von Riemers behauptungen zu halten sei — man vergleiche seine datierung der scene 'trüber tag. feld' — ist hinlänglich bekannt; mit einer so allgemeinen aussage ist völlig nichts anzufangen. aber auch die inneren gründe B.s entbehren der festen umrisse. ein wirklicher grund für spätere datierung ist dagegen der: unter den wenigen, denen Goethe seine Faustscenen in den siebziger jahren vorgelesen hatte und die bei abfassung der Zueignung bereits gestorben waren, ist in erster linie an Cornelia und Merck zu denken. Merck aber war 1790 noch am leben.

Im folgenden trägt B. wider ansichten vor, über die ich mich beim besten willen nicht in discussion einlassen kann. ich sehe daher kein andres mittel, um B.s methode zu characterisieren, als dass ich an eine stelle seines textes ein paar bemerkungen knüpfe, die auch für hundert andere stellen giltigkeit haben. B. schreibt s. 191: 'weiter und tiefer fasst Goethe den Mephistopheles als die verkörperte verneinung überhaupt (1), die sich dem im Faust repraesentierten heftigsten erkenntnis- und lehensdrang (2) entgegenstellt, als die summe alles dessen also, das sich bei der lebensprobe ihm von innen und von aussen her hindernd, gefährdend, verderbend in den weg stellen wird. die groſse bewegung seiner zeit, in deren mittelpunct Goethe selbst stand, und die traurige art, wie er sie bei so manchen hatte ausgehen sehen (3), gaben ihm den anlass; damit (4) war die idee der wette gegeben, das Hiobsmotiv drängt sich beinahe von selbst (5) auf'.

ad 1) Goethe hat über sein dichten selbst gesagt (B. citiert die stelle auf s. 186): '*Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben*'. trotzdem operiert B. auf jeder zehnten seite mit solchen verkörperungen, genau so wie ihm ganz concrete gespräche bisweilen nichts andres sind als reflexe von inneren vorgängen in der brust eines einzelnen

menschen. ich dachte, dazu hätte Goethe das kunstmittel des monologs gehabt und oft genug angewendet. — ad 2) Fausts erkenntnisdrang! auf s. 102 hieß es doch: 'Faust wirft sich der magie in die arme; aber nicht, um durch sie zu neuer, tieferer erkenntnis zu gelangen, eine solche hat sich ihm schon aufgetan; sie genügt ihm nicht'. solche widersprüche finden sich in B.s buch öfter, und doch baut er gerade auf dem fehlen des erkenntnisdranges den gegensatz von Goethes Faust gegenüber dem von Lessing auf. — ad 3) im mittelpunct der großen bewegung seiner zeit stand Goethe doch erst in reifen jahren; und diese bewegung bei so manchen auf traurige art 'ausgehen sehen' konnte er gleichfalls erst in späterem lebensalter. und doch soll diese erfahrung zur contrastierung von Faust und Mephistopheles den 'anlass' gegeben haben. dies ist unvereinbar mit B.s angeblichem beweis, dass nicht nur der anlass, sondern sogar der ganze große einheitliche entwurf der jugendzeit angehört. — ad 4) 'damit!' — womit? — ich sehe nicht den geringsten logischen zusammenhang zwischen der eben erwähnten lebenserfahrung Goethes und dem Hiobsmotiv, der wette. auch diese logik ist bei B. nicht vereinzelt. — ad 5) durch das ganze buch von B. geht das bestreben, die composition des Faust als etwas selbstverständliches hinzustellen. daher die häufigen redewendungen: 'daraus ergibt sich mit notwendigkeit', 'hiermit ist dies oder das gegeben', 'dies muss so, jenes muss so sein' usw. man tut dem dichter einen üblen dienst, wenn man die lösung der aufgabe als gar so einfach hinstellt; und lieber wollen wir aus seinen eigenen bekennnissen lernen, dass die motive wenigstens der späteren Faustdichtung, die fortsetzung und vollendung des früh begonnenen werkes sich ihm durchaus nicht 'von selbst aufgedrängt' haben, sondern das resultat intensivster künstlerischer bemühung sind.

Da es unmöglich ist, die widerlegung in gleicher ausführlichkeit fortzusetzen, so beschränke ich mich im folgenden auf wenige abgerissene bemerkungen. ausgezeichnet ist die heranziehung von Spinozas theologisch-politischem tractat für die erklärung des zeichens des makrokosmos. freilich wird dadurch, was B. übergeht, die abfassung dieses teils des ersten monologes in weit spätere zeit, als man bisher annahm, gerückt. mir persönlich ist diese datierung interessant, weil ich in Faustvorlesungen des vorigen winters zu dem resultat gekommen war, dass von dem text des Urfaust kaum etwas vor dem jahre 1774 zu papier gebracht sein könne. doch ist dieser nachweis noch nicht zur veröffentlichung reif. — um gleich bei der datierung einzelner scenen zu bleiben, so ist hier B. äußerst sorglos. ohne auch nur die spur eines beweises rückt er, was ihm bequem ist, beliebig weit in Goethes frühzeit zurück. die scene 'vor dem thor' (s. 223) weist durchaus keine 'anzeichen frühester entstehung'

auf, sie trägt gar nicht den 'stempel von Goethes kraftvollster jugendzeit'. sie ist vielmehr in den ersten teilen ihrer jetzigen fassung (abgesehen vom schäferlied) erst im sommer 1797 concipiert. den beweis für diese behauptung wird Erich Schmidt demnächst in der 3 auflage des 'Urfaust' führen. — noch willkürlicher ist es, wenn B. s. 403 das paralipomenon 1 für den 'mit pietät bewahrten ersten entwurf' zum Faust hält. OHarnack hat VJL 4, 169 ff. mit guten gründen die ansicht verteidigt, dass sich Goethe in Italien mit dieser übersicht den inhalt der bereits fertigen scenen zu vergegenwärtigen suchte. die stellung B.s gegenüber der großen menge der paralipomena ist mir übrigens vollständig unklar. vom ersten bis zum letzten buchstaben seines buches sucht er zu beweisen, dass Goethe zeitlebens nur einen einzigen Faustplan gehabt und immer an ihm festgehalten habe. und doch heisst es s. 392: die paralipomena 'waren ältere pläne, die wolweislich aufgegeben wurden'. was bleibt nun bestehn? ein Faustplan? oder mehrere Faustpläne?

Höchst sinnvoll sind in den späteren partien von B.s buche wiederum manche einzelheiten. so sind bei der betrachtung der scene 'vor dem thor' die mannigfachen wörtlichen anklänge an Goethes jugenddichtungen sehr richtig gedeutet. feinfühlig ist die episode der bibelübersetzung in den zusammenhang eingeordnet. s. 310 list man vortreffliche worte über die darstellung des verjüngten Faust; bei der beurteilung der Gretchentragödie finden sich beifallswürdige ausführungen, nur hat (s. 318) der schlaftrunk nichts mit dem tode von Gretchens mutter zu tun.

Aber diesen ausgezeichneten stellen stehn unerträgliche partien gegenüber. es sind das, um es mit einem wort zu sagen, die 'deutungen' der symbolischen scenen. der ganze alte 'leidbecher' wird uns hier wider kredenzt. Goethe selbst hat gegen solches auslegen protestiert, Friedrich Vischer hat geharnischte worte gerufen. es hat nichts gefruchtet. 70 seiten, ein sechstel des ganzen buches wendet B. daran, die Walpurgisnacht zu deuten; und vor allem 'Oberons und Titanias goldene hochzeit', die sonst jedem als die verdrießlichste partie der ganzen dichtung erscheint, begeistert B. zu überschwänglichem entzücken. jedes dieser epigramme gilt ihm als ein herliches und notwendiges, organisches glied des großen ganzen. zu widerlegen ist diese ansicht nicht. aber wenn B. s. 285 selbst fordert, dass eine solche deutung, um sich als richtig zu erweisen 'der phantasie leicht und zwanglos, dem verstande einleuchtend, dem empfindungsurteil unmittelbar überzeugend und vielseitig es bewegend sich darstelle', so gestehe ich unumwunden, dass ich von solchen wirkungen nichts verspürt habe. vor allem ist meine phantasie zu kurz gekommen. Goethes kräftige bilder haben sich alle zu abstracten begriffen verflüchtigt; das tat mir besonders leid bei der hexenküche. aber auch bei der deutung der ersten unterredung zwischen Faust und

Mephistopheles ist aller humor verloren gegangen. ferner kann ich nicht einsehen, dass die schülerscene den zweck habe, 'Fausts lossagung von der abstracten wissenschaft zu erklären'; besonders in der ersten fassung, die doch ebenso gut wie die spätere zu dem von anfang an einheitlichen plane gehörte, war davon wenig zu spüren.

Es wäre vieles noch zu sagen, was in dem rahmen dieser besprechung nicht platz hat, besonders über die pactscene. aber es sei genug. nur ein wort zum schluss. an vielen stellen seines buches schmäht B. in gereiztem ton seine wissenschaftlichen gegner, deren 'blinde wut' (s. 277) gegen den Faust ihm bisweilen als eine blofse 'mode' (s. 249) erscheint. ist es denn eine verunglimpfung (s. 177), wenn man ein kunstwerk bewundert, obwol man ihm die einheitlichkeit abspricht? entehrt es Mozart, dass er an seine herliche klavierphantasie eine sonate angeklebt hat, die des ersten satzes nicht würdig ist? entehrt es Tizian, dass er an seine 'Darstellung der kleinen Maria im tempel' später ein stück leinwand ansetzen liefs und auf die kahle stelle ein höckerweib malte, das nun natürlich abseits von der grossen gruppe sitzt? es ist doch schon psychologisch undenkbar, dass ein werk, an dem ein künstler 60 jahre, als jüngling, mann und greis gearbeitet hat, aus einem gusse sein sollte. aber sei es drum. streiten lässt sich auch hierüber. nur sei der ton des meisters würdig. in der bewunderung des 'Faust' sind wir ja alle einig.

Marburg, november 1893.

ALBERT KÖSTER.

Schiller als dramaturg. beiträge zur deutschen litteraturgeschichte des achtzehnten jahrhunderts. von ALBERT KÖSTER. Berlin, WHertz, 1891. viii und 343 ss. 8°. — 6 m.

Die vorliegende schrift, mit welcher sich Albert Köster theilhaft unter die zahl der deutschen litterarhistoriker eingeführt hat, ist als ein gewinn für die Schillerforschung dankbar zu begrüßen. der zunächst befremdende titel wird im vorwort genauer erklärt: das werk will von den dramaturgischen arbeiten Schillers sprechen, welche in der glänzenden epoche entstanden, als er im verein mit Goethe der Weimarer bühne seine kraft widmete. zur erschöpfung dieses themas werden vier ausführliche abhandlungen geboten, in denen K. Schillers bühnenbearbeitung des 'Macbeth', des 'Nathan', der 'Turandot' und der 'Phaedra' erörtert. die einleitung weist darauf hin, dass seit dem gastspiele Ifflands im frühjahre 1796 beide dichter auf eine erweiterung des repertoires bedacht waren. als erste aufgabe in dieser richtung stellte sich Schiller die bearbeitung des 'Egmont', dessen titelrolle eben damals von dem berühmten Mannheimer künstler vorgeführt werden sollte. eine knappe würdigung dieser bearbeitung lässt

vorzüge und schwächen deutlich erkennen: sie ist alles in allem hoher beachtung wert und erwarb sich auch bei den theaterleuten bald beifall und anerkennung. ob K. mit jedem hinweis auf die unterschiede der beiden fassungen recht hat, mag dahingestellt sein. so zb. ist es mir zweifelhaft, ob aus der änderung des wörtchens *mag* in *kann* in der wendung '*ich soll leben, wie ich nicht leben mag*' wirklich so viel zu folgern ist, als K. annimmt: er meint, Schiller setze eine durch anlage bedingte naturnotwendigkeit ein, wo Goethe nur von laune spreche. aber das wort *mag* wird auch von Goethe noch des öftern in der alten bedeutung von 'können' gebraucht, und an diese darf recht wol auch im vorliegenden falle gedacht werden, da doch Egmonts gebaren als der ausfluss eines inneren zwanges, einer ausgeprägten, notwendig sich gerade so betätigenden individualität anzusehen ist.

Seit Ifflands gastspiel gieng Goethes bestreben darauf hinaus, das weimarische repertoire mannigfaltiger zu gestalten, und er belebte auch Schillers interesse in dieser richtung. noch wichtiger aber war, dass seit dieser zeit der anteil beider dichter für die declamation lebhaft geweckt wurde. die beschäftigung mit Egmont blieb nicht ohne einfluss auf die ausgestaltung des Wallenstein, in dem ganze situationen nachgebildet sind. die hohe bedeutung, welche die Wallensteinaufführung für das weimarische theater besafs, erkennt K. nicht; im widerspruche zu Goethes bekannter äufserung hebt er jedoch hervor, dass dieses bedeutende ereignis nicht sowol die dritte epoche des weimarischen theaters eröffne, als vielmehr die zweite abschliesse. von gröfserer wichtigkeit sei jener ausführliche bericht WvHumboldts über die französische tragische bühne gewesen, der sept. 1799 nach Weimar gelangte. die leistungen Talmas, das vorherrschen des wollautes und schöner plastik auf der französischen bühne hatten Humboldts bewunderung erregt, und diese eindrücke verfehlten auch auf die weimarischen dioskuren ihre wirkung nicht. seitdem streben sie danach, durch woltönende sprache und plastisch gestaltete bühnenbilder den reiz ihrer darstellungen zu heben. von den tendenzen dieser dritten dramaturgischen epoche zeigen sich die vier bühnenbearbeitungen Schillers, von denen K. handelt, durchdrungen und beeinflusst.

Weitaus am tiefsten dringt die erste abhandlung, die dem *Macbeth* gewidmet ist. da über dieses werk die ansichten der erklärer mannigfach auseinander gehn, sah sich K. genötigt, seine eigene anschauung über dessen grundzüge genauer zu entwickeln. während beim '*Hamlet*' öfters darauf hingewiesen worden ist, dass die frische tatkraft des helden durch allzu häufige einkehr in die tiefen des gemüts, durch allzu starke reflexionen gelähmt wird, ist nach K. eben diese eigentümlichkeit bei *Macbeth* nie stark genug betont worden. die treffliche analyse des dramas,

in der K. erweist, dass Macbeth unter dem zwange seiner eigenen phantasieeingegebenheiten handelt und leidet, gehört zu den besten partien des buches und verdient allgemeine beachtung.

Die ausführliche würdigung der deutschen übersetzungen und bearbeitungen des 'Macbeth', die K. der besprechung des Schillerschen werkes voranschickt, gewährt erst den richtigen einblick in das verdienst des deutschen dichters. eine abwägung der vorzüge von Wielands und Eschenburgs übersetzung wiederholt in praeciser form das bereits früher festgestellte urteil über diese beiden leistungen. ohne größeres interesse sind die dürftigen und armseligen bühnenbearbeitungen von Stephanie und FJFischer, durch die die Shakespearesche dichtung für das deutsche theater zuerst gewonnen werden sollte. beachtenswert sind erst Schröders bemühungen um das stück. aber auch er nahm sich große freiheden in der führung der handlung und modelte den dialog in seinem sinne um, und es war daher zu bedauern, dass Bürger, als er seine bedeutende kraft für eine bearbeitung des Macbeth einsetzte, sich so eng an diese vorlage anlehnte. auch über ihn handelt K. mit gesundem historischen urteil und setzt insbesondere, lob und tadel angemessen verteilend, die gestaltung der hexenscenen in das richtige licht.

Der 4 abschnitt der abhandlung kann sich endlich mit Schiller selbst beschäftigen. die stellung des jungen dichters zu Shakespeare wird beleuchtet, auf entlehnungen aus ihm in seinen jugendwerken flüchtig hingewiesen, insbesondere werden frühzeitige anklänge der jugendgedichte an Macbeth erwähnt. eine vergleihung mit dem 'Wallenstein' ergibt, dass Schiller hier in einzelnen puncten durch den 'Macbeth' beeinflusst sein mag. indessen bei dem großen unterschiede beider werke sollten die beziehungen, die man herausfinden kann, m. e. nicht allzu stark betont werden. der erfolg solcher betrachtung ist doch häufig nur der, dass die selbständige tätigkeit der dichterischen phantasie nicht genügend gewürdigt wird. im episodischen sind freilich einige starke anklänge nicht zu verkennen. K. übersieht natürlich nicht, dass die grundzüge von Schillers dramatischer schaffensart und seine ganze darstellung vollständig von der Shakespeares abweichend.

Nach gründlicher erörterung der eingreifenden stilistischen änderungen, die Schiller an dem von ihm zu grunde gelegten Wieland-Eschenburgschen texte vornahm, beschäftigt sich K. ausführlich mit der von dem englischen original wesentlich abweichenden metrik des deutschen dichters (s. 93 f.). er stellt im einzelnen dar, wie diese im 'Macbeth' dem inhalt entsprechend vielgestaltig gemodelt ist, wie insbesondere unregelmäßigkeiten des rhythmus auf künstlerischer absicht beruhen. beachtenswert ist zumal die darlegung, inwiefern Schiller durch AWSchlegel in der behandlung des fünffüßigen iambus fortschritte gemacht habe.

sowol im persönlichen verkehr als durch die 'Briefe über poesie, silbenmaß und sprache' in Schillers 'Horen' und durch den aufsatz 'Etwas über William Shakespeare. bei gelegenheit Wilhelm Meisters' wirkte Schlegel auf Schillers anschauungen ein, und ein vergleich der versbehandlung im 'Don Karlos' und den späteren werken unseres dichters lässt diesen einfluss deutlich erkennen (s. 100 ff). anderseits wurden die puncte nicht übersehen, in welchen die beiden dichter nicht übereinstimmten (s. 102). bei erörterung der durch Schiller vorgenommenen veränderungen des scenenverlaufs und der characterzeichnung ist das über den helden gesagte weitaus das wichtigste. hier kommt K. seine gute analyse des englischen werkes zu statten. der hexengruss beleuchtet nicht das bereits in Macbeths seele schlummernde böse wollen, sondern erregt dieses erst in ihm; ein widerspruch, der durch diese veränderte darstellung entstanden ist, wird von K. treffend hervorgehoben (s. 107). Schillers lady ist härter und abstossender als die Shakespeares; insbesondere aber ist die umgestaltung der hexen von K. richtig gewürdigt: nicht nur aus antikisierender neigung, wie ein kritiker unsern verf. misverstanden hat, sondern um sie als wesen von tieferer ethischer bedeutung vorzuführen, hat Schiller sie den aeschyleischen Eumeniden ähnlich gestaltet. die antike vorstellung von dem neide der götter ist auf sie übertragen. durch Schillers bearbeitung ist ein entscheidender schritt zur darstellung des wahren 'Macbeth' getan, und wer, von der vergleichung absehend, sein werk unmittelbar auf sich wirken lässt, der empfängt den eindruck, dass hier eine dichtung aus einem gusse vorliegt.

K. gibt sodann einen bericht über die aufführung, die noch zu manchen besserungen anlass gab, und verzeichnet die urtheile älterer und neuerer kritiker, die vielfach ablehnend, manchmal aber auch zustimmend lauten. die abhandlung ist als eine abschließende darstellung der Schillerschen Macbethbearbeitung zu bezeichnen.

Der begrenzung des stoffes entsprechend konnte der 2 abschnitt, der dem 'Nathan' gewidmet ist, keinen anlass zu weitreichenden beobachtungen darbieten. die bearbeitung Schillers, die an der tendenz des dramas nichts, an der handlung und den characteren wenig geändert hat, war im wesentlichen eine kürzung. hierauf wie auf einige andere umgestaltungen weist K. in nicht gerade fesselnder, aber angemessener darstellung hin.

Zu weitausgreifender historischer betrachtung erhebt sich dagegen sein buch widerum in dem 3 abschnitt, der der bühlenbearbeitung von Schillers 'Turandot' gewidmet ist. die drei motive der zuerst in der sammlung 'Tausend und ein tag' veröffentlichten erzählung arbeitet K. deutlich heraus und schließt daran eine genaue inhaltsskizze des märchens. Carlo Gozzi wählte es zuerst zum gegenstand einer seiner 'fiabe'. diese gattung hat

der Italiener, obwol er von den märchenstoffen gering dachte, deshalb gewählt, weil sie die phantasie des volkes schon oft ergötzt hatten und von den alltäglichen vorgängen, die man auf der italienischen bühne zu sehen gewohnt war, bedeutsam abstachen. gegenüber dem herrschenden französischen geschmack der italienischen bühne suchte er volkstümlichkeit durch einföhrung der masken der *commedia dell'arte* zu erzielen, machte aber seinen standesgenossen das zugeständnis, der beliebten sentimentalität breiten spielraum zu gewähren, wofür K. einzelne belege anführt (s. 159 f). gegen die schwächen seines talentes erhob sich bald eine starke opposition, und schon bei lebzeiten gehörte Gozzi in Italien zu den vergessenen. jedoch im auslande, insbesondere in Deutschland, blühte ihm ein längerer nachruhm.

Friedrich August Klemens Werthes erwarb sich das verdienst, durch eine geschickte übertragung die werke des Italieners in Deutschland einzubürgern; allerdings mit ungenügendem formgefühl in prosa statt in versen. für die bühnenaufföhrung bedurfte diese übersetzung einer tactvoll eingreifenden überarbeitung. in der von K. genauer characterisierten 'Hermannide' von Johann Friedrich Schmidt konnte man eine solche freilich keineswegs erblicken, und ebenso war eine andere bearbeitung von dem Berliner professor Friedrich Rambach ohne jeden wert.

Selbstverständlich liefs Schiller diese männer weit hinter sich zurück. er erwähnt, dass er einen alten vorsatz ausführe, und K. versucht, diese äufserung genauer zu erklären. er meint nämlich, dass der stoff der 'Rosamund' mit dem der 'Turandot' in enger verbindung stehe (s. 315). 'das bild dieses eitlen lieblosen mädchens vereinigt sich bei Schiller mit dem bild der Turandot, dh. nicht einer Turandot, deren handeln aus edlem herzen entspringt und deren geschick sich darum heiter löst, sondern einer Turandot, deren beweggründe unedel sind und die darum von der strafe ereilt wird. Schillers Turandot wird bestimmt durch weiblichen stolz, Rosamund durch eitelkeit, aus der dann andre unedle regungen entspringen, neid gegen alle schönheit aufser ihr, harte usw. sieht man von dieser verschiedenen motivierung und ihren folgen ab, so wird man in den äufseren vorgängen manche parallelen entdecken, welche zeigen, dass Schiller in der tat bei der ausarbeitung des entwurfes das Gozzische stück im sinne hatte'. diese construction K.s ist gewagt und nur auf schwache beweise gestützt; Schiller sagt: 'ich habe . . . einen alten vorsatz auszuführen angefangen, nämlich die Neubearbeitung eines Gozzischen märchens, Turandot, für das theater'. der plan der 'Rosamund' könnte dagegen unmöglich als Neubearbeitung eines Gozzischen märchens bezeichnet werden; der 'alte vorsatz', Gozzi für die deutsche bühne zu gewinnen, darf nicht durch jenen problematischen einfluss der Turandot auf

den plan der Rosamund erklärt werden. vielmehr erscheint es mir richtiger, Schillers äusserung wörtlich zu fassen und einzusetzen, dass wir nichts genaueres darüber wissen. bei dem am 1. dec. 1801 abgeschlossenen werke wollte Schiller sein hauptaugenmerk auf die form und wählte natürlich den fünffüssigen jambus, wobei er sich oft an den schon iambisch gefärbten dialogen Werthes, seine vorlage, anschliessen konnte. wenn K. die ausführung des edicts (v. 1080 ff) in alexandrinern ebenfalls durch den wortlaut dieser vorlage erklärt, so dünkt uns dies wiederum weit gegangen. wie Schiller in der 'Jungfrau' in der Montgomery-scene nicht lange vorher den alexandrinern zu besonderer bezeichnung verwertet hatte, so tat er es auch hier, nur freilich in ganz anderer absicht, die ja auch K. (s. 177) mit durchblicken lässt. kleine zum teil geschickte änderungen in der führung der handlung hebt K. deutlich hervor; vor allem aber war es eine vertiefung der characteren, durch die der deutsche dichter den italienischen mit unverkennbarem erfolg überbot. bei Gozzi entringt Turandots ganzes handeln aus laune, bei Schiller lehnt sich ihr feingefühl gegen die niedrige stellung des weibes in ihrem lande auf, und sie erfüllt durch ihre stolze haltung gleichsam eine mission für ihr ganzes geschlecht. geschickt bessernd hat der dichter den dialog behandelt, stimmunggebende züge benutzt, die übertriebene sentimentalität des originals gemildert, triviale wendungen getilgt, angedeutete wirkungen weiter ausgearbeitet usw. auch in zusätzen war er glücklich; so suchte er besonders das chinesische localcolorit zu verstärken. mit dem roman 'Haoh Kjöb Tschwen' nebst den anmerkungen von Du Halde waut, vermochte er manche charakteristischen züge einzufügen; bei ist es jedoch auffallend, dass K. (s. 199) zweifelt, ob er das werk von Du Halde selbst gekannt habe, da doch nicht nur die nachgedichteten rätsel, sondern auch andere stellen solchen ausführungen Du Haldes beeinflusst sind, die nicht in anmerkungen des erwähnten romans wiederholt waren.

In dem gesamturteil hebt K. hervor, dass Schillers meinung, das werk sei mit dem grössten verstande componiert, nur halb bei; gröfse mängel des aufbaues können nicht weggeleugnet werden. der deutsche dichter hat in dieser hinsicht dem stücke nachgeholfen.

Schliesslich gibt K. einen lehrreichen bericht über die aufnahme des werkes bei der aufführung in Weimar und anderen sowie bei dem lesenden publicum. irrig ist nur, was er auf s. 14 über ETA Hoffmanns stellung zu Schillers stück bemerkt und das versehen ist um so auffälliger, als er auf s. 222 das richtige wiedergibt. an erster stelle schreibt er: 'im allgemeinen diejenigen, welche das stück nur gelesen haben, beurteilen es anders, als diejenigen, welche es auf der bühne gesehen. am begeistertsten klang wol der panegyricus,

welchen ETA Hoffmann dem besitzer des marionettentheaters in den Leiden eines theaterdirectors in den mund legt'. es ist hier bei K. ausdrücklich von Schillers bearbeitung, nicht von dem originalwerk die rede; die stelle bei Hoffmann lautet jedoch (Ausgewählte schriften. bd 10. Berlin 1828. s. 74): 'Der schauspieler (der rolle des kaisers Altoum) hatte die tiefe ironie dieser vortrefflichen rolle herlich aufgefasst. er, Turandot und Adelma, die der vortrefflichsten schauspielerin, wie es je eine gegeben, zugefallen, hielten mich schadlos für die erbärmlichkeit des übrigen, welches vorzüglich der schlechten bearbeitung zuzuschreiben war. auch hier beweiset der misgriff eines grossen dichters meinen satz, dass es mit dem bearbeiten überhaupt eine misliche sache ist. mit dem original verglichen begreift man nicht, wie es dem deutschen bearbeiter möglich war, die herlichsten züge zu verwischen, vorzüglich aber die charactervollen masken so fade und bleich hinzustellen'. und das soll ein panegyricus auf Schiller sein!

Wie K. überall das dankenswerte bestreben zeigt, die tatsachen, von denen er berichtet, in weiten historischen zusammenhang zu rücken, so ist er auch, nachdem er die Schillersche bearbeitung der 'Turandot' gewürdigt hat, noch nicht mit seiner aufgabe zu ende gelangt, er will vielmehr noch zeigen, welche geschichtliche stellung Schiller unter den bearbeitern der Gozzischen 'fiabe' anzuweisen ist, und verfolgt zu diesem zwecke den anteil, den deutsche dichter an Gozzis werke genommen haben, von Lessing bis zu Paul Heyse herab. die hauptklippe für die nachahmer des Italieners waren stets die masken; insbesondere aber bot auch das wunderbare der märchenstoffe einer fruchtbaren bearbeitung unüberwindlichen widerstand. kein zufall, dass Schiller und Heyse gerade diejenigen werke Gozzis auswählten, deren handlung ohne wunder, verwandlung und dergleichen vor sich geht. — so zeigt auch diese abhandlung trotz einzelnen anfechtbaren stellen den umsichtigen fernblick und das natürliche urteil des historisch geschulten forschers.

Es mag mit dem character der besonderen aufgabe zusammenhängen, dass die vierte und letzte abhandlung, die der Phædra-bearbeitung gewidmet ist, weniger ansprechend wirkt, als die erste und dritte. K. hat auch hier nicht unterlassen, alle factoren sorgfältig zu berücksichtigen; aber diese sind in der hauptsache von geringerem interesse als zuvor. eine gelungene charakteristik der haute tragédie der Franzosen leitet die betrachtung ein, und aus ihr ergibt sich ohne weiteres, dass es vorwiegend äusserliche rücksichten sein mussten, durch die deutsche dichter sich veranlasst sahen, die französischen werke für die deutsche bühne zu gewinnen. bei der übertragung ins deutsche erkannte man zu ende des 18 jhs. die notwendigkeit, den reimlosen fünffüssler an stelle des französischen alexandriners ein-

zuföhren. hierdurch erwachsen den übersetzern schwierigkeiten, die in verschiedener weise überwunden werden konnten, wie K. an dem verfahren Gotters in der Merope und Goethes im Mahomet und Tancred ausführlich erörtert. Gotter, über dessen bemühungen wir inzwischen genauer unterrichtet sind, hat nur etwa ein drittel des originals wirklich übersetzt; er hat viele redewendungen vereinfacht, die umschreibungen und widerholungen, die allzu häufigen namensnennungen, die vielen interjectionen und die anrufung der götter eingeschränkt; anderseits kommen auch erweiterungen und freie zusätze bei ihm vor. Goethe, der sich nach langem widerstand gegen die vorliebe des weimarischen hofes für die französische tragödie in den letzten jahren des jahrhunderts, wol unter dem einfluss von Humboldts erwähntem briefe, veranlasst sah, die beiden trauerspiele Voltaires zu übertragen, lehnte sich enger als Gotter an die vorlage an; aber als wortgetreue wiedergabe kann nur etwa die hälfte jedes seiner stücke angesehen werden. den bemühungen des freundes stand Schiller zunächst kühl gegenüber, und dennoch hielt er es nach wenigen jahren für gut, seinen spuren zu folgen.

Über die stellung Schillers zu dem französischen drama berichten die nächsten partien des buches. die bekannte tatsache, dass Schiller während des Mannheimer aufenthaltes sich mit einer anzahl französischer tragödien beschäftigt hat, wird entsprechend gewürdigt. die einflüsse auf den Don Karlos werden angedeutet; Hellers vermutung, dass Campistrons 'Andronicus' die handlung des 'Don Karlos' beeinflusst habe, wird als tatsache behandelt, und nur zum teil einleuchtende anklänge an Racines 'Phaedra' und 'Mithridates' werden neu hervorgehoben: am meisten wahrscheinlich hat die darlegung für sich, dass die scene der 'Phaedra', in welcher die königin dem stiefsohne ihre leidenschaft gesteht, an die Eboli-scene erinnere. mehr und mehr nahm Schiller eine freundliche stellung gegenüber der classischen tragödie ein, doch selbst Humboldts brief veranlasste ihn noch nicht zu eigenen übertragungen; erst 1803 entschloss er sich hierzu. die beschäftigung mit den beiden lustspielen Picards hätte wol mit blofser erwähnung abgetan werden können. nach vergeblichem ringen mit Racines 'Britannicus' verdeutschte Schiller in der kurzen zeit vom 27 dec. 1804 bis 14 jan. 1805 (für welche 19 tägige frist K. merkwürdigerweise 26 tage ausrechnet) die schon früher sorgfältig studierte 'Phaedra' von Racine. eine collation umfänglicher bruchstücke der hs. hat K. in stand gesetzt, über die allmähliche ausgestaltung des werkes genaueres mitzuteilen (s. 327); Schillers ringen mit dem ausdruck lässt sich erst jetzt deutlich überschauen, und mancher äußerliche verstofs wird als beabsichtigt erkannt. handlung und caractere sind fast gar nicht verändert, nur die fähigkeit zu reflectieren ist den personen ein wenig verkürzt worden. das verfahren des übersetzers gleicht in den

haupteinheiten der art Goethes; es sind, da die detailliertere aufzählung ermüden würde, von K. die genaueren belege in die anmerkungen verwiesen worden. im ganzen fiel es Schiller, der über reiches rhetorisches pathos verfügte, leichter als Goethe, den pomphaften ton der haute tragédie widerzugeben. — alles in allem sind die ergebnisse dieser vierten fleißig ausgeführten abhandlung K.s von geringer bedeutung, und wir meinen, dass sie auch kürzer hätte gefasst sein können. die bemühungen Götters und Goethes wären für den vorliegenden zweck besser nur in ihren wesentlichen resultaten dargestellt worden.

Schillers übersetzungen können als kein genügender ersatz der originalwerke angesehen werden; des dichters streben gieng vielmehr dahin, durch die nachdichtung das original ganz vergessen zu machen; er wollte möglichst deutsche werke schaffen. in den bühnenbearbeitungen verfuhr er ohne pietät. seine dramaturgischen arbeiten waren für sein eigenes schaffen von bedeutung: sie befestigten seine dramatische technik und gaben ihm für die eigenen werke, insbesondere für die ausgestaltung der frauencharactere, manches brauchbare motiv an die hand. für den weimarischen bühnenstil aber wurde die kunstvolle verbindung von wahrheit und schönheit auch durch diese arbeiten Schillers wesentlich gefördert. so ist uns durch K.s arbeit ein beachtenswerter abschnitt von Schillers dramaturgischer tätigkeit in historisch weitschauender weise geschmackvoll, klar und ansprechend vorgeführt worden. nur wundert es uns, dass er, der doch gerne alle factoren berücksichtigt, nicht auch, wenn auch nur einleitungsweise, die bühnenbearbeitungen von Schillers jugendwerken in seine betrachtung mit eingezogen hat. eine erörterung der theaterversionen der 'Räuber', des 'Fiesko' und vor allem des 'Don Karlos' würde für die von K. gegebene darstellung einen wirksamen hintergrund abgegeben haben. während wir jetzt nur eine wichtige epoche von Schillers dramaturgischer tätigkeit überblicken, würden wir alsdann die ganze entwicklung vor augen haben. indessen es fehlt nicht an arbeiten, die dem forschrer einen bequemen ersatz für diesen in K.s trefflichem buche fehlenden abschnitt bieten.

Leipzig, im mai 1893.

ERNST ELSTER.

Jean Paul. sein leben und seine werke. von PAUL NERRLICH. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1889. xii und 655 ss. 8°. — 10 m.

Der vf. dieses buches, dessen besprechung leider durch äußerliche umstände verzögert worden ist, hat bereits durch mehrere frühere arbeiten seine gründliche kenntnis des lebens und der schriften Jean Pauls bewiesen. mehr als irgend ein anderer unter den lebenden hat er aus dem briefwechsel und

den noch ungedruckten werken Jean Pauls veröffentlicht, sorgfältig und liebevoll wie keiner sich in das leben, denken und schaffen des eigenartigen, den modernen betrachter oft zuerst abstossenden humoristen hineingearbeitet; die kurze biographie, mit der er vor etwa sechs jahren eine gute auswahl aus Jean Pauls werken in Kürschners Deutscher nationallitteratur einleitete, übertraf, wenn sie auch vielleicht hie und da im einzelnen zum widerspruch herausfordern mochte, doch im ganzen an tüchtiger sachkenntnis und wissenschaftlich richtigem urteil alle darstellungen, die freunde und verehrer während der vorausgehenden sechs jahrzehnte dem maßlos gepriesenen dichter gewidmet hatten. so schien Nerrlich vor jedem andern befähigt und berufen, uns die große monographie über Jean Paul zu schenken, die wir bisher in der geschichte unserer litteratur schwer vermissten. das buch aber, das er uns nun geboten hat, befriedigt die in der tat hochgespannten erwartungen leider nur zum teil.

Wider zeigt N., dass er seinen stoff in allen einzelheiten vortrefflich kennt. Jean Pauls gedruckte und ungedruckte schriften, seine briefe und handschriftlichen aufzeichnungen, berichte der zeitgenossen über ihn und litterargeschichtliche versuche der späteren, all das und mehr hat er gründlich mit hingebender liebe studiert; die orte, in denen der dichter seine jugend zubrachte oder im späteren leben auf kürzere oder längere zeit eine neue heimat fand, hat er selbst durchwandert und ihre landschaftliche lage, ihre geschichte und ihre gesellschaftlichen verhältnisse sich zu unmittelbarer anschauung gebracht. so sind ihm die einzelnen stationen im leben Jean Pauls, seine beziehungen zu freunden und freundinnen von jahr zu jahr, die verschiedenen sich durchkreuzenden gedanken, absichten, einfälle, anspielungen in seinen mannigfaltigen schriften deutlich und vertraut geworden. und er beherrscht auch dieses weitschichtige material insofern, als er nicht an den einzelheiten haftet, sondern in jedem augenblick alles gegenwärtig hat; ein klares gesamtbild von Jean Pauls menschlichem wesen, von seiner ganzen schriftstellerei steht ihm stets vor der seele. wo er eine vermutung wagt, ist er äußerst vorsichtig und besonnen; was er neu behauptet, ist durchaus zuverlässig. auch ist seine gediegene kenntnis des menschen und des autors frei geblieben von jener persönlichen voreingenommenheit, die so oft die folge eines innig eindringenden studiums ist. er überschätzt den dichter Jean Paul im allgemeinen kaum, höchstens einmal gelegentlich in nebensachen; über den menschen mit seinen tugenden und Fehlern urteilt er immer gerecht. er tadelt mit allem nachdruck die rücksichtslose selbstsucht, die sich in Richters benehmen gegen seine mutter, gegen seine freundinnen (besonders seine braut Caroline v. Feuchtersleben), schließlich gegen seine gattin bekundet, den wankelmut und den mangel an wahrer liebe, der uns in seinem leben oft abstossend ent-

gegentritt, ebenso seine mannigfachen eigenheiten und üblen gewohnheiten harmloserer art. überdies schreibt N. ein einfaches, natürliches, klares deutsch, gegen dessen correctheit sich kaum etwas einwenden lässt, dessen sauberkeit und gewantheit vielmehr selbst bei der darstellung schwieriger abstracter gedanken uneingeschränktes lob verdient.

Und dennoch werden wir bei der lectüre seines buches nie recht warm, dennoch kommen wir dabei in kein unmittelbar persönliches verhältnis zu Jean Paul; ja trotz allem, was wir über ihn hören, sehen wir schliesslich doch nicht klar genug: wir leser erhalten kein gesamtbild, obwol dem vf. ein solches vorschwebte; wir lernen aus seinem buche viel, sehr oft aber gerade das nicht, worauf es vor allem ankam, und so unparteiisch N. auch seinem helden selbst gegenübersteht, so einseitige vorurteile bestimmen doch überall sonst seine anschauung und die art seiner forschung. durch sein ganzes buch zieht sich die heftigste polemik gegen alles, was mit theologie oder philologie zusammenhängt. mit gehässiger leidenschaft kämpft er an verschiedenen stellen seines werkes gegen das christentum an, dessen begriff er freilich höchst einseitig auffasst, indem er andere, mildere anschauungen vom wesen der christlichen religion hochmütig und wolfeil zugleich mit ein paar nicht weiter begründeten schimpfsworten auf unsere 'confusen und feigen' (s. 24) oder 'denkfaulen liberalen theologen' (s. 55) abtut. ihm gilt nur die extremste orthodoxie und hierarchie des catholicismus als wahres christentum, und selbst dieser will er noch gewisse grundsätze aufdrängen, gegen die sich auch der buchstaben- und formelngläubigste, geistig und dogmatisch befangenste mönch verwahren dürfte. so weiß, um nur ein beispiel, vielleicht das stärkste, herauszugreifen, nach N. das christentum überhaupt nichts von einer unsterblichkeit schlechtweg, sondern kennt nur die auferstehung des leibes am jüngsten tage (s. 210). hat N. denn seinen dritten glaubensartikel ganz und gar vergessen, oder klammern sich an den auch nur die confusen und denkfaulen liberalen theologen feige an? statt des christentums predigt N. die 'neue religion' der modernen weltanschauung. man wird fragen, welche von den doch einigermaßen verschiedenen modernen weltanschauungen gemeint sei. N. kennt nur eine: 'die moderne philosophie', sagt er s. 28, 'das heisst Hegel'. was damit nicht stimmt, wie die lehre Schopenhauers oder die materialistische richtung in der neueren philosophie, wird ignoriert oder ohne näheren beweis gescholten; unterwerfung unter Hegels autorität wird gefordert und alles heil nur von Hegel und den männern abgeleitet, die sich zu seiner lehre neigten. Ludwig Feuerbach in seiner ersten periode, Arnold Ruge, Frd. Th. Vischer und Kuno Fischer werden so ziemlich unbedingt anerkannt; Trendelenburg aber und 'die auf Hegel für die Berliner philosophische facultät folgende zeit bis auf die gegen-

wart herab' wird mit wenigen verächtlichen worten abgefertigt. glücklicherweise lässt N. bei letzterer doch 'einige wenige ausnahmen' gelten (s. 385). ausserordentlich hoch stellt er auch Börne und Heine. jener ist ihm 'der legitime nachfolger Goethes und der vorgänger Bismarcks' (s. 22); dieser aber hat unter anderm die religionsphilosophische forschung, die einst Lessing begann, vornehmlich gefördert, er hat eine 'fundamentale kritik des christentums, das heisst eine prüfung desselben vor dem forum des modernen geistes' zuerst angebahnt (s. 102)!! somit sieht N. auch in dem besten, was Jean Paul geleistet hat, nicht ungern eine vorahnung dieser modernen geister, eine 'prophezeiung auf die zeit, welche dereinst nach Hegel benannt werden wird' (s. 115). Richters mangel aber führt er zum grossen teil auf 'seinen im christentum zurückgebliebenen spiritualismus' zurück. selbst die humoristischen verirrungen seines stils, seine 'kaum glaublichen geschmacklosigkeiten, seine halbwahnsinnigen phantastereien, sein schwulst' werden dem christentum zur last gelegt (s. 64). N. findet es nämlich nur folgerichtig, dass der im christlichen spiritualismus noch befangene Jean Paul, wie er der bildenden kunst, der naturforschung und der geschichte weder interesse noch verständnis entgegenbrachte, so auch in der dichtung die form gering schätzte und nicht nach dem schönen trachtete, ja überhaupt gegen die kunst und ästhetische cultur auftrat und endlich seiner laune völlig die zügel schiessen liess. so erscheint ihm Jean Paul gerade wegen seiner schlimmsten künstlerischen mangel und stillosigkeiten als 'ein grosartiger, für die damalige zeit typischer vertreter' des christentums.

Einen verkündiger der neuen zeit erblickt N. hingegen in Jean Paul meistens da, wo er von der philologie spricht. sie bekämpft er fast noch heftiger als die theologie, und zwar wider nicht nur ihre auswüchse, sondern ihr wesen selbst und mit ihr diejenige litteratur, an der sie zuerst geübt worden ist, die antike griechisch-römische. in diesem kampf macht ihn sogar das bewusstsein, dass er hier seinen sonst unbedingt verehrten meister Hegel nebst Vischer und andern Hegelianern zu gegnern hat, nicht wankend. das dogma vom sogenannten classischen altertum — N. vergisst den zusatz 'sogenannt' oder die anführungszeichen bei 'classisch' niemals, wenn er von der antike spricht — ist ihm ein drückender alp, den die menschheit von einem jahrhundert ins andere hinüberschleppt, und sehnsuchtsvoll ruft er nach dem retter, der sie von diesem verderblichen irrtum endlich befreien wird. er selbst wirft zunächst leicht und wolgemut das römische altertum ganz und gar über bord. den Griechen gesteht er zu, in der plastik eine unvergleichliche höhe erreicht zu haben; das ist aber auch alles. ihre weltanschauung, ihre leistungen in der philosophie und in der wissenschaft überhaupt scheinen ihm überaus beschränkt; vom reimumenschlichen kann

bei ihnen, da sie unter dem joch einer mythologie seufzen, nicht die rede sein; von wahrer sittlichkeit haben sie keine ahnung, wie ihr 'götzendienst', ihr sklavenwesen, ihre auffassung des ausländers als feind beweist; die herrschaft der sinnlichkeit bei ihnen ist noch tausendmal schlimmer als die von N. sonst so heftig verdamnte unsinnlichkeit der christen; ihre dichtung endlich steht auch nicht eben auf hoher stufe: der einzige name Shakespeare genügt, um alles antike im reich des geistes aus dem felde zu schlagen, und selbst die lobsprüche, mit denen Lessing die homerischen helden überhäuft, muten jeden vom geiste der neuzeit durchdrungenen seltsam an (s. 29). nach N.s meinung war es Lessings fehler und verhängnis, dass er in der antike das heil erblickte, Goethes urteile über römische litteratur und noch mehr über griechische cultur und kunst waren 'völlig befangen und unheil stiftend' (s. 46), und Schillers klagen, dass die griechischen götter alles schöne und hohe mit fortgenommen haben, sein wunsch, dass das holde blütenalter der natur widerkehre, zeugen von seltsamer verblendung (s. 53). in Herder aber sieht N. einen directen bekämpfer der antike und der philologen. er beruft sich ja meistens bei diesen behauptungen auf unmittelbare aussprüche der genannten autoren, verallgemeinert dabei jedoch bald ein ganz speciell gemeintes urteil, bald übertreibt er maßlos einen nur unter gewissen voraussetzungen und einschränkungen richtigen und auch nur so von jenen autoren aufgestellten satz und vergisst zb. völlig, dass Herder selbst zahlreiche antike gedichte übersetzte, dass er in der jugend wie im alter Homer und die griechischen tragiker ungemein hoch schätzte, dass er überhaupt nur gegen pedantische einseitigkeiten der philologen und gegen die sklavische nachahmung, gegen die maßlos-unbedingte verherlichung des altertums ankämpfte. für N. sind die worte 'philologe' und 'pedant' gleichbedeutend. s. 97 sagt er von einem an talent und kenntnissen nicht eben reichen schulmann, der in der tat als ein schlechter philologe sich nur an äußerliches und unbedeutendes hielt, geradezu: er 'verweilte, indem er die schriftsteller erklärte, als echter philolog pedantisch und geistlos bei kleinigkeiten'. der schutzpatron der philologen ist und bleibt daher nach N.s ansicht der famulus Wagner in Goethes Faust (s. 52), die philologie selbst aber ist 'ebenso gewis nichts weiter als die magd und handlangerin der geschichte, wie diese in der philosophie ihre gebieterin anzuerkennen hat' (s. 23).

Nach diesen grundsätzen, die ja ein gran wahrheit, aber auch nicht mehr enthalten, bestimmt sich die methode N.s. er hat sie selbst in einer umfangreichen einleitung dargelegt und verteidigt. es ist natürlich die 'philosophische entwicklungsmethode' Hegels in schroffster einseitigkeit. die art, wie N. im einzelnen sie befolgt hat, dürfte ihr wenig neue anhänger gewinnen; vollends

schaden aber muss es ihr, dass er auf den ersten 23 seiten seines buches nicht sowol sie mit tüchtigen, schwer umzustossenden gründen gestützt als vielmehr ihre gegner sehr von oben herab, dafür aber auch keineswegs überzeugend, abgekanzelt hat. am schonendsten verfährt er noch mit Leopold v. Ranke; ja er gibt hier sogar zu, dass weder Hegel allein noch Ranke allein das vollkommene sind, sondern erst beide in ihrer vereinigung. aber in welchem tone spricht er von Ottokar Lorenz, dem 'würdigen nachfolger des edlen ritters von La Mancha', den er darum sehr witzig auch 'Don Lorenzo' nennt, und von seinen 'urkomischen' theorien! und um kein haar feiner und gerechter ist die törichte polemik gegen Wilhelm Scherer. es wirft von vornherein ein sehr eigentümliches licht auf die gründlichkeit und unparteilichkeit N.s, dass er sich fast nur an Scherers Poetik hält, an ein werk, das Scherer nicht selbst zum druck befördert und auch nicht für eine in allem und jedem abgeschlossene arbeit erachtet hat. mag ihm N. hier auch den einen oder andern irrtum nachweisen, was beweist das für Scherers wissenschaftliche gesamtbedeutung? was würde es beweisen, selbst wenn N. dabei weniger malice und ironie aufgewandt hätte, als er in wirklichkeit getan? schliesslich verliert er auch ein paar worte über Scherers litteraturgeschichte, die aber unbegreiflich äusserlich und verkehrt sind; so vermag nur ein mensch zu urteilen, der nicht sehen kann oder nicht verstehn will oder bei dem durch einen unglücklichen zufall beides sich vereinigt. dass ganz am ende dieser polemik doch ein kleinwinziges verdienstchen dem philologen Scherer noch gelassen wird, bedeutet gar nichts. es möge mir hier eine kurze persönliche bemerkung gestattet sein. ich kann mich nicht eigentlich zu Scherers schülern zählen; ich habe nur einmal während einer reise, die mich länger in Berlin festhielt, einige wochen Scherers vorlesungen und seminar besucht, nachdem ich mich bereits in München als privatdocent habilitiert hatte; ich habe auch nachher nur wenige briefe mit Scherer gewechselt und ihn nur einmal wider, im jahre vor seinem tode, gesprochen, damals freilich ziemlich lange über allerlei und rückhaltlos. erinnere ich mich auch noch mit dankbarer freude seiner bezaubernden lebenswürdigkeit in diesen stunden, so habe ich doch die vorteile, welche die zugehörigkeit zu seiner schule im egeren sinne mit sich bringen mochte, nie genossen. mich treibt also auch sicherlich keine parteirücksicht, wenn ich mich gegen N.s tadel des toten forschers erkläre. aber ich meine, wer selbst auf den namen eines wissenschaftlichen arbeitsers wirklich anspruch erheben will, der sollte wenigstens mit der gebührenden achtung von einem manne sprechen, der für die erkenntnis der geistigen entwicklung unsers volkes in mehr als einer hinsicht ausserordentliches geleistet hat. statt dieser forderung irgend zu genügen, stichelt N. lieber auf alles, was in beziehung zu

Scherer gebracht werden kann, auf Erich Schmidt und andre schüler Scherers, auf forschers, die dieser gelegentlich citiert oder rühmt; ja zuletzt (s. 461) wirft er gar Scherer und seinen 'nachtretern' vor, dass sie 'die schreibweise in kurzen, abgehackten, asthmatischen sätzen' neuerdings 'wider aufgewärmt' hätten. als ob nicht schon lange vor Scherer auch der eine oder andere wissenschaftliche schriftsteller, zb. Ludwig Feuerbach, sich gern kurzer, pointierter sätze bedient hätte, und als ob an der jüngsten 'wideraufwärmung' dieser schreibweise feuilletonisten, novellisten und dramatiker des in- und auslands, zb. Ibsen unter vielen andern, nicht weit mehr schuld hätten, als ein paar litterarhistoriker, die hauptsächlich doch nur in gelehrten kreisen gelesen werden! übrigens was hat denn N. gegen diese schreibweise in kurzen sätzen? so lange sie nicht zur einförmigen manier wird, ist sie jedesfalls klarer und schöner, ja vielleicht auch schwerer als die bildung solcher unübersichtlichen riesenperioden, wie sie uns bei Jean Paul gar nicht selten begegnen. aber schliesslich hat ja diese ganze polemik N.s überhaupt mit Jean Paul nichts zu schaffen. genug, dass sie den schein erweckt — aber auch nur den schein! —, als helfe sie die Hegelsche entwicklungsmethode stützen.

Die nächste folge der in dieser einseitigkeit jedesfalls verkehrten methode ist eine gelegentliche verquickung von philosophie und litteraturgeschichte, bei der beide wissenschaften nichts gewinnen, und ein höchst gefährlicher subjectivismus der darstellung. N. erkennt an Jean Paul eben gerade das lobend an, was seiner eignen welt- und kunstanschauung entspricht oder was zur lehre Hegels und Vischers stimmt, und verwirft, was diesen anschauungen zuwider ist. und ebenso verfährt er den übrigen erscheinungen der litteratur gegenüber. sein urteil beruht stets nur auf ästhetischen oder ethischen meinungen und fast nie auf den geschichtlichen verhältnissen, unter denen die einzelne persönlichkeit und ihre werke werden und wachsen. das ästhetische urteil aber ist, zumal wenn man sich nicht auch auf das technische eines kunstwerks genauer einlässt, nur allzu sehr vom persönlichen geschmack und von der jeweiligen stimmung des urteilenden abhängig und viel schwerer zu objectiver giltigkeit zu erheben, als eine historisch begründete ansicht. so hat denn auch N. bei zahlreichen seiner behauptungen entschiedenen widerspruch zu gewärtigen. wer wird ihm sein überschwängliches lob des Millerschen Siegwart (s. 41) glauben? wer es ihm zugeben, dass die form des Werther und der Räuber geradezu mangelhaft (s. 52), dass die romantik gleichbedeutend mit dem rückschritt ist (s. 388)? auch die widerholte behauptung, Jean Paul sei der classische dichter der freundschaft, wird nicht jeder unterschreiben, und über gewisse motive und scenen in seinen romanen, die N. als besonders glücklich preist (zb. die unsäglich

breit gedehnte erbschaftsgeschichte im anfang der Flegeljahre), dürfte mancher anders denken. N. begnügt sich gar zu oft mit subjectiv oberflächlichen urteilen. was für eine überzeugungskraft kann ein satz wie der folgende besitzen (s. 119): 'Popes zopfige Dunciade ist mit ihren allegorien und ihrer polemik, die jeglichen allgemeinen interesses baar ist, für uns ebenso ungenießbar als der Lockenraub'? oder, um bei werken von Jean Paul selbst zu bleiben, wo eine sachliche begründung des urteils noch mehr geboten wäre, s. 159 'wie trefflich ist nicht die abhandlung über die tugend', oder s. 161 'noch schlimmer steht es mit der ebenso langweiligen als langatmigen Kreuzerkomoedie; das wertvolle steht hier in gar keinem verhältnis zu dem über bord zu werfenden'? kein wort wird über den inhalt, keines zur bestimmteren charakteristik des ganzen werkes gesagt; nur der titel eines teils desselben ist noch genannt. N. ist ja sonst eher zu viel als zu wenig auf das einzelne eingegangen; warum gerade da nicht, wo seine wissenschaftliche aufgabe es zumeist erforderte?

Besonders vom künstlerischen standpunct aus hätte sein buch bedeutend gewonnen, wenn er sich mehr zu einer zusammenfassenden darstellung hätte entschliessen können. er bespricht jahr für jahr, begebenheit für begebenheit in Jean Pauls leben, eine seiner schriften nach der andern, aber jede einzeln für sich, ohne gruppen zu bilden, aus denen das bedeutende sich dann besonders hervorheben würde, und ohne nach einer wirklichen gesamtcharakteristik des menschen und des schriftstellers zu streben. er hätte dadurch nicht nur manche widerholung vermieden, sondern namentlich auch ein weit lebensvolleres bild von Richters wesen und wirken entworfen, jedesfalls aber seine darstellung frischer und wirksamer gestaltet. nun ermüdet uns die zersplitterung des stoffes, die katalogmäßige aufzählung des einzelnen, namentlich die umständlichkeit, mit der N. die verschiedenen verehrer und verehrerinnen Jean Pauls verzeichnet und über ihre schicksale, ihre annäherung an Richter und dessen verhalten ihnen gegenüber gewissenhaft berichtet. dazu kommt noch der misstand, dass er manchmal bei der schilderung des lebens oder der freunde auch schon auf einzelheiten in schriften Jean Pauls anspielt, die er selbst noch kaum erwähnt, geschweige kritisch besprochen hat.

Doch vielleicht noch schlimmer als diese nicht immer geschickte anordnung des stoffes und diese gleichmäßige behandlung des wichtigsten und des nebensächlichen ist die absichtlichkeit, mit der N. jeder historisch-philologischen untersuchung ausweicht. auf Jean Pauls quellen und vorbilder einzugehn, lehnt er geradezu ab, auch da, wo er sie kennt oder zu kennen glaubt, mit der banalen motivierung, dass damit nicht allzu viel gewonnen sei und er dies getrost den philologen, denen es ja so viel freude

bereite, überlassen könne (s. 408). wir erfahren daher von ihm nichts über Jean Pauls litterarisches verhältnis zu den englischen humoristen und ihren deutschen schülern, zu Hamann, Hippel, Lichtenberg; ja bei besprechung der Unsichtbaren loge wird Wielands Agathon auch nicht mit einer silbe erwähnt. dagegen wird hier und sonst immer wider auf Goethe und etwa auch auf Schiller hingewiesen und namentlich wiederholt eine vergleichung Jean Pauls mit Goethe versucht. warum denn gerade mit Goethe und nur mit ihm? warum nicht lieber mit andern kleineren geistern, die in ihrem character und schaffen verwanter mit Jean Paul waren und bedeutender auf ihn einwirkten? wenn man uns die allergrösten erscheinungen der litteraturgeschichte darstellen will, erwarten wir allenfalls, dass sie an Goethes gröfse gemessen werden: der biograph Schillers zB. wird ohne eine solche vergleichung, zu der ihn überdies das persönliche verhältnis der beiden dichter nötigt, nicht auskommen; der biograph Jean Pauls aber hätte sie sich in den meisten fällen ersparen können. die wissenschaft hätte trotz seiner versicherung des gegenteils zweifellos mehr gewonnen, wenn er etwas genauer den vorläufern seines autors nachgegangen wäre; bequemer war allerdings der weg, den er eingeschlagen hat. denn hätte er seine aufgabe mit mehr philologisch-historischem sinn erfasst, so hätte er auch über eine gröfsere detailkenntnis der litteratur vor Jean Paul verfügen müssen. diese scheint ihm zu fehlen, während er sich in der philosophie jener zeit einigermaßen umgesehen hat. dadurch wird sein gesichtskreis schliesslich doch beschränkt: er erblickt nur die höchsten gipfel des deutschen geisteslebens, die Jean Paul umgeben; die niedrigeren hügel nimmt er nicht wahr, und doch führt gerade über sie der sicherste weg zu jenem ziele. manches schiefe, manches lückenhafte urteil ist die folge dieser mangelhaften litteraturkenntnis. so wenn N. öfters betont, Jean Paul sei als nachfolger Lessings in die lücke eingetreten, die Schiller und Goethe, indem sie vor dem komischen halt machten, in unserer dichtung liefsen. abgesehen davon, dass weder Schiller noch besonders Goethe wirklich sich der komischen poesie so sehr enthalten haben, wie man nach N.s worten schliessen sollte, wie viele mittelglieder liegen zwischen Lessings lustspielen und Richters romanen! nicht minder schief ist es, wenn es s. 67 heifst: 'Jean Pauls polemik findet nur in Lessing ihren vorgänger, seine satire nur in Erasmus oder Swift'. stolze worte, die aber nur ganz unkundige bestechen dürften, genau so wie die behauptung auf s. 120, Lessing habe gerade den unbedeutendsten gegnern seine glänzendsten triumphe verdankt. waren wirklich Goussched, Corneille und Voltaire oder Goeze so unbedeutende gegner? auch davon kann schwerlich so unbedingt die rede sein, dass Jean Paul 'bahnbrechend der ästhetischen cultur überhaupt' entgegengetreten sei (s. 91), und ganz unrichtig ist es, wenn N.

sagt (s. 457), in der behandlung der romantischen poesie (in der Vorschule der ästhetik) sei Jean Paul 'wider vollständig er selbst' und 'fast ohne einschränkung bahnbrechend'. gerade hier ist er vielmehr recht sehr abhängig von den theorien der romantiker selbst; die bahn brachen hier längst vor ihm die beiden Schlegel und die ihnen befreundeten philosophen und dichter, in mancher hinsicht sogar schon Herder und der freilich von Richter im einzelnen bekämpfte Schiller. ebenso bedürften N.s aussprüche über die wirkungen Jean Pauls öfters der berichtigung oder wenigstens der einschränkung. das gilt zb. von der wiederholten bezeichnung Heines als eines nachfolgers Richters und noch mehr von dem satze (s. 535), der letztere modernisiere (in den humoristischen verhandlungen mit den planeten, dem monde und den antiken göttern) diese götter vollständig, lasse sie wie seine eigenen zeitgenossen reden und sei demnach als vorgänger Offenbachs anzusehen. wie viele dichter der verschiedensten völker seit Aristophanes und Lukian verdienten da nicht mit dem gleichen rechte wie Jean Paul diesen namen! die eigentlichen vorgänger Offenbachs in der deutschen litteratur wären doch wol eher unter den verfassern komischer erzählungen und burlesker balladen, phantastischer possen und mythologischer singspiele zu suchen.

Im allgemeinen macht sich der mangel an litterargeschichtlicher detailkenntnis naturgemäß mehr bei der betrachtung der früheren werke Jean Pauls geltend, weil hier der angehende schriftsteller noch unselbständiger an die vorliegende litteratur anknüpfte. je eigenartiger und unabhängiger Richter von jahr zu jahr wird, desto eher mag man sich mit N.s verzicht auf den nachweis seiner litterarischen quellen zufrieden geben, zumal da der vf. dankenswerter weise es nicht ebenso trotzig verschmäht hat, die biographischen anregungen für Jean Pauls werke aufzudecken. in einigen fällen hat er sogar seinen abscheu vor der philologischen tätigkeit überwunden und fleißig die verschiedenen ausgaben einer schrift Jean Pauls verglichen, um dann, doch ja nur in hausch und bogen, sein urteil über die textesveränderungen abzugeben. aber das sind ausnahmen, und vollends, wenn es sich nicht um Jean Paul selbst handelt, kümmert sich N. um solche handlangerarbeiten der geschichtsforschung nicht. da redet er über Herders werken für die deutsche wissenschaft und kunst, als ob dieser allgemein bewegliche geist während fast vierzig jahren nie eine wandlung durchgemacht hätte, oder über Goethes verhältnis zum christentum, als ob dies nicht in verschiedenen perioden seines lebens ein ganz verschiednes gewesen wäre, und stellt s. 259 alle chronologie auf den kopf, indem er zuerst von dem eindruck des Oberon auf Goethe berichtet und dann fortfährt: 'es folgten hierauf Götter, helden und Wieland'!! als gegner aller philologischen sitte hat N. sein buch auch mit keiner angabe seiner quellen und hilfsmittel und der doch immerhin stattlichen vor-

arbeiten älterer forschers, ja nicht einmal mit einem register belastet und dadurch den praktischen gebrauch des werkes ganz außerordentlich erschwert.

N.s monographie ist die frucht langjähriger arbeit, deren redlichen ernst und eifer kein verständiger leugnen wird, aus der wir alle auch manches lernen können. aber im wesentlichen konnten wir dasselbe schon aus seiner einleitung zu Jean Paul in Kürschners Deutscher nationallitteratur lernen; nur war hier alles kürzer gefasst, aber auch lebensvoller dargestellt, die einseitigkeiten und lücken seiner anschauung traten weniger hervor. dass sein größeres werk jene kurze einleitung an wert und wirkung nicht nur nicht übertrifft, sondern sogar weit hinter ihr zurückbleibt, daran ist einzig N.s lust an überflüssiger polemik und seine verfehlte methode mit ihrer geflissentlichen hintansetzung der erforderlichen philologischen studien schuld.

München, im mai 1893.

FRANZ MÜNCKE.

Geschichte der Wiener journalistik. ein beitrage zur deutschen culturge-schichte, von E. V. ZENKER. 2 bd.: das jahr 1848 (a. u. d. t.: Geschichte der Wiener journalistik während des jahres 1848). Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1893. xi u. 159 ss. 8° — 4 m.

Zenker hat dem ersten bande seiner Geschichte der Wiener journalistik sehr rasch einen zweiten folgen lassen. ungefähr denselben raum, den er der zeitschriftstellerei Wiens von ihren anfangen bis zum jahre 1848 widmete, nimmt jetzt die journalistik des revolutionsjahres allein in anspruch. natürlich kommt diese starke veränderung der oekonomie des buches der sache selbst zu gute. im ersten bande vermisste ich schmerzlich eine individualisierende charakteristik der einzelnen zeitschriften und zeitschriftengruppen; jetzt treten journalisten und jourmale klarer und schärfer umrissen aus dem gesamt-bilde hervor. nicht nur die rolle, die dieser oder jener redacteur spielte, auch die entwicklung, die einzelne blätter genommen haben, wird in raschen und sicheren strichen gekennzeichnet. die composition der ganzen darstellung ist mit unleugbarem schriftstellerischen geschick angelegt. bietet ja doch der stoff an sich schon einen aufbau von fast dramatischer bewegung, aufsteigend bis zu einem höhepunkte und in tragischem abstiege zur katastrophe hineilend. Z. legt auch auf die haltepunkte dieser wandlungen starke accente und bietet die besten mittel seines talentes auf, dem dramatisch geordneten stoffe dramatische wirkungen zu entlocken und einen stilistisch kräftigen abschluss zu gewinnen. als einheitlich durch-componierte schriftstellerische leistung steht der zweite band ohne zweifel hoch über dem ersten.

Allerdings war die vorarbeit dieses mal weit leichter, das material lag bereit, und Z. konnte seine ganze kraft der stilisti-

schen ausgestaltung zuwenden. er erhebt selbst nicht den anspruch, stofflich neues vorzulegen, und meint, das in baron Helferts buche (Die Wiener journalistik im jahre 1848. Wien 1877) gebotene material könne nicht wesentlich vermehrt werden. tatsächlich hantiert Z. nur mit dem werkzeuge, das er von Helfert übernommen hat; insbesondere ist das der darstellung am schlusse angefügte verzeichnis der Wiener zeitungen des revolutionsjahres nur eine in andre reihenfolge gebrachte widergabe der Helfertschen bibliographie, die ihrerseits in Wincklers Periodischer presse Österreichs (III 17 ff) einen wegebahnenden vorläufer hatte. ob die von Z. gewählte anordnung brauchbarer und übersichtlicher ist als Helferts disposition, möchte ich nicht entscheiden. jedesfalls muss der forschet auch in zukunft sich an Helferts genauere und detailliertere angaben halten. ich betrachte es deshalb auch als zwecklos, an dieser stelle nachträge zu Z.s verzeichnis zu geben; denn solche nachträge müssten bei Helfert einsetzen. Z. macht ja ohnedies gar keine ansprüche bibliographischer art. und um nicht von vornherein ungerecht zu werden, muss der kritiker sich doch auf den standpunct des autors stellen. wenn freilich schon von dieser seite das büchlein dem litterarhistoriker keine anknüpfung gewährt, so verbietet der gesichtspunct, von dem aus der darstellende teil gearbeitet ist, vollends mir jedes wort der kritik. 'eine geschichte der revolutionären journalistik fällt fast mit einer geschichte der revolution selbst zusammen', meint Z. (s. 6). von dieser these ausgehend schreibt er eine rettung der revolution vom jahre 1848 und ihrer publicistischen vertreter. mir dünkt es ein anerkennenswertes zeugnis für Z.s journalistische begabung, dass es ihm gelungen ist, mit dem von Helfert zurechtgelegten materiale ein buch zu schreiben, das punct für punct gegen Helferts darstellung polemisiert. die documente und die tatsachen, die Helfert zusammentrug, finden durch Z. eine kaum nennenswerte bereicherung¹; und doch gestalten sich dieselben documente und tatsachen unter Z.s hand zu einer apologie, die, ohne Helferts namen zu nennen, gegen den conservativen geschichtschreiber der revolution scharf polemisiert; scharf, und nicht immer in gewählter form. einzelne wendungen, wie 'geschichtschreibender hofratssohn' (s. 24) drücken den stil eines ernstgedachten buches auf das niveau von pamphleten herab.

Wer recht hat, ob Z. oder Helfert, das kann nur der historiker entscheiden. Z. spielt seine ganze arbeit ins historische hinüber, und er sicht nicht so sehr für die journalisten der revo-

¹ was Z. hinzutut, lag meist sehr nahe, dh. in den landläufigen darstellungen des revolutionsjahres, zur hand. die arbeiterfrage der zeit, die Z. schon in der Wiener Deutschen zeitung 1892, nr 7284 behandelte, zieht er (s. 44 u. ö.) in die darstellung hinein. aber wie viel material ist seit 1877 zugewachsen!

lution, wie vielmehr für die revolution der journalisten. ich muss mich auf das subjective urteil beschränken, dass neben Helferts kühler und zurückhaltender darstellung Z.s temperamentvoller, aber zuweilen allzu eifriger rettungsversuch den ton einer antikritischen streitschrift annimmt. Helfert, der von vornherein den revolutionsjournalisten nicht wol gesinnt ist, weifs doch besser beiden teilen gerecht zu werden als Z. die unablässigen angriffe, die Z. gegen OFBerg, Sebastian Brunner, Quirin Endlich richtet, zeigen weit mehr den einseitigen parteimann als den historisch denkenden und historisch urteilenden forschser. wenn Z. vollends gegen antirevolutionäre blätter, wie gegen die 'Geißel' (s. 91 f) ein ganzes lexikon von journalistischen koseworten (catilinarische berühmtheit, galligstes naderertum, ignorante bierbank-raisonneure usw.) loslässt, so lerne ich aus Helferts wolwollender referierender darlegung viel mehr und fühle mich zugleich einem tiefer eindringenden historischen verständnis gegenüber.

Überhaupt bleibt Z. nicht aller sophistik fern; seine apologie kommt über die ausschreitungen der letzten phase revolutionärer journalistik, über die zeitungen der octoberrevolution nicht hinweg. und obwol er (s. 77 f) in sehr glücklichen und sehr treffenden Worten diese letzte phase erklärt, kann dem schärfer zusehenden auge nicht verborgen bleiben, dass er tatsächlich eine auseinandersetzung über diese letzte phase escamotiert, um den gesamteindruck günstiger zu machen. über historische tatsachen lässt sich nicht mit einer Wendung weggleiten, mag sie auch so selbstbewusst lauten wie Z.s ausspruch: 'die haltung der Wiener presse vom mai bis october hat für den, der nicht das hauptgewicht in ihre sogenannten 'bedauerlichen ausschreitungen' legt, das lebhafteste interesse verloren'.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: aus der ganzen geschickten apologie Z.s wird der fachmann wenig lernen; denn seine stark subjectiv gefärbte wiedergabe bekannten materiales kann interessieren, kann den gleichgesinnten fesseln, den gegner zu widerspruch reizen, aber wirklich neues schafft sie nicht, sie bewegt sich nur in negationen, sie liefert keine neuen ideen.

Nur an zwei beispielen soll noch gezeigt werden, dass Z. über negation nicht hinauskommt. er will Leopold Häfner retten, den herausgeber der 'Constitution', und er will die presse von dem vorwurfe rein waschen, den mord des kriegsministers Latour veranlasst zu haben. beide nachweise (s. 25 ff und s. 108 ff) spitzen sich schliesslich auf eine methodisch nicht berechtigte negation zu. Häfner soll am 18 mai bei seinem angeblichen putschversuche das programm eines radicalen ministeriums verteilt haben; so melden zeitgenössische schriftsteller. dieselbe quelle weifs zu berichten, dass ein flugblatt den entscheidenden anstofs zum morde Latours gab. Z. bemerkt (s. 118 n. 2): 'obwol ich

tausende von flugschriften, placaten usw. aus dem jahr 1848 stück für stück durchblättert habe, konnte ich weder dieses blatt noch jene vorher erwähnte kandidatenliste Häfners finden'. hat diese beweisführung etwas zwingendes? weil Z. zwei flugschriften nicht finden kann, soll alles ganz anders sich verhalten, als man bisher geglaubt? ich muss geradezu heraussagen, dass ich auch hier nur einen irreführenden stilistischen kniff Z.s sehe. warum sollen überhaupt die problematischen flugschriften eine so bedeutende rolle spielen? seine darstellung Häfners geht nicht einen schritt über bekannte tatsachen hinaus; denn die 'authentischen belege' für Häfners biographie, die sich (nach s. 25 nr 1) in Z.s händen befinden sollen, hat er nicht benutzt. was er erzählt, steht mit andern worten, aber wesentlich gleichen inhaltes auch bei Helfert. ich sehe auch nach seiner darstellung nicht, warum Häfners putschversuch kein putschversuch gewesen sein soll. und in der Latouraffaire berührt Z.s apologie der presse sehr sonderbar, hält man folgenden satz neben sie: 'fest steht, dass die Wiener journale gegen Latour tatsachen vorbrachten, welche allerdings geeignet waren, ihn in der öffentlichen meinung arg zu compromittieren, ja sogar den hass der bevölkerung gegen ihn wachzurufen' (s. 117). heisst das nicht mit eigener hand die ganze apologie über den haufen werfen?

Ich musste ausführlich sein; denn ich wollte zeigen, dass Z.s ganzes stilistisches gebäude näherer prüfung nicht stand hält. ich gestehe ihm gern grosses geschick journalistischer dialektik zu; aber seine stilistischen kunststückchen reichen doch nicht aus. fatal, sehr fatal ist auch, dass ein buch, dessen hauptwert stilistischer art ist, durch stilistische undinge entstellt ist, wie: 'ein vorfall, wo ein bürger war verhaftet worden' (s. 90); das wort 'purblank' (s. 85) scheint Lieblingswendung Z.s zu sein¹.

Wien, august 1893.

OSKAR F. WALZEL.

Die sage vom ewigen juden. untersucht von dr L. NEUBAUR. zweite durch neue mittheilungen vermehrte ausgabe. Leipzig, JCHinrichs, 1893. vi, 132 und 24 ss. — 3 m.

Diese neue ausgabe ist in ihrem haupttheile nur eine titelaufgabe der ersten aus d. j. 1884, vermehrt durch einen besonders paginierten und mit besonderem titelblatt versehenen anhang, der auch selbständig als 'Neue mittheilungen über die sage vom ewigen juden von dr LNeubaur. Leipzig 1893' erschienen ist. es hat dies für die besitzer der ersten auflage natürlich grossen vorteil, für alle andern aber den nachteil, dass sie sich das in der zwi-

¹ an druckfehlern bemerke ich: s. 18 z. 11: '1872' für '1842'; s. 42 z. 8 v. u. uö. 'Eudlich' für 'Endlich'; s. 107 z. 13 'wählereien' für 'wühlereien'; s. 121 nr 1 z. 2 heisst Pellicos buch: 'l mei prisioni'!

schenzeit nicht unbeträchtlich angewachsene material durch hin- und herblättern in den größern zusammenhang mühsam einreihen müssen.

Der hauptwert der abhandlung besteht in der umsichtigen sammlung des weitschichtigen und teilweise schwer zu beschaffenden materials¹, weniger in den betrachtungen über die entstehung der sage, in denen sich N. ganz an GParis anschliesst, obwol mir dessen resultate nicht über allen zweifel erhaben scheinen wollen. vor allem ist mir die deutung des namens Cartaphilus als *κάρτα φίλος* (der sehr liebe di. der Lieblingsjünger Johannes) unwahrscheinlich wegen der seltenheit des *κάρτα*, das dem gewöhnlichen sprachgebrauche späterer zeit wol ganz fremd war; näher schiene mir die deutung aus *κάρτης* und *φίλος* zu liegen: der papierliebhaber di. der schriftgelehrte, pharisäer. dass er im dienste des Pilatus gedacht wird, verschlägt nicht, und wir müssen ihn uns darum nicht mit Bertheau (in Herzogs Realencyclopädie) als heiden denken: in diese stellung kommt er einfach als feind Christi, wie anderwärts auch Judas (d'Ancona La leggenda di Giuda p. 67. 88) als Pilati diener auftritt. endlich aber ist es mir unwahrscheinlich, dass die gestalt jenes Joseph Cartaphilus aus der des Johannes und des Malchus verquickt sein soll. eine vermischung zweier so entgegengesetzter gestalten, des besten freundes und des todfeindes, wird an und für sich schwer anzunehmen sein. etwas ganz anderes ist die später eintretende vermischung des ewigen juden mit Malchus: wenn diese figur einmal geschaffen war, so stand ihr natürlich keine näher als die jenes andern, der der sage nach den herrn ins gesicht geschlagen haben sollte². ausserdem sind die sagen von Malchus spät bezeugt, und seine ursprüngliche strafe unterscheidet sich in einem wesentlichen stücke von der des Cartaphilus: sie ist nämlich eine wirkliche marter, ähnlich der der verdammten im Tartarus, während die des Cartaphilus ganz ohne eine besondere peinigung in sich zu schliessen, blofs im ewigen leben besteht. wir werden hier unwillkürlich zu der frage gedrängt, welches volkes anschauungen sie denn entspricht, diese strafe mit ewigem leben, das sich sehnt in die vernichtung einzugehn. wenn wir jenem ältesten berichte, wonach Joseph nach je 100 jahren in eine krankheit verfällt, die ihn dem tode nahe bringt, das umgehängte mäntelchen etwa zurückzuschlagen versuchen und ihn nicht nur dem tode nahe sein, sondern wirklich sterben lassen, aber in der weise, dass er aus diesem tode immer wider zu erneuter existenz erwacht, weil ihm zur strafe für eine schwere sünde das eingehn in die nichtexistenz versagt ist, — so stehn

¹ als ergänzung ist die im Centralbl. f. bibliothekswesen 10, 249—267. 297—316 erschienene sehr reichhaltige 'Bibliographie der sage vom ewigen juden' vom selben verf. zu betrachten.

² s. jetzt auch Creizenach Gesch. des neueren dramas I 192.

wir mitten im Buddhismus drin. dass sich die gegner des Buddha zb. Devadatta an dem erlöser tätlich vergreifen und dann dafür gestraft werden, ist ein häufig wiederkehrender zug. gewöhnlich werden sie gleich der rotte Korahs von der erde verschlungen: eine strafe gleich der des ewigen juden zu belegen, ist mir nicht gelungen¹; doch liegt der gegenstand meinem sonstigen arbeitskreis zu fern, als dass ich darum an der wahrscheinlichkeit, dass es andern gelingen werde, verzweifeln sollte. dass derartige einflüsse Indiens auf die vorderasiatische sagenwelt anzunehmen sind, daran kann seit der aufdeckung der quelle für den Barlaam nicht mehr gezweifelt werden.

Die Ahasverusfassung scheint mir GParis richtig auf Matthaeus Parisiensis zurückgeführt zu haben; hingegen ist wol kein genügender grund vorhanden, mit N. einfluss der erzählung von Jan Aerts anzunehmen. der name Ahasverus wird sich schwer als der des biblischen königs erklären lassen; eher haben wir an irgend einen legendenwüterich des namens zu denken wie etwa an den vater der h. Juliana, der seine tochter um ihres christentums willen mit fuststößen tractiert. erwähnen will ich nur, dass der Ahasverus des buches Esther auf Christus selbst gedeutet wird (zb. Germanist. studien 1 289 z. 1947 f), ohne natürlich zu meinen, dass daraus irgend ein schluss gezogen werden könnte.

Unter den verschiedenen noch gangbaren volksüberlieferungen vom ewigen juden sind vor allem die der Schweiz interessant. N. führt s. 14 des anhangs die von der entstehung des Gelmersees auf der Grimsel nach dem Schweiz. idiot. 1 609 an, bezieht aber fälschlich das citat 'Walliser sagen, Sitten 1872, s. 95' darauf. diese sage findet sich vielmehr meines wissens zuerst in den Alpenrosen 1827 s. 357: der see führt immer warmes wasser und ist entstanden aus den thränen Ahasvers, die er darüber weinte, dass er zum dritten mal widerkehrend, die alp im jetzigen zustande getroffen hat; denn einstmals war hier blühendes land, und auch als er das zweite mal durchkam, war noch ein stattlicher wald da gestanden. und wenn er zum vierten mal widerkehrt, wird alles vom Brienzer see bis ins Wallis ein gletscher sein. diese form der sage ist hübsch behandelt von dem holländischen dichter Nieveldt (Ahasverus. Nieuwe phantasien door CvanNieveldt. Leiden, SCDoesburgh, 1884). die citierte Walliser sage gibt vielmehr nur eine ausführlichere form der aus den deutschen sagen der brüder Grimm bekannten erzählung (nr 344): sie hat mit der ersten den zug gemein, dass der jude dreimal widerkehrt und jedesmal das bild der landschaft zum schlech-

¹ doch vgl. Jātaka Mālā 19, wo sich der Buddha als Brahmine an dem dieb seiner mahlzeit in einer von dem betroffenen als schwere strafe empfundenen weise rächt, indem er ihm 'all worldly enjoyments' wünscht (Journal of the royal asiatic society 1893, p. 318. 328).

teren verändert findet. dasselbe in den beiden aus Vernaleken angeführten sagen und ausserdem in zwei andern fassungen: Walliser sagen 198; CPfyffer Der kanton Luzern 1 242. die ähnlichkeit dieser Schweizer sagen mit dem Rückertschen gedicht von Chidher ist schon Götzinger (Deutsche dichter II, nachtr. s. 96) aufgefallen. wenn er aber meint, dass Rückert 'natürlich' eine orientalische quelle gehabt habe, so spricht er wol nur eine nahe liegende vermutung aus, da er sonst eine genauere angabe gemacht hätte: trotzdem ich in verschiedenen korancommentaren (zur 18 sure), in Herbelots Bibliothèque orientale, bei Ethé Alexanders zug zum lebensquell (Sitzungsber. d. k. bayr. akad. 1871) nachsuchte und ausserdem die hilfe befreundeter orientalisten in anspruch nahm, ist es mir nicht gelungen, die quelle aufzufinden. es wäre der mühe wert dem näher nachzugehen.

Bern, 22 april 1893.

S. SINGER.

LITTERATURNOTIZEN.

Festgrufs an herrn geh. regierungsrat professor dr Karl Weinhold zum 70sten geburtstage am 26 october 1893. briefe FHvdHagens an ChrGHeyne (1805—1812) und an GFBenecke (1810—1820) herausgegeben von KARL DZIATZKO. Leipzig, MSpürgatis in comm., 1893. (IV u.) 36 ss. gr. 8°. 2 m. — 'dieser mann kommt mir vor wie ein taschenspieler, der alle seine stücke mit sonderbarer geschwindigkeit zu machen weifs' urteilte der freiherr von Lassberg über Friedrich Heinrich vdHagen (Briefwechsel mit Uhland s. 63). auch der vorliegende, für die geschichte der deutschen philologie interessante, aus den acten der Göttinger bibliothek geschöpfte und in 150 exemplaren abgezogene Festgrufs spiegelt aller orten die πολυπραγμοσύνη und die schnellfertigkeit des mannes wider. er zeigt ihn aber noch von einer andern nicht minder unvorteilhaften seite. eine reihe der seltensten bücher sind Hagen auf sein ansuchen durch die gefälligkeit des damaligen oberbibliothekars Heyne nach und nach übersandt worden: ihren empfang bestätigt er erst verspätet, die rücklieferungstermine hält er nicht ein, mahnbriefe beantwortet er mit leeren ausreden. das ihm dargeliehene exemplar von Björners Nordiska kämpa dater war durch den wassertransport von Berlin nach Breslau so verdorben worden, dass er es nicht zurückzugeben wagt; zwar verspricht er es durch ein anderes ersetzen zu wollen, das denn auch nach verlauf von mehr als zwei jahren wirklich in den besitz der bibliothek gelangte, charakteristisch ist aber die nonchalance, mit der er sein verschulden beschönigt: 'dergleichen ist ja wol eher geschehen, ohne dass ein gross aufsehens davon gemacht worden'. den alten druck des Heldenbuches von c. 1477 (für seine provenienz bringt übrigens Dziatzko s. 16 a. 5 eine neue notiz bei)

behält er von 1807 bis 1820, und die ihm anvertraute Syvsche ausgabe der Danske viser von 1695 hat er überhaupt nicht zurückgestellt, sodass sie noch jetzt in Göttingen vermisst wird. solchen rücksichtslosigkeiten gegenüber muss man wahrlich die nachsicht und geduld der bibliotheksbeamten bewundern. — im einzelnen merke ich folgende kleinigkeiten an. das von Heynes hand auf den briefen III und VII vermerkte R/9 und R/5 (s. 12 a. 2) bedeutet klärlich *Respondi* (am neunten resp. fünften desselben monats). s. 16 a. 4 kann 'vermutlich' fortfallen: es ist unzweifelhaft der aesthetiker WHWackenroder gemeint, s. Kochs Compendium 2, III. was unter Rassmanns arbeit s. 28 mitte zu verstehn sei, lehren vDHagens MS IV 897^b. der grufs an die brüder Grimm und der dank für ihre briefe s. 35 bezieht sich wahrscheinlich auf das von mir Anz. XI 96 veröffentlichte schreiben Jacobs. auf der gleichen seite hätte 'Otnit' nicht in 'Ortnit' geändert werden sollen: denn der ersteren form bediente sich Hagen damals noch im einklang mit dem gemeinen texte des gedichtes. St.

Die alten völker, gaue und ansiedlungen im heutigen lande Gotha. ein Thüringbuch von KARL LERP. mit zwei anhängen: Die gräberfunde im gothaischen und Die gefälschten Reinhardsbrunner urkunden. Gotha, Windaus, 1892. (IV) u. 158 ss. 4^o. mit einer karte. 3 m. — ein wunderliches buch, eingegeben von verehrungswürdiger liebe zur heimat, ihren bewohnern und ihrer geschichte, aber durchaus ungeeignet, wissenschaftlicher kritik unterbreitet zu werden. in der heute längst überwundenen weise früherer localhistorie ist aus wenigen einst mehr oder minder berühmten, jetzt aber veralteten werken und einigen verfehlten abhandlungen der lokalen specialforschung ein neues büchlein entstanden, durchzogen von humoristischen plaudereien und excursen aus des verfassers eigenen erlebnissen. der löwenanteil fällt den 'alten völkern' zu, während 'gaue' und namentlich 'ansiedelungen' kurz abgemacht werden. Kelten, Hermunduren, Thüringe, Franken, Slawen sind die stichworte der ethnographisch zusammengefassten capitel, die sich mehr mit den urgeschichtlichen zuständen als den ereignissen Thüringens befassen. es ist unmöglich, auf eine ernste kritik dieser abschnitte oder gar der einzelheiten näher einzugehn; denn leider fehlt es L. durchaus an geschichtlichem sinn, also auch an urteilsfähigkeit, wo es sich um die ergebnisse früherer forschung handelt, noch mehr aber an jenen allernötigsten kenntnissen, ohne die seine aufgabe nicht erfüllt werden kann. namentlich die beiden capp. über die keltische und die Hermundurenzeit strotzen von irrthümern und unklarheiten, so dass auch nur ein durchfliegen des inhalts eine geduldprobe ist, die wenige fachmännische leser bestehn dürften. es genügt, wenn ich mitteile, dass L., der auf sprachlichem gebiete wegen mangels jeglicher vorkenntnisse allen dilettantischen ausgeburten zum opfer fällt, im keltischen auf Radlof, Cuno, Mehlis, vor allem aber auf Mone

schwört. um eine beliebig herausgegriffene probe von der art des buches zu geben, setze ich die stelle her, wo die erklärung des namens 'Hermunduren' gegeben wird. L. führt zunächst aus, dass sich 'Duren merkwürdigerweise in allen Keltländern' gefunden hätten, wie Octoduren im lande der Veragren; so auch in vorgermanischer zeit keltische 'Duren' im Thüringerland. 'die Deutschen kamen, siegten und nannten sich nach dem unterworfenen, nun ihrem neuen heimatlande'. 'und dem deutschen ohre musste Duren wie ihr altnordisches *thoran* klingen (nach Zeuss). da mochten sie sofort denken: nennt ihr Kelten euch Duren di. 'kühne' (*thoran*), gut, so nennen wir, eure besieger, uns erst recht die kühnen: die *ermin duren*, die gar kühnen'. L. meint dann weiter, dass von den Hermunduren teile nach Südwestdeutschland gelangt wären, die Tulingi Caesars, ebenso andere nach Nordwestdeutschland, die Tungri. letztere 'waren so bescheiden gewesen und rücksichtsvoll, den gastfreundlichen Belgen gegenüber, dass sie alsbald und ohne weiteres ihr *hermun* [im namen Hermunduren] fahren ließen', 'womit zu prahlen ihrem character ohnehin fern lag'. 'das in *hermun* liegende *vae victis* konnte naturgemäfs nur da sinn und geltung haben, wo es besiegte gab'.

G. KOSSINNA.

Dr E Jessens 'Formmædelige skandale'. et lidet indlæg for den nye retskrivning. af H. S. Vorskov. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage, 1890. 101 ss. 8°. — V. verteidigt die neue, vom dänischen cultusministerium vorgeschriebene orthographie gegen die eben so maßlosen wie törichten angriffe, welche die regeln im j. 1889 von Bille und Jessen erfahren haben. in fesselnder, lichtvoller darstellung zeigt er, wie die bestimmungen allen anforderungen entsprechen, die vernünftigerweise an eine weder zu einseitig phonetische, noch zu conservativ historische schrift gestellt werden können. mit reichlichen beispielen, besonders aus Holbergs werken, wird der allmälige fortschritt der orthographie nachgewiesen und in einem paragraph für paragraph besprechenden commentar zu den ministeriellen verordnungen im einzelnen das unberechtigte jener verunglimpfungen an den tag gelegt. von allgemeinerem interesse sind die ausführungen s. 21 ff über die vier hauptforderungen, die V. an eine gute schreibung stellt, nämlich 1. dass sie deutlich sei und das wortbild möglichst bewahre, daher *gød* — *gødt*, nicht *got* oder *gaat*, *følge* — *fulgte*, nicht *fulte*; 2. dass sie sich schnell und leicht lesen und schreiben lasse, daher stumme und überflüssige buchstaben zu tilgen (*tak* für *tack*), soweit sich das mit regel 1 vereinigen lässt; 3. dass die lautzeichen constant seien, dh. dass ohne beeinträchtigung des etymologischen zusammenhanges möglichst derselbe laut auch dasselbe zeichen habe, daher zb. *aar* — *aarsag*, nicht *orsag* wie früher; 4. dass sie verwechslungen ausschliesse, daher beibehaltung des stummen *d* in *vind* gegenüber *vîn*.

Ob aber doch nicht in zukunft die orthographischen regeln für die verschiedenen sprachen noch viel mehr gewicht auf möglichst phonetische schreibung legen sollten, als bisher und als V. es für gut findet? und zwar wäre dies im interesse der schule m. e. dringend zu wünschen, besonders da man heute mit recht immer mehr auf entlastung der lernenden jugend von bloßem gedächtniskram bedacht ist. wol ist die neue dänische orthographie in ihrer art viel consequenter, als unsere von V. übrigens lobend erwähnte vRaumer-Puttkamersche, aber sie behält ebenso überflüssig zb. das *h* in *hjort* neben *jord*, *hvad* neben *vad* bei, obwol der anlaut ganz gleich ist, wie unsre deutsche uns *vater* neben *fahne*, *wir* neben *ihr* und *bier* treulich weiter zu führen gebietet. hoffentlich wird aber die neue verordnung dem bestehenden orthographischen wirrwarr in Dänemark nun ein ende bereiten, einem unleidlichen zustande, der sich besonders bei der benutzung des wörterbuches dem ausländer fühlbar machte. man konnte ja zb. nicht mehr wissen, ob man ein wort unter *ke-*, *kæ-*, *kø-* oder unter *kje-*, *kjæ-*, *kjø-* (und ebenso bei *g-*) nachschlagen sollte, und das aufsuchen war um so mühsamer und zeitraubender, als die zeichen *æ*, *ø* in den skand. sprachen ja am ende des alphabets stehn. derselbe übelstand bestand bei dem fortwährenden schwanken der drucker zwischen *æ* und *e*. das genannte *j* ist nun ja glücklich getilgt, und für den wechsel von *æ* und *e* sind wenigstens auch regeln aufgestellt worden.

Nur in drei puncten kann sich V. der reform nicht anschließen: er verwirft die aus phonetischen gründen neuerdings gemachte scheidung von *ø* und *o*, die das ministerium zwar nicht vorschreibt, aber in den schulbüchern durchführen lässt; ferner spricht er sich gegen die worttrennung nach ableitungs- und flexionsendungen statt silben aus, weil einmal in vielen fällen eine entscheidung wegen gleichberechtigter doppelformen (*skov-en* neben *sko-ven* usw.) überhaupt nicht möglich ist, und dann weil sie dem natürlichen gefühl für trennung nach sprachsilben zuwider läuft und ein beständiges nachdenken erfordert; endlich äußert er, trotz vdRecke, starke zweifel an der notwendigkeit, die großen anfangsbuchstaben für substantiva beizubehalten.

Ich empfehle das nicht bloß mit gelehrsamkeit und methode, sondern auch mit witz und laune geschriebene büchlein der aufmerksamkeit der dänisch lesenden fachgenossen.

Giessen, juni 1893.

FERD. HOLTHAUSEN.

Braunschweigische schulordnungen von den ältesten zeiten bis zum j. 1828 mit einleitung, anmerkungen, glossar und register, herausgegeben von prof. d. dr FRIEDRICH KOLDEWEY, zweiter band: Schulordnungen des herzogtums Braunschweig (mit ausschluß der hauptstadt des landes). [Monumenta Germaniae paedagogica, herausgeg. von KARL KEBRBACH. bd VIII.] Berlin, A Hofmann u. Comp., 1890. [xii] cxcv und 810 ss. gr. 8°. 24 m. — Koldewey beschließt mit diesem

bande die braunschweigischen schulordnungen, deren erster teil die sammlung der Mon. Germ. paed. eröffnet hatte und in diesem Anz. xiii 121 besprochen worden ist. die verteilung der documente geschah so, dass der 1 bd die der stadt Braunschweig angehörigen denkmäler, der 2 bd die übrigen des herzogtums umfasst. die einleitung des letzteren konnte daher mit rückbeziehung auf das früher mitgeteilte ein zusammenhängendes und in den hauptzügen vollständiges bild der entwicklung des schulwesens geben. ihr erster die zeit bis zu beginn der reformation behandelnder abschnitt hat von kloster-, pfarr- und stadtschulen zu sprechen. über die beiden ersten kategorien war aus älterer zeit wenig tatsächliches beizubringen, das meiste aus capitularien und concilsbeschlüssen zu ermitteln. die dramen der Hrotsvith finden ihrer paedagogischen absichten wegen den ihnen gebührenden platz; einen nachklang ihres wütkens beobachte man in der Klosterordnung des herzogs August 1655, s. 174, 24 ff. im cap. 'Stadtschulen' sind die vorgänge bei gründung der ältesten braunschweigischen stadtschule in Helmstedt 1248 bemerkenswert. aus dem zweiten vom beginn der reformation bis zum aussterben des mittleren hauses Braunschweig-Wolfenbüttel 1634 reichenden abschnitt mache ich auf die Kirchenordnung des herzogs Julius 1569 aufmerksam, welche insofern für die geschichte der schriftsprache wichtig ist, als sie ganze stücke wörtlich aus der württembergischen kirchenordnung des herzogs Christoph 1559 herübernimmt, jedoch unter anpassung an norddeutschen sprachgebrauch und mit ersetzung speciell süddeutscher wörter (vgl. XLVI). auch die abgrenzung der folgenden vier abschnitte ist den regierungszeiten der herscher entnommen, ohne dass jedesmal mit einer bestimmten persönlichkeit sich so entscheidende neugestaltungen des schulwesens verbunden hätten, wie etwa bei herzog Julius durch seine kirchen- und schulordnung. das letzte cap. reicht von der westfälischen zeit bis 1828, bis zu den ersten reifeprüfungsordnungen. weithin sichtbare marksteine der entwicklung sind unter den mitgeteilten denkmälern die bereits genannte verordnung des herzogs Julius, in der die reformatorischen tendenzen voll zum ausdruck kommen, die schulordnung des herzogs August 1651, die sich ausdrücklich als eine reaction gegen den im laufe des dreissigjährigen kriegs eingetretenen geistigen niedergang kundgibt (ich hebe die culturhistorisch interessanten ausführungen über die sociale stellung des lehrstandes s. 148 f hervor), und das grofse der aufklärungszeit entsprungene in der Landschulordnung von 1753 vorliegende organisationswerk. in seiner richtung bewegt sich noch die Ordnung des philologisch-paedagogischen instituts zu Helmstedt, die einen interessanten seitenblick auf die geniezeit enthält, wenn sie (s. 469) sagt: *'Die bildung des herzens wird auf die aufklärung des verstandes, auf religion . . . gegründet. diese hilfsmittel und triebfedern geben allein eine wahre, dauerhafte, des*

vernünftigen menschen würdige moralität, dahingegen die jetzt einreißende überspannung der empfindsamkeit ebenso leicht die entgegengesetzte wirkung haben kann . . .

Deutscher unterricht, soweit er im lesen- und schreibenlernen steckte, ist zuerst nur an den elementarschulen zu finden; die schulordnung von 1651 nimmt ausdrücklich auf den gegensatz zwischen dem deutsch der lehre und der *'nidersächsischen oder brunswygischen sprache'* rücksicht (s. 151). in den mittleren schulen ist das deutsche element längere zeit nur durch Luthers Catechismus und einige gottesdienstliche gesänge und lesungen vertreten (s. 128 f, 364 f merke man die anfänge deutscher kirchenlieder und vgl. die anmm. K.s dazu), sodass hier der reformierte gottesdienst allein träger des deutschen ist. der erste lehrplan, in welchem dem deutschen fachmäßige aufmerksamkeit geschenkt wird, ist der Lectionsplan der klosterschule zu Marienthal 1742, s. 290: (zweimal wöchentlich von 1—2 nachmittags) *'werden die besten teutschen schriften in gebundener und ungebundener schreibart vorgelesen und mit anmerkungen begleitet; dabey auch die von den zuhörern verfertigten reden und gedichte beurtheilet'*; es folgt die Schulordnung der stadt Holzminden 1756, s. 428: *'Da es auch nötig ist, da/s in dieser [der mittelsten lateinischen] classe auf die deütsche sprache ernstlich gesehen werde, so soll dabey Gottscheds sprachkunst zum grunde gelegt . . werden'*, s. 435: *'Die reinigkeit der deütschen sprache wird in dieser [der obersten] classe mit allem ernste getrieben und die schüler werden, nachdem das, was in der vorigen classe von den briefen bereits gefasset ist, wiederholet worden, zur ausarbeitung allerley aufsätze, insonderheit kleinerer und längerer deütschen reden angewiesen'*. im paedagogischen institut zu Helmstedt kündigt der director im wintersemester 1779/80 (zweistündig) an: *'facultatem in Latino pariter atque patrio sermone bene scribendi dicendique exercet et auctorum optimorum notitiam subministrat'*. das lehrziel dieses unterrichts bestimmt näher die Nachricht usw. 1780, s. 473: *'Und auch im deutschen wird von zeit zu zeit grammaticalischer unterricht nach hrn. Heynatz sprachlehre gegeben. Für die grundsätze der wohlredenheit, beredtsamkeit und dichtkunst, die lektüre, zergliederung und nachahmung vorzüglich glücklicher stellen deutscher classischer schriften, wie auch zur übung in verfertigung deutscher, lateinischer, französischer und englischer aufsätze, und im declamiren sind wöchentlich vier bis sechs stunden bestimmt'*. in die von 1824 ab erlassenen reifeprüfungsordnungen ist überall ein deutscher aufsatz als teil der schriftlichen prüfung aufgenommen.

Von den 85 in diesem bande enthaltenen stücken sind 27 ungedruckt gewesen, eines war bisher zum teil ungedruckt, eines ist aus dem einzigen erhaltenen alten drucke mitgeteilt. die feststellung des textes darf im ganzen als eine solche bezeichnet werden, die auch für sprachliche untersuchungen genügend sichere

grundlage bietet, freilich nicht in jeder beziehung: so hat K. in sehr zahlreichen fällen nach der starren nhd. schriftregel für den schwachen dat. sg. m. oder n. des adjectivs willkürlich die starke form eingesetzt (13, 29. 68, 4. 138, 18. 147, 22. 150, 24. 152, 20. 165, 2. 167, 13. 171, 2. 171, 13 usw.), und während er bei manchen anderen ebenfalls nicht zu billigenden abweichungen von seiner vorlage (wie 319, 7 *kinder*. 347, 27. 347, 29 *prediger* statt *kindern*, *predigern*; 479, 36. 37 *französische* statt *franzö/sische*) in den 'textkritischen und bibliographischen erläuterungen' die lesarten der vorlage einzeln verzeichnet, begnügt er sich bei jenen formänderungen mehrmals mit summarischer anmerkung, wie zu nr 24: 'bei dem abdruck werden . . . zahlreiche druckfehler berichtigt, die fast alle auf der verwechslung von *m* und *n* in den endsilben beruhen', ähnlich zu nr 35. 50. 60. die in der einleitung angedeutete vermutung, dass die kirchen- und schulordnung des herzogs Julius (nr 7) von verschiedenen verfassern herrühre, hätte sprachlich durch hervorhebung deutlich auseinandergehender stilmerkmale gestützt werden können. — von den deutschen stücken ist nur nr 2 (1499) und 4 (1543) niederdeutsch, schon nr 5 und die folgenden sind hochdeutsch. während in den früheren hochdeutschen stücken zb. nr 5 (1566), 6 (1568), 7 (1569) hochdeutsch *sch*, *schn*, *schl* usw. geschrieben wird, findet sich in den documenten aus der zeit des herzogs August nr 15 (1647), 16 (1655), 17 (1655) öfters *sk*, *skr*, *sl*, *sn*, *so*.

Die anmerkungen, deren hauptinhalt reiche und vielseitige sacherläuterungen bilden, enthalten auch einige syntaktische noten (— das coordinierende *und* in *zuvor und ehe* 33, 14 durfte aber nicht mit dem subordinierenden in *nach dem und sie aber* 31, 35 auf eine stufe gestellt werden —) und wörterklärungen (*pfetzen*, *allmandt*, *gefährlichen*, *ungefährlich*, *gemutzt*, *gaerwurst*, *lehrwase* ua.), die besser und übersichtlicher in dem kleinen glossar unterzubringen waren, das, so wie es jetzt ist, für germanistische zwecke keinen ertrag bringt. den schluss bildet ein vortrefflich gearbeitetes namen- und sachregister.

Innsbruck.

J. SEEMÜLLER.

Der schwarze ritter in Schillers 'Jungfrau von Orleans'. von FRANZ ULLSPERGER. separatabdruck aus dem 9 jahresberichte des k. k. staats-obergymnasiums in Prag. Prag, 1890. 31 ss. gr. 8°. 0,50 m. — die frage nach dem wesen und der bedeutung des schwarzen ritters in Schillers Jungfrau ist nicht so schwierig, als die ziemlich umfangreiche litteratur hierüber vermuten lässt. U. tritt mit schwerfälliger umständlichkeit in den kreis der commentatoren ein. seine ergebnisse sind gering. 'sollte ich mich entscheiden', schreibt er, 'dann würde ich eher glauben, dass der schwarze ritter nicht der geist Talbots sei'. . . . 'die berührung durch den höllengeist bewürkt nach meiner ansicht weiter garnichts als das, was der dichter selbst angibt, die körperliche machtlosigkeit Johannes'.

mit solcher darlegung ist der kern der frage nicht berührt, und die zusammenfassung über die 'bedeutung der scene' (s. 29 f) lässt das wichtigste vermissen. man vgl. dagegen die einsichtsvolle erörterung von Bellermann Schillers dramen II 261 ff.

Leipzig, 18 sept. 1893.

ERNST ELSTER.

Der Agnes-Bernauer-stoff im deutschen drama; unter besonderer berücksichtigung von Otto Ludwigs handschriftlichem nachlass. von JULIUS PERAI. Rostocker diss. Berlin, Ullstein, s. a. (1892). 8°. 47 ss. — der titel umschreibt den inhalt der abhandlung nicht ganz genau. allerdings stellt ein einleitendes capitel die deutschen dramen zusammen, die von Agnes Bernauer handeln. nach einem raschen hinweis auf zwei volkslieder und auf Hofmannswaldaus Heroiden, in denen Agnes Bernin und herzog Ungenand als pendants zu herzog Tugenand (Ferdinand von Tyrol) und der Zuchtheimine (Philippine Welser) auftreten, bespricht P. die Bernauer-dramen von Törring (1780) bis Melchior Mayr (1862) und charakterisiert in knappen worten die dichtungen von Carl Theodor Traiteur (1781), Lipowsky (1801), JADestouches (1804), TFrEhrimfeldt (1808), Julius Körner (1821), von Heines vetter Schiff, der den stoff zu einer dialogisierten novelle verarbeitete (1831), von AEwald (1833), Adolf Böttger (1845), FCHoncamp (1847) und Hebbel (1855). dann aber verfolgt P. weit ausführlicher mit tief eindringender verwertung des handschriftlichen nachlasses Otto Ludwigs die verschiedenen gestaltungen, die der stoff während der jahre 1840—1860 unter der feder Otto Ludwigs angenommen hat oder — besser gesagt — annehmen sollte. nach dem helichen materiale setzt er folgende phasen fest: 1) die erste bearbeitung von 1840, 2) eine bearbeitung von 1842/43 (proben in den nachlassschriften I 164 ff) und 3) eine von 1846. diese drei fassungen 'wirtschaften' — wie P. sich ausdrückt — 'noch mit romantisch-romanhaften motiven', dennoch löse sich Ludwig in ihnen allmählich von der romantik los. es folgt das fragment von 1854 (4, z. t. abgedruckt in den nachlassschriften I 259 ff), angeregt durch Mayr und Hebbel, dann (5) ein weiteres fragment von 1856/57 (zuerst gedruckt in den Ges. werken, jetzt in der neuen ausgabe wiederholt), endlich ein fragment von 1858—60 (6). das schlussergebnis der untersuchung lautet: 'Otto Ludwig hat alle möglichkeiten der behandlung des Bernauerstoffes durchlaufen, mit ausnahme der einen, die Hebbel versuchte. vor diesem fehltritte schützte ihn die anlage seiner dichterischen natur ... eine abstracte gestalt, wie Hebbels herzog Ernst, hätte Ludwig nie hervorbringen können; und so war ihm die auffassung Hebbels von vornherein verschlossen. aber er hat versucht, den stoff als intriguenstück, als ehe- oder liebestragödie, historisch und halbhistorisch zu behandeln. und jede der auffassungen durchläuft unzählige schattierungen; und immer wider bricht doch das bewusstsein durch: so geht es nicht. erst nach langem, langem

ringen findet er den reichen boden, auf dem eine solche handlung erwachsen kann, findet er den abschluss, der allein eine peinlich furchtbare endstimmung verhindern kann: den tod Albrechts. aber seine dichterische kraft war gebrochen' (s. 46). genauer liessen die resultate, die P. gewonnen hat, sich nicht leicht bestimmen. denn so mühevoll und so dankenswert die untersuchungen des Ludwigschen nachlasses sind, so hat P. doch durch die disposition sich um den besten erfolg gebracht. er reiht eine fassung an die andre, er streut feinsinnige bemerkungen ein, erläutert, was zu erläutern ist, weist anklänge und einflüsse nach, kritisiert, ja kritisiert vielleicht ein bischen zu viel und ein bischen zu scharf. aber übersichtlich oder leicht lesbar ist die abhandlung nicht. die verschiedenen bearbeitungen verschwimmen in einander, weil P. nicht mit starken und energischen strichen die entwicklung der einzelnen motive und den character der einzelnen fassungen herausarbeitet. auch P. hätte sich zu Herzen nehmen sollen, was Minor einmal über die darstellung von stoffgeschichten gesagt hat (Hallische neudrucke 79/80, xxiv f). ich erkenne trotzdem nicht den fleiss und die genauigkeit, mit der P. die mühsam zu ergründenden handschriftlichen schätze durchgearbeitet hat, auch nicht den scharfsinn, mit dem er änderungen und verbesserungen nachgegangen ist. für den poetiker wertvoll sind die hübschen beobachtungen über Ludwigs planhefte (s. 21 ff).

Wien, 6 august 1893.

OSKAR F. WALZEL.

KLEINE MITTHEILUNGEN.

EIN BRIEF JACOB GRIMMS, der seit jahren in meinem besitz war, möge hier mitgeteilt werden, damit er nicht verloren gehe: denn ich schenkte ihn kürzlich einem autographensammler. er nimmt die erste seite eines quardoppelblattes ein und ist laut der adress auf s. 4 gerichtet an Herrn Carl Reimer, Inhaber | der Weidmannischen Buchhandlung | Wolgeboren | Leipzig. St.

Hochgeschätzter Herr und Freund,

Ich säume nicht auf Ihren eben empfangnen Brief zu antworten. Meine Abreise ist durch Wilhelms Anwesenheit verzögert worden, das Pfingstfest über kommt seine Frau mit den Kindern ihn abzuholen, und diese Tage habe ich auch noch mitzufeiern. Dann reise ich nach Kissingen, und wahrscheinlich mit Dahlmanns, die etwa bis zur Mitte Juni dort verweilen werden, nach Thüringen und Sachsen. Also erst in der zweiten Hälfte des folgenden Monats werde ich nach Leipzig kommen. Sie bieten mir wiederholt auf das freundschaftlichste Ihre Wohnung an, wenn es Sie dann nicht belästigt, so werde ich es auf einige Tage annehmen. Für die gütige Besorgung der Geldangelegenheiten danken wir verbindlich. Grüßen Sie Haupt. mit herzlicher Hochachtung der Ihrige

Cassel 31 mai 1838

Jac. Grimm.

ZU TACITUS GERM. CAP. 28 (Zs. 38, 22 ff). zu der sinnreichen conjectur von Hermann Möller, die corrupte stelle Tac. Germ. 28 durch einsetzung von *citeriora* zu heilen, lässt sich nachtragen, dass der ausfall des wortes viel leichter sich erklärt, wenn Tacitus geschrieben hatte: *Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii <citeriora>, ulteriora Boii . . . tenuere.* das eingesetzte wort, als *uteriora* gelesen, konnte leicht als doublette von *ulteriora* erscheinen und wurde daher weggelassen.

München, 2 febr. 1894.

ED. WÖLFFLIN.

DE HEINRICO v. 7. Steinmeyers scharfsinnige vermutung über die handschriftliche lesung in v. 7 des genannten liedes (MSD³ II 106) hat sich bei erneuter einsicht des Cambridger ms. Gg. 5,35 bl. 437^b auf überraschende weise bestätigt. darnach lautet dieser v. (z. 10. 11 der hs.): *hic adest Heinrich bringt | her hera kuniglich.* eingehendere behandlung der ganzen stelle, sowie ergänzende beschreibung des die Cambridgelieder enthaltenden teiles der vielbesprochenen hs. werde ich in meinem (in vorbereitung befindlichen) catalogue der deutschen und niederländischen hss. in England bringen.

Cambridge.

R. PRIEB SCH.

ZUR KAISERCHRONIK. aus tafe! 23 der zweiten ausgabe von DEBarings Clavis diplomatica (Hanoverae 1754) teilte jüngst ABeets in der Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 13, 77 bruchstücke eines jetzt verschollenen lateinisch-mittelniederländischen alphabetischen vocabulars saec. XIV mit. dieselbe tafe! enthält aber auch ein *Fragmentum Poetae Germanici* sec. XII. *Hanoverae ex museo meo*, nämlich je neun verse zweier spalten (1632—42. 1664—72 Mafsmann) eines kleinfolioblattes der jüngsten redaction der Kaiserchronik (Schröders C) in facsimiledruck. schon seinem schriftcharacter nach kann freilich dies bruchstück, das ich bisher nirgends erwähnt finde, nicht dem 12, sondern nur dem ausgehenden 13 jh. angehört haben.

St.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHES.

IX.

29. *machen* (satz 17).

Die lautverschiebungsgrenze *k/ch* stimmt zu der von *sitzen* (Anz. XIX 357 f) bis zur Oder, östlicher zu der von *heiß* (o. s. 96); nur Neufs und Düsseldorf bleiben noch nd., *Schönwalde* anderseits im kreise Schweinitz hat bereits *ch*; in der nördlichen nähe der grenze zwischen Elbe und Oder zumeist wider *ch* in den städten. statt nd. *k* deuten in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und der Lüneburger beide ganz vereinzelt *g* eine erweichung an (vgl. *winder* Anz. XIX 108). das hd. *ch* wechselt mit *g* (bei gedehntem stammvocal) westlich einer ungefähren linie, die von der verschiebungsgrenze bei Freudenberg südwärts abbiegt, auf Driedorf am Westerwald und von hier westlich auf Linz zieht,

dem Rhein aufwärts und dann südwestlich etwa dem Hunsrück, Idarwald und Hochwald folgt. ja am südlichsten ende dieses gebietes um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk und östlicher bis zur Nied und Saar wird häufig gänzlicher schwund des consonanten bezeugt; letzteres auch in der Pfälzer gegend zwischen Kusel und Wolfstein und vereinzelt an der untern Schwalm.

Der nd. vocalismus stimmt zu *wasser* (Anz. xix 282); die trübung *ä* hat im wesentlichen dieselbe verbreitung (doch bei Cleve hier nur für einen ort bezeugt), sodass ganz reines *ä* nur dem Niederrhein, Westfalen und einem breiten mittelstreifen von Verden-Hannover bis Lübeck-Greifswald eigen ist, während die trübung am weitesten getrieben scheint (*ö*) zwischen der verschiebungsgrenze von Hedemünden bis Sachsa, Sachsa-Höxter und der Weser, dgl. an den Weichselufern, längs der westlicheren küste und in der ganzen nachbarschaft der östlicheren hd. enclave; *au* im Netzegebiet ist gen w. allgemein nur etwa bis Filehne-Ratzebuhr-Baldenburg, erscheint jedoch im wechsel mit *ä* ebenso weit, wie durchgeführter bei *wasser*.

Im hd. hat Schlesien gegenüber *wasser* reines *mach-*; nur die gegend nördlich vom Erzgebirge hat wider *moch-*, doch ziehe man die bei *wasser* gegebene grenze von Naumburg a. S. ungefähr nach Dresden und von Dresden südwärts zur reichsgrenze. sonst kann ganz auf *wasser* verwiesen werden. die *ä*-schreibungen im Mittelmaingebiet setzen sich gegen no. vereinzelter bis Thüringer- und Frankenwald hin fort; im bair. werden sie bei *machen* häufiger erst von der ungefähren linie Ingolstadt-Wasserberg an und nehmen dann nach o. hin zu; im Elsass und südlichen Baden sind sie nicht ganz so vereinzelt wie bei *wasser*. gedehntes *ā* deckt sich mit dem oben begrenzten wechsel von *ch* und *g*, geht also viel weiter als bei *wasser*; auch im Elsass zwischen Zorn und Breusch wider *mäch-* (*mäck-*).

Die endung *-en* (inf.) stimmt auf weite strecken überein mit der in *sitzen* (3 pl. ind. praes., Anz. xix 358 ff). so zunächst im ganzen nordostdeutschen lande östlich des 31 längengrades und in Norddeutschland westlicher bis zur dortigen *-et*-grenze und zur höhe des Harzes. das gesamte dortige *et*-gebiet hat hier *-en*, *-n*, sodass diese endung für ganz Niederdeutschland vom Rhein bis zu der bei *sitzen* beschriebenen grenze östlich der Oder charakteristisch ist. die äußeren grenzen ihres großen gebietes, das zt. noch weit in hd. lande hineinragt, sind die folgenden: im w. ungefähr der Rhein aufwärts bis zur Moselmündung, der von *-en*-formen bald etwas überschritten, bald nicht ganz erreicht wird; im s. von der Moselmündung bis zur Fulda zwischen Hersfeld und Rotenburg die bei *sitzen* mitgeteilte *-en/-e*-grenze (nur Berleburg hat unter den dort aufgezählten ortschaften *-e*), weiter über (*-en*-orte cursiv) Sontra, Waldkappel, Eschwege, Allendorf, Witzzenhausen, Heiligenstadt, die *ik/ich*-linie bis Bennecken-

stein, Stolberg, *Harzgerode*, Sangerhausen, *Eisleben*, Querfurt, *Schraplau*, *Schafstädt*, *Lauchstädt*, Mücheln, Merseburg, *Markranstädt*, Lützen, Pegau, *Rötha*, Lucka, *Frohbürg*, Altenburg, *Penig*, *Waldenburg*, *Crimmitschau*, Schmölln, *Berga*, Gera, *Weyda*, Auma, Ziegenrück, *Schleiz*, *Saalebürg*, *Lobenstein*, Teuschnitz, *Cronach*, *Lichtenfels*, Staffelstein, *Schesslitz*, *Bamberg*, Eltmann, Gerolzhofen, Prichsenstadt, *Aschbach*, *Scheinfeld*, Iphofen, Marktbreit, Uffenheim, bis Wassertrüdingen wie *-a/-n* bei *sitzen*; endlich nordöstlich über Weissenburg, Ellingen, *Spalt*, Heideck, Hilpoltstein, *Roth*, *Allersberg*, Freystadt, Neumarkt, *Altdorf*, Amberg, *Sulzbach*, Hirschau, *Vilseck*, *Grafenwöhr*, *Weiden*, Pleystein, *Bärnau*. *-en-* und *-n-*formen verteilen sich in analoger weise wie bei *sitzen*, letztere fehlen also vollständig in allem lande südwestlich der Aller, überwiegen dagegen in dem abgeschnittenen gebiete des königreichs Baiern, hier mit häufigem *-ng*, einem an den gutturalen inlaut assimilierten *-n*, wechselnd. außerdem kommt *-en* (nie *-n*) nur wider einem ganz westlichen gebiete des reiches zu, dessen ostscheide etwa von Saarbürg nordwärts auf Berncastel, nördlich an Daun vorbei und nordwestlich auf Malmédy zieht. sonst hat das linke Rheinufer unterhalb des Elsass *-e* mit etlichen eingesprenkten *-en* (nie *-n*), die von Köln-Heinsberg bis Ürdingen-Geldern besonders häufig werden. im Elsass und im gegenüberliegenden Rheinland bis zum Schwarzwald übereinstimmung mit *sitzen*. daran schließt sich dann der ganze schwäb. und bair. osten mit *-a*, dessen nordgrenze vom Rhein bis an die Tauber ebenso unsicher ist wie bei *sitzen* und östlicher durch das gleich zu beschreibende endungslose gebiet und die gegebene nordbair. *-n-*linie gebildet wird; westlich vom Lech ist das *-a* nasaliert und wechselt in der nähe der reichsgrenze im s. noch mit vielen *-e*, *-e*. der rest hat *-e* (längs der *-en-*grenze von Werra bis Elster noch mit manchen *-en* gemischt) bis auf ein großes sich scharf abhebendes gebiet zwischen Vogelsberg, Spessart, Steigerwald, Frankenwald, Thüringerwald und über letztere hinaus, welches die endung völlig abgeworfen hat (*mach*) und von folgender grenze umschlossen wird (orte im innern des gebietes *cursiv*): Rotenburg (a. d. Fulda), Schwarzenborn, Neukirchen, *Hersfeld*, Grebenau, *Schlitz*, Lauterbach, Herbstein, *Fulda*, *Schlüchtern*, Steinau, Salmünster, Orb, *Rieneck*, *Lohr*, Stadtprozelten, *Dertingen*, Kilsheim, Tauberbischofsheim, *Grünsfeld*, Lauda, Königshofen, Mergentheim, Weilersheim, *Röttingen*, Creglingen, *Aub*, Uffenheim, *Marktbreit*, die beschriebene nordbair. *-n-*grenze bis Saalebürg, dann Ziegenrück, Leutenburg, Probstzella, *Lehesten*, Ludwigstadt, Gräfenenthal, Gehren, *Ilmenau*, Plaue, *Ohrdruf*, Arnstadt, *Gotha*, Erfurt, *Gebesee*, Tennstedt, *Langensalza*, *Thamsbrück*, Grossenehrich, Schlotheim, Mühlhausen, Treffurt, *Creuzburg*, Sontra.

Die Dänen schreiben *gør*, *gøer*, *gjør*, die Friesen im Saterland *mäkje*, auf Sylt *make*, sonst *mage*.

30. *aus* (satz 16).

Zu beachten ist die starke betonung des wortes hier als verbalpraefix (*auszutrinken*), und es bleibt abzuwarten, wie weit in weniger betonten stellungen namentlich die entwicklung des vocals mit der folgenden übereinstimmt. eine folge der betonung ist hier das verstärkte *raus* (= *heraus*), das im oberen und mittleren Maingebiet zwischen Fichtelgebirge, Frankenwald und Rhön, Spessart außerordentlich häufig ist.

Ich nehme die geschichte des consonanten vorweg. seine lautverschiebungsgrenze stimmt bis an die Elbe zu der von *sitzen* (Anz. xix 357 f) — nur Neufs hat noch *ūt* —, östlicher zu der von *gro/s* (ib. 347). verdopplung des consonanten häufig in den gleich zu erwähnenden gegenden mit vocalverkürzung. von einzelheiten seien noch erwähnt nicht seltenes *ūd* in Schleswig-Holstein nördlich vom 54 grade, *ux* in denselben acht orten zwischen Waldeck und Wildungen, die schon *ix* = *eis* hatten (Anz. xviii 411), *ūgs* und *ōgs* in vier orten nordöstlich von Treysa (bei *eis* nur in zwei orten *egs*) und häufiger abfall des *-s* am mittleren Main zwischen Spessart und Lohr-Würzburg (*au*, *rau*), der sich vielleicht aus der dortigen articulation des nachfolgenden *s* (*auszutrinken*) erklärt.

Für die diphthongierungsgrenzen kann hier ganz auf *eis* (Anz. xviii 409 f) verwiesen werden¹. nur im w. bis zur Sieg ist *aus* noch nicht ganz so weit vorgedrungen, und seine grenze bleibt der von *eis* um einen schmalen streifen und in meist sehr unsicherem und zackigem verlauf — hier wird mit doppelformen je nach dem betonungsgrade zu rechnen sein — südlich vorgelagert (von den bei *eis* angeführten orten haben hier Adenau und Altenkirchen noch *ūs*). längs der ganzen östlicheren strecke bringe man nur Medebach (*iut*, weshalb auch sein *eis* richtiger zur nördlicheren westfäl. diphthongierung als zur md. zu rechnen ist), Artern, Herzberg und in Ostpreußen Bischofsburg (unsichere grenzstadt) auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie, ohne dass damit im übrigen eine übereinstimmung dorf für dorf behauptet sein soll. ein vergleich der diphthongierungslinie mit der obigen lautverschiebungslinie östlich der Elbe lehrt, dass beide sich keineswegs durchgängig decken, dass vielmehr, von vereinzelten orten und ortsgruppen abgesehen, beide linien einerseits ein gebiet mit *ūs* zwischen Herzberg-Sonnenwalde-Buchholz-Herzberg und anderseits ein gebiet mit *aut* zwischen Müllrose-Reppen-Sonnenburg-Müllrose umschließen, dass also hier, in den gegenden des stetigen md. vordringens, nicht *aus* gegen *ūt*,

¹ sie sind freilich aao. teilweise noch sehr ungefähr angegeben. sobald diese berichterstattung erst so weit vorgerückt ist, dass sie mit der semesterlichen fertigstellung neuer karten schritt halten kann (was bis zum nächsten bande zu erhoffen ist), dann wird auch raum vorhanden sein, um solche grenzstrecken, wo derartige cardinalgrenzen sich bei verschiedenen paradigmata tatsächlich ort für ort decken, auch ort für ort zu beschreiben.

sondern die einzelnen md. laute für sich gegen die entsprechenden nd. vorrücken.

Das resultat der westfäl. diphthongierung ist hier *iut*, das wider im westlichen flügel ihres gebietes am reinsten erscheint, während nördlich der Lippe an der oberen Ems von Ahlen bis Bielefeld *out* und im übrigen bunter wechsel von *ūt*, *eut*, *out*, *aut*, *ūut*, *ūt*, *iut* uä. herrscht; gleiche formen vereinzelt noch zwischen Wittingen und Salzwedel und widerum im o. nördlich der Netze, von denen um Pollnow, Bublitz, Baldenburg *aut*, südöstlicher bis Brahe und Netze *iut* überwiegt. sonst bleibt auf nd. boden nur noch niederrheinisches *ūt* hervorzuheben bis Geldern, Rheinberg, Orsoy, Ruhrort und gegen o. nicht ganz bis Dorsten, Bocholt, wofür die kürze durch *ūtt* ausdrücklich bezeugt wird nur in drei orten nördlich von Cleve und sechs orten am südrande; dasselbe *ūt* (einmal *ūtt*) in dem kleinen von der verschiebungslinie südlich von Olpe gebildeten zipfel; endlich *ūt* (ohne jedes *tt*, also wol *ūt*) in ca. zwanzig dörfern in Braunschweigs nördlicher nachbarschaft im gebiet der Oker und besonders auf ihrem rechten ufer: Wenkers beobachtung, dass ein großer teil der namen dieser dörfer auf *büttel* ausgeht (Abbesbüttel, Wedesbüttel, Allenbüttel, Wasbüttel, Rötgesbüttel, Lagesbüttel, Ettenbüttel usw.), wie es sich sonst besonders zahlreich in Dithmarschen und überhaupt längs der Nordseeküste im alten Friesengebiete vorfindet, und dass die nordfriesischen dialecte zt. denselben lautwandel $\bar{u} > \bar{u}$ aufweisen (s. u.), gibt für die urgeschichte jener braunschweigischen nachbarorte einen interessanten fingerzeig, wie er sonst weder von der ortsnamenbildung für sich noch von jenem lautwandel für sich gewährt werden könnte, und war deshalb hier als ein weiterer schlagender beleg für die treue und zuverlässigkeit des atlasmaterials nicht zurückzuhalten.

Von den hd. gebieten mit altem monophthong weist das ripuarische in der nähe der Eifel etliche *ūs*, das Siegerland vocalverkürzung auf (*uss*); das hessisch-thüringische *ūs* an der Schwalm und Fulda besonders um Felsberg, Melsungen, Homberg, Rotenburg, an der Werra um Wanfried, Treffurt und versprengt noch südlicher bis gegen Hersfeld und Salzungen, sowie *uis* von Geisa über Hünfeld bis Fulda und östlich davon; das süddeutsche in dem lothringischen zipfel *uss* (etwa bis ausschliesslich Pfalzburg, Buckenheim, Lützelstein, Ingweiler, Reichshofen), im Elsass *ūs* (doch noch mit vielen *uss* durchsetzt), das zwischen Kinzig und Elz den Rhein sogar vereinzelt überschreitet, sonst *ūs*, das nur nördlich der Kinzig und östlich des Bodensees mit einzelnen *uss* wechselt.

Dem schles. *ēs* = *eis* entspricht hier *ōs* (mit vielen *oas* uä. schreibungen und noch genug *aus*), in dem großen gebiet zu beiden seiten der Oder mit gleicher ausdehnung, nämlich im n. etwa bis zum 52 grade, im w. bis zum Bober, im s. bis Löwenberg-Haynau-Breslau-Bernstadt; der südlicheren *ās*-gruppe von

Brieg bis Falkenberg entsprechen hier nur ganz vereinzelte *ōs*; dagegen sind jenem großen *ōs*-gebiet zahlreiche *ās* nordwärts vorgelagert, denen bei *eis* viele *ais* parallel gehn. ferner finden sich *ās* wider zwischen Saale und Elster, sind aber im bair. nicht nur der Böhmerwaldgegend, sondern dem ganzen Nordgau eigentümlich, also etwa allem land zwischen Donau, unterer Altmühl, Fränkischem Jura und Fichtelgebirge. sonst herrscht überall *aus*, das nur im Moselgebiete besonders häufig mit *ous* wechselt und an zwei stellen längs der hessischen diphthongierungsgrenze zu *aus* wurde: einmal bis ausschließlich Frankenau, Gemünden, Treysa, Ziegenhain und einschliesslich Neukirchen und sodann um Fladungen und Bischofsheim.

haus auf früher wendischem boden wie *heis* (Anz. xviii 411).

Die Dänen schreiben *ud*, vielfach wechselnd mit *ur* und *u*, wenn sie es nicht durch *af*, *av*, *au*, *a* ersetzen oder ganz auslassen, die Nordfriesen vorwiegend *ūt*, seltener *ōt* (besonders auf dem festlande), wol mit kurzem vocal, wie etliche *ūt* und *ūtj* schliessen lassen.

31. *braune* (satz 39).

Das kartenbild ist zu beschreiben im vergleich mit dem vorigen (*aus*) einerseits, in bezug auf seine verbindung von alter länge und nasal mit *wein* (Anz. xix 279 ff) anderseits, wobei freilich die in *braune* vorhandene flexionsendung auf mancherlei abweichungen vorbereitet. aus diesem grunde empfiehlt es sich diesmal die entwicklung der endung vorwegzunehmen. sie deckt sich vielfach nicht mit der der übrigen auslautenden *-e* (vgl. *gänse* Anz. xviii 408, *balde* xix 284, *felde* 286, *müde* 355, *bet* ib.), wenn auch hierüber nicht eher sicher entschieden werden kann, als bis festgestellt ist (durch die späteren artikelkarten), wie weit z. b. der accusativ für den nominativ eingetreten ist. so wechselt an Niederrhein *-en* mit *-e* stromaufwärts etwa bis Gangelt-Crefeld-Elberfeld, ohne für sich abgrenzbar zu sein; ebenso etliche *-en* an der Vechte von Nordhorn abwärts und vereinzelt bei Jever; endlich ein geschlossenes *-en*-gebiet im Mosel- und Eifelgebiet bis zur grenze (*-en*-orte *cursiv*): Busendorf, *Merzig*, *Wadern*, Birkenfeld, Berncastel, *Wittlich*, *Daun*, Adenau, Blankenheim, Montjoie. der untere lauf der Mosel ist dann der beginn der ungefähren grenze, die ein großes im wesentlichen endungsloses gebiet des südens abtrennt; sie setzt sich nordöstlich auf den Westerwald zu fort, folgt dann im großen und ganzen der linie der übrigen auslautenden *e* (s. o.) bis über den Thüringerwald, endlich dem Frankenwald und endigt östlich etwa in den anfangen des Erzgebirges. aber diese begrenzung ist nur ganz ungefähr, und dieses ganze im allgemeinen endungslose gebiet weist überall noch eingesprengte endungsformen auf, am seltensten in Schwaben und im Elsass (nur sein südlichster teil, etwa jenseits des 48 grades, hat überwiegend *-e* und *-a*), schon häufiger in Baiern südlich

der Donau (-e, -ø, -i), zunehmend im bair. Nordgau (-e, -a, nördlich der Donau zwischen 28 und 29 grad etliche -er), im oberen und mittleren Maingebiet (-a) und im übrigen Main- und Rheinland (-e); immerhin bleibt hier überall das fehlen jeder endung das charakteristische. das groſse nördlich sich anschließende mittel- und norddeutsche -e-gebiet reicht bis zu einer grenze, die sich viel deutlicher abhebt, von Schleswig ſüdwärts auf Glückstadt zieht, etwa der Elbe bis Bleckede folgt, weiter zwischen (e-orte *cursiv*) *Ülzen*, *Wittingen*, *Clötze*, *Öbisfelde*, *Calvörde*, *Gardlegen*, *Jerichow*, *Stendal*, *Havelberg*, *Rhinow* (vgl. für die letzte strecke *gänse*), *Wittstock*, *Rheinsberg*, *Fürstenberg*, *Lychen*, *Templin*, *Joachimsthal*, *Greiffenberg*, *Angermünde*, *Schwedt*, *Fiddichow*, *Schönfließ*, *Soldin*, *Lippehne*, *Berlinchen*, *Bernstein*, *Woldenberg*, *Driesen*, *Zirke* hindurchgeht und wie *ik/ich* schließt; innerhalb dieses groſsen complexes fehlt eine endung häufiger nur im sw., besonders in der nachbarschaft jenes ripuarischen -en-bezirkes und rechtsrheinisch zwischen Sieg und Wupper, ferner zwischen Dollart und Jadebusen, endlich im mittleren Schlesien und an den abhängen des Iser- und Riesengebirges; sonst überall -e, nur am Niederrhein mit -en wechselnd (s. o.) und in der nachbarschaft des Frankenwaldes und Erzgebirges mit -a. der nordostdeutsche rest ist endungslos bis auf zwei ausnahmedistricte: der eine zu beiden seiten des Weichseldeltas liegt ungefähr zwischen der curve Leba-Graudenz-Gurzno und der Passarge (-e), der andere ostwärts von Bischofsburg-Bischofstein-Rastenburg und dem 39 längengrade bis zur reichsgrenze (-e, vereinzelt -er und in der ſüdwestlichen ecke -a).

Eine analoge entwicklung des -n in *braun(e)* und in *wein* (s. o.) ist nur insoweit zu erwarten, als die eben beschriebene endungsentwicklung in *braune* nicht dagegen spricht. die grenze des ſüd- und mitteldeutschen gebietes, das das -n aufgegeben hat, läuft für *braune* von Säckingen und Schopfheim an über die westabhänge des Schwarzwaldes dem Rhein etwa parallel, stimmt dann aber ganz zu *wein*, soweit das gebiet nicht durch jene endungslinie eingeeengt wird, dh. sie stimmt für die bei *wein* aufgezählten orte von *Rastatt* bis *Haiger* und von *Alsfeld* bis *Ilmenau* (nur dass der Rhein nicht bei Braubach, sondern schon bei StGoar nordwärts verlassen wird); überall hier erinnert nasaliertes stammvocal an das ehemalige -n. das -n-lose gebiet östlich der unteren Oder ist viel beschränkter als bei *wein* und *mann* (Anz. xix 201) und entspricht hier nur ungefähr dem kreise Filehne-Nörenberg-Polzin-Janowitz-Goslin-Filehne.

Der ripuarische übergang des -n in den gutturalen nasal -ng stimmt zu *wein*, nur dass ihn bei *braune* auch der streifen Eupen-Aachen längs der belgischen grenze hat und seine scheidelinie daher zwischen *Aachen* und *Hünshoven* an der reichsgrenze zu beginnen ist; zwischen *Burg* und *Hückeswagen* schneidet er gen

n. noch eine kleine halbinsel um *Remscheid* herum aus, die also *brung* neben *wīn* hat. die gegenden mit *weng* und *wing* zwischen Fulda und Schwalm haben hier in bunter verschränkung *brünge* (um Rotenburg), *brümme* westlicher bis Borken-Schwarzenborn und westlich davor der reihe nach von n. nach s. winzige gebietchen mit *brāume* (südlich und südwestlich vor Borken acht orte), *bröngme* (zwischen Schwarzenborn und Gemünden siebenzehn orte), *braume* (zwischen Neukirchen und Neustadt zwölf orte), *brumme* (zwischen Schwarzenborn und Grebenau zehn orte). ausserdem *brong*, wider wechselnd mit seltneren *brom*, *bromm* im westlichsten lothringischen zipfel jenseits des 24 grades. eine parallele zu *wing* von Rastatt bis Bühl fehlt bei *braune*, dagegen stimmen *brung* nördlich vom Bodensee und im Allgäu.

Die nördliche diphthongierungsgrenze deckt sich im w. wie bei *wein* mit obiger gutturalisierungsgrenze und stimmt im übrigen zu *aus* (o. s. 210), nur dass hier *Wildungen*, *Cölleda*, *Artern* bereits diphthongieren; die süddeutsche stimmt wider zu *wein*, nur dass Mühlheim, Friedlingen, Ravensburg noch den monophthong bewahren. die westfäl. diphthongierung wie bei *aus*, nur längs des ganzen süd- und ostrandes ihres gebietes hier überwiegend *ou*. jener passus u. *aus* gilt auch sonst für *braune*, nur dass niederrhein. *brünn-* auf ein grenzgebiet etwa bis zur höhe Goch-Cleve-Emmerich beschränkt bleibt (das übrige land dort mit *üt(t)* hat *brunn-*, das ausserdem noch zwei enclaven nordwärts von Erkelenz und um Merscheid, Höhscheid zukommt), und dass die *ü* bei Olpe hier völlig fehlen. jenen hessischen gebieten mit *brünge* und *brümme* legt sich nordwärts *brünne* vor (um Felsberg und Melsungen) und dann *brunne* (um Züschen, Waldeck, Naumburg, Nidenstein, Cassel, Lichtenau); östlicher wider *ü* um Eschwege, Wanfried, Treffurt und um Vacha, das *ui* aber ausgedehnter als bei *aus* noch bis Salzungen, Lengsfeld, Tann. im ripuar. gutturalisierungsgebiet verteilen sich *brung-* und *brong-* im ganzen analog dem *wing* und *weng*; im südlichsten zipfel längs der grenze bei Bitburg etliche *brang-*. bei Ravensburg *brung* und *brong* im wechsel; sonst im süddeutschen monophthonggebiet im wesentlichen parallele vocalentwicklung mit *aus*. das -n-lose gebiet östlich der untern Oder hat in der südlichen hälfte *bruo*, in der nördlichen *brua*, wobei etwa der 53 grad die scheide bildet, und letzteres setzt sich westwärts noch etwas als *bruan* fort: vgl. entsprechende *wia*, *wio* Anz. xix 281 f. die vocalentwicklung endlich in den gebieten mit nhd. diphthong entspricht der bei *aus*, soweit sie nicht schon modificiert wurde, nur dass nordhair. *brā* wider (wie *äs* Anz. xviii 411) beschränkt ist auf einen schmalen streifen längs der reichsgrenze vom oberen Regen bis zur Schwarzach.

Die Dänen haben *brün* (häufig *bruen*); die Friesen haben *brünn-* (seltener *brönn-*, vereinzelt *brunn-*), auf Sylt, Amrum, Föhr keine endung, sonst -e.

32. *hause* (satz 26).

Nur satz 26 ist berücksichtigt, nicht auch satz 15, wo *nach hause* so häufig durch *heim* ersetzt ist, dass eine zusammenhängende darstellung für *hause* nicht möglich war.

Zum anlaut *h-* in früher slavischen gegenden vgl. Anz. xix 106.

Die grenzen der nhd. diphthongierung stimmen zu *eis* (Anz. xviii 409), nur Medebach (s. o. u. *aus* s. 210), Wildungen (statt dessen hier Waldeck, *Züschen*, Fritzlar, *Borken*), Cölleda, Schweinitz, Herzberg, Cüstrin, sowie Bischofsburg im no. und Ravensburg im s. sind auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie zu setzen. die übrige vocalgeschichte des wortes deckt sich im wesentlichen mit der von *aus* bis auf folgende abweichungen: östlich von Hamburg bis Ratzeburg und Wittenburg ist *hūs* mit etlichen *hues*, *hurs* durchsetzt; niederrhein. *hüss* reicht gen o. nicht bis Ruhrort und Dinslaken, sondern nur bis Orsoy und Wesel; vocalkurzes *huss-* nicht nur im Siegerland, sondern auch östlicher an der diphthongierungsgrenze in schmalem streifen von Fürstenberg über Sachsenhausen, Freienhagen, Wolfhagen bis Zierenberg, sowie in dem von *haus-*, *hüs-*, *huis-* umschlossenen teile Hessens an der Fulda; bei Olpe kein *ū*, sondern nur *u*, ebenso wenig an der Eifel; nordbair. *ā* nur in der beschränkung wie bei *braune* (o. s. 214); *ou* noch vorwiegend in dem oben skizzierten winkel an der Eder nördlich von Wildungen; um Fladungen und Bischofsheim kein *au*.

An der Ruhr um Mülheim und an der Wupper um Solingen, Ronsdorf, Remscheid, Dorp, Höhscheid wird bei langem stammvocal und vorhandener endung stimmloses *-s-* überliefert. *hausch* gilt zwischen Mittelmain und Neckar etwa für denselben bezirk wie *gänsch* (Anz. xviii 407, vgl. noch u. *eis* ib. 411, *sechs* 412, *nichts* xix 208).

In bezug auf die flexionsendung kann zumeist wider an die übrigen, analog entwickelten auslautenden *-e* angeknüpft werden (s. die citate o. s. 212); nur ist hier und da, namentlich im gebiet der Mittelelbe und in der Mark Brandenburg, zu beachten, dass dort in unserm satze der acc. für den dat. eingetreten ist. die grenze des endungsgebietes ist hier bei *hause* meist so deutlich, dass ihre nähere beschreibung am platze ist; der vergleich mit *gänse* (Anz. xviii 408) zeigt dann, wo die verwantschaft der verschiedenen *e-*grenzen eine sehr nahe, wo sie nur eine ungefähre ist. sie beginnt (orte auf dem endungsgebiete *cursiv*) im nw. bei *Friesoythe*, stimmt ost- und südostwärts ziemlich genau zu *gänse* bis *Öbisfelde* — eine strecke, wo alle jene *-e-*grenzen im wesentlichen identisch verlaufen —, folgt dann derselben acc.-linie wie bei *felde* (Anz. xix 285) bis *Landsberg a. W.* und schließt ungefähr wie *ik/ich*; nördlich dieser grenze fehlt die endung, nur das mündungsgebiet der Weser schwankt, außerdem aber erinnern an das ehemalige *-e* zahlreiche apostrophe und zwar

sowol *hūs* als sehr charakteristisch auch *hū's*, zu denen obige *hues* bei Hamburg als weitere stufe werden gestellt werden können. von *Friesoythe* läuft die linie längs der holländischen grenze über Papenburg, Meppen, *Haselünne*, *Lingen*, Neuenhaus, Schüttorf, *Rheine*, dann unsicher südwärts bis zur Ruhr — hier im westlichen Westfalen gehen alle jene -e-grenzen am weitesten auseinander —. von Hattingen a. R. bis *Gummersbach* übereinstimmung mit *gänse*, dann aber nördlicher übers Rothaargebirge wie *ik/ich* bis *Winterberg* und weiter über *Hallenberg*, *Battenberg*, *Frankenberg*, *Rosenthal*, *Gemünden*, *Borken*, *Homberg*, *Rotenburg*, *Sontra*, *Creuzburg*, *Treffurt*, *Langensalza*, *Gotha*, *Arnstadt*, *Plaue*, *Ilmenau*, *Gehren*, *Gräfenthal*, *Probstzella*, *Ranis*, *Ziegenrück*, *Auma*, der rest wie *gänse*, von dem schon die letzten abweichungen vom Thüringerwald an ebenso geringe waren wie von den übrigen -e-paradigmen; diese eben beschriebene grenzstrecke von der Ruhr an ist für *hause* sehr scharf, nur die oben beschriebene enclave an der Wupper hat *hū/se*, und östlich der oberen Saale finden sich noch etliche -e im endungslosen gebiet; sonst schwankt nur Schlesien in der nähe des Iser- und Riesengebirges und in dem östlich und nordöstlich von Sprottau und unterem Bober gelegenen teil des abgeteilten endungsgebietes zwischen formen mit und ohne endung. eine besonderheit stellt Mülheim a. Ruhr und umgebung mit schwachem *hū/sen* dar.

Die östliche hälfte der hd. enclave in Ostpreußen ersetzt *haus* überwiegend durch *gebäude*.

Die Dänen haben *hūs* (mit einigen *hues*), die Nordfriesen *hūs* und *hōs*, worüber unter *aus* zu vgl.

33. *häuser* (satz 33).

Zu *h-*, den nhd. diphthongierungsgrenzen, *s* > *sch* und ostpreufs. *gebäude* genügt ein hinweis auf den eben behandelten singular des wortes, wenn man auch hier, innerhalb der flexion ein und desselben paradigmas, vorurteilsfrei nicht auf absolute übereinstimmung ort für ort rechnet; so sind die ostpreufs. *gebäude* hier im plural viel seltener als dort im singular, und zwischen Main und Neckar combinirt manches grenzdorf *hausch* und *häuser*; ja jenen *hū/sen* bei Mülheim und *hū/se* bei Solingen mit stimmlosem */s* stehn hier lediglich *hüser* mit tönendem *s* gegenüber. die diphthongierungsgrenze divergiert bei sing. und plur. nur am Thüringerwald, indem der immer monophthongische zipfel an der oberen Ilm um Gehren hier im plur. umfangreicher ist und von den größeren orten noch Plaue, Ilm, Kranichfeld einschließt; der grund ist der, dass der plur. hier verkürzten stammvocal hat (*hisser*, s. u.), dass daher die verkürzung schon eingetreten sein wird, als die diphthongierung begann.

Die eben erwähnte gegend mit *hisser* bildet den südöstlichsten zipfel eines großen hessisch-thüringischen gebietes zu beiden seiten der Werra, dem diese vocalverkürzung eigen ist; seine west- und

ostgrenze bildet die diphthongierungslinie, dort von Fritzlar bis Lauterbach, hier von Ilmenau bis Harzgerode; seine nordgrenze folgt von Fritzlar der Eder abwärts, zieht von deren mündung an die Werra bei Hedemünden und folgt von hier der *ik/ich*-linie, bis diese sich mit der diphthonglinie zwischen Harzgerode und Hettstädt schneidet; die südgrenze endlich zieht von Lauterbach gen o., südlich an Hünfeld und Geisa vorbei, überschreitet die Werra westlich von Schmalkalden, geht dann gen n. auf den Rennstieg, um diesem nach so. zu folgen und hier südlich von Plaue wider die diphthonggrenze zu treffen; der vocal in diesem kürzegebiet ist zu *i* entrundet, nur längs des Rennstieges und am rande südlich von Salzungen, Lengersfeld u. außerdem gilt vocalkürze (*hüsser*) wie bei *hauser* (*hüsse* o. s. 215) nur noch für den schmalen nd. streifen längs der hd.-nd. sprachscheide von Fürstenberg bis Zierenberg und westlicher über Medebach bis Winterberg.

Der umlaut fehlt einigen bezirken an der westgrenze des reiches: der ostfriesischen ecke etwa bis Langeoog-Friesoythe und Friesoythe-Papenburg, einigen orten im Vechtegebiet von Schüttorf abwärts (*hūs*-) und einem großen teil der Rheinprovinz; hier beginnen die *hūs*- jenseits einer etwaigen linie Kaldenkirchen-Köln, zunächst vereinzelt, dann immer häufiger, bis sie jenseits der linie Heinsberg-Bonn bei weitem überwiegen; sie herrschen bis zur diphthonglinie und werden südlich dieser durch ebenfalls umlautsloses *haus*-, *hous*- fortgesetzt bis zu einer linie, die an Adenau, Daun, Bitburg nordwestlich vorüberzieht; auch rechtsrheinisch treten noch viele *hūs*- auf zwischen Sieg und Wupper bis gegen Freudenberg, Neustadt, Wipperfürth hin.

Zur westfäl. diphthongierung s. Anz. xviii 410; auch hier ist ihr resultat *huīs*- (wie *uis* < *īs*), aber schon durchgängiger und vollendeter, obwol die verschiedensten nünancen bis zum alten *ū* zurück auch hier noch vorhanden sind; nördlich der Lippe und an der mittleren und unteren Diemel überwiegt *hōūs*-; auch im no. wider östlich der Persante etliche *huīs*- und südlicher zur Brahe hin einzelne *hius*-.

Auf monophthongischen gebieten bleibt sonst nur noch die verteilung von *ū* und *ī* zu besprechen. ersteres ist das allgemeine bis auf folgende *ī*-ausnahmen: an beiden ufern der Wesermündung von Bremen bis Brake; in den interessanten dörfern nördlich von Braunschweig, die *ū* für *ī* haben (o. s. 211); im südlichsten teil des kreises Siegen; an der Eder und Fulda in dem zwischen dem *hiss*-bezirk und der *ik/ich*-linie liegenden zipfel mit Naumburg, Gudensberg, Cassel; zwischen der *ik/ich*-linie und dem Harz und weiterhin einen schmalen südrand des nd. monophthonggebietes bis an die Netze bildend und somit vom nördlichen *hūs*- zum südlichen *heis*- (s. u.) überleitend; ferner östlich der Weichsel (natürlich außer der hd. enclave, die *heiser* hat,) und westlich von ihr bis etwa zur Brahe und Wipper hin, hier bunt

mit *ü* wechselnd; endlich im süddeutschen monophthongbezirk mit ausnahme des südlichsten Baden etwa jenseits Freiburg-Radolfzell, doch so, dass das linke Rheinufer reines *i*, das rechte wechsel zwischen *i* und *ü* aufweist (vgl. u. *müde* Anz. xix 352 f).

Im diphthongierungsbereich herrscht *äu* ohne entrundung (wie namentlich *öü*, *oi* uä. schreibungen dartun) zwischen Eifel und unterer Mosel, sodann in einem grossen östlicheren gebiete, dessen ungefähre grenze vom Siebengebirge bis zur Lahnquelle der diphthonglinie, dann etwa der Lahn bis Marburg folgt, südöstlich auf Herbstein zieht, wider der diphthonglinie nachgeht bis zum süde des Thüringerwaldes, über den Frankenwald läuft und endlich gegen s. etwa folgender curve entspricht: Münchberg, Baireuth, Erlangen, Rothenburg a. T., Osterburken, Miltenberg, Aschaffenburg, Wiesbaden, Limburg, Westerbürg, Altenkirchen. *äu* ist endlich Schlesien eigen und seine herrschaft reicht hier gen n. etwa bis Posen-Meseritz-Crossen, gen w. bis zum wendischen Spreeland und dieses südlich umfassend schliesst es noch eine enclave des Sachsenlandes mit ein, deren rand im n. mit dessen politischer grenze, im w. mit der Mulde, im s. mit der curve Chemnitz-Dresden-Schandau bezeichnet sein mag. überall sonst überwiegt *ei* im wechsel mit *äu*, aber in verschieden-gradigem verhältnis; so hat besonders das schwäbische noch so zahlreiche *äu* und *eu*, dass die schriftsprache zur erklärung nicht ausreicht, vielmehr hier erst ein geringerer grad der entrundung erreicht zu sein scheint als in den andern gegenden (vgl. wider unter *müde* aao.). endlich bleibt noch zu erwähnen, dass junge monophthongierung des nhd. diphthongs, wie sie bisher für alle paradigmata mit diesem zu constatieren war, in *häuser* (vgl. *äs* Anz. xviii 411, *ös*, *äs* o. s. 211 f usw.) nur widerkehrt zwischen Saale und Elster, sowie am Böhmer und Bairischen Wald, dass sie hingegen in Schlesien, wo sie sonst ein grosses festes gebiet ausmachte, nur in wenigen vereinzelter ortschaften bezeugt wird und hier daher der sing. *hōs* und der pl. *häuser* (auch mit *oi*, *oui* uä.) lautet.

Für den auslaut *-er* kann wider (wie bei *bruder* o. s. 110, *wasser* Anz. xix 283) auf *winter* Anz. xix 110 verwiesen werden, jedoch unter folgenden einschränkungen. nimmt man die oben skizzierte ostfriesische ecke (mit umlautslosem *hūs-*) vorweg, die die endung *-en* hat (vgl. *gansen* Anz. xviii 406. 408 f), dann sei vom nordwestlichen niederdeutsch ein bezirk etwa durch eine curve abgeteilt, die von Geldern über Xanten nach Isselburg, ostwärts über Bocholt und Borken nach Haltern a. d. Lippe zieht, dieser bis Hamm folgt, ganz unsicher längs Werse und Ems gen n., von Haselünne wider östlich nach Vechta, von Vechta nördlich gegen Oldenburg läuft und dann ungefähr durch den 53 Breitengrad bis zum schnitt mit dem 28 Längengrad, endlich durch diesen bis an die Ostsee gebildet wird: dieses ganze nordwestliche grenzgebiet hat einmal die endung *-e* gehabt, die heute nach maßgabe

ller übrigen plural-*e* geschwunden oder erhalten ist (vgl. unter *gänse* Anz. xviii 408), dh. sie fehlt am Niederrhein, ist im schwinden begriffen an der oberen Vechte, besteht noch an der Ems und ehlt wider nördlich vom 53 grade, wenn auch namentlich im mündungsgebiet der Weser noch viele erhaltene -*e* die jugend des sonstigen schwundes bezeugen. freilich ist jenes ganze gebiet mehr oder weniger mit -*er*-formen durchsetzt. sonst kommen auf **hüse* zurückgehende formen mit abfall des -*e* nur zerstreut noch auf nl. boden zwischen Oder und Weichsel vor. die endung -*ere* zu beiden seiten der mittleren Weser entspricht der von *winter* (Anz. xix 110); ebenso im o. von Forst bis Müllrose, von wo sie sich bei *häuser* dann aber viel weiter nach w. erstreckt und noch einem district zwischen Müllrose, Königswusterhausen, Treuenbrietzen, Herzberg, Finsterwalde, Buchholz, Friedland zukommt. ebenfalls zweisilbige -*ere* an der oberen Saar innerhalb des bogens Saarlautern, Lützelstein, Pfalzburg, Saarburg werden auf *-*eren* zurückzuführen sein.

Die plattdeutsche form lautet *hūs*, die auf **hüse* zurückgeht, wie häufiges *hues* beweist (häufiger als im sing., vgl. sonst o. s. 215 f). Die Nordfriesen haben *hüssinge* und *hössinge* (daneben -*inger*, -*ing*, -*eng*, auch -*ang* auf Amrum).

34. *leute* (satz 38).

Die nhd. diphthongierung herrscht nördlich der Mosel nur so weit, als nicht durch die gutturalisierung des folgenden dentals vocal-kürze eingetreten war (s. u.); erst zwischen Blankenberg a. d. Sieg und *Altenkirchen* fällt ihre grenze mit der allgemeinen diphthongierungslinie zusammen und stimmt im einzelnen zu der von *hause* (o. s. 215), nur dass für Schweinitz a. d. schwarzen Elster, einen schwankenden grenzort, hier wider alte länge bezeugt wird; die süddeutsche diphthonglinie variiert nördlich vom Bodensee ein wenig, indem Stockach und einige nachbarorte hier schon diphthongieren.

Sonst ist der vocalismus in *leute* im wesentlichen gleich dem oben behandelten in *häuser* (nur gewöhnlich die schreibung *eu* statt des dortigen *äu*), bis auf folgende eigenarten. natürlich fehlen die formen ohne umlaut. Mecklenburg und Pommern deuten mit etlichen *üe* auf die verlorene endung (s. o. s. 215 f), während bei *häuser*, wo diese bedingung fehlte, reines *ü* herrschte. das dortige hess.-thüring. gebiet mit vocal-kürze (*hisser*) hat hier lediglich alte länge (*ī* und *ī̄* mit gleicher verteilung wie dort *i* und *ü*); nur ein nördlicher zipfel an der oberen Leine, der von Hedemünden bis Worbis durch die *ik/ich*-linie, von Hedemünden bis Allendorf durch die Werra und gegen so. durch einen Wanfried und Dingelstedt nicht mehr umschließenden bogen begrenzt wird, hat kurzen vocal, wie die consonantengemination dardarf (im westlichen drittel *lütde*, sonst *lütde*). außerdem hat *leute* kurzen vocal im ripuarischen gutturalisierungsgebiet (s. u.) und in

einigen daranstoßenden enclaven, so nördlich davon im wesentlichen rechtsrheinisch bis Ürdingen-Werden-Langenberg-Barmen-Remscheid (*lütt*) und südlich davon zwischen 50 Breitengrade und Sauer (*lett*, *lütt*, auch vereinzelt in der Gegend von Diedenhofen); endlich im süddeutschen monophthonggebiet (*litt*, *lütt*, mit Verteilung von *i* und *ü* wie bei *häuser* und mit zahlreichen einfachen *t*-Schreibungen). schlesisches *läte* fehlt vollkommen, sodass die dortigen vereinzelt *häuser* nur analogiebildungen zum monophthongischen sing. sein werden; vielmehr deuten versprengte *ō*, *oa*, *ou*, *au* darauf hin, dass der Weg der monophthongierung hier ein anderer sein wird ($oi > \bar{o}$). für sich steht *ō* an der Vechte und Ems um Neuenhaus, Lingen, Nordhorn, Schüttorf und zerstreut weiter südwestlich längs der Reichsgrenze bis zum Niederrhein hin, *eu* in einigen Orten nördlich davon und westlich von Meppen, *eu* in schmalen Streifen zwischen Wilsnack und Ruppin. zum ripuarischen vocalismus s. u. beim consonantismus.

Das Gebiet der westfäl. diphthongierung ist hier bei *leute* von allen bisherigen Paradigmen am größten und abgerundetsten; es sei daher genauer beschrieben als Anz. xviii 410. es lagert sich der *ik/ich*-linie nordwärts vor vom Rothaargebirge bis zum Oberharz, nur von Fürstenberg bis Hedemünden herrscht in ihrer nächsten Nähe, etwa bis einschließlich Corbach, Landau, Liebenau, Trendelburg, noch ausschließlich alter monophthong, der auch sonst überall im übrigen Gebiet (am wenigsten in seinem westlichen Flügel) noch geschrieben wird, desgl. am östlichen Ende von Worbis bis einschließlich Duderstadt und einschließlich Osterode. gegen w. bleiben Olpe, Attendorn, Plettenberg, Neuenrade, Hob. Limburg, Schwerte, Lünen, Werne, Ahlen, Warendorf, Versmold, Melle, Lübbecke, Minden noch gerade von dem lautlichen process ausgeschlossen. von der Werremündung bis Rinteln ist die Weser Grenze, die dann östlicher Süntel- und Deistergebirge ein- und Obernkirchen, Stadthagen, Sachsenhagen, Wunstorf ausschließt. die Leine wird oberhalb Hannover gekreuzt und weiter gen o. Burgdorf aus-, Peine ein-, Braunschweig ausgeschlossen, endlich gehts gen s. auf den Oberharz zu über Wolfenbüttel, *Hornburg*, Osterwieck, *Goslar*, wobei die beiden *cursiv* gedruckten Orte im Innern des Gebietes bleiben. restierende *ü* sind am Rande des Gebietes am häufigsten; an einigen Stellen dieses Randes überwiegen aber die *öü* und verwante Schreibungen, so an der Lenne zwischen Altena und Iserlohn, wider nördlich der Lippe an der obersten Ems bis zum Teutoburger Wald, ferner am Südrande von Rhoden-Warburg über Peckelsheim-Borgentreich bis Borgholz und Beverungen; im Leinegebiet oberhalb Göttingen herrscht *eu* vor. sonst ist *ui* das allgemeine, besonders zwischen Teutoburger Wald und Weser öfter durch *ü* ersetzt.

Vom consonantismus, soweit er nicht schon berücksichtigt wurde, bespreche ich zunächst den Bezirk der ripuarischen gut-

turalisierung, der mit den betr. angaben unter *pfund* usw. (Anz. xix 104 ff), auch unter *luft* (ib. 277 f), *wein* (280) zu vergleichen ist und folgende begrenzung hat (-*ck*-orte *cursiv*): *Montjoie*, Eupen, Cornelimünster, Stolberg, Eschweiler, *Düren*, Aldenhoven, Jülich, *Bergheim*, *Grevenbroich*, Odenkirchen, Gladbach, Neufs, Düsseldorf, *Leichlingen*, Höhscheid, Dorp, *Burg*, Remscheid, Hückeswagen, Wipperfürth, Gummersbach, Waldbröl, *Blankenberg*, Altenkirchen, *Linz*, *Sinzig*, Breisig, *Adenau*, Virneburg, Kelberg, Daun, *Gerolstein*, *Schönecken*, Killburg, *Bitburg*, *Neuerburg*. dem an das südende angrenzenden *lett*, *lätt* (s. o., vgl. *dutt* Anz. xix 350, das aber noch östlicher in hier schon diphthongierendes land greift) entsprechen im südlichsten teile jenes bezirkes *leckt* und *leck* bis zur Schnee-Eifel (vgl. *dukt* und *duck* aao.); nördlich dieser kommt *löckt* einem westlichen grenzstreifen zu bis in die höhe von Malmedy; sonst herrscht *löck*, das durch *lück* ersetzt wird im nördlichsten teil etwa innerhalb des winkels Gladbach-Köln-Gummersbach.

Beim schnitt der ostgrenze dieses *ck*-gebietes mit der Sieg ist sodann eine linie einzusetzen, die von hier zu der entsprechenden scheide bei *müde* (Anz. xix 354) im grofsen und ganzen stimmt und gegen s. diejenigen formen abschneidet, die den dental als *d* oder *t* bewahrt haben¹. nördlich dieser linie hat sich das *d* nur innerhalb des winkels erhalten, der etwa in Ülzen seinen scheitel hat und den einen schenkel nach Travemünde, den andern nach Winsen und die Elbe abwärts sendet, obwol der schwund des dentals auch hier schon oft genug bezeugt wird, namentlich im östlichen teil des bezirkes; sonst noch *d* an der oberen Vechte von Gronau-Dülmen bis Rheine-Münster (wechselnd mit seltenerem ausfall oder *r*) und *t* an der unteren Ruhr von Kettwig abwärts (*lüt* als nördliche fortsetzung des erwähnten *lätt* um Düsseldorf und Elberfeld); übergang in *r* wie bei *müde*; der Niederrhein hat *lāj* bis einschliesslich Straelen, Gelderu, Dinslaken und ausschliesslich Dorsten, Isselburg.

Innerhalb jenes grofsen complexes, der sonst den dental bewahrt, hat der westliche waldeckisch-hessische zipfel vorwiegend *d*, das auch östlich der Fulda etwa bis Rotenburg-Worbis vorkommt (über *dd* s. o.), sonst *t*, das östlicher an die *ik/ich*-linie reicht bis Ermsleben, das aber selbst schon *t* hat, und dann meistens mit dem nhd. diphthong in seiner ausdehnung zusammenfällt; doch haben zb. jenseits der Elbe wider Schweinitz und Schönewalde mit nachbarschaft *līte* und die gegend zwischen Frankfurt, Lebus, Göritz, Sonnenburg, Drossen, Reppen *leide* (vgl. o. u. aus s. 210); sonst *d* im *t*-gebiet häufiger im kgr. Sachsen (bei vor-

¹ dieser verweis auf *müde* setzt voraus, dass man sich jene karte auf dem papier reproduciert hat; wer sich die linie für *leute* nur nach dem text von *müde* zeichnen will, wird das etwas umständlich finden; vielleicht gestattet später die zu erhoffende gröfsere raumfreiheit in solchen fällen eine kurze, für den benutzer bequemere widerholung. — Anz. xix 354 z. 28 lis nördlicher st. südlicher.

handener endung). an der unteren Glatzer Neisse zwischen Brieg und Falkenberg öfter *leutte*. östlich der unteren Oder *lüg*, *lūj* wie *mög*, *mōj* bei *müde*. vereinzelte *leur*, *leir* noch in der Pfalz um Kusel und Baumholder und im hessischen längs der grenze zwischen dentalschwund und -erhaltung.

Das plural-*e* hat im allgemeinen die gleiche ausdehnung wie bei *gänse* (Anz. xviii 408), nur dass alle süddeutschen endungsreste, die dort auf *-en* zurückgehn, hier völlig fehlen. im sw. des grossen norddeutschen *e*-gebietes überwiegen flexionslose formen schon viel weiter nach Westfalen hinein, etwa bis zur ungefähren curve Stadtlohn-Münster-Hamm-Altena; von hier gen s. und so. ist ihre grenze sehr deutlich und sei (zum vergleich mit *gänse* und mit *hause* o. s. 216) hier beschrieben (endungsorte *cursiv*): Lüdenscheid, *Plettenberg*, Meiuertshagen, *Attendorn*, Drolshagen, *Olpe*, Hilchenbach, *Laasphe*, *Biedenkopf*, *Marburg*, Amöneburg, *Kirchhain*, Neustadt, *Rauschenberg*, *Gemünden*, Treysa, *Borken*, *Homberg*, Schwarzenborn, *Rotenburg*, Hersfeld, Berka, *Sontra*, Creuzburg, *Treffurt*, *Mühlhausen*, Thamsbrück, *Schlotheim*, *Tennstedt*, Gebesee, *Sömmerda*, *Erfurt*, Gotha, *Arnstadt*, Ohrdruf, *Plaue*, Ilmenau, der rest wie bei *gänse*. zu etlichen *-er*, *-r* im mündungsgebiet der Weser s. u. *müde* Anz. xix 355.

Die Dänen haben *folk*; dgl. ein teil der Friesen; Sylt überliefert *lidden*, Amrum und Föhr *lidj*, das Saterland *lyde*.

35. *leuten* (satz 40).

Einige abweichungen im consonantismus gegenüber dem eben behandelten nomin. erklären sich aus der verschiedenheit der endungen, deren entwicklung daher hier vorweggenommen wird. ich beschreibe zuerst ein grosses nd. und md. gebiet mit bewahrtem *-en* und der nordgrenze (*-en-orte cursiv*) Düsseldorf, Gerresheim, *Merscheid*, *Gräfrath*, Wülfrath, *Elberfeld*, Westhofen, *Iserlohn*, Unna, *Werl*, Beckum, *Soest*, *Lippstadt*, *Gütersloh*, Warendorf, *Versmold*, Osnabrück, *Melle*, *Lübbecke*, *Rhaden*, Diepholz, Syke, Hoya, *Rethem*, *Nienburg*, Hudemühlen, *Celle*, Wittingen, *Gifhorn*, Obisfelde, *Braunschweig*, Helmstedt, *Schöningen*, Schwanebeck, *Halberstadt*, Kroppenstedt, *Quedlinburg*, *Ermsleben*, Aschersleben, Bernburg, von hier ostwärts die unter *felde* (Anz. xix 285, vgl. *hause* o. s. 215) skizzierte acc.-grenze bis Landsberg a. Warthe, der rest etwa wie *ik/ich*; die südgrenze geht von Köln (linksrheinisch wird zwischen Düsseldorf und Köln nur noch ein kleiner etwa bis zur Erft reichender *-en-district* mitgenommen) bis Linz um wenige orte dem Rhein parallel, dann nordöstlich zum Rothaargebirge, über dieses bis *Schmallenberg*, Berleburg, dann entsprechend der *-en-grenze* von *sitzen* (Anz. xix 359) bis zum Thüringerwald, endlich über den Frankenwald und östlich von Hof auf die reichsgrenze; dieses gesamte gebiet bewahrt *-en*, das nur öfter zwischen Teutoburger wald, Wiehen- und Süntelgebirge, ferner im kgr. Sachsen, seltener in Schlesien und sonst zu *-n*

synkopiert wird; die schles. gebirgsgegenden haben *-a* wie bei *sitzen* (Auz. xix 360) und *machen* (o. s. 208).

Alles land, das nördlich dieses complexes zwischen Rhein und Oder liegt, ersetzt den dat. im vorliegenden satze durch den acc., der dem oben behandelten nom. gleicht. dasselbe gilt für das noch übrige linksrheinische land nördlich vom 51 Breitengrade. östlich der unteren Oder und nördlich der *-en*-grenze herrscht der acc. noch bis etwa Misdroy-Stargard i. P.-Driesen, ferner im ganzen no. jenseits einer ungefähren linie, die vom Gardeschen see an der Ostsee nach Pr. Stargard, weiter südlich nach Culm, östlich nach Bischofswerder, südöstlich nach Lautenburg zieht, wo nur im mittleren teil, etwa zwischen Passarge, unterem Pregel und 39 grad, zahlreiche *-e* (< *-en*) ein schwanken zwischen dat. und acc. bezeugen. das dazwischen liegende gebiet in Pommern und Posen hat den dativ, dh. *-e*, *-ā*, *-a*, *-o* wie bei *sitzen* und *machen*.

Alle noch übrigen gegenden südlich jenes grossen *-en*-bezirkes haben gleichfalls in weiten strecken den dat. bereits aufgegeben, in anderen liegen dat. und acc. im unentschiedenen kampf, und nur selten lässt sich ein ausschliessliches dat.-gebiet noch abgrenzen. letzteres ist einmal im w. an der luxemburgischen grenze der fall, wo reines *-en* (nie *-n*) soweit reicht wie bei *machen* (o. s. 209), nur im s. eingeschränkter bis Bolchen und Saarlouis einschliesslich; ferner im nordbair., wo etwa zwischen Donau, Rednitz und Bamberg-Hof *-n* (fast nie *-en*) durchaus überwiegt, freilich längs der Donau schon viele endungslose accusative eindringen, die dann zwischen Donau und Lech die *-n*-dative immer mehr, wenn auch nie vollständig, verdrängen. sonst finden sich unzusammenhängende und voraussichtlich immer mehr zusammenschrumpfende dativreste im ripuarischen und südlicher längs des randes jenes moselfränk. *-en*-gebietes (meist *-e*, selten *-en*), ferner im hessischen längs des grossen nördlichen *-en*-complexes ungefähr bis Treysa-Fulda-Fladungen-Zella (*-e*); in beiden fällen spricht die nähe der noch deutlich fixierbaren *-en*-grenze dafür, dass die dative auf *-e* (< *-en*) dem acc.-angriff leichter zugänglich sind als die auf volles *-en*; zu scheiden hiervon ist ein westlicheres *-e*-gebiet an der oberen Lahn und Eder, dessen *-e* die alte acc.-endung ist, wie genaue übereinstimmung mit der linie beim vorigen paradigma beweist. im alem. hält sich der dat. neben dem acc. noch im Elsass zwischen Breusch und Biber (*-e*, seltener *-a*), in dem etwa durch Lahr-Radolfzell abgeschnittenen Rheindreieck (dgl.), an den oberläufen von Neckar und Donau und längs des Bodensees und der südöstlichen reichsgrenze (*-a*), endlich an der bair.-fränk. grenze im no. um Nördlingen, Öttingen, Wassertrüdingen (*-a*).

Ein besonderes wort verlangen endlich noch pleonastische endungsformen, die vereinzelt schon im beschriebenen nordbair. bezirk erscheinen (*-nen*, *-nan*), dann aber besonders seinem westlichen vorlande charakteristisch sind ungefähr bis Altmühl,

Steigerwald und Hassfurt-Zella (vornehmlich *-na*, um Zella *-ene*) und alle auf *-enen* zurückgehn (vgl. nhd. *denen*). die spätere zugehörige artikelkarte wird solche endungen gleichfalls aufweisen, und ein vergleich von *den* und *leuten* wird dann zeigen, dass das schwanken zwischen altem dat. und eindringendem acc. sich hier in allen möglichen combinationen ausspricht, nämlich (in sonst nhd. form) *mit den leuten*, *mit denen leuten*, *mit den leutenen*, *mit denen leutenen*, *mit den leute*, *mit denen leute*, *mit die leuten*, *mit die leute* (nur *mit die leutenen* scheint nicht vorzukommen). überhaupt ist für die frage nach dat. oder acc. der vorangehende artikel nicht immer maßgebend, und es fragt sich häufig, ob der acc. *leute* nur formal oder auch syntaktisch verwendet wird, d.h. ob man decliniert dat. *den leute*, acc. *die leute* oder *die leute*, *die leute*.

Aus dieser geschichte der flexionsendung erklären sich die abweichungen bei *leute* und *leuten* im dental. zunächst wird dort, wo der nom. endungslos ist und daher im auslaut tenuis geschrieben wird, bei bewahrter dativendung natürlich häufig media geschrieben, so im ripuarischen *gg* für *ck*, *ckd* für *ckt*, *dd* für *tt* (*lüggen* am Rhein zwischen Köln und Düsseldorf, *lögge* südlicher, *löckden*, *leckden*, *leggen*, *ledden* an der Eifel), entsprechend *d* für *t* im moselfränk. *-en*-gebiet (*leiden* überwiegend), *dd* und *tt* wechselnd in den endungsformen der alem. monophthonggegenden (*lidde* und *litte*, *lüdde* und *lütte*), *d* und *t* wechselnd in den schwäb. und bair. dativresten (*leida* und *leita*, *leida* und *leitn*). im nordbair. *-n*-bezirk ist der verschlusslaut vielfach ganz geschwunden, resp. dem folgenden *n* assimiliert (*lein*, *leina* usw.). die dem moselfränk. *-en*-complex ostwärts vorgelagerten endungsformen haben häufig *r* statt *d* (*leire*), das vereinzelt schon beim nom. auftrat (*leir*) und für die jugend der apokope zeugen konnte; dgl. sind die hess. *r* hier im dat. zahlreicher (*leire*, *lire* zwischen Ziegenhain und Hersfeld). das im wesentlichen rechtsrheinische gebiet von Düsseldorf bis Ürdingen, das den nom. *lütt* hatte, hat in seiner kleineren östlichen hälfte (etwa von Merscheid-Velbert bis Remscheid-Langenberg) noch den selbständigen dativ *lüden* (westlicher den acc.), und ein zipfel um Grevenbroich zu beiden seiten der Erft unterscheidet den acc. *löck*, *lück* und den dat. *lügen*, *lüe*.
(fortsetzung folgt.)

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

Am 19 januar starb zu Wien im 37 lebensjahre der k. und k. gymnasialprofessor dr KARL TOMANETZ, der dem Auz. auf dem gebiete der deutschen syntax ein treuer mitarbeiter war.

Doc. dr GUSTAV CEDERSCHÖLD in Lund ist als professor der nord. sprachen nach Göttenburg berufen; privatdoc. dr ANDREAS HEUSLER in Berlin wurde zum außerordentl. professor befördert. — für deutsche philologie habilitierte sich in Wien dr KARL KRAUS, für neuere deutsche litteratur in Wien dr OSKAR F. WALZEL, in München dr KARL BORINSKI.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 3 Juli 1894

Nennius Vindictus. über entstehung, geschichte und quellen der *Historia Brittonum*. von HEINRICH ZIMMER. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1893. viii und 342 ss. — 12 m.

Nicht nur äußerlich erinnert dies buch an Müllenhoffs Altertumskunde: auch die methode der forschung, welche Müllenhoff auf germanischem gebiete so erfolgreich ausgebildet hat, erscheint hier auf die keltische philologie übertragen; auch die darstellungsweise, welche die untersuchung selbst vorlegt und, indem diese keiner schwierigkeit aus dem wege geht, die aufmerksamkeit des lesers gewaltig in anspruch nimmt, kehrt bei Z. wider. ref. ist außer stande, die sprachdenkmäler in irischer und walischer sprache, welche dabei in frage kommen, selbständig nachzuprüfen; schon deshalb muss er sich begnügen, mehr einen bericht über die überaus reichen ergebnisse Z.s abzustatten, als dass er sie zu beurteilen unternähme. für einen solchen bericht ist durch Z. selbst die grundlage gelegt worden in der zusammenfassung auf s. 275 ff. doch wird es sich verlohnen, in diese übersicht noch manche andre puncte aufzunehmen, insbesondere solche, die für die deutsche philologie eine besondere bedeutung anzusprechen haben. es handelt sich um die von jeher mit einander in verbindung gesetzten schriften des Gildas und Nennius. Gildas der weise (s. 255 ff), gegen 500 geboren, war in seiner jugend in Irland gewesen, hatte aber seine bildung durch Iltut in Glamorgan erhalten; er verfasste vor 547 seine klagschrift 'De excidio Britanniae' an die herscher in Südwestbritannien, blieb nach einer Romfahrt 555 in der Bretagne und starb 570 in dem von ihm in der nähe von Vannes gestifteten kloster, nachdem er noch einmal Irland besucht hatte. ihm, nicht dem in der hs. genannten Lathacan, gehört auch die in reimenden elfsilblern verfasste 'Lorica' an, welche die abwendung einer seuche, vermutlich der von 547 erfleht; wie auch die 'Hisperica famina' und ein alphabetischer hymnus in der gleichen zeit und umgebung geschrieben sind, unter dem einfluss des Martianus Capella und des Juvenecus, in einem latein, welches mit griechischen und hebräischen worten gespickt ist (s. besonders den anhang s. 291 ff, den die latinisten nicht außer acht lassen werden). Gildas nun schrieben die walisischen schriftsteller des 12 jhs. auch die 'Historia Brittonum' zu (s. 308 anm.). diese gehört aber vielmehr dem Nennius an, dessen existenz ganz

mit unrecht auch von neueren angezweifelt wird: Nennius schrieb sie 796 in der gegend des heutigen Builth am Wye, westlich von Hereford. er benutzte dabei allerdings Gildas klagschrift, welcher er auch einige phrasen entlehnte, obschon er ihrem schwulste gegenüber sonst recht unbeholfen schreibt. er flocht reichlich chronologische und genealogische notizen ein, von denen er die ersteren teils aus Euseb-Hieronymus und Prosper entlehnte, teils aus einer irischen schrift 'De sex aetatibus mundi' mit mancherlei rechenfehlern anpasste. in diese 628—640 verfasste schrift war auch die fränkische Völkertafel und zwar in der fassung der Reichenauer hs. aufgenommen (s. 253), obschon die andere, verbreitetere fassung auch in Irland bekannt war; vermutlich waren es bretonische mönche, welche vielleicht nicht nur vermittelten, sondern auch an der herstellung der Völkertafel an teil haben. noch andere irische quellen flossen Nennius zu: ein 'Lebor Gabala', der wol schon dem tractat 'De sex aetatibus' angehängt war und die sagen von den verschiedenen besitzergreifungen auf Irland zusammenfasste; ein 'Liber Sancti Germani' und eine 'Vita Patricii'. an Gildas klagschrift schloss sich schon früher eine reihe von notizen über die geschichte der anglischen und kymrischen reiche in Nord- und Mittelbritannien, bis 679 fortgeführt, später noch mit zusätzen versehen. diese notizen sind das einzige stück in Nennius, welches selbständigen historischen wert hat, und zwar nur wegen des verlustes seiner vorlage. eingeflochten sind hier die anglischen königsreihen bis auf Woden zurück; auch die kentische findet, wenn auch verstümmelt, ihren platz in Nennius. am schlusse vermehrte Nennius die Mirabilia, insbesondere um solche seiner heimat. er nennt sich einen schüler des bischofs Elbodug von Bangor, und zu dessen absicht, die früher selbständige kirche von Wales Rom zu unterwerfen, stimmt nicht nur die aufnahme der Patriciuslegende, sondern auch die einföhrung eines Lucius als des ersten christlichen königs von Britannien (s. 145 ff). eben diese richtung teilte auch Beulan, welchem eine interpolierende, auf Beda rücksicht nehmende bearbeitung zugeeignet ist: der schüler Beulans nennt sich, vielleicht nur pseudonym, Samuel, und schrieb 810 auf der insel Anglesey. aus dieser nordwalisischen bearbeitung floss eine irische übersetzung von Gilla Coemgin um 1070, welche, wenn sie auch die ausdrucksweise kürzt, doch den inhalt des Nennius am getreuesten wiedergibt. aus einer anderen, auch durch blattumstellung verderbten vorlage giengen die lateinischen handschriften, insbesondere die harlejanische hervor, deren fassung in Süd wales schon 831 vorhanden war und die zt. später wider zusätze aus der nordwalisischen form erhalten haben. noch weiter entstellt, insbesondere durch weglassung der in Beda besser und ausführlicher erhaltenen partien über die geschichte der Angelsachsen, auch stilistisch überarbeitet liegt der text vor in einer Vaticanischen

hs., die ihrer kürze wegen von den bisherigen gelehrten als die ursprünglichste textrecension bezeichnet worden war. diese recension ist die englische und etwa 946 verfasst.

Von besonderer wichtigkeit ist Nennius für die Arthursage, die durch ihn für Wales schon im 8 jh. bezeugt ist, deren vorhandensein aber durch aus ihr geschöpfte namen selbst für das 7 jh. aufser zweifel gesetzt wird. überzeugend weist Z. den einwand ab, welchen man aus dem schweigen des Gildas geschöpft hat: Gildas nennt überhaupt keine namen in seiner vorgeschichte. die von Gildas angeführte schlacht am Mons Badonis setzt Z. gegen 500 an; er nimmt an (s. 286), dass Arthur die stelle des römischen *dux Britanniarum* auch noch in dieser zeit bekleidet habe und eine erinnerung daran in § 56 des Nennius noch erhalten sei: *Tunc Arthur pugnabat contra illos in illis diebus cum regibus Brittonum, sed ipse dux erat bellorum*. Arthur wäre also ein geschichtlicher held, mit einem vermutlich römischen namen. wenn ich mir erlaube daran zu zweifeln, obschon auch Müllenhoff an der geschichtlichkeit Arthurs stets festgehalten hat, so bewegt mich dazu der durchaus sagenhafte, auf einen heros hindeutende character dessen, was sonst von Arthur berichtet wird: so bei Nennius selbst *in omnibus bellis victor extitit*; zwölf schlachten sind es, die er ausficht; in der zwölften tötet er allein 960 mann. dazu kommen die in § 73 erzählten geschichten von Arthurs jagd auf den eber Troynt und von dem denkmal, das er seinem hund Cabal setzte, sowie von dem grab des Amir, des sohnes von Arthur, den dieser selbst erschlagen und begraben haben soll. das sind doch alles züge mythischer art, die zu dem, was später durch Gottfried von Monmouth aufgebracht worden ist, sehr gut stimmen. sind aber diese mythischen züge auf einen historischen helden übertragen worden, so müssen sie doch schon vorher vorhanden gewesen sein, und so legen sie m. e. zeugnis ab von einem heros oder gott der britannischen mythologie.

Straßburg, sept. 1893.

E. MARTIN.

Shakespeare und das tagelied. ein beitrage zur vergleichenden litteraturgeschichte der germanischen völker. von dr LUDWIG FRÄNKEL, docenten an der kgl. technischen hochschule zu Stuttgart. Hannover, Helwingsche verlagsbuchhandlung, 1893. 132 ss. — 3 m.

Romeo, nach der brautnacht durch einen vogelruf aufgeschreckt, schickt sich zum weggehn an; Julia hält ihn aber fest, denn nicht die lerche habe gerufen, sondern die nachtigall: diese scene in Shaksperes trauerspiel (III 5) fasst F. als die dramatisierung eines tageliedes, welches Shakspeare aus Deutschland empfangen habe. die ganze abhandlung soll 'der erste ansatz zu einer auf rein concretem wege vorschreitenden verknüpfung des

grösten englischen dichters mit dem älteren germanischen schrifttum des festlandes' sein und uns 'den germanischen geist in Shakespeare zum bewusstsein bringen'. mit dieser vielversprechenden ankündigung will aber die vorliegende anfangsleistung nicht recht stimmen. F. ist nicht im stande, ein bestimmtes deutsches tagelied mit der Shakspereschen scene in durchgehender parallele zu erweisen, so sehr er sich auch mühe gibt, einzelne wendungen bei verschiedenen mhd. dichtern wiederzufinden, zb. *wilt thou be gone* in Walthers *war gahest alsó balde*, oder *severing clouds* in Wolframs (der tag) *glestat durch die wolken*, oder *yon gray* in Konrads von Würzburg *der tac vil heiter unde grá* (s. 49—58). ebensowenig vermag er den weg anzudeuten, auf welchem Shakspeare, dessen kenntnis der französischen und italienischen sprache schon mit mühe aufrecht zu erhalten ist, zu einer längst in den hintergrund gedrängten gattung unserer litteratur wol gekommen wäre; übersetzungen deutscher tagelieder sind nicht nachzuweisen; deutsche einflüsse auf England, in der reformationszeit sehr stark, schwanden überhaupt in den letzten jahren der Elisabeth auf ein minimum, und wenn F. in der verlegenheit auf holländische vermittlung rät, stützt er eine schwache hypothese mit einer noch schwächern. endlich ist nicht abzusehen, wie die aufnahme der tageliedform, die doch auf romanischem boden erstand und am meisten blühte, gerade ein beweis für Shaksperes germanische art sein soll.

Warum so in die ferne schweifen? ein liebespaar, umgeben von gefahren und am morgen durch ein vöglein geweckt, um sich mit schmerzen zu trennen, war bereits in der englischen poesie vorhanden, bei dem grösten dichter mittelenglischer zeit, der für mehr als ein drama von Shakspeare unmittelbare hauptquelle war. Chaucer hatte in der 'Klage des Mars' den kriegsgott und die liebesgöttin, die sich ein zärtliches abenteuer gestatten, beim aufgang der sonne in dieser art aufscheuchen lassen:

ye lovers, that lye in eny drede,
fleeth, lest wicked tonges yow espye!
loo, yond the sunne, the candel of jalousye!
with teres blew and with a wounded herte
taketh your leve and — with seynt John to borowe —
apeseth sumwhat of your paines smerte:
time cometh eft, that cesen shall your sorowe.
'the glade night is worth an hevy morowe':
Seynt Valentyne, a foule thus berde I singe
upon thy day, er sunne gan up sprynge.

(Aldine ed. vi 260).

mit dieser stelle. hat Shakspeare sogar manches wort gemein, für welches F. die abgelegensten parallelen sucht: (*morow*) *gray*, *candle*, *torch*; obwol ich auf solch äußerliche übereinstimmungen am wenigsten gewicht legen möchte. auch der tröstungsversuch

widerholt sich bei Shakspeare, und die ähnlichkeit der situation ist jedesfalls so groß, dass man die Shaksperesche scene nicht als unerhörte neuerung auf englischem boden bezeichnen darf. überdies waren diese Chaucerschen verse zweimal von Lydgate nachgeahmt worden, im eingang zur 'Klage des schwarzen ritters', und namentlich im anfang des 'Buchs der höflichkeit', wo der vogel bereits als lerche näher bezeichnet ist. F.s behauptung, dass tageliedähnliche dichtungen in der englischen litteratur vollständig fehlten, beruht also nur auf unrichtigem suchen. er durchblättert die 'Relics' von Percy, der doch hauptsächlich aus flugblättern und einer hs. des 17 jhs. schöpfte (vgl. die einleitung von Schröders neudruck und das capitel 'Englische volkspoesie' in Pauls Grundriss), also von vornherein für das 16 jh. keine zeugenschaft versprach; wenn F. das höflich-gelehrte liedchen 'Over the mountains', dessen kern von Percy in 236 als 'ancient' bezeichnet wird, gleich ins mitttelenglische versetzt, zeigt er sich vorschnell im urteil und in der älteren lyrik wenig belesen. er durchstöberte ferner einige bände bänkelsängerballaden, die eigentlichen volksballaden Childs, die zu neun zehnteilen erst seit dem letzten jh. aufgezeichnet wurden, und die spärlichen proben mitttelenglischen sanges, welche Ritson vor bald hundert jahren herausgab, als wäre seitdem auf diesem gebiete nichts mehr veröffentlicht worden. im übrigen verließ er sich auf die auskunft eines fachgenossen, der die frage wol nur auf den bereich seiner eigenen verdienstvollen abdrucke bezog. von der unmenge kunstmässiger lyrik, welche den weg von Chaucer bis Shakspeare umwucherte und von vornehmen dilettanten modernmässig gepflegt wurde, scheint F. wenig zu ahnen, sonst würde er das wort des hohlkopfs Slender in 'Merry wives of Windsor' 1 1 über '*my book of songs and sonnets*' — offenbar sein abschreibebuch — nicht schlankweg auf den einen Surrey deuten (s. 7). diese eigentümliche vorbereitung zu entdeckungen in der vor-Shakspereschen periode durfte hier umsoweniger vertuscht werden, als sich F. im vorwort 'eine fülle positiver schlüsse' zuschreibt, 'die weitere errungenschaften auf diesem bislang fast brachen felde erhoffen lässt'. — dass Chaucer nicht etwa in der germanischen tradition des tageliedes steht, sondern lauter romanische lehrmeister hatte, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

Nachdem Shakspeare zum herold des tages — in seiner hauptquelle Brooke (1562) ist es Lucifer, wie in der 8 ecloge des Vergil — ein vöglein gemacht hatte, wurde ihm die frage des Brookeschen Romeo, ob es wirklich schon tag oder noch nacht sei, auf sehr einfache weise zur frage nach lerche oder nachtigall. die lerche gehörte nämlich in der englischen liebes- und naturdichtung damals bereits zu der Lieblingsstaffage einer morgenschilderung (vgl. Lydgates Blume der höflichkeit, Spensers Epithalamium und das Shakspearelexicon), und die nachtigall nahm, abgesehen von ihrer

bedeutung als vogel des frühlings und elegischer liebe, eine fast ständige rolle in den schilderungen des abends oder der nacht ein; vgl. drei einschlägige belege bei F. s. 78—80; ferner Gascoignes Philomene, Sidneys Song of lamentation in Grosarts ausg. III 51, Shaksperes sonstigen gebrauch und besonders Barnfields 'Philomele, night-musique's king'. es entwickelte sich eben jene spezifisch englische naturbeschreibung nach den tageszeiten, welche dann in Miltons Allegro und Penseroso voll ausgeprägt wurde, mit der lerche als sängerin des morgens und der nachtigall als sängerin des abends, während bei dem alexandrinischen Theokrit noch beide vögel zusammen mit der cicade in den heißen stunden des tages aufgetreten waren. statt diese verhältnisse in Shaksperes zeit und heimat klarzulegen, führt aber F. eine masse alter und moderner, deutscher, romanischer, slavischer und orientalischer liebesgedichte vor, in denen eine nachtigall, oft sogar irgend ein anderer vogel, irgend eine rolle spielt. seine drei wirklich hierher gehörigen belege bringt er verstreut und als etwas nebensächliches, ohne die function der nachtsängerin, auf die es bei Shakspere im gegensatz zur lerche ankommt, zu erkennen. denn sein hauptbestreben ist es, die lerche und nachtigall als erbstücke des tageliedes ganz im allgemeinen zu erweisen. zu diesem zwecke schüttet er eine chaotische gelehrsamkeit aus, mit hilfe zahlloser anmerkungen, die manchen satz dreimal unterbrechen und sich dem leser wie ebensoviel prügel in den weg legen. eine verwirrende citierwut beherrscht das buch; ein charakteristisches beispiel dafür ist es, dass der satz 'Shakespeare, der gefeierte vater der modernen realistik, steht mit beiden füßen auf dem boden seiner zeit' durch den hinweis auf einen aufsatz in den Baireuther blättern von 1885 erhärtet wird (s. 69). wenn das geheimnis der 'vergleichenden litteraturgeschichte', mit welcher auf dem titel und im vorwort viel aufhebens gemacht wird, in solch plan- und zweckarmer stoffanhäufung bestehn soll, kann man ihr nicht ernstlich genug entgegentreten. ich habe immer nur eine vergleichende litteraturgeschichte gekannt, aber nicht blindlings, sondern genetisch vergleichend, zuerst nach den unmittelbaren beziehungen forschend und dann erst, wenn diese in der hauptsache dargelegt sind, nach tendenzen allgemeiner art ausblickend. was für das folklorestudium auf seiner gegenwärtigen stufe ausreichen mag, taugt noch lange nicht als muster-methode für die behandlung fester dichterpersönlichkeiten.

Im einzelnen habe ich mich wiederholt über den mangel an kritik gewundert. F. hält den *Passionate pilgrim* schlechtweg für Shaksperisch, obwol wir wissen, dass Shakspere über den misbrauch seines namens auf dem titelblatt ärgerlich war und dass ihn der drucker daher in einer spätern auflage wegließ. er erklärt eines der darin enthaltenen sonette für eine vorübung zur *Romeoscene*, obwol der *Passionate pilgrim* um jahre später erschien als das

drama und jenes sonett auf den unbefangenen gewis eher den eindruck einer groben nachahmung macht. er glaubt die skandalanekdote Davenants von Shaksperes vaterschaft, obwol sie höchst unsicher überliefert und längst auf einen gewöhnlichen kalauer — Shakspere war Davenants godfather — zurückgeführt ist. er gibt einen 'kritischen text' der hauptsächlich besprochenen dramenstelle, der sich bei näherem zusehen als ein bloßer abdruck der zweiten quarto entpuppt, ohne dass auch nur die sinnwidrigsten unterscheidungszeichen geordnet wären. er scheint mir endlich ein nicht glaubwürdiger kritiker seiner selbst, wenn er sich im schlusssatze seines buches rühmt, 'einen ungemein bedeutsamen gewinn' damit erzielt zu haben.

Straßburg i. E.

A. BRANDL.

Etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. door dr JOHANNES FRANK. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1892. xxiv u. 619 ss. lex. 8^o. — 15 m.

Nach mehr als siebenjähriger arbeit hat uns der wolbekannte verf. ein werk geschenkt, das für die nl. sprache dasselbe leistet, was Kluges Etym. wörterbuch, nach dessen muster es entstanden ist, für die deutsche. wenn F. von seinem vorbild auch vieles einfach übernehmen konnte — so zb. die seiten xvi ff der einleitung — so hat er sich doch stets volle selbständigkeit des urteils bewahrt, manches neue material beigebracht und in einem grossen teile seines buches, nämlich bei den nicht wenigen im nhd. gar nicht vorkommenden wörtern, durchaus eigne artikel geliefert. die übersetzung des dem niederländischen sprachforscher De Vries gewidmeten werkes ist durch Cosijn, Beets, JWMüller und Uhlenbeck besorgt, von denen besonders der erstere — neben Verdam — an dem zustandekommen des wörterbuches stets tätigen und hilfreichen anteil genommen hat.

In der vorrede sagt F., unter hinweis auf diesen Anz. xi 1 ff, er habe sich mit Kluges principien der wortforschung im allgemeinen einverstanden erklären können und sich deshalb seiner leitung gern anvertraut. wegen des mangelnden raumes habe er bei manchen artikeln auf weitere ausführungen verzichten müssen, besonders auf einen zuweilen vermuteten tiefern zusammenhang zwischen wortgruppen von gleicher oder ähnlicher wurzel oft nur ganz kurz hingedeutet, da auf diesem gebiete des niederen sprachlebens bis jetzt zu wenig systematisch vorgearbeitet sei. im vorbeigehn verwahrt er sich noch gegen eine unverantwortliche kritik seines buches durch Beckering Vinckers (Taalstudie 5, 267 ff)¹ und bespricht dabei die frage, inwiefern in einem werke

¹ während F. auf diese kritik damals Cosijn hat antworten lassen, nimmt er jetzt selbst veranlassung, sich gegen eine anzeige Jan te Winkels im Lit. centralbl. 1893, sp. 51 ff durch eine besondere broschüre: 'Notge-

von der art eines etymologischen wörterbuches zwischen hypothesen und sicheren ergebnissen überhaupt geschieden werden könne. beruht diese unterscheidung doch so oft nur auf subjectivem gefühl!

Die einleitung (s. xii—xvi) legt darauf die allgemeinen grundsätze für die etymologische forschung und deren bedeutung für die culturgeschichte dar, spricht kurz über wortschöpfung, wurzelverwantschaft, onomatopoëie uä., um dann an der hand von Kluge eine übersicht der idg. und germ. sprachgeschichte bis in die mnl. zeit zu geben, wo die letzte große schicht von lehnwörtern (aus dem franz.) eindringt, die eine eingehendere behandlung als bloße quellenangabe erheischt.

Wie nach F.s früheren arbeiten nicht anders zu erwarten stand, darf das werk als ein gediegener, gründlicher und in allen wesentlichen puncten durchaus zuverlässiger führer in der nl. etymologie bezeichnet werden. F. hat sichtlich keine mühe gescheut, um ein den heutigen anforderungen entsprechendes buch zu stande zu bringen. die modernen lehnwörter sind ebenso gewissenhaft behandelt worden wie altes erbgut, und der freund der niederdeutschen sprache wird es gewis gerade so gern in die hand nehmen, wie der germanist und der anglist, denn auch die nachbardialecte sind überall eingehend berücksichtigt worden. manchem mag vielleicht F.s skepticismus gegenüber herrschenden meinungen hin und wider zu weit getrieben erscheinen; doch ist gerade auf einem so schlüpfrigen gebiete, wo die kühnsten speculationen mit vorliebe ihr tummelfeld gefunden haben und noch finden, zweifel und kritische besonnenheit gewis nicht zu tadeln.

Seit der zeit, wo die ersten lieferungen des Wb. erschienen, hat sein vorbild Kluge fünf auflagen erlebt, und besonders die beiden letzten zeigen den ersten gegenüber einen großen fortschritt, was nicht zum geringsten auf der zahlreichen beteiligung freiwilliger mitarbeiter beruht. inzwischen ist auch ein etymol. wörterbuch der schwed. sprache von Tamm, ein kürzeres der dän. von Jessen erschienen, und die beiden großen nl. wörterbücher, sowie Murrays großes New English dictionary rücken stetig fort. was in diesen und in den vielen etymologischen einzelforschungen der letzten jahre an sichern neuen erklärungen gewonnen ist, brauche ich nicht anzuführen: es wird gewis einer zu hoffenden neuen auflage des F.schen werkes zu gute kommen. hier möchte ich nur in aller bescheidenheit einige randbemerkungen zusammenstellen, die ich mir beim durchlesen des buches gemacht habe. da sie nicht von einem kenner und meister, sondern nur von einem freunde der stammverwanten nachbarsprache kommen, darf

drungene beiträge zur etymologie. eine abrechnung mit prof. Jan te Winkel, Bonn 1893, zu verteidigen. wer die anzeige und die antwort darauf unbefangen list, wird nicht lange im zweifel darüber bleiben, auf wessen seite das recht ist.

ich sie umsomehr der wolwollenden beachtung des verf.s empfehlen — vielleicht findet er etwas brauchbares darin, auf jeden fall aber doch den beweis meines interesses an seinem schönen buche, dem ich eine recht weite verbreitung wünsche!

aak 'eiche' wird als dialectische nebenform von *eik* bezeichnet. es ist doch wol friesisch; vgl. *aterling*. — germ. **dla-* 'aal' kann nicht aus **anghla-* entstanden sein. — mnl. *aelmisse* 'almosen' scheint mir, gleich ae. *ælmesse*, volksetymologisch an *misse* 'messe' angelehnt zu sein. beiden ist ja der begriff des opfers gemeinsam! — zu *acht* 'bann' vgl. ae. *óht* 'verfolgung'. — *agger*: die zusammenstellung von engl. *eager*, *eagre* 'flut im flusse' mit ae. *égor-* 'meer-' ist ebenso unhaltbar, wie der vergleich mit lat. *aequor*; vgl. die nebenform *éagor-*! s. darüber jetzt Murray s. v. — zu *aker* 'eimer' gehört auch e. *ewer* 'wasserkrug'.

Zu *baard*: die Langobarden sind doch wol eher nach ihrer waffe, der *barte*, als nach ihren *bärten* benannt! vgl. Erdmann Über die heimat und den namen der Angeln s. 77 ff; Kögel Anz. xix 7. — *baas* 'meister, aufseher' ist als *boss* auch ins amerikanische englisch aufgenommen. könnte es nicht aus e. *master*, mit übergang von *m* in *b* bei unbetonter silbe (vgl. *bezaan* = sp. *mesana*) verkürzt sein? vgl. e. *miss* aus *mistress* und das *massa* der engl. amerik. negersprache! in unbetonter stellung erschien das wort natürlich als titel vor eigennamen, und da genügt es auf formen wie *don*, *dan*, *sir*, *monsieur*, mhd. *ver uä*. zu verweisen. — zu *bastaard* vgl. Woeste Wb. der westfäl. mundart s. 120 a: *he es van de kdr fallen* = er ist unehelich geboren. — *betten* 'anfeuchten' ist schwerlich = nhd. *beizen*, dem ein **beiten* entsprechen würde; hält man diese bedeutungsentwicklung für möglich, so würde ich eher **be-ellen* = 'beätzen' als etymon vorziehen. da es aber im älteren nl. 'stoven, met en warm kompres bedekken' bedeutet, könnte man vielleicht auch ein **be-hellen* 'be-heizen' (cf. *hette* neben *hitte* 'hitze', und wegen der synkope *onguur* aus *ongehure*) in betracht ziehen. — zu *beursch* 'morsch' vgl. mnd. *brosch* 'mürbe'; beide zu ae. *bréotan* 'brechen'? — *boon* 'bohne' gehört wol zur wurzel *bhu* 'wachsen'. — unter *boord* (2) l. 'on. *brydda*' statt *bryddan*. — *breidel* 'zügel, gebiss' = ahd. ae. *bridel* (aus **brigdil*) geht entweder auf ein altes **bregdal* zurück oder zeigt anlehnung an das verbum *breiden*, *breien* = *brēgdan*. dass das *-d-* des letzteren bloßes praesensbildendes suffix war, lehrt deutlich an. *brá*; Brugmann Grundr. II 1052 vergleicht aksl. *brǫxŭ*. — *brein* wird mit *βρεχμός* verglichen, das aus **φρεχμός* entstanden sein soll. statt dessen ist wol **μρεχμός* zu lesen. — *brug* 'brücke' bedeutet wol ursprünglich 'steinpflaster', vgl. Kluge Et. wb.⁵. dazu stellt sich auch westf. *brügge* 'butterbrot' (Woeste), eigentlich 'belag'. entsprechende bildung pars pro toto ist Soester *buatr* n. = *buatrbrēöt*. — zu *bruien* = mnd. *brüden* vgl. Lübben-Walther Mnd. handwb. s. v.

deining, fries. *dining* gehört vielleicht zu *dijen*; das suffix wäre zu beurteilen wie zb. die endung von schwed. *tidning* 'zeitung'. — unter *doch* wird e. *though* zu ae. *þeah* gestellt, obgleich es doch nur urnord. **þauh* (= an. *þó*) entsprechen kann. — zu *doemen* und *gram*: vocalverkürzung vor *m* ist auch im schwed. regel. — zu *doopen*: das altnord. wort für 'taufe' ist *sktrn*, eigentlich 'reinigung'. — zu *dragen*: **ḡrǫ́χjōmai* (*ḡrǫ́ssōmai*) kann kaum für **ḡrǫ́χjōmai* stehn! — zu *dravik* vgl. noch mnd. *drespe* 'trespe'. — *dreutel* statt *dretel* ist vielleicht durch lautliche anlehnung an das synonym. *keutel* zu erklären? — zu *droog*: Soester *drōēza* setzt ein **draugi-* voraus, vgl. an. *draugr*.

eest: ahd. *essa* hat umlauts-e, wie lebende dialecte und das finnische *ahjo* beweisen. — *eiloof*: wegen ne. *ivy* (*aivi*) ist ae. *ifig* zu schreiben. — zu *elst*: vgl. auch ae. *ylfetu*. — *estrik*, lat. *astricus*, bedeutet ursprünglich vielleicht 'sternförmig', wegen derartiger figuren im pflaster?

Sollte *feeks* 'dirne' vielleicht eine entstellung aus *keefs*, *kēves* 'kebse' sein? vgl. *essig* = *acētum* ua. — gleiches möchte ich für das studentenwort *fidibus* annehmen, das aus *bifidus* (vgl. e. *spill*) verdreht sein könnte. sie waren ursprünglich wol lange holzspäne, wie man sie gelegentlich noch jetzt findet. — *fijs* = älterem *fik* ist wol aus einer mittelform **fikt* mit angehängtem -t (wie bei *borst*, *inkt* uam.) entstanden.

gagel hat im westf. (Soest) langes a: *xǫ̃zl*, deshalb wol auch in den verwanten dialecten. — *gedwee*: mnd. *getwede* (zu *twiden*) kann wegen des anlauts nicht verglichen werden. — *geesel* stellt dr Wadstein zu *eisen*, und hat dies soeben in einem artikel über das praef. *ga-* (Idg. forsch. 5, 10 ff) ausgeführt. — *gewei* erklärt neuerdings EHellquist Etymol. bemerkungen (Gefle 1893) s. 1 als 'das zweigige' zur idg. wurzel *vi* (in lat. *viginti*, skr. *vayā* usw.). — da ae. *geréfa*, *geróefa* festes *ge-* hat, kann es nicht aus **gramfio*, der angenommenen grundform von as. *grāvio*, entstanden sein. — sollte *groot* 'groß' nicht zu *grie/s*, *grütze*, nl. *gruit* usw. gehören, die alle etwas grobes bezeichnen? vgl. mit demselben diphthongen noch anord. *grautr* 'grütze'. — *gust*, nd. *güste* 'nicht milchend, brach' könnte ursprünglich 'erschöpft' bedeutet haben und als **ge-usti* zu got. *ausan*, nl. *hoozen* gestellt werden.

haalbier: zu lat. *calor* stellt sich noch lit. *szilù* und *sziltas*. — *haar* (am ende): aus frz. *haire* stammt e. *hair*, vgl. Luick Anglia 14, 456. — *haas*: das neben an. *heri* aufgeführte *héri* ist die neuisl. form (*hjeri*), vgl. Sievers Beitr. 16, 241 f. — zu *hak* 'ferse' vgl. noch air. *coss* f. 'fufs'. — *heden* 'heute', limburg. *hiden*, scheint denselben entwicklungsgang genommen zu haben, wie *sedert*, dh. *ē* ist aus *ī* entstanden, das in unbetonter satzstellung zu *i* verkürzt war. wenn wir das schliessende -n als ein späteres anhängsel (vielleicht nach analogie von *morgen* und

gisteren) betrachten, kommen wir auf ein **hī-de* zurück, das denselben vocal im pronomen zeigt, wie ahd. *ht-naht*, mhd. *htnet*, nhd. *heint* 'heut nacht'. *ht* ist ein alter instrumentalis oder localis wie an. *hvi*, *þvi*, g. *þei*, vgl. Brugmann Grdr. II 783 u. 786. — *hei* 'rammblock' stelle ich zu lat. *cae-do*. — *hekel* 'bechel': vgl. as. *ihekilod* im Werdener heberegister. — *hij* 'er' gehört zu lit. *sxis*.

klacht 'klage': vgl. *βληχυή*? — *klits* 'hündin' ist auch in Soest (als *klitsə*) bekannt. — unter *kned* l. an. *knopa* st. *kno-pan*. — *knikker*: in Soest *knippel*. — *koster*: in Soest *köster* — as. *costardri*. — *bij kris en kras zweren*: steckt in *kras* vielleicht der heil. *Pancratius* (srz. *Pancrace*, e. *Pancras*), einer der sogen. 'gestrengen herren'? — *kroon*: ae. dafür einmal *coren-bég*, Anglia 11, 172 f. — *kruin*: zur bedeutungsentwicklung 'schädel' vgl. phd. 'in die krone steigen'. — *kween*: ae. *quean* beruht auf ae. *cwēne*, g. *qino*, nicht auf *cwén*, *cwōen*, g. *qens*.

laurier: *lauwer* 'laurus' findet sich auch im schwed. als *lager*. — *leunen* statt *lenen* erkläre ich durch den einfluss des gleichbedeutenden *steunen*. — *loos*: e. *loose* stammt aus an. *lauss*. — *lorretje* 'papagei' ist gewis 'Lorchen', demin. von *Lora*, *Laura*; vgl. vogelnamen wie e. *magpie* (Margarete), *piepmatz* (Mathias oder Matthäus). — *luis*: das insect ist vielleicht — im gegensatz zum *floh* — seiner langsamen bewegung halber so genannt, und das wort gehört zu *lui* 'lau, schlaff, träge' usw.

maankop 'mohn' hat in der *g*-form kurzes *a*, wie Handschuchsheimer *māksūmə* beweist, vgl. PhLenz Der Handschuchsheimer dialect I (Konstanz 1887) s. v. ob neben ahd. *mago*, mhd. *mage* ein *māhen* bestanden, ist aus der contrahierten form *mdn*, *mohn* allein gewis nicht zu folgern, denn diese erklärt sich ebensogut aus *māhen*, vgl. *slāhen* — *slān*, *stahel* — *stāl*. dasselbe gilt von den umlautsformen *mān*, *mōn* aus **mehen*, **māhin*. es wäre überhaupt an der zeit, einmal die alten quantitätsansätze auf grund der lebenden mundarten zu revidieren! ahd. *mago* und altschwed. *valmughi*, schwed. *vallmo*, dän. *valmue* zeigen übrigens die beiden entsprechungen des idg. *ə*, vgl. Sievers Beitr. 16, 235 ff. sollte zu der sonderbaren umbildung von lat. *papaver* zu ae. *popig*, ne. *poppy* vielleicht ein einheimisches **moga* die überleitung gebildet haben? — *maf* 'müde, matt': vielleicht eine mischbildung aus *af* oder *laf* und *mat*? — *mare* 'gerücht': lat. *merus* hat kurzes *e*! — *melken*: isl. *mjalta*¹ dürfte wol eine -*t*-ableitung (für **mjalhta*) sein². — *mes*: *sax* ist noch im schwed. in der bedeutung 'schere' erhalten. — *mik* 'feines mehl, brot': **micca* kann sehr wol die vulgärlat. form für class. *mita* sein, vgl. *succus* für *sūcus* usw. und Stolz Lat. gramm.² in IMüllers Handbuch II 279. — *mikken*: l. lat. *micāre* st. *micare*. — *mis*

¹ Fritzner² verzeichnet blofs das subst. *mjaltir* und das adj. *mjaltr*.

² vgl. Noreen Altnord. gramm. I² § 245, 6.

'messe': mlat. *missa* muss dieselbe bedeutung wie *missio* gehabt und als subst. adj. das messopfer bezeichnet haben. dass die messe von den früher vor dem beginn der eigentlichen feier an die katechumenen gerichteten, jetzt an den schluss verlegten worten: '*ite, missa est!*' den namen haben sollte, ist ebenso unwahrscheinlich, wie die ergänzung *concio*. jenes bedeutete einfach: 'geht, jetzt ist das (mess-)opfer', woran sie noch nicht teil nehmen durften. — *moed*: l. an. *módr* st. *módr*. — *moei* 'muhme': westf. (Soest) *mōēnə*, wahrscheinlich umgebildet nach *ōēma* 'oheim'. — *monnik* 'mönch': die umbildung von vulgärlat. *monacus* zu *monicus* geschah wol unter dem einfluss der zahlreichen adjectiva auf *-icus*. — *monster* (1) 'muster' hat im westfäl. die interessante form *mulster* mit dissimilierung von *n* (lat. *monstrum*) zu *l*. — *muts* 'mütze': westf. *mūske*.

Sub *naaf* l. me. *nauger* st. *naugér*, und unter *naald*: nnd. *ndtel* st. *ndtal*. — *nauw* 'genau': vgl. westf. *nōgge*. — *noemen* 'nennen': nach nnd. westf. *naimen* ist mnd. *nōemen* anzusetzen. — sub *noord* l. an. *nordr* st. *nodr*.

oefenen: nach westf. *aiven* l. mnd. *óeven*. — *oest* 'astknorren': ae. *æstel* ist lat. *astula*. — *onbesuisd*, nvl. *onbetjuist* scheint nach klang und bedeutung ('vormeloos, onbehouden, ruw, wild, losbandig') auf frz. *juste* zu beruhen. — *onzienlijk* 'unsichtbar': vgl. auch ne. *seen* = ae. *gesýne*. — sub *oonen* l. eng. *yeen* st. *geen*. — *oorveeg* 'ohrfeige': vgl. ausser den von Kluge Etym. wb.⁹ s. v. beigebrachten synonymen noch nhd. *backpfeife*, sowie hess. *kutzel* in der Giesser redewendung 'einem eine h. stechen'.

Wie *paltrok* eine entstellung aus frz. *palletoc*, *palletot* ist, wird gelegentlich auch im deutschen *havelrock* statt *haveloc* gebraucht. — *plaat* 'platte': westf. *plōtə* weist auf mnd. *platte*. — *popel* 'pappel': vgl. westf. *pōppel*. — *priester* scheint mir jetzt eine mischung von rom. *prevost* = lat. *praepositus* und *presbyter* zu sein, indem lat. *-evo-* im ahd. *ē*, *ie* ergeben hat, wie auch nhd. *fliete* = ahd. *fliedema*, *flietuma* (cf. Franck sub *vlijm*) aus *flevotomum*, *phlebotomum* lehrt. in ae. *préost* dagegen wäre *-eo-* als *eo* erhalten. von *presbyter* stammt die endung, vielleicht trugen *magister* und *minister* noch dazu bei, dieselbe zu festigen.

rad: mnl. *rat* erscheint als lehnwort im englischen bei Caxton und Dunbar. — *rust* und *rast* zeigen wol auch die verschiedenen entsprechungen von idg. *ṛ* wie das oben genannte *maan-*.

scharrebijter, *schalbijter* 'käfer', vl. *schaleboote* findet seine entsprechung in schwed. *skalbagge*, wörtlich: 'schalenwidder'. — *schoef* 'mantelkragen' scheint, wie auch die ältere nebenform *schoepe* lehrt, mit mhd. *schöp(p)e*, *schûbe*, *schûwe*, *jop(p)e*, *juppe*, *gippe* = frz. *jupe*, it. *giubba*, mlat. *jupa* 'jacke', 'langes und weites überkleid' identisch zu sein. — *schoorsteen*: vgl. westf. *schortstēn* mit auffälligem *-t-*. — *schorremorrie*: hierzu gehört wol auch nhd. *schorlemorle* 'selterswasser mit wein'. — *schouder* 'schulter'

heißt im nnd. nicht *schouder*, sondern *schulder*, *schuller*! — *smoel*: Soester *smōē* (nicht **smaē*!) weist mit ae. *smēde*, *smōede* auf **smanþi-*, nicht auf **smōþi-*. — zu *smoken*: in Soest heißt in der schüler ('pennäler'-) sprache eine übersetzung (eselsbrücke, hess. 'spicker') ein *schmók* statt des sonst in der bedeutung 'altes, angerauchtes buch' bekannten *schmöker*. wahrscheinlich ist dies nicht einfach = nl. *smook* 'rauch', sondern eine Neubildung nach dem pl. *schmöke*, einer entstellung von *schmöker*. — *snaar* 'schnur, schwiegertochter', mnl. mnd. *snare* hat doch wol *ā* = mnd. *ō* aus *ō* in offener silbe. die annahme volksetymologischer anlehnung an das adj. *snar* scheint mir unnötig. — *staket* hat westf. einen nasal eingeschoben: *stañkét*, vielleicht mit dem gedanken an *stange*? — *stamet*, *stamijn*: *stramien* ist vielleicht durch anlehnung an *stram* entstanden?

taart: auf frz. *tarte* beruht auch westf. *tātə*. — *teljoor* 'teller': dän. *tallerken*, schwed. *talrik* (beide aus dem nd. dem.) zeigen noch das ursprüngliche *a* des wortes. — *treffen*: auch im schwed. *träffa*.

veinzen 'heucheln': dass dies *z* aus rom. *g* (lat. *gingo* usw.) entstanden sein solle, will mir nicht einleuchten; die berufung auf *spons* = e. *sponge* und mnl. *Oranze* = *Orange* nützt nichts, denn hier haben wir *g* als *ǣ* resp. *ǣ* zu sprechen! wahrscheinlich hat man dem roman. stamm das germ. suffix *-sen* angehängt. — *verf* 'farbe': gehört vielleicht germ. *farwa-* zu lat. *pardre*, wie *color* zu *colere*? — *vier* beruht auf vorgerm. **pequór*. — *vledermuis* hat im westf. den merkwürdigen anlaut *p*: *plērmūs*. — bei *vorsch* 'frosch' wird als an. entsprechung *fraukr* angegeben, während Fritzner² nur *frauki* aus *fraudki*, daneben *fraudr* = altschwed. pl. *frōdhir*, dän. *frø*, Aasen dial. schwed. *fraud*, norweg. *frau(g)* bietet. darnach ist das *s* von *frosk* ebenso zu beurteilen, wie das von *rasch* und *waschen*: es ist in demselben ein dental (hier *ǣ* oder *þ*) aufgegangen. vielleicht zeigt ae. *frogga*, *frocca* anlehnung an ein gleichbedeutendes **pogga*, das im nd. als *pogge* erhalten ist. wir haben aber jedenfalls eine vorgerm. wurzel **prut* oder **prudh* anzunehmen, die wider an nl. *puut* 'frosch' erinnert! das schwed. hat noch ein eignes wort für den frosch: *groda* (mit geschlossenem langen *o*), das an mnd. *krode* 'kröte' anklingt.

Zu *waard* 'enterich' (eigntl. = 'wirt' oder 'wart'?) vgl. schwed. *ank-bonde*. meklenb. *weddik* erklärt Kluge³ aus lit. *vedikas* 'führer'. — zu *wijten* vgl. ne. *twit* = ae. *æt-witan*.

Unter *zuid*, l. an. *suðr* st. *súðr*. — *zullen* 'sollen': *sal* st. *schal* findet sich auch im nordengl. (Yorksh., schott.) seit der mittleren zeit. — *zuster*: e. *sister* ist nicht einheimisch, sondern aus an. *syster* entlehnt.

Göteborg, 2 jan. 1894.

F. HOLTHAUSEN.

Altsächsische grammatik von O. BEHAGHEL und J. H. GALLÉE. erste hälfte. laut- und flexionslehre, bearbeitet von J. H. GALLÉE [sic!]. [Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialecte. herausgegeben von W. BRAUNE.] Halle, MNiemeyer; Leiden, EJBrill, 1891. x u. 116 ss. 8°. — 2 m.

Es scheint mir zweckmäßig, meinem urteil über Gallées Alts. grammatik alles das vor auszuschicken, was ich im einzelnen an dem buch auszusetzen habe.

§ 3 anm. 1 wird die entstehung des Heliands an die grenze zwischen Ost- und Westsachsen gelegt, ohne dass bei der einteilung der dialecte gesagt worden wäre, wo wir diese zu suchen haben. G. ist aber (s. vi, vgl. 115) an dieser freilich nur als 'nicht unmöglich' hingestellten localisierung wider irre geworden, und es dürfte sich allerdings aus den mannigfaltigen versuchen, mittelst der sprache unsrer hss. die heimat des dichters zu bestimmen, allmählich ergeben haben, dass dieser weg nicht zum ziele führt, auch wenn man nicht, wie G. glaubt, dass 'die hss. wahrscheinlich vielfach umgeschrieben sind' (§ 3 anm. 1). denn viele hss. wird es vom Heliand ebensowenig wie vom Otfrid gegeben haben. historische erwägungen, wie sie Kauffmann Germ. 37, 368 ff angestellt hat, scheinen mir ein weit sichreres resultat zu ergeben. Kauffmann schreibt sich übrigens mit ff. — anm. 2 musste über das alter und den publicationsort der kleineren denkmäler genauere auskunft gegeben und die abkürzungen vermerkt werden, die G. anwendet. Hartmanns diss., Grammatik der ältesten mundart Merseburgs. i der vocalismus (Norden 1890), ist ihm entgangen. dass er nicht wenigstens die von Althof (nicht ff, s. vi) untersuchten eigennamen verwertet hat, bedaure ich.

§ 5. auch tonzeichen sind die acute im Prudentius nicht. — § 20 anm. 1. übergang von *a* in *o* auch in *o-bulht*, ags. *a-byldþ*, § 185 angeführt. doch ist das *o* wol lang und aufzufassen wie Hel. 4091. 4636. 5013 *ôldt* M, während C, außer an der letzten stelle, *aldt* hat. über dieses hochtonige *d*, *ô* neben unbetontem *a* (*d*?) aus *ar-*, *or-* finde ich bei G. nichts. — § 21 fehlen an *fdthie*, an *fdthion*, die umsoweniger wegbleiben durften, als auch in § 35 nichts über diese *d* zu finden ist. ebenso musste *d* aus *am* in *hdf sâftor* hier platz finden. — § 24 oder § 22 konnte das einmal belegte *fallid* ohne umlaut M 4282 (C *fellit*) erwähnt werden. — § 25. auch *fardio* M 3645 entbehrt des umlauts und *auuardian* in M durchweg. — § 33 war für *u* vor liquiden und resonanten auf § 69 zu verweisen. — der absatz vor den beispielen leidet an unklarheit. man vgl. auch JSchmidt Pluralbildung s. 208. — *stum* mit seinem doppelten resonanten gehört in die letzte gruppe der beispiele. — § 35 hat G. gar nicht erwogen, ob denn *é* im opt. *éhtin* nicht auf umlaut beruhen könne. auch in § 36 hat er die belege für *é* aus wgerm. *ê* nicht so geordnet, dass man die umlautfähigen formen bei einander hätte. er lehnt die möglichkeit des umlauts zu schnell ab,

obwol er Behaghels beobachtungen im Grundr. I 563 kennt; vgl. auch MSD.³ II 200. — § 37 z. 6 lis *hwé thé*, z. 13 *é* und *ie*. — § 39 erwähnt G. die inf. *doan doen* und schreibt so auch § 322. ich glaube, dass vielmehr *dóan dóen* zu schreiben, dh. also eine form wie nhd. *tuen* anzunehmen ist, mit verdeutlichter infinitivendung. *doan* kommt übrigens nicht nur einmal in M vor, sondern 4909 und 5029. — § 41 anm. 1 lehrt, *é* könne in *i* übergehen. dies *i* ist selbstverständlich lang, was G. auch angenommen hätte, wenn ihm hier das § 38 erwähnte *htr* für *hér* eingefallen wäre. — anm. 2 lis *gâestas*. — vergessen hat G. das aus verschärftem *j* entstandene *ei* in *eiiero* (*eiero*) *leia tueio uuegos* (vgl. Kögel Beitr. 9, 542 f). — § 48 anm. 3. in *biutan* 'aufsien' liegt nicht der diphthong *iu* als ergebnis einer verschmelzung von *i + u*, sondern *i + ū*, mit betontem *ū* vor. § 79 lehrt das richtige. — § 49 anm. 1. will man dem gen. *liðes* für *liotes* in C 4986 (nicht 88) eine lautliche bedeutung beimessen, so muss man das *i* lang ansetzen und als vertreter von *é* betrachten. — § 52. gotischem *iggo* entspricht nicht *ew*, sondern *eww*. — § 55 ist nicht eben glücklich geordnet. — § 56 und 91 setzt G. *snéu éu éo* an, während nach § 41 (50) diese *e* kurz sind. die aussprache hat wol tatsächlich da, wo formen mit *éw* neben solchen mit *eu*, *eo* standen, geschwankt. — § 65 muss verwirrung vorliegen. denn § 304 anm. wird die kürze des *o* in der 2 schw. conjug. als wahrscheinlich hingestellt, und *o* in der comparation setzt G. § 220 ff ebenfalls kurz an. z. 6 lis *énódi*. — § 68 lis 'werold zu werold'. — dass im as. die ableitung *-līc* bereits kurzes *i* hatte, wie G. überall ansetzt, wird sich kaum beweisen lassen. selbst wenn in den Mersebg. gll. 36 *unforthianadlucca* stehn sollte (§ 226 schreibt G. *-luca*), möchte ich dem *u* lautliche bedeutung nicht beimessen, würde es vielmehr nur als schreibfehler betrachten. aber Bezzenberger las *-līca*, was gerade für länge des *i* zeugen würde. Steinmeyer hat diesen punct schon vor jahren im Anz. VI 134 in der kritik von G.s Laut- und flexionslehre erörtert. auch in *hrénkurni* gegenüber *hréncorn* handelt es sich nicht um eine spontane 'veränderung' des minder betonten vocals im zweiten teil, sondern um das bekannte verhältnis von ungebrochenem zu gebrochenem vocal. § 84 hat G. das beispiel in den verbesserungen getilgt. — § 72 (s. 26 z. 1 v. u.) lis *Thiodan*. — 1 b) wird *ó* im gen. pl. auf *-óno* angenommen, ebenso in den schw. verben auf *-ó* und im superl. auf *-óst*. aber die beispiele zeigen mit recht kürze. hier liegt wol nur ungenauer ausdruck vor: 'alte mittelvocale, welche lang sind oder waren'. vgl. oben zu § 65. — nr 2) sind einige quantitäten verfehlt. man lese Ess. gll. *giméritha*, Prud. gll. *skipiltna*, Fr. h. *euentnas*. — § 75. *on* für *an* kommt auch in C vor. aus § 20 anm. 1 war *fan-fon* hier zu widerholen. *ótan* hat *t*, ebenso lis § 78 *artsan*. bei *ar* war *óbulht dldt-óldt* (oben zu § 20 anm. 1) zu erwähnen. — § 84.

bei *succan* hätte G. auf § 98 verweisen sollen. — § 84. weshalb fehlt bei der verdumpfung von *-ald* gerade die gewöhnlichste färbung zu *-old*?

Das *i* in *htoun htwiski* lässt G. auffälligerweise kurz (vgl. § 88. 90. 131 b. 165). nur § 197 steht richtig *htwa*, § 199 *sinhtoun*, drei zeilen darnach jedoch *sinhiun*. — § 89 fehlt *wrédiān*. es konnte hier auf *wh* statt *hw* § 130 schluss verwiesen werden. — § 91. für abfall des auslautenden *u* aus *w* gibt *Godesthi* bei Althof § 26 ein interessantes beispiel, das sich G. entgehn lassen musste, weil er die namen nicht heranzieht. — § 92 fehlt *hawān*. *h* in *treu-haft* kann man nicht wol 'inlautend' nennen. aber s. 46 z. 2 geschieht es auch. — § 93. 'ww ist nach *a* und vor folgendem consonant[en] durch *w* zu *u* geworden und wurde mit vorhergehendem *a* erst zu *au*, dann *ó*: *strójan* usw., oder zu *a*, welches vor *i* zu *e* umgelautet wurde: *streunga* (*strejunga*)'. höchst unglücklich ausgedrückt! — § 94 lehrt, dass sich in *nigean* (= *niwian*) und *nigemo* (stamm *nioja*-) ein *g* 'entwickelt' habe. da es für *j* steht, so war es von anfang an darin und vielmehr zu bemerken, dass *w* davor geschwunden ist. — bei der 'auslassung' des *r* in § 96 vermisste ich den einzigen fest gewordenen fall: *linon* für *lirnon*. z. 6 lis 'im an- und inlaut'. — § 97 anm. fehlt ein verweis auf § 130, und wenn hier von *r* aus *hr* gesprochen wird, warum dann § 98 nicht von *l* aus *hl*? — zu *succan* vgl. § 84. — § 99 fehlt bei *stf* und *sdf* *-ur* (Hel. 3301, nicht *-er*) *hdf* aus **hamf*, das wir schon § 21 vermissten. — § 100 konnte *n* für *hn* erwähnt werden, nach dem muster von § 97 anm.; s. darüber § 130. — § 102 in *sdf* ist, wie bemerkt, nicht *n*, sondern *m* ausgefallen. *gútfanan* 'signa' aus den Oxf. Vergilgll. (Gll. II 718, 4) möchte ich den beispielen nachtragen. — § 112 hat G. *ferkoft* in *ferkóft* geändert, dagegen den gleichen irrthum in § 104 übersehen. — § 105 lis *dump-hédi*. — § 108 schluss lis 39 statt 37. — § 111 schluss lis *véhús*. — § 112 klingt so, als wäre *u*, *ū* für *f* zwischen vocalen etwas gelegentlich vorkommendes, während es doch als regel gilt. — § 114. C 259 steht nach Sievers *lief*, nicht das sonderbare *lieu*. — s. 41 z. 4 lis *galiléesk*, anm. 2 gegen ende *bikie*. — § 116 lis *bikiért kiérta*. — § 120 am schluss lis *sg sgk*. — § 121. die aussprache von *g* wird auch aus allitterierendem *g:j* klar. — § 122. *i* für *gi* zeigen in den Oxf. Vergilgll. noch *isúese* 'socii' und *igrundian* (Gll. II 717, 1. 11). angabe der bedeutung bei so seltenen vocabeln wie *imúthi* 'ostia', *itwisan* 'gemini' wäre dem lernenden erwünscht und nützlich. — § 123. dass sich in *nigun* 'neun' ein *g* 'eingedrängt' habe, kann ich, wie man auch die erscheinung erklären will, nicht als passenden ausdruck ansehen. niemals drängen sich laute ein, sondern sie haben immer einen guten grund für ihr auftreten. — § 129. *gieftid* steht Hel. 5053. — anm. beim prothetischen *h* vermisste ich 'semina venenorum'

sdmun hettarwurtio Strafsb. gll. 96, vgl. Prud.-gll. 'virus' *éttar* (Gll. II 586, 49), 'purulenta' *éttárdaga* (ebda 78). das *e* halte ich aber im gegensatz zu Steinmeyer Anz. VI 134 mit G. für kurz: vgl. mnd. mnl. nnl. schwed. *etter*, dän. *edder*. wenigstens möchte ich nicht leugnen, dass das *tt* schon früh eine verkürzung des alten *é* veranlasst haben kann, wie anderseits im ahd. die bewahrung des *ei* mit kürzung des *tt* hand in hand gieng. das ags. besitzt *dtor* und *attor*. — § 131 a). *giftid* (*giftihid*) hat langes *i*: vgl. nnl. *vleijen* bei Franck Etymol. wb. 1094. weiter unten lis *gimálon gimálda* und vgl. § 35. *semúthai*, *furie* hätten eine bedeutungsangabe verdient. § 165 ist für das erste (= ahd. *se-midahi*) 'carectum' angegeben und das zweite glossiert 'picea'. übrigens steht in den Oxf. gll. *uurie* mit *u*, nicht *f* (aao. 718, 11), und *semithai* finde ich gar nicht darin. — b) z. 5 lis *gisduue*. — § 132 b) z. 1 lis 3738 und vgl. § 153. — § 136 haben *énsetlion* und *énsedlion* falsche quantitäten (§ 147 das richtige). — § 137 wird unverständlich, weil hinter 'mehr in C' ein punct und hinter 'C beston' ein semikolon fehlt. — § 139 anm. 1 vorletzte z. lis *giwatti*. — s. 48 z. 3 v. u. lis 'des *d* an *b* und *d*'. — s. 50 ist unter b) und c) *sálda* und *sálda* statt *saldá* und *saldá* zu lesen. — § 147 möchte ich hinzufügen, dass der kurze vocal vor *th d* aus *nth nd* verlängert wird. — § 153. zu *ss* aus *hs* vgl. § 132 b).

§ 161. *eiero* und *hónero* sind der Freckenhorster heber. entnommen, was in analogie zu andern stellen anzuführen war. — § 163. *altari carcari solari* könnten eine besondere gruppe bilden. — § 164. *múspell* hat *û*. neben *hindbiri* ist *winberi* Hel. 1742 vergessen. *gewit* und *friwit* bedeuten keineswegs nur 'geist'. — § 166 ist das verkürzte *se* nicht erwähnt, vgl. § 91. — § 168 anm. 4. wo steht in den Oxf. gll. *ftcbáne* 'lupine'? es hat übrigens *t*. — § 169 anm. 1 fehlt *wahta*, das doch wol nach ausweis des ahd. und mhd. als starkes fem. anzusehen sein wird. G. setzt es § 198 zu den schwachen, die sich mit den *ó*-stämmen berühren, und ebenso *sundia*, das § 170 paradigma der *jó*-stämmen ist. was soll der lernende davon denken? — § 171. *heri* sehe ich seiner form nach lieber als masc. an. — in den Prudentiusgll. wird auch *úthia* schwach decliniert: *fan so huvilicarú vthiun* Gll. II 589, 71. — zu § 172 anm. vgl. § 198. — § 174 vermisste ich **brdwa* (*brdwon brdhon* Hel. 1704), von dem auch § 197 nichts steht; vgl. § 90. zu *thrdwerk* s. § 91. — § 175. den nom. acc. sg. *huldt* dürfen wir so gut mit *t* ansetzen, wie die übrigen auf *t* endenden casus. — § 176 b) lis *énstrídt* wie 175 anm. 4. — § 178. aus *wrisiltc* ist der *i*-stamm *wrisi* zu erschliessen. — § 182. die formen von *craft* stünden besser in § 184. — § 183. *ruk* 'odor' hat kurzes *u*, vgl. mhd. *ruch*. — § 185. *hlust* heisst zunächst 'das zuhören, das gehör', dann erst 'ohr'. — § 189 mangelt der bedeutsame gen. sg. *suno* C 5788. — § 192. *feho* M 1847 ist wol instrum. das substantivierte indeclinable adj. *flu*

(§ 215) hätte ich hier erwähnt. — § 194 anm. hier muss durchweg *fráho fróho* usw. mit langem wurzelvocal geschrieben werden. in C 5007 steht *fruohen*, nicht *fráhon*, das vielmehr M angehört. *fraon* findet sich auch M 177. — § 197. *muggia* ist kein *-ón-*, sondern ein *-ión-*stamm, steht also richtiger § 198. weshalb G. die *jón-*stämme (nicht bloß § 198) *jan-*stämme nennt, weiß ich nicht. — § 198. zu *lungandun* vgl. § 172 anm. — anm. 1 ist § 170 zu streichen. — § 199 fehlt *wanga*. — § 201. *ftund* hat t. — 'von *alowaldand*, *wápanberand* erscheint ein nom. acc. sg. *alowaldan*, *wápanberan* (meist am ende der zeile)' lehrt G. hiermit hat es eine eigene bewantnis. *wápanberand* steht als acc. sg. nur Hel. 2779, wo C *uapapanberan*, M *uuepanberand* hat, als acc. pl. 4810, wo in beiden hss. *uapapanberand*. *alowaldan* als nom. finde ich C 998, wo M *-nd* bietet. kommt es sonst noch vor? aber der nom. *uualdan god* steht C 2790, *uualdan Crist* C 2827. 2973. 3170, der acc. *uualdan Crist* C 979. 1017. 1231. M hat überall *-nd*. darnach scheint mir der ausgang *-n* im nom. eine nachlässigkeit der schrift oder aussprache zu sein, der acc. auf *-n* dasselbe oder acc. des substantivierten schw. adj. *waldo*. *alowaldo* ist ja reichlich belegt. auch *wápanbero* 'armifer' wäre möglich. von *helmberand* kommt nur der gen. pl. 765 vor. — § 207. für den starken dat. sg. masc. ntr. auf *-an* wären belege erwünscht. im paradigma geht beim acc. sg. die klammer der masculinen fälschlich über die neutralen formen hinweg. — § 209. die ableitung *-tn* in *silubrtin guldin* usw. kurz anzusetzen, sehe ich keinen grund. — § 214, 2). *faho*, *fag* (wo?) 'wenig' hat kurzes *a*. — § 227. *widost* muss nach G.s eigener lehre § 72 b) mit kurzem *o* gesprochen werden. — § 230. das fem. zu *én* lautet nicht *éna* im nom., sondern *én*. — wo kommt das ntr. *twó* vor? wo das ntr. *thria*? so seltene formen bedurften eines beleges. einige formen mangeln. vgl. meine As. parad.² s. 14. — § 235. wo steht *nigandā* in C? — *tegatho* Freckenh. heber. 239 fehlt. — § 239. wenn man *mé wé* schreibt, muss man natürlich auch *gé* aufstellen. — § 243. für den masculinen instr. von *thé* hätte ich gern einen nachweis. — anm. 6 steht zweimal *thia* (eigentlich *thia thia*) statt *thia thiu*, wie es scheint. die zählungen kann ich nicht nachprüfen. — § 244 anm. 3 lis *thius* statt *thiu*. — § 246 steht *se* ('der, welcher'), § 243 anm. 1 *se*. — § 247 anm. 1 vermisste ich den acc. *gehwane* M 1451.

§ 256. die 1 sg. ind. praes. der 2 schw. conj. hat nicht mehr *m*, sondern *n*. das musste hier gesagt werden. in § 310 steht auch nichts darüber. — § 263 tilge das semikolon hinter genitiv und lis *flócannes*. — § 264 lis *weronthia* (Gll. II 589, 52) und füge aus denselben Prud.-gll. *ludonthion* 585, 30, *wesanthion* 586, 47 und *brévianthia* 590, 29 hinzu. — § 273 anm. 2 wird der grammatische wechsel sehr kurz abgetan, und § 269 gewährt keine ergänzung. die formen von *kiosan* sind angegeben. *farlioson* geht

ebenso. von *driosan* fehlt das praet., wir haben aber *drór* 'herabfallender tau, blut' und *drórag* 'blutig'. *flíohan* behielt wahrscheinlich *h* bei, wie im ahd.; von *tíohan* ist einmal im Hel. *tukin* belegt, zweimal (im Hel. und den Prud.-gll.) das part. *gítogan*. *hióðan* *clióðan* behalten das *ð* bei. — § 277. über *frégnan* und seine ursprüngliche zugehörigkeit zu classe v wäre ein wort zu sagen gewesen. auch *gafregin ih* aus dem Wessobr. geb. 1 hätte ich angeführt. — § 278. die zugehörigkeit von *stekan* zu dieser classe bleibt unsicher, da es Prud.-gll. 587, 70 im part. *thurstechan* hat. die verba auf *k* schwanken eben zwischen cl. iv und v, wovon G. schweigt. — anm. 3 ist undeutlich. es handelt sich um den inf. 142 ist ein falsches citat. 1703 steht *besprekean*, 2307 *sprekean*. — § 279 anm. 1. wo findet man den oder die belege für das part. *gidrepan*? in den angezogenen Prud.-gll. steht nur 578, 9 das praes. *ofardripid*. — anm. 3 lis 'das *i* von *giðu*'. — § 282. in der angabe '*skeppian* (inf. praes. nicht belegt)' steckt selbstverständlich ein fehler. es kann aber weder 'inf.' noch 'ind. praes.' noch 'inf. und praes.' noch 'ind. praet.' heißen sollen, da, soviel ich weiß, nur der inf. Hel. 2044 belegt ist.* für *steppian* wüste man auch gern die belegstellen, ebenso § 286 anm. 1 für *spannan*. bei *gangan* konnte auf § 323 verwiesen werden. — § 287 anm. 1. 3. **grđtan* und *sdian* habe ich in der 2 aufl. meiner As. parad. nicht zu *brđdan* *slđpan* usw. gestellt, sondern in ihnen überbleibsel zweier sonst untergegangener conjugationen vermutet (s. 5, iv 2 a. b). Hel. 4071 bietet C *griot*, M *griat*. zu diesem praet. haben wir C 4724 die 2 pl. ind. praes. *griotand* und die part. praes. *greatandi* 2996 M, *greotandi* ebenda C, *griotandi* C 5741. 5914. Schmeller setzte im Glossarium hiernach ein verbum *griotan greotan greatan* an und erklärte das praet. *griot griat* aus einem übergang in die classe *hrópan wópan*. da dieser kaum begreiflich, findet man in den glossaren der jüngeren Heliandherausgeber neben *griotan* ein *grđtan*, ebenso bei Heyne in der Kl. as. und anfrk. gramm. s. 38. 44. aber wie von *slđpan* das praet. *slép*, so müste es von *grđtan* *grét griet* lauten, woneben *griat* und *griot* höchst auffällig wären. nun glaube ich freilich auch, dass zwischen *griotan* = ags. *greótan* und *grđtan* = ags. *grâetan* zu sondern ist, aber in *griot* erblicke ich einen rest der sonst geschwundenen classe got. *létan latlót*. wie neben got. *hwópan hwaíhvóp* as. *wópan weop wiop*, so steht neben got. *grétan galgrót* as. *grđtan greot griot*. *ia* für *io* ist dem Monac. nicht fremd: vgl. in unserer grammatik § 49 und Gallée Beitr. 15, 342 ff (wo *griotand* fehlt). entsprechend ist das praet. *oðarseu* C 2545 gebildet. neben got. *saisó* muss as. *seo seu* stehn, nicht *séu* mit *é*, wie auch Braune in seinem Abriss der ahd. gramm. § 85 anm. 3 ansetzt. *sdwan*, woraus man ein *séu* ableiten könnte, besitzt das as. nicht, auch

[* wol '*skeppian* (inf., praes. nicht belegt)'? Sca.]

geht in der classe *slāpan* die wurzel stets auf einfache muta, nie auf spirans aus. und zum beweis, dass as. *sdian* in die verschollene gruppe des got. *saian* gehöre, überwiegt neben dem starken *seu* das dem ahd. analoge schwache *sdida*. mnl. *sien* braucht nicht auf *sēu* mit *é* zurückzugehn, vgl. Franck Mnl. gramm. § 154, 1 gegen van Helten Beitr. 15, 472. — als ich im nov. 1890 Edw. Schröder diese meine ansicht mitteilte, trug er in seiner antwort folgende vermutung über das nebeneinander von *griotan* und *grdtan* vor. 'das germanische besafs für 'weinen' zwei alte wörter: *riutan* — *grētan*, von denen das erstere (vgl. mhd. *riezen*, ahd. *rōzag*) mehr das fließenlassen der tränen, letzteres den klagelaut ausgedrückt zu haben scheint. sie finden sich auch noch beide im ae.: *reōtan* — *grāetan*, daneben aber eine compromissform beider: *greōtan*. diese compromissform ist gemeinsächsisch, aber die beiden dialecte sind verschieden verfahren. das ae. liefs *greōtan* in die gruppe *reōtan* übertreten und schloss das isolierte *grāetan* an *slāpan* usw. an, also *greōtan* *greāt* — *grāetan* *grēt*; das as. aber brachte die verwirrung hervor, die Sie jetzt glücklich aufgedeckt haben'. — § 289. zu *hauwan* vgl. § 92. der plur. *heuwoun* Hildebrandsl. 66. — sowol § 293 als in den paradigm. § 303 fehlt die endung *-des* *-das* in der 2 sg. ind. praet., § 303 im inf. *-en*, im part. praes. *-endi*. es ist ja allerdings § 252 ff von diesen dingen die rede gewesen, aber verbreitete formen fände man doch gern in den paradigm. wider. — § 310 fehlt ein part. praes. auf *-oiandi*, zb. *wacoiandi* 384 CM. — § 311. über *habda habda* Behaghel Germ. 27, 415. — § 315 fehlt der opt. praet. *farwistis* Prud.-gll. 589, 65. — die inf. der praeteritopraes. in § 316—320 sind meines wissens unbelegt. — § 317. nur *gi-onsta* ist nachweisbar. — weshalb *kunnan* mit *k*, wenn alle andern formen mit *c*? — *durran* kommt nur in der zusammensetzung mit *gi-* vor. es soll wol heißen 'dar (*darr* C 2121)'. — § 318. wo steht der sonderbare plur. *sculan* zu lesen? — *farmunidis* gehört schwerlich zu *farman*. Heyne setzt mit recht Kl. and. denkm. s. 157 *farmunian* an. — § 321 fehlt das part. praes. *wesanthion* Prud.-gll. 586, 47. — § 322. über den inf. von *dóm* oben zu § 39. *duan* steht auch Prud.-gll. 589, 59. 3 sg. ind. praes. *gedód* mit *d* 1699 M. die 1 sg. ind. praet. *gideda* ist Beichte 1 belegt, die 2 *dddi* Hel. 322 (vgl. Behaghel Modi im Hel. s. 54 oben). ob im opt. *dedi dedin é* hat, dünkt mich zweifelhaft. im imp. lis *duat* (M 1713). part. praet. *giduan* auch Prud.-gll. 584, 70 und 586, 13. — § 323 war auf § 286 zu verweisen. in *in te gānde* wird nicht nur hier, sondern auch § 264 *gānde* als part. praes. mit der bedeutung des gerundiums bezeichnet! — § 325 sind die angaben über den plur. *williad williat wellat* ungenau, wie ein vergleich mit Schmellers glossar lehrt. es fehlt der inf. *wellian*, den C 3096, *willien*, den M ebenda belegt.

Den beschluss des buches bilden zwei seiten zusätze und verbesserungen, die ersteren nicht zahlreich. die verbesserungen bedürfen selbst wider der verbesserung. ich erwähne nur: statt 's. 15 v. u. *aband* lis *aband*' muss es heißen 's. 15 z. 14 v. u. *aband* lis *aband*'; 's. 26 e. z.' bedeutet 'erste zeile'; vor *fereuelhed* fehlt 'z. 8'; für 's. 89' lis '§ 89'; statt 's. 38 z. 8 v. u.' lis 'von oben'; ebenso sind bei s. 39 § 111, s. 45 z. 14 und s. 69 z. 3 oben und unten verwechselt, und statt 's. 66 z. 3 v. u.' muss es 'z. 2 v. o.' heißen.

Meine angaben erschöpfen die zahl der fehler und ungenauigkeiten nicht im entferntesten: man vergleiche nur die recensionen von Kauffmann und namentlich von Schlüter. es fehlt G.s grammatik an dem ersten erfodernis jedes buches und eines lehrbuches im besondern: an der zuverlässigkeit. es fehlt ihr auch vielfach an der nicht minder notwendigen klarheit und dem stäten gedanken daran, dass jede gelegenheit benutzt werden muss, um ähnliche erscheinungen zu verknüpfen und verwantes zusammen zu fassen. der verf. hat sich nicht immer als lehrer gefühlt, der seinen schülern das lernen leicht machen möchte. die andern grammatiken der Braunischen sammlung boten ihm für diese tugenden vorbilder. es ist zu beklagen, dass die hoffnung, endlich ein gutes und ergibiges hilfsmittel für die erlernung des as. zu erhalten, nicht so erfüllt worden ist, wie man nach dem reichen material und den vorarbeiten G.s, sowie nach seinem eifer erwarten durfte. ihm und uns wäre nichts besseres zu wünschen, als dass sich ihm bald gelegenheit böte, sein buch in verbesserter, von allen mängeln befreiter bearbeitung vorzulegen.

Berlin, jan. 1894.

MAX ROEDIGER.

Die Bósa-saga in zwei fassungen nebst proben aus den Bósa-rímur. herausgegeben von OTTO LUITPOLD JIRICZEK. Straßburg, KJTrübner, 1893. Lxxx und 164 ss. 8°. — 7 m.

Durch die hier zu besprechende ausgabe lernen wir die Bosa-saga nicht nur, wie bisher der fall war, als eine isolierte litterarische tatsache kennen, sondern die ganze litterargeschichtliche entwicklung der saga wird uns vor augen geführt. der herausgeber hat sich nicht darauf beschränkt, den aus Fornaldar sögur norðrlanda bekannten text abzudrucken. er hat auch eine jüngere, bisher übersehene gestalt der saga aufgestöbert und hier zum erstenmal mitgeteilt. die Bosa-rimur kommen nicht zum abdruck, aber Jiriczek hebt ein paar stellen aus, die über das verhältnis der rimur zu den beiden redactionen des prosaischen textes aufklärung gewähren, und verspricht eine vollständige ausgabe der Bosa-rimur für die zukunft.

J. hat sich vorgenommen, den bisher gebräuchlichen namen '*Sagan af Herraudi ok Bósa*' durch '*Bósa-saga*' zu ersetzen. das scheint mir aber nicht unbedenklich. in der älteren wie in der jüngeren redaction ist ja Bosi keineswegs allein die hauptperson. vielmehr handelt die ganze saga, vom anfang bis zum ende, von den taten und erlebnissen des heldenpares Herraud und Bosi. dazu kommt weiter, dass die jüngere sagenform im titel wirklich die namen der beiden hauptpersonen führt. der althergebrachte name scheint mir also vollkommen berechtigt und zutreffend. will man aber trotz alledem aus den schlussworten der älteren saga einen neuen namen herausnehmen, so sollte man die saga doch lieber '*Sagan af Bögu-Bósa*' oder '*Bögu-Bósa saga*' nennen.

In der ausführlichen einleitung werden erstens die hss. der älteren saga und ihr gegenseitiges verhältnis besprochen, ältere ausgaben erwähnt und die bei der herstellung der vorliegenden ausgabe befolgten principien dargelegt (s. I—XXXVII). dann spricht J. (s. XXXVIII—VIII) über die hss. der jüngeren saga und die methode, nach welcher er diese jüngere sagenform abgedruckt hat. den dritten und umfangreichsten teil seiner einleitung (VII—LXXVII) hat er der geschichte der saga gewidmet. er behauptet, und zwar mit recht, dass die charakteristik, die PEMüller in seiner Sagabibliothek von der Bosa-saga gegeben, für die jüngere, aber nicht für die ältere sagenform zutreffe, und geht dann zu einer untersuchung des ursprungs der ältern saga über. in dieser untersuchung spricht er der saga jede historisch-heroische grundlage ab, weist aber nach, dass sie verschiedene märchenmotive zum teil mit andern sagen, zum teil mit alten '*folkvisor*' gemein hat. ich bin nicht im stande, hierbei die angaben J.s zu controlieren, und betrachte mich nicht als berufen, seine behauptungen und schlüsse zu beurteilen, erlaube mir aber in aller bescheidenheit zu sagen, dass mir seine darstellung richtig vorkommt. aus dem ganzen tone der erzählung glaubt er erschließen zu können, dass der verfasser der Bosa-saga diese motive keineswegs von verschiedenen seiten einzeln zusammengeschleppt und durch eigene erfindung verknüpft, sondern dass er vielmehr eine zusammenhängende tradition frei bearbeitet habe. auf die frage, die sich uns hier aufdrängt: 'wie ist nun diese zusammenhängende tradition entstanden?', gibt J. freilich keine antwort.

In der fortsetzung zeigt er (s. LI—LV), dass die vorliegende gestalt der älteren Bosasaga, deren entstehung er in die zweite hälfte des 14 jhs. verlegt, nicht die ursprüngliche sein kann, sondern dass sie sich durch ganz unverkennbare spuren als umarbeitung einer älteren fassung verrät. dieser umstand kommt bei der besprechung der jüngern saga und ihres verhältnisses zur ältern in betracht (s. LVI—LXXVII). die jüngere saga, während der ersten hälfte des 17 jhs. entstanden, hat an einigen stellen

das ursprüngliche bewahrt, wo die ältere, wie sie uns jetzt vorliegt, erweitert sein muss, und geht somit auf eine ursprünglichere fassung der ältern zurück. die Bosa-rimur sind 'zu ende des 15 oder anfang des 16 jhs.' nach der ältern saga gedichtet. der sage von Viktor und Blaus haben sie eine berserkerepisode entlehnt, und später übten sie auf die jüngere Bosasaga einen von J. nachgewiesenen einfluss aus, als diese noch ein mündliches dasein führte.

Es folgen dann die texte der ältern (s. 1—63) und der jüngern saga (s. 65—138), von palaeographischen anmerkungen und varianten begleitet. beide sind normalisiert, dieser nach der neuisländischen orthographie und jener nach 'regeln', die sich aus der hs. selbst gewinnen liessen. ich will mit J. nicht rechten, weder über den wert und die zeitgemäfsheit normalisierter texte überhaupt, noch über die von ihm befolgten regeln. nur muss ich sagen, wer über die sprachformen der hs. aufschlüsse wünscht, der hat von den hier gedruckten texten gar keinen nutzen. für seine zwecke sind nur die in der vorrede mitgeteilten notizen von interesse. einzelnes findet er auch in den palaeographischen anmerkungen, welche die texte begleiten.

Von der zuverlässigkeit des haupttextes habe ich mir keine meinung bilden können. dagegen habe ich den text mit der arnamagnaeischen hs. 510 4^o (von J. als C bezeichnet) verglichen und bin dadurch zu der überzeugung gelangt, dass J. alle nennenswerten verschiedenheiten zwischen dieser hs. und seiner haupths. gewissenhaft verzeichnet hat. die einzigen abweichungen, die ich in den variantenangaben vermisste, sind *atsetu* statt *atsetum* 5, 12; *viliugr til leiks* statt *til leiks* 10, 7; *bæta* statt *bæta um* 12, 1; *beiddixt* statt *beidixt* 15, 3 (ist *beidixt* nicht ein druckfehler?); *hrummixt* statt *hrumixt* 17, 11; *hvat þar sé* statt *hverr þar væri* 23, 10. s. 7, 1 hätte gesagt werden sollen, dass *með* auch in C fehlt; s. 21, 4 hat C *Vóru þeir þa leystir fóstbræðr*. anderseits hat es sich mir aber herausgestellt, dass J. diese hs. C nicht überall richtig gelesen hat. s. 6, 13 hat die hs. vollkommen richtig *modur*, nicht *modir*, wie der hsg. behauptet. ebenso steht s. 10, 2 ganz richtig *avngvan leid-||angur*, nicht *öngvar leidangur*; s. 13, 4 *suiuirdingar*, nicht *suiuardingar*; s. 14, 20 *þigge*, nicht *þigi*; s. 16, 5 *b'en*, nicht *barn*; s. 39, 4 *smáglingur*, nicht *smáglingur*, ganz wie in A; s. 52, 1 *út*, nicht *úr*. auch anderes wird unrichtig angegeben oder aufgefasst. s. 16, 5 hat C *bratt mun hon sungen verda* (*hon* über der zeile hinzugefügt); s. 17, 12 steht am rande nicht ein *en*, sondern *hrumext*, welches den zweck hat, das in der gegenüberstehnden zeile wegen eines risses im pergament geteilt geschriebene *hrum mex* zu verdeutlichen. die abkürzung, die J. s. 40, 2 als *eigi* auflöst, ist ganz dieselbe, welche er s. 21, 1 richtig mit *edr* wiedergibt. s. 51, 12 ist *sponz snu* gar nicht auf zwei zeilen geteilt, sondern steht mitten in

der zeile, die mit *hleyptir* 51, 18 anfängt und mit *aptr* 52, 2 endet. zu s. 40, 3 bemerkt J. vollkommen richtig, dass C *þotlkann* hat statt *þotlkum*, aber er hätte auch weiter bemerken sollen, dass das folgende *brunnhúsum* in C in irgend einer weise corrigiert ist, was unzweifelhaft mit der richtigen form des vorhergehenden fürworts in zusammenhang steht. die angabe über *hnífar* 45, 16 ist vollends aus der luft gegriffen, denn C hat *hnífar* ohne die geringste spur von änderung.

Diese erfahrungen haben mein vertrauen zu der befähigung J.s, isl. hss. zu lesen, stark gerüttelt. aber er hat nicht allein gestanden. Kålund und Finnur Jonsson sind seine helfer gewesen, und wer das sprichwörtliche 'viele köche verderben den brei' nicht als ausnahmslose regel betrachtet, kann darum hoffen, dass J.s haupttext tadellos ist. die ausgabe im grofsen und ganzen scheint mir so verdienstlich, dass wir darüber ihre kleinen mängel vergessen sollten. die typographische ausstattung des buches übertrifft bei weitem alles, was die herausgeber altnordischer texte sich im allgemeinen leisten können. nur wüßte es störend, dass der buchstabe *f* in den meisten fällen den kopf verloren hat.

Växjö, 23 oct. 1893.

LUDVIG LARSSON.

Les sources du Roman de Renart par LEOPOLD SUDRE, professeur au collège Stanislas. Paris, EBouillon, 1893. viii und 357 ss. gr. 8°.

Sudre nimmt mit Krohn einen doppelten ursprung unserer fabeln und tiermärchen an: einen nordeuropäischen — die helden dieser gruppe sind bär und fuchs — und einen orientalischen — die helden sind ursprünglich löwe, hyäne und schakal. in der frage nach der priorität von märchen und fabel entscheidet er sich für die erstern. wie Bédier in dem 3 cap. seines jüngst erschienenen werkes (*Les fabliaux*. Paris 1893) verhält er sich gegen den griechischen ursprung der indischen ebenso wie gegen den indischen ursprung der griechischen fabeln ablehnend. was das verhältnis des Reinhart Fuchs zum Roman de Renart betrifft, so steht er auf dem standpuncte von Voretzsch¹ (*Zs. f. rom. phil.* 15, 126 ff. 344 ff. 16, 1 ff), das deutsche gedicht gehe auf eine französische vorlage zurück, die noch nicht einheitlich gewesen sei, sondern ebenfalls eine sammlung von branchen, welche allerdings im wesentlichen gegenüber den erhaltenen französischen den ursprünglichen näher standen. mit der verwerfung der Grimmschen tiersagenhypothese, die man in jüngster zeit wider auf anderem wege einzuschmuggeln versucht hat (*HBaumgart Poetik* s. 157 ff; *Fischer Lessings fabelabhandlungen* s. 37), wird man wol einverstanden sein. hingegen fallen die germanischen namen für die

¹ bei der abfassung meiner anzeige von Büttner 'Der Reinhart Fuchs und seine französische quelle' (*Anz.* xviii 244) waren durch ungünstige umstände diese vorzüglichen aufsätze mir leider unbekannt geblieben.

herkunft der in letzter linie zu grunde liegenden tiermärchen, die ja für S. selbst in höherem mase als die antiken, gelehrt überlieferten fabeln quellen der einzelnen teile des tierepos sind, doch mehr ins gewicht als er zugeben möchte (s. WFörsters anzeige, Litt. centralbl. 1893 sp. 1393 ff), und ich kann in dieser annahme nicht wie er nur eine patriotische phantasie JGrimms sehen.

Der besondere teil behandelt nun 1) Fuchs und löwe: die beiden erzählungen vom 'Jugement du lion' und von 'Renart médecin' bildeten ursprünglich eine einheitliche branche*. die erste hat sich schon früh abgetrennt, ihre älteste gestalt zeigt der italienische Rainardo (bei Martin als xxvii branche abgedruckt). auch der Reinaert geht nicht direct auf branche 1, sondern auf eine selbständige verwante fassung zurück (vgl. Anz. xviii 247). im 2 teil behauptet S., wie mir scheint mit recht, gegen Voretzsch, dass die geringere zahl der opfer des fuchses im Renart ursprünglicher sei als die grössere im Reinhart, da anfangs nur der wolf allein seine rache empfand. über die ursache der krankheit des löwen im Reinhart s. Anz. aao. die antike fabel von der societas leonina findet S. im Roman de Renart in zwei reflexen, die sich zu einander verhalten sollen wie etwa in den französisch so häufigen doubletten das lautgeschichtlich entwickelte zum mot savant. ob aber das schinkenabenteuer wirklich hierher zu ziehen ist, scheint mir fraglich¹. vgl. auch Lafontaines fabel 'La hultre et les plaideurs', deren älteste fassung unter den indischen Jātakas nachgewiesen ist (Warren De Gids 1893, 114) und in grösserer entfernung die schwänke von der teilung des hühnchens, besonders die, wo der teilende sich selbst nur das gerippe zuspricht (s. RKöhler zu Gonzenbach Sicilianische märchen nr 1). — 2) Fuchs und bär. im anschluss an KKrohn (Bär [wolf] und fuchs. Journal de la société Finno-Ougrienne. Helsingissä 1889) wird gezeigt, wie in den beiden abenteuern von der schändung und dem fischfang wölfin und wolf nur an stelle der ursprünglicheren bärin und bär getreten sind. im einzelnen bemerke ich, dass s. 145 in Reinh. v. 433 '*so wærest dū mir doch ze swach*' letzteres wort unrichtig mit *faible* übersetzt ist, da es niedrig, unebenbürtig bedeutet, und dass in den anmm. s. 145 und 147 Voretzsch wol missverstanden ist. auch die folgenden beiden geschichten vom bären im baumstamm eingeklemmt und vom bären des bauern oxsen holend sind im anschlusse an Krohn² behandelt. über die erstere ist zu bemerken, dass hier wie auch sonst an die

[* eine parallelversion zum letzteren s. jetzt Zs. d. vereins f. volkskunde 4, 70 f: negermärchen v. d. goldküste.]

¹ wenn man die fassung des Reinhart für die ältere ansieht, die des Ysengrimus und des dadurch beeinflussten Renart für eine etwa unter dem einfluss der fabel erweiterte hält, so entfällt die eigentliche ähnlichkeit.

² vgl. die citierte abhandlung und 'Mann und fuchs. drei vergleichende märchenstudien' (Helsingfors 1891). [s. jetzt auch Zs. d. vereins f. volkskunde 4, 63 ff.]

stelle von tieren (s. Cosquin Contes pop. de la Lorraine nr 3) die waldmüeterli und fanken treten (s. Jecklin Volkstümliches aus Graubünden II 127; Vonhun Beitr. z. d. myth. 58). dass der Reinhart aus schamhaftigkeit die verstümmelung des caplans unterdrückt, ist mir für den verfasser von v. 590 wenig wahrscheinlich; viel eher wird, wie Voretzsch meint, auf seite des Renart der zusatz anzunehmen sein. von der branche IX heisst es nicht ganz richtig, dass 'nulle part il n'est fait allusion aux événements qu'elle relate' (p. 190); denn VIII 147 ff steht doch jedesfalls damit in freilich unklarem zusammenhang (s. Grimm RFuchs cxxviii; Martin Observ. sur le Roman de Renart 51). — 3) Fuchs und wolf. für die episode von der wallfahrt muss ich mich Voretzsch anschliessen, insofern als die wenigen erhaltenen verse, die uns die begegnung Baldewins mit Reinhart erzählen, gewis nicht hinreichen, um irgend eine identification des abenteuers vorzunehmen. auf den namen Baldwin ist allerdings nicht viel zu geben: gerade weil er häufiger als name des esels erscheint, mag er dem Glichezare sonst woher bekannt gewesen und von ihm an die stelle des seltenern Bernart gesetzt worden sein. zu der geschichte vom fuchs, der in den brunnen schauend sein gesicht für das seiner eignen frau hält, ist das märchen der Kamtschadalen zu vergleichen, deren gotte Kutka das gesicht gleich dem einer frau von der maus angemalt wird, sodass er ins wasser sehend sich in sich selbst verliebt (Tylor Die anfänge der cultur, übers. von Spengler und Poske I 404). bei der besprechung der episode vom vollgefressenen wolf wäre jedesfalls die ansicht von Krohn¹ zu beachten gewesen. die zweite hochzeit der fuchsin ist doch wol mehr als satirische ausführung des trouveurs wegen Grimm KHM nr 38 (s. Grimm RFuchs p. ccxvi). — 4) Fuchs und vögel. zu dem p. 285 citierten finnischen märchen findet sich eine parallele Krohn Bär und fuchs s. 122. das abenteuer vom fuchs und dem raben zwischen schakal und krähe spielend in Jataka 294 (Warren De Gids 1893, p. 117). erwähnen will ich bei dieser gelegenheit eine neugefundene afrikanische parallele von der fabel, wie fuchs und storch einander gegenseitig zu gaste laden (Reinisch Die Bedauesprache s. 67. WSB 1893). — 5) Der wolf. die p. 336 angeführte geschichte von der sau, deren junge erst getauft werden müssen, ehe sie der wolf fressen darf, findet sich auch bei ESchreck Finnische märchen 233 und zwar in verbindung mit der von der stute, die dem wolfe den huf zeigt.

In einem schlusswort fasst S. die resultate seines buches zusammen: die quelle des Rom. de Ren. sei keine einheitliche, die quellen der einzelnen erzählungen seien mündliche traditionen,

¹ Bär und fuchs s. 44 'im gegenteil kann man geschichtlich nachweisen, dass eine aesopische fabel vom übermäfsig fressenden fuchse in dem tierepos und der fabellitteratur des mittelalters, sowie im volksmärchen der gegenwart zu einer erzählung geworden ist, in welcher der fuchs den wolf verleitet, übermäfsig zu fressen oder zu saufen'.

die nur teilweise auf antike oder orientalische quellen zurückgehn. S.s buch basiert auf den untersuchungen von Krohn, Martin, Voretzsch, nimmt aber durch vernünftige, ruhige kritik und sachliche, klare zusammenfassung einen ehrenvollen platz neben und über diesen vorarbeiten ein.

Bern, 18 nov. 1893.

S. SINGER.

Die legende Karls des Großen im 11 und 12 jh. herausgegeben von GERHARD RAUSCHEN. mit einem anhang über urkunden Karls des Großen und Friedrichs I für Aachen von Hugo LOERSCH. (Publicationen der gesellschaft für rheinische geschichtskunde VII.) Leipzig, Duncker und Humblot, 1890. VIII und 223 ss. gr. 8°. — 4,80 m.

Die legendarische 'Vita Karoli Magni' des 12 jhs., die uns hier (s. 1—93) in kritischer bearbeitung und mit wertvollen beigaben und excursen vorgelegt wird, ist kein ineditum, aber doch bisher recht unbekannt geblieben. SSinger hat für seine kenntnisreichen erörterungen in der einleitung zu den Deutschen volksbüchern der Züricher hs. C 28 (Stuttg. litt. ver. bd 185) ein Einsiedler ms. benutzt (s. XXII f), ohne zu ahnen, dass das darin enthaltene Karlsleben bereits 1874 von Kaentzeler — freilich schlecht genug — nach 2 Aachener hss. herausgegeben war. mir selbst ist es vor jahren passiert, dass ich das werk zeitlich falsch angesetzt habe: denn hauptsächlich an diese legende dachte ich, als ich Zs. 27, 78 aus gewissen elementen im phrasenschatze des Konrad von Regensburg die 'kenntnis einiger ausläufer der karolingischen geschichtschreibung' folgerte.

Die entstehungszeit der Vita ist durch die aussagen des prologs über jeden zweifel erhaben: sie ist abgefasst worden kurz nach der feierlichen erhebung und canonisation Karls, die am 29 dec. 1165 stattfand; abgefasst auf directe anregung Friedrichs I und in der ausgesprochenen absicht, die heiligsprechung zu begründen und die freude darüber ins reich hinauszutragen. der verfasser, zweifellos ein Aachener cleriker, gehört zu den unbedingten anhängern und bewunderern des Staufers, in dem nach seiner ansicht (18, 23 ff) der welt ein zweiter Karl d. Gr. erschienen ist, und er wird gewis auch die tiefern absichten verstanden haben, welche sein hoher gönner mit dem bedeutungsvollen act verband. so ist das werk, ähnlich wie die canonisation selbst, durch die es veranlasst ward, von entschiedenem interesse für die geschichte des deutschen kaisergedankens: wie dessen belebung und kräftigung in den wirren des schismas und gegenüber den weitaussehenden plänen des byzantinischen kaisers Manuel besonders geboten scheinen musste, das hat Rauschen in seinem I excurs über die heiligsprechung Karls (s. 129—137) einleuchtend ausgeführt.

Recht gering dagegen ist der quellenwert: ich meine natürlich für den sagenforscher, denn der historiker wird hier ohnehin für sich nichts erwarten. in der hauptsache ist das dreiteilige werk geschöpft aus uns wolbekannten und zugänglichen gewährsmännern: Einhards Vita und die Annales Laurissenses, Regino, Thegan sind die wichtigsten für geschichtliche angaben; von sagenmässigen quellen liegt dem ganzen II buche, dem bericht von Karls fahrt nach Jerusalem und Konstantinopel, die von R. im anhang neu edierte 'Descriptio' dieses fabulosen zuges zu grunde; die kleinere erste hälfte des III buches (c. I—VII) schreibt einfach pseudo-Turpin c. I—VIII (ed. Reuber) ab. auch c. III ist satz für satz wiedergabe des gleichen capitels bei Turpin, die anmerkung 64 R.s (s. 67) muss also ein versehen enthalten. nur wenig geht auf die berichte frommer zeitgenossen des autors zurück, so vor allem c. XVII—XIX des III buches, wunder am grabe des kaiserlichen heiligen vor und nach der canonisation — *que nostris temporibus mirifice contigisse gloriamur*, wie das vorwort des III buches ankündigt.

Der compiler lehnt es von vornherein und wiederholt ab, eine geschichte der taten Karls d. Gr. zu schreiben, ja er schliesst die '*historialia ipsius gesta*' (67, 20 ff) sogar ausdrücklich von seiner darstellung aus. für die sei in *cathalogo virorum fortium et in cronicis* (18, 1) hinlänglich gesorgt, und auch er selber habe darüber bereits einen '*micrologus*' verfasst (18, 2). er will seinen lesern und den andächtigen des Karlstages den grossen kaiser vor allem als gottesmann vorführen: als treuen verehrer und als reichbegnadeten schützling Gottes und der heiligen, als freund der kirche und vielfältigen kirchenstifter, als den kaiser, der in seinem segensreichen walten auf staatlichem und kirchlichem gebiete durch keine übergriffe des papstes gehemmt wurde. '*vere duo gladii hic!*' — in diesem ausrufe (34, 17) scheint die tendenz der verberlichung Karls zu gipfeln. das kirchenpolitische ideal der staufischen partei kommt hier ähnlich zur repraesentation, wie um dieselbe zeit das der gegenpartei in der beliebten vorführung Constantins und des heiligen Silvester (Gerhoch von Reichersberg, Kaiserchronik).

Von den quellen sind die sagenhaften auf grosse strecken hin einfach ab- und ausgeschrieben, die historischen mit mehr mühe als geschick excerpiert und durcheinandergewürfelt. wo der autor selbst das wort nimmt: in den prologen (des ganzen und der einzelnen bücher), am eingang und schluss vieler capitel, in buch III c. XVII—XIX, merkt man es alsbald an der blumenreichen und salbungsvollen sprache, die sich bis zu aufdringlichem schwulst steigert. in der phraseologie dieser abschnitte machen sich ein paar lieblingswendungen bemerklich, die er gelegentlich auch einmal dem text einer ausgeschriebenen quelle (so 69, 19 dem Turpin) einmischt: ich meine die bezeichnung Karls als *dei (Christi) athleta*,

dei (Christi) miles (26, 4. 44, 28. 74, 6. 92, 8; 69, 20). es sind die in der deutschen poesie seit dem beginn des 12 jhs. öfters vorkommenden ehrentitel *gotes wlgant*, *gotes dienstman*, die ja auch der pfaffe Konrad seinem allerchristlichsten heldenkaiser beilegt. hier einen directen zusammenhang zu finden (wenn auch anderer art als ich es Zs. 27, 78 andeutete), lehne ich jetzt ausdrücklich ab. noch weniger beweist etwa die ähnlichkeit von Rol. 22, 21, wo es von Karl heisst: *jd lühten stniu ougen sam der morgensterne* (vgl. noch weiter 23, 1 f) mit Vita 49, 27 *oculi fulgebant tanquam sidera*: denn einmal stammt die stelle der Vita aus der Descriptio des 11 jhs., und dann ist die tradition von Karls leuchtenden augen viel zu verbreitet, als dass eine solche berührung im ausdruck auffallen dürfte. es ist ganz amüsant zu sehen, wie die vorstellung davon wächst. Einhart c. 22 *oculis praegrandibus ac vegetis*; Poeta Saxo v 339 (den Einhart ausschreibend) *late fulgentes oculi*; Monachus SGallensis i 3 *flam-mante intuitu*, i 19 *fulminans acies*¹; Descriptio 107, 3 (= Vita 49, 27) *oculi fulgebant tanquam sidera* — und schliesslich mit einem gesuchten doppelvergleich, der aber grossen anklang gefunden hat, Turpin c. xii: *oculi leonini scintillantes ut carbunculi*.

R. hat von dieser legendarischen Vita 14 hss. aufgetrieben und im apparat mehr oder weniger eingehend verwertet; der text selbst fusst beinahe ausschliesslich auf den Pariser hss. P¹–³, von denen die treffliche P¹ noch dem 12 jh. entstammt und uns zugleich den besten text des Turpin bewahrt hat. es ist von interesse, die herkunft der manuscrite zu mustern und damit die verbreitung der Karlslegende zu ermessen. Frankreich hat auch dieser glorification seines Charlemagne die aufnahme nicht versagt: in Paris allein liegen 6 hss., nur teilweise deutschen ursprungs. auf deutschem boden weisen die mss., soweit ihre herkunft sich bestimmen lässt, vor allem auf die orte hin, für die der cultus des kaisers und des heiligen Karl besonders bezeugt ist und die auch sonst in der litterarischen pflege der Karlssage voranstehn: vor allem die Rheinlande mit Aachen und Köln (vgl. Karlmeinet), dann Regensburg (vgl. Kchr., Rol. und im 14 jh. Karl und die schottenmönche) und Zürich (vgl. die prosa des Züricher codex C 28). nach SEmmeram gehört M di. clm 14279 (= Em. D 4), auf eine Züricher vorlage weist E zurück, die Einsiedler hs., wenn sie auch selbst nicht das ‘werk eines Züricher stiftsgeistlichen’ (Rauschen), sondern des Joh. Birk von Kempten ist, vgl. MBüdingers Von den anfängen des schulzwanges s. 29–39.

R.s recension des textes ist wol ziemlich einwandfrei und der druck ungewöhnlich correct: ich habe mir nur die fehler 41, 8 *vestutate* und 86, 1 *Juuanum* st. *Juvav(i)um* notiert — der

¹ den ausdruck *oculis astrorum more radiantibus* braucht der mōnch II 11 von Ludwig dem frommen.

letztere scheint überdies in einem weitverbreiteten schreib- oder lesefehler begründet zu sein.

Zu den anmerkungen, die hauptsächlich die sorgfältigen quellennachweise enthalten (darunter s. 44 nr 38 eine note zum Karlmeinet), verzeichne ich nur, dass es anm. 59 (s. 50) statt '*Emman.*' heißen muss '*In domino*' und dass für nr 38 (s. 36) dem herausgeber die wertvolle einleitung von GParis zu der von diesem und ABos herausgegebenen *Vie de SGilles p. Guillaume de Berneville* (Paris 1881) entgangen ist. —

Als zweiten text beschert uns R.s buch sodann (s. 95—125) die schon vielfach — so von GParis, LGautier, Koschwitz, JHansen — besprochene '*Descriptio qualiter Karolus Magnus clavum et coronam domini a Constantinopoli Aquisgrani detulerit qualiterque Karolus Calvus hec ad Sanctum Dyonisium retulerit*', welche etwas gekürzt dem u buche der *Vita* zu grunde liegt. R. hat für den text außer einer Pariser nur eine vielfach, besonders auch sprachlich abweichende Wiener hs. benutzen können; auf das kritisch wertvolle '*ms. de Montpellier 280*' hat inzwischen GParis *Romania* 21, 295 aufmerksam gemacht. der hsg. bestätigt GParis datierung ('ca 1070'), indem er die schrift zwischen 1060 und dem ersten kreuzzug ansetzt, weist aber gegen GParis nach, dass die beiden teile, in die sie jener zerlegte, von demselben autor und zwar von einem Franzosen verfasst sind.

Die sage von Karls pilgerfahrt (vgl. excurs iv s. 141—147), die um dieselbe zeit in dem — von der *Descriptio* unabhängigen — französischen spielmannsgedicht ein wahrer tummelplatz der *gaieté gauloise* geworden ist, hat in Deutschland wenig anklang gefunden. unter den quellen und zeugen für ihre verbreitung, die man in den *Archives de l'orient latin* i 15 f n. 25 verzeichnet findet, figuriert freilich auch Ekkehard von Aura, allein gerade der commentator des *Hierosolymita*, Hagenmeyer, dessen ausgabe dort angeführt wird, hat bereits dagegen protestiert, dass man die stelle xi 2 auf jene sage ausdeute. während fast alle französischen historiker von Hugo von Fleury bis auf Vincenz von Beauvais und weiter hinab bei ihr verweilen, hat sie in Deutschland erst bei Martin von Troppau und bald darauf bei dem compiler des *Karlmeinet* aufnahme gefunden. mit der quelle des letztern beschäftigt sich R. s. 146 anm. 73. — das erste auftauchen der wundersamen mär bei Benedictus de SAndrea (ca 968) beurteilt R. widersprechend, wenn er s. 142 sagt: 'schwerlich hat er die sage selbst ersonnen', s. 147 aber eben diesen mönch vom Soracle als den 'erfinder' der sage bezeichnet und ihm persönlich einen bestimmten zweck unterschiebt. es liegt hier wol nur ein schiefer ausdruck vor, denn R. selbst hat s. 146 f über das aufkommen der mythe sehr verständig gehandelt und Aachen und besonders SDenis als die orte charakterisiert, wo die jährliche vorzeigung

bestimmter reliquien am ehesten die vorstellung von einer persönlichen anwesenheit des großen Karl im heiligen lande wecken mochte.

Die excurse II, III, V berühren schwerlich das interesse unserer leser und entziehen sich jedesfalls meiner kritik. noch mehr ist dies der fall mit der beigabe von prof. HLoersch (s. 149—215), welche der titel ankündigt. L. tritt den beweis an, dass das nur als transsumpt in einer urkunde Friedrichs II vom aug. 1244 erhaltene privileg Friedrichs I für Aachen vom 8 jan. 1166 echt sei, und verwertet hierfür sehr ansprechend die neue kritische ausgabe der Vita, die eben durch ihn angeregt ist. die untersuchung hat den beifall der sachkundigen gefunden und ist von HGrauert im Hist. jahrb. 12, 173 ff durch den nachweis erweitert worden, dass das von Loersch als gefälscht erkannte diplom Karls d. Gr., welches urkunde und Vita aufnehmen, um die mitte des 11 jhs. hergestellt ist.

Ich will von der saubern und in jeder beziehung gut ausgestatteten publication nicht scheiden, ohne den wunsch auszusprechen, dass nun endlich auch für das einzige deutsche denkmal der Karlssage, das wir bisher nur unvollständig kennen, für die chronik von Weihenstephan, sich ein herausgeber finden möge.

Marburg.

EDWARD SCHRÖDER.

Über Wolframs von Eschenbach Parzival, von RICHARD HEINZEL. Wien, FTempisky, 1893 [Sitzungsberichte der k. academie der wissenschaften in Wien, philosophisch-historische classe, bd cxxx]. 113 ss. — 2,30 m.

Heinzel behandelt die vielumstrittene frage nach der quelle Wolframs und bewährt auch hier seine ausgezeichnete gründlichkeit und belesenheit. auch er entscheidet sich dafür, dass Wolframs angabe, er folge dem französischen gedichte eines provenzalischen Kiot, vertrauen verdient. er scheidet aus dem gedichte Wolframs zunächst das aus, was unzweifelhaft dem deutschen dichter eigen ist, und vergleicht den übrig bleibenden inhalt, den er Kiot zuschreibt, mit Chrestiens werk. er kommt zu dem ergebnis, dass weder Chrestien Kiot, noch dieser jenen benutzt habe, dass also die ihnen gemeinsamen züge der sage in einer gemeinsamen quelle vorhanden gewesen seien, und zwar in dem buche, welches Chrestien von dem grafen Philipp von Elsass, Flandern und Artois erhielt (s. 40). diesen schluss halte ich nur dann für zwingend, wenn wirklich Wolfram seine erzählung, abgesehen von seinen eigenen erfindungen, ausschliesslich aus Kiot schöpfte. allein er benutzte auch andere quellen, wie ich in QF. 42 gezeigt zu haben glaube; und wenigstens die directe entlehnung von namen aus Solins Polyhistor ist wol allgemein zugestanden, ebenso, dass neben französischen gedichten über den Gral prosaerzählungen umliefen,

woraus Wolfram schöpfen konnte. aber auch sonst halte ich Wolframs selbständigkeit für weit größer als H.: ich glaube, dass die psychologische vertiefung der einzelheiten wie ihre verbindung durch eine gemeinsame grundidee sein verdienst ist: diese grundidee steht mit dem, was er über seine eigenen verhältnisse angibt, in vollster übereinstimmung, und die seelenvolle auffassung der bei allen andern dichtern der zeit entweder leichtfertig oder asketisch-kirchlich behandelten stoffe der ritterlichen erzählung kann nur einem dichter ersten ranges zugewiesen werden, den wir nicht auferhalb Deutschlands zu suchen brauchen. auch deutet die ganze reihe der abweichungen von Chrestien nicht auf ein einheitliches werk, welches Wolfram nur, mit wenigen ausschmückungen, übersetzt hätte. es sind außerordentlich verschiedene bestandteile, welche nur durch eine sehr kunstvolle verbindung zu einem übersichtlichen ganzen haben vereinigt werden können. wesentlich für den schluss des ganzen, den ihm ja Chrestien nicht darbot, beruft sich Wolfram auf Kiot. diesen haben wir uns als einen fortsetzer Chrestiens zu denken, der auch schon in dessen werk ebenso interpolationen ein- und eine vorgeschichte zugefügt haben mag, wie sie tatsächlich, wenn auch nicht eben mit Wolframs quelle näher stimmend, in dem von Potvin abgedruckten manuscript vorhanden sind. H. selbst begründet sinnreich die annahme, dass Kiots name nur auf einem misverständnis beruhen möge. wie es in Potvins text vi 212 heiße '*Si com la matere desoeuvre Gerbers qui a reprise l'oeuvre, Quant chascuns trovere la laisse*', so möge in Wolframs quelle der dichter von sich sprechend gesagt haben *Ki ot reprise l'oeuvre* oder *reprinse l'estoire*; Wolfram hätte dann *reprise* misversteht und als tadel auffassen können; er hätte vielleicht auch den von ihm erst durch ein misverständnis geschaffenen Kiot mit Guiot de Provins zu einer person gemacht. die möglichkeit dieser vermutungen kann gewis nicht geleugnet werden.

Über die der zusammenhängenden erzählung Chrestiens und Wolframs (denn so möchte ich doch anstatt Kiots den vertreter der deutschen sagenform bezeichnen) zu grunde liegenden märchen spricht H. mit einer fülle von bemerkungen und verweisungen, die man dankbar annehmen wird. er bemerkt auch ganz überzeugend, dass es wunderbar ist, wie sehr die menge der namen und geschichten in übereinstimmung und zusammenhang gebracht worden ist, wie wenige kleine verschiedenheiten übrig bleiben. zu s. 44 möchte ich bezweifeln, ob der umstand, dass der Gralkönig im gegensatz zu den Gralrittern heiraten darf, auf ein erbreich hinweist. in merkwürdiger weise stimmt dazu die einrichtung der englischen colleges an den universitäten, in denen der headmaster heiraten darf, die fellows aber nicht. aber man kann sich auch ganz gut denken, dass an einem ritterlichen hof die fürstin nicht entbehrt werden kann, während ihr nur

edelfräulein, ihrem gemahl nur unverheiratete ritter zur seite stehn. s. 45 nimmt H. an den ehen anstoss, welche nach den ritterromanen jüngerlinge mit weit älteren frauen schliessen; aber auch in wirklichkeit war das damals nichts seltenes: Heinrichs vi gemahlin war 11 jahre älter als er, und ähnlich stand es mit Friedrich ii, dann mit Ottokar von Böhmen. allerdings waren das ehen aus politischen gründen, während die ritterromane von liebe sprechen. für die seltsamen verhältnisse auf dem wunderschloss nimmt H. die von mir gegebene erklärung an, dass es sich hier ursprünglich um ein totenreich handelte.

Allein so feinsinnig er eine reihe von weniger passenden verhältnissen, die sich aus der zusammenfügung ursprünglich für sich bestehender märchen ergeben, erklärt und rechtfertigt, so meint er doch, Wolfram wirkliche und zum teil schwere widersprüche nachweisen zu können. ich glaube mit unrecht, wenn ich auch im folgenden nur einzelne fälle behandeln kann. s. 103 bemerkt H.: 'xv 777, 25 wird bei Artus zu mittag gegessen, dann kommt Kundrie mit der freudigen botschaft an Parzival, 784, 23 *nu wasez ouch zît daz man dâ gaz*'. das letzte wort bedeutet nicht, wie H. andeutet, 'essen sollte', sondern 'gegessen hatte, mit essen fertig wurde', ebenso wie zb. Iwein 1224. das ergibt sich aus dem folgenden: Parzival, der neben seinem bruder sals (oder sagen wir: gesessen hatte), bittet diesen um *gesellekeit*, dh. nicht um seine nachbarschaft beim mahl, sondern um seine begleitung beim ritt auf die Gralburg. ebenso ist 780, 17 *wart bekennet schiere* nicht zu übersetzen 'ward da erst bekannt', sondern etwa: man überzeugte sich, dass es wirklich Kundrie war. 'iii 151, 28 Kunneware wird mit einem stock geschlagen, nach vi 304, 18 ist es mit einer rute geschehen'. an der zweiten stelle heisst es aber: *die blou der seneschalt . . daz von ir reis der walt*. hier ist *walt* wie in *waltswende* von stäben zu verstehn; Parzival sagt, allerdings mit einer begreiflichen übertreibung, Keie habe auf Kunneware stöcke zerschlagen. 'v 251, 28 erkennt Sigune Parzival an der stimme, bei seinem dritten besuch ix 440, 24 erst, als er den helm abgebunden hat'. diese schon von andern bemerkte incongruenz lässt sich doch wol sachlich rechtfertigen. bei seinem langen harmvollen umherirren konnte die helle stimme des jüngerlings doch sich verändert haben, und Sigune, mehr und mehr der aufsenwelt abgestorben, mochte ihn nach so vielen jahren erst beim sehen wider erkennen. und so lassen sich auch sonst die von H. angeführten schwierigkeiten durch eine etwas liberale interpretation beseitigen: diese ist dem dichter gegenüber, der alles klar vor augen hat, aber eben wegen einer gewissen überfülle des gefühls und der vorstellungen sich nicht immer deutlich ausdrückt, durchaus erforderlich. irrig übersetzt übrigens H. s. 10 Parz. 454, 26 *op die (engel) ir unschult wider zôch* 'da die erde doch keine würdige stätte für ihre rein-

heit war'. *unschult* ist mhd. nicht, wie bei uns, ein positiver begriff, sondern stets negativ, 'schuldlosigkeit': s. die wbb. die stelle drückt undeutlich das aus, was später (471) näher auseinander gesetzt wird: 'wenn sich ihre schuldlosigkeit herausstellte und sie deshalb zurückgerufen wurden'. — zum schlusse bespricht H. noch einige andere darstellungen der Parzival- und Gralsage, und hier hat ref. diesen ausführungen, welche zt. mittheilungen aus handschriften bieten, nur einfach beizustimmen.

Straßburg, 14 jan. 1894.

E. MARTIN.

Der Helmbrechtshof und seine umgebung. eine litterarhistorische untersuchung. von MAX SCHLICKINGER. (separatabdruck aus dem 51 jahresberichte des museum Francisco-Carolinum in Linz.) Leipzig, Gföck, 1893. 31 ss. 8°. — 1,20 m.

Als ich vor fast 30 jahren die aufgabe übernahm, den schauplatz des Helmbrecht-gedichtes festzustellen, hatte ich das glück, als helfer bei dieser arbeit einen mann zu finden, wie ich ihn geeigneter nicht wünschen konnte. herr pfarrer Jos. Saxeneder, damals in Überackern, jetzt in Neukirchen an der Enknach, hat nicht bloß in diesem gebiete seine heimat, sondern hat auch mit geringen unterbrechungen sein ganzes leben darin zugebracht. er hat daher nicht bloß die genaueste kenntnis der gegend in allen einzelheiten, sondern er ist auch, da er immer im engsten verkehr mit dem volke stand, auf das vollkommenste vertraut mit seinen eigenheiten und gebräuchen, seinen sitten und sagen und mit allem dem, was die volksseele beschäftigt und wie sie sich äußert. zu einem solchen manne konnte man daher das unbedingtste vertrauen haben, dass seine feststellungen das höchste mafs von verlässigkeit besitzen.

Jetzt hat ein jüngerer mann, hr lehrer Schlickinger in Mauerkirchen, es unternommen, einen andern, wenn auch nur wenig geänderten schauplatz aufzustellen. wenn er sich damit begnügt hätte, nur zu behaupten, der Helmbrechtshof ist nicht der bis jetzt so bezeichnete, sondern der hof daneben, der Hohenstein ist nicht die bis jetzt so bezeichnete höhe, sondern die höhe daneben usw., so könnte man bei dem für die wissenschaft geringen werte dieser verschiedenheiten den gegenstand auf sich beruhen und jedem leser selbst die wahl überlassen, welche von beiden nachweisungen er für verlässiger hält. er ist aber weiter gegangen und hat sich als den wahren entdeckter des richtigen schauplatzes und die bisherigen aufstellungen als falsch bezeichnet. dies zwingt mich leider, seine aufstellungen auf ihren wert zu untersuchen. ich habe mich auch hierbei wider, was das örtliche betrifft, der ausgezeichneten sachkenntnis und uner-

müdliehen freundlichheit Saxeneders zu erfreuen gehabt und lege hiermit den freunden der dichtung diese neue untersuchung vor, indem ich dabei dem gange der darlegung Schlickingers folge.

Der erörterung möchte ich noch eine kleine bemerkung über die frühere und jetzige Helmbrechtforschung vorausschicken. als vor 30 jahren die forschung unternommen wurde, hatten die damaligen ergebnisse den wert der unmittelbaren und ungetrübten schöpfung aus den erinnerungen des volkes. jetzt ist das anders. mit dem bekanntwerden des alten gedichtes hat sofort eine neue sagenbildung begonnen. man will jetzt neue anknüpfungspuncte finden. alte leute wollen sich erinnern, dass sie noch dieses und jenes gehört hätten. es sind daher alle neuen zusätze mit gröster vorsicht aufzunehmen.

1. Der Helmbrechtshof. in Sch.s einleitungsworten (s. 7) verdient der absatz: 'ihr litterarhistorischer wert war bis jetzt unbekannt' einigen tadel. hr pfarrer Saxeneder hat mir schon vor jahren mitgeteilt, er glaube, dass (statt des Nazlgutes, das dann dem freimann zuzuweisen wäre) das Härtlgut zum Helmbrechtshofe gehört habe, und ich habe davon in der 2 aufl. meiner ausgabe nur aus dem grunde keinen gebrauch gemacht, weil ich dazu die nötigen belege noch nicht beibringen konnte, am ganzen aber auch dadurch nichts geändert wurde. Saxeneder hat aber auch mit Sch. diesen gegenstand schon vor jahren besprochen: also ist obige angabe mindestens ungenau.

Nun zur sache selbst. ein blick auf Sch.s karte zeigt, dass die beiden stellen, welche als stätte von Helmbrechts heimat in anspruch genommen werden, unmittelbar neben einander liegen, sodass, wenn für beide gründe angeführt werden, die entscheidung schwer fallen dürfte, während es für die wissenschaft von geringem belang ist, ob der eine oder der andere der ursprüngliche ist. bei solcher nähe können aber auch scheinbar triftige gründe für ein entscheidendes urteil ungenügend sein. einmal ist die ausdehnung des engen gebietes insofern veränderlich, als einzelne teile, die jetzt dem anbau des bauers dienen, erst im verlauf der zeit dem angrenzenden walde abgerungen sein können, anderseits aber auch gewaltsame ereignisse veränderungen veranlasst haben mögen. Sch. selbst führt aus den allerletzten durchaus friedlichen jahren an, dass auf dem Hartlhof im j. 1879 ein brand wütete, und dass der Lenzhof im j. 1892 ein raub der flammen wurde. wie erst in jenen unruhigen zeiten, die zwischen der ersten erwähnung des hofes um d. j. 1230 und der spätern nun von Sch. beigebrachten angabe aus d. j. 1581 liegen. da konnten triftige gründe maßgebend sein, um bei einem solchen unglücke die widererrichtung des hauses an einer andern stelle des besitzums, zb. in größerer oder geringerer nähe der strasse oder des waldes rätlich erscheinen zu lassen. Sch. selbst verrät eine ahnung von der möglichkeit solcher änderungen, wenn er

s. 16, zu anderm zwecke, sagt: 'es können im verlaufe der jahrhunderte sich familiäre verhältnisse herausgebildet haben, die die übertragung der hegemonie vollkommen rechtfertigen, doch diese werden für immer unbekannt bleiben'.

Für die identität der Helmbertisstat s. 9 und des Helmbrechtshofes s. 11 fehlt bei der gewaltigen verschiedenheit ihrer reiche jeder beweis. die erklärung des wortes '*stat*' als gleichbedeutend mit 'großer hof' ist unhaltbar und besonders in der gleichstellung mit der zusammensetzung '*hofstatt*' entschieden falsch. der vergleich mit Haselriute s. 10 ist eine gänzliche verkennung der historischen entwicklung. als dort die haselstauden ausgeroutet wurden, war es eine unscheinbare besitzung, daraus ist aber im verlauf von sechs jahrhunderten eine ansehnliche ortschaft geworden, wie zb. auch plätze, die einst nur ein mühlendorf oder eine schneidemühle bargen, später zu städten sich ausgewachsen haben.

Der einzige wichtige und neue gegenstand in Sch.s abhandlung ist der nachweis des namens Helmbrechtshofer, als ein weiterer beweis zu den von mir vorgebrachten, dass der Helmbrecht-name in der gegend fortlebte, aber nicht zugleich als nachweis, dass sein besitzer auf dem ursprünglichen Helmbrechtshofe gesessen sein müsse. wenn wir den namen an sich ins auge fassen, so ergibt er sich sofort als weiterbildung eines ursprünglichen. es wird seiner zeit, dh. im 13 jh., keinem menschen eingefallen sein, den alten Helmbrecht den Helmbrechtshofer zu heißen (was allerdings Sch. s. 16 annimmt), ebenso keinen seiner nachfolger, welche den namen Helmbrecht fortführten. der name konnte erst eintreten, wenn eine familie andern namens in seinen besitz eintrat, oder wenn der besitzer, der diesen namen schon führte, aus irgend einem grunde das haus an andrer stelle wider aufbaute. dass der name auf dem von Sch. gewollten hofe gar nicht fest saß, beweist das von ihm (s. 12) ausgezogene urbar von 1581 selbst, indem der schreiber, bei dessen lebenszeit das gut an den Hans Härtl übergieng, der beschreibung desselben zum namen '*Helmbrechtshofe*' sofort die randbemerkung beifügte, '*das ist das Härtlgut*' — bei der zähigkeit¹, mit der das landvolk jahrhunderte lang die hausnamen festhält, eine höchst auffallende erscheinung, umsomehr, da er in der überschrift auch den namen H.-hof ansetzt, vielleicht nur als rückbildung aus dem familienamen; denn in gebrauch ist nur der name Härtlgut geblieben.

So viel über den namen. zur sache kann sehr wol zugegeben werden, dass das Härtlgut, wie auch (vgl. s. 259) Saxeneder schon selbst vor jahren vermutet hatte, einst einen teil des Helmbrechtshofes bildete. wenn man, wie leicht anzunehmen ist, voraussetzt, dass seit dem 13 jh. noch mancher waldteil

¹ vgl. hierzu meine abhandlung über die flurnamen der Monumenta Boica in den Sitzungsberichten d. k. b. acad. d. wiss. phil.-hist. cl. 1887, II 99f.

abgeschwendet und in ackerland verwandelt wurde, wie schon der ortsname Reith anzeigt, so ist das gebiet der beiden güter Lenzengut und Härtlgut noch nicht zu groß für einen mittelalterlichen meierhof. es wäre dann etwa anzunehmen, dass in den unruhigen zeiten des 14 oder 15 jhs. ein besitzer, der von dem gute den namen Helmbrechtshofer angenommen hatte, aus irgend einem grunde sich an der stelle des spätern Härtlgutes sein neues heim errichtete.

Für mich war maßgebend, dass auf dem Lenzengute die alte tradition haftete. hierzu erwähnt mir Saxeneder jetzt auch, dass der alte besitzer des Lenzengutes erzählt habe, er sei im kreise der jugendgenossen bei neckereien oft als helmerldieb, helmelrauber verspottet worden. sein vater hätte ihn darüber auf seine klage mit dem troste beruhigt: 'lass's gehn die buben; ist mir auch nicht besser gegangen; ist schon auf dem haus'. das wenige, was Sch. in dieser beziehung s. 17 beibringt, besteht in zwei äusserungen. die äusserung der bäuerin, einer altersgenossin des pfarrers Saxeneder, die also in keine klosterschule mehr gegangen sein kann, über das lesen alter schriftstücke in den schulen ist eine widerholung dessen, was ich (Münch. sitzungsber. 1865 I 319) aus der erzählung des alten Liedl mittheilte, nur dass diese lesungen nicht, wie Sch. will, als stilübungen, sondern als übung im schriftenlesen vorgenommen sein könnten. was sie vom Helmbrechtshofe erwähnt, könnte in der oben (s. 259) gemachten bemerkung gründen. eben dahin kann die äusserung des besizers des Härtlgutes gehören, wenigstens erwähnt Sch. mit keinem worte, dass der hof im volke noch den namen habe.

Was Sch. s. 18 von 'raubgesindel' auf dem bauerhofe vorbringt, ist für den beabsichtigten zweck ganz wertlos. bezüglich der familie des Helmbrecht ist Sch. das opfer eines sonderbaren missverständnisses geworden. v. 364 sagt der junge H. zum vater: *Nu heiz ander dtne sūne* usw. (in Fuldas übersetzung: befehl du deinen andern söhnen usw.). daraus zieht Sch. den sichern schluss, dass keine andern söhne da waren. diese anderen söhne aber werden den lehren des alten treu geblieben sein; daher durfte der junge Helmbrecht nicht wagen, sie mit seinen lächerlichen raubgeschenken zu behelligen, während Sch. damit das nichtvorhandensein von brüdern beweist. es ist also auch das aussterben des geschlechtes erst später — wann, wissen wir nicht — eingetreten.

2. Hohenstein. diesen berg zeigte mir bei meiner ersten anwesenheit hr pfarrer Saxeneder, und ich sah ihn da vom Gilgenberg aus, also in der entfernung von etwa einer stunde, als ganz anständigen kegel, nicht im hochwalde versteckt, was mir auch jetzt Saxeneder als ganz richtige beobachtung bestätigt. — in der 1 aufl. meines Helmbrecht habe ich auch eine urkunde über ein geschlecht von Hohenstein beigebracht, habe sie aber in

der zweiten weggelassen, weil eine verbindung nicht herzustellen war. Sch. verwendet sie wider, um auf dem Hohenstein, der nicht die geringste spur von mauerwerk zeigt, eine burg, wenn auch von mässiger bedeutung, hervorzuzaubern, die dann sofort zur räuberheimat Helmbrechts gemacht wird.

3. Haldenberg. die bekannte etymologische schwierigkeit ist genügend erörtert. Sch. benutzt sie, um die bisherige ansicht zu verwerfen und dafür einen andern namen, den des Hol- oder Halberges zu setzen, der aber nicht nur etymologisch kaum besser passt, sondern auch nur eine ganz unbedeutende erhöhung und seiner weit aussen befindlichen lage nach für Wernhers zweck ganz unbrauchbar ist. — für die erklärang des namens Haldenberg möchte ich eine neuere vermutung Saxeneders wenigstens nicht unerwähnt lassen: der ausgedehnte bergstock ist nämlich an seinen abhängen reich an weidegründen, für die in Oberösterreich die benennung 'halde' gebräuchlich ist, und daraus konnte der dichter selbst seinen zweckentsprechenden namen gebildet haben.

4. Der Loh. um diesen zu verwerfen, gebraucht Sch. den kunstgriff, ihn als ganz entfernt, schon in der nähe Ranshofens, anzusetzen. der Loh war aber ehemals viel ausgedehnter; es gab einen unteren, mittleren und oberen Loh, und jener Loh (Lacher forst), den Sch. allein gelten lässt, ist auf der österreichischen generalstabskarte ausdrücklich als der untere Lach bezeichnet.

5. Die Kienleite. ihre benennung bezeichnet Saxeneder nach wie vor als bekannt, und auch Sch. lässt sie als 'vielleicht hie und da' vorkommend gelten, leitet sie aber von einem besitzer 'Kern' ab. solche objecte werden aber höchst selten nach besitzern benannt und am allerwenigsten, wenn sie nur teilweise, wie er selbst angibt, einem solchen gehören; wenn aber wirklich in der geringen verschiedenheit der aussprache (Sch. stellt sie fälschlich gröfser hin, als sie ist) eine anknüpfung gegeben wäre, so müsste sie als nachträglich durch den jetzigen teilbesitz veranlasst angesehen werden. ganz falsch ist seine zuflucht zur praep. 'an', wie genügend mit beispielen belegt werden könnte. — in einem besonderen anhang sind einige wörterklärungen gegeben, von denen indes nur zwei hervorzuheben sind. *glet* wird mit dem jetzigen sogenannten wettermantel verglichen, was anspruch auf richtigkeit haben mag; der wortlaut des v. 1847 erlaubt an einen besondern abgeschlossenen raum zu denken. die beschreibung des ofens ist dankenswert, wenn sie auch OvZingerle Anz. xix 299 nach Tiroler verhältnissen etwas anders gibt.

München, im nov. 1893.

Die im vorstehnden besprochene abhandlung Schlickingers hat jüngst auch in einer oberösterreichischen zeitung, Linzer volksblatt

vom 10 jan. 1894, erwähnung gefunden. der den germanisten durch seine heimatlichen studien schon vorteilhaft bekannte dortige for-
scher, bezirksrichter JStrnadt in Kremsmünster, macht auf die
arbeit aufmerksam, benutzt aber die gelegenheit hauptsächlich,
um für die Berliner hs. und die von ihr gegebenen namen ein-
zutreten. da er hierbei von meiner über dieselbe gegebenen nach-
richt ausgeht, auch selbst den wunsch ausspricht, dass ich mich
nunmehr des weiteren über sie äußern möge, so darf ich nicht
versäumen, auf seine erörterung näher einzugehn.

Bei beschreibung von hss. ist es häufig von nutzen, nicht
blofs den inhaltlichen text zu behandeln, sondern auch äußer-
liche kleinigkeiten zu beachten. so habe ich bei beschreibung
der vdHagenschen Neidhart-hs., jetzt Mss. Germ. fol. 779 in Berlin,
mittelst solcher nebendinge einen beitrag zur geschichte dieser
hs. (Münch. sitzungsber., phil. u. hist. cl. 1888 II 312 f) liefern
können. ähnlich ist es jetzt mit der Berliner Helmbrecht-hs. er-
gangen, von welcher ich im nachtrag zur 2 aufl. meines Helm-
brecht erwähnte, dass auf ihrem vorsetzblatte eine anzahl namen
eingetragen sei, die ich gröstenteils auch anführte. auf ansuchen
Strnadts hat die k. bibliothek zu Berlin diese angaben bestätigt
und durch binzufügung zweier weiteren namen und der beisatz-
worte ergänzt mit folgendem wortlaut, bei welchem ich den namen
eine zählung beisetze:

‘Mss. Germ. fol. 470 (vorblatt mit allerlei gekritzelt). oberste
zeile (erste eintragung): 1) *Jo Ho Havczendorffer dein unvergessen
die weil ich leb an end.* darunter: *Nicht Havczendorffer Ich* 2) *lien-
hart mewrll unv’gessen die weil ich leb an end.* dann folgen ver-
schiedene eintragungen, worunter: *Gott mein Hoffnung* 3) *Marycz
Nevndlinge*; darunter: *Dein ewig vnd nymer mer liebers* 4) *W. von
Kelbashardt.* rechts darunter: 5) *H Hinstbry*, endlich neben ein-
ander die untersten beiden: *Trutz und wer mirs* 6) *Motessta
Gassnerin* und rechts davon: *Dein alain Wol auff mit frewd’n Dem
erbern* 7) *Hanns Mist* (. . . abgebröckelt) *las umb hynn wapln* (. . .
abgebröckelt)’.

Dazu kann ich nach meiner abschrift ergänzend bemerken,
a) dass ich auf dieser seite auch noch einen weiteren namen ge-
funden habe, der allerdings undeutlich geschrieben ist, aber viel-
leicht *Pelhczenstein* oder *Pellixenstein* zu lesen ist, während ich
den namen *H Hinstbry* nicht gesehen habe; b) dass auf der
rückseite des blattes die jahrzahl so eingetragen ist: ‘*Anno dni
M°CCCC°LVII°*’ mit noch zwei worten, welche eine moderne hand
umgeschrieben hat in *consumatum libellum*; letzteres wort kann
gemeint sein, ersteres nicht, da nur in der zeile ein i und etwas
darüber *tū* steht; c) dass auf der rückseite des letzten vorsetz-
blattes und auf dem aufgeklebten deckelschutzblatte je einmal
in rohester zeichnung ein wappen — aus drei-fels aufwachsende
gemse, bei dem einen auch die gemse als helmzierde — ange-

bracht ist; ob dies in beziehung steht zu dem beisatz bei obiger nr 7: *las vmb hynn wapln'*, ist nicht ersichtlich.

Von diesen namen nun weist Strnadt, indem er sie alle für die von einstigen besitzern der hs. erklärt, die nummern 2, 3, 4, 6 (und 7?) als der dortigen gegend (um den Traunsee) angehörig nach und zwar Leonb. Meurl als seit seines vaters tode, 1400, im besitze von Leonbach, MNeundlinger als einen verwanten desselben, WvKelberhart als einen angehörigen des in dem gleichnamigen orte bei Scheibbs sitzenden und darnach benannten niederösterreichischen dienstmannsgeschlechtes, die Gassner oder besser Kastner als in Ottsdorf bei Leonbach sitzend und mit den Meurl verschwägert; in nr 7 vermutet er einen schreibfehler für *Mirl* = *Meurl*.

Diesen nachweisungen gegenüber kann bei dem ersten namen nicht an das gleichnamige geschlecht in der weit entfernten Oberpfalz gedacht werden, welches ich erwähnt hatte, sondern muss auch dieser name in der nähe gesucht werden. er findet sich auch in Niederösterreich (Urkundenbuch von N.-Österr. I 64 und Urkundenb. des herzogtums Steiermark I 463); localforscher werden darüber wol näheres beibringen können. dadurch nun, dass diese namen alle, von denen nicht gerade jeder einen besitzer der hs. vertreten muss, sich auf kleinem raume beisammen finden, ist der schluss vollberechtigt, dass auch die hs. aus demselben hervorgegangen ist. da ferner der nach Strnadt hervorragendste unter ihnen Leonbach besaß, ist ein weiterer fingerzeig gegeben. als sicher ist wol anzunehmen, dass dort die hs. geschrieben wurde; weniger sicher ist dagegen, dass die in ihr gegebenen namen die echten, ursprünglichen sind. der besitzer von Leonbach hatte genügenden grund, den schauplatz des beliebten gedichtes in seine gegend verlegen zu lassen. wenn nun, wie schon früher geschehen ist, für die echtheit dieser namen eingetreten wird, so müssen vor allem noch weitere bewewe aus dem sonstigen inhalte des gedichtes, aus der volkstradition, vielleicht auch aus der mundart usf. beigebracht werden. dann kann eine neue untersuchung über die grössere glaubwürdigkeit der einen hs. geführt werden. vorläufig aber hat es damit noch gute wege. einen solchen beweis sucht Strnadt vorzubringen, indem er aus dortiger gegend einen Helmelhof — ohne zeitangabe, also aus der gegenwart (er soll aber unter dem gleichen namen älter sein) — anführt. das gibt noch wenig sicherheit; denn helmel kann sowol das verkleinerungswort von halm oder helm sein, als auch, wie St. selbst angibt, eine koseform nicht bloß von Helmbrecht, sondern* auch von Helmhart oder andern mit helm zusammengesetzten namen. da ist es doch etwas anders, wenn, wie für die Wienerhs., aus der zeit des gedichtes selbst der 'Helmbrechtshof' aus einer amtlichen urkunde nachgewiesen ist.

Für die zeit der abschriften nimmt St. einen viel zu

großen unterschied an, um ihn für den höhern wert der Berliner hs. auszunützen. er setzt nämlich W. in das 16 und möchte B. in das 14 jh. hinaufrücken. nun ist aber W., wie wir genau wissen, zu anfang des 16 jhs. geschrieben und B. gibt sich die jahrzahl 1457, wozu auch ihre schrift stimmt. selbst wenn man auf grund der noch nicht ganz klar liegenden zeit der in B. benannten personen etwas wenig zugeben wollte, so ist damit noch kein jahrhundert erreicht; bei den vorlagen der beiden schreiber kann aber das verhältnis ein ganz anderes gewesen sein, und darüber wissen wir gar nichts.

Die mundart, deren beachtung St. ebenfalls empfiehlt, kann schwerlich viel zur entscheidung beibringen. die vorlagen sind kaum weit von einander entstanden und die abschriften können nur für ihre schreiber zeugen. bei B habe ich nur eine hervorstehende besonderheit bemerkt. sie bietet v. 343 *chlaugt* für *klagt* und 1143 *ausz* für *az*. dieses *au* ist bekanntlich für *a* seit jahrhunderten und jetzt noch eine eigenheit der schwäbischen mundart, bei Weinhold Bayr. gramm. § 71 ist es aber auch für die Oberpfalz (mit Nürnberg, Tepl, Oberplan) angegeben, und für *a* überhaupt nennt er außerdem auch das Rotthal, Steiermark und Tirol, die letzteren beiden mit beschränkung auf nachfolgendes *n*. wichtige schlüsse sind also hieraus kaum zu ziehen.

In einer bemerkung findet sich St. zu der behauptung berechtigt, dass das wort '*chlamirre* sich keineswegs unter der bezeichnung 'klammer' erhalten habe, wie Keinz behauptet'. das klingt sehr entschieden, ist aber eben nichts als eine wolfeile behauptung. ich habe genügend deutlich erklärt, dass ich alles, was ich über dortige dinge beibringe, der genauen kenntnis von land und leuten, welche hrn pfarrer Saxeneder auszeichnet, zu verdanken habe, also gewis auch auskünfte dieser art. ferner ist ausdrücklich gesagt, dass dieses wort nur noch von alten leuten gebraucht werde und von den jüngern nicht, und die vor 30 jahren jung waren, sind jetzt auch schon alt und kennen es also nicht mehr. schon der alte Horaz, der kein sprachforscher war, hat bekanntlich gesagt: *Multa . . . cadentque Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus*. das war nicht nur in früheren jahrhunderten so; es gilt auch, vielleicht noch mehr, für das unsrige, dessen langlebige sprößlinge zb. in ihrer jugend noch mit feuerstein und zunder hantierten und jetzt die elektrische beleuchtung alltäglich vor sich sehen. bei diesem andrang von neuen ideen und der begleitenden flut von neuen worten entschwinden wol noch mehr alte worte dem gedächtnisse des volkes, als wir selbst jetzt beurteilen können.

Sehr verspätet dürfte St.s bemerkung über das '*datz Österliche*' (445) sein, welches er für zu wenig beachtet erklärt; denn bekanntlich ist schon Pfeiffer gegenüber darauf hingewiesen worden, dass '*da ze*' nie den standpunct des sprechenden bezeichne. das

auch hier wider zu sehr betonte, ob österreichisch oder bayrisch, dürfte sich im vergleichswege dahin erledigen lassen, dass nach jetziger politischer geographie die Österreicher ja das gedicht nach beiden handschriften beanspruchen können, während umgekehrt der abstammung nach auch die bewohner des Traun- und Enstales Bayern sind.

München, 8 febr. 1894.

F. KEINZ.

Doctor Wenzeslaus Linck von Colditz 1483—1547. nach ungedruckten und gedruckten quellen dargestellt von WILHELM REINDELL. I teil: bis zur reformatorischen tätigkeit in Altenburg. mit bildnis und einem anhang enthaltend die zugehörigen Documenta Linckiana 1485—1522. Marburg, OEhrhardt, 1892. xiv und 290 ss. 8°. — 4,50 m.

Der verf. der vorliegenden schrift hat umfangreiche vorarbeiten angestellt und mit emsigem fleiß das material zu einer biographie WLincks zusammengebracht. es war nicht seine schuld, dass — wenigstens für dies erste bändchen — wol manches dankenswerte, aber nichts gerade hervorragend wichtiges zu tage gekommen ist. das hat er selbst empfunden; vgl. s. 240 f. unter den im zweiten anhang publicierten 'Documenta Linckiana' finden wir einen von Linck und Luther verfassten kaufvertrag des Augustinerklosters und der stiftskirche zu Wittenberg v. j. 1512, verschiedene briefe Lincks, darunter einen an Pirckheimer, verschiedene briefe an Linck, zb. von Pirckheimer, einen brief Spalats an Staupitz und manches andere. eine reihe schon gedruckter documente werden hier leichter zugänglich, wie überhaupt eine bequeme übersicht aller auf Linck bezüglicher documente bis 1522 gegeben ist.

Neues licht auf Lincks persönlichkeit zu werfen, war das neue material nicht im stande; aber R. scheint — ich kann mich des eindrucks nicht erwehren — nun einmal von vornherein mit dem ehrgeiz an seine aufgabe gegangen zu sein, uns ein ganz anderes bild von Linck zu zeichnen als seine vorgänger, unter denen er übrigens den ihm in der auffassung noch am nächsten stehenden Brecher (ADB) nicht erwähnt. den titel eines panegyrikers weist er in seiner etwas vorredseligen weise zurück, den eines apologeten wird er sich wol selbst gern gefallen lassen. gegenüber Kolde (Die deutsche Augustinercongregation, passim) und Bendixen (Zs. f. kirchl. wiss. 1887), die uns Linck als einen mann schilderten, der Luthers kühnen neuerungen nur sehr allmählich folgt und während seines vicariats direct andern zielen zustrebt, sucht R. zu beweisen, Lincks würksamkeit sei schon in der kutte 'eine reformatorische im eigentlichen sinne des wortes' gewesen (s. 192 schlussworte). ich kann nicht finden, dass ihm der beweis irgendwie geglückt ist, und bekenne, dass mir Koldes

darstellung, die freilich etwas abzutönen wäre, im groſsen und ganzen weit besser begründet scheint. dem fleißigen forſcher fehlen leider zwei eigenschaften, die man so oft in den arbeiten theologischer historiker schmerzlich vermisst: die unbefangene ruhige vertiefung in die psyche eines menschen mit ihren licht- und schattenseiten und die allseitige erwägung historischer zeugnisse.

Durch das wirtschaften mit schlagworten wie 'wahrhaft reformatorische wirksamkeit', ein 'wahrhaft evangelischer mann' kommt stets etwas schiefes in die beurteilung der persönlichkeiten; es wäre zeit, endlich einmal diese wenig sagenden redensarten bei seite zu lassen zu gunsten einer wirklichen energischen charakteristik. von einer solchen ist R. weit entfernt. R. kennt nur ein kahles entweder — oder und steckt die leute teils in den himmel der wahrhaft evangelischen teils in die hölle der papisten. sein ganzes bestreben geht lediglich darauf aus, Linck zum reformator und beschützer Luthers zu stempeln. die tatsachen fügen sich dem recht schlecht.

Als i. j. 1520 Linck das generalvicariat der Augustinercongregation aus Staupitz müden händen übernahm, hat er nicht geahnt, dass er zwei jahre später den orden verlassen würde: das können wir bei dem mangel aller directen zeugnisse ruhig mit derjenigen sicherheit behaupten, mit der wir überhaupt menschliche handlungsweisen interpretieren können. wir schaffen nicht ohne grund widersprüche, für die wir erst künstliche erklärungen suchen müssen. es war gewis keine uninteressante psychologische aufgabe, die entwicklung dieser zwei jahre zu schildern. zunächst war der hebel leicht genug anzusetzen. Linck besaß — das geht aus einer reihe von äusserungen hervor — einen weitgehenden kirchlichen liberalismus, gerade wie Staupitz, vielleicht in höherem mafe; und wie Staupitz war er Luther seit alten zeiten persönlich zugetan. wir dürfen annehmen, da sein vorgänger die situation heikel gefunden hatte, dass Linck mutiger war als Staupitz und sich auch wol mehr diplomatisches geschick zutraute. R. geht in seinen psychologischen hypothesen viel weiter. 'bewusst gieng er den gang', heisst es s. 131 von L.; 'angesichts einer endlosen kette von verwicklungen, sich von allen seiten türmender gefahren, deren mehr als eine ihm, der congregation, seinem schützling (Luther!) tod und untergang zu bringen nur zu leicht im stande war, übernahm er die leitung des ordens...' die declamation ist geeignet, falsche vorstellungen zu wecken. sie setzt voraus, was wir zum mindesten nicht wissen, dass Linck im stande war, die endlosen verwicklungen zu überschauen: nur in diesem falle hätte die annahme des ordensvicariats den hohen moralischen wert, den ihr R. beilegen will. das aber ist höchst unwahrscheinlich. auch war die lage der Augustinercongregation und ihres vicars i. j. 1520 bei weitem nicht so verzweifelt, wie uns R. glauben machen will. so schnell brannten denn doch auch

i. j. 1520 die scheiterhaufen nicht. Luther war der einzig gefährdete, seine zugehörigkeit zum orden aber, wie R. selber ausführt, sehr zweifelhaft. Staupitz freilich trug die moralische verantwortlichkeit; aber was konnte der neue vicar für das rüdig gewordene schaf?

Das proton pseudos zieht andere nach sich. auf seiten der mönche bedeutet die wahl Lincks ohne zweifel, wie auch R. s. 134 hervorhebt, dass die majorität den liberalen anschauungen zuneigte, die Linck oft genug vertreten hatte; aber R. schiefst wider über das ziel hinaus, wenn er darin 'unbedingt ein votum für den Wittenberger mönch' erblickt. Linck war doch der mann, mit dem der päpstliche bevollmächtigte vMiltitz zunächst unterhandelte, dessen er sich als vermittlers bediente; er war trotz allen bedenken, welche die entschiedenen anhänger der päpstlichen partei gegen ihn haben konnten, immerhin ein regierungsfähiger mann. wenn dagegen die väter, nach Luthers eignem bericht an Spalatin, jede gemeinschaft mit Luther von der hand wiesen, so ist das durchaus nicht wunderbar oder unglaublich. R. macht eine ganz unnötige und unwahrscheinliche hypothese, wenn er bemerkt, wir hätten darin 'lediglich einen schachzug derselben zu erkennen, sich des KvMiltitz zu entledigen'. auch hier ist wider vorausgesetzt, dass sich i. j. 1520 jedermann über die grofsen, tiefen, unüberbrückbaren gegensätze geradeso klar gewesen sei, wie ein historiker von heutzutage. statt sich zu sagen, dass es eine aus allgemein menschlichen gründen nabeliegende annahme Koldes sei, der neue vicar habe sich zunächst berufen geglaubt, die überbrückung vorzunehmen, an der allen vertretern der obrigkeit gelegen sein musste, werden die tatsächlichen verhandlungen mit Miltitz mit der leicht hingeworfenen behauptung aus dem wege geräumt: 'den Miltitz nahm man kaum noch ernst' (s. 137).

Man sieht schon, wie genau der zweite fehler, den ich R. zum vorwurf machen musste, dass er die historischen zeugnisse nicht scharf und unbefangen ins auge fasst, mit dem ersten zusammenhängt. man muss ihm zugeben, dass Kolde einmal aus einer briefstelle Luthers vom 1 sept. 1520 eine entfremdung zwischen Linck und Luther herausgelesen hat, die sich streng genommen daraus nicht direct erweisen lässt. Luther teilt Spalatin personalveränderungen im orden mit, die der neue vicar vorgenommen hat: '*adeo turbata sunt omnia ad novum regnum novi Vicarii*'. aber, wenn sich auch der tadel Luthers hier lediglich auf die personalia bezieht, so konnte doch nur ein gänzlich voreingenommener historiker übersehen, dass bei Luther die freude über den erwerb eines angeblichen 'beschützers' unmöglich sehr grofs gewesen sein kann: das widerholte *novus* klingt spöttisch genug. — weiter: Staupitz und Wenzel bitten Luther, an den papst einen privatbrief zu schreiben mit der erklärung, er habe nichts gegen des papstes person vorgenommen. Kolde und andere

interpretieren ganz ungezwungen, dass die beiden vicare naiver weise glaubten, dadurch den papst günstiger zu stimmen. Luther berichtet selbst darüber, und der spott über diese vermittler ist unverkennbar. wenn er am schluss des briefes an Spalatin schreibt: *'Non fuerunt sex Doctores apud me, sed duo tantum Vicarii Staupitz et Wenceslaus cum aliquot fratribus'*, so darf man nicht tun, als stünde statt der ironischen gegenüberstellung der 6 doctoren und 2 vicare einfach da 'unsere beiden lieben freunde'. wenn Luther dann fortfährt: *Quibus omnibus causa mea non displicet, displicet autem Romanensibus*, so vermag ich aus dem negativen ausdruck *non displicet* auch nicht gerade herauszulesen, dass die beiden vicare sich in heller freude mit Luther solidarisch erklärt hätten. so sieht aber die angelegenheit bei R. aus: 'Luther kennt seinen freund zu genau, als dass er an seiner haltung zweifeln könnte. ja er durfte sogar aus dem munde sämtlicher ordensdefinitoren (= *cum aliquot fratribus*) ein gleich günstiges urteil vernehmen, und erfreut berichtet er Spalatin über dieselben: diesen allen misfällt meine sache nicht; aber sie misfällt den Römlingen' (s. 137).

Die annahme einer beschützerrolle, die Linck Luthern gegenüber gespielt habe, blendet R.s blick weiterhin auf schritt und tritt. Luther schreibt an Linck am 14 jan. 1521 (so Enders nr 389; bei De Wette 1546 ist der brief falsch datiert): *De eo quod scripsisti, ut libello edito tester me nihil contra principatum profanum scripsisse miratus sum valde, cum in contrarium universa mea scripta vergant: sed quis omnium obstruat ora* etc. aus dem brief, wenn man ihn unbefangen betrachtet, geht für Lincks verhalten folgendes hervor: 1) dass er auch nach der im sommer 1520 bekannt gewordenen bannbulle den alten freund nicht fallen liefs; 2) dass er es für wünschenswert hielt, Luther möge durch eine eigne schrift zu erkennen geben, dass er wenigstens kein bürgerlicher revolutionär sei. wer die beiden puncte combinirt, wird etwa zu folgender erwägung gelangen. es wird für das überhaupt eines der kirchlichen orden nicht leicht gewesen sein, einem manne gegenüber stellung zu behalten, der nun definitiv von der höchsten kirchlichen autorität verdammt war. es wäre interessant zu wissen, wie lange Linck gebraucht hat, um seinen entschluss zu fassen. im sept. 1521 war er in ordensgeschäften in Wittenberg. hat er damals Luther aufgesucht? R. nimmt es s. 139 ohne weiteres an: 'er traf einen mann, der keine spur von furcht oder ehrfurcht vor päpstlichen erlassen mehr zeigte' usw.; aus der trockenen notiz in dem Lutherischen briefe, den er zur stelle citiert *'Vicarius ad Sternbergen ivit, sequitur eum F. Johannes conversus'*¹ (Enders nr 367), geht das jedesfalls nicht mit sicherheit hervor. wenn er Luther auffordert, in einer eigenen schrift zu

¹ über die persönlichkeit des begleitenden laienbruders ist, soviel ich sehe, nichts bekannt.

erklären, dass er nichts gegen den weltlichen principat unternommen habe, so haben wir die pflicht, diesen wunsch psychologisch zu erklären, und das halte ich für nicht eben schwer. ich bestreite aber R. die berechtigung, die wichtige briefstelle in folgender weise zu umschreiben: 'wir sehen(!), der generalvicar selbst dachte keinen augenblick daran, solchen reden (über Luther als revolutionär) irgend welchen glauben beizumessen (*quis omnium obstruat ora*, sagt — Luther!); vielmehr zeigt er sich so sehr als schützling (soll heißen beschützer) des Wittenbergers, dass er auch den geringsten verdacht von demselben fern zu halten bemüht war'.

Dauernd steht also bei R. der generalvicar in der gleichen starren reformatorenpose. jeder gedanke an eine entwicklung fehlt, ja R. geht so weit, zur charakteristik des Linck vom j. 1521 vorgänge einer viel spätern zeit zu verwerten, ohne den harmlosen leser über dies verfahren in gebührender weise aufzuklären. s. 171 list man inmitten der schilderung von ereignissen des jahres 1521: 'man klagte ihn beim kaiser an und verketzte ihn in den reihen der mönche und römischen heuchler (dazu ein citat aus den noch ungedruckten Docum. Linckiana, datiert vom 24 juni 1539!). aber das beirrte den grossen sittenreinen reformator nicht, sein gewissen fühlte sich frei und irdische martern hatten für den in Christo seligen ihre schrecken verloren. wenn wir ihn die nachricht von Heinrich vZütphens märtyrertod (1524!) mit den an Spalatin gerichteten worten annehmen hören . . . , so können wir ermessen, was kerker und scheiterhaufen für diesen mann bedeuteten'. — wenn der vicar eine rege predigtthätigkeit entfaltet, so setzt R. ohne jeden schatten eines beweises hinzu: 'und wirksamkeit im dienste des wortes von der freiheit der kinder gottes', während aus den ordenserlassen aufs unzweideutigste hervorgeht, dass ihm damals, wo sich jeder so viel freiheit nahm, als ihm beliebte, gerade die freiheit weit weniger am herzen lag, als der wunsch — mit R. selber zu reden — 'den ungestümen die liebe, den dienern des bauches das gewissen' zu predigen (s. 178). die austritte aus dem orden musten dem vicar schwere sorge machen. R. hat dafür kein verständnis. R. accentuiert viel zu stark den ersten der Wittenberger ordensbeschlüsse 'aufs erste lassen wir einen jeden wie sein gewissen sich fühlt, dass er möge bleiben oder nicht bleiben im kloster' und rückt die Grimmenser anweisung an die prioren nicht in das rechte licht 'zu beschuldigen, zu schelten und mit allen apostolischen mitteln solcher seuche (dem austritt aus dem orden) dadurch zu begegnen, dass sie beweisen, es handle sich um einen wandel des lebens, des herzens und der sitte, nicht des orts, der zeit, der kleidung oder ähnlicher äusserlichkeiten': das erste mal hören wir den kirchlich liberalen, das zweite mal den generalvicar. wenn man bedenkt, dass so der mann spricht, der selbst ein halb jahr

später den orden verlässt, so kann von einer zielsichern reformatorischen tätigkeit nicht die rede sein: er laviert bis zum letzten moment, steht in der theorie auf dem boden Luthers, schreckt aber, in verantwortlicher stellung, vor den praktischen consequenzen vor der hand noch zurück; dann wirft er plötzlich entschlossen den gesamten alten ballast über bord und geht mit raschem schritt weiter als Luther selbst, indem er dem austritt aus dem orden auch gleich die heirat folgen lässt.

Göttingen, 1 oct. 1893.

VICTOR MICHELS.

1. Briefe von und an Johann Nicolaus Götz. nach den originalen herausgegeben von dr CARL SCHÜDDEKOPF. Wolfenbüttel, JZwissler, 1893. xvi und 130 ss. gr. 8°. — 2 m.
2. Gedichte von Johann Nicolaus Götz. aus den jahren 1745—1765. in ursprünglicher gestalt herausgeg. von dr CARL SCHÜDDEKOPF. [DLD nr 42.] Stuttgart, GJGöschel, 1893. xxxiii u. 99 ss. kl. 8°. — 2,40 m.

Trotzdem wenig aussicht vorhanden ist, zu einer abschließenden würdigung Götzens, des formgewantesten unter den Halleschen dichtern zu gelangen, bevor sein sorgsam gehüteter reicher nachlass nicht der forschung allgemein zugänglich gemacht wird, hat Schüddekopf mit unterstützung des Gleimarchivs in Halberstadt in den beiden vorliegenden publicationen doch den ersten dankenswerten schritt zur lösung einer, wenn nicht dankbaren, so doch schwierigen aufgabe der neueren deutschen litteraturgeschichte unternommen. von den 34 briefen der ersten sammlung sind 23 von Götz an Gleim, Uz, Ramler, Schwan und Knebel, 5 von Gleim an Götz gerichtet, die 6 im anhang befindlichen gehören der correspondenz seines sohnes mit Ramler und Gleim an. treffen wir auch auf viel für die litteraturgeschichte belangloses und war auch manches von Körte und den spätern benutzern des Gleimarchives schon auszugsweise mitgeteilt worden, so wird doch durch die vollständige widergabe dieser briefe unsere bisher lückenhafte kenntnis von den gegenseitigen beziehungen der Anakreontiker in mehreren einzelheiten nicht unerheblich erweitert; namentlich aber tritt uns jetzt die persönlichkeit Götzens, für deren kenntnis wir bisher, abgesehen von seinen gedichten, wesentlich auf die vor der Ramlerschen ausgabe der Vermischten gedichte (1785) mitgeteilten eigenhändigen aufzeichnungen des dichters sowie auf die nachrichten Vossens in seinen briefen über Götz und Ramler (1809) und Friedrich Götzens in den Geliebten schatten (1858) angewiesen waren, farbenreicher und lebensvoller entgegen, während der character seines sohnes aus den briefen des anhangs keine eben günstige beleuchtung erfährt. bemerkenswert ist vor allem der nachweis des frühzeitigen einflusses Hallers auf die in Halle dichtenden freunde. schon am 1 aug. 1741, also zu der

zeit, als man in Leipzig gegen den verfassers der Schweizerischen gedichte sturm zu laufen begann, schreibt Götz ins stammbuch Gleims eine sentenz aus Hallers gedicht Über die ehre, schwört bei dessen 'heldengedicht' und setzt ihn Pope an die seite. weniger überraschend sind die bewiese der verehrung für Hagedorn seitens der Anakreontiker sowie ihr innerer zusammenhang mit den älteren Hallensern Lange und Pyra. einige litterarische nachweise in den anmerkungen und das register erhöhen die brauchbarkeit der schrift.

Die zweite sammlung beansprucht nur das verdienst einer vorarbeit und hat sich leider allzu eng in den grenzen dieser aufgabe gehalten. die 99 stücke sind teils aus älteren seltneren drucken teils aus handschriften abgedruckt; den anfang machen die 7 stücke aus dem 'Versuch eines Wormsers in gedichten' (1745); an diese schließt sich chronologisch der schon von Sauer (DLD 22 xvi) erwähnte einzeldruck der ode von 1747: 'Über den tod seines bruders Cornelius Georg Götzens', worauf dann 85 gedichte nach hss. folgen, denen 2 stücke aus dem 'Anakreon' von 1760 (nr 18. 19) und 4 von den bereits in den Geliebten schatten facsimilierten chronologisch eingeordnet sind. gegen die anordnung lässt sich auf grund unsrer heutigen kenntnisse nichts einwenden. dagegen muss die berechtigung des herausgebers, die fassung der vorliegenden gedichte als die 'ursprüngliche' zu bezeichnen, solange bestritten werden, als uns nicht der vollständige kritische apparat zur verfügung steht. zunächst ist, abgesehen davon, dass die letzten 8 stücke so gut wie gar keine handhabe für eine chronologische bestimmung bieten, von dem uns bekannten zeitpunkte der übersendung der manuscrite an Gleim umsoweniger ein sicherer schluss auf die zeit der entstehung der einzelnen gedichte gestattet, als gerade diese dichter ihre poeme oft jahrelang feilten; nun war überdies der leicht arbeitende Götz selbst fremden einflüssen sehr zugänglich. in dem postscriptum vom 25 märz 1764, mit welchem er eine partie seiner gedichte an Gleim sendet, schreibt er obendrein selbst: *'Diesen Augenblick seh ich, dass ich Ihnen von einigen Gedichten z. Ex. von diesem vorstehenden ein unrechtes Exemplar in der Eile copiert habe'* (Briefe s. 78). es folgen nun die varianten, welche denn auch Sch. in den text des betreffenden gedichtes (nr 21 der sammlung) aufgenommen hat. aber Götz spricht hier von 'einigen gedichten'; wer bürgt demnach dafür, dass nicht gerade die vorher an Ramler gesanten manuscrite einen ursprünglicheren text enthielten? *'Es wär also überhaupt besser'*, fährt der dichter fort, *'wenn Sie eine Copie durch H.E. Rammler hätten, damit ihr Exemplar mit dem Seinen pünktlich übereinstimmte, und Sie also wegen der Verbesserungen sich recht gegen ihn erklären könnten, ohne ihm allemal ein jedes Gedicht wieder zuzuschicken'*. die Ode auf den burgunderwein, welche bereits im Anakreon v. j. 1746 (s. 72 ff) erschienen war,

wurde vom dichter zuerst verworfen (Briefe s. 17. 25) und dann 1755 mit der ausdrücklichen bemerkung: '*nach ihrer itzigen Gestalt*' an Gleim gesandt (Briefe s. 45), sodass also der text in nr 15 der sammlung zweifellos eine umarbeitung wiedergibt, welche anderseits wider zu belanglose abweichungen enthält, um als ein neues dichterisches product gelten zu können.

Auf grund des bisher bekannten materials können wir demnach von den texten der vorliegenden sammlung nur behaupten, dass sie in dieser fassung von Götz aus der hand gegeben wurden, daher echt, aber durchaus nicht, dass sie in ihrer 'ursprünglichen' gestalt abgedruckt sind. wie wichtig dieser unterschied für die entwicklungsgeschichte des dichters ist, würde gerade eine analyse der angezogenen ode auf den burgunderwein ergeben, wenn wir den vorliegenden text mit dem ältern, allerdings höchst unzuverlässigen im Anakreon von 1746 oder in Schmid's Anthologie II 222 vergleichen und hierbei finden, wie der dichter nach gröfserer sprachreinigkeit, nach klarerem zusammenhang (vgl. z. 14) und nach concreterer anschauung rang (z. 8 statt '*Werkzeug*' das concretere '*Spate*').

In der redaction des textes vermag ich Sch. nicht überall beizustimmen. auf der einen seite begegnet uns ein conservativismus, der an sclaverei grenzt und umsoweniger berechtigt ist, als eine partie der zu grunde liegenden hss. nicht von Götz selbst, sondern von seinen kindern geschrieben ist (Briefe s. 69), anderseits sind einige nicht zu billigende willkürlichkeiten unterlaufen. die interpunction wurde in sinnwidrigen fällen berichtigt, daneben blieben aber unebenheiten stehn, welche wol zum grösten teil auf die unachtsamkeit der schreiber zurückgehn: 8, 176. 178. 12, 2. 17, 3. 5. 18, 45. s. 46, 8. 47, 5. 48, 17. 20. 29 usw. aber auch die interpunction in der einleitung ist nicht frei von versehen. ebenso hätte die eigenartige orthographie G.s, wo sie von irgend welchem belang ist, besser in den anmerkungen eine berücksichtigung finden können, da sie, wie Sch. selbst sagt, einem launenhaften wechsel unterliegt. dass jedoch gerade der fehlende umlaut durchgehends ergänzt wurde, wird umsoweniger zu rechtfertigen sein, als sich bei G. auch sonst dialectische formen und wendungen vorfinden und anderseits ungewöhnliche umlaute, wie *Ärme*, *prosdisch*, beibehalten wurden. auffallend ist 16, 10: *Sanfmuth* für *Sanftmuth*. mit der sonst conservativen behandlung des textes steht es nicht im einklange, dass einige lesarten aufgenommen wurden, für welche die hss. keine stütze bieten. so hat nr 49, 10 in der hs. '*ausgemacht*', wofür '*ausgelacht*' gesetzt wurde. '*jemanden ausmachen*' heisst aber in der vulgärsprache, die G. ab und zu auch sonst in die feder geflossen ist, '*ausschelten*', was gut in den sinn passt. noch weniger berechtigung hat es, wenn es nach der hs. 78, 8 heisst: '*Und sank froh in deine Schoos*' und der hsg. hierfür '*deinen Schoos*' setzt, ohne zu beachten,

dass das substantivum noch heute in mehreren gegenden Deutschlands wie mhd. *diu schōze* fem. ist.

Die einleitung bringt zutreffende nachrichten über die schicksale der gedichte, über Götzens verhältnis zu Gleim und Ramler usw. die vermutung, dass die 'Versuche eines Wormsers' auf einzeldrucke zurückgehn (s. xvi), sind die angezogenen briefstellen nicht zu stützen im stande. am 14 mai 1747 verwahrt sich G. gegen die textierung seiner gedichte im Anakreon von 1746 und will dies '*mit einem altern Abdruck derselben erweisen*' (Briefe s. 16); am 12 juni 1747 sendet er als beweis mit dem manuscript des Anakreons zugleich die 'Versuche', seine schon vor drei jahren gedruckten gedichte. in dem beisatze '*Es sind lauter solche Gedichte, die sich auf Personen in Worms beziehen, weswegen sie auch besonders herausgegeben*', bedeutet '*besonders*' nicht soviel als 'einzeln', sondern bildet nur den gegensatz zu dem begriffe 'größere sammlung' oder 'gesamtausgabe', und G. will damit motivieren, warum er den druck ohne vorwissen seines freundes und beraters veranstaltet hat. allerdings war es damals noch mode, in einzeldrucken höher gestellte personen anzusingen; allein da sich von den sieben stücken kaum eines (nr 2 'an herrn ECWeise') für derartige zwecke eignet, werden wir wol von der vermutung, als wären die gedichte abdrücke verloren gegangener einzeldrucke, solange abstand nehmen müssen, bis einmal die auffindung der originale den beweis erbringt.

Schließlich überrascht es, dass sich Sch. trotz seiner gründlichen kenntnis des einschlägigen stoffes von der hergebrachten einseitigen beurteilung der Ramlerschen wirksamkeit als corrector nicht frei gemacht hat. gewis wird man Vossens standpunct nicht ganz teilen, aber er ist doch ein kenner, der gehört zu werden verdient, wie denn auch die formfragen bei allen urteilen über poesie mit in anschlag gebracht werden müssen. nun reicht Ramlers phantasiearmes formtalent zwar lange nicht an die dichterische begabung G.s heran; er hat manches nutzlos benagt, vieles verwässert, einiges geradezu verdorben. hierfür bringen die vorliegenden texte von neuem beweis. allein sie bieten auch zu der beobachtung gelegenheit, dass die von Uz gerühmte 'angenehme nachlässigkeit' des dichters öfter ihre kehrseite hatte, und dass der verrufene corrector nicht nur sprachliche und metrische unebenheiten tilgte, sondern manches schärfer und nachdrücklicher fasste, ja stellenweise sogar eine poetische gesamtwirkung erzielte, wo G. nur einen gedanken an den andern gereimt hatte. man vgl. zb. nr 89 der sammlung mit Ramlers umarbeitung 150. eine kritische ausgabe der gedichte G.s, welche Sch. in aussicht stellt, wird dieses verhältnis in weiterem zusammenhange klar stellen müssen. die vorliegenden publicationen lassen auch in dieser beziehung von dem herausgeber gutes und zuverlässiges hoffen.

Bielitz, im august 1893.

GUSTAV WANIEK.

Goethes mutter. ein lebensbild nach den quellen von dr KARL HEINEMANN. dritte verbesserte auflage. mit vielen abbildungen in und auſser dem text und vier heliogravüren. Leipzig, ASeemann, 1892. VIII u. 388 ss. — 6,50 m.

Das buch von Heinemann über Goethes mutter hat ein in Deutschland seltenes glück gehabt: die erste auflage erschien 1891, ein jahr darauf schon die dritte 'verbesserte' und 1893, mit dem vorwort vom 10 nov. 1892, die 4 auflage. wenige schriften über Goethe können sich eines ähnlichen erfolges rühmen; hat doch selbst das trotz vielen mängeln durch tieferes verständnis für Goethes eigenart hervorragende werk von HGrimm, der aus ganzem holze zu schneiden wuste, in 16 jahren es nur bis zur 4 auflage gebracht. gewis hat H. mit groſser sorgfalt alles gesammelt, was Goethes mutter betrifft, aber seine darstellung hat nicht so groſse vorzüge, dass sie den erfolg seines buches erklärte: sie zeigt nicht die volle beherrschung des stoffes, die helle klarheit, die künstlerische abrundung, die beschränkung auf das notwendige und wesentliche, die den zugang zu dem unbefangenen leser sonst erleichtern. der reiche, geschickt ausgewählte bilderschmuck freilich, der mit jeder neuen auflage vermehrt worden ist, zieht jeden an, und diese schöne zierde des buches erfreut auch den nähern kenner Goethes und der seinen. aber die beste förderin war offenbar Goethes mutter selbst, die, wo es irgend möglich war, mit recht das wort erhielt. die meisten leser machten durch das werk H.s wol die erste genauere bekanntschaft mit ihr, und dem zauber ihres gottseligen und weltfrohen wesens konnte sich keiner entziehen. zwar hatte schon RKeil 1871 in seiner schrift 'Frau Rath' eine beträchtliche anzahl ihrer briefe bekannt gemacht, und — um von andern zerstreuten veröfentlichungen zu schweigen — i. j. 1885 beschenkte die Goethesgesellschaft ihre mitglieder mit den Briefen von Goethes mutter an die herzogin Anna Amalia (1889 von H. neu herausgegeben und erläutert), 4 jahre später mit den Briefen an ihren sohn, an Christiane und August: aber die weiten, auſserhalb der Goethegemeinde stehnden kreise hatten von all dem kaum kenntnis genommen. nun war es für jeden leser und jede leserin ein genuss, in H.s buch die herliche frau in freud und leid selbst reden zu hören, denn ihre briefe würken wie gesprochene worte. mit ihr konnten sie ganz anders, als es bei den rührseligen und überschwänglichen frauen des vorigen jahrhunderts sonst möglich ist, mitfühlen und mitdenken. die eingehnde erzählung ihres lebens bewürkte, dass die briefe nur leichter und bequemer gewürdigt wurden.

Widerholt spricht H. seine absicht aus, dass die beziehungen der mutter zum sohne im mittelpunct des ganzen werkes stehn sollen. verfolgen wir in kürze den gang der darstellung, um eine übersicht über den inhalt zu gewinnen: unsere bedenken wollen wir, wo es nötig erscheint, nicht zurückhalten. das buch hat 3 abschnitte. der kürzeste erste, 'Katharina Elisabeth Textor' über-

schrieben, reicht bis zur vermählung der siebzehnjährigen. wir erhalten über das geschlecht Textor bericht, das bis ins 16 jh. verfolgt werden kann; ein holzschnitt stellt uns den ururgroßvater Goethes vor augen, der 1690 als syndicus nach Frankfurt berufen, das geschlecht dahin verpflanzte. von Elisabeths vater bringt jetzt die 4 aufl. ein bildnis; vor dem ihrer mutter Anna Margarete geb. Lindheimer wird jeder gern sinnend verweilen: der enkel hat eine entschiedene ähnlichkeit mit dieser aus großen klugen augen blickenden frau. auch von der Goetheschen familie erfahren wir nach den durch neuere forschener ermittelten tatsachen so manches, was der dichter selbst in Dichtung und wahrheit unberührt gelassen hatte.

Für den zweiten abschnitt 'Frau Aja' — die erklärung des namens s. 21 und s. 104 hätte zusammengefasst werden sollen — flossen die quellen spärlich, wie H. selbst sagt. diesen mangel suchte er durch die schilderung der umgebung zu ersetzen, brachte freilich auch manches überflüssige hinein. der gatte der frau Rat wird charakterisiert, ohne scharfen blick auf sie; dann werden Wolfgang's erste lebensjahre erzählt, der umbau des hauses nach Pallmann: abbildungen und grundrisse machen die schilderung anschaulich. Goethes zeichnung seines zimmers, nach dem original photographiert, erfreut uns; ebenso das wol anfang der sechziger jahre gemalte bild von Seekatz: Die Goethesche familie, mit der beschreibung von Achim v. Arnim aus d. j. 1808; das original des bildes besitzt Herman Grimm. zu lange, in anbetracht seiner eigentlichen aufgabe, verweilt H. bei der erziehung und dem verkehr des sohnes: hier hätte er, das wesentliche zusammenfassend, die mutter in den vordergrund stellen sollen. Wolfgang's Leipziger studienzeit gibt gelegenheit, mit benutzung der im 7 bd. des Goethe-jahrbuchs bekannt gemachten briefe Goethes das wesen der vereinsamen Cornelia zu beleuchten, die im gegensatz zu der frohgemuten und glaubensstarken mutter mit der welt nicht einig werden noch den glauben der mutter teilen konnte. aus der darstellung des verhältnisses von mutter und sohn zu fräulein v. Klettenberg, die sich kurz vor ihrem tode einen christlichen freigeist nannte (GJ. 10,140), geht hervor, dass frau Rat sich in dem glauben an ein persönliches einwirken gottes mit den Herrnhutern eins fühlte, während das schwärmerisch-mysteriöse element ihr fern lag. s. 57 und 74 wiederholt sich H. wider unnötig. zu sehr verlieren wir frau Rat aus den augen, wenn uns im folgenden cap. der junge Goethe als advocat vorgestellt, wenn sein leben mit den freunden und freundinnen in Frankfurt, Homburg und Darmstadt erzählt wird. erst die einföhrung Mercks, den Goethe 1771 in Frankfurt kennen lernte und der auch der freund der mutter wurde, führt wider zur sache. der schilderung, wie seit Corneliens verheiratung mutter und sohn sich noch herzlicher aneinander schliessen, folgt der bericht über die berühmten gäste Klopstock, Lavater, Boie, Knebel, mit dem frau Rat recht vertraut wurde, wie ihr erst 1891

bekannt gewordener brief an Zimmermann bezeugt (s. 73 und 358); s. 91 führt H. den brief wider an: die seite darauf spricht er von ihm, auch in der 4 aufl., als ob er ihn zum ersten male erwähnte. ausführlicher als notwendig erzählt H. die beziehungen zu der familie la Roche; eine kurze charakteristik der sentimental roman-schreiberin, die auf dem papiere schwärmte und im leben ihre töchter um jeden preis reiche und ungeliebte männer zu heiraten zwang, hätte genügt, um das gegenbild zu Goethes mutter aufzustellen. erst nachdem Wolfgangs lossagung von Lili erzählt ist, folgt das cap. 'Sturm- und drangzeit' s. 93 f. allein der verzicht auf Lili wird doch erklärlicher, wenn wir zuerst den revolutionären dichter kennen gelernt haben: dieser mangel an geschickter anordnung zwingt denn auch zu widerholungen, da H. bei einführung der grafen Stolberg wider von der reise nach der Schweiz reden muss. mit FLWagner brach frau Rat auch nach der veröffentlichung seiner bekannten flugschrift nicht, die den sohn so in harnisch brachte: Froitzheims verdächtigung der wahrheitsliebe Goethes wird mit recht nicht berücksichtigt. dass Klinger erst 1774 mit Goethe bekannt wurde, betont H. gewis richtig: der inhalt von Klingers brief an Lenz (GJ. 9, 10) wird durch den brief der frau Rat an den sohn vom 18 jan. 1802 beglaubigt. von Klinger ein bild nach Goethes zeichnung aus d. j. 1775, von seiner schwester Agnes ein von Goethe herrührender schattenriss s. 98 und 99.

Der letzte und größte abschnitt hat die überschrift 'Die mutter des grossen dichters' (1 aufl. s. 109—335, 3 u. 4 aufl. s. 113—346). für die ersten jahre des Weimarer lebens hat H. die bis nov. 1777 reichenden briefe Goethes an Johanna Fahlmer, die der mutter an ihre freunde, die Keil veröffentlicht hat, benutzt; ihre briefe an Anna Amalia beginnen erst 1778, und die uns erhaltenen an den sohn erst 1780. die stelle des briefes an die mutter, in der Goethe von dem unverhältnis des engen bürgerlichen kreises in Frankfurt zu der weite seines wesens redet, hätte H. geschickter benutzen sollen als durch verzettelung auf s. 107. 113. 170. mit recht aber verwirft er, was jüngst erst angenommen wurde, dass Lenz von Weimar aus berufen sein soll; Goethe konnte diesen affen seines wesens, wie Karl August Lenzens gebaren bezeichnete, gewis nicht herbeiwünschen. die schicksale von Lenz und Klinger hätte H. nicht so ausführlich berichten sollen; er schweift da wider vom eigentlichen thema weit ab. zur sache führt ihn erst wider die erzählung, wie die berichte aus Weimar für frau Rat und ihre 'Samstagsmädel' zu jeder zeit ein 'gros gaudium' waren. Weimar wurde ihr ein und alles. Philipp Seidel, den Goethe von Frankfurt mitgenommen, schreibt ihr von den reisen, den erlebnissen, den wünschen des sohnes. in dem cap. 'Weimarer freunde' ist von besonderer bedeutung der besuch Wielands und des musikers Kranz in Frankfurt; über ihr glückliches leben in der 'casa santa' gaben sie in Weimar bericht, und so schloss Anna Amalia bald

brieflich mit frau Aja eine vertrauliche freundschaft. ein bisher noch unbekanntes bild der herzogin (s. 137) aus späteren lebensjahren stimmt mit der erst vor kurzem bekannt gewordenen schilderung der gräfin Henriette v. Egloffstein überein, die 1787 in Weimar war (GJ. 12, 140); es ist sehr charakteristisch, wenn auch nicht so angenehm wie das in Weimar bewahrte ölbild oder das von Angelika gemalte. Anna Amalia erfreute 1778 frau Rat durch ihren besuch. dem aufenthalt des herzogs und Goethes ende 1779 und anfang 1780 auf der rückkehr aus der Schweiz folgte die durch krankheit des gatten getrübe zeit, in der ihr das erscheinen von Wielands Oberon trost und freude brachte. im august war Knebel in Frankfurt, dann die schöne frau v. Branconi (ihr bild s. 155); im oct. 1780 sah sie die herzogin wider: im dec. kam Kraus, 1781 im sept. auch Nicolai mit Merck. damals schrieb sie dem sohne Nicolais verse Lessings ins stammbuch (GJ. 1, 370). während der leidensjahre des vaters erheiterten sie des sohnes schriften. die Krausesche aquarellzeichnung zu dem 1780 entstandenen gedicht 'Das neueste aus Plundersweilern' finden wir s. 168 mit dem das entzücken Mercks beschreibenden briefe der mutter. die deutung des bildes gibt H. in den anmm. s. 366—368, im wesentlichen Düntzer folgend: der an den stelzen Merkurs sägende mann ist natürlich Nicolai, der mit Wieland in streit geraten war; unrichtig die anm. in der Hempelschen Goetheausg. VII 212. vielleicht ist hier die beobachtung von interesse, dass frau Rat ein wort aus dem ihr so erfreulichen gedichte sich ganz besonders gern angeeignet hat. bei Goethe heisst es vom theater: *die bude, die man dorten schaut, ist schon von alters aufgebaut, worein gar mancher, wie sichs gebührt, nach seiner art sich prostituiert*¹. schon 1781 schreibt sie 4 febr. an Grossmann über Friedrichs schrift 'De la littérature allemande': *aber sonderbahr ist's doch, dass so gar unsere philister sagen — Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituiert*. und 1784, 13 nov. an Anna Amalia über Ifflands spiel: *der jubel und das gelächter war so groß, dass die schauspieler mit angesteckt wurden, und alle mühe von der welt hatten im gleiße zu bleiben und sich nicht zu prostituiren*. nicht lange darauf schreibt sie, Unzelmann solle nicht von seinen schuldleuten prostituiert werden (H. s. 186). noch 1805, 26 aug., sagt sie August über die zögerung der leute, sich in sein stammbuch einzuschreiben: *sie wollen sich nicht prostituiren und auch was prächtiges sagen*.

Für die nächsten jahre nach des gatten tod (25 mai 1782) fehlten dem biographen die briefe an den sohn. nur der am 17 nov. 1786 nach Rom gerichtete ist bekanntlich erhalten, dann folgt

¹ der junge Goethe liebte das wort und wendete es, seiner art gemäß, öfter an. so der hauptmann im Pater Brey (wol 1772): *aber ich hab ihn prostituiert*; Herkules in 'Götter, Helden und Wieland' (1773 oder anfang 1774): *und wunder meinst, wie du einen kerl prostituiert hättest, wenn usw.*; Goethe im gespräch mit Johanna Fahlmer 1774: *Wieland gewinnt .. ich bin eben prostituiert* (GJ. 2, 382). [vgl. DWb VII 2174. Sch.]

erst wider ein brief vom 4 dec. 1792. die lücke suchte H. durch das cap. 'Frau Rat als theaterfreundin' auszufüllen, das für die theater- und culturgeschichte manches interessante enthält, aber nicht übersichtlich gegliedert und für die vorliegende aufgabe wider zu breit ist. im mittelpunct steht einerseits ihr verhältnis zu dem schauspieler Grossmann: ihre briefe an ihn bezeugen ihre schöne begeisterung für Shakespeares Hamlet; anderseits das verhältnis zu Unzelmann, der 1784 bei Grossmann in Frankfurt, ein jahr darauf bei der Taborschen gesellschaft war, bis er trotz ihren warnungen nach Berlin gieng. sehr eingehend ist wider das capitel 'Häusliches leben. alte und neue freunde'; besonders verweilt H. bei dem aufenthalt der prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg, die bei der krönung Leopolds gäste der frau Rat waren. als Luise 1803, damals schon königin, in der nähe Frankfurts weilte, war auch frau Rat bei ihr; der herzog von Weimar kam hinzu; der brief vom 24 juni an den sohn ist besonders darum so reizvoll, weil sie Karl Augusts worte über Goethe mitteilt: *schon 30 jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander*. nicht an richtiger stelle folgt jetzt erst das cap. 'Frau v. Stein und ihr sohn Fritz' s. 212 f. der in Goethes hause weilende knabe schrieb seit 1784 an die mutter des dichters, ein jahr darauf weilte er bei ihr und lernte, nach Goethes ausdrück, die philosophie des lustigen lebens bei ihr. als Goethe mit frau v. Stein zerfiel, hörte 1790 der briefwechsel zwischen der mutter Goethes und Fritz auf, allein 1794 war er doch auf einer reise nach England noch bei ihr in Frankfurt. in demselben cap. hören wir von Goethes übersiedlung in das haus am Frauenplan: so geht die darstellung wider in eine frühere zeit zurück und hat nichts mehr mit frau v. Stein zu tun. der schöne brief des dichters an die mutter vom dec. 1783, der die innige harmonie beider bezeugt, hätte an anderm orte verwendet werden müssen. das folgende cap. 'Wolfgangs italienische reise' schliesst sich an die vorausgehnde darstellung nicht organisch an. der abschnitt 'Kriegsleiden und bedrängnis' (s. 225 f) erzählt von dem guten und grossen wie von der not der zeit: die darstellung des öffentlichen lebens bildet den hintergrund für die erlebnisse der frau Rat. ihre briefe stellen Frankfurts leiden und ängste lebendig dar: frau Rat spottet 1793 der memmen, die alles glauben, was jede gans, jeder strohkopf vorbrachte. des sohnes bitte, nach Weimar zu kommen, erfüllte sie nicht; dem rad des schicksals, schreibt sie widerholt, könne man nicht in die speichen fallen. ihr brief vom 22 juli 1796, den Schiller von Goethe erhielt und rühmte, ist eine treffliche erläuterung zu Goethes bemerkungen in den Annalen. an allen schicksalen der vaterstadt nahm sie innigen antheil als treue tochter Frankfurts, als gute Deutsche. freilich muss H. in der betrachtung 'Frau Rat als patriotin' eine unpatriotische äusserung (s. 242) anführen, aber so urteilten die meisten zeitgenossen. ihr volkstümlicher, deutscher sinn zeigt

sich in zahlreichen äusserungen. auch in ihrem irrtum ist sie verehrungswert, zb. in ihrem hass gegen die vermeintlich fremden lateinischen lettern: *sie sind wie ein lustgarten der aristokraten gehört ... unsere deutsche buchstaben sind wie der Prater in Wien wo der kaiser Joseph drüber schreiben liefs Vor alle menschen* (brief vom 12 märz 1798). zu breit erzählt das folgende cap. den 'Verkauf des hauses'; 46 jahre hatte sie dort gewohnt: sommer 1795 zog sie als mieterin auf den rossmarkt. darauf folgt 'Frau Rat als grossmutter'; die erzählung vom besuche der Lotte Kestner 1803 und 1804 und Fritz Jacobis 1805 gehört nicht in dieses cap. auch das folgende 'Berühmte gäste' — besuche des ministers Hardenberg, Crabb Robinsons, der frau v. Stael, der herzogin Luise, Alexander Humboldts — ist nicht glücklich vor die darstellung 'Wolgangs familie' gestellt. störend ist es ferner, wenn H. in jenem cap. wider vom brieflichen verkehr mit Anna Amalia, mit Luise v. Göchhausen redet, ebenso von ihrer verbindung mit Wieland und Herder: das hätte in eine zusammenfassende würdigung ihres verhältnisses zu den dichtern in Weimar gehört. den mangel an klarer gliederung zeigt leider auch das vorletzte cap. 'Die werke des sohnes' (s. 300 f), in dem ihre vertrautheit mit seinen schriften gerühmt wird, und wie sie besonders von Hermann und Dorothea entzückt war. denn wie sie sich einst in der Elisabeth im Götz erkannte, so jetzt in Hermanns mutter. warum unterbricht H. hier den fluss seiner darstellung durch den versuch einer charakteristik? ihre vorliebe für den dialect, für citate aus der bibel, ihr widerwillen gegen alles kleinliche, die lebendige kraft ihrer briefe, an sich wichtige und bedeutende züge ihres wesens, haben gerade hier ihre rechte stelle nicht. bald redet H. doch wider von ihrer vorliebe für das theater, drama und oper, von ihrer begeisterung für Mozart, zeigt ihre freude an den aufführungen der dramen ihres sohnes usw. so bringt sich H. öfter um den vollen dank für seine fleissigen forschungen bei dem aufmerksamen und strengeren leser, der eine abgerundete, alle zeugen mühsamer zettelsammlungen ausschliessende darstellung verlangen muss. hat dieser das letzte cap. 'Bettine' (324 f) gelesen, so vermisst er schmerzlich ein anschauliches gesamtbild, aus dem mit zwingender notwendigkeit hervorleuchtete, welche züge ihres feurigen, dichterisch gearteten wesens sich in dem grossen sohne widerfinden. wie selten weifs H. scharf das wesentliche in seiner darstellung hervorzuheben und das beiwerk seiner eigentlichen aufgabe unterzuordnen! er hat der frau Aja nicht das geheimnis ihrer grossen erfolge abgelauscht; im j. 1807 schreibt die 76 jährige an ihre lieben in Weimar: *hirbey kommt auch die wundergeschichte des Fortunatus — ich habe mir die geschichte zusammen gezogen, alles überflüssige weggeschnitten und ein gantz artiges mährgen draus geformirt.*

Die 3 auflage ist im text nicht wesentlich verbessert, aber durch eine grosse zahl neuer illustrationen vermehrt worden, die

4 nur durch 2 bilder. ein teil der druckfehler der 3 ist verbessert worden, aber nicht alle, zb. s. 69 muss es heißen: am 23 juni 1774 statt 1773; s. 81, zeile 11 ihm st. ihn; s. 91, zeile 15 v. u. wen st. wem; s. 101 1755 st. 1775; s. 243 sang im st. am Faust, vgl. Briefe an den sohn s. 287; s. 323, absatz 2 ihrem st. ihren; s. 333 steht noch: sie begieng selbstmord an sich; s. 364, zeile 12 schildert sie st. er; s. 365 trau st. treu; s. 375 anm.: vier kaiserkrönungen, im texte s. 243 steht fünf; s. 379 Caspers st. Caspars. Berlin, ende mai 1893. DANIEL JACOBY.

Blätter aus dem Werther-kreis. herausgegeben von EUGEN WOLFF. [Urkunden zur geschichte der neueren deutschen litteratur II.] Breslau, Schottlaender, 1894. 80 ss. 8° — 1,50 m.

Auf die nicht sonderlich belangreichen briefe von Heinrich Heine lässt W. im zweiten heft der 'Urkunden' eine reihe von briefen und tagebuchnotizen folgen, die er mit geringen ausnahmen aus dem nachlass Joh. Christian Kestners gewonnen hat. schon Herbst (Goethe in Wetzlar) hat die papiere durchmustert, dabei jedoch aufschlussreiche briefe übersehen, einiges auch durch falsche datierung oder durch allzustarke verkürzung entstellt. wir freuen uns daher der ergänzung, die wir empfangen, müssen aber hervorheben, dass W. einerseits des guten etwas zu viel abgedruckt, anderseits den wert mancher urkundlichen notiz überschätzt hat. einiges ist sehr hübsch: der amtmann und besonders seine treffliche frau treten uns klarer als bisher entgegen, ebenso Lotte in ihrer häuslichen tätigkeit. besonders Kestners berichte aus d. j. 1771 über die familie und sein verlöbnis (s. 28 ff) muss man lesen. ergänzend fügt sich ein ergötzlicher brief des primaners Hans Buff (s. 41) an, in dem die ganze kinderschar gemustert wird. es ist das zweifellos derselbe brief, den Goethe in abschrift erhielt und der ihn so erfreute, dass er am 15 märz 1773 eine correspondenz mit dem herrn Hans begann. in die weiteren Wetzlarer kreise führen uns eine redoutenschilderung (s. 15 ff), sodann eine notiz über die frau Hert, zu der Jerusalem eine so unglückliche neigung gefasst hatte, und (s. 39) Kestners angaben über den folgenreichen ball in Volpertshausen, auf dem sich unter den 12 chapeaux Kestner, dr Goede und Jerusalem befanden. neben diesen interessanten mitteilungen findet sich aber auch viel wertloses. vor allem ist der verbindende text W.s nicht immer frei von phrasen und flachheiten. man hätte lieber die wertvollsten documente für sich selbst reden lassen und sie vor allem nicht mit so mancherlei ganz nichtigen 'urkunden' untermischen sollen. was bedeuten auf s. 47—50 Kestners wetterberichte aus d. j. 1772? dass in Goethes roman Lottens heimat anfangs in ununterbrochenem sonnenschein daliegt, während gegen ende stets nasskalte witterung herrscht, fällt wol jedem auf. und jeder wird sich auch sagen,

dass hierfür künstlerische gründe maßgebend waren, ganz gleichgiltig, wann es i. j. 1772 heifs oder kalt war. die vermutungen, die W. an das gewitter vom 31 aug. 72 knüpft, sind reine phantasterei. — alles was in dem buche auf seite 63 folgt, hätte ungedruckt bleiben können, urkunden sowol, wie begleitworte. was sollen solche combinationen, ob Jerusalem wol Lotte Buff und ob Goethe wol frau Hert hätte lieben können? was sollen die probchen aus Lottes späteren briefen, was Kestners 'litterarische notizen', aus denen W. mit grofser überschätzung die 'nicht geringe urteilsfähigkeit' des mannes ableitet? es war doch wirklich nichts grofses, bei 'Hermann und Dorothea' an Voss und Homer zu denken und im 'Wilhelm Meister' gröfsere tiefe der charakteristik zu finden, als in Lafontaines 'Clara du Plessis'.

Es sei noch einmal hervorgehoben, dass aufser den oben namhaft gemachten zeugnissen nur die gröfseren Kestnerschen berichte, die in der mitte von W.s publication stehn, unsre kenntnis bereichern. auf sie müssen wir noch etwas näher eingehn, weil W. an sie die frage knüpft, wie weit die drei hauptpersonen des romans den Wetzlarer modellen gleichen.

Zuzugeben ist sofort das eine: Goethe ist nicht völlig Werther. wol aber hätte er es werden können, hätte er nicht die kraft besessen, ein mann zu sein und sich den unseligen jünglingswirren mit raschem entschluss zu entziehen. der anlage nach sind Goethe und Werther nahe verwant.

Zuzugeben ist ferner: die Lotte des lebens ist nicht völlig die Lotte des romans, ganz abgesehen von den schwarzen augen. im ersten teil ist sie's in allen wesentlichen zügen. mit ihrem 'leichtfertigen lächeln', ihren 'munteren wangen', ihrer naiven lust am tanz, und auch mit ihrer sanften schwärmerei. aber im zweiten teil konnte sie schon deshalb nicht völlig die Wetzlarer Lotte bleiben, weil Goethe diese nach ihrer vermählung nicht wider gesehen hatte und sie doch als frau schildern musste. hier hat der dichter das bild durch einige frei erfundene züge und einiges detail, das er der häuslichkeit der Maxe Brentano entnahm, ergänzt.

Am schwierigsten ist die entscheidung, wie weit Albert züge von Kestner trägt. und gerade diese frage will und kann W. an der hand seines materials besser als bisher geschehen ist beantworten. er sieht in dem Albert des romans nur einen 'verletzenden nüchternen verstandesmenschen', und da er an Kestner beweis für ein gefühlvolles herz entdeckt, so schliesst er: Kestner ist nicht Albert, er ist kein 'antipode des Werther-kreises'. im gegen- teil — und nun setzt W. geradezu mit einer rettung ein — er ordnet sich 'sehr wol der gruppe ein, die sich teils persönlich, teils ideal um die fahne des jungen Goethe scharte'. das ist nun zwar noch etwas vieldeutig, der ausdruck ist auch an andern stellen recht allgemein gehalten; aber aus der summe der verschiedenen belege ergibt sich doch, dass W. gern Kestner zu 'dem genialischen

teil der jugend' rechnen möchte. dass er in der jugend romane fleissig gelesen hat, dass er selbst verse macht, dass er mit dichtern verkehrt, dass er — wir haben es oben gesehen — 'nicht geringe urteilsfähigkeit' in sachen der kunst an den tag legt und manches andre mehr, muss zum beweis dienen; ja, selbst ein kaltes flussbad, dass er nimmt, rückt ihn den jungen genies nahe. und so wird er in W.s phantasie in manchen puncten geradezu zum geistesverwanten Goethes und hat eher mit Werther als mit Albert berührungspuncte.

Wir wollen nicht verkennen, dass W. aus ehrlicher und verzeihlicher überschätzung zu solchen resultaten gekommen ist; wer so emsig den nachlass eines mannes auf litterarisch wichtige urkunden hin durchstöbert, legt leicht dem einzelnen zu grossem wert bei. unsre meinung ist genau die entgegengesetzte: wenn es bisher noch zweifelhaft sein konnte, so ist es durch diese neue publication erwiesen, dass Kestner durchaus das modell für den Albert abgegeben hat; freilich ist Albert — und darauf liegt der ganze nachdruck — Kestner, gesehen durch das temperament Werthers. das ist ja gerade das ausserordentliche des romans, dass wir alle personen, vor allem aber Albert, nur mit den augen Werthers sehen. von unzweideutig wahrer characterschilderung kann da nicht die rede sein. Werther verzerrt das bild des nebenbuhlers hier und da, sieht es mindestens nur von einer seite; und wenn es Goethe in der ersten fassung, die uns hier allein angeht, noch nicht völlig gelang, so war es doch in der zweiten bearbeitung ausdrücklich seine 'intention, Alberten so zu stellen, dass ihn wol der leidenschaftliche jüngling aber doch der leser nicht verkennt'. in den siebziger jahren war er sicher über die ungerechtigkeit noch nicht ganz hinaus, mit der er selbst in Wetzlar den nebenbuhler beurteilt hatte.

Dies trübende und verzerrende glas, durch das wir Lottens begünstigten liebhaber und gatten zu sehen bekommen, müssen wir beseitigen, wenn wir entscheiden wollen, welches urbild Goethe bei der schilderung vor augen gehabt hat. wir dürfen nicht jedes wort, das Werther in der erregung äussert, für bare münze nehmen. wir dürfen vor allem nicht damit argumentieren, dass Kestner sich selbst in der romanfigur nicht wider erkannte. wir müssen auch absehen von den ungünstigen urteilen, die Werther aus gereiztem gemüt an jeden characterzug Alberts anknüpft. tun wir aber das, so bleibt ein bild Kestners bestehn, so treu, wie es nur seine eigenen berichte spiegeln.

W. liebt es gleich andern, Albert einen 'kühlen verstandesmenschen' zu nennen. das ist er durchaus nicht. im selben satz, wo Werther von Alberts gelassener aufsenseite spricht (DjG. III 278), muss er ihm doch auch viel gefühl zugestehn. wir belauschen ihn ja selbst (300) in einer sentimentalен stunde und sehen seine überströmende empfindung. und wenn wirklich einmal aus

Werthers schilderung heraus (339) die gelassenheit Alberts den leser verletzt, so müssen wir, um den wahren character zu erkennen, fragen: war er in der tat so kühl? wir können dann nur antworten: für Werther war er es. aber welcher grad von exaltation hätte auch dazu gehört, um der leidenschaft Werthers genüge zu tun! so erscheint in diesem und ähnlichen fällen Albert als ein mann, der wol für den stillen bürgerlichen tagesverkehr genug herzenswärme besitzt, der siedehitze eines jungen genies gegenüber aber kühl erscheinen muss. und das ist genau das bild, das uns Kestner in all seinen berichten, besonders den neu publicierten, bietet.

Selbst wenn man die umgangsformen des 18 jhs. und einer kleinen stadt in rechnung zieht, so muss man doch sagen: umständlicher, pedantischer, leidenschaftsloser kann doch niemand bei der mutter um die tochter werben, als es Kestner getan hat. und er selbst gesteht, dass er 'bei allen seinen handlungen' so verfare. in der tat, der erste brief an Lotte ist von derselben wolgeordneten feierlichkeit, wie der an die mutter. dieselben eigenschaften, die Goethe-Werther so fatal waren, finden sich in Kestners briefen: die versöhnlichkeit, wo eine ernste auseinandersetzung viel heilsamer wäre, und ein vorsichtiges abwägen von gedanken und worten, nach art der käsefrau in den 'Geschwistern'.

Und dieser mann, der immer noch ängstlich besorgt ist, dass seine maßvollen empfindungen 'romanenhaft' erscheinen möchten, soll ein gesinnungsgenosse der jungen genies gewesen sein? was hätte er denn auch nur von dem äußerlichsten mit Werther gemein? wo fände sich in allem, was Kestner niedergeschrieben hat, ein ruf genialischer leidenschaft, ein wort der sympathie für kinder und geringe leute, ein einziger laut jener Ganymed-stimmung, jener sehnsucht, Gott in der natur zu umfassen? wir können an der publication W.s den unterschied mit händen greifen. wie Werther, so geht auch Kestner bisweilen hinaus nach Garbenheim, um dort seine chocolade zu trinken und ruhe für seine lecture zu finden. aber es ist nicht der alte wiegengesang des Homer, den er für sein herz braucht, sondern Mosers abhandlungen aus dem kirchenrecht und ähnliches.

So liesse sich noch manches anführen, was die meinung W.s, als gehöre Kestner zu denen, die sich 'um die fahne des jungen Goethe scharren', zunichte macht. dagegen kann man punct für punct an den älteren und den neu publicierten urkunden weiter verfolgen, wie jeder characterzug Alberts sich in Kestners aufzeichnungen belegen lässt. es kann danach kein zweifel mehr sein, dass Goethe ihn, und ihn allein, bei der (wenn auch einseitigen) schilderung im auge gehabt hat. besonders interessant war mir folgende beobachtung: W. teilt s. 58 f ein blatt Kestners mit, das aus der zeit des gespannten verhältnisses mit Goethe stammt. der schreiber monologisiert über die eifersucht, die er nur verteidigen

will, wenn sie aus reinsten zärtlichkeit hervorgegangen ist und sich als furcht, ein geliebtes herz zu verlieren, äußert. wenn — was wol als sicher anzunehmen ist — ähnliche fragen zwischen Goethe und Kestner verhandelt worden sind, so würde sich daraus die auffällige tatsache vielleicht erklären, dass Goethe im zweiten teil seines romans, in der schilderung des conflicts zwischen Werther und Albert, das anstößige wort durchaus vermeidet.

Als resultat unsrer besprechung fassen wir zusammen, dass wir etwa ein drittel der W.schen publication, nämlich die ehrwürdigen, umfänglichen berichte Kestners willkommen heißen, uns aber den übrigen mitteilungen und den eignen ausführungen des herausgebers gegenüber ablehnend verhalten müssen.

Marburg i. H., dec. 1893.

ALBERT KÖSTER.

Paralipomena zu Goethes Faust. entwürfe, skizzen, vorarbeiten und fragmente, geordnet und erläutert von FR. STREHLKE. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche verlagsanstalt, 1891. xv u. 151 ss. 8°. — 3 m.
Wörterbuch zu Goethes Faust. von FR. STREHLKE. ebenda 1891. viii und 157 ss. 8°. — 3 m.

1. Man braucht nur die sechs bände der Seuffertschen Vierteljahrschrift durchzublättern, um zu sehen, wie unablässig unsere forschung durch den druck des Urfaust und des gesamten handschriftlichen materials, das im archiv, von Riemer nur flüchtig und planlos geprüft, ruhte, angeregt und in atem gehalten wird. kein großes werk unserer litteratur sehen wir so von den ersten conceptionen durch verschiedene entwürfe hindurch bis zu den letzten einzeländerungen sich vor uns aufbauen, wie den 2 teil des Faust. die masse der skizzen und paralipomena ist von mir aus allen ecken und enden des archivs zusammengelesen und im 14 und 15 bande der Weimarischen ausgabe — dem plan des ganzen gemäß ohne sachliche erklärungen, soweit nicht ein excerpt aus der quelle zu erläutern war — übersichtlich dargebracht worden. in diesen dingen gibt es kein monopol, und wir können uns nur darüber freuen, wenn andere mit dem pfunde wuchern. daher nahm ich Strehlkes neudruck überrascht zwar, aber reicher ausbeute gewärtig in die hand; denn ich sagte mir, dass ein so kundiger und loyaler gelehrter eine solche reproduction nur auf grund bedeutender verbesserungen des textes und ergibiger beiträge zum verständnis all der blätter und abschnitzel unternommen haben werde. sonst hätte ihm ja wol der raum einer zeitschrift genügt. auch sind schemata und bruchstückchen kein futter für die menge, sondern nur den forschern mundgerecht, die sich wiederum der großen ausgabe niemals entschlagen können.

Nähere prüfung konnte mich von der notwendigkeit und dem nutzen dieses neudrucks nicht überzeugen. für den text hat S. zahlreiche stichproben in der hssmasse vorgenommen und danach

der zuverlässigkeit seiner vorlage ein gutes zeugnis ausstellen können, auch mit geringen ausnahmen einfach meine fragezeichen und ergänzungen, meine verweise und quellenangaben, ohne in der vorrede oder sonst irgendwo den urheber zu nennen, nachgedruckt. die hauptarbeit war die sammlung und sichtung gewesen: schon der platz, an den ein paralipomenon gerückt ist, erläutert es stumm. viele blätter und zettel gehören zum schwierigsten, ja verzweifeltsten, was Goethes nachlass überhaupt der entzifferung bietet. so haben uns die vier verschen zur Manto *Sieh hier die Tiefe dieses Ganges* stunden gekostet. wenn jemand gar für die nur in anfangsbuchstaben eilig angedeuteten worte, für die verwischten bleistiftkritzeleien auf grauen löschblättern und blauem packpapier facsimiledruck verlangen wollte, gehört zu einer solchen forderung wirklich ein comparativ von dunce. Düntzer hat besonders zu den skizzen des 2 actes fördernde bemerkungen gemacht, aber nur ein einziges paralipomenon (nr 156, S. richtig s. 149) als verlesenen grundtext (zu v. 7209 ff) klargestellt, vieles mehr benörgelt als beleuchtet und an manchen stellen ins blaue hinein conjiciert: so kann ich nach neuer prüfung der hs. beschwören, dass das dunkle wort Paral. 84, 13 (S. s. 99) mit *O* anfängt, sicher nicht *Orcus* heisst und die vermutung auf *Elysium* ganz unmöglich ist. statt weiterer discussion möchte ich den kenntnisreichen, erkenntnisarmen krittler nur um seine meinung über das Faustsprüchlein gegen Voss bitten: *Hinweg von unserm frohen Tanz, Du alter neid'scher Igel . . .* ist es nicht typisch?

S. kennt weder diesen geist des widerspruchs noch ein leichtfertiges conjicieren. hinzugefügt hat er s. 49 ff einen bericht Falks über des zweiten teiles urplan, den Goethe 1816 dictierte und 1824 wider vornahm. das kannte Falk offenbar; abweichungen, wie die naheliegende nennung Frankfurts als kaiserstadt, werden auf seine rechnung kommen. immerhin ist die einreihung erwünscht, wie s. 43 der allerdings ganz unklare, nirgend anzuknüpfende satz Matthissons. dagegen erscheint ein abdruck aus dem Maskenzug von 1818 ganz überflüssig, und zwei kleine von Luden aufgefangene improvisationen (hier s. 5) sind gleich dem etymologischen spiel *Ars Ares Arsch* selbständige sprüche, aber keine paralipomena des grossen gedichts. — den Weimarischen text emendiert S.: Par. 10, 12 *So seh ich nicht dass man was übel nimmt*; 27, 15 *Tauft* der quelle nach wahrscheinlicher als *Kauft*; 50, 58 *mir es*; 84, 16 *betrogen* möglich; 123, 133 *entschiedenen* st. *verschiedenen*; zu 7564 *Wir* st. des verdruckten *Wie*; 135, 2 *erstürmt* st. *gestürmt* (158, 10 ist bei mir und S. *du* ausgefallen); 173², 4 *durch* st. *von*. in mehreren fällen setzt er fragezeichen zu sichern lesungen, in anderen hat er sich versehen oder nicht scharf genug ausgedrückt oder satzfehler durchschlüpfen lassen: S. 3, 2 lis *Geists*; 10, 44 *hinunter* st. *herunter*; 13, 5 *das*

st. *der*; 18, 4 *oeder* st. *oder* (in der überschrift *Doppel-Scene*); 30, 4 *gehts*; vor 31, 14 *Mus[aget]* und ebda ist *Papi[e]rner* allzu exact gesetzt, da *ir* und *ier* in rascher hs. Goethes oft genug nicht zu unterscheiden sind; 33, 9 *allerkürzten*, 16 *Bestünde*; 34, 20 *geschrieben* st. *gesprochen* (in dem abgebrochenen wort ist das *sch* zweifellos); 36 laufen scenarische bemerkungen des dichters und des herausgebers ununterscheidbar durcheinander; 39 f dreimal X st. *F* in dem aristophanischen gespräch über das satanshomagium; 41, 17 warum nicht *G[esang?]*; 51, 9 *lustige aufregende*; 55², 10 *nimmt* (der vorschlag [*mit?*] wird durch 57, 12. 58, 9 widerlegt); 58, 2 f ist falsch umgestellt; 61, 29 ff gehört wol teils dem marschalk teils dem Mephisto und hat darum bei mir die doppelte überschrift; 62, 13 *ohngefähr*; 63, 45 *Brot*; 63, 48 *der* [*das?*]; 67², 1 [*Müsset*] unverständlich, während bei mir als ältere unrichtige la. steht [*Mü/set* Loeper]; 71 u *beyder* usw.; 72 nr 18, 3 streiche *dort*; 75, 41 (vgl. s. 150) steht *wandern* ohne not st. *wandeln* — 82, 3 *Luftwandler*; 79, 182 [*habe*] vollkommen entbehrlich; 82, 10 *Weiden-geflüster* durch WA xv² 48 gesichert; 83 u schon in WA richtig eingereiht; 5 *Led[th]a* zumal bei dem sonstigen verfahren als thüringischer schreibfehler Johns so überexact wie *unverne[h]mlich entraf[f]t tumultu[a]risch* von derselben hand; 88, 3 *einstmal*; 91¹, 2 steht bei mir *Und be[leuchte]* in Schwabacher typen zum zeichen der tilgung statt S.s *Und be[]*; 4 *Diese* [aus *Die*] statt S.s *Diese[?]*, 5 spatium nach *Wellen*; 104, 3 ist *Entstehung* deutlich und auf Helenas geburt zu beziehen, 5 *Halbchor* sicher, 7 *machen* druckfehler für *wachen*, 9 *Merkur*; 105, 7 nach *Vorst[ellung]* fehlt ... *Siegerchor* (nicht *Kriegerchor*, wie nach der durch unsere stelle zu erläuternden bemerkung 120, 19 zu erwarten); 105², 1 muss das unverständliche S. erklärt werden: [fehlt folioziffer des satyroma H²]; 107², 4 lassen die puncte auf unleserliches schliessen statt auf ein spatium (wie 140, 2 ein gedankenstrich zwei ausgewischte worte andeuten soll); 108², 4 *Sch[?]* kann doch nur *Schrein* oder *Schatz* mit folgendem verbum wie *verwahrt* meinen; 6 lis *zuzueignen* (ich habe hier und sonst die hs. wider eingesehen); 109 fehlen alle varianten und andern wichtigen bemerkungen über nachträgliches oder gestrichenes, u 3 lis *dann*; 110, 5 ist *umsichtig* durch die erste fassung *umschauend* gestützt und kein fragezeichen nötig, wie 12 *unvereinbar* durch 109, 11 gesichert wird; 110, 2 lis *träumest*; 114, 5 die vermutung *gelaugst* ist nach der hs. unmöglich; 119, 2 lis *allem*; 119², 4 *der sie* sicher, 5 *be-thören* wenigstens die ersten vier buchstaben unzweideutig; 122 von S.s ergänzungen mehrerer abgekürzter worte abgesehen lis 22 *Ausforderung*; 125, 7 nach *wiederholt* folgen fünf verse und vor *Posaunen* steht g¹ *furchtbarer*; 127, 1 sind die klammern und das fragezeichen unnötig; nach 10 u folgt noch *Nur frisch ans Werck*; 133 steht in der hs. alle vier male nur *Mephist*; 134 dürfte der eintrag auf dem blatt oben g¹ *NB Taubheit* nicht weggelassen

werden; 136, 3 *Meph*, 4 *nah* nicht *nach* und darauf *spatium*; 5 *welcken* sicher, vgl. 133, 7 (dies hilfsmittel der entzifferung würdigt S. überhaupt nicht); 140 u 4 *lis mir* statt *nur*; 141, 4 *Bü/serinen*, 5 ist durch homoioteleuton nach *zu drey* ausgefallen *Maria Egyptiaca* | *zu drey*.

In eckige klammern werden ergänzungen und vermutungen, aber auch die von uns mit Schwabacher typen bezeichneten, dh. von Goethe gestrichenen worte geschlossen, eigenhändiges und schreiberhände nirgends auseinandergehalten, überschriften Goethes und des herausgebers (s. 17 f. 31. 36) durch gleichen druck vermengt, keine winke über sammelblätter und alterskriterien gegeben, spatia und seitenanfänge und varianten und nachträge gar nicht oder planlos angemerkt, die interpunction aber 'im interesse des lesers' geändert. das hat mehrmals dem verständnis böß geschadet: S. druckt 3,4 *Vorzug dem formlosen Gehalt . Vor der leeren Form st. Gehalt vor* und 10 *Thaten . Genuss* wo es sich um ein compositum handelt; 83,22 *Rede der Manto . Abschlufs. die drey Richter st. Abschluss die*, dh. den abschluss machen die drei richter; 104, 8 ist durch punctum und spatia ganz zerrissen; 122, 34 *fürchterliche Posaunenzinken. Töne von diesseits*, wo im original ein sätzchen mit großem, nach Goethes art getrennt geschriebenen compositum steht; 136, 2 *Seele entflieht. Später* [?] *Satane . . .*, aber *Später* gehört zu *entflieht*, bedarf auch keines fragezeichens, vgl. 133², 4 *Weil die Seele später als sonst entflieht*, und 4 soll es nicht heißen *Engel nach Wort Streit*, sondern *Engel nach* und *Wort Streit* sind zu trennen; 141, 5 *Seelige Knaben fortsetzung* ohne punctum, denn 2 war ein erster chor der knaben vermerkt.

Die anordnung geht scene für scene, act für act und entschlägt sich dabei leider, ohne ein wort zu verlieren, jeder chronologie, so dass die ältesten reimpare des zweiten teils unter bruchstücken der zwanziger jahre stehn oder gelegentlich in den endgiltigen text hinein conjiciert werden, die satanscenen in verwirrung geraten und große berichte, besonders der über den urplan, in stücke, deren zusammengehörigkeit nirgends ausgesprochen ist, zerlegt werden. da S. sich nicht darum kümmert, welcher hs. ein paralipomenon angehört, kann er für Euphorion in anspruch nehmen, was in entwürfen zum 1 act steht und unmöglich für eine ausführung zum urplan gelten kann (Par. 115; noch sicherer Wörterb. s. 41), und anderes, was immerhin durch den fundort ungefähr, wenn auch unsicher, seine stelle im apparat angewiesen bekam, einer rubrik ganz unbestimmbarer bruchstücke zuweisen, worin man mit erstaunen manches paralipomenon klarster und in der Weimarischen ausgabe deshalb schon richtig bestimmter zugehörigkeit findet. der titel 'älterer entwurf' tritt vag auf und scheitert zb. s. 54 daran, dass diese skizze zu 1 einer späten hs. angehört. was s. 127 ein gespräch zwischen Haltefest und dem hundertjährigen Faust mitten unter skizzen des 4 actes soll, ver-

steh ich nicht. mehrmals fasst S. meine angabe des fundorts als eine einreihung meinerseits. während er mit ganz geringen ausnahmen die laa. der paralipomena weglässt, bringt er ohne recht's princip zahlreiche variantencomplexe, die bei mir in den laa. stehn, unter den paralipomenis. Abschied und Abkündigung gehören, wie noch die späte reinschrift zeigt, an den schluss des ganzen werkes, nicht des ersten teiles. im vers *Das Menschenleben ist ein ähnliches Gedicht* muss *ähnliches* nicht mit Düntzer als hör- und schreibfehler für *episches* gefasst werden, wie in einer isolierten allgemeinen spruchmäßigen fassung der zeilen steht, sondern der sinn geht darauf, das menschliche leben habe zwar wie der Faust anfang, mittel und ende, sei aber wie dies disparate, uneinheitliche gedicht kein harmonisches ganzes.

Die beobachtung einer seltsamen prüderie den satanscenen gegenüber, in denen nach meinem abdruck jede silbe supplied werden kann, lehrt uns, dass S. an ein größeres publicum dachte. demgemäß hat er seine sachlichen erläuterungen recht elementar gehalten, alles mythologische zb. aus dem wissensborn der allgemeinen bildung geschöpft und, obwol man manches verständige wort gerne hört, die tiefer strebende forschung kaum gefördert. s. 4 ein interessanter Wellingscher beleg für *Chaos* als aufenthalt Lucifers; s. 30 ein hinweis auf Francisci (s. auch Wentzel Genethliacon Gottingense 1888) für die Walpurgisnacht. s. 32 über Jung-Stillings 'weisse frau'. kann man für einen wissenschaftlichen Faustcommentar, der sich besonders im 2 teil nie an 'jedermann aus dem volke' wenden dürfte, hier nur kargen gewinn einstreichen, so fordert manche seite zweifel und widerspruch heraus. s. 14, 10 (Paral. 20) vgl. Burdach VJS 1, 283; 16 (Paral. 22) vgl. Pniower ebenda 5, 414, wo weiteres gute, hier und da wol in überscharfem widerspruch gegen OHarnack, zu den paralipomenis zu finden ist und das von S. (s. 145) wie von mir (zu Paral. 20) blindlings verkannte lyrische bruchstückchen *In goldnen frühlingssonnenstunden* als elegischer rückblick des Faustdichters auf sein jugendwerk, im sinne der Zueignung, gedeutet wird. s. 26 steht bei mir dasselbe und, wie auch sonst noch, mehr zur erklärang. s. 33 desgleichen, und nachzutragen wäre aus Goethes Unterhaltungen mit dem kanzler Müller 14 zu 1808: *Für seine Angriffe in der Recension über des Knaben Wunderhorn will ich ihn einst noch auf den Blocksberg citiren* (vgl. auch Herbst, JHVoss II 2, 314). s. 35: wer möchte denn vermuten, die satanscenen hätten die Walpurgisnacht ersetzen sollen, und wer auch sie für älter halten, da das schema beginnt *Nach dem Intermexz*? s. 43 (Par. 46) kann unmöglich auf das naive mädlein, das die saueren nicht versteht, zielen, sondern muss mit Par. 45 auf demselben blatte zusammenhängen — so rächt sich immer die gleichgiltigkeit gegen die hss. s. 62 (Par. 68): wenn Semiramis hergebrachter weise als Katharina II aufgefasst wird, warum nicht *der größte König* als

Friedrich der Grosse? s. 82 warum nicht wenigstens ein hinweis auf die ja von S. selbst interpretierte Achilleis 1 242 ff für den Protesilaus usw.? s. 86 die verse *Reden mag man noch so griechisch* habe ich keineswegs Wagner 'zugewiesen', sondern mit einem fragezeichen auf ihn bezogen. s. 93 wäre es so leicht und dankbar gewesen, die situation: Faust von Manto vor dem Gorgonenhaupt geschützt aus der weltliteratur zu illustrieren. ich habe, 'Xenien 1796' 1893 s. 187 zu Schillers schlussepigramm die Odyssee xi 634 angeführt und dann kurz gesagt 'Aeneis, Divina commedia, Faust'. Vergils und Dantes einfluss auf den Faust wäre überhaupt endlich methodisch zu untersuchen. hier handelt es sich um Aeneis vi, der das Inferno ix folgt; aber das ganze motiv des abstiegs mit der Sibylle stammt von dem Römer. s. 98 ist durch einen lapsus Klingers Faustroman unter die dramen geraten. s. 100 und sonst, aber nicht immer, war *Egypterin* als *Egyptienne* (*Bohémienne*, vgl. Goethes notiz über mulieres Bohemae), *Gipsy*, als zigeunerin zu deuten; da der trimeter 8810 unter dem schema steht, muss es spätestens in die letzten neunziger jahre fallen. ich habe die rubrik 'Älteste phase' für den Helenaact bis 1800 erstreckt und bedurfte keiner Düntzerschen lection über das auftreten griechischer masse. s. 102 nicht sowol Herodot, als Euripides ist der gewährsmann für Helena in Ägypten. s. 102u hätte S. für seine weiteren kreise meine ihnen unverständliche quellenangabe zu einem lateinischen citat '[vgl. Dig. 42, 8]' wenigstens auflösen sollen: 'Digesta'. s. 106: ich habe Dodwell für die schilderung Arkadiens herangezogen; S. ignoriert das. s. 115 (Par. 176) heißen die satirischen verse über *Mysterien Mystificationen Indisches Ägyptisches* 'ziemlich unklar', weil S., obwol dann ausdrücklich *der neueren Symbolik treuer Schüler* aufgerufen wird, nicht an Creuzer denkt.

2. Von dem Grimmschen wörterbuch, auch von den teilen, die Hildebrand mit so gelehrter wie feinsinniger, aber das ganze gefährdender ausführlichkeit bearbeitet hat, kann niemand verlangen, dass jedes Goethische wort, gar jeder ausdruck und jede form seiner privatpapiere, darin platz finde. wir müssen uns mit Heynes ausmaß begnügen, wenn es gleich verdriest, Lexer s. v. *Persönlichkeit* an dem großartigsten, unbedingt erforderlichen belege, dem Divanspruch *Höchstes Glück der Erdenkinder Sei doch die Persönlichkeit* vorbeieilen zu sehen, weil er zufällig in seinem zettelkasten fehlte. aber der wunsch, dass Deutschland nicht bloß ein Shakspeare-, sondern auch ein Goethewörterbuch ans licht bringen und darin den ganzen, von JGrimm im vorwort so beredt gepriesenen sprachschatz des königlich schaltenden übersichtlich ausbreiten möge, hat sich schon oft geregt und 1885 bei der stiftung der Goethegesellschaft ein verehrtes, kundiges mitglied, WHertz in Berlin, den redactoren die baldige veranstaltung eines

olchen werkes, hand in hand mit der neuen, das material erschöpfenden ausgabe empfehlen lassen. wir hatten damals genug auf den schultern und vertagten diese anregung ins unbestimmte. vielleicht wäre es doch besser gewesen, gleich nach geeigneten arbeitskräften umzuschauen. wenn nun ein einzelner ein einzelnes goethisches werk vornimmt, um es sprachlich auszubeuten, wie das grösste, den Faust, so braucht er zwar nicht unmittelbar eine tüchtige beisteuer zu jenem ersehnten corpus zu denken, aber seine arbeit muss voll und rein genug fliessen, um einmal in den gesamtstrom geleitet zu werden. ein Faustwörterbuch soll die fülle und die besonderheiten dieses auf jahrzehntelangen bahnen zur eigensten vermischung verschiedener stile ausgewachsenen gedichtes gänzlich umfassen und ergründen, soll in den einzelnen artikeln genetisch vorgehen und mit historisch-philologisch gehultem verständnis, gleich vertraut mit den überlieferungen des 18 jhs. wie mit Goethes idiotismen, mit dem mundartlichen wie mit graecisierender stilkunst, die abschattungen der begriffe und die neubildungen, das volksmässige, das griechisch-deutsche, das erschnörkelte darstellen. wenn der lexikograph seine besondere aufmerksamkeit dem schenkt, wobei der durchschnittsleser anhält, der stutzt, macht er den landläufigen commentaren eine unnötige concurrenz und übersieht leicht das feinste und intimste seiner aufgabe. im zweiten teile werden ihm die zahllosen lesarten am hertzen liegen, die so reiche zeugnisse für Goethes abwägen des wortes nach klang und sinn liefern.

S. bietet in seinem buche mehr als man gemeiniglich von einem wörterbuch fordert, da zahlreiche zusammenfassende artikel so etwas wie eine Faustgrammatik ergeben sollen. er bietet weniger, weil er kein erschöpfendes inventar aufgenommen und die Faustischen schätze nicht mit genügend scharfem auge betrachtet hat. ich habe den Urfaust, die Helena, die paralipomena durchverglichen, sonst nur notiert, was mir gerade einfiel, und will eine auswahl von nachträgen und erklärungen vorlegen, um endlich jene grösseren artikel zu streifen. S. fusst natürlich auf der von ihm sorgsam nachgeprüften Weimarischen ausgabe, auch da, wo er eine sehnsucht nach Riemers 'verbesserungen' nicht unterdrücken kann und die 'vorzüge der früheren lesart' rühmt. zu bedauern ist die geringe rücksicht auf Goethes schreibweise und in den buchstaben C und K ein schulmässiges leidiges normieren, wenn ich nicht irre: nach 'Puttkamer'.

Ab: *neige dein Antlitz ab* zu U 1280. *Abdankung* fehlt und wäre wie *Abkündigung* als terminus der bühne zu erklären, Par. 11. *Abglanz* wird durch das WMeister-citat nicht recht verständlich, da doch die stelle des sinnschweren monologs mit dem schluschor *Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß* übereinstimmt. *absolut*: warum Hegel und Schelling, aber Fichte nicht? *abstrus*: auch Par. 63, 22 *abstruse Speculationen*. *Affe*:

nur *Meerkater*, nicht *Kindern und Affen* U 189. *Ägypterin*: s. o. *Zigeunerin*. *Ägyptisches*: s. o. Creuzer. *ahnen* fehlt mit der nebenform *ahnden*, *ahndevoll* U 1328 (Schwager Kronos usw.), *ahndungsvoll* U 1186, *ahndet* Par. 175, 62. *Ahnen*: hoher *Ahnen* von Euphion - Byron 9916. *Ahnherrn* großvater U 553; *Ahnherrntage* 9640. *Akademie* universität U 310. *Alff*: Strehlke wiederholt seine erläuterungen der paralipomena viel zu ausführlich und bezeichnet auch nicht, was bloßes quellenexcerpt ist. *all*: die vielen zt. dann weggeschafften *all* in U waren zu erwähnen, das *All* U 100 usw. nicht zu vergessen, *All-Alle* aus gr. *πάνπαντες* zu erklären; zu *alle mein Begehr* wird schief gesagt: 'unflektiert'. *Allee* fehlt, U s. 40. *Alpen* fehlt, Par. 142. *Altmayer* ist für *Alten* gesetzt, weil dies ein adelsname ist. neben *altverwahrt*, wobei S. wunderlich um die corruptel. *allverwahrt* trauert, durfte *altbewegt* Par. 174, 4 nicht fehlen. *Amt*: messe U s. 75. *Anachronismen* Par. 164, 3. *Andachtsbild* U s. 73. *Angedenken* U 789. *angehn*: der Wein geht an (vgl. DWb. I 343 von faulendem fleisch, Adelung von verdorbenem obst), wird kähmig; *Tiresias* .. *gehe buhlend an* 8817; *Proserpina* wird *angegangen*, *gebeten* Par. 99, 25. *anhalten*: *halt' ich mich an*, *an mich* 9744; *mit angehaltenem stillen Wüthen*, *gespanntem* 9446. *anregen* berühren, aufrühren 8983. *anständig* in höherer bedeutung war reicher zu belegen: *anständig würdig* 8946, *anständig bewegt* 9154, dazu *erhabnen Anstand* 9184. *Antecedenzien* Goethes bezeichnung für die voraussetzungen des Helenaactes zb. xv 2, 212 und kanzleihaft feierlich Par. 157, 8 *Ehre den A!* *Antlitz* als edles synonym fehlt: *erdgeist* U 135, *die verklärten* U 1364. *Antonius*: Goethe dachte gewis an den tierpatron und sein schwein. *anzünden* sinnlich entflammen U 462. *Äone*: warum femininum? in *Äonen*; *Äon* im maskenzug 1818 ist nicht von Goethe 'eingeführt', sondern mit *Äonis* eine Herdersche gestalt. *Apollo*: der pseudohomerische hymnus war hier zu citieren. *Appetit* U 505, Par. 44. *arm* fehlt: *das arme Kind*, *ein armes junges Blut*, *mein arm Gespräch*, *ein arm unwissend Kind*, *das arme Würmchen*, *mein armer Kopf*, *mein armer Sinn*, *mein armes Herz*, *ein armes junges Mädchen* alles rührend bescheiden von Gretchen gesprochen. *ärschlings* eines der frappanten beispiele, wie ein wort, in der jugend gebraucht (Brey, von S. citiert), endlich im höchsten alter noch einmal auftaucht (s. *bekleiben*). Lessing Lachm. xi 654 macht eine gesunde bemerkung zu Adelung. *ärsling* auch bei Holzward, Lustgart 13¹. *Aschenhäufchen* U 188. *Äther* fehlt ganz: 9660. 9953. 10010. 10065. *Auditorium* Par. 12, dagegen *Hörsaal* U 601. *auffordern* herausfordern 8564 vgl. WMeister N iv 278. *aufkeimen* 8782. *aufpolstern* 9406. *aufregen*: gierig *aufgeregt* 8848; etwas aufrühren 8897. *sich aufreißen* heftig aufspringen, nicht bloß von der Phorkyas, sondern auch von Gretchen im kerker gesagt U s. 85. *aufthürmen* nicht nur

reflexiv: 9001. *augeln* wird aus andern werken Goethes belegt, aber wie vieles (*auswirthschaften, ausziehen* usw.) nicht erörtert. *augenblicks* Par. 123, 78. *Augenblitz* nicht vom glanz, sondern von der schärfe des gesichts. *Augengrund* augenhöhle 6613 lesart. *augenstrahl* 9230. *ausdrucken* (vgl. *rucken*) Par. 11. *ausgestattet* Par. 9. 63, 103. *Avaritia* muste gleich andern allegorien aus den Florentiner Trionfi erklärt werden, mit deren anregender bedeutung S. durch JBayer bekannt geworden ist, ohne der frage weiter nachzugehen; ich besitze die seltene sammlung.

Babylonisches Par. 158, 5 ist aus der sprachverwirrung zu verstehn. *baden* metaphorisch fehlt: U 44. 92. Par. 209. *Barbarey* Par. 89 als gegensatz zur hellenischen schönheitswelt. *Baulichkeit* 9027. *Baum* der goldne: schief erklärt; im nächsten artikelchen und sonst finde ich die fügung: 'in Zahme Xenien' mit meister Wustmann abscheulich. *Baumwolle* U Keller 3. *beblümt* 9342. *bedeutend* wird durch ein paar bloße ziffern und den beisatz *bedeutungsvoll* als ein Goethisches lieblingswort zu kurz abgetan (s. auch in *bedeutender Gruppe* 8929, Mantos rede muss *bedeutend seyn* Par. 123, 261; *bedeutungsvoll* 9033); ähnlich steht es um *wichtig*, gleich *gewichtig wuchtig*, um *merkwürdig* 8274 oder Par. 123², 12. *Bedrängniss* neutrum Par. 178, 14. *Beerenfüllhorn* 10023. *bedrohlich* ... zu *hemmen* drohend Par. 123, 177. *begegnen* abwehren schlagen 9206. *Bauerhüttgen* Par. 21. *beben* fehlt (samt *aufbeben freudebeben*), ein wort, das im zusammenhange mit Klopstocks neuer, reicher, für den gefühlsausdruck des jungen Goethe so wichtiger terminologie der affecte zu betrachten wäre. *beglückt*: weggelassen ist der aparte beleg *sei ewig jedem Stamm beglückt* 9515. wo ist *begreifen* (*Geist den du begreifst*) und *Begriff* (*wo Begriffe fehlen*; aber ein *großer Kahn ist im Begriffe* ... 11145)? wo sich *begrünen* (vgl. noch *sich berasen* Nat. tochter A vi 309 *sich beblühen* Pandora B xi 336)? unter *beharren* wird die so oft misverstandene stelle *Wie ich beharre* wider falsch erklärt: *ob ich statt sobald ich*. *beide* fehlt, aber man vergleiche etwa nur 8778 *Entnervend beide, Kriegers und auch Bürgers Kraft* mit der 1 fassung, um zu sehen, wie Goethe auch hier graecisiert. *Beisein* ist nicht zusammensein, sondern beiwohnung. *bekleiben* wird aus U, Satyros und nach langer pause aus dem Neuen Alcinous belegt und steht auch in den Zwo bibl. fragm. DjG II 232; Lessing hat es zb. xx 681; es 'misfällt' Heinen als revisor des Tulifantchens und wird darauf von Immermann beseitigt (Elster VII 267). *Beleihe* auch Par. 48; *beleihen* Par. 50, 110. 178, 40. *Benedictiner* Par. 123, 89 wegen der großen historischen sammelwerke des ordens. *Bergeshöhle* U 41. *berufen*: nicht b. . . . rufen nach 9358. *bescheiden* c. dat. gebieten über Par. 85, 2. *beschränkt von* eingengt durch U 49. *Besenstiel* dürrer mensch UKeller 188. *sich bestätigen* ruhig

festsetzen, von gebirgen gesagt Par. 123, 194. *bestreiten* U 52. *bestellen* voll stellen U 53, anstellen 9200. 11 289; *Bestellung* des reiches 8858, zu kurfürsten Par. 184, 8. *beschweren* jemand belästigen U 435. *Besudelung* 8942. *bethauen* mit trähnen U 1300. *betteln* c. acc. 9274. *bettelarm* 9276. *bewegen* den zug, sich im 9154. nach *Bildner* fehlt *Bildnerei* 9033. *Billard* U 282, wo ebenso anachronistisch *Kaffee* steht. *Bim-Baum-Bimmel*: die stelle 11263 schwebt wol Heinen vor, wenn er im *Atta Troll* cap. 20 von Avalun sagt *Niemals dringt dorthin das blöde Dumpf langweilige Glockenläuten, Jene trüben Bumm-Baum-Klänge, Die den Feen so verhasst*. *Biograph* Par. 41. *Bivouak* Par. 124, 2, im text *Wachfeuer* 7025. *bitten* losbitten 8934. *bläfslich* (*blaslich*) WA xv² 120. *blinken*: rhetorik U 201, waffen Par. 129, 22. *Blocksberg* erwähnt UKeller 17; *Blocksbergsgenossen* Par. 123², 8. *Blum'*: jede liebe übertragen auf liebesgenuss U 481. *Blutbann* 3715 dürfte weder auf die Carolina noch auf den Schwabenspiegel zu beziehen sein, da ja ein gegensatz zu *Polizei* aufgestellt wird, sondern auf den religiösen volksaberglauben. *Blutquell* Par. 50, 161. *Boden* ist nicht dem reim zuliebe in *Bodem* zu verwandeln, sondern eher *Odem* in *Oden*. *Bovist*: statt des lateinischen namens wäre eine sinnliche beschreibung des platzenden staubpilzes besser. *Brandschande Malgeburt* fasst S. als chiasmatische hendiadys, Kögel besser als großes compositum; doch ist möglich zu erklären: die malgeburt, das schimpflich gezeichnete kind wird dir einen schandstempel aufbrennen. *brausen* vom wasser U 1416, vom ritt U s. 83. *brav* U 1004 und in Valentins schlussvers dürfte ein kenner der geschichte des wortes nicht weglassen. *Bravo* 'als hauptwort' einmal belegt; *Ach bravo* U 880, *bravo bravo* UKeller 128. *Brei*, *sei nicht wie*: nicht 'schwerfällig, starr', sondern 'klebrig' (Pater Brey). *breiten* ausbreiten U 557. *Brennesseln* als gemüse U 314. *Bronn*: warum nicht auch *Brunn* U s. 73, in Goethes jugendpoesie und briefen so häufig. *Bruch* arithmetisch-bildlich Par. 20. *Brüderschaft*: mir scheint weder hier ein bestimmter mönchsorden, noch vorher die inquisition vorzuschweben. wo ist *Brust*? *Brust an Brust* U 1196; in *Geist und Brust* U 900; *euch Brüste wo* U 103. *Bube*: fehlt U 1266 als bezeichnung der unverheirateten. *buchstabiren* 9419 vom liebesstudium. *Bursch* fehlt: *ihr Bursche* UKeller 210, *die platten Bursche* 2150; *die drei Bursche* (die drei gewaltigen) Par. 178, 34. 180, 4; *Handwerkspursch* U 758. *Bucht*, *Buchtgestad* 9419. *Buhle* — das verb *buhlen* 11588 — wird nur ziffermäfsig belegt, ohne ein wort über das sinken und steigen des wortes, dessen gebrauch im Göttinger und im Goethischen kreis jüngst Kraeger JMMiller 1893 s. 79 verfolgt hat. dass die *bunten Vögel* 11217 lustdirnen bezeichnen sollen, ist zu weit hergeholt, die erklärung: matrosen wahrscheinlicher. *Burgemeister* (*Bürgermeister* zb.

S iv 271) wäre aus Goethes späterer zeit (DuW xxviii 324 usw., Annalen) und aus der jugend (Gottfried DjG II 89) reicher zu belegen. das schwierige wort *Bürgerahrungsgraus* wird nicht erklärt. neben sich *buschen* fehlt *buschig* 9539. *Busen* hat nur zwei belege; nichts über den geistigen gebrauch in Fausts, aber auch in Wagners mund, den erotischen, endlich den kühnen bildlichen *des Herdes Busen* in der 1 Helenafassung 122 (später Schoos); *Busen* des neBELs 9143.

Christenthum christglaube U 1160. *Colonne* scenarisch nach 9445 . . . aber das müste nach der neuen orthographie unter K stehn.

dann für *denn* fehlt: U 659; *was ist dann* U 1106; *frisch dann* zu U 1408; *muss ich dann gehn* U 1058, alles corrigiert; auch fehlt *denn* nach dem comparativ 8898, was Goethe erst spät als gewählter für *als* einsetzte. *Dasein*, genuss der sinnlichen existenz 9418 *Dasein ist pflicht*. *dauchten* wird als infinitiv angesetzt, wozu keine Fauststelle auffordert (anders DWb. II 834). *dauerhaft* 9940; *dauern* absolut 9953. *dehnsam* und vorher *beugsam* hsl. xv² 123 zu 9652. *Demuth* U 956 eines der innigsten beispiele. *derb* fehlt, und doch ist über dies wort bei Goethe viel zu sagen, was auch DWb. II 1013 nicht zu rechte kommt. ein *derberer tritt* Mephistos befremdet uns nicht, wogegen *die derbe Kleine*, eine gelenke choretide, ein elementargeist, 9794 auffällt und besonders die *derbe Liebeslust* 1114 als weiteres Faustisches beispiel erhärtet, dass Goethe das beiwort anders als wir anwendet. nimmt man hinzu, dass er den tod Christianens Zeltern als einem *derben geprüften erdensohn* anzeigt II 278, im Divan VI 260 sagt *Ein derbes Wort kann Huri nicht verdriessen*, *Wir fühlen was vom Herzen spricht*, dass er der *zarten Naivetät* des neuen testaments die *derbe Natürlichkeit* des alten entgegenstellt (xxviii 102), dass im tragödienbruchstück XI 339, 18 für die feierliche weiherede des bischofs *Heitere Anerkennung der Tochter, derbe Anerkennung des Sohns* als motiv hingestellt wird, so ergibt sich für *derb*, außer unserm gebrauch, der sinn des gesunden, tüchtigen, kräftigen in einem nicht tadelnden gegensatz zum weichen, zarten, vergeistigten. DuW xxviii 291 gedenkt er *der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder* Düsseldorfs. er spricht von der *Redlichkeit und Derbheit* der Winckelmannschen briefe (XLVI 13, 2), ihrem *derben losgebundenen Charakter* (14, 22), der *Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit* seines ganzen wesens (58, 4), seiner *Derbheit und Tüchtigkeit* (395), seiner *derben*, aber auch seiner *herrlichen Sinnlichkeit* (395 f). danach schafft es der Herder-hypothese keine schwierigkeit, wenn das urbild des Satyros *tüchtiger und derber* als der *zarte und weiche Leuchsenring* genannt wird (xxviii 186). *Diebsgelüst* U 1407. *dienstbar* 8600. *Dies irae* zweiter teil des requiem. *diese* füllsel 9597. *Diluvien* Par. 123 zu 187.

Ding mädchen: ein gar unschuldig *Ding* U 476, so ein lieb *Ding* U 802, das arme *Ding* U 1253. *Doppelblasen*: welches werk des Praetorius ist hier und sonst (s. 59) gemeint? und warum wird der Satyros nicht citiert? *Doppeltsein* bezieht sich auf Mephisto in Fausts gestalt. *Drachenschlösser* Par. 102, 10. *Drey Teufel* flucht Siebel UKeller 1. 21. *Doppel-Scene* geteilte bühne Par. 25. *Dummheit* spafs U 450. *düster* 9122. 9253. *dumpf*: der 'lieblingsausdruck' wird sehr oberflächlich erklärt; *dumpfes Mauerloch* U 46; *dumpfig* U 605. *dünkeln* vgl. Divan vi 95 *euch mög' es nicht bedünkeln*. mich *dünkt* UKeller 131. *Dunkelheit der Sinnen* Par. 10. neben *durch-erwarmen* fehlt das nachbarliche *durcherschüttern*. *durchgrübeln* 9417. *durchweben* U 540.

Ebenholz U 732. *ebenmäfsig* gleichermaßen Par. 123, 275. *Edelfrau* U 644. *Edelgestein* 8567. *edel-stumm* vgl. Urfaust³ s. xxiv. *eh* eher *weit eh* U 968. *Ehr' und Herrlichkeit* U 22. *ehrbietig* U nach 442. 752. *Ehrenbesitz* 8517. *Ehrenpunkt* ehrensache 10125. *Eichenkraft* 7822. *eigenster Gesang* ursprünglichster, individuellster 9922. der artikel sich *eignen* war zu zerlegen (DWb. II 104). *Einfalt* U 953 einer der schönsten belege überhaupt. *Eingeweid'* innerstes 9063, allerdings sinnlicher als in dem Mignonvers (vgl. Günther *Mein Eingeweide brennt, der Schmerz zerfrisst das Mark* Gedichte 1764 s. 607). *eingewurzelt* 8757. *einpassen* Par. 123, 32. *einrufen* 9877. *einsacken* Par. 123, 109. *einzähnig* 8884. *Einstimmung* über *Bejahung* Par. 165, 7. *einstudiren* U 390. *einsuckeln* UKeller 95; *Kügel*: mundartliches iterativ zu saugen; Malss zum Bürgercapitän Volkstheater² 1850 s. 91 'suggeln: saugen'. *einweihen* 9959. *ekel* leiche 8822. *elastisch* 9653 (9604 wie *elastisch* unter *gegenwirkend* gestrichen). *Element*: 9982 *Gehört den Elementen an*, vor der grofsen opernszene der sich auflösenden elementar-choretiden, dürfte nicht fehlen. schwebt hier und vorher im Divan (vi 257 *Huri Wir sind aus den Elementen geschaffen, Aus Wasser, Feuer, Erd' und Luft*) Fouqués auch von Goethe belobte Undine vor? Jahreszeiten 1811 s. 85 *Wir, und unsres Gleichen in den andern Elementen, wir verstieben und vergehn mit Geist und Leib, dafs keine Spur von uns rückbleibt; und wenn Ihr andern dermaleinst in einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk' und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seelen; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, so lange wir leben, zerstäubt uns immer, so bald wir sterben, und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie es die Nachtigallen und Goldfischlein und andre hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind.* *elterlich* 9698. *empfinden* fehlt, nicht einmal das absolute *wenn ich empfinde* U 911 ist verzeichnet! *sich empfehlen* verabschieden U nach 422, aber steif was sich sonst dem Blick empfohlen gefällig dargeboten.

11336. *emporschwanken* 9091. *am Ende* schliesslich U 529. 7003. 9776. *endlich vorgeschritten* 10067 'rasch, schnell — nach älterem gebrauch'; das ist richtig aber spärlich. ich möchte um so mehr auf Luthers bibeldeutsch weisen, als Sprenger, der nachgerade mit seinen unreifen lesefrüchten und wörterbuchexcerpten unerträglich wird, neuerdings auch zu diesem vers zwei miscellen geliefert hat, um erst Hanssachsischen ursprung zu behaupten Zs. f. d. unt. 4, 88, dann Zs. f. d. phil. 23, 456 Luther und Günther zu citieren, dh. das DWb. naiv auszuschreiben, wo er den stoff zu weiteren artikelchen finden kann. eine sammlung Lutherscher beispiele hatte schon der hauptpastor Goeze angelegt, Freywill. beyträge 3 dec. 1777 s. 401, doch fehlt dem DWb. nur einer seiner belege, der mit Phil. 1, 20 zusammenstimmt: ἀποκαρadoxia Röm. 8, 19 gibt Luther bis 1541 mit *endlichem*, dann schieb mit *angstlichem Harren* wider. *eng*: es es wird einem *eng* U 303. 1351 und im rattenlied, also in allen graden des gefühls und des stils. *Engel* geliebte U 1011. 1202. *engelslieb* U 1221. *entgegenen*: die form ist aus Goethes sehr interessantem streben nach neuen anapästien im trimeter zu erklären; er ändert nicht bloß *mustere*, *erschültere*, sondern wagt auch, wie die lesarten ausweisen, 8644 *Erschülterendes*, 8670 *wandelenden*, 9490 *hinderen* (blieb), 10032 sogar *Ziegenfüßleren*. *sich entzücken* Par. 123, 52. *Epilog*: aus den lesarten konnte S. klar ersehen, dass die stanzen nicht den ersten teil beschliessen sollten und die abweichungen des ersten druckes der zunächst allein gefundenen ältern hs. entstammen. der beleg im letzten Helenascenar: für den act war ein grosser scenischer prolog und, wenn die bemerkung ernst gemeint ist, ein mephistophelisch commentierender epilog bedacht, wie Goethe den anfang des nächsten aufzuges einen paralog nennt. *erathmen*: Lachmann hat nie unglücklicher conjiert als *wohler athmend* für *wohl erathmend* in den versen auf Nicolai. *erbangen* 6668 nicht 'bange werden' sondern 'zittern'. *erbarmen* einen stein UKeller 57. *erbärmlich* U 137 Tr. tag 1. *Erdeleben* Par. 157, 4. *Erdenbreite* 9201. *Erdenglück* 9915 (*Erdenweh* U 112). *Erdensohn* sterblicher 609, aber Antäus 9611. *Erdeschränken* Par. 123, 4. *erflehen* U 123. *erfunden* 11691 wird unnötiger weise als praet. aufgefasst. *erfüllen von* U 1143. *Ergebenheit* U 250. *ergreifen* ineinandergreifen umfassen 9561. *das Erhabene* Par. 123, 60. *erregen* das haar, bewegen 9758. *erquicklich* Wort 8536. *Erscheinen* 9616. *Erstarren* 6271 wird als 'die höchste wirkung, welche das schaudern bei Faust hervorbringen könnte' ganz schieb erklärt. *ersticken* trans. absolut UKeller 124. *ertragen* zum erdgeist U 133. *Erweiterung* des geistes U 208. *Erzeigen* freundliches 9387. *das erst* sc. mal U 895. *erst* soeben 8489. *Erzfürst* Par. 158, 2. *Erzkanzler* Par. 185, 3. *erziehen* aufziehen U 984. *es*: es

singt inwendig U s. 83. *ewig* fehlt; verdoppelt U 918; *der Ewige* gott U Tr. tag 26. *Exequien* totenamt U s. 75. *Explosion* nach 9441 und in den skizzen.

Fahre UKeller 78. *fassen* U 102. 338. 405. *fatal* unangenehm UKeller 77. *Fechterstreich* Par. 63, 84. *fehlen* einen fehltritt tun U 1269. *fein* volksmäfsig vom mädlein, gesellen U 280. 869. *Feld* freie ebene, *offen Feld*, *Feld und Auen* usw., aber geistige disciplin U 400. *Feldersaat* 8780. *Felsgedränge* vielmehr *Felsengedränge* 9811. *Felsenwände* 9999. *feuchten* 10023. *Feuerschlund* 8661. *feuerumleuchtet* 8718. *Fideler* im Intermezzo wird von S. gegen Loeper, dem die controverse ein wahres herzeleid schuf, nicht als fiedler, sondern als lustiger, angeheiterter betrachtet; ich glaube, mit recht. nur sollte er hervorheben, dass das von Loeper für Goethes sprachschatz geläugnete hybrid-burschikose wort in UKeller 81 steht *Laßt sie nur erst fidel werden*. es hat seine verbreitung wol durch das Crambambulilied gewonnen: *Toujours fidèle et sans souci*. *finden* etwas an einem U 1065; *sich f.* zurechtfinden 9234; *das findet sich* U 325. *Firmament* U 318. *Fläche* Thessaliens Par. 123, 112. *fliessen*: die webfäden U 337. *Flammengluth* 8708. *Flammenqualen* U 1340, dem vers *flammis acribus addictus* entsprechend. *Flaum* 9647. *fledermausartig* Par. 123, 139. *flink* U 1262. *Flugwerk* Par. 123, 110. *wills fördern?* U 879. *französch* vulgär UKeller 159 wie DjG. II 41. 206 und noch in späten hss. (Winckelmann XLVI 395). *Frau* gen. sg. *Frauen* 9599; UKeller 142 beweist die bemerkung *vor deiner Frauen*, dass die lustigen gesellen nicht durchweg studenten sind; *Frau* herrin, gebieterin 8784. *Frauenzimmer* 7750 Mephisto zu den Lamien. *Fraungeleit* 9431. *Fräulein* ironisch, ohne standesbezeichnung U 835; *Fräuleins* pl. Par. 63, 42. *fremd und fremder* 634 wird adjectivisch gefasst, aber der contrast zwischen *Geist* und *Stoff* springt bei adverbialer anwendung viel klarer heraus. *fressen* U 312, *frisst mir ins Herz* U 1191. *freudumgeben* 8638. *Gut Freund* U 1056; *Freund* geliebter 4461. *freventlich* 9209. *Friedenstag* 9835. *frühgeliebt* Par. 123, 265 und 12073. *Frühlingssonnenstunden* Par. 20. *wohl in Fugen* 9024, vgl. Vossens *wohleinfugend*. *führen* behandeln, meistern U 417. Par. 26. *Fälle* U 167. *für* st. *vor* Par. 48 *für Hitze*. *fäfseln* wäre als mundartlich zu bezeichnen, österr. *fufseln*.

Gaffen U 818. 1049. *Galanterie* ritterliche Par. 170, 8. *Galerie* der burg 9149. *Gang* des hauses U 1257, II 2 act (vor 6020), des Orcus Par. 160, des gartens U 1052; *sein edler Gang* U 1086; *mit ernstem Gang* 9967. *ein ganzer Himmel* UKerker 46. *Gastempfang* aus *Empfang* 9151. *geschenkter Gaul* U 682. *Gaumen* bildlich U 190. *Gebein* auch U 1289; Klopstockisch. *geben*: wie's mehr noch geben U 1175 wird falsch 'als particip'

gefasst, statt als 3 ps. pl. Urfaust^a s. LXXVI und Arch. f. d. stud. d. n. sp. 15, 82; *das gab' sich fände sich* U 307. die hsl. form *Gebürg* war zu erwähnen. *Gebirgesmasse* 10095. *Gebirgsreihen* m. Par. 123, 175. *Gebirgsschlucht* Par. 123, 193. *safs er gegen mir* 8537, vgl. Pandora C XL 401 *steht er gegen mir. gegenwirkend* elastisch 9604. *Geheimniss*, *geheimnissvoll* fehlt, und gar *Gefühl!* für diesen artikel und den ganz ungenügenden *Geist* wünschte man unserm wortforscher gefühl und geist RHildebrands. *Gegenwart* erscheinung 9184. *gehn* *gelingen* U 879. *gehörntes Rind* 9535. *geilen* U 283 wird mit berufung auf Luc. 11, 8, einen der massenhaften Belege des DWb., als 'zudringlich betteln' erklärt (vgl. Lessing xi 618 *abgeilen*), näher liegt: sind üppig. *Geisterspuk* Par. 123, 154. *Geisterwelt* U 90 nicht geistige welt, sondern welt der geister, himmel s. Urfaust^a s. XXXIX; 11935. *Geisteszwang* 9963. *geistlich* für *geistig* U 370 ist nicht so lakonisch abzutun, sondern hat gleich *geistreich* seine bedeutende geschichte. *Geklatsch* *Gegenklatsch* Par. 105, 2f. *Geklimper* war auch aus dem 2 teil zu belegen 9964. 11685. *Geklirr* 11539. *Gekos* U 1251, *Gekose* 9600. *in ein Gelächter ausschlagen* UKeller 108. *Gelegenheit* spüren U 493 *machen* 3341. *Gemse* 9819. *Gemüs* U 313. *Genie* U 1252. *genung*: aufzählung ohne rücksicht auf den reim; *g'nug* fehlt. *genugthun* büßen U Tr. tag 25. *gerade* fehlt: *grade genießen*, *handeln* ohne weiters, *mir nichts dir nichts* U 499. 574. 1022; *sagt grad* offen, ohne umschweif U 1001. *geschäftig* U 158. *Geschlecht* fehlt, wäre als *sexus* und *genus* zu belegen. *Geschmuck* ist collectivum. *Gesell* Keller; U 869 volksmässig; Mephisto 1646. *Gesichter* *machen* sauerüpfisch dreinsehen U 446. *ins Gespräch* 'gerede' kommen U 1050. *Getändel* 9600. *Getön* 8767. *Gewoge* 8490. *Gewühl* der affecte U 912. *Gipfelhaupt* Par. 123, 198. *Gliederchen* 8960. *Glockenschlag* U 388. *goldgehörnt* 8939. *goldgelockt* 9045. *goldlockig* 9396. *Gothisches Zimmer* 1 überschrift (und II 2). *Gott* wird mit einer zeile abgespeist! *Gottähnlichkeit* U 444. *gottbeglückt* 8801. *gottverhasst* U 1422. *Götterausspruch* U 1034. *Göttergunst* 8844. *Grab* tod U 1070 Kerker 74. *Grad* 2581: was da die grade der freimaurerei sollen, wüste ich nicht; von den akademischen ist ausgegangen. *gränzunbewusst* 9363 praeciser: was keine grenzen kennt, hat. *grau* gegensatz der lebensfarbe: theorie U 432, schulwissenschaften U 602. *graugeboren* 8732. *Graus* 7802 wird richtig als steingeröll gefasst; anders natürlich Sprenger in einer seiner leidigen unnützen miscellen Zs. f. d. phil. 26, 141. Maskenzug 1818, 800 *Graus und Wüste*; Epimenes 731 *Schutt und Graus*; Divan VI 157 *Aus Erde, Grus, Gerill, Geschieben*. *greifen* ergreifen 8512. 9997. *greulich vor'm Gesicht* U 291. *groß'* und *kleine Welt*: die andere bedeutung 2052 ist übersehen. *groß thun* U 1274. 7765. *groß-*

thuisch Par. 106, 3. *Grube* grab Friedrichs II Par. 67, 8. *grübeln* an 9420. *Gütigkeit* U 928.

Haar der Tannen war durch lat. 'comae' zu erklären; *kein Haar* U 1253. *haben* vom liebesgenuss U 519; *wie hast du's mit hältst* U 1106; das praet. *hatt'* musste besprochen werden wie *that'*, s. die schreibung U s. 21. *Halbchor* Par. 11 und Helena. *Halbwirklichkeit* phantom Par. 63, 86. *halten*: *sich halten*, *festhalten* im sinnlichen dasein behaupten 8906; *ehrfurchtsvoll gehaltner Schritt* 9190. *hält* 'behält' nach Goethes alter vorliebe für das simplex, s. *greifen*, *decken* Par. 67, 16. *Händedeutung* zigeunerische chiromantie Par. 84, 15. *hänfen* *Gewand* 11606 erst *Leinen* Par. 92. *Häscher* UKeller 205. *häufeln* die gehackte erde um den weinstock 10015. *Hang* *Hänge* des gebirgs 8497. 9551. *harmlos* U Tr. tag 17. *Hausfrau* 8797, *Königin und Hausfrau* 8804, patriarchalisch wie *Hausbewahrer* 8858; *Hausgenossen* gesinde 8800; *Hausrecht* der gebieterin 8785. *heben* praet. *hub* U Kerker 9. *sich heerden* xv², 117. *kehr* 8933 (Göttinger erneuerung). *heim geben* 8578 aber *anheim geben* 9269; *heimgestellt* 8583. *heimführende götter* 8620. *heimsuchen* feindlich 9007. *Heldenherr* — warum nicht *Heldenfrau* Par. 123, 37? *Heldenjugend* Par. 173², 3. *herbannen* 8835. *herbstlich* U 204. *hereintreten* zeitlich von festen auch Par. 123, 97. sehr dürftig ist das artikelchen *Herr*: es fehlt die höfliche anwendung durch Marthe und Gretchen, die ironische durch Mephisto, die parodistische auf den Satan Par. 50, der fluch *Herr und Satan* UKeller 184. *Herrlichkeit* der welt U 22. *Herrscherwort* 8568. 8678. *herschiffen* 8524. *herstellende* rettende, glücklich zur alten stelle geleitende götter 8620. unglaublich möchte es erscheinen, dass dem wort, ja der welt *Herz* ein einziger — grammatischer, noch dazu nicht aufgeklärter — beleg gegönnt wird! also kein *von Herzen* U 207. 910. Helena 9378. 9685; liebesausdruck U 771. *herzhaft* UKeller 82. *herzig* U 848. *Hexenritt* 7809. *heutzutage* U 172. *hie* im reim. *hielt* im Lynceusvers 9325 wird falsch erklärt: hielt für, glaubte, da es doch ganz sinnlich als festhalten im gegensatze zum hingehen des losen gemeint ist. *Himmel* ein beleg! *Himmelsangesicht* U 1030 kosewort. *Himmelsfreud'* U 1411. *Himmelsgluth* U 1150. *Himmelsraum* 9034. 9200. *Himmelsverwandte* wol himmlische dieuer. *Himmelsweite* 9228. *hinaufplodern* UKeller 180. *den hintern Theil* Par. 50, 96. *sich hinüberschlafen* U 1323. *sich hinwälzen* U s. 84. *hochbegünstigt* 8845. *hochgethürmt* 8549. zu *Hochgewölb* gehört das *hohe Gewölb* U 51 und aus der 1 überschrift *hochgewölbt* (auch II 2). *höchlich* adj. 9499. *Höhlenräume* 9598. *Hoffnungslicht* 8902. *hohl* graecisierend im *hohlen Schiffe* 8535, des *Orcus hohle Nacht* 8762, *hohlem Schattenreich* 8876. *hold* U 1030. 1123. *Honneurs* macht Erichtho Par. 99, 11.

Hopfenkeim gemüse U 313. *horoskopisch* Par. 123, 243. *Hosen* Par. 50, 14. *Hörnerblasen* 9787. *Hügelkreis* 9203. *Hügelrand* 9831. *Hügelzüge* 10006. *Humus* Par. 123, 157. kein *Hund* U 23. *Hur'* 3730. 4412; s. u. *Zwitterkind*.

Jägerhaus bei Frankfurt 809. *Jammerwort* 8923. *idyllisch* 9587. *Igel*: S. kann 'nicht absehen', warum Voss so genannt werde, da er weder unreinlich noch verächtlich gewesen sei; auf das borstige, stachlige kommt es an, wie Hebbels meister Anton sagt *ich bin auch nicht als ein borstiger Igel auf die Welt gekommen*. *imponiren* Par. 68, 9. *Indisches* s. o. Creuzer. *incommodiren* Par. 125, 14. *Incubus*: wenn schon weiter ausgeholt wird, muste die grundbedeutung 'männlicher buhlteufel' erscheinen. *Instrumente* physikalische U 54. oster-nacht 668. *Interlocution* Par. 126. *Jud* U 696.

Aber ich kann so nicht fortfahren und will aus den drei nachvergleichenen partien nur noch einzelnes herausgreifen. *Kamm* der welle Par. 188, 1. *Kauen* Par. 12 ironisch, vgl. 1777, der freitisch gibt eben auch *harte Speise*, zähes fleisch. *Kind* mädchen, nicht bloß in Fausts reden zu Gretchen, sondern auch Phorkyas zu den choretiden 9585. *Kinderspiel* U 1316 kleinigkeit U 710. *Kindeslieder* 9695. *Klassisch*: wo ist *classisch-romantisch*? *Klauen* des Satans Par. 50, 90, der teufel 11672, der faunen 10034. *klemmen* U 58. Par. 121, 4. *Königs-bande* kaum = 'pflichten' sondern verbände. *Kopf*: den besten *Köpfen* xv' 344, *guten* Par. 123, 11; verächtlich U 245; *Köpfchen* ironisch U 1434. Tr. tag 31 vgl. Keller 139. *das Körperliche* nach 9902. 9944. *Körperlichkeiten* gebeinreste Par. 123, 165. *Commission* U 529 ist richtig, aber nicht scharf genug erklärt. ein so kundiger Frankfurter wie FStoltze sagt darüber brieflich: 'die stelle enthält einen altfrankfurtischen ausdruck, der in der 2 hälfte des vorigen jahrhunderts in unserer stadt noch sehr gebräuchlich war, für sich eine untersuchung, eine gerichtliche abordnung zuziehen, unter curatel kommen, man sagte auch: der lädt sich doch noch e commission uffen hals'. *kräuseln* vgl. Wahlverwandschaften A xiii 145. *Kraft* fehlt! neben *Kränzel* fehlt *Kränzgen* UKerker 95 und *Kron'* brautkrone ebd. 21. *Kriegerschritt* marschor Par. 179, 18. *kriegerzeugt* 8776. *Kummerfahrt* 9392. *kurios* Par. 50, 66.

lahm schwert st. hand 9351, aber 3710. an *Leben* wären viel mehr composita anzureihen: *Lebensfluthen* U 149, *Lebensglück* U 79, *Lebensgluth* U 628, *Lebensregung* U 60, *Lebenstage* 8977, *Lebenstiefen* U 145. *letzt* letzthin, jüngst U 1016. *lichtschweif* komet nach 9900. *lieb* fehlt mit vielen sippen. *lieber* superlativisch U 615. *schöne Liebhaberey* als ruf des raritätenkastenmannes, auch auf fliegenden blättern des 18 jhs. UKeller 98. *Lied* fehlt; *Liedger* UKerker 28. *Loch* des Satans Par. 50, 103, der hexe 4138. 4143.

Mägdlein fehlt. *sich machen in* gehen U Keller 185; *es macht warm* 'il fait chaud' U 606. *Maul* populär U 681 im zank 8823. *sich melden* zeigen 9202. *Menelas* ist sicher keine dem Französischen entlehnte form, da Goethe sie braucht, wo er am stärksten graecisiert. das so wichtige wort *Menschheit* hat nur einen beleg, als collectivum; s. u. nicht sowol *Menschlein* als *chemisch M.* ist 'übersetzung von Homunculus', s. auch Par. 123, 77. 95. 106. 120; analog *chemisch Weiblein* Par. 123, 104. 160. *messen*: imp. *me/s* U Keller 106 f DjG. II 242. *noch ein Moment* U Keller 178.

Nachkömmling Par. 70. *Name* fehlt, man stelle aber gegenüber U 1149 *Nahme Schall und Rauch* und 9981 *Wer keinen Namen sich erwarb*, vgl. 9984 *Person* (vgl. auch Euphrosyne). *Narr* erscheint nur für hofnarr ohne jedes beispiel aus dem 1 teil. *nachtnächtlich* U Keller 56 wie tagtäglich. *Natur* fehlt! *die würckende N.* U 88 *natura naturans*. auch *Nero*, für die geniesprache so wichtig, ist weggelassen. *Netzwand* des vogelstellers Par. 102, 3. *niederbleichen* durch glanz ausstechen 9312. *noch ziemlich wohlgebaut* U 413 wäre zu erklären, das *noch* steht wohl pleonastisch neben *z.* *nützen* und *nutzen* braucht Goethe promiscue.

ohngefähr ist nicht von mir, sondern in C mit *ungefähr* vertauscht worden. *Silenus öhrig Thier* vgl. Deutscher Parnass 172 *Silens abscheulich Thier*. *ordnen* anordnen, befehlen 8580; *nach der Ordnung* formelhaft 8541. 8555. 8569.

Bei *Pappelstrom* wird wider einmal eine lanze für Riemer gebrochen, weil seine willkürliche änderung eines kühnen ausdrucks 'einfacher' sei. *Perlenschnüren* 3073 soll nach S. trähnen bedeuten und das rote schnürchen 4204 ebenso. *petzen*: Klinger schreibt *pfetzen*, s. DWb. und Theater IV 254. *Pfeilschnelle* Par. 123, 110; *pfeilschnell* ebd. 142. *pipsen*, vielmehr *piepsen*. *Pirat* Par. 163, 5; *Piratenschweif* Par. 154, 1. *Plastron* 7135 die ganze schwierige stelle bleibt, wenn man sich alle worte zusammengesucht hat, unerklärt; eine altistin, die in Weimar diese sphinxsätze singen muste, gab mir zu, daß sie keine silbe verstehe. *Plural* 10175. Par. 123, 141. *Posituren* Par. 194, 5. *Präsentationen* vor satan Par. 48. *Professor* heißt Wagner Par. 123, 75. *Pfropf* penis 4142. *Prafs*: man will doch nicht bloß erfahren, was das wort 'eigentlich', sondern was es hier bedeute, nämlich eine wüste masse. *Protektorschafft* Par. 165, 2. *Psyche* geflügelt, nicht nach antiker, sondern nach Pisaner und anderer christlicher kunst. *Pult*: am *Pulten* Urfaust³ s. LXXIV. aus *Einem Punkte* U 420, wo Loeper allzu sittiglich erklärt: 'auf dem weg zum herzen', statt tiefer zu zielen (Söller DjG. I 183 *Schlägt's nicht am Herzen an, so sieht das Frauenzimmer Gern, daß man sonst kurirt*).

'*Quast m.*' — warum? 9619 *Quasten schwanken*.

Rächer U Tr. tag 44 vgl. Lessings Faust *Rache des Rächers*. *anzlein* bauch UKeller 28. *schöne Rarität* UKeller 98 wie *ebhaberey*. *rauchwarm* vom pelz, dem rauchwerk; zur form s. ch DjG. II 355 *rauchen Häuptern* und Circe XII 420. *regelmäßig* 122. *Reh* bildlich von mädchen 8850. 9768. *aus dem, aus'm eich* den reichslanden, reichsstädten UKeller 80. 135. *reinlich* in höherem als dem landläufigen gebrauch, daher Vischer hr mit unrecht die *reinlichen Cellen* bewitzelt; U s. 35, vgl. 18. 557. *reinemelodisch*: die erklärung stimmt nicht, vgl. 239. *Reuse* Par. 102, 4. *Richte* ist nicht der weg über e schwelle, sondern die gerade kante. *Ruhebett* grab U 782. Kerker 76. *rufen* c. dat. auch UKerker 33 f. *Rummel* 'nach anders bezeichnung eines gegenstandes mit allem im besondern ihm gehörigen', womit denn freilich die burschikose wendung UKeller schönstens erklärt ist. *Runda* 'rundgesang'; s. die literaturangaben bei Schnorr 9, 96.

sagen sie dicitur 9102. *Samen* U 31 *alle Würckungskraft* *id Samen*, ein ausdruck der alchemie; so wuste Goethe von Kirchers Panspermia rerum schon durch die anonyme (von JWSchröder zusammengestoppelte) Neue alchymistische bibliothek, die er besaß. den ersten band kenne ich nicht, der zweite (774) bietet nichts näheres zum Faust, aber *Samen* zh. I s. 68 ad II^a 54 ff *Samenskraft*. *Sandwirbel* Par. 125, 19. *fünfhundert Säu en* UKeller 180, vgl. *sauwohl* Urfaust³ s. XLV. *Satyromas* al. bezeichnung der Helenadichtung, sonst nirgend belegt; warum? weil sie nicht rein classisch-heroisch ist? wegen des bacchanalischen schlusses? *Scham* cunnus Par. 50, 168. *schaffen* herbeischaffen U 471. 666. Kerker 56. *Schattenreich* Orcus 8876. *die Schau* anblick 9293. *Schalk*: *Dieben und Schälken* 9963. *Schatz*: alle stellen über den königlichen hausschatz im Helenaact zehlen und die composita wie *Schatzgemach* 8686. *schauern*, *schauer* ist allzu dürftig belegt. *scheissen* Par. 50, 117, *Scheissmus* U 302 fehlt wider aus leidiger pruderie. *Scherzgeschrei* 601 neben *Lustgejauchze*. *Schilfgeflüster* 7249. 9518. Par. 25, 11, vgl. *Weidengeflüster* Par. 124, 11. *Schleicher* auch intrigant, ränkeschmied 9488. *Schlufs* 8934 lebensende ohne weiteren beisatz wie U 778. *Schmeichelton* 9687. *Schmuck* er wiese, die prangende wiese 8545. *Schnellkraft* 9609, hier eigentlich von dem elastisch emporschnellenden boden gesagt. *schnurren* vom vogelflug Par. 123, 142. *Schönheitsfreund* name des Apoll 8695; *Schönheitliebend* 8748. *Schopf*: *es faßt sich kalt beim Schopfe* 4567. *Schoos* cunnus Par. 50, 25; *Wunderschoos* der nacht 8666, *Sch. der alten Nacht* 8649, der burg, inneres 9336. *schrecken* fehlt mit der älteren nebenform *schröcken*. *Schreckenshand* 8648. *Schreckbild* 8840. *Schreckgestalt* 8835. *Schülerarbeit* Par. 18. *schülerhaft* Par. 158, 6. *schwadro-rieren* wird ohne erklärung verzeichnet; neben der bedeutung

‘ins gelag hinein reden’ kennt Goethe auch die sinnliche des vagierens: *Crugantino schwadronirt im Lande herum* DjG III 547. *Schwanz* penis Par. 50, 43. 47. *schwänzen* ums geld prellen, Giesener studentenwort *Urfaust* s. XLII. *Schwärmerian* nach analogie von *dummrian*, *lüdrian*. *schwarzborstig*, faun 9397. *schwenken*, die krüge U s. 73; im tanz 10032. *Schwimmfüsse* Par. 123, 142. *schwürrig* Par. 104, 11. *Slavenschritt* Par. 8. *Seckel* U 788. *Seedurchstreicher* pirat 8856. *Seele* wird mit unklaren worten über die *zwei Seelen* 1112 abgetan und eine fülle von compositis wie *Seelenkraft Seelenlieb’ Seelenflehn* ignoriert. viel könnte zu *sein* gesagt und ergänzt werden; U 894 *da wärt ihr’s nun . . . Selbstbehagen* Par. 123, 188. *selbstverirrt* 8833. *Seltsamkeiten* Par. 63, 110. *Servibilis* 4215 Böttiger? *Siebensachen* 2031 ist dort in Mephistos diabolisch-cynischer anleitung zur medicin keine ‘bescheidene’ umschreibung der weiblichen reize. *simpel* Par. 61. *Sinn* müste wie *Geist* einen grofsen artikel ergeben statt der paar registerhaften zeilen. *das höchste Sinnen* ideal 9927. *Sippschaft* familie, verächtlich 8815. *so: so Paris wie Helenen* Par. 118. *Societät* U Keller 56 (Wallensteins lager). *solch* fehlt, sehr mit unrecht: *solches* dies 8724, *solchen Knecht* diesen 9194, *solche Göttin* 9237. *Sohn*: die (Loepersche) bemerkung, der reim *floh: Sohn* sei rein, weil man in Frankfurt *Soh* spreche, wird von S. zweimal gebracht, ist aber nicht ganz richtig, da es sich um einen nasal-laut handelt. *Sonnenblick* Par. 108. *Sonnentag* Par. 178, 4. *sorgenlos* 8510. *Spanien* U Keller 88, *spanische Stiefel* U 344. was heisst es ist gespielt 9347? verspielt? *spinnen*: sich zum *Mährchen* spann 8515; *welche M. spinnst du ab* 9595. *Sprechart* 9372. *Springfluth* Par. 123, 187. *Stammbuch* U 439. *Stich*: es gibt einen U 1166, *nicht halten*, nicht aufkommen können Par. 122. *Stiefstiefbruder*: die verdoppelung hat natürlich nichts mit Helenas ‘zahlreichen liebesverhältnissen’ zu tun, sondern soll die weitläufige ferne verwantschaft zwischen dem alten und dem neuen Euphorion bezeichnen, vgl. *Ururenkelin*. es stinkt es ist faul U 1240. *Storcher* wird Faust im Keller genannt, wie man ihn später *Besenstiel* schimpft, wegen seiner schlankheit, nicht wegen des ‘wandertriebes des storches’, auf den doch auch das verb *herumstorchen* nicht zielt. *streichen* fehlt, U 426. *Stutzbart* U Keller 19. *Stuhl* beichtstuhl U 475. *sü/s* für die liebesprache des 1 teils nicht belegt: *das süsse junge Blut*, *sü/s Liebchen*, *sü/se Liebespein* usw.

Tact der musik 4294. 9697. *Tag*: das häufige *mein Tage* fehlt hier, steht unter *mein*, wo es niemand sucht; *die Tage der Welt* U 466; *unter dem himmlischen Tage* licht U 1155; *Tag und Heil* leben, licht 8958. *tappen* tastend greifen U 425, trunken taumeln 10036. *Taschenspiegel* Par. 63, 48. *taube Schmerzen* U 1282. *Teppich* tischtuch U 557; 8943. 9169. 9343. *den Teufel*

haben U Keller 171. *Thalgebirg* 8994 (*Gebirgsthal* 8999). *Thier* schimpfwort U 1056. *Thierheit* 9603. *thörig* U 610. Par. 179, 2. 9601. *Thränenlust* 9690. *Thürbank* U 1257. *Thurnwörter* zu 9219. *Tisch* mittagstisch U 306. 311. *tönen* trans. 9101. *top* zu scheiden: anklingen der becher, wette. *Tragebutte* 10026. *Tragaltar* tragbarer 8939. *Triumph* siegesjubil 333. *T. des Plutus* trionfo, aufzug Par. 102, 8. *triumphiren* Par. 68, 18. *traut* fehlt und ist doch erst in der geniezeit wider poetisch aufgelebt, U 1384; ironisch von Empusa 7737. *trippeln* 9115. wie die dämonische *Trödelhexe* 4096 die 'sammelwut' verspotten soll, ist unbegreiflich. '*Tropfenei* n., 9310, metaphor für den smaragd', der doch nicht aus *Meeresgrund* kommt und auch keine eiform hat; natürlich: perle (vgl. übrigens zu der ganzen stelle Divan vi 55. 157). *Tumult* 10037. *tumultuarisch* Par. 100, 10. 123, 63. *Tutti* Par. 11.

überflüssig 12048 wird zu kurz abgetan, wo es für Goethes alter zu beobachten gilt, wie abgenutzte worte wider in ihrer sinnlichkeit aufquellen. *Überhang* der felsen 9621. *sich des Vorzugs überheben* Par. 79. *mich überläuft's* U 1036 (worauf Faust sagt *O schaudre nicht*; vgl. *Mir läuft ein Schauer am ganzen Leib* 609) fehlt; von Pniower Goethe-jahrbuch 13, 184 für eine combination mit dem Hohenlied herangezogen, während Goethe doch umgekehrt einen ausdruck seiner dichtersprache in die übersetzung frei eingetragen hat. *überlebendig* dämonisch unbändig 9739. *Übermuth* 'ohne tadelnde nebenbedeutung', so auch *übermüthig* 9410; vgl. *Dichten ist ein Übermuth* Divan vi 24. *überschnappen* U Tr. tag 31. *überspähen* 9201. *Umhang* baldachin 9170. *umnebeln* fehlt U Tr. tag 63. *umsichtig* ersatzwort für hsl. *umschauend* Par. 173², 5. *umthürmt* 8868. *umwerben* 8853. *umwimmeln* 9429. *und* fehlt: polysyndeton, asyndeton; oft lässig in U und dann beseitigt; als anfang; im Helenaact gern durch *wie*, *auch* vertreten, zb. 8573 wo ursprünglich *und* stand; 8956 *Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste*: und zwar. *unerfreulich* ist nie stärker verwandt als 9119. *unerschöpft* inexhaustus unerschöpflich 8869 lateinisch, Klopstockisch vgl. Par. 135 *unerstiegne Bahnen*, U 58 *unerklärter Schmerz*. *Urbeginn* 8650. *Ursibylle* xv² 190. *Urväterhausrath* vgl. *Urvater-Schreibzeug* Wanderjahre C' xxi 157. *urväterlich* 9635.

Vasall des Satans Par. 50, 109. *Vätersaal* U 625 (Stolberg). *Vaterkraft* 9555. *Verein* feierlich 9710. 9736 (*Ringverein* 11927). *verglommen* 8675. *verirren*: lange verirrt U Tr. tag 2; sie verirrt delirat U Kerker 24. *verrückt* noch sinnlich U 1074 Kerker 63, wie man früher sagte 'im kopf verrückt' vgl. U 663 *Hat sich dir was im Kopf verschoben*; schon *verrückt sich's* 10052. *verschaffen* absolut Par. 50, 26. *verwandt* s. o. *Himmelsverwandte*; 9826 *Erde- wie seeverwandt*, in beiden gleich zu hause.

vielbeliebt Par. 40. *vielgestaltet* 8650. *vielverworren* 9964. *Vogelfang* apparat 8929. *Vogelsänge* 10001. *Volkeswogen* des heers 9426. Satan lehret die *Völker*, parodistisch-biblisch Par. 50, 15. *vor* st. für häufig U. *vorgebildet* phantasmagorisch dargestellt Par. 123, 277. im artikel *vorfühlen* wird wie nur zu oft ein ganz anderer beleg als 'etwas verschieden, aber doch verwant' beigebracht. *Vortrag* stilvoller bericht 8971; recitationskunst U 193f. *Vorwelt* die früheren geschlechter U 547.

wachsen aufwachsen 8500 Par. 173, 1 (die 2 fassung ändert *gewachsen* in *erwachsen*). *wacker* fehlt, 828 U 532. *Wählerinnen* wählerisch neben *Kennerinnen* 9394. *wässern* 10007. *wahrlich*: U *warrlich* nach hsl. lang fortdauerndem jugendbrauch, s. von der Hellen, Physiognomik s. 35. *Waldesnacht* Par. 32. *Waldgebüsch* 9812. *Wahnerscheinung* phantom Par. 99, 2. *wandeln* c. dat. anwandeln U 1021. im vers 2184 *Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?* wird gegen die ganze Goethische überlieferung ein fragezeichen nach *Was* mit Loeper als 'für den sinn sehr zweckmäfsig' eingefügt; warum nicht auch Par. 161, 1 *was hüllst ... was drängst?* *Wasserstrom* 11911. *Wassersturz* U 1416. *weben* sehr dürftig; übrigens scheint nach der Seuffert-Freseniusschen entdeckung über die bedeutung des Wiener druckes B¹ 503 *Webe* beizubehalten. *wechselnd* wechselsweise 9622. *Wechselfahrt* abenteuerliche irrfahrt 8791. *weggeschmolzen* überwältigt von liebesglut U 580. *wehren* absolut *Margr. wehrend* U s. 84, *abwehrend* s. 85. *weiden*: sich satt w. U 523, *sich weiden an* U Tr. tag 39, *unter Rosen weidet* 3337. *weidlich* auch U 298. *der Weise* 442 Swedenborg, *Urfaust*³ s. xxxviii; *Priester, Weise* theologen und philosophen U 1120. *weislich* adj. Par. 161. *weitumsichtig* 8964. *welch* für den unbestimmten artikel 8676 wo früher *ein* stand. *Wellenspiegel* 10010. *Welt*, ein beleg! auch die composita sind spärlich vertreten; zb. fehlt *Weltenräume* 9594, *Weltkalender* Par. 123, 82. *Wickel* 9648. *sich widmen* sich zu eigen geben Par. 165, 121. 84, 20 (mit der älteren schreibung *wiedmet*); *die treue Widmung* 9359. *wesen* 'auch sonst von Goethe gebraucht', eine beliebte vage wendung S. s (*weseten* DuW xxix 135, 3). *Wesen* fehlt, sie hat ein *Wesen* . . U 765; *am guten Wesen* rechten zustand, wege U 276. *Wetter und Tod* fluch U Keller 15. *springe wiederholt und nach belieben* so oft und wie du willst 9607. *widerlich* s. *Urfaust*³ s. xxxix (Teichmann s. 248f); ekelhaft 10029. *widerwärtig* nicht blofs 'widerstrebend'; 10780. *wie* sobald 1710, als 11531. *wirken* (*würcken*) fehlt! *Wirksamkeiten* 9592. *wohl-denkend* Par. 123, 238. *Wolfesgrimm* 8889. *Wolkenkranz* vom wallenden thronhimmel 9193. *Wolkenzug* 4395 pl. Par. 165, 4. *wollen* fehlt; hilfsverb U Keller 37. 879; der grosartige beleg *Allein ich will* 1785; erlauben 6791. *Wonnegraus* U 561. *wonnevoll* 9568. *Wort* abschätzig zb. U 32 und in der schülerscene; vgl.

Voltaire *Les deux siècles* (1771 gedruckt; das gleichzeitige gedicht *Les systèmes* wuste Goethe noch 1830 auswendig, s. Eckermann 30 jan.; Bernays) *Si vous ne pensez pas, créez de nouveaux mots.* *wählen* vom affect fehlt! *das Wunder* Phorkyas 8687, mhd. *Hel-*
denbuch *Das meerwunder*, Satyros 151 *des Wunders Braut. Wunder-*
gestalt 8716. *wundernswürdig* 9183. *wundervoll* wunder-zauber-
kundig Par. 63, 39. *würdigen* U Tr. tag. 37 daigner, geruben.
Wurm erbärmlicher mensch U 196; schimpfwort U Tr. tag 15;
kind U Kerker 82 *Würmchen* U 983. *Wurzen*: was ist das eigent-
lich für ein localwitz mit der fähre bei Wurzen? ein unsauberes
reimspiel beim holüber-rufen?

zappeln auch U Kerker 82. 8929. *Zauberfluss* der rede
U 1091. *Zaubergränze* zauberkreis Par. 63, 100 (*Linie* 63, 90)
63, 85. *Zeche* ist einfach rechnung. *zehnjährig* 8850.
Zeug verächtlich U 246. *Zier* volksmäfsig U 1388. *Zinken*:
Trompeten und *Z.* nach 9441; *Posaunenzinkentöne* Par. 178, 33.
Zoll Par. 150. 9684. *Zufallswörtchen* U 1395. *Zug* des vor-
trags 8971. *Zugaben* die choretiden 8956. *zurasseln* U s. 89.
zurückblinken trans. 9117. *zusammenschmeifsen* vgl. Gott-
fried DjG II 119 *wir wollen sie z. s. schlägt ihn zusammen* U Keller
188. *zusammenstürzen* U 161. *zwingen* die herzen U 184.
Zwinger fehlt. *Zwischenspiel* (Helena) fehlt. den schluss
hält S. recht züchtig (*züchtig* fehlt übrigens, U 844), indem er
zu *Zwitterkind* bemerkt 'ursprünglich war ein noch mehr
drastischer ausdruck gewählt': dieser 'noch mehr drastische' oder
drastischere ist *Hurenkind*.

Zwischen den kleinen einzelbelegen stehn zahlreiche zu-
sammenfassende artikel wie 'auslassung des artikels, pronomens,
hilfsverbs' 'genitiv' 'dativ' 'adverb' 'gallicismen' 'hendiadys' 'doppe-
lung' 'superlativ' 'reflexiva' 'particip' 'wortstellung' 'zusammen-
setzungen' 'abstracta' 'stabreim' 'geflügelte worte' usw., teils reich
an brauchbaren listen und von verständigen worten begleitet,
teils auf zufällige und dürftige beobachtungen beschränkt, un-
historisch, verworren. was über die metrik vorgebracht wird,
ist ganz äusserlich, da kein wort über den unterschied zwischen
den knittelversen des 1 und den dimetern des 2 teiles fällt, die
entwicklung des Helena-trimeters nicht einmal berührt, die in
den hss. so interessant auftretenden trochäischen halbverse eben-
sowenig erwähnt werden. bei den compositis darf doch nicht
blofs hauptwort und zeitwort, zwei- und dreiteilige zusammen-
setzung ins auge gefasst werden, sondern, abgesehen von der
empfindlichen unvollständigkeit, müste die antikisierende weise
im 2, namentlich aber im 3 acte durchobserviert werden, immer
auf dem grund der hss., die dafür so ergebnisreich sind. auch
das cap. 'wortstellung' kann ohne den Gesichtspunct des antiki-
sierenden periodenbaus und sorgsame scheidungen zwischen jugend-
und altersstil nur äusserlich und unzulänglich geraten. dass unter

alleine adjectiv- und adverbialformen durcheinandergeworfen werden, sei als ein zeichen ungenügender grammatischer behandlung für viele erwähnt. artikel wie 'mundartliches' 'vulgäres' fehlen: auch da waren die beiden teile scharf zu scheiden, der bestand U insgesamt zu mustern, die frage, wie weit sich Mephistos sprachschatz von dem des Faust — auch in bezug auf fremdwörter — unterscheide, aufzuwerfen, im Helenaact widerum die antike herbeizurufen, zb. die mischung des erhabensten mit einer dosis des niedrigen bei Aischylos. ich meine worte wie *baumeln*, *zappeln*, verbindungen wie *fledermausgleich zu piepsen* ... interjectionen, so wichtig und charakteristisch, werden weder einzeln aufgeführt noch summarisch: *ach, ah, eh, he, pah* ...

In besonnener weise hat S. s. v. *Erdegeist*, *Homunculus* usw. eingehend und ausführlich ältere auffassungen gemustert, eigenes beigesteuert, wenn es auch unmöglich ist, so ein magisch-chemisches product wie den Homunculus auf eine formel zu bringen. gar zu äußerlich ist zb. der artikel *Chor*, worin nicht einmal Panthalis (der name noch nicht 1800) und die choretiden ihrem wesen nach getrennt werden und sich wider die geringe berücksichtigung der varianten empfindlich rächt. alle namen — warum fehlt der in einer ersten lesart (5137) so kühn anachronistisch gerühmte *Humboldt*? — erhalten besondere erläuterungen; leider ohne dass im mythisch-heroischen bereich wo möglich auf Goethes eigene quellen, seien es dichtwerke, seien es moderne hilfsmittel und forschungen zurückgegangen würde. aber da die lösung dieser aufgabe noch in den anfängen steckt, wäre es unbillig, diesen vorwurf anders als wunschweis auszusprechen und über manche solide, gute bemerkung des in antiker litteratur wolbeschlagenen forschers hochmütig hinwegzusehen. S. nennt seine gewährsmänner und vorgänger zwar nicht, hat aber fast überall mit eigenem auge nachgesehen und nicht, wie oft geschieht, aus zwei commentaren einen dritten gebraut.

Im ganzen darf doch ohne unbilligkeit behauptet werden, dass dies wörterbuch weder die fülle überblicken noch im einzelnen die formen und wechselreichen bedeutungen durchdringen lässt, dass die sprachschätze des 'apparates' noch ungehoben liegen, dass die stilwellen Goethes durcheinanderwogen und das verhältnis zu den vordermännern im 18 jh., zu den romantischen zeitgenossen, zu den als classisch verehrten Griechen und die stellung des Faust innerhalb der ganzen Goethischen poesie nicht zu tage tritt, dass gerade die wichtigsten begriffe des jugendlichen geniewesens kaum gestreift werden. ich habe den eindruck, das wirklich fördernde unsers buches hätte in einem größeren aufsatz, etwa einer anzeige der Weimarischen ausgabe, raum finden und der vf., dem wir von alters her dank schulden, diesen dank damit nur erhöhen können.

Man gestatte einen kleinen, diesen fragen nicht fremden epilog. Kugel hat die formen *alle edle Qualitäten*, den schwachen acc. dat. sing. *eine finstre Jammerecken* (sowie *der Menschheit Kronen*), *einer angesteckten Leichen*, und den mitteldeutschen plural *Jungens* kurz als zeugnisse jugendlichen ursprungs der betreffenden par- tien, also des dialogs nach der 'großen lücke' und der letzten Valentinrede, angesprochen. aber der starke plural des ad- jectivs nach dem bestimmten artikel, dem possessiv- oder demonstrativ- oder interrogativpronomen, nach *alle* usw. zieht sich trotz älteren sprachmeistern, die ihn schon verpönten, und obwol zb. Schlegel (Böcking x 406) *die schwere Pfunde* als fehler anstreicht, bei Goethe durch viele jahrzehnte fort, in den drucken allmählich, doch nicht ganz, schwindend, in seinen handschriften geläufig. ich will eine stattliche schaar aus den ausgaben mit den Weimarischen siglen vorführen, wobei nominativ und accu- sativ keinen unterschied machen. S: Triumph der Empfindsam- keit iv 146 *ihr sterbliche Mädchen*, 156 *die rauhe Wohnungen*, 158 *unsre Elysische Bäume*, 193 *meine schöne Kinder*, *deine leinene Gedärme*; Vögel iv 243 *meine lieblichen, allerliebsten . . . umkränzende Sängerinnen*; Egmont v 19 *diese schreckliche Begeben- heiten*, 22 *jede andere Mittel*, 24 *die hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen*; Claudine v 315 *alle bange Qua- len*; Tasso vi 73 *diese stumme Zeugen*; Lila vi 289 *alle diese lange Stunden* (die starke flexion nach *all diese* verschwindet in A); viii 170 *durch die älteste, klügste seiner Faunen*. die massen- haften beispiele aus briefen lasse ich bei seite. — N: Gross- kophta i 7. 37 *seine vierzehntägige Fasten*, 80 *alle fremde, alle leichtfertige Gedanken*, 177 *welche entsetzliche Vermuthungen*, 215. 217 *meine Gefangene*, 230 *meine Verwandte*; WMeisters Lehr- jahre iii 151 *alle kleine Umstände*, 214 *alle erduldeten Schmerzen*, 294 *alle muntere Farben*, 349 *alle verwandte Empfindungen* (aber vi 91 *alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse* und Venez. Epigr. vii 343 *alle vernünftigen Discurse*), iv 338 *unsre pedantische Raisonsnements* (ebd. *einiger berühmten Leute*), v 238 *alle diese mehr als gewöhnliche Höflichkeiten*, 269 *alle solche vor- hergehende Meynungen*, 349 *seine gerechte Thränen*. — A (die abnahme ist zb. in den Wahlverwandschaften sehr deutlich): Bürgergeneral ix 269 *alle große Männer*; Carneval xii 128 *keine abgesonderte und für sich selbst bestehende zierliche Tanzschritte*; Unterh. xii 159 *alle ausgezeichnete Personen*, 326 *alle gegenwärtige Personen*; Wahlverwandschaften xiii 306 *vereinzelte alle sogenannte Sommergewächse*. — B: Pandora xi 332 *über alle frische Fluren*; Dichtung und Wahrheit xvii 342 *alle . . . verwickelte* (104 *alle gehässigen Neigungen*), xix 21 *alle hypochondrische abergläubische Satiren*, 43 *alle auffallende Mängel*, 61 *alle versteinte Muscheln*, 117 *alle junge Dichter*, 222 *alle hypochondrische Fratzen*, (42 *alle öffentlichen Religionen*, 311 *alle früheren Warnungen*; 131 *vieler*

verderblichen Missbräuche); Diderot, Propyläen xx 233 *diese . . . entwickelte Naturen*, 249 *keine aufgedunsene Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke*, 277 *alle groſse Künstler*, 292 *alle theatralische Darstellungen*, 384 *diese bezaubernde Hieroglyphen*. — C¹: *Wanderjahre* xxi 104 *alle zerstreuten Angehörigen*, 187 *alle jungen Männer*, 217 *alle hochgebildeten Länder* usw., aber 135 *alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelassene Flüsse*, und im alten spruch bleibt *alle schöne Sünderinnen*, in neuen steht *keine Faule* oder *keine verfallene Schlösser*. das genüge, ohne weitere umschau unter Goethes zeitgenossen. der gebrauch schwankt auch bei neueren schriftstellern: Heine als revisor lässt Immermanns *alle glühnde Excellenzen* unangefochten (Elster vii 276), Hebbel bietet noch dergleichen, GPfizer schreibt 1841 in seiner Bulwerübersetzung xviii 58 *alle junge Frauenzimmer*, 131 *alle gute Damen*.

Zu *Jammerecken* (*Kronen* halte ich für einen druckfehler, wie B xviii 309 *Ursprung der Sprachen*): abgesehen von dem genitiv und dativ sing. *Frauen*, den Goethe bis in die *Wanderjahre* und den *Helenaact* braucht, bietet sich zb. *in der Mitten*, *in unserer Mitten* (B viii 474), *So ist denn Tieck aus unsrer Mitten*, *Nepomuck auf der Brucken*, *Hoheslied* (Loeper s. 139) *aus der Wüsten*, *Legende In der Wüsten ein heiliger Mann* und *Legende 1797, 6 auf der Straſsen* (16 *was für war*, 52 *Gaum*, 63 *acht't*), wie denn das gedicht *Celebrität* im altersstil einsetzt, aber in jugendsprache übergeht, um beinah gleich der invective gegen Nicolai auszuklingen, und wie der greise dichter bekanntlich viele sprüche derb mundartlich gefasst und im knittelvers viele verschollene töne neu geweckt, veraltete formen wiederum gebraucht hat (*Drohende zeichen 14 Sie thät schon seit acht Tag nicht zanken*; *Kein vergleich 9 Kein Christenmensche hört ihm zu*; *Ist denn der Kerl bei Sinnen?*). man vergleiche nur die sprache in Wallensteins lager mit dem iambenstil der zehn acte!

Zu *Jungens*, was Mephisto spöttisch-lässig sagt: allerdings gewährt Der junge Goethe die reichsten belege ii 72 *Bräutigams*, 73 *trutz ein vierzig Landfriedens*, 128 *arme Jungens* und *brave Kerls*, 386 *Blättgens*, 387 *Püppgens*, iii 275 (i 343) *Bubens* — aber auch Das neueste aus Plundersweilern bietet 221 *Die kleinen Jungens in der Pfützen*, und 1804 in dem kräftigen spruch vom Johannisfeuer (C¹ xxxi 179) heisst es *Besen werden immer stumpf gekehrt Und Jungens immer geboren*. wie weit zieht sich überhaupt vieles dialectische und archaistische bei Goethe: *würken* noch in N iv 102 und v 348 und handschriftlich gleich *Gebürg*, *Reuter* bis ans ende, wie er *rucken drucken* bis zu C im texte stehn lässt oder *verdrieſlich* erst in B, doch nicht völlig (xix 20), über *verdrüſlich* siegt oder *verguldet* sich auch in C¹ xxx 136 erhält. noch in N iii 103 und B xviii 85 stößt man, immer von den hss. abgesehen, auf das veraltete *vor denen Liebhabern* und zu *denen mir bekannten*. *geschahe* und *sah*

in den Bekenntnissen einer schönen seele (N v 308. 354) wird kaum aus einer Klettenbergischen vorlage stammen, da *sahe* auch vi 249 steht. *stickt* Palaeophron A ix 412: auch ein übermafs synkopierter und apokopierter formen darf nicht ohne weiters der jugend zugeteilt werden, denn ein und derselbe Iphigenienvers (S iii 112) bietet *find't g'nug Gnad'* . . .

Für dieselbe füllung der 'lücke' hat Pniower die worte *Menschheit* und *quellen* als jugendlich ausgespielt; sehr mit unrecht, denn in den Lehrjahren N iv 40 heifst es *das Herz quoll auf*, in der Eugenie A vi 278 *Freude die, reich aus Lebensfülle, dir entquillt* und 361 *aus dem Herzen quillt*, im gedicht Feindseliger blick 15 *von Aug' zu Auge quillet* usw., und das wort *Menschheit* sowol im sinne des menschseins, der humanitas, als im collectiven sinne des genus humanum ist, von Herder, Schiller und anderen abgesehen, Goethen allzeit mundgerecht (vgl. auch RHildebrand Aufsätze s. 146). er lässt es nicht, wie er ja zu *Volk* ein analoges *Volkheit* bildet und im Helenaact das contrastwort *Thierheit* 9603. ein paar belege: Egmont S v 164 *wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen*; Lehrjahre N iii 71 *mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft*; iii 263 *gute edle der Menschheit würdige Gefühle*; iv 133 *alle Vorgefühle die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt*; vi 410 *wer alles und jedes in seiner ganzen Menschheit thun und geniefsen will*; Dichtung und wahrheit B xviii 278 *dafs die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist*; xix 28 *der denkende Kenner der Menschheit*; xix 260f *Idee . . die er [Lavater] von der Menschheit und den Menschen hegte der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte*, wo beide bedeutungen zusammentreffen; 265 *fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit*; Annalen C¹ xxxi 4 *inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit* (Faust wird genannt); Wanderjahre C¹ xxi 121 *wohin die Menschheit gelangen kann*; xxii 15 *das Verhältnifs zu Seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit*; xxii 15 *ein Letztes wozu die Menschheit gelangen konnte*; xxii 149 *wir müssen . . zugleich die ganze Menschheit mitnehmen*; xxii 240 wird 'génie de l'humanité' übersetzt mit *Genie der Menschheit*.

Berlin, märz 1894.

ERICH SCHMIDT.

Briefe und tagebücher Georg Forsters von seiner reise am Niederrhein, in England und Frankreich im frühjahr 1790, herausgegeben von ALBERT LEITZMANN. Halle a. S., MNiemeyer, 1893. xi u. 309 ss. gr. 8°. — 6 m.

Mit einem nur allzu grofsen eifer veröffentlicht Leitzmann seit längerer zeit reliquien Forsters. man fühlt sich an die tage der Ludmilla Assing erinnert, wenn man wichtige und unwichtige briefe in unerschöpflicher fülle ohne jeden versuch kritischer

sichtung, wissenschaftlicher bearbeitung, eindringender erläuterung verstaubten kisten entquellen sieht. die vorliegende sammlung ist schlimmer als ihre vorgänger in Herrigs Archiv. dort war wenigstens alles neu. hier erhalten wir alles noch einmal, was in Forsters berühmtestem werke steht, und müssen uns nicht nur das wichtigere, sondern auch das neue mühsam heraussuchen. für den litterarhistoriker hätte es vollauf genügt, wenn L. das gegeben hätte, was in den 'Ansichten vom Niederrhein' fehlt. für den philologen mochte auch die entstehung eines in seiner art classischen werkes interesse genug haben, um den abdruck des ganzen materials zu rechtfertigen; dann aber durfte man von dem herausgeber verlangen, dass er über das verhältnis dieser materialien zu dem buch uns auch unterrichte. mit der bequemen wendung, das liege auferhalb des rahmens seiner veröffentlichung, lehnt L. das ab. so wenig wie Geiger (Nation 10, 804) kann ich diese antwort gelten lassen; wer hiefs denn den herausgeber seinen rahmen so eng schneiden, dass kopf und füsse des bildes heraushängen? er kann Forster bei der entstehung eines buches, das zu dem dauernden schatze deutscher prosa gehört, schritt für schritt begleiten — und er zieht es vor, nur copist und corrector zu sein. nicht jedermann wird diese anspruchslosigkeit zu rühmen wissen. dazu eine einleitung, die in ein paar trockenen angaben und einem halben dutzend adjectivis Forster zu characterisieren versucht, ohne auf seine litterarische stellung nur mit einem wort einzugehn, ohne zu seinem bild einen neuen zug zu liefern, und endlich unter der überschrift 'erläuterungen' alphabetisch geordnete personalnotizen aus dem conversationslexicon — dies ist die art, mit der L. die schuld, die wir Deutsche allerdings an Forster zu sühnen haben, gut zu machen sucht! mir ist selten eine veröffentlichung begegnet, die einen so völligen mangel an schriftstellerischem und wissenschaftlichem ehrgeiz und eine so rücksichtslose vernachlässigung der interessen des lesenden publicums bezeugte. und dies gerade bei einem autor, dessen sorgfalt für die form und dessen bemühung um belehrung weiter kreise auch aus diesen urkunden wider so sprechend hervortritt!

Forster hatte von vornherein die absicht, seine briefe und notizen für eine reisebeschreibung zu verwerten: er erwähnt einen '*erbärmlichen obristlieutenant*', der dort glänzen soll (s. 31) und bedauert, dass briefe verloren scheinen: '*denn so unwichtig sie für dich sein können, enthalten sie doch allerlei, was ich bei der künftigen redaction meines tagebuchs benutzen kann*' (s. 56). die reisebeschreibungen jagten einander um diese zeit, wie CJWeber (Deutschland I s. III) bemerkt; Forster aber hatte wol ein bestimmtes buch vor augen, dem er die anregung und vielleicht auch (durch den gegensatz nämlich) die grundrichtung seines werkes verdankt: der la Roche 'Tagebuch einer reise durch Holland und England'

von 1787. auf ihren affectierten stil spielt er einmal an: *'der eine sehr artige sammlung von gemälden hatte, würde madame de la Roche sagen'* (s. 59). auch die Schweizerbriefe des Forster und Lichtenberg besonders antipathischen vielschreibers Meiners (1788) mochten ein anreiz zu dem versuch eines ganz neuen stils der reisebeschreibung sein. Forster brauchte es also nicht erst im rat seiner Mainzer freunde beschliessen zu lassen, dass seine *'kleinen reisegeschichten'* gedruckt werden sollten (Briefwechsel, Schriften viii 116). dem manne, den eine entdeckungsreise zuerst in die welt eingeführt hatte, der seit lange für reisebeschreibungen der berufene recensent war (ebd. 124), musste die aufgabe lockend erscheinen, methode und stil der wissenschaftlichen forschungsreisen auf eine reise durch höchst bekannte länder zu übertragen. hierin eben besteht die eigentümlichkeit seines werkes. es trägt daher von vorn herein einen doppelten ehrgeiz in sich. einmal will Forster zeigen, wie viel neues für geübte beobachter auf dem besuchtesten boden noch zu holen ist; und dann will er zeigen, dass zu betrachtungen im grossen stil sich hier so gut gelegenheit findet wie bei den romantischen inseln des stillen oceans. im anfang sieht es zwar aus, als wolle er nur als forscher reisen: *'zur erdbeschreibung hoffe ich manches einzusammeln, was in meinen kram dient. zur naturgeschichte, des menschen und affen insbesondere, wird sich ebenfalls in den cabinetten von Holland und London mancher fund auf-treiben lassen . . über die moderne kunst in England wird sich auch noch einiges aufzeichnen lassen'* (aao. 107). aber sein schwiegervater Heyne kannte ihn gut, als er erwartete, Forster werde bei seinem bericht der empfindung, der phantasie und dem hang über religion zu sprechen, kaum steuern können (ebd. 130). denn er hat viel gesehen und seine seele den zahlreichen fremden eindrücken offen gehalten (ebd. 118), und seine briefe sollen im gegensatz zu trockenen referaten raisonnement über das empfundene sein, und die phantasie soll darin eine hauptrolle spielen (aao. 130).

Dem doppelten ziel entspricht eine doppelte reihe von documenten. die tagebücher sorgen für die tatsachen; ihre notizen sollen es bewürken, dass der reisebericht, um einen Herderischen ausdruck zu gebrauchen, *'sachenvoll'* (*'plein de faits'*, sagen die Goncourts) wird. die briefe an Therese aber — und wenige an vertraute freunde, die er zur ergänzung benutzt — sollen durch beständige vergegenwärtigung seiner angebeteten lebensgefährtin für schwung, hohe auffassung, philosophischen sinn sorgen. denn darauf legte er jetzt hohen wert, Lichtenberg durfte gerade damals die fortschritte seines geistes rühmen und was für ein hauch von philosophie seit einigen jahren seine sammlung von kenntnissen durchwebte (Lichtenbergs briefe i 213). und weil er hierauf den höchsten wert legte, fügte sich den briefen bei der redaction mehr verwantes bei als den tagebüchern: *'den stoff habe*

ich teils im kopf, teils in den briefen, die ich an Therese schrieb; aber nun geht einem so viel nebenher durch den sinn, das man nicht zur erde mag fallen lassen' (Briefwechsel s. 134).

Die verhältnisse spiegeln sich genau wider in der art, wie Forster sein werk auffasst. die briefe an Therese bilden den grundstock, und die tagebücher werden anfangs nur aushilfsweise benutzt. dagegen ergreift Forster jede gelegenheit, um in längeren excursen seine anschauungen über welt, kunst, wissenschaft neu einzufügen, abschweifungen, ~~für~~ die er gleich im ersten briefe des gedruckten buchs (Werke III 8) nachsicht erbittet. so gibt das gefängnis Ehrenbreitstein den anlass zu betrachtungen über das wesen der strafe (ebd. 10), Neuvièd bringt ihn auf den pietismus (aao. 12), Köln regt eine sehr ausführliche darlegung über gotische und griechische kunst an (aao. 17) und muss zweitens noch einer energischen schutzrede für die aufklärung (aao. 33) raum bieten; über die verfassungszustände von Aachen wird (s. 91 f) statt weniger bemerkungen eine ganze abhandlung gegeben, der eine ähnliche über die Brabanter zustände (s. 118 f) folgt. neu ist auch die betrachtung kaiser Josefs (s. 154 f), die charakteristischen äusserungen über legendenbilder (s. 160 f), die schönen worte über den völkerverkehr (s. 257 f), die noch heute zutreffenden mahnungen zu besserer technik der malerei (s. 281), die wichtigen auseinandersetzungen über kunst und nachahmung der natur (s. 274 f), endlich die strafrede gegen den clericalismus (s. 293 f) und die bemerkungen über den verfall des holländischen handels (s. 302). auch die schilderung des stapellaufs (s. 319) ist durch allerlei einzelheiten neu belebt. durchgängig neu sind die citate aus Goethe (s. 41. 175), aus Lessing (s. 184. 277), aus lateinischen dichtern (s. 47. 129. 333); ein Goethe-citat bei gelegenheit eines über die redaction der reisebriefe handelnden briefes an Jacobi (Briefwechsel aao. 134) erweckt fast den gedanken, dass auch diese zierate mit bewuster absicht angebracht worden sind.

Nur ausnahmsweise werden die briefe im druck verkürzt, wo es sich nicht um persönliche angelegenheiten handelt. die stelle über die contraste in der menschenseele (Leitzmann s. 10) blieb fort, weil sie durch eine bemerkung über Jacobi hervorgehoben war. charakteristisch für die verschärfung des tons ist aber, dass die wolwollenden worte über den irischen mönch (s. 39) gestrichen wurden.

In Forsters schriftstellerische eigenart führen ein paar änderungen ein. ist es nicht bezeichnend, dass der druck sagt: *'Es war einmal verhängnis'*, wo es im briefe hiefs: *'Es war einmal im rath der götter beschlossen'*? ganz ähnliche unterschiede des ausdrucks charakterisieren in Goethes briefen an frau vStein perioden seiner inneren entwicklung. ein schleppender satz über den bettelvogt zu St. Goar wird nicht eben glücklich gebessert,

indem nach moderner weise ein substantivierter infinitiv (*'für den fall des aussteigens'*) eingeschoben wird. aber kleine besserungen helfen glücklich dem fließenden rhythmus der Forsterschen rede nach: *'so blieb uns manche stunde zur arbeit übrig'* (s. 2) wird geändert in: *'zur beschäftigung übrig'* (◡ ◡ ◡ ◡ ◡ wird ◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡: die beiden hochtöne von *'arbeit'* und *'übrig'* ausgeglichen), *'eine schöne barke'* (s. 148) wird *'eine sehr bequeme barke'* (s. 159), wobei man fast etwas klangmalerei fühlt. selbst kleinigkeiten entgehen dem scharfen auge des vortrefflichen prosaisten nicht: *'denn da der zauber'* (s. 2) mit den hässlichen drei anlauten wandelt sich in *'denn weil der zauber'*. ebenso werden ganze partien umgestellt (zb. s. 12 des drucks — brief 5, die erwähnung de Lucs im druck s. 15, die absätze über Wouverman und Teniers Briefe s. 60, druck s. 282; vgl. ferner Tagebücher 148 f mit druck 159 ua.).

Neben solchen formellen änderungen, die für eine kunstlehre der deutschen prosa interessante belege liefern, fehlt es nicht an inhaltlichen neuerungen von litterarhistorischem interesse. der briefschreiber hatte (s. 95) als muster der geschichtschreibung Hume, Robertson und Gibbon genannt; im druck erscheint (s. 344) neben Gibbon Schiller. und wo er dort den classikern Ariost und Wieland als schlechten scribenten einen Deutschen, Benkowitz gegenüberstellt hatte, nennt er nun vorsichtiger den Franzosen Grécourt und ersetzt, Goethe zu ehren, den Ariost durch Tasso. form und inhalt wirken zu einer charakteristischen änderung zusammen: *'der reichste mann bringt seine nachmittage über einer flasche von Löwenschem bier zu'* (s. 184) hieß es im brief; das publicum las (s. 293): *'der reichste mann bringt seine nachmittage, von mönchen und pfaffen umgeben, bei einer flasche Löwenschem biere zu und bleibt jedem andern zuge der geselligkeit verschlossen'*. der meister des deutschen prosanumerus reicht dem pfaffenfeind die hand, der sogar die schöne beschreibung des brotbaums mit der caricatur des *'gutmütigen wanstes von einem priester'* ausstattete.

Es ist also aus der mitteilung der originalpapiere für die entstehung des werks allerlei zu lernen; dass der herausgeber mit typographischer treue in den tagebüchern *'Anbetg'* (s. 150), *'hässl., u.'* (s. 164) schreibt, scheint uns allerdings überflüssige sorgfalt. dass aber auch eine veröffentlichung nur der von Forster bei der redaction zurückgeworfenen stellen gelohnt hätte, ist bei einem raschen überblick ersichtlich. was L. alles aus den stellen über AvHumboldt (s. ix) herauslist, kann ich dort allerdings nicht finden; aber die scherze über seinen grauen überrock (s. 2) bringen ihn uns gemütlich näher, und die äusserungen über himmelfahrtsbilder (s. 88) zeigen schon in dem jüngling die spottlust des mannes. interessant sind Jacobis äusserungen über Tasso und Kotzebue (s. 9), wie Forsters schilderung von Pempelfort (s. 10), von der

familie des alten Clermont (s. 16), auch Ifflands furcht vor den klugen töchtern des hauses (s. 6). kleine characterbilder und anekdoten (s. 72. 75. 101. 176) versetzen uns in die atmosphäre, in der Forster lebte; charakteristische mitteilungen über die hahnenfedern in Lille (s. 44), über den bischof von Lüttich, die preussischen executionstruppen, das reichskammergericht (s. 143), über die an allen orten einbrechende reaction (s. 192) in die stimmung der zeit. die unterredung mit dem blinden herzog von Arenberg (s. 164) wird die besonders interessieren, die ihn aus Bettinas packender schilderung kennen. der scharfe spott gegen de Luc (s. 7. 127), im druck aus rücksicht auf freund Lichtenberg gemildert, führt uns in die wissenschaftlichen gegensätze ein. bisher unveröffentlichten briefen verdanken wir Forsters kritik über Brandes und Ramdohr (s. 118f) und das amüsante portraits Girtanners (s. 120), der uns germanisten als einer der ersten feinde des großen anfangsbuchstaben bekannt ist (Grimms Gramm. I s. xviii anm.). sehr selten sind, wie schon erwähnt, züge fortgelassen, die dem allgemeinen schildernden character der reisebeschreibung entsprechen, wie die pantoffel-episode (s. 188) und die bestrafung der betrüglichen assecuranten (s. 190). was von den tagebüchern aus England neu gedruckt wird, ist dem schon bei erscheinen des werkes gebotenen gleichartig¹.

Den reichsten gewinn trägt natürlich das characterbild des liebenswürdigen deutschen Rousseau selbst davon. die liebesbriefe (s. 25. 54) an das 'engelweibchen' (s. 18), 'die göttliche' (s. 89), die freundesbriefe an Sömmering und Heyne (s. 107. 111) zeigen ihn von der freundlichsten seite und wahrhaft rührend die nachfragen nach dem verlauf der 'einimpfung' seines Röschens (s. 57); eins seiner kinder starb ja wirklich an den folgen des impfens (Briefwechsel s. 162f). nicht selten schildert Forster sich selbst: *'zwischen täuschung und wirklichkeit finde ich tausend puncte, in denen ich mich als mensch fühle, genieße und leide'* (s. 53); über seine empfänglichkeit (s. 73), seine sentimentalität (s. 105), sein bedürfnis nach freude (s. 79) gibt er aufrichtige geständnisse. auch wie er über Iffland urteilt (s. 40) oder über die leute, die nichts als gut sind (s. 57), das wirft helle streiflichter auf sein eigenes wesen. als bezeichnend hebe ich endlich noch ein kleines notabene heraus: *'in der litteraturgeschichte nach berühmten Niederländern nachzusehen. ich glaube es gibt bitter wenig'* (s. 177). dies ist sein erster gedanke, wenn keine physiognomie in Gent ihm geist zu verkündigen scheint: so ausschließlich litterarisch verstand man damals noch das wort 'geist'.

Lichtenberg hat die 'Ansichten' vortrefflich characterisiert: wie in einem feenmärchen reise dem helden ein schatz nach, wohin er auch gehe, und selbst, wo sein stab den boden nicht

¹ ist die schreibung Hagley Briefe s. 258 f richtig oder Hayley wie im druck s. 406f?

anschlägt, um den schatz zu öffnen, folge er ihm unsichtbar (Werke VII 217). L.s veröffentlichung zeigt uns den wandern- den schatz an manchen stellen, wo beim druck der stab nicht angeschlagen hatte. ein warmes mitgefühl, das an frau und freun- den sich die gemeinschaft der edlen seelen vergegenwärtigt, ein helles auge, das auch in dem alltäglichen und widerwärtigen groſse züge findet, eine seltene kunst des reinen prosastils mach- ten aus seiner reisebeschreibung ein classisches werk, dessen entstehung aus idealem und materiellem bedürfnis (Briefwechsel s. 129), dessen plötzlicher abbruch und fragmentarische erschei- nung die schicksale seines unglücklichen autors nur allzu treulich vergegenwärtigen. L. aber reiht sich Forsters freunden an, die bei allen liebesbeteuerungen immer zu wenig für ihn getan haben.

Berlin, 15 nov. 93.

RICHARD M. MEYER.

Mucedorus, ein englisches drama aus Shaksperes zeit, übersetzt von Ludwig Tieck. herausgegeben von JOHANNES BOLTE. Berlin, W.Gronau, 1893. xxxix und 67 ss. 8°. — 1 m.

Bolte fand in dem handschriftlichen, von der kgl. bibliothek zu Berlin bewahrten nachlasse Tiecks drei übersetzungen englischer dramen, die bisher unbekannt geblieben sind, und die er nach und nach zu veröffentlichen gedenkt. *Mucedorus* macht den an- fang. eine einleitung geht voran, in deren erstem abschnitte B. von dem englischen originale spricht und mit besseren gründen als seine vorgänger, die sich auf beobachtungen der reime und alliterationen stützten, nämlich mit der von ihm nachgewiesenen abhängigkeit dieses stückes von der *Arcadia* des Sidney, der vermeinten urheberschaft Shaksperes entgegentritt. denn 1590, da jener roman erschien, zählte Shakspere 26 jahre; und dieses, wie Tieck selbst sagt, kindische und wunderliche stück ihm zuzu- schreiben ist fürderhin unmöglich, auch wenn die älteste uns er- haltene fassung des *Mucedorus* v. j. 1598 nicht die erste ist. der zusammenhang mit einer episode des romans ergibt sich aus der namensgleichheit der helden, die hier wie dort in schäfer ver- kleidete prinzen sind und deren erstes abenteuer eine königstochter aus den tatzen eines bären befreit. der dramatiker verlässt hier seine vorlage und versteht in geschickter weise durch die ver- wandlung des furchtsamen pflegevaters der prinzessin in ihren bräutigam, der wie jener beim anblicke des bären die flucht er- greift, einen lebhaften dramatischen conflict in die handlung zu bringen, der für die folge die führung gewinnt. denn nun intri- guiert der beschämte liebhaber aus neid und eifersucht das gegen- spiel. da es ihm nicht gelingt, den verhassten nebenbuhler aus dem wege zu räumen, bewürkt er wenigstens seine verbannung. B. hätte darauf hinweisen können, dass diese entscheidende wendung selbst wider unter dem einflusse einer andern episode dieses aus

lose an einander gereihten stücken bestehenden romanes sich vollzog, nämlich nach der geschichte von Argalus und Parthenia, deren liebe der verschmähte Demagoras stört. dieser ist der reiche hochmütige und stolze kriegler, der Argalus bei seite schaffen will, wie Segast in unserem stücke; Segast aber behielt die feigheit, die in der Musidorusepisode des romanes Dametas, der pfleger der prinzeßin, besaß. Segast wird durch diese verschmelzung beider figuren zum siegreichen feldherrn und bleibt dabei feige. so erklärt sich der widerspruch in seinem character. — auch die späteren dramatisierungen derselben und ähnlicher episoden aus Sidneys Arcadia hätte B. zum mindesten andeuten sollen. die geschichte des eben erwähnten liebespares Argalus und Parthenia wurde unter diesem titel von Henry Glapthorne, einem fast ganz vergessenen dramatiker der nachelisabethanischen zeit, der ein schulfreund Miltons gewesen und in den beginnenden bürgerkriegen untergegangen zu sein scheint, i. j. 1638 auf die bühne gebracht. die abenteuer des Musidorus und der Pamela selbst, also die quelle unsers stückes, wurden in den ersten 30 jahren des 17 jhs. von James Shirley aus Sidneys roman geschickt zu seinem pasturale Arcadia zusammengezogen (gedr. 1640). erst durch die vergleichung mit solchen stücken wird Mucedorus in das rechte licht gestellt. es ist kein schäferstück; diese frucht der renaissance gedieh vorerst nur auf universitäten und bei hofe und gelangte erst spät, mit komischen elementen überladen, auf die volksbühne. im Mucedorus werden die allegorischen gestalten als wirkliche menschen aufgefasst und mit volksmäßigen zügen versehen. die handlung geht nicht in Arkadien vor sich, in diesem von einem hochgebildeten geiste erträumten zukunftsstaate, weit eher, wie B. treffend bemerkt, im märchenlande, wo dem volke wolbekannte gestalten leben. B. erinnert mit recht bei dem keulenschwingenden klausner an den bruder Tuck, von dem die Robin-Hood-balladen berichten, und man könnte hinzufügen, dass die ganze art, wie Mucedorus auszieht, um den wert der königstochter zu erproben, wie er ungekannt bleibt und erst, nachdem er sie bereit gefunden, alle gefahren und mühseligkeiten seines lebens, selbst die verbannung an seiner seite willig zu ertragen, sich zu erkennen gibt, dem zuschauer die allbekannte ballade The nut-brown maid wol ins gedächtnis rief. zwischen volksbühne und balladensang herrscht ein beständiger verkehr von motiven und figuren. — B. orientiert uns rasch und sicher über die zahlreichen ausgaben des Mucedorus, über die zusätze des druckes v. j. 1609, und verfolgt die beziehungen zu andern litteraturen. die 'offenbare' anlehnung der holländischen 'Granida' an den engl. Mucedorus ist aus B.s inhaltsangabe so deutlich nicht zu erkennen, seine Vermutung hingegen von der aufführung des stückes in Deutschland durch englische komödianten ist sehr einleuchtend.

In dem 2 abschnitte seiner einleitung führt uns B. in an-

schaulicher übersicht den gang der Shaksperestudien Tiecks vor, gibt eine geschichte der übersetzungen, wie des stets sich verschiebenden planes zu dem grossen werke über Shakspere und verteidigt Tiecks intuitive kritik gegen einseitige angriffe. auch eine freie übersetzung von Sheridans Nebenbuhlern findet sich in dem nachlasse. die entstehungszeit der Mucedorus-übersetzung lässt B. dahingestellt. vielleicht könnte eine briefstelle vom 24 jan. 1828 (Briefe an Tieck III 99), wo von den jugendscherzen Shaksperes die rede ist, die Tieck mit noch zwei andern offenbar als novitäten interesse erregenden stücken¹ an jenem tage vortrug, auch für unsere übersetzung einen anhaltspunct bringen. die grundsätze B.s beim abdrucke der hs. sind durchaus zu billigen; er legt Tiecks eigenhändige correctur zu grunde (mscr. germ. fol. 834) und ändert den text nur an sehr wenig stellen (ich zähle im ganzen 3), an denen neuere kritiker eine unzweifelhafte besserung des originales eingeführt haben. über die änderungen, die die im ganzen treue übersetzung gegenüber der vorlage aufzuweisen hat, geben die anmerkungen am schlusse des büchleins sorgfältige rechenschaft: sie haben ihren grund in misverständnissen und falschen lesarten, anderseits in auslassungen grobkörniger witzworte und unübersetzbarer wortspiele. —

Eine sehr erwünschte zugabe bietet uns die im 3 abschnitt der einleitung gegebene zusammenstellung der seit dem beginne des 18 jhs. erschienenen verdeutschungen älterer englischer dramen, denen gleichfalls das jahr 1700 zur grenze gesetzt ist. man kann daraus ersehen, dass die frivolen komödien der restaurationszeit beinahe ein halbes jahrhundert nach ihrem entstehn durch übersetzungen, die zumeist dem praktischen zwecke der aufführung dienten, den Deutschen bekannt wurden, während erst die Shaksperekritiker und -enthusiasten an der wende unsers jahrhunderts die zumeist anonymen stücke der elisabethanischen epoche in Deutschland zugänglich machten. — ich vermisste bei no. 75 *The Orphan; or the Unhappy Marriage*, von Th Otway den hinweis auf die verdeutschung H Ch Boies, die allerdings nie erschien, deren existenz uns aber mehrfach bezeugt ist. Weinhold berichtet darüber in seinem buche über Boie s. 12 u. anm.; vgl. vKnebels Litter. nachl. u. briefw. II 78. 83. 89. schon als student in Jena (1764—67) beschäftigte sich Boie mit dieser übersetzung; er nannte sie nach der heldin Monimia. obzwar von Lessing aufgemuntert (1767), fand er den mut nicht, sich damit auf die bühne zu wagen. er verzweifelte daran, die 'irregularitäten' und 'absurditäten' des originals getreu widerzugeben. am 8 jan. 1771 schreibt er an Knebel: *'Weisse nahm mir den ersten gedanken, die Waise auf unser theater zu verpflanzen, und glücklicher weise!'*

¹ 'Edward the 3d' und 'Lord Th. Cromwell'; beide erst 1836 in den 'Vier schauspielen Shaksperes' veröffentlicht und mit Baudissin, der seit 1827 in Dresden lebte, gemeinsam übersetzt.

Schmid hat sie jetzt von neuem für sein theater übersetzt, gewiss weil er wusste, dass ich es willens war. in dem Hypochondristen 1, 61—65 (1771) ist eine stelle aus dem 3 acte der Waise übersetzt, als probe eines neuen trauerspiels. Weinhold (aao.) glaubt nicht, dass Boies arbeit hier benutzt ward; vgl. dagegen vWeilens einl. zu den Schleswig. litteraturbr. (DLD 30, s. xxvif anm.)¹.

Durch seine publication und die inhaltreiche einleitung hat sich B. um die englische wie um die deutsche litteraturgeschichte verdient gemacht; erhalten wir von seinem nie rastenden eifer auch die beiden andern versprochenen stücke: 'Das schöne mädchen von Bristol' und 'Niemand und jemand'*; so danken wir ihm einen dritten teil der Tieckschen Vorschule Shaksperes.

Wellen in Böhmen, august 1893.

B. HÖRNIG.

BERICHTE ÜBER G WENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

X.

Brenners aufsatz 'Zum Sprachatlas des deutschen reichs' in Bayerns maa. II 269 ff bringt zunächst ein willkommenes zeugnis für die zweckmäßigkeit dieser berichte. sein weiterer wunsch, diese möchten den süden, zumal den südosten ausführlicher als bisher berücksichtigen, entspringt wol den sonderinteressen von 'Bayerns maa.', soll jedoch in zukunft nach möglichkeit berücksichtigt werden; freilich wenn ich dialectische grenzorte in Bayern weniger zahlreich gab als zwischen Rhein und Elbe, so hat das zumeist darin seinen äusseren grund, dass gerade in Bayern die zahl gröfserer ortschaften viel geringer ist als im norden, die aufzählung unbekannter dorfnamen aber mir zu dem gesamtcharacter dieser berichte wenig zu stimmen scheint. Brenners weitere notiz, die fragebogen seien wol zum grösten teil von lehrern ausgefüllt, berichtigt sich nach Anz. xviii 303. dass sie aber oft 'mit widerwillen und ohne grofse sorgfalt, ja auch wol nach willkürlichen einfällen des augenblicks ausgefüllt worden', gilt nur für verschwindende und deshalb jedesmal leicht controlierbare ausnahmen; vielmehr bestätigt sich Wenkers glänzendes urteil über den arbeitsanteil der volksschullehrer immer von neuem (Sprachatl. von Nord- u. Mitteldeutschl., einl. II f). zu dem hauptinhalt von Brenners aufsatz s. vorläufig u. s. 322 anm.

36. *roten* (satz 26).

Der vocalismus der stammsilbe stimmt im allgemeinen zu dem von *tot* (Anz. xix 350)² bis auf wenige auffallendere ab-

¹ eine ergänzung zu nr 103 Venice Preserved; or a Plot Discovered gibt Sauer im ersten hefte seiner zeitschr.: Euphorion (bibliogr. s. 229).

* ['Niemand und jemand' ist von Bolte inzwischen, gleichfalls mit reichhaltiger einleitung, im Shakespearejahrbuch 29 veröffentlicht worden. R.]

² nachgetragen sei hier *oa* für die gegend an der Vechte von Neuenhaus abwärts.

weichungen, die sich vielleicht aus der secundären hiatusstellung des vocals im vorliegenden wort erklären (über den ausfall des dentals s. u.): zwischen Bremervörde und Zeven hat ein complex von zwanzig dörfern \bar{u} , dem bei *tot* (und *groß* und *brot*) consequentes \bar{o} gegenübersteht; und im nordwestlichen teil des westfäl. diphthonggebietes hat nicht nur die gegend von Lingen und Freren \bar{a} , sondern auch das ganze land etwa nordöstlich der Ems und nordwestlich von Warendorf-Versmold-Halle-Melle-Lübbecke, das bei jenen andern drei paradigmata nur *au* kannte: wenigstens an der Ems fällt hier die grenze zwischen \bar{a} und *au* mit der des *d*-ausfalls zusammen; letzteres trifft möglicherweise auch für die verteilung von \bar{u} und *ue* im ripuarischen zu: bei *groß*, *tot*, *brot* überwiegt linksrheinisch nördlich von Schnee-Eifel und Ahr *ue* bis auf den (hier ergänzend beigefügten) ausschnitt Unkel-Cornelimünster-Düsseldorf mit \bar{u} , aber bei *roten* ist dies *ue* nur soweit sicher, als das *d* erhalten ist (s. u.), während für die *rue* westlich von Montjoie-Cornelimünster es vorläufig unentschieden bleibt, ob sie als stamm *rue* mit synkopierter endung oder als stamm *rū-* + endung aufzufassen sind.

Das *t* in *roten* kann mit dem s. 221. 224 behandelten in *leute*, *leuten* nicht verglichen werden, weil es dort gar zu oft durch schwund der endung in den auslaut getreten war, hier hingegen bei (wenigstens überwiegend) bewahrter endung inlautend bleibt. vielmehr ist seine geschichte teils mit der des *d* in *bruder* (o. s. 108 ff) in parallele zu stellen, teils, wo es sich nur um den wechsel von *d* und *t* handelt, mit der des anlautenden *t* in *tot* (Anz. xix 350). die ungefähre linie, in deren s. und o. *d* oder *t* im allgemeinen erhalten sind, läuft im äußersten w. wider selbständig (dh. anders als für *müde* Anz. xix 354 und für *bruder* Anz. xx 109), nämlich über Montjoie, Eupen, Cornelimünster, Stolberg, Düren, Eschweiler, Aldenhoven, Jülich, Linnich, Grevenbroich, Odenkirchen, Gladbach, Neufs, Crefeld, Kempen, Mörs, Ürdingen, Duisburg, Mülheim, Oberhausen, Essen, Werden; von hier ab stimmt sie im großen und ganzen zu *bruder* bis zum Harz (nur Rheinzabern und Fritzlar haben hier schon *d* als unmittelbare grenzorte); für den rest ist wider selbständige beschreibung das kürzeste verfahren: Sachsa, Benneckenstein, Hasselfelde, Elbingerode, Blankenburg, Gernrode, Quedlinburg, Hoym, Cochstadt, Stassfurt, Egeln, Schönebeck, Wanzleben, Sudenburg, Neustadt, Wolmirstadt, Neuholdensleben, Burg, Ziesar, Görtzke, Plaue, Pritzerbe, Brandenburg, Ketzin, Nauen, Fehrbellin, Cremmen, Rheinsberg, Wesenberg, Alt-, Neustrelitz, Stargard, Woldegk, Friedland, gegenüber Usedom ans Haff und dessen südrand entlang, Gollnow, Massow, Freienwalde, Labes, Falkenburg, Polzin, Bärwalde, Bublitz, Pollnow, Rummelsburg und von hier nordwärts an Stolp vorbei ans meer (von Massow ab gilt diese grenze im allgemeinen auch für *müde* und *bruder*). nördlich dieser linie

ist das *d* erhalten im winkel Ritzebüttel-Lauenburg-Kiel (doch oft wechselnd mit *r*, *j* und ausfall; vgl. die andre begrenzung bei *milde* und *bruder*), ferner auf Fehmarn (mit *t* wechselnd), in Ostfriesland und innerhalb des ungefähren westfälischen bogens Bocholt-Halterne-Lüdinghausen-Telgte-Ibbenbüren-Schüttorf, sowie vereinzelt sonst in der nähe dieser ausnahmebezirke. das *d* ist zu *r* geworden in dem süd- und mitteldeutschen zipfel wie bei *bruder* und im o. des gebietes bis zur curve Travemünde-Lauenburg-Schnackenburg-Strelitz, doch innerhalb dieser *r*-bezirke noch überall versprengte *d* und ausserhalb in ihrer nähe ebensolche *r*. *rōj-* gilt für den Niederrhein bis einschliesslich Straelen, Geldern, Rheinberg, Ruhrort, Dinslaken, Wesel, Isselburg und (bunt wechselnd mit *rōg-* und *rōi-*) von Wolmirstadt-Bismark-Schnackenburg ostwärts über die Elbe hinaus bis zu den angegebenen *r*- und *d*-grenzen (vgl. wider die abweichungen von *milde* und *bruder*). endlich *l*-formen am Westerwald und am unteren Neckar wie bei *bruder*.

Sonst handelt es sich um den wechsel von *d* und *t* (nur noch *rōg-*, *rōj-* wider östlich der unteren Oder wie bei *leute*, *bruder*, *milde*). seine nd.-md. grenze stimmt von Werra bis Elbe zu *ik/ich* (bis auf *Ermsleben*, vgl. u. *leute* o. s. 221), dgl. östlich von Landsberg a. W., auch für die ostpreussische enclave; das mittlere, immer schwankende stück läuft über *Roslau*, *Coswig*, *Zahna*, *Seyda*, *Schönewalde*, *Schlieben*, *Kirchhain*, *Sonnenwalde* (alle hart an der grenze), *Luckau*, *Lübbenau*, *Lübben*, *Golssen*, *Buchholz*, *Teupitz*, *Storkow*, *Beeskow*, *Müllrose*, *Reppen*, *Drossen*, *Zielenzig*, *Königswalde*. die *d*- und *t*-verteilung in den hd. gegenden entspricht im grossen und ganzen der beim anlaut von *tot* (Anz. xix 350), doch scheint das *t* bei *roten* noch etwas häufiger zu sein als bei *tot*; nähere statistik erspare ich mir hier, behalte mir vielmehr vor, später, sobald eine grössere zahl von paradigmata mit nhd. *t* vorliegt, ausführlicher und an der hand eingehender einzelstatistik auf diese interessante frage zurückzukommen¹. zu erwähnen bleiben noch die sonderformen *rudd-*,

¹ dass aus der steten *t*-schreibung im hochfränkischen noch nicht auf einen lautlichen unterschied zwischen *d* und *t* geschlossen werden darf, ist jetzt nach Brenners äusserst dankenswerten erhebungen (Bay. maa. II 270 ff) sicher. damit ist nun aber noch nicht erklärt, weshalb die tausende hochfränkischer übersetzer so consequent *t* (und ebenso *d* in *dorf*, s. u.) schreiben, die bairischen, alemannischen, rheinfränkischen hingegen *t* und *d* promiscue. die schwierige frage ist erst zu erledigen, wenn nhd. *t* in allen stellungen im worte (*tr-* im anlaut, geminiert, postconsonantisch usw.) verarbeitet sein wird. für jetzt nur folgendes. die hochfr. übersetzer scheiden *t* und *d* trotz ihrer lautlichen identität nach dem schriftbilde, ebenso wie sie *feuer* immer mit *f*, *vogel* immer mit *v* wiedergeben. das auffallende liegt daher gar nicht bei ihnen, sondern bei den bair., al., rheinfr. formularen, die ebenfalls *feuer* und *vogel*, hingegen bald *tot* bald *dot* bieten. der grund ist, wie ihn Brenner für einige teile der grenzlinie im princip jedesfalls richtig andeutet, der, dass hier nhd. *t* je nach seiner verschiedenen stellung im worte verschieden artikuliert wird (wie manche abweichungen in *tot* und *roten* schon ahnen

rukd-, *rugg-*, in gleicher ausdehnung wie die entsprechungen u. *tot* aao.

Die flexionsendung (dat. pl.) gestattet wenigstens teilweise einen vergleich mit der des o. s. 222 ff behandelten dativs *leuten*. das grofse nd. und md. gebiet mit bewahrtem *-en* stimmt im allgemeinen bei beiden beispielen; doch ist hier besonders die nord- und nordostgrenze sehr unsicher und von den u. *leuten* aufgeführten grenzorten sind zb. Elberfeld, Versmold, Diepholz, Syke, Rethem, Hudemühlen, Wittingen, Öbisfelde, Helmstedt, Schwanebeck, Kroppenstedt, Aschersleben, Bernburg bei *roten* auf die entgegengesetzte seite der scheide zu bringen; auferdem sind zerstreute *-en* auferhalb des gebietes hier viel häufiger, zb. im ganzen Elbgebiet und zu beiden seiten der unteren Oder; in Schlesien etliche eingesprengte *-e*; im w. wird der Rhein bei Köln nur von vereinzelten *-en* überschritten, die linie des zusammenhängenden *-en*-gebietes erreicht ihn vielmehr gar nicht, sondern läuft gleich von Merscheid an südwärts ihm parallel bis Linz. die süddeutschen pleonasmen auf **-enen* fehlen bei *roten*, ihr dortiger bezirk hat hier meist noch *-n*, sodass hier das md. *-en* und das nordbair. *-n*-gebiet zwischen Thüringerwald und Donau ungefähr sich im w. erstrecken bis (*-n*-orte *cursiv*) Schleusingen, Hildburghausen, *Rodach*, Heldburg, *Sesslach*, Ebern, Staffelstein, Weismain, *Pottenstein*, Erlangen, Scheinfeld, Windsheim (von Ebern bis Windsheim aber sehr schwankend), *Ansbach*, Feuchtwangen, *Gunzenhausen*, Wassertrüdingen, *Weisenburg*, Monheim, Neuburg. endlich stimmt der moselfränk. *-en*-bezirk ungefähr für beide wörter.

Wenn aber, abgesehen von diesen *-en*- und *-n*-gebieten, für alles übrige land die endung *-e* überwiegt, so ist doch damit für die geschichte unseres wortes noch wenig gesagt; denn dies *-e* kann sowol auf älteres *-en* zurückgehn als auch alte accusativendung sein, indem altes *-e* bekanntlich in der starken adjectivflexion (zt. auch in der schwachen, vgl. *braune* o. s. 212 f) sich in ganz andern grenzen erhalten hat als sonst. eine entscheidung bleibt vielmehr abzuwarten, bis eine starke accusativform zu vergleichen ist. ich beschränke mich deshalb hier auf die bemerkung, dass der norddeutsche ersatz des dativs durch den accusativ (bis östlich der unteren Oder) bei *leuten* und *roten* ganz im allgemeinen zu stimmen scheint, und führe hier nur die abweichungen von der im übrigen durchgängigen endung *-e* an,

lassen): daher die unsicherheit in seiner transscription. meine hochfränkische dentalgrenze (Zs. 36, 137. 37, 290. 303) bleibt deshalb jedoch an sich für die dialectgeographie fest bestehn, wenn auch ihre formulierung dort auf irrthum beruht (freilich auf einem nach ausweis der betr. kartenblätter recht begreiflichen). diese formulierung wird vermutlich vielmehr so lauten müssen: unter den oberd. mundarten ist für das hochfr. charakteristisch, dass *t* und *d* n allen stellungen im worte (eben im gegensatz zu manchen fällen in den nachbardialecten) zu demselben gemeinsamen laute zusammengefallen sind.

ohne dass diese abweichungen irgendwo consequent und zu begrenzen wären. im no., jenseits der acc.-grenze, die gleichen erscheinungen wie bei *sitzen* (Anz. xix 360) und *machen* (o. s. 208); nur in Ostpreußen um Mehlsack, Heilsberg etliche endungslose formen, also wol sicher accusative. in dem westlicheren großen acc.-complex findet sich derselbe gänzliche schwund der endung sehr häufig im ripuarischen, in der nach Holland hineinspringenden ecke an der Vechte, an der Nordseeküste bis Norden, Aurich, Varel, linkselbisch zwischen Ülzen-Hitzacker und Öbisfelde-Genthin, rechtselbisch östlich von Eckernförde-Hamburg und nördlich vom 53 Breitengrade mit ausnahme von Rügen und seinem westlichen vorlande. im übrigen fehlt öfter eine endung allein in dem lothringischen teile des moselfränkischen -en-gebietes. anderseits erweisen sich im Elsass und seltener im südlichen Baden manche -e als sichere dativreste, wenn das ursprüngliche n als anlaut des folgewortes wider auftaucht (in sonst hd. schreibung: *mit rote näpfelchen*, viel seltener *mit roten äpfelchen*). im übrigen wider -er und -r zu beiden seiten der Wesermündung, zumal im Wümme- und oberen Ostegebiet, vgl. u. *müde* Anz. xix 355 und *leute* o. s. 222; ähnlich viele -er, -r, -a, -ä im östlichen Mecklenburg; dgl. an der unteren Mosel, am Mittelmain, besonders südlich von Aschaffenburg-Würzburg und bis Buchen-Schillingsfürst, viele -i, doch schon im wechsel mit -a, das nordöstlicher zwischen Spessart-Rhön und der östlichen -n-grenze überwiegt. im gebiet von Jagst, Kocher, mittlerem und unterem Neckar und südwärts bis Karlsruhe-Stuttgart -a. im nördlichen Elsass auch -a und -i. im südlichen Elsass, in Baden, Hohenzollern, am Bodensee, zwischen Iller und Lech viele -a und -a. östlich vom Lech neben dem -e in bunter mannigfaltigkeit -i, -ö, -n, von denen das letzte gen n. immer mehr zunimmt, bis es jenseit Altmühl und Regen fast die allein-herrschaft erringt.

Das plattdänische hat *rö* (wechselnd mit *røe*, *rød*, *røi*, letzteres besonders auf Alsen und der gegenüberliegenden halbinsel), das friesische auf Sylt, Amrum, Föhr *ruad*, auf Langeness, Gröde, Hooge *ruade*, auf Oland und der südlichen hälfte des friesischen festlandstreifens *rüde*, auf dessen nördlicher hälfte erst *rüdje*, dann *ruit* (vgl. unter *tot*, *brot* Anz. xix 351).

37. *dorf* (satz 37).

Der anlaut wird durchgängig als *d-* geschrieben.

Ich schicke die übrige entwicklung des consonantismus der des vocalismus voraus, zunächst die auslautende lautverschiebung *p/f*. ihre grenze verläuft zuerst in vielfach zackiger linie über (verschiebende orte *cursiv*) *St Vith*, *Cronenburg*, *Blankenheim*, *Münster-eifel*, *Altenahr*, *Ahrweiler*, *Unkel*, *Königswinter*, *Blankenberg*, *Altenkirchen*, *Waldbröl*, *Freudenberg* (vgl. die grenze der nhd. diphthongierung); weiterhin stimmt sie zur *ik/ich*-linie nach den

für diese aufgeführten orten bis *Wörlitz*, nur dass *Aschersleben* schon *dorf* hat, zieht dann über *Coswig*, *Zahna*, *Seyda* (alle drei hart an der scheide), *Schweinitz*, *Schönewalde*, *Schlieben*, *Kirchhayn*, ferner wie *ik/ich* bis *Sternberg*, endlich über *Zielenzig*, *Königswalde*, *Sonnenburg*, *Landsberg*, *Schwerin* und schließt wider wie *ik/ich*. verschiebende ausnahmen nördlich dieser linie finden sich für die übliche enclave um Berlin, überhaupt östlich der Elbe bis gegen den 53 Breitengrad hin, zumal in den städten, treten aber selbst im w. viel häufiger auf, als dass sie lediglich auf schreibernachlässigkeit zurückzuführen wären. der hd. bezirk östlich der Weichsel hat seine herkömmliche begrenzung (*dorf* westlich, *derf*, *därf* östlich der Passarge).

Statt des *-r-* erscheint zwischen Weser und Elbe von Bremen und Hamburg abwärts einigemal *-l-* (*dölp*). es ist ganz ausgefallen oder vocalisiert worden hier und da im westfäl. *duorp*-gebiet (s. u., *duop*, *duap*), ganz überwiegend im östlichen teil des nd. *dörp*-gebietes (s. u.) jenseits Ihna und Drage (*döp*, *dōap*, *dōep*), vereinzelt im ganzen mittleren und unteren Maingebiet (*doaf*), häufig in Lothringen um Falkenberg und StAvold (*doaf*), an der Wertach um Kaufbeuern und Mindelheim (*doaf*), vor allem aber im Baierlande südlich von Frankenwald und Fichtelgebirge, östlich von oberem Main, Regnitz und Rednitz, nördlich der Donau, im Donautal von Neuburg abwärts und in Südbaiern etwa östlich vom 30 Längengrade (*doaf*, daneben überall noch die Übergangsschreibung *doarf*; an der Salzach zwischen Tittmoning und Salach einige orte mit *duif*).

Die in Ortsnamen wie *Castrop*, *Ohrdruf* bewahrte metathese (ich bitte diesen terminus hier nur rein äußerlich zu verstehn) ist für das simplex in keinem reichsdialect erhalten. dagegen ist svarabhakti einigen gegenden eigen, ohne dass sie consequent bezeichnet würde oder ein festes gebiet für sie abgrenzbar wäre: dem ripuarischen (also zwischen obiger verschiebungs- und der *ik/ich*-linie) linksrheinisch (*dōrep*) und seltener rechtsrheinisch südlich der Wupper (*dorep*); südlich der verschiebungsgrenze dem Moselfränkischen (also bis zur *wat*-linie Anz. xix 97) und zwar sehr häufig zwischen unterer Mosel und Boppard-Bacharach, seltener links der Mosel, vereinzelt im s., sowie rechtsrheinisch etwa bis Freudenberg-Limburg und unterer Lahn (*doref*); selten in Pfalz und Elsass zwischen Queich und Biber (*doref*); dann aber sind zweisilbige formen in dem großen bezirke zahlreich, der ganz ungefähr umrahmt sei durch Speyer-Stadtprozelten a. Main-Hilpoltstein am fränkischen Jura - Donauwörth - Urach - Freudenstadt-Speyer (überwiegend *doraf*, auch *doraf*).

Im lande mit unverschobenem auslaut ist der Stammsilben-vocal zumeist umgelautet (*dörp*, *derp*, s. u.) bis auf folgende ausnahmen. am westlichsten ende der verschiebungslinie hat der ungefähre ausschnitt Blankenheim-Schleiden-Stolberg-Eupen *dorp*;

dgl. an der holländischen grenze der teil zwischen Roer und Straelen ostwärts bis Kempen, Dülken, Dahlen (*dorp, dorep*). die umfangreichste ausnahme bildet der im wesentlichen westfälische bezirk, der begrenzt wird im w. durch den Rhein, im s. durch die verschiebungslinie, im n. und o. ungefähr durch die Vechte bis Schüttorf, die ungefähre curve Schüttorf-Diepholz-Rhaden-Petershagen a. W.-Lage-Höxter und die Weser; sein westlicher teil, etwa bis Freudenberg-Hattingen a. R.-Gronau hat *o* (nördlich der Lippe öfter *a*), das auch sonst im innern des gebietes und besonders an seinen rändern vorkommt (so an der Weser oder südlich der Diemel; westlich vom Dümmersee bis zur Haase *a*); im übrigen aber ist *uo* sein characteristicum (auch *ua*, seltener *oa*, *ou* *ua*). ferner herrscht umlautfreies *o* (wenn auch nicht ausschliesslich) zu beiden seiten der unteren Weser etwa bis Wilhelmshaven-Oldenburg-Sulingen-Verden-Ritzebüttel, ferner an der unteren Leine von Neustadt abwärts, zwischen Gifhorn und Wolfenbüttel, Peine und Schöppenstedt mit dem mittelpunct Braunschweig (daneben viele *a*, doch auch noch *ō*). *darp* kommt einem der verschiebungslinie vom Oberharz bis zur Bode vorgelagerten streifen zu bis an die nordgrenze (*a*-orte *cursiv*) Wernigerode, Derenburg, Halberstadt, Wegeleben, Gröningen, Cochstedt. endlich begleitet ein schmaler *dorp*-streifen die verschiebungsgrenze von der Bode bis Reppen und Drossen jenseits der Oder und bildet so den übergang vom hd. *dorf* zum nd. *dōrp*. etliche *darp* noch zwischen Danzig und Pr. Stargard.

Sonst ist nd. *dōrp* das allgemeine. dafür erscheint im linksrheinischen niederfränkisch (also nördlich der *ik/ich*-linie) oft *dārp, derp*; ebenso nördlich jenes westfälischen bezirktes an der Haase, sowie nördlich der Elbemündung; es herrscht sodann um Hildesheim und Sarstedt und kommt versprengt von hier nordwärts bis zur Lüneburger Heide, westwärts bis zur Weser, südwärts bis zur verschiebungslinie, südostwärts bis zum Harz vor; dgl. *dōrp, dārp, derp* links der Oder zwischen Berlin und Oderberg-Cüstrin und rechts längs dem untern Warthe- und Netzelau bis zur Drage. endlich sind *derp, dārp* dem ganzen osten jenseits von 35 längengrad, Brahe und Weichsel eigentümlich, wobei der übergang zum westlicheren *dōrp* natürlich nur ganz allmählich und ort für ort nicht fixierbar ist.

Hingegen sind im hd. umlautlose formen allgemein. nur an der Eifel ragt das ripuarische *ō* in schmalem streifen ins verschiebende land herüber (*dōrf*); im hessischen an der oberen Lahn, im Schwalmgebiet, am Vogelsberge tauchen einige zerrissene und schwer zu begrenzende zipfel mit *derf, dārf* auf; und zu beiden seiten der Werra von Hedemünden bis Vacha hebt sich deutlich ein *derf*-district heraus (auch *dārf* und *dōrf*), der gen w. Cassel, Grossalmerode, Lichtenau, Spangenberg, Rotenburg, Hersfeld, gen o. Worbis, Dingelstedt, Mühlhausen, Langensalza, Gotha,

Ohrdruf nicht mehr einschließt; endlich *derf*, *därf* noch an der luxemburgischen grenze zwischen Sierk, Merzig, Saarburg.

Sonst ist *durf* schlesisch und zwar im w. bis (*u-orte cursiv*) Schwerin, Blesen, *Meseritz*, Schermeißel, *Liebenau*, Sternberg, Fürstenberg, *Crossen*, *Bobersberg*, Guben, Pforten, *Sommerfeld*, *Triebel*, *Muskau*, Weissenberg, *Reichenbach*, Löbau, *Bernstadt*, Ostritz, *Seidenberg*, im s. östlich vom Riesengebirge bis *Charlottenbrunn*, Neurode, Silberberg, *Reichenbach*, *Nimptsch*, Frankenstein, Münsterberg, *Strehlen*, *Grottkau*, *Falkenberg*, Neisse, Zülz; dieser zuletzt abgeschnittene südliche reichszipfel an der Glatzer Neisse hat *dorf*, in seiner westlichen hälfte auch vielfach *darf*; sonst ist das *u* in Schlesien ganz rein, wechselt nur längs dem Riesengebirge mit *o*. dieser *u*- und *o*-wechsel setzt sich dann westwärts fort und gilt besonders für das kgr. Sachsen nördlich vom 51 breitengrade und darüber hinaus für die gegend zwischen mittlerer und unterer Elster und Saale. sodann ist *durf* einem gebiete zwischen Spessart und Thüringerwald eigen, das gegen w. sich erstreckt bis (*u-orte cursiv*) Karlstadt, *Gemünden*, *Rieneck*, Steinau, *Schlüchtern*, Herbstein, *Fulda*, Lauterbach, Schlitz, *Hünfeld*, Hersfeld, gegen n. bis zum oben beschriebenen *derf*-gebiet, gegen no. bis zum Rennstieg, gegen so. etwa bis zur linie Ilmenau-Karlstadt; letzterer linie sind aber noch eine ganze menge vereinzelter *u* im sonstigen *o*-gebiet vorgelagert bis an die o. skizzierte grenze der nordbair. formen mit *r*-ausfall. endlich *u* noch vereinzelt südlich der Schnee-Eifel, im westlichsten Lothringen jenseits der Mosel, an der Altmühl und Rezat um Gunzenhausen, Spalt.

Im übrigen ist der hd. stammvocal überall *o*, der als ganz offen charakterisiert wird durch wechsel mit *a* in hessischen strichen (dem erwähnten *e*, *ä* benachbart, so zwischen Gemünden und Sachsenberg oder Treysa und Borken), zwischen mittlerer Saale und F. Mulde (wo *a*, *o*, *u* durch einander gehn), zwischen Thüringerwald und Frankenwald und südwestlicher (dgl.), westlich von Trier-Saarburg, im gebiet der Glan und unteren Nahe, seltener im oberen Saargebiet und zwischen Biber und Lauter, am südende des fränkischen Jura zwischen Weissenburg und Freystadt, vor allem aber im bair. südlich der Donau und östlich des Lech, soweit kein *r*-schwund eingetreten ist (s. o.). anders hingegen wie solches *a*, nämlich aus der articulation des folgenden *r* wird sich zumeist *oa* erklären, zumal es in den *r*-losen gegenden besonders häufig ist (*dorf* > *doarf* > *doaf*); abgrenzbar ist es an der Lahn und Nidda, wenn auch noch genug *o* geschrieben werden (und im n. *a*), und zwar durch (*oa-orte cursiv*) Marburg, Schweinsberg, *Kirtorf*, Alsfeld, *Grünberg*, *Laubach*, *Schotten*, Herbstein, *Wenings*, *Ortenberg*, Wächtersbach, Hanau, *Windecken*, Frankfurt, Homburg, *Nauheim*, Usingen, *Butzbach*, Weilburg, *Braunfels*, Herborn (besonders im südlichen teil *doaf*); weiter

vgl. o. beim *r*-ausfall; *oa* ohne letzteren (*doarf*) im schwäbischen streifen von Löffingen-Thengen bis Haigerloch-Trochtelfingen und im Allgäu. von sonstigen einzelerscheinungen, vereinzelt dehnungen uä. wird hier abgesehen.

Von synonymen sind zu erwähnen *loog* in Ostfriesland (s. Mod. wb. u. *löch*) und *ort* in der Taunusgegend, sowie linksrheinisch zwischen Mainz-Worms und unterer Nahe, ferner versprengt in dem ganzen fränkisch-alemannischen complex, der zwischen Schwarzwald, Mittelrhein, unterem und mittlerem Main (bis Ochsenfurt), der politischen grenze des kgr.s Bayern von Aub südwärts, dem Lech und dem Allgäu liegt, hier häufiger von Tauberbischofsheim-Ochsenfurt südwärts bis zum Kocher, in der Rauhen Alb und rechts der Donau bis Ulm; in Schwaben dazwischen etliche *flecken*.

Die Dänen schreiben *by*, vereinzelt *stai*; die Friesen auf Sylt und im Saterland *terp*, auf Föhr und Amrum *tarp*, auf den Halligen und dem festlande (außer den drei südlichsten dörfern mit *terp*) *torp*.

38. *affe* (satz 11).

Die lautverschiebung des inlautenden *p/ff* hat hier eine feste grenze nur bis zur Weser, aber auch in diesem westlichen teil einen ganz eigenartigen verlauf: sie zieht zwischen (verschiebende orte *cursiv*) Geilenkirchen, *Herzogenrath*, Aldenhoven, Eschweiler, *Aachen*, Stolberg, *Cornelimünster*, Nideggen (im w. haben Eupen und ein nachbarort noch *p*), *Gemünd*, Münstereifel, *Ahrweiler*, Remagen, *Sinzig*, Linz, Unkel, Königswinter, Blankenberg, Siegburg, *Waldbröl*, Gummersbach und folgt dann der *ik/ich*-linie, nur dass Fürstenberg, Vöhl, Zierenberg, Immenhausen auf ihrer hd. seite verbleiben. im o. der Weser ist sie bereits in weite sonst nd. landschaften vorgedrungen und zahlreiche ihr noch nordwärts vorgelagerte verschobene formen sprechen für weiteres vordringen; es genügt daher die ungefähre skizzierung, dass die verschiebungsgrenze heute etwa von Hedemünden nach Gardelegen, von Gardelegen nach Luckenwalde zu ziehen ist, dass sie von hier ab Berlin und seine weitere umgebung als hd. halbinsel herauschneidet, dass sie dann etwa von Alt-Landsberg nach Cüstrin läuft, der Warthe und Netze aufwärts bis Filehne nachgeht und endlich wie *ik/ich* schließt. ebenso hat der hd. bezirk östlich der unteren Weichsel seine sonst so feste und consequente grenze hier und da etwas erweitert, und ganz im o., etwa zwischen 54 und 55 breitengrad und jenseits des 39 längengrades, sind die hd. formen mindestens ebenso häufig als die nd. (vgl. o. u. *zwei* s. 100 und die dortigen citate).

Für den stammsilbenvocalismus genügt verweis auf *wasser* (Anz. xix 282 f); doch fehlen die *ä* bei Cleve, ferner sind bair. *o* ganz vereinzelt, dagegen *ä* häufiger im Elsass, wo aber vocaldehnung zwischen Zorn und Breusch nur für zwei orte bezeugt wird; zu

beachten ist, dass das ripuarische *wässer*-gebiet hier *āp* hat (s. o.); alle die verschiebenden eindringlinge nördlich der *ik/ich*-linie haben natürlich auch hd. vocal (*affe*, trotz der sonstigen *oape* uä.); vgl. noch *machen* o. s. 208.

Das auslautende *-e* ist im wesentlichen ebenso weit erhalten wie bei *gänse* usw. für die nordgrenze des *e*-gebietes genügt es wider auf dies paradigma (Anz. xviii 408) zu verweisen. die west- und südgrenze ist sehr scharf zu fixieren und mit den verwanten linien, zuletzt u. *leute* (o. s. 222) und *hause* (o. s. 216), zu vergleichen (endungsorte *cursiv*): Isselburg, *Bocholt*, Wesel, *Dorsten*, Ruhrort, *Mülheim*, Kettwig, *Werden* (um *Mülheim* und *Werden-en*), Velbert, *Langenberg*, Gräfrath, *Merscheid*, *Leichlingen*, Opladen, *Burscheid*, Gladbach, *Gummersbach*, *Waldbröl*. *Freudenberg*, *Siegen*, Haiger, Dillenburg, *Biedenkopf*, Marburg, *Wetter*, Rauschenberg, *Gemünden*, weiter wie bei *leute* (nur Tennstedt, *Gebesee*).

Es bleiben einige einzelheiten zu erwähnen: *haffe* in der Niederlausitz (vgl. u. *eis* Anz. xviii 411, *aus* o. s. 212); *nāp* an der westlichen reichsgrenze um Gangelt und Waldfeucht, sowie südwestlich von Dülken; *āmpe* an der Wupper um Leichlingen und Burscheid; *āft* östlich der Schnee-Eifel um Prüm, *afft* westlich von ihr um StVith und nördlicher, vereinzelt bis gegen Aachen.

Das dänische hat *āf*, daneben oft das compositum *afkat* (*aftekat* uä.). die friesische form ist auf den Halligen und dem mittleren teil der küste *awe* und stimmt sonst zur benachbarten plattdeutschen.

39. *besser* (satz 2 und 18).

Die lautverschiebung *t/ss* stimmt zu *wasser* (Anz. xix 282) nur linksrheinisch und dann zwischen Rothaargebirge und Harz (von Gummersbach bis *Sachsa*); dazwischen zieht sie aber über *Kaiserswerth*, Ürdingen, *Angermund*, Kettwig, Werden, Velbert, Hattingen, *Langenberg*. *Barmen*, Schwelm, Breckerfeld, *Rade v. Wald*, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*; vom Harz ab wiederum großes vordringen gen n.: *Sachsa*, *Andreasberg*, Osterode, *Clausthal*, Grund, *Seesen*, Bockenem, unsicher nordostwärts auf *Öbisfelde*, Gardelegen, *Burg*, Ziesar, *Brandenburg*, Ketzin, *Potsdam*, *Spandau*, *Oranienburg*, Ruppin, *Rheinsberg*, Fürstenberg, Lychen, *Templin*, *Strasburg*, *Pasewalk*, Stettin, *Arnswalde*, Schloppe, *Driesen*, der rest wie *ik/ich*; südlich dieser grenze bis zur *ik/ich*-grenze noch versprengte *t*-reste; die hd. enclave östlich der unteren Weichsel stimmt zu *ik/ich*, dagegen kommt an der russischen grenze wider ein district mit bei weitem überwiegender lautverschiebung hinzu, der im n. etwa bis zum 55 Breitengrade, im w. und sw. etwa bis Ragnit-Insterburg-Darkehmen-Oletzko reicht (vgl. zuletzt o. u. *affe* s. 328).

Das nd. *t* wird *d*, *r* oder schwindet (vereinzelt) wie bei *wasser* aao. im ripuarischen (linksrheinisch durchgängig, rechts-

rheinisch meist nur in nächster nähe des flusses) wechselt *ss* oder */s* (bei vocallänge, s. u.) mit *st*.

Der nd. vocal ist im allgemeinen *ä*; *ē* gilt nur für das mündungsgebiet der Ems (um Leer und Emden) und für die unterste Ruhr; *eä*, *äe* südlich von Straelen-Crefeld; *id* (auch *ie*, *idr* u.v.) ist westfälisch und reicht im s. bis an die verschiebungslinie von Medebach bis Schwelm, im w. etwa bis Schwelm-Dorsten-Coesfeld-Gronau, im n. von Gronau bis zum Dümmersee, im o. etwa bis Dümmersee-Lübbecke-Herford-Bielefeld-Nieheim-Carlshafen-Volkmarsen-Medebach; *ei* östlich der unteren Oder, der verschiebungsgrenze von Stargard i. P. an vorgelagert und gegen n. und no. noch geltend für Dramburg, Tempelburg, Jastrow, Wirsitz, Schubin, Bartschin, Powidz. vocal Kürze im nd. (*bätter*, *better*) umrahmt fast das ganze westfäl. *id*-gebiet, so in schmalem streifen von Barmen über Essen, Dorsten, Coesfeld, Ahaus, Gronau und nördlicher um Schüttorf, Nordhorn, Neuenhaus, Lingen, Freren, Fürstenau, östlich vom Teutoburger Wald (gewöhnlich *da*) bis über Salzuflen, Lemgo, Blomberg hinaus, im s. zwischen Carlshafen-Medebach (s. o.), lautverschiebung und Weser, endlich über die Weser ostwärts hinaus im n. nicht ganz bis Pymont-Hildesheim, im s. und o. bis zur verschiebungslinie (reines *better*); ebenso ferner östlicher an Elbe und Havel in dem von der lautverschiebung gebildeten bogen von Gardelegen bis Rheinsberg; vereinzelt zwischen Oder und Weichsel.

Der hd. vocal ist *e* bis auf folgende niancen (vgl. *bett* Anz. xix 355). *ä* ist sehr häufig im gebiet der oberen Sieg, zwischen Westerwald, Rhein und unterer Lahn, zwischen Vogelsberg und Röhn (an der obersten Fulda einige *a*, *aä*, *ae*) und nördlich und nordöstlich davon bis zum Thüringerwald, seltner im Moselgebiet, im übrigen hessischen, im thüringischen und obersächsischen, vereinzelt im elsässischen und schlesischen (hier neben ebenso vereinzelter *a*); *ø* vereinzelt am Frankenwald, sonst im südlichen Baiern wie bei *bett* aao. vocaldehnung wird oft für das ripuarische bezeugt (teils durch *ä*, teils durch */s*) und wechselt besonders südlich Jülich-Brühl mit diphthongierung (*ei*, namentlich *beister*, s. o.); sonst noch *et* in einem kleinen bezirk nördlich von Würzburg mit Arnstein als mittelpunct.

Zum *-er* vgl. u. *winter* Anz. xix 110 (*wasser* 283, *bruder* o. s. 110, *häuser* o. s. 218), doch ändere man dort die ungenaue angabe z. 17 f über *-e*, *-ä* rechts der unteren Oder dahin, dass diese allem nd. lande von Stettin-Landsberg bis zur hd. enclave an der unteren Weichsel zukommen; eingehendere behandlung bleibt vorbehalten bis nach vollendung aller oder der meisten *-er*-paradigmen. bei *besser* wechselt das ripuarische *-e* mit gänzlichem schwund der endung (*bäs*, *beis*), aufer in den erwähnten *st*-formen (nie *beist*).

Die Dänen haben *bäer*, *bär*, nur im nördlichsten zipfel öst-

lich von Ripen *beier*, *bäier*, auf Alsen und der gegenüberliegenden küste öfter *bä*; die Friesen *bē(e)r* (selten *bäer*) auf den Halligen und dem nördlichsten und südlichsten festlandsteil, *bēter* auf Sylt, *bēdar* auf Amrum, *bēder* auf Föhr und der mittleren küste (vier orte der letzteren *bēdere*, *bēdre*).

40. *fleisch* (satz 19).

Der nd. und md. vocalismus stimmt im grofsen und ganzen zu *hei/s* (o. s. 96 ff). von den dortigen *hitt*- und *hett*-bezirken haben der an der untern Elbe und der am Frischen Haff hier *ē*, der zwischen Wittingen und Salzwedel schwanken zwischen *ē* und *et*, der niederrheinische *et* (sodass dies *et* mit den unter *hei/s* angeführten diphthongdistricten bei Isselburg und zwischen Ruhr und Wupper ein *et*-gebiet ausmacht, das rechtsrheinisch bis über Dinslaken und Wesel noch hinausgreift); an der unteren Vechte von Neuenhaus abwärts hier *ei*, *äi* (dort *hēt*); zwischen Cassel und der *ik/ich*-linie von Zierenberg bis Witzenhausen noch ein schmaler hd. *eu*-streifen (dort *hei/s*); an der russischen grenze um Strasburg hier nur vereinzelte *ei* neben regelmäfsigem *ē* (dort consequentes *heit*). ergänzt sei hier, dass die auch bei *fleisch* widerkehrenden zahlreichen ostpreussischen *ö* wol ohne lautliche bedeutung und aus sogen. umgekehrter schreibung zu erklären sein dürften, weil sonstiges *ö* dort zu *e* entrundet ist (vgl. zb. unter *müde* Anz. xix 353 f), doch werden sie geschlossenes *ē* anzeigen sollen (vgl. hingegen unter *zwei* o. s. 101, wo aber z. 15 *zwä* st. *zwä* zu lesen ist). die bei *hei/s* noch sehr schwankende gegend des Vogelsberges hat bei *fleisch* schon consequenteres *ā* (ostwärts von Schotten-Wenings *oa*); zwischen Andernach, Mayen, Adenau eine *flösch*-enclave (dort nur *häs*); in Lothringen hier viel durchgeführteres *ä*, das bis zur elsässischen grenze vorherrscht, wenn es auch mit vielen diphthongformen noch durchsetzt ist (das *ai* von Coblenz, Ems an hier viel weiter südwestlich noch in der ganzen Hunsrückgegend und südlicher bis Birkenfeld und Oberstein, ja vereinzelt bis Saarbrücken; *et* besonders um Bolchen und StAvold).

Hingegen sind im obd. süden die vocalischen abweichungen zwischen beiden paradigmata viel erheblicher. so ist die südgrenze des grofsen *ā*-gürtels hier bedeutend eingeschränkter; nachdem sie bereits in der Pfalz (bei Kirchheimbolanden und Pfeddersheim) eine kleine einbuchtung erlitten, nimmt sie namentlich von der politischen grenze Baierns zwischen *Crailsheim* und Dinkelsbühl an ihren eignen, freilich sehr schwankenden verlauf über *Rothenburg*, *Windsheim*, *Neustadt*, ganz unsicher weiter bis *Hollfeld*, *Weismain*, *Steinach*, *Cronach*, *Lichtenberg*, *Tanna*, *Ölsnitz*, *Schöneck*; freilich erscheinen versprengte *ā* noch südlicher bis zu der für *hei/s* gegebenen grenze. ebenso ist der westschwäbische *oa*-bezirk hier viel beschränkter: seine westgrenze ist vom westlichen *ai* (das auch um Renchen, Achern, Bühl gegen-

über dortigem *heifs*, *hāifs* herrscht) stark zurückgedrängt, und wenn auch vereinzelte *oa* bis zu der für *heifs* beschriebenen linie noch sich finden, so liegen doch von den dort aufgezählten orten Dornstetten, Freudenstadt, Schiltach, Villingen, Bräunlingen, Löfingen nicht mehr innerhalb des für *fleisch* abgrenzbaren *oa*-gebietes; von den orten seiner ostgrenze liegen hier Grötzingen außerhalb und Ravensburg innerhalb derselben; die *ō* am Bodensee fehlen für *fleisch* völlig. die östliche scheide des ostschwäbischen *oi*, *oe* schneidet hier die Donau schon oberhalb Donauwörth und zieht dann unsicher gen sw. auf Mindelheim zu, wenn auch versprengte *oi* noch bis zum Lech hin sich finden. die wesentlichste abweichung aber besteht in dem ganz Baiern östlich von diesem *floisch*- und dem oben begrenzten *fläsch*-gebiet beherrschenden, consequenten *fleisch* (gegenüber *hoafs*, *hoifs*, *hāifs*); die *ei*-schreibung ist hier ebenso rein wie beim *ei* < mhd. *ī*, und wie bei diesem fehlen hier selbst die *ä*-formen am Böhmerwalde nicht (vgl. Anz. xviii 411).

Die auslautende consonanz erscheint als *-s*, *-fs* in der gegend, die zwischen dem westlichen teile der *ik/ich*-linie, der oberen und mittleren Ruhr und der ungefähren linie Dortmund-Gronau liegt, sowie nördlicher längs der holländischen grenze, besonders im Vechtegebiet, und wider an der untersten Ems und am Dollart von Papenburg bis über Emden hinaus; außerdem vereinzelter zwischen unterster Weser und unterster Elbe etwa bis zur Wümme; endlich zwischen Hamburg, Lauenburg, Lübeck. vorwiegend *sk* (selten *schk*) wird geschrieben in allem lande, das zwischen jenem westfälischen *s*-streifen einerseits, dem 27 längengrade und der unteren Weser (von der Allermündung abwärts) anderseits gelegen ist; verstreut erscheint es außerdem von der Lüneburger Heide nordostwärts über die Elbe bis nach Mecklenburg hinein. einzelne *-s* und *-sk* noch an der hinterpommerschen küste. vgl. die andre verteilung der *s*-schreibungen bei *schnee* o. s. 91.

Im thüringischen, obersächsischen, schlesischen zahlreiche dativendungen *-e*, allerdings meist mit vorangehendem artikel.

Die Dänen haben *kjör*, *kjöd*, *kjō*, deren unterschied bei der rudimentären aussprache des dän. *r* und *d* im auslaut nur graphisch sein wird. von den Friesen steht Sylt für sich mit *mēt*; sonst gilt für Amrum, Föhr und die Halligen *flāsk*, für Oland *flōsk*, für die küste sowie für das Saterland *flāsk* (statt *-sk* oft *-sch* geschrieben).

41. *weh* (satz 8).

Das synonyme *sēr* bildet längs der holländischen grenze von Wilhelmshaven bis Gronau ein scharf abgegrenztes gebiet (daneben besonders in seinen nördlichen und südlichen gegenden *sār*): seine ostscheide folgt vom Jadebusen an ungefähr der oldenburgischen grenze bis zum schnitt mit der Haase, schließt südlicher Fürstenau und Freren ein, trifft die Ems unterhalb Rheine, die

Vechte oberhalb Schüttorf und läuft südlich an Gronau vorbei auf die reichsgrenze. das übrige Oldenburg und die gegend um Syke, Hoya, Bremen, Osterholz gebrauchen statt *tun mir weh* gewöhnlich *killt (kellt) mi*.

Das sonst überall vorhandene *weh* stimmt mit seinem vocalismus in Niederdeutschland im allgemeinen zu *schnee* (o. s. 102), nur etliche der dortigen besonderheiten treffen hier nicht zu und werden sich daher wenigstens teilweise aus anlehnung an *schneien* erklären: es fehlt für *weh* das *ei* an der unteren Oste und das *ie* im östlichen Wagrien; um Osnabrück nur erste anfänge der diphthongierung; *ē* an der verschiebungslinie nördlich von Cassel nur in der ausdehnung wie bei *heifs* (o. s. 98); ebenso nur die beiden nd. *eu*-bezirke wie bei letzterem; es fehlt die *ie*-enclave östlich von Hannover (hier nur *wei*); östlich der Weichsel nur ein deutlich begrenzbares *wie*-gebiet innerhalb der hd. enclave mit Elbing, Pr. Holland, Liebstadt, Mohrunen, Christburg, Saalfeld, Liebemühl; der *ei*-bezirk in der mark Brandenburg ist hier besonders gegen so. eingeschränkter und reicht nur bis *Fürstensefelde*, Cüstrin, Seelow, Müncheberg, *Fürstenwalde*, Beeskow, *Storkow*, Buchholz, *Golssen*, Luckau, Dahme, *Jüterbogk*, Seyda usw. (wie bei *schnee* aao.).

Auch auf hd. boden ist im grofsen und ganzen die vocallische entwicklungsverwantschaft von *schnee* und *weh* unverkennbar. ich beschränke mich auf folgende abweichungen, die freilich einen kartenentwurf von *schnee* nach meinem bericht voraussetzen; eingehendere combination bleibt vorbehalten, bis alle hierher gehörigen paradigmata verarbeitet vorliegen. die grenze des grofsen *wie*-gebietes im w. stimmt zu *schne* (und *grū/s*) bis Lauterbach, zieht dann aber zwischen *Alsfeld*, Grebenau, *Schwarzenborn*, Hersfeld, *Rotenburg*, Sontra, Waldkappel, (nach w. biegend) Melsungen, Felsberg, *Homberg*, *Gemünden*, Frankenau, *Battenberg*, Hallenberg, *Berleburg*, Schmallenberg, Hilchenbach, Siegen, *Haiger*, *Freudenberg*, *Waldbröhl*, Eckenhagen, Gummersbach (südwestlich von beiden wider *wē*), Wipperfürth, Hückeswagen, *Remscheid*, Lüttringhausen, *Gräfrath*, *Wülfrath*, Kettwig, Mülheim (um Mülheim, Kettwig, Velbert, Elberfeld, Barmen wider *wia*), Duisburg, *Angermund*, Kaiserswerth, *Düsseldorf*, *Neufs*, Crefeld, *Kempen*, Geldern, *Straelen*; innerhalb dieses complexes fehlen die für *schnee* gezeichneten *ei*-enclaven für *weh* (nur einzelne *wei*, *wej* nördlich der untersten Lahn und südlich von Biedenkopf); in den hessischen teilen überall versprengte *wē*; überwiegende *ie* im w. nördlich der Schnee-Eifel längs der reichsgrenze etwa bis Blankenheim-Jülich-Crefeld, ferner um Remscheid und nordöstlicher, sowie an der Sieg etwa innerhalb Waldbröl-Altenkirchen-Haiger. die westgrenze des östlichen *wie*-gebietes zieht über den Rennstieg und weiter über *Eisenach* und *Creuzburg*, um dann ganz unsicher gen no. zu laufen; von den für *schnee* bezeichneten drei *ē*-enclaven inner-

halb dieses gebietes ist die im n. des Erzgebirges für *weh* viel eingeschränkter und reicht nördlich nur bis Werdau, östlich nur bis Hartenstein-ObWiesenthal, die beiden schlesischen fehlen ganz. dem großen *schnei*-bezirk zu beiden seiten der Fulda entspricht, soweit die *wie*-formen nicht schon in seine gegenden hineinreichen, gröstenteils *wē*, nur an der Hainleite wider etliche *wef* und an der Werra zwischen Berka und Witzenhausen viele eingestreute *wie*. die *ia* zwischen Münnerstadt-Königshofen und Hammelburg-Schweinfurt fehlen bei *weh*, dafür (wie südlicher bis Würzburg) *wea*, *wāa*. von den grenzorten des schwäb. *ai*, *ae* bringe man auf der kartenskizze von *weh* Riedlingen, Spaichingen, Tullingen, Beilstein auf die andre seite der linie wie bei *schnee*.

Als besonderheiten treten auf dem rechten Regnitzufer etwa bis Forchheim-Pottenstein-Hollfeld-Bamberg neben *weh* und seltenerem *wie* die formen *weg*, *wech*, *wig*, *wich*, *wieg*, *wiech* auf.

Formen mit endung *-e* häufig in Westfalen (*weue*, *weie*), vereinzelt auch in den östlicheren teilen jenes großen diphthongierungsgebietes, häufig dann wider in der gegend von Magdeburg und in nordöstlichem bogen bis gegen Berlin hin (*wehe*).

Die nördliche hälfte des plattdeutschen reichsgebietes hat *undt* (selten *ondt*), die südliche *wē*, Alsen schreibt *wie*; die Nordfriesen gebrauchen *sier*, auf Amrum und Föhr *sjar*, in den südlichsten küstenorten *wie*, *wier*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

ENTGEGNUNG.

Die im Anz. xx 42 ff abgedruckte besprechung meiner 'Erasmusstudien' durch hrn Max Herrmann wird mir die erwünschte veranlassung geben, die frage nach dem geburtsjahr des Erasmus einer nochmaligen untersuchung zu unterziehen. an dieser stelle gestatte ich mir, auf folgende puncte aufmerksam zu machen:

1) S. 46 bemerkt H., dass Knight zu der annahme, Colet sei 1466 geboren, nur auf grund der von mir citierten stelle des Erasmischen briefes gekommen sei, indem Knight 1466 für das geburtsjahr des Erasmus hielt. ich ersuche H., den beweis für diese behauptung anzutreten. Knight selbst gibt in seinem Leben Colets keine angabe, wann Erasmus geboren, in seiner Erasmus-biographie nimmt er als Erasmus geburtsjahr 1467 (!) an (vgl. s. i meiner Erasmusstudien). an der Knightschen angabe, dass Colet 1466 geboren, hatte und habe ich umsoweniger anlass zu zweifeln, als die von Knight mitgeteilte, sicher kurz nach Colets tode gesetzte grabinschrift unzweifelhaft 1466 ergibt.

2) S. 45 behauptet H. gegen s. vi meiner arbeit, die angaben des Basilers JHerolt enthielten keinen widerspruch. Herolt gibt an (Erasmio pp. viii 635 E), Erasmus sei 28 oct. 1467 geboren und 12 juli 1536 'iam septuagenarius' gestorben. *septuagenarius* kann bedeuten: 1) im 70 jahre stehend, 2) 70 jahre alt, 3) allgemein: ein siebziger. im 1 falle

würde als geburtsjahr 1466, im 2 1465, im 3 1465, 1464, 1463 usw. anzunehmen sein. auf alle fälle aber ist 1467 ausgeschlossen. die angaben Herolts enthalten also einen nicht zu beseitigenden widerspruch und sind daher nicht verwertbar.

3) Am schluss spricht H. von der 'sicherheit, mit der sich R. für 1466 entscheidet'. im schlusswort (s. xviii) betone ich: '... gehn auch die äusserungen des Erasmus ... nicht auf ein einziges jahr zurück, so erweist sich doch 1466 als das jahr, das ... die gröste ... wahr-scheinlichkeit für sich hat, als das geburtsjahr zu gelten'.

4) Ferner behauptet H.: 'die monatsangaben der drucke scheinen ihm dagegen (gegenüber den jahreszahlen) offenbar über jeden zweifel erhaben zu sein, eine inconsequenz in der skepsis, die mitunter bedenkliche folgen haben kann'. H. scheint nicht zu beachten, welche verschiedenheit in der überlieferung der jahreszahlen gegenüber den monatsangaben besteht. s. 5 meiner arbeit habe ich die notwendigkeit betont, auf die jeweilige editio princeps der einzelnen briefe zurück-zugehn, da die spätern ausgaben vielfach abweichungen und, was hier besonders in betracht kommt, willkürliche zusätze (vor allem bei den jahreszahlen) aufweisen. für den wert der ed. princ. spricht der um-stand, dass daselbst die briefe auf grund der hslichen vorlage (concept oder original) abgedruckt sind, während bei den späteren drucken nur in wenig fällen eine vergleichung mit der hslichen vorlage und eine verbesserung darnach nachzuweisen ist, wie ich an anderer stelle ausführlich darzulegen gelegenheit haben werde. dadurch, dass die monats-angaben — im gegensatz zu den meist erst später hinzugesetzten jahres-zahlen — in der ed. princ. bezeugt sind, ist für ihre richtigkeit eine wichtige stütze gewonnen, die noch wesentlich durch die erwägung gestärkt wird, dass bei den meist nach dem römischen calender oder durch festbezeichnungen ausgedrückten monatsangaben weniger leicht lese- und druckfehler vorkommen können, als bei den jahreszahlen.

Dresden, april 1894.

ARTHUR RICHTER.

Zu meiner freude sieht hr dr Richter offenbar die unhaltbarkeit seiner methode ein: gegenüber der sicherheit, mit der er seine frage gelöst zu haben meinte, hält er nun doch eine nochmalige unter-suchung für nötig, für die er uns hoffentlich mit reichem neuem material beschenken wird. bevor er sie beendet, wird er hoffentlich weiter einsehen, dass er seinen behauptungen den anschein der sicherheit verleiht, wenn er sie mit sätzen abschliesst, wie sie jetzt bei ihm s. xviii f zu lesen sind: '... so dürfen auch wir kein bedenken mehr tragen, dieses jahr fernerhin als das geburtsjahr des Erasmus anzu-sehen' und '... so muss 1466 sein geburtsjahr sein'. ich empfehle ihm ferner das studium des causalsatzes, in dem ich meine beurteilung des Heroltschen zeugnisses begründet habe: bisher hat er ihn offenbar übersehen. ziemlich ebenso überflüssig, wie infolge dessen seine aus-führungen unter nr 2, ist die belehrung, die er mir unter nr 4 zu

erteilen meint: sie wäre am platze, wenn ich die extreme theorie vertreten hätte, die monatsdaten wären ebenso unzuverlässig wie die jahresangaben; statt dessen bemängelte ich nur seine nach der entgegengesetzten seite hin mindestens ebenso extreme praxis, die monatsdaten ohne jeden zweifel zu übernehmen.

Dass R. sich meine anschauungen über den wert seines materials zu eigen gemacht, beweist auch punct 1 seiner 'Entgegnung'. R. hätte den brief des Erasmus an Justus Jonas gewis nicht so an die spitze seiner einwände gestellt, wenn er nicht im gegensatz zu seiner früheren beweisführung, welche die stelle nur zur bestätigung der satksam bekannten tatsache heranzog, dass Erasmus 1519 das jahr 1466 für sein geburtsjahr hielt, jetzt mit mir einsähe, dass dieser brief für die weit wichtigere feststellung über die ansicht zu verwerten ist, die Erasmus 1499 über sein geburtsjahr hegte, sobald wir das geburtsjahr des JColet mit sicherheit zu fixieren wissen. unsere anschauungen gehn jetzt nur noch in der frage auseinander, ob diese bedingung erfüllt ist. R. bleibt bei seinem ja, ich bleibe bei meinem nein. freilich habe ich wol etwas zu rasch Knights ansetzung (1466) auf den genannten brief des Erasmus zurückgeführt, weil knight keine quelle angibt und jenen brief als hauptstütze seiner ganzen darstellung benutzt hat. aber noch weniger glücklich ist R., wenn er Colets grabstein zur grundlage seiner (und Knights?) berechnung wählt. 'unzweifelhaft' ergibt dieser grabstein als Colets geburtsjahr 1466? dann würde als Erasmus geburtsjahr 'unzweifelhaft' 1465 sich ergeben. denn Colet ist — und hier kann ich das wort unzweifelhaft wol ohne gänsefüßchen verwenden — im januar geboren: 'zwei bis drei monate später' als Erasmus, dessen geburtstag auf den 28 oct. fällt. Colet jan. 1466 dh. Erasmus oct. 1465. und damit hätte R. seine eigene theorie beseitigt. tatsächlich aber ergibt Colets grabstein überhaupt nichts 'unzweifelhaftes'. Colet starb sept. 1519, und seine grabschrift sagt: '*vixit 53 annos*'. das kann natürlich gerade so gut heißen: er starb im 53 lebensjahre wie: er hat das 53 lebensjahr überschritten; also: er ist jan. 1466 oder 1467 geboren. daraus folgt weiter: Erasmus hielt 1499 entweder 1465 oder 1466 für sein eigenes geburtsjahr. und so muss ich diese antwort wiederum mit den worten schliessen: 'als ergebnis der ganzen untersuchung bleibt nur die erkenntnis, dass wir mit hilfe des vorhandenen materials das geburtsjahr des Erasmus nicht bestimmen können'.

Berlin, 9 mai 1894.

MAX HERRMANN.

ZUR KLAGE EINES EHEMANNES (Zs. 38, 153).

Die bemerkung Roethes zu v. 5 dieser klage gibt den sinn des ausdrucks *sandritter* dh. *san dritter* als selbdritter richtig an. Schmeller II² 285 belegt und erklärt ihn als *samt-dritter*, wobei *samt* wol für ein älteres *sam* eingetreten sei.

KEINZ.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 4 October 1894

Altgermanische metrik. von EDUARD SIEVERS. (Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialecte. herausgeg. von WBRAUNE. ergänzungsreihe II.) Halle, MNiemeyer, 1893. xvi und 252 ss. 8°. — 5 m.

Dieses buch ist der etwas erweiterte und umgestaltete ursprüngliche entwurf der kürzeren darstellung, welche Sievers von demselben stoffe im II bande von Pauls Grundriss gegeben hat. das werk scheidet sich in eine objectiv statistische darlegung der metrischen tatsachen und einen subjectiven teil, als welchen S. selbst alles 'entwicklungsgeschichtliche, namentlich den versuch einer vollständigen rhythmisierung' bezeichnet. beide teile sind mit absicht gänzlich getrennt von einander gehalten worden.

In einer einleitung gibt S. eine kurze übersicht über die verschiedenen theorien, welche vom metrum des alliterationsverses aufgestellt worden sind, und setzt sich mit seinen gegnern auseinander. indem er dann den stichischen character der westgerm. alliterationsdichtung erörtert, knüpft er daran den satz, dass man im gegensatz zum strophischen character der nordischen alliterationspoesie auch 'das germanische epos, soweit es für den einzelvortrag bestimmt war, für stichisch, höchstens tiradenartig gegliedert werde erklären dürfen', eine vermutung, die mindestens ebenso wahrscheinlich ist, wie die gegenteilige, soweit dadurch nicht zugleich ein praejudiz über die dichtungsart gegeben sein soll, welcher der in der alliterationspoesie verwendete vers entstammt. im anschluss daran verteidigt S. seine ansicht, dass für diese alliterationspoesie der sprechvortrag oder der recitatorische vortrag ('sprechvortrag mit freier intonation') anzunehmen sei, und da neuestens auch Heusler das gleiche als seine und Möllers ansicht hinstellt, so dürfte dieser teil der frage nun wol einer weiteren discussion entraten können. dann folgen die bekannten 5 typen S.s, welche die schemata der alliterationsverse nach ihrer silbenzahl, der stellung und quantität betonter und unbetonter silben umschreiben, den früheren aufstellungen gegenüber mit geringen modificationen, unter denen die wichtigste ist, dass der früher als erweitertes E bezeichnete typus jetzt als ein erweitertes A angesehen wird (s. 32, nr 3c). darauf werden

allitteration (und reim), das verhältnis von versbau und satzaccent, sowie von vers- und satzgliederung erörtert. bekanntlich macht sich im allitterationsvers eine besonders enge beziehung zwischen der versbetonung und einer rhetorisch gesteigerten prosabetonung, eine außerordentliche empfindlichkeit des verses gegen jede eigenheit des natürlichen accentus geltend¹, wie sie mir nur bei einem sprechvers verständlich ist. ich wundere mich, dass in diesem zusammenhang § 30, 2b nicht auf den beweis eingegangen ist, den das enjambement liefert. die zusammengehörigen satzteile, welche durch dasselbe von einander getrennt werden, werden durch eine eigenartige betonung wider zusammengeschlossen. dieser eigentümlichkeit muss die verstechnik folgen und solche wörter, wenn sie auch sonst wenig betont sind, an die stabstelle setzen, zb. Hel. 5401 *was thar óc bi stnon | sundion giheftid*, oder in dem häufigen *werthan* oder *wesan an thesaro weroldi*, mit *werthan*, *wesan* als hilfszeitwörtern, zb. 998. in den vier folgenden abschnitten reiht sich dann eine eingehende erörterung der an., ags., alts. und ahd. metrik an.

Was bis hierhin vorgetragen ist, stellt S. auch heute noch als das objective tatsachenmaterial hin, welches zunächst unserer beobachtung untersteht, mit dem aber 'eine darstellung der positiven regeln der altgermanischen verskunst nicht in vollem umfange gelöst ist' (s. vii), eine 'statistische classification der vorkommenden natürlichen betonungsformen' (s. 8), als 'einfachen ausdruck einer reihe statistisch gefundener positiver einzelregeln der verstechnik' (s. 8), 'die durch directe vergleichung der denkmäler erreichbaren resultate' (s. 9). obwol S. die verse vor jahren schon so gelesen hat, wie er sie jetzt rhythmisiert (s. x, vgl. auch s. viii unten), obwol er vom anfang seiner metrischen studien an 'natürlich von einer bestimmten gesamtauffassung geleitet (s. viii),

¹ diesen allgemein anerkannten satz darf man indessen nicht missverstehn. es steht sicher nicht so, dass jede betonung im allitterationsvers mit der betonung desselben satzes in prosa übereinstimmt. die durchgehnde bevorzugung des nomens vor dem verbum widerstreitet zb. der sonstigen erfahrung, dass 'im isolierten satze das psychologische praedicat als das bedentsamere, das neu hinzutretende, stets das stärker betonte element ist. dies dürfen wir wol als ein durch alle völker und zeiten durchgehendes gesetz betrachten' (Paul Principien² 101). wie andere momente, so werden in der poesie auch betonungstypen leicht verallgemeinert, und das dürfte besonders zutreffen in einer poesie, die so viel manier verrät, wie die alliterierende. solche verallgemeinerungen gehn wol zunächst aus dem versbedürfnis hervor, werden aber dann zur eigenheit des poetischen, sich vom prosaischen gern unterscheidenden stils und zugleich zum hilfsmittel für das gedächtnis, welches die überlieferung der poesie allein zu tragen hat. auch gewisse andere willkürlichkeiten wird diese poesie sich ebensowenig versagt haben, wie sonstige versificationen. die gleichen satzglieder stehn im typus A³ und in den typen B und C mit rhythmisch verschiedenem werte. man wird auch zuweilen einen ton willkürlich etwas gehoben oder herabgedrückt haben, so dass die grenzen zwischen den verschiedenen typen nicht überall fest bleiben.

von einer bestimmten auffassung der betreffenden rhythmischen formen ausgegangen war' (s. ix), so hatte er bis hierhin doch 'auf den versuch einer vollständigen rhythmisierung der verse vorläufig verzichtet' und 'sich ferner mit vollem bewusstsein der aufstellung einer entstehungshypothese enthalten' (s. 9). auch jetzt gibt er die möglichkeit zu, dass man sich zwar nach seiner darstellung über die empirischen gesetze der verbildung orientieren, aber doch an den theoretischen ausführungen des 7 abschnitts anstoss nehmen könne (s. xi). ich meine, dass man den S.schen statistisch gefundenen positiven einzelregeln der verstechnik, diesen geradezu befreiend wirkenden ergebnissen seiner im hauptsächlich anschluss an Rieger unternommenen früheren arbeiten nicht auf allen seiten gerecht geworden ist, dass man über dem gefühl einer nicht vollkommenen inneren befriedigung und dem wunsche oder auch der hoffnung, über diese ergebnisse hinaus gelangen zu können, zu sehr vergessen hat, dass diese ebenso entsagungs-volle wie scharfsinnige und gelehrte untersuchung eines spröden materials uns doch wenigstens endlich die sicherlich nicht zu unterschätzende gewissheit gegeben hat, welche gestalt ein alliterationsvers haben kann und welche nicht, und so erst die grundlage geliefert hat auch für diejenigen, die über S. hinausgefragt sind. ich kann es darum verstehn, wenn S. den auch in der öffentlichkeit nicht immer billig urteilenden gegnern gegenüber unmutig geworden ist, und nun auf beiden seiten worte fallen und urteile ergehn, die im interesse der sache besser unterblieben wären. S. hätte sich vielleicht sagen dürfen, dass gerade die unantastbarkeit seiner ergebnisse den lebhaften wunsch rege machen musste, das wesen der nunmehr feststehenden und deutlich geschauten tatsachen zu ergründen. ist es nicht ein sprechender erfolg, wenn eine untersuchung eine so umfangreiche litteratur anregt, wie es die S.sche getan hat? es ist offenbar andern ähnlich wie mir ergangen, nämlich wie einem, der die einzelnen züge eines bekannten gesichts deutlich vor sich sieht und sich verlangend abmüht, das ganze gesicht zu schauen. S. selbst gibt zu, dass seine typen nur die äusserliche formulierung der statistischen tatsachen waren (vgl. s. 9f). er musste darum gewärtigen, dass seine classification leicht modificiert werden könne. und das ist von verschiedenen seiten nicht lange nach ihrer veröfentlichung, und zwar m. e. mit den besten gründen geschehen. dabei denke ich hauptsächlich an die nachweise, dass die typen nicht immer so zusammengehören, wie S. sie geordnet hat, viel weniger an neue formulierungen derselben, die vielleicht zweckmäßiger, darum aber doch kaum weniger äusserlich waren. trotzdem erscheinen, ich muss gestehn einigermaßen zu meiner verwunderung, die alten typen in der früheren anordnung wider. wenn nun aber gar in dem neuen teil des buches, dem 7 abschnitt, den S. selbst als den subjectiven teil bezeichnet, der die entwick-

lungsgeschichtlichen untersuchungen und den versuch einer vollständigen rhythmisierung bringt, die ursprünglichen typen ihre historische rechtfertigung erhalten, so kann das von vornherein für die objectivität dieses subjectiven teiles nicht gerade einnehmen.

S.s entwicklungsgeschichte geht aus von einem urvers, den er dem vers der altind. gāyatrī gleichsetzt $\times \acute{\times} \times \acute{\times} \times \acute{\times} \times \acute{\times}$. schon vor der germ. zeit hatten sich die teile und damit die icten je nach der syntaktischen gliederung verschieden gruppiert, zb. $\times \acute{\times} \times | \acute{\times} \times \acute{\times} \times \acute{\times}$; $\times \acute{\times} \times \acute{\times} | \times \acute{\times} \times \acute{\times}$ usw., bis zu 5 schematen. durch den germ. accent wurden in diesen gruppen deutlicher haupthebungen von nebenhebungen abgesondert, indem sich mit dem wortaccent auch die syntaktischen betonungsverhältnisse stärker der berücksichtigung aufdrängten (den obigen schematen entsprechend, nun $\times \acute{\times} \times | \acute{\times} \times \grave{\times} \times \grave{\times}$ und $\times \acute{\times} \times \grave{\times} | \times \acute{\times} \times \grave{\times}$)¹. die weiterwirkenden factoren waren erstens, wie im anschluss an Möller angenommen wird, die sprachlichen synkopen, die zb. aus *wīsa-fāstaz* | *wórdamīz* ein ags. *wīsfæst* | *wórdum* gestalteten, und zweitens, wie S. auf grund einer anregung des dr Sarau annimmt, die unterdrückung der nebenhebungen (schwächsten hebungen), welche eine notwendige folge des übergangs vom tactmäßigen gesang zum sprechvortrag war (s. 173. 186). so entstanden aus jenen 5 schematen die 5 typen. sie unterscheiden sich von jenen 1. durch die gröstenteils durchgeführte unterdrückung der schwächeren hebungen, 2. durch die einschränkung der aufacte, 3. durch die besonders im an. und ags. häufige vermindernung der silbenzahl der verse, 4. durch die regelung der als auflösung bezeichneten erscheinung. der schwellvers muss durch dieselben entwicklungszüge aus einem andern grundvers entstanden sein. es liegt nahe zu vermüten, dass auch er noch über die germ. zeit hinausgehe und geschichtlich etwa mit einem der längeren ind. versmaße, wie dem elfsilbigen *trishtubh* oder der zwölfsilbigen (und sprachlich vorwiegend dreiteiligen) *jagati* zu verbinden sei (s. 213).

Man kann zugestehn, dass diese grundgedanken mit ungewöhnlichem geschick durchgeführt sind, und man muss anerkennen, dass auch dieser teil des buches eine fülle trefflicher gedanken und anregender beobachtungen enthält; aber die theorie muss ich ablehnen, weil ich die grundgedanken, auf denen sie aufge-

¹ also nicht in dem sinne, dass regelmässige dipodien entstanden, etwa $2\frac{1}{2}$ tacte statt $4\frac{1}{2}$ (Möller Zur ahd. allitterationspoesie s. 111), sondern in dem sinne, wie er noch für Otfrids vers gilt. solche verse sind grundsätzlich zunächst nicht von denen mit 4 gleichen icten verschieden und können mit ihnen wechseln. eine grundsätzliche scheidung ist weder durch den allitterationsvers, noch durch Otfrids vers, noch durch den mhd. volkstümlichen vers erwiesen, denn es ist etwas wesentlich davon verschiedenes, wenn im allitterationsvers, lediglich unter dem einfluss der allitteration, die zwei teile des verses, die ihrem ursprung nach ungleich sein können, sich im gewicht untereinander ausgleichen.

baut ist, die wirksamkeit der vorausgesetzten entwicklungsfactoren nicht anzuerkennen vermag. wir wollen die möglichkeit nicht bestreiten, dass auch einmal ein alter sang in seinem alten text über eine durchgreifende, die silbenzahl der wörter antastende sprachveränderung hinaus bewahrt worden sei, indem der text in der neuen gestalt das metrum zu concessionen gezwungen habe, die eine wirkliche veränderung des rhythmus in seinen unterteilen oder gar in seinen hauptgliedern bedeuten, mit andern worten, dass ein altes lied nunmehr in einem mase erklingen sei, welches neben dem alten mase als ein wirklich anderes hätte erscheinen müssen. aber wo hat man die historischen be- weise dafür? wenn an der allmählichen ausfüllung der senkungen in unserer verskunst auch die sprachveränderung ihren anteil hat, so ist das doch eine veränderung in der sprachlichen betonung, die fortschreitende wirkung der wurzelaccente. ausserdem sind die verse, wie sie Konrad v. Würzburg und noch spätere bauen, dieselben — soweit es hier darauf ankommt —, die auch Otfrid neben solchen wie $\angle \underline{\quad} \times$ und gleichwertig mit diesen baute. die regel ist jedesfalls, dass der rhythmus das bleibende ist, und dass die texte, wenn sprachveränderungen das nötig machen, sich umgestalten, bis sie dem rhythmus, dh. dem bestimmten be- wegungsgefühl oder der akustischen erinnerung genügen. es ist dasselbe, wie wenn jemandem einzelne worte eines textes ent- fallen; er gruppiert dann entweder die unterteile des rhythmus etwas anders, oder er setzt andere worte ein; der vers bleibt jedesfalls derselbe. auch in dem beschränkten mase, wie es s. 158f fürs as. angenommen wird, ist mir die beeinflussung des metrum durch die sprachliche entwicklung noch fraglich. selbst wenn es sich nur darum handelte, dass zweisilbige senkung zu- lässig würde, wo sie es früher wirklich nicht gewesen sein sollte, würde ich immer noch an die möglichkeit einer änderung der sprache, das verhältnis der betonten zu den unbetonten silben betreffend, oder an eine veränderung des poetischen vortrags denken. die von S. § 116, 5 besprochenen sogenannten C^a, wie *that hie sia só hélaglīco*, sind allerdings schwer zu beurteilen. wenn die formel $\dots \angle \underline{\quad} \times$ richtig den ganzen umfang des typus C bezeichnet, so muss ein solcher vers entweder so gesprochen worden sein, dass er in irgend einer weise dem typus genügte (und die ungewöhnliche aussprache könnte wol nur eine reduction der hochbetonten silbe *hé-* bedeuten), oder aber er folgt einem anderen geläufigen typus. dass eine neue form entstehe, die wirklich um eine silbe länger sei, als frühere formen, kann ich nicht glauben. Hel. 4785 list Mon. *mīnes fader gefrummien*; das ist A mit zweisilbigem auftact und doppelallitteration. Cott. list aber *mīnes fader frummien*. hier ist gewis die allitteration nicht übersehen worden, dann können wir aber auch diesen vers nur als A auffassen, also mit einer ungewöhnlichen form dieses typus.

ohne den zwang der alliteration würde der vers ein regelrechtes C¹ sein. die willkür in der betonung muss aber ebenso gut möglich sein, wenn es statt *frummanien* heisst *wirkean*. also den vers *mtnes fader wirkean* konnte man nach C und nach A lesen. die betonung war je nachdem etwas verschieden, und die glieder ordneten sich anders; aber sie blieben innerhalb desselben metrischen rahmens. wir finden es hier zugleich bestätigt, dass die einzelnen typen in einander übergehen; die formen, von denen wir sie ableiten, sind ja auch nur variationen desselben grundschemas. ein sprachlicher vorgang, von dem man gewis vermuten könnte, dass er die metren umgestaltet habe, wenn man bedenkt, dass er notwendig beim verse berücksichtigung verlangte und dadurch die metrische verwendbarkeit der wörter beträchtlich eingeschränkt wurde, ist die verschiebung des germ. accentus. trotzdem wüste ich, von dem oben s. 340 hervorgehobenen moment abgesehen, eine bestimmte rhythmumsumgestaltende wirkung desselben nicht wahrscheinlich zu machen. freilich müsten wir dafür auch wol genauer wissen, wie denn vorher ein vers gebaut war.

Mit rücksicht auf Sarans hypothese hätten wir die frage aufzuwerfen, wie verhielt sich überhaupt die 'melodie' eines vorgerm. liedes zur rhetorischen declamation desselben? doch sicher nicht so, wie beide sich in unseren tagen verhalten. die melodie hat sich in jener zeit doch wol eng an den declamatorischen vortrag angeschlossen, und wenn die beiden sich mit der zeit weiter voneinander entfernt haben, so ist das allmählich geschehen. ausserdem haben wir für den fall, dass ein grösserer abstand anzunehmen ist, zu fragen, wie weit war der verf. eines liedes bei der rhythmischen gestaltung von der melodie, wie weit von einem bloßen sprechvortrag geleitet? wenn ein rhythmus, der eng mit einer melodie verknüpft ist, diese aufgibt, so mag sich wol leicht das tempo verändern. aber in wie weit die übrigen verhältnisse des rhythmus dabei angetastet werden, ist eine frage, die noch gar nicht untersucht ist. ich zweifle, ob die veränderungen der macht des bewegungsgefühls oder der akustischen erinnerung gegenüber sehr wesentlich sind. jedesfalls aber ist ein factor vorhanden, welcher die dem übergang zum sprechvortrag beigelegten wirkungen in viel höherem grade ausüben musste und den wir nicht hypothetisch zu suchen haben: das ist die alliteration¹. vom ausgangspuncte, dem 4 hebigen idg. vers abgesehen, vermag ich also den voraussetzungen der S.schen entwicklungshypothese nicht zuzustimmen. bei dieser sache halte ich, unter verweisung auf Heuslers neue schrift und meine in diesem bande der Zs. s. 225 ff abgedruckten Beiträge, eine polemik im einzelnen nicht mehr für geboten. trotz den grundsätzlichen verschiedenheiten bleiben S.s Gesichtspuncte für die entwicklung und die rhythmisierung des metrum im einzelnen sehr zu berücksichtigen.

¹ vgl. auch Luick, Anz. f. idg. sprach- u. altertumskunde 3, 153.

Zum schlusse des buches folgt noch eine besondere besprechung der specifisch nordischen metra im sinne der über das objectiv statistische hinausführenden betrachtungsweise. in bezug auf den *ljodahatt* hat S. bereits, mit ausdrücklichem widerruf seiner darstellung in Pauls Grundriss, Möller-Heusler einige zugeständnisse gemacht (s. 232 anm.); in bezug auf anderes entgegen Heusler in seinem neuen buche.

Ich muss es bedauern, dass sowol S. wie Heusler ausdrücklich erklären, an eine einigung sei bei den grundsätzlich verschiedenen standpuncten vorläufig nicht zu denken. ein solches im eifer gesprochene wort ist allerdings durch seine wirkung auf kleinere geister geeignet, eine verständigung zu erschweren. mir scheint die möglichkeit derselben nicht so weit abzuliegen, man sieht sie sogar oft genug aus dem kern der anschauungen durch die theoretische hülle hindurchschimmern. im grunde lesen wir wol alle, die wir uns nicht bestreben, aufser den haupthebungen noch eine bestimmte anzahl anderer im alliterationsvers verwürklicht zu sehen, die rhythmten ungefähr in gleicher weise. auch S. betont das starke übergewicht der hebungen, nimmt pausen an und lässt einen ausgleich zwischen 'ungleichen' füßen eintreten. die interessanten mittheilungen, welche S. im vorwort s. x macht, beweisen ja doch auch, dass das wesen dieser rhythmten auf gesetzen beruht, die wir noch lebendig in uns tragen. wieweit freilich die theorie von dieser instinctiven erkenntnis abzuirren vermag, das zeigt uns § 163, wo S. sagt, dass man zb. bei *leof landfruma* alle 4 wortglieder, sogar die senkung markieren müsse. man beachte dem gegenüber durch vergleichung der beiden sätze *die Camperdown ist völlig verloren* und *die Camperdown ist mit mann und maus verloren*, wie selbst in der schlichten prosa das instinctive gefühl die einzelnen satzglieder rhythmisch untereinander auszugleichen sucht! und hier im allitterierenden verse soll die wirkung der allitteration durch eine betonung *leof landfruma* (wie soll man sich das markieren anders vorstellen?) vernichtet werden¹.

Bonn, märz 1894.

FRANCK.

Wizlaw m der letzte fürst von Rügen. von FRANZ KUNTZE. Halle a. S., MNiemeyer, 1893. 52 ss. 8°. — 1,20 m.

Die ausgabe Ettmüllers v. j. 1852, die übersetzung Pyls, die 1872 erschien, und zwei in den Baltischen studien 1883 und 1884 gedruckte abhandlungen von Knoop stellen, von beiläufigen bemerkungen abgesehen, die ganze dem dichter Wizlaw seit 1850

¹ in dem sorgfältig corrigierten buche sind mir kaum nennenswerte druckfehler aufgefallen. s. 5, fußnote 3, letzte zeile ist 123 statt 113 zu lesen; s. 232 zeile 7 gehört das ictuszeichen doch wol auf die schlussnote. etwas anderer art ist das versehen s. 216, z. 18, wo CA statt BC zu schreiben ist.

von den philologen gewidmete litteratur dar. auch die historischen arbeiten, die sich mit der geschichte des kleinen rügischen fürsten eingehender beschäftigen, sind nicht zahlreich. eigentlich sind nur die abhandlungen zu nennen, welche Fabricius seinen Urkunden zur geschichte des fürstentums Rügen beigegeben hat, und Focks Rügensch-pommersche geschichten bd III. die neue Wizlaw von einem landsmanne gewidmete schrift will die forschung nicht eigentlich weiterführen, sondern was von philologen und historikern über das leben und dichten des fürstlichen minnesängers bis jetzt ermittelt ist, für weitere kreise zu einem einheitlichen bilde vereinigen. es geschieht das in der art eines vortrages, nur dass die äußere ausdehnung das übliche maß eines solchen überschreitet.

Schon der titel der arbeit wird von nutzen sein. als selbständig erschienene schrift hat sie aussicht auf mannigfache verzeichnung. so wird sie wirksamer als frühere hinweise dazu helfen, dass aus der deutschen litteraturgeschichte die durch Ettmüllers ausgabe eingebürgerte falsche bezeichnung Wizlaws als vierten seines namens endlich allgemein weicht.

Wizlaws leben steht in seinen chronologischen hauptdaten fest. von seiner erziehung, seinem character, seinem privatleben weiß man aber so gut wie nichts. zum ersatz schildert K. die politische geschichte seiner regierung, die kriege und fehden, in die er verwickelt wurde. sie erlauben kaum schlüsse auf seine begabung oder seinen character. zu gering an macht, um selbständig auch nur mit seiner stadt Stralsund den kampf aufnehmen zu können, ist er stets in seinen entschlüssen von der politik mächtigerer nachbarn abhängig. schliesslich sehen wir ihn nach fehlgeschlagenen kriegszügen bemüht, durch lebenswürdigkeit gegen einflussreiche bürger die selbstbewusste stadt für seine wünsche zu gewinnen. auffällig ist, dass weder K. noch andere für die biographie Wizlaws die nachricht verwertet haben, dass er lahm gewesen sei. sie findet sich in der Lübecker Detmar-chronik (Chroniken der deutschen städte vom 14 bis ins 16 jh. 19, 385) und lautet: *sin (Wizlaws II) sone Wenzslawe* (falsche namensform für Wizlaw, ebenso wie *Vinzleff* in der Schwedischen reimchronik v. 1894 ff) *de land besat. de hadde dar wesen vore an pelegri- matze to der Righe, dar men plach bi den tiiden varen umme aflat; dar stak ene en copman in der kerken, deme he quatliken antworde, do he ene manede umme sine rechten schult to gheldene; van deme steke blef lam de vorste al sine daghe. by den tyden was sin broder Jermarus biscop to Kamyn.* da Wizlaws bruder Jaromar 1294 nach 4 — 6jährigem episcopat gestorben ist, Wizlaw aber 1267 oder 1268 geboren war, so muss dieser zwischen dem 20 — 27 lebensjahre lahm geworden sein. dass Wizlaw gerade nach Riga sich begeben hat, mag sich daraus erklären, dass der Rigaer dom auf Rügen verschiedene güter besafs, die

ihm von Wizlaws vorfahren verliehen waren. auch von Wizlaw II wissen wir, dass er, i. j. 1282, in Riga gewesen ist. Fabricius (Urkunden III 26 und Abhandlungen zu Bd III s. 24) möchte sogar die von ihm allerdings nicht richtig excerpierte Detmarstelle auf diesen aufenthalt Wizlaws II deuten. der wortlaut lässt jedoch nur den bezug auf seinen sohn Wizlaw III zu.

Wodurch Wizlaw zu dichterischem schafften angeregt ist, wissen wir nicht. die tatsache, dass seine dem norwegischen könige Hakon vermählte schwester Euphemia nachweislich die übersetzung mehrerer epischer dichtungen (s. ESchröder GGA 1882, I 26 ff) veranlasst hat, scheint mir die vermutung zu rechtfertigen, dass die bruder und schwester gemeinsame liebe zur dichtkunst auf den einfluss der mutter, einer im stifte zu Quedlinburg gebildeten braunschweigischen prinzessin, zurückzuführen sei, um so eher, als im gegensatz zu den pommerschen höfen gerade am braunschweigischen hofe die pflege heimischer dichtkunst mannigfach sich betätigt hat. die unfreiwillige musse, welche dem fürstlichen jüngling sein krankenlager, die zurückhaltung von ritterlichen übungen, welche ihm sein körperliches leiden auferlegte, mögen ihn veranlasst haben, nach dem vorbilde seines älteren zeitgenossen Ottos IV mit dem pfeile und anderer fürsten selbst zum höfischen dichter zu werden. als seinen lehrer, der ihn in die poetische technik einführte, wird man nach allgemeiner annahme wol jenen magister Unghelarde anzusehen haben, dem er eine *'senende wtse'* nachdichtet, und der urkundlich als Stralsunder bürger von Pyl nachgewiesen ist. aus seiner ansässigkeit in Stralsund, wo er nach Knoops ansprechender vermutung eine schule geleitet haben mag, darf man freilich nicht schliessen, dass er hier geboren sei und niederdeutsch gedichtet habe. sein name *'de Unghelarde'* wird das *a* der vorletzten silbe nicht in Stralsund erhalten haben, der dortigen mundart war *'de Unghe-lerde'* gerecht, die urkundliche form scheint verniederdeutscht aus einem mhd. oder md. *'der Unghelarte'*. übersehen ist übrigens von Knoop und Kuntze, dass aller wahrscheinlichkeit nach derselbe dichter *'der Unghelarte'* nicht blofs durch Wizlaws erwähnung, sondern auch sonst bekannt ist: vgl. Meisterlieder der Kolmarer hs., hsg. von Bartsch s. 166 f; Goedeke Grundriss I² 308.

Bei der besprechung der einzelnen gedichte bringt K. zu den von Ettmüller und Pyl gegebenen deutungen nichts wesentliches hinzu; von ihren irrigen angaben berichtigt er einzelne, andere trägt er von neuem vor. die dem 9 spruch¹ gewidmete ausführung s. 28 f hatte nur zweck, wenn auch jetzt noch kein mitglied des holsteinschen grafengeschlechtes mit dem namen *'Erich'* als zeitgenosse Wizlaws nachweisbar wäre. das Meklenburgische urkundenbuch XI 318 nr 33 verzeichnet aber einen grafen Erich von Holstein-Schauenburg, der 1328 als Hamburger

¹ ähnliche verzeichnet Roethe Reinmar von Zweter s. 228. 252.

propst urkundet, also recht wol in früheren jahren mit dem 1325 gestorbenen Wizlaw in verbindung gestanden haben kann. ferner soll für den 4 spruch, welcher die heldentat des römischen ritters Marcus Curtius zum gegenstande hat, in der gesamten poesie des mittelalters — so wird Knoop (Balt. studien 33, 280) nachgeredet — keine vorlage nachzuweisen sein; außerdem soll dieser spruch im einzelnen unklar sein. Mafsmann hat aber in seinen anmerkungen zur Kaiserchronik III 621 ff und Österley zum 43 cap. der Gesta Romanorum eine ganze reihe mittelalterlicher behandlungen desselben stoffes verzeichnet, deren vergleichung alle stellen des spruches aufhellt, so zwar dass v. 11 *huot* keine leibwache, sondern den hut des Curtius, v. 12 *hém* 'in sein haus' bedeutet.

Zum schluss behandelt K. die streitfrage, ob Wizlaw seine gedichte in hochdeutscher oder in niederdeutscher mundart abgefasst habe. die hochdeutsche abfassung ist von einigen, in jüngster zeit am entschiedensten von dem berichterstatter, zwar behauptet worden, aber ohne dass für diese annahme ein beweis erbracht oder auch nur versucht ist. für die niederdeutsche abfassung sind dagegen mit großer bestimmtheit alle die eingetreten, welche nach dem erscheinen von vdHagens Minnesingern Wizlaws gedichte zum gegenstande besonderer arbeiten gemacht haben, Jacob Grimm, Ettmüller, Pyl, Knoop. ihnen schließt sich jetzt Kuntze an.

Diese einstimmigkeit könnte den glauben erwecken, dass entweder Wizlaw in der tat nd. gedichtet hat, oder dass der nachweis der hd. abfassung seiner gedichte nur mit zum mindesten sehr fraglichen gründen sich führen lässt. und doch ist, ganz im gegenteil, die tatsache hd., die unmöglichkeit nd. abfassung verhältnismäßig leicht und sicher festzustellen. bei Grimm und Ettmüller erklärt sich die irrtümliche annahme mnd. abfassung aus der unzureichenden kenntnis, die man damals von mnd. und md. sprachformen hatte, bei Knoop und Kuntze einesteils daraus, dass sie viele von Ettmüller als nd. in den text gesetzte formen nicht als falsche, in mnd. sprache unmögliche bildungen erkannt haben, andernteils aber aus einem methodischen fehler. beide weisen zur stütze ihrer ansicht auf eine anzahl reimbindungen bei Wizlaw hin, welche in hd. formen umgesetzt keine reime ergeben würden. die von ihnen als hd. bezeichneten formen sind aber ausnahmslos oberdeutsche formen, jene reime beweisen also nur, dass Wizlaw in einer andern sprache als etwa Hartmann von Aue oder Walther von der Vogelweide seine verse geschrieben hat. niemals nehmen sie rücksicht auf die abweichungen, welche das md. bietet. gerade in mitteldeutscher mundart hat aber, ebenso wie Eilhard von Oberge, Brun von Schönebeck und andere hd. dichtende niederdeutsche, auch Wizlaw seine sprüche und lieder niedergeschrieben, wie wir sehen werden.

Dass schon eine reihe allgemeiner gründe für hd. abfassung

sprechen, hat auch K. nicht verkannt und treffend ausgeführt. 'selbst die spruchdichter nd. herkunft', sagt er s. 41 f, 'gaben der sprache Ober- oder wenigstens Mitteldeutschlands den vorzug, wenn sie auch durch leichtere oder stärkere anklänge an die mundart ihre heimat verraten. mit Frauenlob und Goldener hat Wizlaw verkehrt, an obd. mustern hat er sich gebildet, ihrer kunstweise ist er durchweg gefolgt. was scheint da natürlicher zu sein, als dass er auch in der sprache seiner vorbilder gedichtet habe? und wahr ist es auch, Wizlaws gedichte lesen sich in der nd. umschrift wie übersetzungen: es sind gedanken, bilder, redewendungen, ausdrücke in menge vorhanden, die dem nd. fremd sind, und wer wirklich nd. zu denken und zu empfinden gelernt hat, merkt sofort, dass er es hier mit einem gebilde zu tun hat, das eigentlich nicht auf nd. boden entstanden ist. ganz anders, wenn man die gedichte in der ausgabe vdhagens list. hier scheint den gedanken der ausdrück in viel höherem mafe zu entsprechen, und selbst die zahlreichen nd. wörter oder wortformen stören das colorit nicht wesentlich. dazu kommt, dass Wizlaws gedichte eine nicht geringe anzahl von ausdrücken und wortformen zeigen, die nur den obd. mundarten eigen sind'. diese tatsachen waren für K. nicht entscheidend. er macht die lösung der frage von dem umstande abhängig, dass eine anzahl von reimen bei hd. lautgebung unrein sei, während sie rein werde, wenn man sie ins nd. umschreibe. wir werden die beweiskraft der von ihm s. 44 beigebrachten reime zu prüfen haben.

'Wenn einmal [l. 12, 13 Ettm.] im texte *rute* mit *bute* gebunden wird, so ist *bute* weder obd. noch nd., das obd. *bote* aber würde einen unreinen reim ergeben'. obd. würden die worte freilich nicht reimen, md. würde dagegen, zb. bei Brun von Schönebeck (s. AFischer Das hohe lied des Brun s. 25. 83 f), der reim *rôte* 'rute' : *bote* 'bote' ohne anstoß sein. — 'ein andermal [l. 5, 16] steht in der hs.: *da wart weynen so gruoz : ich tue dich sorgen buoz*, wo infolge offener unwissenheit das hd. *gróz* dem ebenfalls hd. *buoz* gleichgesetzt ist. auch hier bieten die entsprechenden nd. formen *grót* und *bót* vollkommen reine reime'. hiergegen ist zu bemerken, dass mnd. *grót* ($\delta < \text{germ. au}$) : *bót* ($\delta < \text{g. } \delta$) kein 'vollkommen reiner', sondern ein unreiner mnd. reim ist, vgl. Nd. jahrbuch 18, 141 ff. wol aber ist der reim *gróz* : *bóz* md. statthaft, vgl. bei Brun *tót* 'mors' : *tót* 'facit', *nót* : *vlót* ua. (s. Fischer aao.). — '*Láz dtner minnen debē tzuo steter vroyde leben* bietet [l. 7, 35] die überlieferung'. auch dieser reim ist md. möglich, s. Fischer s. 24 und 33, Weinhold Mhd. gramm. § 98. — 'ebenso würde das hsl. [l. 8, 6] *die boyme sint gecleydet : vil manigen tzuwāch se breydet* auf hd. lautform gebracht eine unerträgliche bindung ergeben (*gekleidet* : *breitent*), die sich jedoch in einen reinen gleichklang verwandelt, wenn

man die nd. formen *klédet* : *brédet* einsetzt, und *den liuten* passt erst zu *huetent*, wenn man das nd. *lûden* : *hûden* herbeizieht'. letzteres ist falsch, die beiden worte geben, wie weiter unten gezeigt werden wird, gerade einen md., aber keinen nd. reim. was die bindung *kleidet* : *breidet* betrifft, so ist freilich für *breidet* wegen der endung *-et* zuzugeben, dass hier der reim eine nd. form erweist. dies ist somit der einzige reim, den K. mit recht heranziehen durfte. zu bemerken ist jedoch, dass *breidet* oder *breitet* in einem 4fachen reime (*gekleydet* : *bereydet* : *breydet* : *veydet*) steht, der dichter also durch verlegenheit um einen reim zur benutzung einer nd. endung veranlasst sein kann, ebenso wie er in dem folgenden verse *veydet* — wenn er überhaupt so geschrieben hat — statt *feitet* missingsch gebildet zu haben scheint. denn dass das wort in dem satze (*de boyme*) *en rucht wer sie feydet* 'schmückt', nicht 'befehdet' zu übersetzen ist, lehrt der dann folgende vers *ditz git* ('gibt') *in der meye rich*.

Andere reime als die eben besprochenen zieht K. nicht zum beweis an, er hätte vielleicht noch auf spr. 5, 6 *ert* : *wert* hinweisen können; freilich ist *ert* 'erbse' (md. *erfte*, *arfte*) keine pommersche form, sondern nur aus dem ndl. oder ndl. nachbarschaft (Ostfriesland, Cleve usw.) zu belegen. ferner auf l. 12, 6 *witt* 'weifs': *litt* 'liegt'; dieser reim ist jedoch missingsch, denn *litt* ist md. form und *witt* weder md. noch, da mnd. *wit* kurzes *i* hat, richtiges mnd. schliesslich käme noch das spr. 3, 2 von Ettmüller angesetzte wort *hinaflât* (mhd. *abelâz* : *stat*) in betracht, wenn die stelle nicht verderbt ist.

Man kann gern annehmen, dass bei Wizlaw sich einige mit nd. wortformen gebildete reime finden. da bei andern Niederdeutschen, die im ma. oder sogar noch im 16 und 17 jh. hd. gedichte verfasst haben, hin und wider zwischen sonst gut hd. bindungen nd. oder missingsche reime unterlaufen, so ist es nicht zu verwundern, wenn derartiges auch bei Wizlaw vorkommt. sollen trotz dieser ganz gewöhnlichen tatsache, die allgemein und auch von K. zugestanden wird, jene paar nd. reime bei Wizlaw — nehmen wir einmal an, K. hätte in der tat sichere nd. reime nachgewiesen — genügender beweis sein, dass Wizlaw in nd. sprache gedichtet habe? dieser annahme kann sicher nur dann der schein der berechtigung zugestanden werden, wenn sich aus den übrigen reimen Wizlaws gar keine oder doch nur sehr wenige stützen für die voraussetzung md. abfassung ergeben. das ist nicht der fall. es sind im gegenteil die reime, welche md. wortformen erweisen, gar nicht selten.

Spr. 2, 10 *daz du bère* 'gebahrst' : *swére* 'schwere' reimt md., aber nicht mnd., wo es lauten müsste *dat du gebarst* oder *geberdest* : *swere*. Ettmüller setzt zwar *dat du bère* : *swére* in seinen text, aber *bère* ist weder eine mögliche mnd. form für mhd. *bære*, noch wäre sie überhaupt nd. lesern verständlich gewesen. —

spr. 2, 16 *nente* 'nannte': *lente* 'vollendete': *rente* 'rente, ertrag'. Ettmüller ändert in *nende*: *lende*: *rende*. wollte man auch an *nente*, wofür mnd. *nomede* gesagt wurde, keinen anstoß nehmen, so ist doch *rende* ein unding. das wort lautet auch im mnd. *rente*, würde also mit mnd. *nende*: *lende* nicht reimen. — spr. 11, 18 *meit* 'jungfrau': *bereit* 'bereit'. mnd. würden die worte *maget*: *bereit* lauten, eine mnd. form *meit* in dieser bedeutung gibt es nicht. — l. 4, 11. 7, 27 *hertze*: *kertze*: *smertze* reimen wol mhd. und md., aber nicht mnd., da die mnd. umsetzung *herte*: *kertse*: *smerte* ergeben würde. Ettmüller setzt zwar *kerte* in den text, aber diese theoretisch (vgl. nord. *kerti*) mögliche form lässt sich für das mnd. weder belegen noch erweisen, vielmehr lautete das sehr häufig begegnende wort *kerze* oder *karze* (schreibungen *kerse*, *kertse*, *kertze*, *kerce* usw.). dass *kerte* keine mnd. form gewesen ist, muss man aus zwei gründen folgern, erstens weil die heutigen mundarten nirgends *kert(e)* oder *kart*, sondern nur *kars*, *kartze* uä. kennen, zweitens weil das wort in mnd. gedichten nie im reime erscheint, deshalb nicht, weil im mnd. gebräuchliche mit *kertze* reimende wörter nicht zur verfügung standen. an reimwörtern zu *kerte* wäre dagegen kein mangel gewesen. im großen Mnd. wörterbuche fehlt die form *kerte* mit recht. in das handwörterbuch ist sie freilich von Lübben aufgenommen, aber nur auf grund zweier stellen des Hildesheimer urkundenbuches I nr 727 *to den kerten*, nr 863 *ene wessene kertten*. diese lesungen beweisen aber gegen die gründe, aus denen die existenz des mnd. *kerte* geläugnet werden muss, deshalb nichts, weil an diesen stellen mit gleichem palaeographischen rechte *kercen* und *kertcen* gelesen werden könnte. — l. 5, 8 *wechter*: *echter* 'widerum' erweist die md. form *wehter*, mnd. heißt es *wachter*. — l. 6, 4 *gdt* 'geht': *ldt* 'lässt' ist md., mnd. heißt es *gdt* oder *geit*: *let*. — l. 7, 18 *gerötet*: *untblötet*: *geglötet* reimen md., nicht aber mnd., da es mnd. nicht *geglódet*, wie Ettmüller ansetzt, sondern *geglóget* heißt. — l. 9, 3 *lûten* 'hominibus': *hûten* 'cavere'¹ reimt md., aber nicht in der mnd. umsetzung *lûden*: *hóden* oder *hûden*, vgl. Nd. jahrb. 18, 149. Ettmüller schreibt zwar *lôden*, indem er ein mnd. *lôd* (mhd. *luot*) 'rotte, schar' annimmt, aber weder die mnd. noch nnd. glossare haben diese annahme durch irgend einen beleg bestätigt. auch spricht dagegen, dass md. oder mhd. *lût*, *luot*, stets einen erläuternden genitiv bei sich und in der höfischen dichtung (s. Lexer s. v.) stets einen verächtlichen beisinn hat.

Einige andere durch den reim gesicherte md. wortformen seien nur kurz verzeichnet: L. 4, 19 *gefellet* 'gefällt', mnd. *gevallet*; 4, 10 *dreit* 'trägt', mnd. *draget* oder *drecht*; 8, 35 *ndt* 'nahet', mnd. *naket* oder *nalet*; 6, 10 *untfdhen*, mnd. *untvdm* oder *untvagen*; 10, 11 *lît* 'liegt', mnd. *ligget* oder *licht*; 10, 12 *gît* 'gibt',

¹ richtiger ist es wol, hier *huten* nicht mnd. *hóden*, *hûden* (ags. *hēdan*) 'cavere', sondern mnd. *hûden* (ags. *hydan*) 'abscondere' gleichzusetzen.

md. *gift*; 14, 1 *nôch:rôch*, md. *rôk* usw. schließlich ist es befremdend, oder wäre es vielmehr, wenn Wizlaw nd. gedichtet hätte, dass er die diminutiva stets auf *-kin*, nie auf *-ken* bildet, und dass sich zu *ist* 'est' nur reime auf *-ist*, nie auf *-is* finden, trotzdem das md. *is* schon zu Wizlaws zeit das ältere *ist* überwunden hatte.

Den 3 oder 4 reimen, durch welche sich ebenso viele md. wortformen bei Wizlaw erweisen lassen, steht also eine unverhältnismäßig größere anzahl bindungen gegenüber, welche nur bei anwendung md. sprache reime ergaben. auch zugegeben, dass unter dem einfluss hd. vorbilder ein nd. dichter gelegentlich ein oder das andere mal ober- oder md. wortformen zu seinen reimen heranziehen konnte, so wäre es doch unbegreiflich, dass ein aus Niederdeutschland gebürtiger dichter, der in der sprache seiner heimat dichten wollte, bei weitem mehr nachweislich md. als nachweislich nd. reime gebunden haben sollte. es ergibt sich also aus den reimen derselbe schluss, auf den — auch nach Kuntzes zugeständnis — alle gründe allgemeiner art führen, nämlich dass Wizlaw nicht in nd., sondern in md. sprache seine gedichte verfasst hat. vereinzelte nd. formen, die sich in ihnen finden, können bei einem dichter nicht befremden, der sein ganzes leben in Niederdeutschland verlebt und der das md. lediglich als erlernte sprache beherrschte, die er nur zeitweilig mündlich zu üben gelegenheit fand.

Berlin.

W. SEELMANN.

Die bibel oder die ganze heilige schrift des alten und neuen testaments, nach der deutschen übersetzung dr Martin Luthers. im auftrage der deutschen evangelischen kirchenconferenz durchgesehene ausgabe. 1 abdruck. Halle a/S., vCansteinsche bibelanstalt, 1892. xviii, 926, 316 und 24 ss. 8°.

Diese bibel ist das ergebnis langer und mühsamer vorbereitungen, über die das vorwort berichtet: getreu der gepflogenheit unserer zeit, mit einem ungeheuern apparat möglichst wenig zu leisten, gegenüber früherer sitte, nach der ein rechter mann mehr zu stande brachte, als jetzt alle collectivarbeit. die arbeit eines solchen einzelnen hatte gesicht und character; das bezeichnende einer collectivarbeit ist verwaschenheit und inconsequenz. und das zeigt sich auch hier. nach dem vorworte ist die bisherige gewöhnliche bibel ausgabe noch eine Lutherbibel und doch auch längst keine Lutherbibel mehr; diese ausgabe soll nun eine echte 'jetzige' Lutherbibel sein, sie macht anspruch darauf, das alte sprachgut zu hüten und doch auch seiner fortbildung zu neuem sprachgut rechnung zu tragen, ein schullesebuch, ein volkslesebuch und auch ein behältnis unsers gegenwärtigen sprach-

gutes zu sein, auch rücksicht zu nehmen nicht nur auf die vielfach erstarrte schulgrammatik, sondern ebenso sehr auf die flüssige grammatik der lebendigen volkssprache. dass die ausgabe leiste, was das vorwort verspricht, leugne ich entschieden; nicht einmal eine consequente stellung in ihrer revisionsarbeit nimmt sie ein; viele köche haben auch hier den brei verdorben. das kann man so zu sagen aus jedem capitel der arbeit nachweisen, und ich müste ein buch schreiben, wollte ich an jedem einzelnen beispiel dartun, was verfehlt ist. sprachlich natürlich; denn theologisch geht mich die sache nichts an. es ist nicht wahr, dass diese bibel rücksicht nimmt auf die sprachgestaltung der gegenwart: die sprache in ihr ist ein leiche. die kinder in der schule verstehn sie nicht, und das volk, soweit sie sie versteht, wird sie bespötteln. und war denn diese sprache beizubehalten notwendig? haben die herren von der Kanzel sich nicht auf grund der bibelsprache eine sprache gebildet, die lebendig, würdig ist, dabei doch des altertümlichen reizes nicht entbehrt, und hoffentlich die kraft der erbauung voll ausübt? man mache doch einmal den versuch und predige in der sprache dieser bibel; man wird ja die wirkung sehen. soll dem bibelleser das wort gottes lebendig entgegen quellen, so muss es auch in der lebendigen sprache geboten werden, nicht in einem gefäls, das vor dreihundert jahren sehr schön war, nun aber weithin vermodert ist und seinen platz in einer altertumssammlung einnimmt, nicht aber für den gebrauch mehr taugt, wo es nur das wasser trübt und unschmackhaft macht. wie läppisch wirkt schon die gehäufte anwendung der volleren oder breiteren verbalformen: *er siehet, bescheret, lobet, du hörst, er reisete, gelernet* usw.; und man weiß nicht, warum auf der andern seite zb. Matth. 17, 1 *führte*, Matth. 5, 2 *lehrte* (bei Luther *führet, leret*), Luc. 1, 40. 41 *grüßte, hörte, küpfte* (Luther *grüßet, höret, küpfet*) usw. gesetzt worden ist. Matth. 17, 3 hat Luther *redten*, die revidierte bibel *redeten*, Joh. 6, 68 Luther *antwortet*, die probebibel *antwortete*. ja, wenn die herren rücksicht nahmen 'auf die flüssige grammatik der lebendigen volkssprache', warum dann nicht das Luthersche *redten* behalten, und die form *antwortet* in *antworte* umgesetzt, wie Luthers *führet* in *führte*? das volk spricht ja doch so. und was soll die beibehaltung des relativen und correlativen *so*, das längst der komischen rede anheim gefallen ist? und diese beibehaltung erstreckt sich bis auf das inhaltsverzeichnis: *bücher, so man apokryphen nennet*; eia, wie erbaulich klinget das! nach welchen grundsätzen die herren einmal veraltete wörter bewahren, das andere mal ersetzen, ist mir immer unerfindlich. Sir. 13, 18: *du lebest in groszer fahr*; wer im volke versteht das noch? warum nicht *gefahr*, wie für *fährlich gefährlich*? umgekehrt: Sir. 7, 15 *sei nicht schwätzig bei den alten*, bei Luther *sei nicht wesschaftig*, andere bibeln haben *waschhaftig*. warum ist dieses wort durch

schwätzig und nicht durch *waschhaft* gegeben? da doch Sir. 10, 25 der *jähe wätscher* beibehalten und nicht durch *unbedachter schwätzer* ersetzt worden ist. *waschhaft* wird ja verstanden und ist noch unserer classischen sprache gemäß (*die weisheit wäre also eine waschhafte mäklerin* Schiller II 351 Gödeke). so könnte man seitenlang in aufzählung von inconsequenzen fortfahren; das kommt von der collectivarbeit. auch an übermächtig feinem sprachgefühl leidet die arbeit nicht. nur ein paar beispiele, denn es verdriest, auf schritt und tritt die schnitzer der herren aufzustecken. Sir. 9, 4 bei Luther: *gewene dich nicht zu der singerin*. in der revidierten bibel *zu der sängerin*. nun ist heutiges tages *sängerin* eine technische bezeichnung und sogar ein titel geworden, und in rücksicht darauf ist die änderung ganz schlimm. Ps. 3, 7 bei Luther: *ich fürchte mich nicht für viel hundert tausenten*. in der revidierten bibel *vor viel tausenden*. der Luthersche text ist übersetzung von ἀπὸ μυριάδων λαοῦ Septuag.; lebte Luther heute, so würde er gesagt haben: *ich fürchte mich nicht vor millionen*. aber damals war *million* noch nicht verbreitet, und man brauchte statt dessen in rechnerischem sinne *hundert mal hunderttausend*. daran hat Luther bei seiner übersetzung gedacht. man konnte sie, da auch heute *million* nicht biblisch sein kann, ruhig lassen, aber man verwässert den text durch die *vielen tausende*. was sind uns heute tausende, wo wir täglich tausend dank und tausend grüße bringen! Luc. 1, 39 bei Luther *Maria . . gieng auf das gebirge endelich*. das letzte wort musste durch ein anderes ersetzt werden, da es schon seit dem 17 jh. nicht mehr verstanden wird. die revidierte bibel nimmt *eilends*; so übel wie möglich; denn *eilends* ist bei uns noch ein wort von frisch sinnlicher bedeutung, man sieht gleichsam die füsse des eilenden sich bewegen, und diese bedeutung wohnt dem schon zu Luthers zeit verblassten *endelich* nicht inne; es durfte dafür nur *alsbald* genommen werden. auch dass man Sir. 11, 31 Luthers *lockvogel auf dem kloben* durch einen solchen *im korbe* ersetzt hat, ist traurig, wenn man auch hierfür den text der Septuag. anführen wollte; denn hier ist ein schönes, von Luther mit absicht gewähltes bild zerstört worden.

Indes ich will abbrechen, wie viel ich auch noch anführen könnte. aber soviel: eine freude hat mir diese revidierte bibel auf keiner seite gemacht. mir ist ja gleich: ich habe meine Lutherbibel, die ich lesen kann. aber das volk? und der segen des bibellesens, der immer so emphatisch betont wird? segen bei dieser sprache? möchte doch endlich einmal einer erstehn, der diese bibelrevision wirklich frucht- und segenbringend vornimmt!

Göttingen, am pfingsttage 1894.

M. HEYNE.

Goethes Leipziger liederbuch von dr ADOLF STRACK, privatdocenten an der universität Gießen. Gießen, J. Ricker, 1893. 2 bl. iv + xii u. 175 ss. gr. 8°. — 3,60 m.

Die ersten lyrischen regungen eines genius wie Goethe verdienen, ja erheischen eindringende durchforschung, und an der hat es bisher nicht gefehlt. es musste locken, das verhältnis des dichters zur zeitgenössischen litteratur festzustellen. das ist durch Minor für die erste lyrik geschehen. dabei wurde die frage nur gestreift, wieweit der schüler der anakreontik doch schon selbstständigkeit verrate und von seinen mustern abweiche. gerade sie wird nun von Strack behandelt. aber ich glaube, selbst der begeistertste Goetheverehrer, der überzeugteste Goethephilologe wird über den umfang des buches erschrocken sein. fast zweihundert engbedruckte seiten über zwanzig kleine gedichte — das ist des guten etwas viel und muss die Goethephilologie wolfeilem spott aussetzen. es ist nicht zu leugnen, St. fasst manches richtiger als seine vorgänger, aber im ganzen und grossen läuft sein buch doch auf kleine berichtigungen, vorsichtige einschränkungen und unbedeutende erweiterungen unserer kenntnisse hinaus; ich finde bei St. keine neue auffassung, keine neue formulierung der aufgabe, nur ein stärkeres ausnutzen der deutschen vorgänger Goethes, wodurch manches einzelne klarer und bezeichnender erscheint. aber jedes *vündeln* ist die gabe des zufalls; was fehlt, das hat St. geahnt, aber nicht zu schaffen gewagt: die feste grundlage der ganzen forschung. im anschlusse an vWaldbergs arbeiten über die renaissance- und über die galante lyrik war die geschichte der lyrik zu behandeln, neben der deutschen die fremde, besonders die französische, zu berücksichtigen, die St. stärker als bisher, aber auch nur ganz nebenbei heranzieht; nur so hätten wir ein werk erhalten, das einen bleibenden wert beanspruchen durfte. St. hat über den einzelheiten das ganze aus den augen verloren. man wird dankbar anerkennen dürfen, dass er uns manches interessante, manches förderliche beibringt, aber die gesamtauffassung ist klein und unbedeutend, die schilderung der lyrik zu beginn des 18 jhs. (s. v f) sogar einseitig und darum falsch; es mangelt die historische entwicklung. für keine der vielen einzelheiten seines buches ist vollständigkeit erreicht, sodass er uns s. iii selbst ein neues buch ankündigt und andere noch weitere bücher gleich dem vorliegenden schreiben können, ohne dass wir zu ende kämen, weil alles nur vorarbeiten wären, denen der eigentliche abschluss, die zusammenfassung, fehlt. Roethe hat mit diesem vorwurfe (JBL II 1891. II s. 34) ins schwarze getroffen. Witkowski ist auf gutem wege für das von St. herausgegriffene thema vorangegangen, hier hätte eine habilitationsschrift mit erfolg einsetzen können.

Statt dessen hat St. die form des commentars gewählt und führt uns von gedicht zu gedicht, von vers zu vers, um alles an-

zubringen, was er gerade zu sagen hat. nicht dass es immer besonders passte: so wird bei der 4 str. des Neujahrsliedes mit vielen proben die Lieblingsfigur des betrogenen ehemanns behandelt, während Goethe doch nur den rat erteilt, *nicht zu treu, nicht zu genau in enger Ehe* zu leben, also beiderseitige zugeständnisse für das richtige hält, wie etwa Hagedorn (Hamburg 1771, III 47) in dem gedichte Der ordentliche hausstand und die Anakreontiker in satirischer absicht noch öfter¹. auch hat St. versäumt, durch seitenüberschriften den überblick irgendwie zu erleichtern; ein register, das recht sorgfältig gearbeitet ist, bietet nur einigermaßen ersatz dafür. der text des Liederbuches ist erst im anhang abgedruckt, aber ohne den kritischen apparat, auf den St. so oft rücksicht nimmt. besonders da er mitunter die unzulänglichkeit der kritischen noten im 1 bande der weimarischen ausgabe hervorhebt, hätte er durch seine ausgabe die lücken ausfüllen und nicht bloß auf die bekannten ausgaben hinweisen sollen. sein buch hätte dadurch viel an brauchbarkeit gewonnen.

Was nun seinen commentar auszeichnet, das sind die sprachlichen erläuterungen, die mit feinem sinn auf manche bedeutungsmodification aufmerksam machen und gewisse unterschiede zwischen der sprache Goethes und jener der Anakreontiker herauszufinden suchen. ob er dabei immer die nötige vorsicht hat walten lassen, das ist freilich eine andere frage. vor allem hat St. jener wörter nicht gedacht, die bis zum ekel von der Anakreontik wiederholt, von Goethe jedoch gemieden werden, ich denke zb. an die bildungen mit *be-*: *beblümet, bebüsch, beschilft, beblecht* usw., deren eigentümlichkeit uns zum größten teil verloren gegangen ist. Adelung führt im Wörterbuche (1774 I 686) eine ganze reihe dieser zeitwörter, gebildet von hauptwörtern und von adjectiven, an; sie finden sich gerne in decompositen, zb. (*blutbetrieft*), *neubegrünt* usw., sind freilich schon dem 17 jh. eigen, werden aber von Goethe im Leipziger lb. nicht gebraucht. ich denke weiter an das häufige *dahlen*, das zwar nach Adelung *nur in der vertraulichen Sprechart der Obersachsen üblich ist und tändeln, kindische Dinge vornehmen, sich albern bezeigen* heißt, aber bei den Anakreontikern ebenso häufig begegnet, wie *schmählen*, das nach Adelung gleichfalls der vertraulichen sprechart eigen, aber auch den Anakreontikern trotz der bemerkung St.s (s. 82) sehr geläufig ist².

¹ vgl. Hagedorn III 74 *Weib, Pfarrer und Erben, nicht zu genau! (:Frau)*; Weisse Der dorfbalbier (Kom. opern, Lpz. 1777) II 251: *Jäckel, liebe deine Frau! Nimm nicht alles zu genau! Wenn sich Mann und Frau verstehn, So pflegt alles gut zu gehn In dem Ehstand geht es so; Selten, Jäckel, wird man froh. Willst du in dem Hause Ruh, Jäckel, drück ein Auge zu!*

² vgl. zb. Weisse (Wien 1793) I 32 *Darum schmählt sie sich fast todt*; I 54 *Mein Mädchen, schmähe nicht mit mir*; I 55 *auf die jungen Schönen schmählen*; I 85 *weil meine Mutter schmählet . . schmählt sie denn auf dich, . . . laß meine Mutter auf mich schmählen*; Hagedorn III 71 von der mutter: *nun ich solches thu, schmählt sie noch dazu* usw.

lies hat Goethe verwendet, dagegen nicht das beliebte *jähnen*, nicht die so beliebte verbindung von *frey* mit scherz usw. St. war eben nicht auf vollständigkeit aus. glücklich benutzt er Gottscheds Beobachtungen über den gebrauch und misbrauch vieler deutscher wörter und redensarten (1758), ferner Schönaichs treitschriften und das wörterbuch von Adelung. nur geht er in seinen folgerungen zu weit, weil er diesen gewährsmännern zu viel vertraut und dann auf eigene prüfung verzichtet. sein streben war darauf aus, zwischen den eigentümlichkeiten der Anakreontik und den verhältnissen in Goethes gedichten zu scheiden, aber er überschätzt die originalität der Goethischen sprache. um behauptungen Minors auf das richtige maß zurückzuführen, scheut er keine mühe nicht, die belege zu zählen, zieht zb. beim gebrauch von *süß* nicht nur das 17 jh., sondern auch das 19 zum ver-
 leiche herbei und erweist daraus, dass dieses adjectivum in der anakreontik seltener ist, als vorher und nachher. nur freilich setzt man in die zuverlässigkeit seiner angaben bald einigen zweifel.

Am wichtigsten wäre die von St. zum erstenmal aufgedeckte tatsache, dass Goethe den sprachgebrauch der Anakreontik durch wörter des gewöhnlichen lebens bereichert habe, die bis dahin nicht litterarisch gewesen seien. man bedauert, dass diese gewiss interessanten ausführungen nicht im zusammenhange, sondern gelegentlich bei den einzelnen versen vorgetragen werden. freilich hätte dann St. das thema behandeln müssen, an dem KBurach seit so langen jahren arbeitet: die sprache des jungen Goethe. man erfreut sich an St.s beobachtungen, man hört mit interesse, dass Goethe manche solche besonderheit durch sein ganzes leben beibehalten habe, zb. die vorliebe für das adjectivum *still*; aberieht man nun daran, um nicht alles auf guten glauben hinzunehmen, durch stichproben einzelnes nachzuprüfen, so wird man bald bedenklich.

Auf einzelnes wichtige sei hingewiesen. s. 5 sagt St. mit voller sicherheit, eine für Goethe charakteristische stileigentümlichkeit, die verbindung adjectivischer adverbien mit adjectiven der adverbien, die schon das Leipziger lb. in 6 fällen aufweise, finde sich in der leichten zeitlyrik nur vereinzelt, so bei Weisse und bei Gleim je einmal, dagegen bei Cronegk, 'der sich überhaupt durch eine gewisse originalität, auch der sprache, auszeichne' öfters. mir steht leider von Gleimschriften nur der Reutlinger nachdruck (1779) zur verfügung, das dürfte jedoch kaum schaden. ich finde darin i 35 *fall . . . holder Schlaf, ichtwallend sanft hernieder!*; i 28 *ein niedlich muntres Weib*; 42 [Petrarchische gedichte] *wehmüthig bange*; v 55 [Versuch scherzhaften liedern] *mit dem glänzend schwarzen Schnabel*; 90 *in treufelnd schwarzen Wolken*; vi 52 [Lieder nach Anakreon] *mit bitter süßem Schmerz*; man sieht, St.s sichere behauptung ist, was Gleim betrifft, sehr zweifelhaft; auch bei Weisse

finde ich neben der von St. erwähnten stelle noch 147 reizend schön, obwol ich nicht alles durchgenommen habe. um aber einen begriff davon zu bekommen, ob wirklich nur die originelleren dichter, wie Goethe und Cronegk, grössere vorliebe für diese stileigentümlichkeiten haben, griff ich zur nachprüfung einen jener kleinen poeten heraus, von denen St. s. 147 mit vollem rechte sagt, dass bei ihnen als den unbedeutenden nachtretern die für die gattung charakteristischen züge am deutlichsten hervortreten, weil sie die eigene armut dazu zwingt, sich am slavischsten der überlieferung zu unterwerfen. Johann August Beyer, dessen anonyme Vermischte poesien (Frankfurt und Leipzig 1756) St. wiederholt citiert (vgl. s. 169), bot mir fast 20 stellen¹. in einer anonymen anakreontischen sammlung, die St. nicht citiert, 'Neue beyträge zur deutschen maculatur. erster und letzter band. Frankfurt am Mayn, bey Johann Gottlieb Garbe 1766' findet sich s. 101 *solch einen lächelnd holden Mund*; in SGLangens Horatzischen oden (Halle 1747) steht zb. s. 50 *achlofs zierlich*; s. 96 *glücklich kühn*; s. 97 *mit gelblich braunem Antlitz*. ist der unterschied so groß zwischen der Goethischen wendung *mit mystisch heil'gem Schimmer* und der bei Uz (Sauer s. 84) stehenden *stygischdicken Finsterniss*?; ebd. s. 94 *ein gepacktes karges Feld*; s. 103 *glücklich kühn* (hs. *glücklichkühn*); s. 126 *rauhbebuschter Thäler Nacht*; s. 132 *mit schalkhaftmunterm Witz* (1804 *schalkhaft munterm*) usw. ich verzeichne nur ein paar fälle, die mir bei flüchtigem vergleichen von kaum 60 seiten aufstießen. bei Hagedorn fand ich zb. iii 66 *die kindisch blöde Zunge*; 71 *in jährlich neuen Schätzen*; bei Blaufußs Versuche in der dichtkunst (Jena 1755) s. 77 *mit glücklich kühnem Flug*; bei Kästner Vermischte schriften (Altenburg 1755) s. 132 *zärtlich heiße Triebe*. nach einer solchen fülle von belegen, die schon ein ganz kurzer orientierungsgang in St.s revier als nachtrag und berichtigung ergab, ist das zutrauen zu seinen behauptungen stark erschüttert; leider muss ich sagen, dass in den meisten fällen die nachprüfung ähnliches lehrte. so hebt St. s. 8 hervor, *heiter* sei charakteristisch für Goethe, während es bei Gleim gar nicht vorkomme; in den Neuen liedern (iv 66) steht das gedicht 'Ein

¹ s. 7 *So lieblich kühl war einst der Schatten*; s. 8 *So schalkhaft munter ist ihr Schritt*; s. 11 *auf röthlich goldnen Wogen*; s. 19 *in den Klang der göttlich süßen Leyer Die rauschend glatten Wellen*; s. 44 *ein lockigt schwarzes Haar*; s. 45 *rühmlich schlau*; s. 84 (*elisäisch schön*); s. 97 *ein zärtlich blödes Ach*; s. 100 *dein edel stolzer Sinn*; s. 111 *mit christlich sanften Anmerkungen*; s. 121 *des Westwinds lieblich kühles Zischen*; s. 122 *so lächelnd roth*; s. 125 *ein bräunlich schönes Roth*; s. 142 *vergänglich klein*; s. 143 *wie lieblich still*; s. 159 *mit bräunlich schönem Haar*, wobei ich von wendungen wie s. 77 *schlangengewachsenen Najade*; s. 91 *die braunbemooften Steine*; s. 107 *die schönbebüschte Höhe* (zweimal) . . . *auf weit entlegne Thürme*; s. 126 *schwarzlockigt*; s. 144 *sanftwallend*; s. 145 *schönlockigt* ganz absehe, ebenso von s. 40 *in buntgeschliffenen Pokälen* und allen verbindungen mit *halb*.

mädchen' mit folgender strophe: *Ihr Auge? Solche Heiterkeit In weiblichem Gesicht Fänd' ich auf Erden weit und breit, Fänd' ich im Himmel nicht.* das scheint doch ein zeichen, dass Gleim auch die übertragene bedeutung von *heiter* kannte; die nicht übertragene begegnet iv 47 in dem gedicht 'An Doris': *Dich, den Engel meines Lebens, Ohne welchen ganz vergebens Mir der Himmel heiter ist, Lieb ich ewig.* Adelung (II 1089) kennt die verwendung von dem zustande des gemüthes, mit keinem kummer, von keinen unangenehmen empfindungen beladen, und in diesem zustande des gemüthes gegründet: *Ein heiteres Gemüth. Ein heiteres Gesicht. Seine Seele ist immer heiter, so wie seine Miene. Eine Tugend, welche ehedessen meine Tage heiter, wie die Tage des Frühlings machte.* auch bei Weisse scheint das wort keineswegs so selten, als St. annimmt, vgl. II 5 *heiter wie zum Tanz*, III 251 *ein ruhiges Gemüthe, Ein immer heiterer Geist und ein gesund Geblüte . . . Ein lieber heitrer Gast.* in der oper Lottchen am hofe, die Goethe jedesfalls genau kannte, rühmt Astolph (Kom. opern I 13) von Lottchen: *Eine liebenswürdige Einfalt, eine edle Freymüthigkeit, und eine muthwillige Heiterkeit geben ihr einen Reiz, den man bey allen unsern Hofdamen vergebens sucht;* und I 14 sagt er zu ihr: *Ist's möglich, mein schönes Kind, dass man in dieser Dunkelheit so heiter, so zufrieden seyn kann?* auch die kleinen leute kennen diese bedeutung, wie zb. Beyer beweist s. 97 *Wie heiter floss uns sonst ein Tag dahin;* s. 133 *manch heitres Jahr;* s. 148 *wenn der [morgen] heiterer erwacht,* oder Maculatur s. 101 *das Auge heiter.* wider scheint St. mehr behauptet zu haben, als den tatsachen entspricht.

S. 7 erfahren wir, *ein bischen* gehöre der sprache des gemeinen lebens an, wie heute noch. schon Adelung führt stellen aus Gellert und Weisse zum beleg dafür an, dass es auch in der litteratur vorkam; bei Gleim findet sich v 11 *Lass sie noch ein bisgen quälen;* v 110 *sprach ein bisgen zornig,* ferner im schäferspiele Der blöde schäfer: iv 22 *die Antwort ist ein bisgen schwer;* s. 34 *ein bisgen lieb;* in einer sammlung 'Fabeln, erzählungen und schertze zur ergetzung des verstandes und des herzens (zweyter theil 1763)' steht s. 11 ein anakreontisches gespräch und darin: *Ich aber werde doch dich noch ein bisgen rühren?* auch Klopstock kennt das wort im drama Herrmann und die fürsten (vgl. Würfl Ein beitrage zur kenntnis des sprachgebrauchs Klopstocks, Brunn 1883 ff s. 11). — unmittelbar an die bemerkung über '*ein bischen*' schließt St. die andere, auch *licht* für 'hell' sei nur im gemeinen leben üblich; es begegnet bei Lange Horatizische oden s. 46 vom seligen Pyra gesagt: *Er singt in lichten Chören hohe Lieder,* bei Weisse I 17 *der lichte Himmel schwärzet sich.*

S. 27 polemisiert St. gegen mich (vgl. Anz. VIII 252) und behauptet, *entflammen* sei im 18 jh. so ungewöhnlich, dass es in Adelungs wörterbuche vollständig fehle. dies ist allerdings richtig,

aber das wort war durchaus nicht ungebräuchlich: bei Kästner *Vermischte schriften* (Altenburg 1755) steht s. 202 *weil dich noch zum Spielen Selbst der Richter Lob entflammt*, vgl. s. 83 *von wilder Glut der Jugend angeflammt*; Klopstock (Würß s. 18); bei Grimm (III sp. 519) wird eine stelle aus JASchlegel citiert; in der sammlung *Maculatur* steht s. 50 *Sylvander greift nach Chloens Bilde, Die er im dunklen Lustgefilde An sein entflammtes Herz gedrückt* und s. 88 *Amor, sprach ich ganz entflammet*; bei Blaufuß s. 51 *Seines Herzens Meisterinn Entflammet ihn mit neuer Liebe*, s. 62 *Sie . . sind entflammt von Deiner Huld*, s. 85 *mein von Euch entflammt Gemüthe*.

Am meisten wird man durch die ausführung s. 32f, s. 60f überrascht, die den worten *empfinden* und *Empfindung*, *fühlen* und *Gefühl* gewidmet ist. St. sagt ausdrücklich: 'der anakreontik und der scherzhaften poesie überhaupt, so weit sie ihren character rein zeigt, fehlen die worte *empfinden* und *Empfindung* fast vollständig', und s. 60f heisst es, *fühlen* scheine zu jener zeit weniger beliebt als sein synonymon *empfinden*, das wort gehöre jedoch so wenig zum sprachschatze der Anakreontik wie *empfinden*. man traut wirklich seinen augen nicht, wenn man wider mit dieser sicheren angabe die anakreontischen gedichte vergleicht und mit der leichtesten mühe die stellen häufen kann, an denen beide wörter gebraucht werden. ich sammle in der anm.¹ namentlich aus Beyer das einschlägige material, ohne jedoch irgendwie vollständigkeit anzustreben¹. das vorgeführte wird wol zur wider-

¹ s. 3 wird der fürst angesprochen: *Du fühlst . . . die Bande* (vgl. 158 *vordem hab' ich die Fesseln recht gefühlt*); 4 *sonder Neid zu fühlen . . . so fühlen wir die reinste Freude*; 5 *Es fühle deine Nacht, o Wald, die Melodien*; 10 steht ein gedicht mit dem titel: *Gefühl im Frühling: Hier will ich mein Leben fühlen . . . Wo die Zephirs alle fühlen* (: *Kühlen* : *spielen*); 14 *Wo ich, dich [Freude] zu fühlen wache*; 19 *Najaden fühlten den Gesang*; 21 *Alles fühlt des Winters Gegenwart*; 27 *Nur damals fühlt ich Schmerz darunter, Als Amors erster Pfeil mich traf*; 30 *ein Herz, das mehr die Freundschaft fühlte*; 49 *wo schon mein Geist den Frühling fühlt*; 64 *fühlt das Lied der Nachtigall*; 65 *Hier fühl ich recht, o Unschuld, deine Freuden*; 66 *Was fühl ich hier?* 67 *Der Buchwald fühlt die Klagen meiner Lieder, Ach wenn sie Cloe fühlte!*; 79 *fühlt die Reben, Ach! nun fühl ich erst mein Leben*; 81 *Nun fühl ichs*; 83 *Dann liebst und fühlt indess Belinde Zufriedenheit in Fontenai*; 92 *Was fühlt mein Herz!*; 93 *wo mein Saitenspiel kein Kummer hört und fühlte*; 98 *kein freundlich Abendroth ist ungefühlt verschwunden*; 99 vom leid: *das die Seele fühlt und das die Seele kränket; So fühltest du gewiss, . . . wie wünschenswerth*; [108 *Ich fühl es nun, dass . . . uns muntre Freude wecken kann*]; 114 *Ich fühlt' . . . der Freundschaft schönste Triebe*; 126 *Die Kenner fühlen doch alle dein Lied*; 127 von Friedrich II *Der . . . Alziren fühlt*; 131 *Entzückt fühl ich den Namen D***, Mehr als mein Blut, auch Ehrfurcht fühl ich brennen*; 132 *So fühlt' . . einst Pyramus der Liebe ersten Zug*; 133 *Du fühltest nichts, wenn Philomela singt*; 143 *Ich fühlt' es . . . itzt bin ich menschlicher*; 149 *wenn ich grau und fühllos bin*; 151 *fühllos für edleres Vergnügen*. seltener ist bei Beyer *empfinden*, es findet sich 7 *Als mich . . Belisens erster Kuss belohnt . . empfand die ganze Haide Mehr, als wann Flora sie beblümt*; 10 *Anger-*

legung St.s genügen; denn meine sammlung ist nichts anderes als eine stichprobe, und ich gebe nur eine auswahl.

S. 73 lesen wir, dass *himmlisch* durchaus nicht anakreontisch sei, sondern von Klopstock und dem jungen Wieland stamme. bei Gleim in den Petrarchischen gedichten iv 39 *welch himmlisches Gesicht . . . mit himmlischer Gewalt entzückt*. Beyer sagt s. 72 in einem echt anakreontischen duett zwischen dem trinker und dem verliebten: *Zwar ist mein Kind so himmlisch wie Cythere* und in dem gleichfalls anakreontischen Dosenstück s. 145 *alles was nur Augen himmlisch macht, war in des Engels [mädchens] schwarzen Augen angebracht*. — s. 78 wird zu *rein* bemerkt, dieses echt Goethische beiwort sei in der lyrik jener zeit und besonders in der anakreontischen, äußerst selten, nur Uz brauche es einmal: *Denn reine Freude quillt aus reinen Herzen*, auch Klopstock sei es nicht eigentümlich (vgl. aber Würfl s. 61). St. citiert s. 29 selbst ein gedicht Ebelings, worin steht: *der Engel reinste Tugend*; Hagedorn iii 82 *der reine Mond*; Beyer 4 *So fühlen wir die reinste Freude*; 114 *Er denkt wie Sokrates, doch lebt er auch so rein?*; s. 135 *reine Wonne*; Maculatur s. 55 *der Liebe reinste Lust* (zweimal); Blaufuß s. 64 *die reine Schönheit Deiner Jugend*; s. 82 *der reinsten Regung fähig*; Gleim i 33 *ein reines Gewissen*; vi 63 *dein Herz muss reiner erscheinen, als von Edelgesteinen . . . es ist so hell und auch so reine*; iv 55 *Mein Trank quillt hier aus reiner Erde*; 63 *diese Quellen So rein*; Weisse i 23 *engelrein*; Kom. opern i 103 *der Unschuld reine Lust*; i 109 *sind unsre Herzen rein*.

S. 93 nimmt St. das adjectiv *still* für Klopstock und die unter seinem einflusse stehnden dichter zb. Cronegk in anspruch und weist Goethes vorliebe für dieses epitheton nach. wider muss ich an St.s behauptung zweifeln. man schlage die Anakreontiker auf, wo man will, man wird das adjectivum *still* entdecken¹. — ebensowenig glaube ich ihm, dass *heilig* nicht

blumen, die empfinden, Bolen mit den Abendwinden; 19 *Als Orpheus zärtlich . . . sang . . . Der Bach empfand und hielt im Lauf Die rauschend glatten Wellen auf*; 39 *Freund, lass uns die Natur empfinden!*; 64 *Empfindungen am Abend*; 66 *Empfindung nur ist meines Herzens Sache, Und zarter Kummer mein Bemühn*; 93 *empfindungsvoll*; 127 *Empfindungen, die Graun hervorgebracht*. in der Maculatur s. 53 *Arrete! deren weiser Geist Die Würde seines Daseyns fühlet*; s. 100 *So fühlt man leise Schauer . . . Das alles fühlt' ich gestern*; s. 5 *ich fühle den Kummer*. von Gleim erwähne ich nur Alexis und Elise: *zwey Herzen voll Gefühl* (vi 105), ferner v 120 *Was sein [Canitzens] blutend Herz empfunden, Das empfindet ilzt mein Herz* und 122: *wenn ich noch im Grabe Kräfte zu empfinden habe*. bei ChrFWeisse i 14: *Als ich zum erstenmal ihn sah, Da fühlt' ich — so was fühlt' ich nie!* 15 *Was fühlt' ich! welch ein süßser Schmerz!*; 139 *Du würdest nicht . . klagen, Ich wäre hart und fühlte nie*; 141 *Das wenigste hab' ich gefühlet* (von seinen liedern); 9 *Wenn Chloris unempfindlich bleibt*; 14 *Wer sagt mir, was ich da empfand?*; 130 *Wann wird einmal dein Herz empfinden?*

¹ Hagedorn iii 32 *der stillen Einsamkeit ergeben*; 58 *in stillem Dichten*; [68f] *Du Stille voller Freuden . . . hier im Stillen*; 74 *stille Küsse*

anakreontisch sei (s. 131); bei Gleim kommt in einem gedichte (Der baum i 40) vor: *des heiligen Herzens verschwiegenes Gestrauch und voll zärtlicher heiliger Furcht*, endlich *den heiligen Baum*; iv 54 *Aus Gottes heiligstem Gebiet*; bei Beyer s. 91 (Der tannenwald) *heilge Furcht und heilig Fest*, s. 141 *ein heiliger Lärm*, dabei lasse ich ein paar stellen außer acht, an denen *heilig* berechtigter erscheint, zb. Weisse i 67 *Dass jeder Priester heilig lebt*. — auch *schwimmen* kommt keineswegs so selten vor, als man nach St. s. 134 glauben sollte. ich erwähne Weisse Lottchen am hofe i 77: *Ich habe ihre schönen Augen in Thränen schwimmen sehen*, vgl. Die liebe auf dem lande i 171: *Noch schwimmt mein Herz in Thränen*. auffallend ist Gleim vi 31 *Das Haar, das nieder Auf ihre Schultern schwimmt! Gerollt in schöne Locken Durchschwimm es, heitre Luft!* — wenn St. s. 102 sagt: ‘ausdrücke wie *Die liebe Noth, Den macht nichts hei/s* hat Goethe nicht bei seinen anakreontischen vorbildern gefunden’, so vergafs er, dass ich für die zweite wendung schon Anz. viii 258² eine parallele aus Weisse beigebracht habe; derselbe Weisse braucht in der oper Die jagd (iii 40) den ausdruck: *Ist das nicht liebe Noth, Ein armes Thier zu jagen*. — s. 140 hebt St. die metonymie *Deines leisen Fusses Lauf* als latinismus hervor und bringt eine parallele aus Uz bei (mit *leisen Flügeln*); auch Beyer sagt *mit stillem Flügel*, während zb. Gleim i 110 *mit leisen Tritten*, Weisse i 119 *mit leisem Schritt*, Opern i 63 *mit leisen Flügeln* hat.

Wahrscheinlich wird man mir nach diesen proben nicht ungerechtigkeit vorwerfen, wenn ich auch zu der richtigkeit jener Gleim iv 9 *er ist so fromm, so stille*; 17 *ein stiller Gram*; 42 *stirb gelassen, willig, still*; v 7 *Hier sind wir einsam, fromm und stille*; 36 *sie [die sterne] brannten still und sicher*; 46 *du besingst . . das Volk im stillen Schatten*; 75 *den kleinen stillen Wald*; 92 *mit stillem Loba*. Weisse i 30 *seine stillen Klagen* (vgl. i 99); i 136 *Das stille Sehnen*; ii 7 *Du träumtest still mit mir im Haine*; 28 *wir leben still, wir leben frey*; 35 *in jenen stillen Gründen*; iii 253 *stille Freuden*; in Lottchen am hofe zb. i 63: *So stille, wie die Veilch’ im Thal, Blüht auch die Ruh in unsern Herzen*; 95 *meine stille Hütte*; Die liebe auf dem lande i 103 *Eine stille Tugend lacht . . im Schatten stiller Linden*; Der ärntekranz iii 138 etc. sehr zahlreich sind die stellen in Beyers gedichten zb. s. 6 und 141 *stille Nacht*; 13 *stiller Jüngling*; 15 *sein Auge sprach von stillen Leiden*; 21 *die kalte stille Flur*; 58 *das stille Thal* (vgl. 60); 75 *bey stillem Mondenschein*; (85 *dunkle Stille*;) 87 *die stillen Tage*; 91 *mit stillem Flügel*; 93 *mit stillem Schwarz*; 98 *ein stiller Gram*; (99 *kühler Nächte Stille*;) 108 *den stillen Horizont*; 125 *stiller seys in unsern Herzen*; 139 *im stillen Hayne*; 143 *Wie lieblich still ist alles um mich her!*; 156 *in einer stillen Gegend*. Maculatur s. 88 die merkwürdige wendung, die nur zu verstehn ist, wenn *still* ein lieblingswort war: *So besuchte mich Cupido, Welchen meine stillen Saiten Oft in meine Laube locken, Weil sie stets von ihm ertönen*. Fabeln etc. i 40 *in unsern stillen Triften*; (ii 22 *brich immer an mit deiner Stille, Geliebte Nacht!*;) ii 32 *Die stille Lust und Anmuth*; ii 55 *im stillen Leben*. wenn ich noch aus Uz s. 85 *unter stillem Laube*; s. 92 *stille Mitternacht*; s. 120 *jenen stillen Lorbeer-Wald* und Lange s. 44 *in stillen Thälern* anführe, so wird man mir wol wider das recht nicht bestreiten, St.s zuverlässigkeit in zweifel zu ziehen.

behauptungen kein zutrauen habe, die ich St. nicht nachzuprüfen vermochte. es kann vom rec. nicht verlangt werden, dass er in kurzer zeit den untersuchungen nachgehe, zu denen der verf. vor mehr als 11 jahren den grund gelegt hat (vgl. Anz. viii 253 und Stracks vorwort s. iii). die sicherheit, mit der St. so vieles vorträgt, erscheint mir durchaus nicht berechtigt; ich sehe auch nicht, dass er 'die inzwischen erschienene litteratur' vollständig berücksichtigt habe. so scheint ihm, um jetzt nur eines zu nennen, die große darstellung Minors Goethes jugendentwicklung nach neuen quellen (Cottasche Zeitschrift für allgemeine geschichte 3, 603 ff. 653 ff) ebenso unbekannt geblieben zu sein, wie mein aufsatz Arch. f. litt.-gesch. 15, 278 ff. auch in sachlicher hinsicht kann ich mich mit St.s darstellung nicht überall befreunden; besonders sein urteil über die überlieferung des textes erscheint mir unklar, schon weil auch hier bei jedem gedichte die verhältnisse getrennt untersucht werden. trotzdem hat hier St. gewis manches richtig erfasst.

Was St. über die entstehungszeit der einzelnen lieder erforscht, verdient beachtung und erwägung, freilich auch widerspruch; St. macht mitunter wunderliche sprünge, so zb. bei dem gedichte 'Der wahre genuss'. ich habe Arch. 15, 280 f nachzuweisen gesucht, es sei zwischen dem 3 nov. und 4 dec. 1767 entstanden. St. erläutert kurz die verhältnisse des Dessauer hofs, die veranlassung zu dem gedichte gaben, glaubt aber, in jener zeit könne Goethe wegen des traurigen zustandes in seinen eignen herzenswirren unmöglich die zweite hälfte mit der schilderung seines glücklichen liebesbundes gedichtet haben. er vermutet daher, diese zweite hälfte sei nur eine überarbeitung jenes gedichtes '*Les amans*', von dem Goethe seiner schwester mai 1767 schreibt. St. selbst fühlt, dass die frage zu beantworten bleibt, wie Goethe in jener zeit der eifersucht und des liebesjammers dazu komme, das alte gedicht wider aufzunehmen, und meint, die tage der eifersucht und quälerei seien auch wider durch selige augenblicke der versöhnung unterbrochen worden, in denen das alte glück von neuem aufzuleben schien; nach einer solchen stunde möge das gedicht concipiert worden sein. weshalb man aber dann zu einer so abenteuerlichen ansicht von der contamination zweier gedichte zu einem neuen seine zuflucht nehmen müsse, darauf bleibt St. die antwort schuldig. Goethes stimmung während des nov. 1767 war jedesfalls sehr wechselnd. am 4 dec. schreibt er Behrisch: *Ich binn nun in einer übeln, sehr übeln Laune. Jeden andern Tag würde ich vielleicht anders geschrieben haben.* da wäre er also nicht so übler laune gewesen, und warum sollte er nicht während der woche das gedicht verfasst haben, von der er am 27 nov. schreibt, dass sie '*ruhig*' war: '*Wir haben wirklich diese Woche in einem dummen Frieden gelebt*'. wir wissen nach Englerts hinweis, dass Goethe einem gedichte von Rochon de Chabannes folgte, wo doch auch eine gegenüberstellung von scheinbarem und

echtem glücke vorkommt. es steht gar nichts im wege, im nov. 1767 eine gegenüberstellung von käuflicher und wahrer liebe für Goethe möglich zu halten. von Goethes 'Les amans' wissen wir gar nichts weiter, Behrisch kannte aber das gedicht, und darum hätte er wol in seiner kritik oder Goethe in seiner zuschrift auf das verhältnis des Wahren genusses zu diesem älteren gedichte rücksicht nehmen müssen.

Meine ansicht (Anz. viii 254 f), 'Der schmetterling' gehöre nach Frankfurt, ist durch die briefe an Behrisch widerlegt, St. nimmt es mit recht für Leipzig in anspruch. weniger sicher ist seine datierung des gedichtes 'Das glück': sommer 1768. es fehlt ein sicherer anhaltspunct; der rückblick auf die vergangene zeit des glückes kann sowol in der zeit, von der Goethe am 26 apr. 1768 an Behrisch schreibt, als später gedichtet sein. wenig überzeugend ist auch die vermutung (s. 86 ff), das 'Hochzeitlied', das Goethe am 7 oder 9 oct. 1767 Behrisch schickte, sei ein scherz für diesen freund und beziehe sich auf jene Auguste, die wol damals Behrisch habe heiraten wollen. ich vermag dies weder zu widerlegen noch zu bestätigen; wir wissen von jener Auguste viel zu wenig. 'Kinderverstand' führt St. auf eine anregung in Holbergs Bramarbas zurück, dessen kenntnis in Goethes kreis er wahrscheinlich macht. freilich bleibt die frage offen, ob nicht irgend eine der damaligen operetten Goethe die anregung zu dem gedichte bot. man denke nur, wie Lieschen in Weisses Liebe auf dem lande ihrem Hännchen an erfahrung überlegen ist; ich erinnere an den 6 auftritt des 1 aufzugs, ferner an eine stelle wie die im 12 aufr. des 2 aufzugs, wo Lieschen geschwind, geschwind erfahren will, wie mans macht, um sich zu verheiraten, so dass Schösser geradezu sagt: *Ey, ey, ey! das Mädchen ist noch hitziger, als er!*; endlich an die unterredung Hännchens mit der jägerstochter Grethel, die ihm aufschlüsse über das heiraten gibt (ii 3). wir würden durch solche ähnlichkeiten in den mai 1766 verwiesen (vgl. vBiedermann Arch. 15, 82 ff und MHerrmann GJ. 11, 186), wodurch St.s annahme gestützt würde.

Bei dem gedichte 'Die freuden' läßt St. entstehung im herbst 1767 oder i. j. 1768 zu, aber wol noch in Leipzig. er weist auf eine stelle im briefe vom 2 nov. 1767 hin, die vom herbei- und hinwegphilosophieren der empfindung spricht und sich dadurch mit unsern versen vergleichen läßt. ich möchte noch den großen brief vom 10 nov. 1767 erwähnen, wo es heisst (i 140): *Ha! alles Vergnügen liegt in uns. Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese*, indem von dem verschiedenen eindruck die rede ist, den auf ihn zwei aufführungen der Sara gemacht haben: *Es waren ebendieselben Scenen, eben die Acteurs, und ich konnte sie heute nicht ausstehn* (wegen seiner eifersuchtsqualen). deshalb glaube ich eher an eine entstehung im nov. oder dec. 1767, wenngleich, was St. s. 106 vielleicht zu stark

betont, Goethe außer dem Hochzeitliede, den oden an Behrisch und dem Wahren genuss zwischen dem 13 oct. und 14 dec. 1767 nichts anderes gedichtet haben will (Briefe I 152). ob diese behauptung ganz wörtlich zu nehmen ist? interessant ist der nachweis eines französischen gedichtes 'Le plaisir et le papillon', das manches motiv für unser gedicht abgegeben hat. dass ich übrigens das Goethische gedicht missverstanden hätte (Anz. VIII 258), kann ich nicht finden.

Zu 'Amors grab' sei der brief vom 26 april 1768 (I 159) erwähnt: *Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich. Ich liebe sie noch, so sehr, o Gott, so sehr* (vgl. Schöll, Briefe und aufsätze s. 23 f). darnach setzte ich das gedicht wie St. ins frühjahr 1768. das motiv des rasch erweckten Amors kennt auch Beyer s. 156 f Die strafe: Amor schläft und gleicht der geliebten Belinde: *Ich seufzt' und schnell erwacht' der Liebesgott, Wie leicht ist's nicht, dass der erwecket wird.* er rächt sich dafür, dass ihn der liebende aufgeweckt hat, und schießt ihm den schwersten pfeil ins herz.

Auch das couplet 'Liebe und tugend' verweist St. in den 'bösen sommer' 1768 und hält den pessimismus für erlebt, was mir etwas zu weitgehend erscheint, da dieses motiv ein altüberliefertes ist. man könnte vielleicht an die beobachtung denken, die Goethe seinem freunde Behrisch am 20 nov. 1767 (I 145 f) über Annette mitteilt. schon Minor hat tradition und erlebnis dargestellt. wir werden uns etwa auch an den winter 1767/8 halten müssen. wie verbreitet die coupletartige contrastierung war, möge das gedicht Der ehemann von Beyer (s. 24) beweisen:

Wenn ich, dort an der Sonnenblume	Doch, wenn ich Eifersucht zu stillen,
Dorinden, meine schlaue Muhme,	Und um des Schwiegervaters willen,
Mit holdem Zwang, von Herzen	Mein Weib, mit bitterm Kaltsinn,
küsse,	küsse,
So schmeckt der Kufs mir mehr	So schmeckt der Kufs mir gar nicht
als süße,	süße;
Er schmeckt, = = = o fällt mir denn	Er schmeckt, = = = wie leicht fällt
nichts ein!	mir das ein!
Er schmeckt wie reiner Sechster	Er schmeckt wie Wasser unter
Wein.	Wein.

Für die datierung des kleinen epigramms 'Der misanthrop' glaube ich (Arch. 15, 279 f) weitergekommen zu sein, als jetzt St. ich schloss aus dem briefe (I 50), das gedicht sei zwischen dem 11 mai und 27 sept. 1766 verfasst, während St. zwischen dem frühjahre 1766 und dem herbst 1767 schwankt. St. denkt bei den buchstaben A und B, durch welche die beiden ersten sprechenden bezeichnet werden, an Annette und Behrisch, wozu er sich nicht hätte versucht fühlen sollen, da er das C des antwortenden ungedeutet lassen muss. oder am ende Cornelia?!

‘Die reliquie’ verlegt St. in die erste zeit des Frankfurter aufenthaltes 1768 und bringt eine parallele aus dem Idris bei, die freilich nicht weiter geht, als die von mir im Anz. VII 261 angeführte aus Weisse. ‘Die liebe wider willen’ scheint St. auch am besten in dieselbe Frankfurter zeit zu passen; ich liefs (aao.) die entscheidung, ob Leipzig oder Frankfurt, dahingestellt. nun sei auf die stelle im brieфе vom 20 nov. 1767 (r 147) aufmerksam gemacht, wo Goethe die unterredung mit der Breitkopfen dem freunde mitteilt; sie sagt: *Ich habe bemerckt, dass Sie immer schlimm und niemals gut von Frauenzimmern geredet haben . . . Das hat mich auf die Gedancken gebracht dass Sie gar kein gutes Mädgen konnten; allein ich binn überzeugt dass Sie welche kennen.* dies wie die erwähnung der kartenkönige lässt sich vielleicht für Leipzig anführen, obwol das gedicht nach Frankfurt auch passen könnte. die datierung der weiteren gedichte dürfte kaum einem zweifel unterliegen.

Die parallelen, die St. beibringt, sind meist recht bezeichnend, und es ist durchaus zu billigen, dass er auf manche feine veränderung hindeutet, die Goethe mit dem überlieferten gute vornahm. das ist wol die wichtigste seite von St.s buch. ich will mich nicht damit aufhalten, weitere parallelen, wie sie jeder in sein handexemplar des jungen Goethe eintragen dürfte, hier zu erwähnen, möchte jedoch die ausführungen St.s über die Goethische mondpoesie im Leipziger lb. nicht unbeantwortet lassen. St. sucht das unrichtige meiner behauptung zu erweisen, dass Goethe mit seiner mondpoesie den durchschnitt damaliger dichtungweise hoch überrage. aber in den stellen, die er s. 46 ff anführt, spielt das eigentümliche der späteren mondnachtstimmung gar keine rolle, ja in den meisten dieser nachtschilderungen kommt der mond überhaupt nicht vor. wenn Löwen vom *kalten* mond spricht, so fehlt ihm eben noch das gefühl für den zauber der mondnacht, wie er für Goethe charakteristisch ist. dass der abend und die nacht ‘beliebte stoffe’ schon in der Anakreontik sind, habe ich nicht geleugnet (vgl. s. 242). aber falsch ist St.s behauptung, dass ‘der mond — bei den typischen zügen — nicht zu fehlen pflegt’ (s. 48); er pflegt im gegenteile sehr selten zu stehn. das kann im gegensatze zu der häufigen verwendung in der späteren dichtung unmöglich ein zufall sein. köstlich sagt St., nachdem er zwei gedichte von Uz citiert hat, es fehle in ihnen allerdings der mond, es sei aber klar, weshalb? die der liebe günstige dunkelheit der nacht solle hervorgehoben werden. ja wie kommt er dann dazu, sie gegen mich auszuspielen, nachdem er abgesehen von ein paar ganz uncharacteristischen stellen aus Beyer und einer aus der Unzerin nur noch zwei bereits von mir erwähnte citate aus Weisse beigebracht hat? seine sammlungen sind übrigens wider gar nicht zuverlässig; aus Beyer hätten sich die seiten 7. 8. 37. 61. 75. 85. 122. 134. 141 aufzählen lassen, wo

der mond wirklich vorkommt. St. hat nur zu den vorgängern Goethes, die ich nannte, Cronegk und Gessner hinzugefügt; diesen hatte ich als prosaiker mit unrecht ausgeschlossen. meine reiche sammlungen über die deutsche mondpoesie hoffe ich einmal im zusammenhang zu verwerten und will darum nicht mit einzelheiten kommen. ich nehme auch jetzt meine darstellung nicht zurück, obwol manches erweitert und eingeschränkt werden muss¹.

Ich breche mit den einwendungen ab, weil ich sonst seite für seite besprechen müste, um einzelne zweifel zu begründen. froh wäre ich, wenn durch meine bemerkungen nicht der schein von tadelsucht hervorgerufen würde. doch muss ich gestehn, dass ich mit der günstigsten voreingenommenheit an das buch herantrat und zuerst, besonders von den sprachlichen ausführungen, sehr angenehm berührt war, bis ich nachzuprüfen begann, und bei widerholtem, genauem studium immer mehr bedenken in mir aufstiegen. wenn schliesslich mehr widerspruch als zustimmung übrig blieb, ist nicht meine schuld. das buch bringt freilich so viel, dass nicht alles in gleicher weise ausgearbeitet sein kann; es bleibt daher noch genug übrig, was ihm einen gewissen wert sichert.

Lemberg, 12 dec. 1893.

R. M. WERNER.

Torquato Tasso. ein schauspiel von Goethe. mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von FRANZ KERN. Berlin, Nicolai (RStricker), 1893. iv und 394 ss. 8°. — 10 m.

Mit Goethes Tasso hat sich die forschung in den letzten jahren sehr lebhaft beschäftigt. besonders haben zwei gelehrte das wort ergriffen, einander ergänzend und befehdend: Kuno Fischer und Franz Kern. als der letztere schon mehrere beiträge zur erklärung des dramas hatte erscheinen lassen, veröffentlichte Fischer 1890 sein geistvolles buch über Goethes Tasso, dem 1892 eine polemische schrift Kerns (Goethes Tasso und Kuno Fischer) und jetzt die commentierte ausgabe von demselben verfasser gefolgt sind.

Welche verschiedenheit zwischen beiden forschern! wo KFischer kühn hypothese auf hypothese baut, begnügt sich Kern lieber mit einem vorsichtigen non liquet. während F. oft entlegene zeugnisse durch glänzende combinationen verbindet, legt K. innerhalb der einzelnen briefstelle jedes wort auf die wagschale. und wie verschieden beurteilen sie ihren dichter! wenn F. oft nur die frage aufwirft: was war dem dichtergenius Goethes möglich? und bei der beantwortung gelegentlich seiner eigenen produc-

¹ das auffallende *gern* im 1 verse des gedichtes 'Die nacht' deutete ich als 'willig', während St. mit Loeper darin den anreiz der hinauslockenden kühle, also so viel wie 'mit vergnügen' sieht. sollte nicht vielleicht die bedeutung 'oft, häufig' gerade im gegensatz zum schlusse sich empfehlen? sie ist heute mehr volkstümlich, aber Adelung kennt *gern* in der bedeutung 'gewöhnlich, gemeiniglich', so dass sie damals nichts auffallendes hatte.

tiven phantasie folgt, sucht K. zu ergründen: was ist beglaubigt und durch zeugnisse gesichert? und doch tritt, seltsam genug, F. mit prachtvoller siegesgewisheit auf, während K. bei seinen zaghaften schlüssen noch zweifelt. wer von ihnen die erkenntnis Goethes mehr fördert, ist schwer zu sagen; ein sorgsames aufspeichern gesicherten wissens ist gut wie alles tüchtige, aber fröhlicher ist der mut des irrthums.

Die K.sche ausgabe ist ein resultat jahrelanger vorbereitung. der text stimmt bis auf unwesentliche kleinigkeiten mit dem der Weimarer ausgabe überein. unbegreiflich ist es daher, warum K. in der verszählung abgewichen ist. freuen wir uns doch, dass wir endlich eine einheitliche norm des citierens haben, die sich durch ihre einfachheit empfiehlt. wie umständlich verfährt dagegen K.! mit jeder scene, im ganzen also 24 mal, beginnt er eine neue zählung, sodass nun für jeden vers ein dreifaches citat (act, scene, verszeile) nötig wird. die folge ist, dass wir in dieser besprechung beide zählungen neben einander verzeichnen müssen. — nicht zu loben ist ferner die anordnung des ganzen stoffes. in der mitte des buches steht der Goethische text mit zahlreichen anmerkungen. zu diesen gibt es aber später noch einen anhang von ca. 45 seiten, ohne dass im einzelnen fälle zu ersehen ist, warum die eine anmerkung unter den text, die andere in den anhang gestellt ist. ebenso hinken den einleitenden abschnitten über die handlung des dramas und die caractere (s. 7—65) noch eine reihe von zusätzen (s. 297—309) nach. und ganz am schluss des buches erst finden sich die capitel über den geschichtlichen Tasso und die entstehung der dichtung. so ist man genötigt, unausgesetzt hin und herzu blättern. sehr viele der anmerkungen sind überdies nur zufällige lesefrüchte und dürften gern fehlen oder könnten beliebig vermehrt werden. man erhält den eindruck, als ob K. jahre lang bei all seiner lecture stets nebenher an den Tasso gedacht und sich parallelen notiert habe, die an sich manchmal ganz hübsch sind, aber zur erklärung von Goethes dichtung gar nichts beitragen. einzelne seiner anmerkungen wollen wir zum schluss unserer besprechung ins auge fassen.

Eine der wichtigsten controversen zwischen Kuno Fischer und Kern dreht sich um die entstehungsgeschichte des Goethischen dramas. der dichter hat in den jahren 1780 und 1781 nur zwei acte in prosa niedergeschrieben; dann hat er in Italien den plan seiner dichtung völlig verändert und nun nach dem neuen plane das werk 1789 in jamben ausgeführt. an diesen tatsachen ist gar nicht zu rütteln. natürlich reizt es nun jeden forschler zu erkennen, wie sich beide pläne unterschieden; und da hat F. phantasievoll, aber ohne genügende gründe die hypothese aufgestellt: der erste act enthielt 1780 die jetzigen scenen 1 1 — 1 3¹;

¹ dass KFischer mit seiner vermutung, es sei von anfang an die bekränzung Tassos das thema des ersten actes gewesen, recht hat, dafür lässt

der zweite die scenen II 1. 2 und die herausforderung und haft Tassos in anderer form, als wir sie jetzt lesen. und sein letzter schluss ist: in der älteren Tasso-dichtung kam noch kein Antonio vor. F. führt hierfür folgende gründe an:

1) der erste act ist 1780 so schnell entstanden, dass Goethe in dieser kurzen zeit nicht vier so ausführliche scenen dichten konnte. es fehlte die vierte. dem entgegnet K. mit recht: wir brauchen uns ja diese 4 scenen noch nicht so ausführlich zu denken; und soll schon eine von ihnen fehlen, so kann es eher die entbehrliche erste, als die höchst dramatische vierte sein.

2) F. argumentiert weiter: nicht eine beliebige scene des ersten actes, sondern ganz sicher die vierte fehlte in der alten dichtung. denn als Goethe seinen Tasso in letzter fassung beinahe vollendet hatte und am fünften acte schon arbeitete, schreibt er am 6 apr. 1789 seinem herzog, ihm fehle noch die scene I 4, er zweifle, ob er sie bis osteren 'fertigen' könne. die entgegnung, die K. auf diese begründung hat, kann ich nicht für ausreichend halten. für ihn bedeutet 'fertigen' nur 'etwas angefangenes fertig machen', in diesem falle hauptsächlich 'aus prosa in verse umgießen'. und als beweis dafür, dass die scene mindestens in prosa damals schon ausgeführt gewesen sei, macht er geltend, dass Tasso sich in der längst fertigen scene II 1 auf die 'worte' des Antonio in I 4 beziehe. das scheint mir nicht zwingend; denn jene bezugnehmenden stellen (es handelt sich um 2 reden Tassos) können später interpoliert sein. und dass es sich bei dem 'fertigen' um mehr als bloßes versificieren handelte, ergibt sich mir zunächst aus folgender erwägung: osteren fiel 1789 auf den 12 apr.; Goethe hatte also bis dahin für seinen zweck noch 6 ganze tage. hätte es sich nur um eine formale ausarbeitung der scene gehandelt, so hätte Goethe, der bekanntlich bei solcher arbeit, besonders wenn sie drängte, viel durch willenskraft zu erreichen vermochte, nicht solches mistrauen in sich selbst ge-

sich ein erweis bringen, auf den meines wissens noch nicht aufmerksam gemacht worden ist. ja, es lässt sich sogar mit ziemlicher wahrscheinlichkeit eine stelle angeben, an der die iamben des jetzigen dramas annähernd den wortlaut der ursprünglichen prosafassung bewahrt haben. in demselben frühjahr nämlich, in dem Goethe an den 'Tasso' gieng, 1780, erschien das einzige, noch heute populäre deutsche epos, das sich in form zugleich und inhalt an die italienischen großen epen anschliesst: Wielands 'Oberon', der ebenso wie Tassos 'Jerusalem' den kampf mit Ariost aufnehmen will. Goethe war entzückt von dem gedicht. und genau eine woche vor dem 'erfindenden tage' (30 märz), an dem der Tasso gestalt gewann, sandte er Wieland einen lorbeerkranz und einen brief, der mit den worten schließt (23 märz 1780): *'drum schick ich dir hier statt alles, ein Zeichen das ich dich bitte in seinem primitiven Sinne zu nehmen, da es viel bedeutend ist. Empfange aus den Händen der Freundschaft was dir Mitwelt und Nachwelt gern bestätigen wird'*. es sind fast die worte der prinzessin: *'dort (auf dem capitol, wo das symbol der unsterblichkeit verliehen wird) werden lautre Stimmen dich begrüßen; Mit leiser Lippe lohnt die Freundschaft hier'* (vgl. auch I 4, 133 ff = 702 ff).

setzt. nein, es handelte sich hier sicher um eine neuschöpfung; meine hypothese in dieser richtung trage ich weiter unten vor. dort werde ich auch über die schwierigkeit der ausführung gerade dieser scene ein paar worte sagen. aber — darin stimme ich mit K. gegen F. überein — an stelle der neu zu dichtenden scene stand sicher schon längst eine ältere, die sich zwischen denselben personen abspielte. wäre Carl August nicht über eine solche scene unterrichtet gewesen, so hätte sich Goethe in seinem briefe nicht mit einer so kurzen andeutung begnügen dürfen, wie er es tut.

Nehmen wir F.'s behauptung, dass in der älteren Tassodichtung kein Antonio vorgekommen sei, rein äußerlich, so hat F. natürlich recht; denn der apparat der Weimarer ausgabe zeigt uns, dass noch 1789 bis kurz vor vollendung der dichtung eine person dieses namens fehlte und an ihrer stelle Battista Pigna stand. aber so hat F. selbstverständlich die sache nicht gemeint; er leugnet überhaupt jede persönlichkeit von Antonios character und handlungen in der ältern dichtung. und darin geht er fehl, trotz seiner wichtigsten begründung, die wir noch nicht ins auge gefasst haben. er hat nämlich für den Antonio zwischen den beiden ersten und den drei letzten acten der dichtung eine auffällige antinomie entdeckt. im letzten teil sollen Antonio und Tasso alte gegner sein (was allerdings richtig ist), im ersten soll sie der dichter schildern als zwei männer, die sich zum ersten mal sehen. schon K. hat diese ansicht mit guten gründen widerlegt. kleine incongruenzen gibt es ja im gefüge dieses dramas: über die dauer des aufenthalts der gräfin in Ferrara, über den termin ihrer abreise hören wir widersprechende angaben; ebenso ist es unvereinbar, dass Tasso nie von Ferrara sich hat entfernen wollen und doch (iv 4) durch einsetzung eines kritischen areopags in Rom seine reise dahin von langer hand vorbereitet hat. dergleichen kleine unebenheiten kommen vor. aber die große antinomie im verhältnis Tassos zu Antonio hat erst F. hineininterpretiert. zu K.'s widerlegungen möchte ich besonders die stelle 941 (II 1, 192) als zeugnis alter bekanntschaft hinzufügen, und dann folgende erwägung: eine solche antinomie, wie sie F. entdeckt hat, ist doch nur möglich, wenn die arbeit des dichters an den beiden ersten acten zeitlich von der an den drei letzten getrennt war. das ist ja aber durchaus nicht der fall. als Goethe die beiden gegner im dritten und vierten act als alte bekannte dargestellt hatte, dichtete er erst im apr. 1789 die scene I 4 (nach F. bekanntlich eine völlig neue scene), dh. die erste begegnung der beiden männer, um dann nach wenigen tagen im 5 act in der vorstellung alter feindschaft fortzufahren. ein solches vorgehn ist schlechterdings unmöglich. von dieser 'antinomie' wird ein aufmerksamer leser im Tasso nichts erkennen. damit fällt aber auch das wichtigste argument für eine ältere Tassodichtung ohne Antonio oder seinen stellvertreter, Pigna oder wie er hieß, fort.

wie wäre denn auch die duellscene, die F. selbst zum alten bestand der dichtung rechnet, möglich ohne einen gegner Tassos?

Bis hierher stimme ich mit K. überein. die verschiedenheit zwischen der Tassodichtung von 1781 und der von 1789 lag nicht im fehlen des Antonio. müssen wir nun aber, wenn wir der kühnen hypothese F.s nicht folgen, nun gleich so zurückhaltend sein wie K.? ist keine möglichkeit, die 'alte dunkelheit' zu durchdringen? K. wagt es nicht. er ist (s. 372) der meinung, dass zwischen der älteren und der neueren dichtung gar keine inhaltlichen, sondern nur formale verschiedenheiten bestanden haben. dies urteil teile ich durchaus nicht, dem widersprechen die briefe aus Italien. Goethe hätte sicher nicht so geklagt über die schwierigkeit seiner aufgabe, wenn diese die gleiche wie bei der Iphigenie gewesen wäre. ich glaube fest an eine radicale umarbeitung des ganzen planes, und ich meine, dass man der reconstruction des ersten entwurfes auf zweierlei weise näher kommen kann. einerseits kann man an Goethes quellen und an die angaben über seine arbeit in den jahren 1780 und 1781 hypothesen anknüpfen; andererseits kann man von der späteren fassung alles das abziehen, was nachweislich erst aus anregungen der italienischen reise hervorgegangen ist. zu beiden versuchen will ich hier einige ansätze machen.

Alles, was wir aus Goethes briefen an frau von Stein wissen, ist, dass die ältere Tassodichtung sich fast ausschließlich um die liebe des dichters zur prinzessin drehte. und da nun die bekenntnisse dieser liebe so geartet waren, dass sie ebenso gut als von Goethe an frau von Stein, wie von Tasso an Leonore von Este gerichtet gelten konnten, so ist der schluss berechtigt, dass Goethe auf stark individuelle färbung dieser geständnisse und überhaupt auf deutliches localcolorit in seiner dichtung wenig bedacht war. wir dürfen annehmen, dass die personen ursprünglich ihre empfindungen und stimmungen nur allgemein in schwelgenden lyrischen ergüssen zum ausdruck gebracht hatten, etwa wie im 2 acte der Stella, die überall und nirgends spielen kann. durch das fehlen jedes zeitlichen und örtlichen colorits bekamen die personen und ihre reden das, was Goethe später als das nebelhafte bezeichnet hat. das hat ihnen der dichter in der umarbeitung, wie wir von ihm selbst wissen, zu nehmen sich bemüht. und doch merkt man den ersten beiden acten des Tasso noch heute den ursprünglich lyrischeren gesprächston an; es dringt uns aus ihnen eine grössere wärme entgegen, als aus den drei letzten.

In dem fehlen des local- und zeitcolorits ähnelt nun dem Goethischen urentwurf unter der ganzen Tassolitteratur nur eine einzige abhandlung, eine quelle, die von neueren forschern (F.s. 176; K. s. 374) gar zu gern völlig ignoriert wird: die Irisaufsätze von J.W. Heinse. gewis, sie sind als historische quellen betrachtet

wertlos. aber darauf kam es auch gar nicht an. haben doch bisweilen aus den elendesten quellen große dichtungen ihren ursprung genommen, zb. fast gleichzeitig mit dem Tasso Schillers Don Carlos. auch will ich nicht leugnen, dass Goethe noch manche andre und bessere quelle schon 1780 gekannt und benutzt hat. worauf es mir ankommt, ist, zu zeigen, dass Heinse der einzige ist, der das beherrschende thema der ersten Tassodichtung, die liebe des dichters zu der hochgestellten frau, in derselben beleuchtung zeigt, wie es Goethe sah, als er sich mit Tasso, Leonore mit frau von Stein in parallele setzte. wie musste es in ihm widerklingen, wenn er bei Heinse las: *'Jeder Bewunderer des Tasso muss die Asche dieser Prinzessin segnen; denn sie ist die Schöpferin alles des Guten, was wir von ihm haben. Ihr allein, oder, welches einerley ist, seiner Leidenschaft gegen sie haben wir die schönsten Stellen im Aminta, und die größten Reize seiner Armida zu verdanken. Sie war der Hauptgegenstand in seinem Leben, den Geist und Herz in ihm in eine Masse von Feuer zerrennen in dem höchsten Grad empfunden haben, in dem ein Wesen empfinden kann; und nur dergleichen starke Gefühle sind die Quellen, woraus das Genie den Durstigen Erquickung darzureichen vermag'*. hier bei Heinse, der natürlich F. besonders unbequem sein muss, finden sich neben vielem andern schon zwei wichtige motive: der [noch anonyme] feind Tassos bei hofe und das doppelspiel mit dem namen Leonore. und so glaube ich mit bestimmtheit, dass uns Heinse helfen kann, den ursprünglichen plan zum Tasso annähernd zu rekonstruieren. dieser versuch würde natürlich hier zu weit führen. auch verhehle ich mir nicht, dass man Heinse durch wichtige andre quellen, besonders Muratori, ergänzen muss, und dass Goethe in bedeutsamen einzelheiten auch sicher weit von Heinse abgewichen ist. solcher veränderungen möchte ich hypothetisch vor allen zwei anführen: erstens hat Goethe wol von anfang an den herzog nicht als launischen sultan dargestellt, und zweitens mag es ihm, da er das verhältnis Tassos zur prinzeßin fast völlig mit dem seinen zu frau von Stein identifizierte, widerstrebt haben, dieses liebesverhältnis tragisch enden zu lassen, und er mag, wie einst für die Stella, für das enthusiastische stück einen enthusiastischen schluss geplant haben. ich weiß, dass dies nur vermutungen sind. aber ich spreche sie getrost aus; denn, sei es, dass man sie erhärte oder widerlege, sie können vielleicht licht verbreiten über die viel umstrittene stelle aus dem brief vom 2 febr. 1788 in der 'Ital. reise'.

Ich habe vorhin noch ein zweites mittel angedeutet, die unterschiede der ersten und zweiten Tassodichtung zu erkennen: nämlich die ausscheidung alles dessen aus dem vollendeten drama, was Goethe erst nach 1786 concipiert haben kann. wir dürfen mit sicherheit annehmen, dass es sich in der älteren dichtung lediglich um das private leben, um die innersten herzensangelegen-

heiten der wenigen persönlichkeiten gehandelt hat. wie für Werther nur das eine haus, wo Lotte wohnt, existiert, so mag wol in der ersten Tassodichtung Ferrara dem italienischen dichterjüngling die welt bedeutet haben, eine kleine in sich begrenzte welt, in der die wenigen menschen ihr genüge finden. nun aber hat Goethe zwei jahre in Italien zugebracht; und hinter der ursprünglich leidenschaftlichen enge seiner Tassodichtung tut sich ihm jetzt der weite horizont der italienischen renaissance auf. sie ist ihm nicht mehr eine vorstellung, die er nur aus büchern hat; nein, er hat sie leibhaft gesehen, sie hat sich in seiner phantasie widerbelebt und mit menschen bevölkert. kein wunder, dass es ihn zur ausgestaltung drängt und dass, als ihm die Tassobiographie von Serassi eine fülle von motiven bietet, er diese für seine dichtung nutzbar machen will. aber er wird als künstler sich auch gesagt haben: es genügt nicht, die renaissance nur von fern als hintergrund zu zeigen; es muss aus jener grossen welt ein mensch in den kleinen idyllischen kreis von Belriguardo treten. das gibt einen dramatischen conflict. und hier mögen wir auch wol die lösung der Antoniofrage finden. ein hofmann, ein berechnender oder absichtloser störenfried der liebe Tassos zur prinzessin muss in der dichtung von anfang an gewesen sein, mochte er nun Pigna oder Antonio oder sonst wie geheissen haben. aber diesen mann aus jener glänzenden, geräuschvollen welt da draussen in den dichterfrieden Tassos und der fürstin hineintreten zu lassen, dies motiv kann Goethe erst in Italien aufgegangen sein. und nun begreifen wir auch, warum ihm die schilderung gerade des ersten auftretens dieses mannes so schwer ward, dass er die scene 1 4 erst ganz spät, kurz vor der vollendung seines werkes ausgestaltete: für keine person des stückes nämlich brauchte Goethe so viel (wenn man will) realistisches detail, für keine so viele einzelheiten aus der geschichte und culturgeschichte, wie für den ganz umgestalteten fürstlichen abesanten, der jetzt Antonio Montecatino heisst.

Somit bin ich weit davon entfernt, mit K. zu glauben, es sei inhaltlich die ältere Tassodichtung von der jüngeren nicht sehr verschieden gewesen. anderseits kann ich F. einen entwurf ohne Antonio oder einen stellvertreter nicht zugeben. vielmehr bin ich der ansicht, dass die verschiedenheit beider pläne gerade in der völligen umgestaltung dieses mannes liegt. mit dieser meinung lassen sich aber sehr gut einige feinsinnige ausführungen F.s vereinigen, die K. (s. 370) sehr mit unrecht bezeichnet als 'geistreiche combinationen, die aber doch nur den wert von einbildungen haben'. ich bin mit F. der ansicht, dass es Goethe erst in Italien, als er seiner dichtung den grossen hintergrund gab, in den sinn kommen konnte, durch gegenüberstellung von Antonio und Tasso den gegensatz von staatsmann und dichter zu verkörpern. auch glaube ich, dass F. mit der unterscheidung 'pathologisch — künstlerisch' für die ältere und jün-

gere dichtung recht hat; denn die culturbistorische weite der späteren handlung konnte nicht mehr aus persönlichen erlebnissen gestaltet werden, wie dies bei den intimen herzensangelegenheiten in dem ursprünglichen werke möglich war.

Wenden wir uns nach diesem überblick über die entstehungsgeschichte nun dem vollendeten werke zu. der dichter selbst hat es als 'schauspiel' bezeichnet; oft genug aber hat man auch von der tragischen handlung des Tasso gesprochen. neigt sich in dem drama das schicksal Tassos zum besseren oder schlimmeren? diese frage ist oft aufgeworfen worden und hat sehr viel kopfzerbrechen gemacht. in ihrer beantwortung streiten nicht nur die wortführer unter einander; nein, auch die einzelnen kritiker geraten mit sich selbst in widerspruch. F. sagt s. 180: 'es ist der weg vom gipfel zum abgrund, den Goethes Tasso vor unseren augen durchläuft!' und s. 191 widerspricht er sich schnurstracks, indem er ausführt: 'in den leiden eines solchen dichters liegt die kraft der erhebung, die schöpferische kraft, die zur heilung greicht. Goethes Tasso verkümmert nicht in der zelle des armenhospitals, sondern erhebt sich über sein schicksal'. und nun folgt das bekannte citat 3426ff (v 5, 141ff). in ähnlichem widerspruch sehen wir K. auf s. 9 lesen wir: 'die handlung unsres dramas bewegt sich um Tassos heilung von krankhaften vorstellungen und ungehörigen ansprüchen, die durch sein leben am hofe entstanden sind und immer mehr genährt werden'. und dagegen s. 26: 'das wesentliche der handlung selber ist der bruch Tassos mit dem herzoglichen hause'. das gewaltsame zertrümmern menschlicher verbindungen, also der verlust des liebsten, was Tasso besaß, oder aber der gewinn der heilung, das sinken in den abgrund oder die erhebung, eines von beiden kann doch nur das ziel der handlung sein. es scheinen sich die widersprüche am leichtesten dadurch zu erklären, dass das schicksal des menschen Tasso so oft verwechselt wird mit dem des dichters Tasso. und doch sollte man hier genau so streng scheiden, wie es Goethe, zb. 3078 (v 2, 90), selbst in seinem werk getan hat. um es voraus zu sagen: ich bin der ansicht, dass der inhalt des dramas das tragische geschick des menschen Tasso ist, und dass der ausblick auf die künftige laubahn des dichters am schluss des dramas mit dem kunstwerk im ganzen wenig zu tun hat. eine kurze erläuterung soll dies klarer machen.

K. sagt s. 13: 'wir sehen Tasso am schluss des stückes von seinen krankhaften ansprüchen (sc. auf die liebe der prinzeßin usw.) geheilt'. das ist völlig unrichtig. wenn im täglichen leben an einem menschen soeben eine schwierige operation vollzogen worden ist, über deren erfolg man noch nichts sicheres voraussagen kann, so wird man diesen menschen doch nicht als einen geheilten bezeichnen dürfen. und selbst nicht einmal in diesem relativ günstigen fall befindet sich Tasso. wir sehen ihn im anfang des

dramas selig im höchsten glücke, und am ende — wie später erhärtet werden soll — völlig zerschmettert. sein schicksal ist dem des Tantalus zu vergleichen. ihn haben die erdengötter zu ihrem mahl an goldenen tischen erhoben. da ist ihm sein glück zu kopfe gestiegen. er frevelte gegen die, von deren gnade er lebte, und sie, die mächtigen, stürzten ihn deshalb in nächtliche tiefen. kann man das eine heilung nennen? ich nenne es strafe für vermessenheit. und wer will denn sagen, was das fernere schicksal von Goethes Tasso ist, ob es nicht dem des historischen Tasso gleicht, ob der verbannte nicht immer, hungernd und dürstend wie Tantalus, sich nach dem verscherzten glück zurücksehnen wird. wenn K. behauptet, die ganze handlung von Goethes drama ziele auf die heilung Tassos, so kann man mit demselben rechte sagen: die handlung von Miltons Verlorenem paradies ziele auf die erlösung des menschengeschlechts. beides ist falsch. Goethes Tasso endet mit dem sturz des dichters, und erst jenseits des dramas ahnen wir etwas von einstiger errettung; Miltons epos behandelt den fall des menschen, und erst in weiter ferne kündet sich jenseits des gedichts die erlösung an.

Dass wirklich am ende des stückes Tasso völlig vernichtet ist, deutet Goethe klar genug mit dem bilde an, mit dem er das schauspiel schließt. man denke doch dieses bild nur zu ende. als völlig schiffbrüchiger schildert sich Tasso, sein fahrzeug ist zertrümmert, steuerlos, ohne rettung werfen ihn die wellen her und hin. nur an den felsen klammert er sich noch an; das nackte leben ist also gerettet. aber hab und gut, wohnstätte und verkehr mit menschen ist dahin, und um ihn brandet nach wie vor das meer. ungewisser kann ja sein schicksal gar nicht sein. was soll ihm denn der nackte felsen bieten? vor kälte, nässe, hunger und jeder unbill kann er ihn doch nicht schützen. — nun male man sich weiter aus, was dieses bild am ende der ganzen dichtung bedeuten soll: als alles ihm geraubt ist, da klammert sich Tasso in letzter verzweiflung an Antonio mit dem rufe: rette mich! und Antonio, das ist nicht zu leugnen, nimmt sich des hilflosen an. aber da wird nun stets von commentatoren die freundschaft dieses kühlbesonnenen staatsmannes weit überschätzt, ohne dass je die frage aufgeworfen würde: was kann denn Antonio für Tasso tun? er kann fürsorge treffen, dass der dichter auf seiner reise nicht mangel leide, er kann ihm empfehlungen geben und ihm auswärts gute aufnahme sichern, er kann ihm später auch gelegentlich brieflich seinen rat geben. das aber ist auch alles. an dauernde einwirkung Antonios, vielleicht gar an ein zusammenleben beider männer, ist nicht zu denken. so sicher Tasso binnen kurzem das herzogtum Ferrara auf immer verlassen wird, so sicher wird Antonio am hof der Este bleiben und nicht, wie K. s. 349 meint, dem unglücklichen 'treu und geduldig zur seite stehn'. bis zur aufgabe seines staatssecretariats,

so weit geht Antonios freundschaft nicht; und deshalb muss Tasso ohne diesen mentor seinem ungewissen loos entgegen gehn. so endet die handlung des stückes; was darüber hinausdeutet, gehört nicht mehr zum eigentlichen inhalt des dramas. es widerstand Goethe jederzeit, den hörer in völliger trostlosigkeit zu entlassen; und anstatt wie Schiller mit erbarmungsloser härte den zusammenbruch eines menschenschicksals darzustellen, liebte es seine milde, selbst einer tragischen handlung am ende die möglichkeit einer späten glücklichen wendung beizumischen, wolverstanden, die möglichkeit und keineswegs die sichere gewähr. solchem bestreben Goethes verdanken die verse 3426 ff (v 5, 141 ff) ihr dasein. mit den worten '*alles ist dahin*' ist Tasso bei dem gefühl gänzlicher vernichtung angelangt. bevor aber der dichter in den schlussversen des dramas den vollen eindruck dieser stimmung durch das breit ausgeführte bild von dem schiffbruch erzielt, gibt er vorübergehend der hoffnung nahrung. wenn Goethe selbst sich das fernere leben seines Tasso ausmalte, so hat er sich ohne frage von bildern der verzweiflung und des wahnsinns abgewant und sich gerne vorgestellt, wie der verstofsene in der kunst eine sanfte trösterin findet, wie er durch darstellung seiner leiden sich von der qual befreit; gewis durfte Goethe auch aus solchen vorstellungen heraus den Tasso mit Ampère einen gesteigerten Werther, einen Werther mit erhöhter mannes- und künstlerkraft nennen; auch durfte er in der 'Trilogie der leidenschaft' jedem, der den todesschmerz des scheidens durchmachen muss, die heilung wünschen, die er seinem Tasso gönnte. aber alle diese anschauungen und wünsche liegen auferhalb des dramas. in dem stücke selbst zeigt uns der dichter Tasso schliesslich im tiefsten abgrund der verzweiflung, und erst in weiter ferne, vielleicht spät, vielleicht nie erreichbar, einen schimmernden stern: die hoffnung auf genesung durch die kunst. dass aber diese genesung die 'lösung' der verwicklungen des dramas sei, dass sich die handlung auf dies ziel von vornherein hinbewege, dass sie, wie F. s. 191 sagt, der grundgedanke sei, aus dem die dichtung entstand, davon ist keine rede.

Aber die handlung von Goethes Tasso ist nicht nur tatsächlich tragisch (sagt doch selbst K. s. 18, dass Goethe an dem tragischen seiner dichtung nicht einen augenblick gezweifelt habe), sie muss vielmehr mit naturnotwendigkeit wegen der ganzen anlage des hauptcharacters einen tragischen verlauf nehmen. das hat nun freilich K. in der charakteristik der hauptperson nicht nachgewiesen, wie denn dieser zusammenfassende abschnitt lange nicht so gut gelungen ist wie die einzelinterpretation. K. zählt freilich alle einzelnen züge mit reichlichen belegstellen auf, aber ihre summe gibt kein überzeugendes characterbild. da K. stets die 'heilung' Tassos und als heilmittel die entfernung vom hofe im auge hat, so muss er den aufenthalt in Ferrara als ein

übel für Tasso darstellen. darin geht er aus voreingenommenheit viel zu weit. das leben des Goethischen Tasso, ehe er nach Ferrara kam, war reich an entbehrungen; gehetzt, ruhelos irrte er umher. seine dichterische begabung besaß er freilich von anfang an. aber dass sie sich in der ungünst der verhältnisse nicht entwickelte, sagt er ja selbst. 'traurige lieder' hat er gesungen. er brauchte dringend ein asyl, wo er sinnen und dichten konnte, sonst wäre er zu grunde gegangen. nun kam er nach Ferrara, und was ihm dieser ort geworden ist, sagt er klar genug 405 ff (1 3, 26 ff). hier erst fand er sorglose müße zu dem großen werke, zu einem mutigen gesange, wie er nur diesen einen gedichtet hat. und dieses leben in Ferrara, das so schöne früchte gezeitigt hat, nennt K. schlechthin 'nicht zuträglich' für den dichter. dies einseitige urteil erklärt sich nur aus dem beständigen ausblick nach der heilung und dem heilmittel. K. hätte lieber vorerst nach der krankheit forschen sollen; aber eben über diese werden wir nicht richtig belehrt. aus der erkenntnis der krankheit Tassos ergibt sich aber sogleich der tragische character der dichtung; denn für das übel, wie wir es erkennen, gibt es weder heilmittel noch heilung.

Goethe hat seinen Tasso mit einer begabung ausgestattet, die segnen und fluch in sich birgt und die dem dichter vor allen anderen eigen sein muss, der gabe, menschen und zustände sich bis zu greifbarster nähe zu vergegenwärtigen. Tassos phantasie, die im zustande der harmonie dichterischen gestalten ihr dasein gibt, wird ihm zum unheil, wenn sie in falsche bahnen gedrängt wird. dann schafft sie auch gestalten, aber feindselige, deren ansturm der dichter nicht bannen kann, schreckgestalten, deren macht sein argwohn immer noch vergrößert. die misleitete, gestalten schaffende phantasie ist ursache von Tassos krankheit, sie ist der feindliche dämon im eigenen busen, dem er rettungslos verfallen ist. vor diesem feinde, den man stündlich mit dem eigenen herzblut nährt, ist kein entrinnen möglich. gibt es ein schicksal, so ist es dieser freund oder feind, des menschen tiefinnerste veranlagung. und keinen tragischeren kampf kann man ersinnen, als das leidenschaftliche vergebliche ringen des menschen gegen den eigenen argwohn, keine tragischere wehrlosigkeit als gegenüber diesem feinde. Othello sehen wir in solchem streit erliegen. und mit recht hat WWetz (Shakespeare vom standpuncte der vergleichenden litteraturgeschichte 1 380 ff.) unmittelbar dem Othello an die seite den Torquato Tasso gestellt.

So verhängnisvoll von natur begabt hat Goethe seinen Tasso gesehen und dargestellt. so lange dieser dichter von jeder berührung mit der rauhen aufsenwelt entfernt ist, so lange man liebend für ihn sorgt, ohne dass er es merkt, so lange er gleichgesinnte, kunstfreudige, genussfähige menschen zum umgang hat und im übrigen mit den gestalten seiner einbildungskraft, mit

seinen geistern lebt, so lange dieses ganze traumleben dauert, so lange wirkt auch seine phantasie woltätig; und das unsterbliche gedicht entsteht. aber nun erfindet Goethe eine handlung, die diesen traumwandler weckt. eine ganze reihe von ereignissen, die Tassos feurige phantasie aufs höchste erregen, die bekränzung, die rückkehr Antonios, die schilderung des päpstlichen hofes, das vermeintliche geständnis der prinzeßin, der zusammenstoß mit Antonio, die verhaftung, sie alle wirken zusammen, Tasso völlig aus dem gleichgewicht zu bringen. und wie wir ihn kennen, ist bei solcher erschütterung das tragische ende unausbleiblich: in maßloser leidenschaft vernichtet Tasso sich selbst. wären es nur äußere feinde, die ihn bedrohten, unzuträgliche umgebung am hofe und ähnliche dinge, die mehr oder minder zufällig sind, dann hätte K. recht: dann wäre nach beseitigung solcher übel Tasso gerettet; dann könnte binnen wenigen minuten am schluss des stückes Antonios freundschaft alles gut machen. das aber ist unmöglich. denn Tassos übel liegt tiefer. unentrinnbar schleppt er den feind mit sich herum. ob er, wie der herzog ursprünglich wollte, nur auf einige zeit oder auf ewig sich von Ferrara entfernt, die erfüllung dieses tragischen menschenschicksals ist zu verzögern, aber nicht zu hindern.

Aus dieser ursprünglichen anlage kann man alle übrigen eigenschaften und äusserungen ableiten, die bei K. ziemlich unvermittelt neben einander stehn. wir erkennen, wie Tasso durch die beständige einsamkeit und die beschäftigung mit den freundlichen und feindlichen geburten seiner phantasie völlig das maß seiner selbst und das maß der mitmenschen und menschlichen verhältnisse eingebüßt hat. nur so sind neben einander zu deuten einerseits der mangel an vertrauen zu sich selbst, der sich in der beständigen sorge um die herzogliche gnade äußert, anderseits die grenzenlose selbstüberhebung, die sich bis zur werbung um den besitz der prinzeßin steigert. und ebenso finden alle zwischenstufen des zutrauens und mistrauens gegen sich und andre ihre erklärungs.

Genau wie an Tasso hat K. auch an der prinzeßin viele einzelheiten des characters richtig beobachtet, hat aber wider nicht zu zeigen vermocht, wie diese züge sich gegenseitig bedingen und erklären. in manchen aufstellungen hat K. gegen Fischer recht: dass die leiden den willen der prinzeßin gefestigt haben (F. s. 232), dass eine intellectuelle verwantschaft zwischen Eleonore und Alphons zu erkennen sei (F. s. 225), dass die fürstin eine schnelle und richtige auffassung der dinge und personen besitze (F. s. 228), dass ihr hauptinteresse sich auf die dichtung concentriere (F. s. 245), das alles hat K. schon früher widerlegt, und es ist auch nicht zu halten. der grundzug des ganzen wesens der prinzeßin ist in der tat das, was Fischer einmal sehr richtig quietismus, K. phlegmatisches temperament genannt hat. man

darf sie deshalb aber noch nicht, wie K. s. 70 tut, als schwer-
mütig bezeichnen. das ist nicht in Goethes sinne. er hat uns
so oft den milden zauber des mondlichts geschildert und gern
die erinnerung an die geliebte mit der wüirkung verglichen, die
der klare glanz des bleichen gestirns ausübt (Jägers abendlied u. s. w.).
solcher friede geht auch von der prinzeßin aus; ihr ganzes tun
ist milde. nichts heftiges, nichts plötzlich überraschendes ver-
nehmen wir von ihr; alles ist vorbereitet und tönt anmutig aus.
das lachen ist zum sinnigen lächeln gemäfsigt, der blendende witz
zum freundlichen scherz, das epigramm ist aufgelöst in geistvoll
erweiterte rede. es liegt zwar der prinzeßin der ernst näher als
der scherz. aber von schwermut darf man deshalb noch nicht
reden; denn alles trübe ist ihr fern, selbst ihre resignation ist heiter.
soviel zur ergänzung von K.s einzelbemerkungen; seine beweise für
die geringe menschenkenntnis der fürstin und für das vorherrschen
gelehrter neigungen vor den dichterischen sind überzeugend. es
fehlt nur leider wider das, was bei der analyse eines characters
die hauptsache ist, nämlich der nachweis, dass aus all den eigen-
schaften wirklich ein character geworden ist; es wäre doch auch
denkbar, dass die beobachteten züge nicht mit einander harmo-
nierten. dass tun sie nun freilich ausgezeichnet. zweimal hat
Goethe im Tasso die scene geschildert, wie Leonore von Este
nach kaum überstandener krankheit beim ersten schritt in das
neue leben Tasso erblickt. nicht nur deshalb findet diese wider-
holung statt, damit der eindruck dieses ersten begegnens von
beiden seiten ausgesprochen werde, sondern auch damit der hörer
die prinzeßin eindringlich als eine frau erkenne, die früh an
leiden gewöhnt wurde. denn ihr ganzes wesen ist daraus ab-
zuleiten. wer häufige krankheit mit geduld ertragen hat, der
klammert sich an die zeiten des gesundseins mit dem ängstlichen
wunsche an, dass alles bleiben möge wie es ist, dass keine
raube hand den frieden lieblos störe. doppelt besorgt wird eine
frau in solcher lage sein. das ist der fall bei der prinzeßin.
sie, die leidensgewohnte, findet in Belriguardo, wo ein tag dem
andern gleicht, ihr glück. in dieser ruhe möchte sie immer weiter
leben. drum sind auch alle vermutungen, dass sie sich je ver-
mählen werde, hinfällig. K. spricht mit recht s. 138 von ihrer
'entschiedenen ablehnung jedes heiratsgedankens'; und das '*fast*',
mit dem sie 1059 (II 1, 310) diesen entschluss mildert, erklärt
sich daraus, dass um der 'sitte' willen die prinzeßin Tasso gegen-
über nicht weitere geständnisse machen konnte. nur um tiefen
frieden um sich her zu haben, wünscht sie auch die versöhnung
zwischen Tasso und Antonio, nicht aus menschenkenntnis. im
gegentheil, sie sieht nur zu bald ein, dass ihr wunsch verfrüht
war, und geht nun in abermaliger verkennung der tatsachen zu
weit, indem sie eine freundschaft zwischen den beiden männern
ewig für unmöglich hält. auch für diese geringe lebenskenntnis

der fürstin ist der grund in ihrer langen und häufigen krankheit zu suchen. ihr umgang waren stets nur wenige menschen, die ihr, der leidenden, woltaten. nie ist ihr ein äußerer conflict nahe getreten, stets konnte sie passiv bleiben. so ist sie ganz seele geworden, eine schöne seele, die alle irdischen ansprüche aufgegeben hat. zugleich ist sie so fein geartet, dass sie nur mit wesensverwanten menschen verkehren mag und kann, widerum ohne zu ahnen, wie selten solche zarte naturen sind. in Tasso glaubt sie einen freund nach ihrem sinne gefunden zu haben. aber in ihrer unkenntnis menschlicher caractere hat ihn die jungfräuliche fürstin ganz falsch beurteilt; sie hat mit seiner sinnlichkeit und leidenschaft nicht gerechnet. und wie diese mächte bei ihm durchbrechen in einer stunde der erregung, da ist ein weiteres zusammenleben auf ewig unmöglich, nicht lediglich wegen dieser einen verletzung der sitte, sondern weil die zartfühlige frau mit Tasso nun in ewiger furcht vor gefährdung ihres friedens leben müste. ihre sinnlichkeit ist durch die krankheit nicht völlig ertötet, aber sie ist schlafen gegangen. und erwacht sie ja einmal, so lullt die fürstin sie mit sanfter beschwichtigung wider ein.

Das gegenbild zur prinzessin ist die gräfin: gesund, ein wenig sinnlich, nicht allzu sensitiv und von der glücklichsten begabung, mit allen menschen leben zu können. F. hat diese frau von welt ausgezeichnet geschildert, und ohne ein 'rasch urteilender leser' zu sein (K. s. 54), schliesse ich mich ihm im wesentlichen an. Leonore Sanvitale völlig zu retten, geht nicht an; selbst K. kommt s. 61 nur zu dem resultat: 'in ihrem moralischen character ist viel mehr licht, als schatten', auch er vermag ihre unermüdliche lebenswürdigkeit, ihre aufrichtigkeit, ihr wolwollen immer nur in einigen scenen zu entdecken. man kann von den zwei frauen das gleiche urteil aussprechen, das Goethe über Tasso und Antonio fällt: es ist schade, dass die natur nicht aus beiden eine frau gemacht hat. rät ein weises wort den menschenkindern, klug zu sein wie die schlangen und ohne falsch wie die tauben, so hat die gräfin leider fast nur die schlangenklugheit mit auf den weg bekommen und die prinzessin nur die wehrlose lauterkeit der tauben. dass die prinzessin der freundin volles vertrauen schenkt, hängt mit ihrer weltkenntnis zusammen. die beiden frauen ergänzen sich; aber nur so lange sind sie freundinnen und verstehn einander, als sie die puncte nicht berühren, wo freundschaft und gegenseitiges verständnis aufhören müste. würde jemals die fürstin von den erwägungen und intriguen der gräfin im 3 und 4 act erfahren, so würde sie auch von ihr sich entteuscht abwenden und nicht mehr mit ihr leben können. ein solches urteil aber stempelt Leonore Sanvitale durchaus noch nicht, wie K. meint, zur 'bloßen intrigantin und herzlosen coquette'. keine person des stückes hat Goethe so wahr nach dem leben geschildert wie die gräfin. sie gehört zu jenen frauen der großen

welt, denen man kleine sünden verzeihen muss, weil sie mit anmut sündigen, zu jenen frauen, deren gesinnungen und handlungen weder ganz verzeihlich noch ganz unverzeihlich sind. die gräfin ist ihrem gatten treu, aber das hindert sie nicht, einen jungen freund, den sie zu huldigungen ermuntert, an sich zu fesseln. die worte, mit denen sie ihm 2244ff (iv 2, 4ff) naht, sind nicht gerade eine unwahre schmeichelei, aber sie sind tactlos; denn es verrät mangel an feinfühligkeit, einen menschen, der eben eine übereilung begangen hat, gleich darauf wegen seiner sonstigen besonnenheit zu loben. widerholt sehen wir sie gutes würken, aber stets nebenher ihr eigenes interesse verfolgen, vgl. 2174 (iii 4, 208), wo freilich K. anderer ansicht ist. so ist ihr ganzes fürsorgliches bemühen um Tasso aufzufassen, das allerdings dem dichter nützen, ihr selbst aber auf bequeme art die unsterblichkeit verschaffen soll. am klarsten jedoch erkennt man den angedeuteten character der gräfin in ihrem verhalten gegen die prinzessin. sie ist die freundin der fürstin und möchte ihr viel liebes erweisen; aber das hindert sie durchaus nicht, einen vertrauensbruch gegen jene vor ihrem gewissen zu verteidigen. K. möchte nun freilich die gräfin von diesem vorwurf möglichst entlasten. er behauptet in der anmerkung zu 1953 (iii 3, 40), Leonore habe das in der vorhergehenden scene der prinzessin entschlüpfte geständnis garnicht verstanden. unmöglich! so sollte Goethe eine frau verzeichnet haben? die gräfin hat, wie jede frau, für herzensgeheimnisse der freundin ein äußerst feines ohr; sie weiß sehr wol, was in der prinzessin vorgeht, wenn sie sich auch in ihrem leichten sinn diesen kampf nicht so schwer vorstellt, wie er ist. die schuld der gräfin Sanvitale ist nicht zu leugnen; es fragt sich nur, mit welchem maßs man sie messen soll. ich glaube, mehr als leichtsinn ist es nicht. es fehlt der gräfin an tiefe, sie hat für zartinnerliche menschliche beziehungen kein verständnis; von verrat an der freundschaft darf also nicht die rede sein. aber eine kleine unehrlichkeit liegt vor; die eitelkeit siegt über die freundschaft.

Zur charakteristik Antonios und des herzogs ist nichts hinzuzufügen. nur ist im ganzen von dem 2 cap. zu sagen, dass es äußerst schwach ist. K. beschreibt die caractere, wie Haller die blumen beschreibt. und darüber hat Lessing ja schon im Laokoon das nötige gesagt.

Das beste an K.s ausgabe ist die einzelinterpretation. sind auch viele dieser anmerkungen entbehrlich, so ist doch ein großer teil wirklich fördernd. um manche vielumstrittene stelle hat sich K. mit erfolg bemüht; nachahmenswert für commentare zu andern dichtungen ist sein vor- und rückcitieren innerhalb des dramas selbst. oft nämlich erhält ein dunkler ausdruck nur dadurch rechtes licht, dass man ihn mit wendungen früherer oder späterer gespräche derselben oder andrer personen in verbindung

bringt. das tut K. in ausgiebigstem mafe. ein commentar zu Goethes Tasso ist gewis nicht überflüssig, und es hätte der langen verteidigung K.s in der einleitung gar nicht bedurft. denn im Tasso finden sich deshalb so viele schwierige stellen, weil mit den beiden ausnahmen, die zu zweimaliger bestrafung Tassos führen, die leidenschaft stets durch die sitte eingedämmt ist. alle personen halten ihr gefühl im zügel, verleugnen es wol gar; nur verschleiert wagt sich die empfindung hervor. daher die mannigfachen, blofs leisen andeutungen, daher die umschreibungen und verallgemeinerungen ganz concreter gefühle, daher die mancherlei misverständnisse, mit denen die handlung arbeitet. beiläufig gesagt: daher auch die weit auseinander gehenden urteile über das stück. denn nicht jedem ist es gegeben, in solcher beengung durch menschliche satzung sich noch frei zu bewegen; nicht jedem erscheint daher so rücksichtsvolles empfinden noch völlig natürlich. AWSchlegel zb. vermochte mit keiner der auftretenden personen recht zu sympathisieren.

Im grofsen ganzen stimme ich den deutungsversuchen K.s zu, wenn ich auch vielleicht hie und da eine kleine andre nuan- cierung vornehmen möchte. der raum erlaubt nur, etwa ein dutzend der wichtigsten stellen herauszuheben, teils um durch zustimmung die K.sche deutung zu erhärten, teils um gegen K. eine andre erklärang vorzuschlagen.

In der interpretation der vv. 1840—1848 (m 2, 184—192; vgl. auch K. s. 326 zu 184) stimme ich mit K. gegen Düntzer, bei den worten der prinzeßin 3265 f (v 4, 152 f; vgl. K. s. 345 zu 152) gegen HGrimm überein. auch die verse 1910—3 (m 2, 254—7) möchte ich wie K. durch zweimaliges einfügen von 'entweder — oder' deuten. aber 'kennen' = 'empfangen, finden' (s. 329) setzen, geht nicht an. 'kennen' ist hier = 'von der existenz einer sache wissen'. — dass die erste scene des stückes am frühen morgen spielt, wird ja hinlänglich durch das 'heute früh' 1675 (m 2, 19) bewiesen.

In folgenden fällen versuche ich eine andere erklärang und bediene mich dabei meist desselben mittels wie K., nämlich der weitläufigen umschreibung der dunklen verse: 440 (i 3, 61). 'Genieße nun des Werks, das uns erfreut' möchte ich so deuten: 'uns ist das werk, so wie es jetzt abgeschlossen vorliegt, ausreichend, uns erfreut es so, darum höre du nun auf, immer noch daran zu arbeiten, und genieße es mit uns'. man kann darin den neben- gedanken finden: 'in der letzten zeit gehörtest du ganz deinem werk; jetzt genieße das gedicht mit uns, gehöre also wider uns an'. — 1189 (n 2, 65): *Schwelle Brust! — O Witterung des Glücks!* die metrische freiheit, das fehlen des aufacts ist im anhang von K. nicht richtig gewürdigt. Goethe hätte ja leicht durch ein vor- gesetztes *Nun*, *So* oder dgl. die 'unregelmäßigkeit' ändern können. ob also dieser oder jener ausdruck oder sonst was vorangeht, das

erklärt hier den rhythmus nicht; aber der überschwang des gefühls erklärt ihn, das nun schon durch den ganzen monolog hin brandet, um schliesslich in diesem einen mächtigen accent den gipfel zu erreichen. — 1552—54 (II 4, 145—7): *Auf einmal winkt mich eine Klarheit an, Doch augenblicklich schließt sich's wieder zu, Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.* was hat hier die prinzeßin und ihre vermeintliche liebe zu tun? die verse bedeuten nur: 'einmal glaube ich einen augenblick das urtheil des herzogs zu begreifen, dann ist es plötzlich mir wider unbegreiflich, und dann bleibt mir weiter nichts übrig, als mich zu beugen'. — 1857—60 (III 2, 201—4): *Die Sonne hebt von meinen Augenliedern Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf; Die Hoffnung ihn zu sehen füllt nicht mehr Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht.* die stelle will sagen: wenn wir in liebem verkehr mit einem freunde unsre tage verbringen, dann erscheint uns das bild dieses freundes schön verklärt auch im traume; freilich sobald die sonne den schlaf von unsern augen nimmt, hebt sie auch das traumbild auf, und andres tritt an die stelle, die sehnsucht nach dem teuren. so war es bisher für die prinzeßin, so wird es aber in zukunft nicht bleiben. traumlos wird ihr schlaf sein, oder ihre träume zeigen doch nicht mehr die alten lieben bilder. — 2742f (IV 5, 1f): *Ja, gehe nur, und gehe sicher weg, Dass du mich überredest was du willst.* die verse bedeuten: geh nur, und bilde dir ein, meine abreise, die du trotz aller verstellung ja so sehr wünschest — vgl. 2750 (IV 5, 9) — sei die folge deiner überredung. — 3133—36 (V 4, 20—3): *Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst, Die jeden nährt, die den gesunden Geist Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten, Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!* über diese verse hat K. schon in seiner polemischen schrift gegen F. s. 79f sich irrig geäußert. er meint, F. verstehe unter der 'großen kunst' nur die poesie; genau drückt sich F. s. 187 nicht darüber aus. K. aber fasst sie als die ars magna des Raymundus Lullus, als disputierkunst, kritik zu eng. die stelle besagt: in Rom (vgl. die vorübergehende beschreibung Tassos) blühen alle künste aufs höchste, und auf schritt und tritt redet zu uns diese kunst, die man im großen betreibt, diese große kunst. aus ihr saugt jeder gesunde mensch (nicht nur, wie K. deutet, jeder dichter) nahrung. nur mich, den kranken, wird diese übergewaltige kunst erdrücken. und deshalb gehe ich ihr lieber aus dem wege. — bei K.s deutung von 3374 (V 5, 89) müste ja Goethe einen einfachen gedanken durch grillenhafte umstellung der worte absichtlich unklar gemacht haben. ich glaube, K.s gedanken hätte der dichter ausgedrückt: *Wird leiser Schmerzenslaut zur (oder nur) Lästerung.* da er aber geschrieben hat: *Wird Lästung nur ein leiser Schmerzenslaut,* so fasse ich die stelle folgendermaßen: Antonio hat Tasso nach seinen rasenden lästerungen zur besinnung gerufen,

und Tasso erwidert nun darauf: lass mich, ich will nicht besonnen sein, ich will mich vergessen, ich will wüten und lästern, denn diese sinnlosigkeit ist jetzt ein dumpfes glück für mich. kein schrei, keine raserei kommt meinen namenlosen schmerzen gleich; misst man die heftigkeit meiner anklagen an der tiefe meiner qual, dann klingt selbst die lästerung nur wie ein leises wimmern. — 3435 (v 5, 150): *Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.* das 'nur' will sagen: ich bin anscheinend etwas viel geringeres, schwächeres, haltloseres, nämlich nichts weiter als die sturmbewegte welle.

Diese stellen mögen genügen. nach eifriger vertiefung in das K.sche buch urteilen wir, dass keiner den commentar ohne vielfache belehrung aus der hand legen wird. freilich geht die erläuterung nur nach einer seite; K. will im wesentlichen die dichtung aus sich selbst erklären, und das ist gut. nur sollte er nicht am schlusse seines buches spöttische bemerkungen über diejenigen machen, deren erkenntnis noch etwas weiter vordringen will, die, wenn sie glauben, die dichtung begriffen zu haben, nun auch den dichter inniger verstehn möchten und deshalb Goethes eignen rat 'das was bedenke, mehr bedenke wie' befolgen. was führt uns tiefer in die psychologie eines grossen menschen ein, als wenn wir das langsame entstehn seiner hervorragendsten schöpfungen aufdecken? dazu aber ist nötig, alles zu vereinen, was vor- und mitwelt ihm an anregungen, vorbildern, quellen, modellen usw. bot; denn leider ist dies 'alles' für unser wissen noch immer sehr, sehr wenig. es ist nicht zu leugnen, dass solche studien oft äusserlich und geistlos angestellt werden. aber so töricht, wie K. s. 388 meint, ist, glaube ich, noch kein forschers auf diesem gebiet gewesen; es hat doch noch keiner durch hinweis auf bestimmte urbilder einzelne scenen oder verse 'in helleres licht' setzen wollen. solche untersuchungen, wie sie eben präcisirt worden sind, sollen nicht die dichtung selbst, sondern ihre entstehung erläutern. und K. wird doch nicht läugnen, dass es reichlich so wertvoll ist, das werden eines organismus, als das gewordene zu begreifen. wenn auf der einen seite mir F. zeigt, wie Goethe die reiche lebenserfahrung, die er im verkehr mit frau von Stein oder mit der gräfin Werthern erwarb, für die Tassodichtung nutzbar machte, so ist mir das reichlich so belehrend, als wenn auf der andern seite K. mir in seinen anmerkungen nachweist, dass Archilochos und Euripides, Laroche-foucauld und Jean de la Brète, Rückert und Scheffel, Paul Heyse und Rudolf von Gottschall und hundert andre gelegentlich etwas ähnliches oder das entgegengesetzte gesagt haben wie Goethe.

Marburg, juli 1893.

ALBERT KÖSTER.

Schiller. Sein leben und seine werke. dargestellt von JAKOB MINOR. bd I und II. Berlin, Weidmann, 1890. I: 591 ss. II: 629 ss. — 8 und 10 m.

Seit langer zeit ist kein buch über Schiller erschienen, das unsere kenntnis des dichters so vielfältig fördert wie das vorliegende werk. es ist mit höchst umfassender sachkenntnis geschrieben, es ist ein muster deutschen fleisses und deutscher gründlichkeit, und je genauer wir es kennen lernen, um so mehr muss sich unsere achtung vor den hohen und dauernden verdiensten des verfassers steigern und befestigen. besonders nach zwei richtungen feiert die bedeutende gelehrsamkeit M.s große triumphe: in der erschöpfend-sorgfältigen ausgestaltung des biographischen details und in der reichen entwicklungsgeschichte der poetischen motive; die belesenheit des verfassers gelangt hier zu einem gipfel der erkenntnis, den man kaum noch überschreiten kann. — nicht so günstig wird man die verarbeitung und ergründung beurteilen können, die M. den dichtungen Schillers an sich hat zu teil werden lassen; die kritische schärfe und tiefe der darstellung ist M.s ausgebreitetem wissen nicht gleichwertig. und doch ist auch sie in vielen richtungen sehr befriedigend. die ethischen grundzüge von Schillers innerem leben sind auf schritt und tritt sorgfältig aufgedeckt; der stets den quellen genau folgende verf. wurde dabei durch deren ausgiebigkeit aufs beste unterstützt. auch ist die eigenart der starken affecte Schillers oft gut betont, so zb. in dem cap. über die entstehungsgeschichte von Kabale und liebe oder bei besprechung des liedes An die freude und der großen scene zwischen Philipp und Posa. aber weniger geschickt, wol weil hier die anleitung der quellen fehlt, ist die betrachtung der eigenartigen vorstellungsverbindungen, insbesondere der phantasiebetätigung unsers dichters. hier waren sehr wichtige dinge zu erschließen, aber M. besitzt den schlüssel nicht, der diese verborgenen fächer öffne. so lässt der hochverdiente verf. schon in der ergründung des psychologischen tatbestandes manches zu ergänzen übrig: mehr jedoch als darin versagt sein kritisches urteil. freilich mit dank und freude wird man den gesunden menschenverstand anerkennen, die klare und natürliche auffassung und eine gewisse summe ästhetischer erfahrung, die man bei M. findet; aber nicht ganz selten vermisst man ein frisches, energisches und originelles urteil sowol in ethischer wie ästhetischer hinsicht, und an mancher stelle, wo wir ein kräftig wort der kritik erwarten, begegnen wir nur einer gewissen grauen gelehrsamkeit des kühlen vielbelesenen forschers. — am wenigsten endlich befriedigt die composition des M.schen werkes. die biographischen capitel sind allerdings größtenteils ansprechend und lesbar geschrieben, und nur die breite kann hier und da die geduld des lesers auf die probe stellen. aber in den großen capp. über die einzelnen dramen ist die anordnung der gedanken oft unerfreulich, ja verwirrend. das wesen der höchst

verwickelten ästhetischen gebilde kann unserem verstande nur dadurch nahe gebracht werden, dass wir eine seite nach der andern in abstracto loslösen und betrachten; bei M. jedoch wird die innere entstehungsgeschichte in ihren mannigfaltigen verzweigungen, die kritische betrachtung über ideengehalt, aufbau, character-schilderung usw. in hunder Mischung durcheinander behandelt, und somit wird für keine seite dieser erscheinungen eine reinliche zusammenfassung gewonnen.

Es gilt diese andeutungen im einzelnen auszuführen.

Gut, wenn auch breit, ist Schillers jugendgeschichte von M. erzählt. die gestalten des vaters, der mutter, des abenteuernden vetters, die orte Marbach, Lorch, Ludwigsburg, die person Karl Eugens und seiner vorfahren, die streitigkeiten mit den landständen, das unwesen der favoriten, der wüste luxus des hofs — das alles ist mit großer sachkenntnis und gesundem urteil geschildert. allerdings begegnen wir über die mutter einer seltsamen stelle. 'ein anderer', so heisst es (I 17), '... wollte ihr das lob eines sanften, zarten, gefühlvollen und pflichtgetreuen weibes nicht versagen, aber ausgezeichnete gaben, noch weniger ausbildung, könnten ihr auf keine weise beigelegt werden. als ob eine mutter, und selbst die mutter Schillers, dergleichen nötig hätte! so die rechte, die wahre mutter besitzt nichts für sich selbst: ihre 'gaben', das sind die fruchte ihres leibes; ihre 'ausbildung', das ist was sie an ihren kindern bildet.' diese überschätzung der leibesfruchte werden wenige billigen, und wenn wir auch eine mutter rühmen, die ihr bestes für die heranbildung ihrer kinder einsetzt, so sind doch eben hierbei ihre eigenen gemüts- und geistesgaben von höchster bedeutung. sehr gründlich behandelt M. das leben auf der militäracademie; sein urteil über wert und unwert der dortigen einrichtungen trifft den nagel auf den kopf; der eingehende vergleich mit den württembergischen klosterschulen ist lehrreich und aufklärend, und die alte legende von geisttötender bedrückung in jener anstalt weicht einer richtigeren erkenntnis, die wir vor allem M.s klarer auffassung verdanken. in den späteren capp., die selbstverständlich viel längst bekanntes wiederholen müssen, ist M.s hinweis auf eine neigung Schillers zu Wilhelmine Andrea (I 384 ff. 458 f. 576) zwar nicht ganz neu, aber doch wider neu hervorgehoben: ohne jede überschätzung seiner widerentdeckung setzt M. diese liebe in das beste licht und macht deren einfluss auf Schillers lyrik deutlich, wo sich die Minna-lieder von den Laura-oden aufs schärfste abheben. auch das cap. 'Bauerbach' ist sehr gelungen. Schillers schwankende stimmung, seine neigung zu trüber weltbetrachtung und hypochondrie, die charakteristik der Wolzogenschen damen — alles dies ist ansprechend geschildert. nur würde Charlottens bild deutlicher hervortreten, wenn sich M. hätte entschliessen können, den zeitlichen verlauf durchbrechend, das kritische urteil sogleich hinzuzufügen, das er

nun erst viel später (II 499 ff) ausspricht. ähnlich steht es später bei der charakteristik der Margarete Schwan: nach der trefflichen schilderung von Schillers verhältnis zu ihr hätte M. ganz unbedenklich sogleich über des dichters späteren antrag reden sollen; wozu die ängstliche chronologie, da es sich doch nur um einen nachtrag zur Mannheimer zeit handelt! aber wie dem immer sei, die vorsichtige und wolüberlegte beurteilung der widersprechenden zeugnisse über den erfolg von Schillers werbung (II 379 ff) weckt wider unsre unbedingte zustimmung. nächstdem wird vielen die ausgezeichnete charakteristik der Charlotte von Kalb (II 333—350) ein besonderer genuss sein, namentlich ist auch die kritische schätzung und verwertung ihrer memoiren zu rühmen. doch wo blieb M.s guter genius, als er uns so manchen langweiligen gesellen der Leipziger und vor allem der Dresdener zeit so umständlich beschrieb? für diese breite entschädigt uns die scharfe beleuchtung der hauptpersonen, Körners und seines kreises, deren vorzüge und schwächen wir genau durchschauen lernen. Schillers und der freunde schwärmerisch-zerfahrene untätigkeit in Dresden und der katzenjammer nach den früheren orgien der begeisterung wird dabei dem leser besonders deutlich gemacht. aber wie konnte M. nur die anachronistische geschmacklosigkeit unterlaufen, uns die Gohliser freunde 'am skattisch' zu zeigen (II 385), da doch dies spiel erst eine errungenschaft des 19 jhs. ist! auch war Oeser nicht leiter der 'universitätsacademie' (II 372), sondern der zeichen- oder kunstacademie, die mit der universität nichts zu tun hat.

Bei erörterung der inneren entwicklung Schillers hat M. dessen philosophische anschauungen immer mit gebührendem nachdruck in den vordergrund gerückt. der fleiß, der auf diese abschnitte verwendet worden, muss einem jeden sofort auffallen; auch sind einige hauptpunkte vortrefflich herausgearbeitet worden; aber an manchen stellen vermisst man gerade in diesen dingen die kritische schärfe und die sichere herschaft über den stoff, und es zeigt sich des öftern eine ängstliche breite, die bei einem gründlich geschulten philosophen undenkbar wäre. Schillers jugendphilosophie leidet an eklektischer unklarheit, und überdies ist seine darstellung infolge des starken eingreifens associativer vorstellungsverbindungen oft so schwankend, dass es nicht leicht fällt, die verwickelten begriffe in ihre bestandteile aufzulösen und das berechtigte und zweifelhafte in ihnen zu scheiden. M. gibt über die verschiedenen aufsätze usw. ausführliche referate, und er versäumt es nicht, die quellen der einzelnen anschauungen aufzudecken; er weist mit recht auf Leibniz einerseits und auf die Engländer und Schotten anderseits als die letzten urheber dieser anschauungen hin. aber er lässt nicht selten die kritische beleuchtung vermissen, durch die uns die oft widersprechenden gedanken in voller deutlichkeit erscheinen. so zb. war Leibniz, ebenso wie Spinoza, ethischer intellectualist, dh. er leitete das

tugendhafte handeln von richtiger verstandeserkenntnis ab; unter den Engländern stand auch Locke noch auf diesem standpuncte. dagegen beruht die epochemachende bedeutung Shaftesburys besonders darin, dass er die emotionale ethik begründete, dh. dass er als die motive des sittlichen handelns nicht die verstandeseinsicht, sondern die gefühle und affecte hinstellte. diese höchst wichtige unterscheidung drängt sich dem leser bei Schillers philosophischen versuchen des öftern auf; der kritiker musste sie im auge behalten und zur geltung bringen. ebenso bedarf der von M. als schlagwort immer und immer wider gebrauchte ausdruck 'glückseligkeitsphilosophie' einer kritischen wertschätzung, durch die weite perspectiven eröffnet werden könnten. über Abel berichtet M. (I 203), dass er, nach manchen wandelungen, in der psychologie allem metaphysischen aus dem wege gegangen sei, aber gegenüber den französischen materialisten die einfachheit und unsterblichkeit der seele eifrig verteidigt habe. das ist ein widerspruch: die lehre von der unsterblichkeit der seele ist eminent metaphysisch und in der empirischen psychologie schlechthin unerweisbar. aber am ärgerlichsten ist der wiederholt vorgebrachte irrthum M.s, dass Shaftesbury ein Schotte gewesen sei (I 207. 211), während er doch einem der bekanntesten englischen geschlechter angehört hat. noch ein beispiel sei herausgegriffen, das uns M. als bloßen referenten über die Schillerschen philosopheme zeigt. in dem 'Brief eines reisenden Dänen' — M. verdanken wir den hinweis auf Rahbek — sind auch philosophische betrachtungen enthalten, die der verf. (II 274—76) genau wiederholt. Schiller geht von dem gedanken aus, dass der mensch nichts denken könne, was er nicht auch fähig sei zu werden. da nun der mensch in der griechischen kunst gröfser sei als die natur, so folge, dass es ihm bestimmt sei, ein höheres wesen zu werden. wer götter schaffen konnte, muss selbst die bestimmung eines gottgleichen wesens in sich tragen. so wird die persönliche unsterblichkeit von Schiller 'erwiesen'. hier hätte M. zunächst halt machen und auf das trügerische von Schillers praemisse hinweisen sollen. nach einem zwischenglied, das wir hier übergehn können, berichtet M., an den schluss von Schillers arbeit anknüpfend, für diesen bestehe die gewähr der unsterblichkeit jetzt darin, dass man etwas getan habe, was nicht untergehe: wenn auch alles rings herum sich aufreibe, so bleibe doch ein meisterwerk der kunst oder eine gute tat ohne zeugen unsterblich bestehn. hierbei hätte M. auf den unterschied von unsterblichkeit im ersten und zweiten falle hinweisen sollen: zuerst ist auf ein fortleben des einzelnen im jenseits, zuletzt auf ein solches in dieser welt hingedeutet. mit Schillers philosophischen studien stehn seine medicinischen in engem zusammenhang, und es ist ein verdienst M.s, deren einfluss auf des dichters inneres leben richtig gewürdigt zu haben. aber gerade in diesem abschnitt wird seine breite

recht störend, und man ist froh, wenn man die 'Philosophie der physiologie' und den 'Versuch über den zusammenhang usw. glücklich überwunden hat.

Bei erörterung der dichtungen Schillers ist M. immer da am glücklichsten, wo er sein reiches historisches wissen entfalten kann. der überblick über die schwäbische dichtung zur zeit von Schillers auftreten (I 118ff), die einflüsse der geniezeit (I 135ff), Shakespeares (141ff) auf ihn sind vortrefflich entwickelt. die elemente seiner ersten productionen werden aus Haller, Klopstock, Wieland, Bürger, Schubart usw. mit bewundernswerter gründlichkeit hergeleitet. die abhandlung über die Anthologie ist die erste erschöpfende darstellung über dies wichtige cap. der Schillerschen jugenddichtung. überall werden die ethischen grundgedanken Schillers genau verfolgt, und das ganze erhält hierdurch einen einheitlichen zug, der uns nicht immer bei M. begegnet. besonders sorgfältig ist auch die autorschaftsfrage erörtert (I 579ff). aber auch in diesem cap. wünschte man ein stärkeres hervortreten der ästhetischen kritik. als beispiel sei es mir vergönnt, M.s besprechung von 'Hektors abschied' hervorzuheben. wir alle haben einmal von der schilderung im 6 buche der Ilias einen besonders tiefen eindruck erfahren und, wenn wir uns diesen eindruck klar machten und zergliederten, so mussten wir ihn auf bestimmte situationen und motive zurückführen, die Sch. in bedauerlicher weise gerade hat fallen lassen: Andromache klagt dort, dass ihr der vater und sieben brüder durch Achilleus, die mutter durch Artemis pfeil getötet worden seien; Hektor sei jetzt der inbegriff alles glückes, das die erde noch für sie berge:

"Εκτορ, ἄτὰρ σὺ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ

ἡδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης . . .

und darauf Hektors antwort: all das fühle auch er, ja noch mehr: er sehe im geiste voraus, dass die heilige Ilios hinsinken werde *καὶ Πριάμος καὶ λαὸς ἑὺμμελίῳ Πριάμοιο*. aber das sei noch gering gegenüber dem gedanken, dass einer der Achaeer die klagende zu seiner sklavin machen werde. dann folgt die ebenso anschauliche wie rührende scene mit dem knaben, für dessen heil er zu Zeus und allen göttern betend die hände erhebt. alle diese herzergreifenden motive hat der moderne nachdichter zu seinem schaden fallen lassen, und darauf hätte der ästhetische kritiker hinweisen sollen; statt dessen macht M. (I 466. 583) nur auf die Ossianischen situationen aufmerksam, die Sch. nachahmt, und versäumt über der eiligen motivjagd die feinere würdigung der unmittelbar gegebenen dichtung.

Unter den kleineren prosaischen arbeiten Schillers ist das Avertissement der Rheinischen Thalia gar zu breit besprochen: der originaltext bei Goedeke umfasst 6, M.s bericht darüber 4 1/2 seite, ohne dass etwas wesentlich neues hinzugefügt wäre. über den preis der zeitschrift macht er eine falsche angabe

(II 259): sie kostete nicht jährlich $1\frac{1}{2}$ thl., sondern pro heft (Goedeke III 533; auch die heftweise verlangte bezahlung lässt erkennen, was gemeint ist: III 534; vgl. noch dazu III 596). besonders beachtenswert ist noch M.s besprechung des 'Merkwürdigen beispieles einer weiblichen rache' (II 270 ff.) über Diderots 'Jacques le fataliste', woraus die erzählung genommen, und ebenso über dessen anlehnung an den 'Tristram Shandy' hat er gut berichtet, desgleichen Schillers stilistische änderungen mit recht gerühmt; aber das auffällige, dass Schiller diese als stoff für einen Sardou ('Fernande') wol geeignete erzählung übersetzte, hat er keineswegs gebührend hervorgehoben. wir schauen in einen abgrund sittlicher gemeinheit hinein, eine person ist noch erbärmlicher als die andere — und diese erzählung bietet der sonst sittlich so hochstehende Schiller, ohne in dem nachwort daran anstoß zu nehmen; er tut es zu der zeit, als er die freigeisterei der leidenschaft erlebt und dichtet, zu der zeit, auf die er später nur mit unbehagen zurückblickte. wir müssen von diesem schwanken notiz nehmen, wir müssen die kühnheit beachten, die darin liegt, im ersten stück der neuen zeitschrift dem braven deutschen publicum eine solche erzählung zu bieten. aber M. geht mit gelehrtem gleichmut schweigsam daran vorüber. übrigens verdient sein urteil über den höchst packenden und geschickten vortrag der erzählung Diderots vollste zustimmung. nur eine kleinigkeit bedarf noch der berichtigung; M. behauptet (II 271), Schiller ersetze alle namen des französ. originals durch anfangsbuchstaben: dies trifft nicht zu für die wichtige gestalt der Aison, die sowol unter diesem als unter ihrem eigentlichen namen Duquenoi (zb. Goedeke III 542. 560 uö.) erscheint. bei der wendung '*Es denkt mir noch*' (Goedeke III 551, 21, erwähnt bei M. II 610) wäre noch Lerma, Don Carlos IV 4 anzuführen: '*So lang mir denkt, dass ich dem König diene*'.

Bei erörterung der dramen sind die erwähnten motivnachweise am reichlichsten geboten: M.s souveränes wissen zeigt sich hier in vollem glanze. aber man wird über die art und weise, wie diese betrachtungen angestellt werden, verschiedener meinung sein können. die hauptsache wäre doch, dass der innere werdeprocess jedes dramas zunächst in seinen grundzügen verfolgt würde, und dass man sorgfältig schiede, was der dichter aus seinen quellen entnommen, was er aus eigener erfindung hinzugefügt hatte, wobei dann wider zu beachten wäre, in wie weit seine erfindung von litterarischen vorbildern usw. beeinflusst worden war. nur auf diese weise kann die eigenart und das individuelle verdienst des dichters deutlich zum vorschein kommen, das wesen seiner phantasiebegabung erkannt werden. erst hierauf empfiehlt es sich, die nebensächlicheren züge auf ihre geschichtliche abkunft hin zu prüfen. nach solcher psychologisch-historischen analyse strebt M. offenbar nicht: er behandelt ein

motiv nach dem andern, ohne des dichters verdienst auf schritt und tritt abzuwägen, ohne seine geistige organisation im zusammenhange zu würdigen, ohne die haupt- und die nebenpuncte sorgfältig zu trennen. obendrein verbindet er die zurückhaltende ästhetische würdigung unmittelbar mit der inneren entstehungsgeschichte. aber die fülle des gebotenen ist so groß, dass man doch aus jedem dieser capp. reiche belehrung schöpft. — bei besprechung der Räuber hat M., andern folgend, den grundzug des dramas mit der geschichte vom verlorenen sohn in parallele gesetzt. Karl Moor gehe in der irre und erhebe sich erst am schlusse zu der erhabensten einsicht in den lauf der dinge. im gegensatz zum Götz sei er ein tragischer held. 'Karl Moor ist nicht bloß mit der gesellschaft, er ist auch mit sich selbst zerfallen. er verzweifelt an seinem eigenen tun, er empfindet die ganze qual des nagenden schuldbewusstseins, er ist mit einem worte nicht bloß ein elegischer, sondern ein tragischer held.' an der erklärung des wirklichen sachverhaltes, dass Karl Moor vom eigenen schuldgefühl niedergebeugt erscheint, ist natürlich nicht zu rütteln; aber die rühmende hervorhebung des tragischen in seinem verhalten ist von zweifelhaftem wert. die begriffe des elegischen und tragischen haben unmittelbar überhaupt nichts mit einander zu tun. das elegische ist zunächst ein rein subjectives gefühl, das in der seele einer person dadurch entsteht, dass sie ihren gegenwärtigen schmerzvollen zustand mit früher genossenem oder erhofftem glück oder aber mit einem als verloren betrachteten ideal vergleicht. dagegen ist das tragische an sich objectiver art und entsteht für den betrachter menschlicher verhältnisse allemal da, wo er eine starke geistige potenz im kampf mit entgegenstehenden gewalten machtvoll zu grunde gehn sieht; das tragische lebt nicht als solches in der seele des helden, und wenn es diesem gleichwol gelegentlich durch reflexion zum bewusstsein kommt, so ist das eine zutat von secundärer bedeutung. M. (I 325) fasst dagegen offenbar diese besondere ins subjective gewendete spielart des tragischen als das eigentlich tragische auf und gründet hierauf seinen zu ungunsten des Götz ausfallenden vergleich. aber in wahrheit ist die tragik im Götz ebenso rein und ergreifend wie in den Räubern: wir sehen in beiden fällen eine mächtige sittliche potenz scheitern und zu grunde gehn, und wenn der held des einen stückes bei seinem untergang gleichzeitig von dem gefühl seiner sittlichen verrückung bewegt wird, so berührt das nicht den tragischen kern seines schicksals. — fernerhin kann man nicht zugeben, dass der Wertherisch empfindsame zug Karl Moors mit diesem bruch seines sittlichen bewusstseins notwendig zusammenhänge (I 326 f): jener hätte sich beibehalten, dieser ohne schaden entfernen lassen. ja, sicherlich ohne schaden! denn wenn wir einmal, aller ästhetischen terminologie den rücken kehrend, Karl Moors schließliche reue rein menschlich ins auge

fassen, so ist klar, dass durch sie die ursprüngliche bedeutung seiner revolutionären unternehmung tief herab gedrückt wird. das stück, dessen grundanlage uns wie eine dichterische vorahnung der französischen revolution erscheint, wie ein aufschrei gegenüber jahrhundertlang bestehendem unwesen, es endet mit dem reumütigen katzenjammer eines phantasten. der bruch in Karl Moors seele ist ein bruch in der inneren organisation des ganzen werkes, und die tragik, die M. rühmt, verrät uns in wahrheit den größten fehler des genialen dramas. wenn es weiterhin bei M. heißt (I 328): 'in Karl bäumt sich die physische und moralische, in Franz die intellectuelle kraft gegen das bestehende auf', so muss man gegen diese schillernd-vieldeutigen begriffe 'physisch, moralisch, intellectuell' noch viel mehr einspruch erheben, da doch bei beiden brüdern nur die ethischen, freilich höchst verschiedenartigen antriebe von belang sind. im übrigen hat M. gerade über die Räuber viele nicht nur sehr gelehrte, sondern auch feinsinnig die sache ergründende bemerkungen vorgebracht.

Das cap. über den Fiesco ist, abgesehen von der composition, vortrefflich. der kern des stückes und die hauptschwäche der anlage ist auf das schärfste erkannt (II 45 f): das schwanken Fiescos zwischen republicanischer tugend und dem verlangen nach der krone ist kein fehler, sondern ein vorzug des stückes; aber dass der dichter selbst über den ausgang dieses schwankens im zweifel blieb, das macht sich oft arg fühlbar. dies ist von M. sehr geschickt im einzelnen ausgeführt, und dabei ist auf die widersprechenden einflüsse des Rousseauschen berichtes bei Sturz einerseits und der historiker anderseits treffend hingewiesen worden. dass dieser aus Darmstadt gebürtige Helferich Peter Sturz auch von Minor als 'nordischer prosaiker' bezeichnet wird, ist nicht zu billigen, da doch Sturz nur 10 jahre in Kopenhagen lebte. wenn M. späterhin, statt auf ihn, des öfteren schlechthin auf Rousseau verweist (zb.: 'tyrannen, las er bei Rousseau einige zeilen weiter unten', II 35), so könnte das, trotz der ersten richtigen angabe, leicht irre führen; M. selbst betont ja wiederholt (vgl. auch I 561), dass Schiller Rousseaus werke damals noch nicht gelesen haben dürfte.

Das cap. über Kabale und liebe gehört, auch in seiner composition, zu den besten des werkes. der hinweis auf die mutmaßlich in Bauerbach vorgenommenen änderungen fördert das tiefere verständnis (II 116 ff); irrig aber ist die behauptung (II 117), dass Schiller dieser zeit die namen Kalb und Ostheim verdanke, da er ja nach M.s eigener äusserung (II 128) diese namen bereits aus Stuttgart kannte. aus dem vollen geschöpft ist die darstellung der innern entstehungsgeschichte des werkes; dabei hat M. das motiv der misheirat und das motiv, dass der held zwischen zwei frauen gestellt ist, unter anlehnung an frühere forschungen sorgfältig verfolgt. die abstammung Kalbs von Marinelli ist gesucht,

richtiger dagegen die Wurms. auch im kritischen urteil ist hier viel gutes geboten, so in der charakteristik der liebe des heldenpares gegenüber ähnlichen schilderungen der vorgänger. trefflich ist auch der abstand des Schillerschen stückes von dem grauen moderantismus des 'Deutschen hausvaters' hervorgehoben. aber öfters fehlt doch wider die schärfere kritische wertschätzung. so hätte Luisens zuversichtliches verhalten gegenüber der Lady (bei ihrem damaligen inneren zustande), Ferdinands feiges benehmen gegenüber dem praesidenten (I 7) und sein törichtes eingehn auf dessen heuchelei (IV 5) gebührend beleuchtet werden müssen. mit recht getadelt wird dagegen Millers freude an Ferdinands golde als ein rückfall in den realismus der vorgänger, und auch über die führung der handlung und deren tiefen einschnitt nach dem 2 acte ist aufs beste berichtet worden.

Viel weniger gelungen ist die ausführliche abhandlung über den Don Carlos, in der M. trotz aller gelehrsamkeit keine herrschaft über den höchst verwickelten stoff gewonnen hat. freilich hat er auch in diesem cap. das verständnis von einzelheiten wesentlich gefördert, aber den kern der sache, die viel erörterte frage über die allmählichen verschiebungen von Schillers plan hat er nicht verstanden. ich rede hier pro domo; gegen mich dürften M.s worte gerichtet sein (II 542f): 'es ist ein fruchtloses beginnen, hier grenzen abstecken und den zeitpunct fixieren zu wollen, an welchem Schiller diese wendung vorgenommen hat'. M., der so viel überflüssiges vorbringt, unterlässt es für diese behauptung einen beweis, den man als solchen gelten lassen könnte, anzutreten; dagegen hat GKettner seine in ähnlicher richtung sich bewegenden bedenken ausführlich und mit großer lebhaftigkeit zu erhärten versucht (Zs. f. d. ph. 23, 481—486 besonders s. 485): es sei mir daher gestattet, hier gleichzeitig den hauptpunct seiner darstellung flüchtig zu berühren. der kern der frage ist dieser: wann und aus welchen gründen hat sich Schiller veranlasst gesehen, die figur des Posa, die ursprünglich zurückstand, in den vordergrund zu rücken, und welches sind die sonstigen veränderungen, die mit dieser wichtigen umgestaltung des planes unmittelbar zusammenhängen? ich habe behauptet und behaupte, dass dieser einschnitt zwischen dem 2 und 3 acte der Thaliafassung liege, und dass er zeitlich in das frühjahr 1786 falle. Schiller selbst schreibt in den Briefen über Don Carlos (Goedeke VI 35): *'Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben (in dem werke) gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indess bey mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, dass ich zu dem vierten und fünften*

Akte ein ganz anders Herz mitbrachte. die einsicht, dass die hier gegebene erklärang den tatsachen nicht entspreche, bildete den ausgangspunct meiner bereits vor 12 jahren begonnenen und ausgeführten studien über den Don Carlos; und über einen hauptpunct bin ich mit Kettner einig: wenn nämlich, was kaum zu bezweifeln, unter den 'neuen ideen', die in Schillers seele während der arbeit auftauchten, der wichtigste gehalt des dramas, die freiheitsideen, zu verstehn sind, so ist es erwiesen, dass diese bereits im 1 act der Thaliafassung in gleichem sinne wie später zum ausdruck kommen (vgl. s. 42 meiner 'Entstehungsgeschichte des Don Carlos'). die änderungen bestehn vielmehr in etwas anderm und betreffen auch nicht nur den 4 und 5 act. es handelt sich um die stellung, die Carlos und Posa gegenüber den freiheitsideen einnehmen, und die macht, die sie zu deren durchführung besitzen, sowie ferner um die bedeutung, die diese ideen für das gefüge des ganzen dramas haben: in dieser hinsicht zeigt sich zwischen den beiden ersten acten einerseits und den drei letzten anderseits ein entschiedener, deutlicher widerspruch. in dem früheren abschnitt der arbeit ist Carlos der einzige, der die neuen, heilbringenden gedanken verwürklichen kann; sein geist sowol als insbesondere seine machstellung ist hierfür maßgebend. er ist der *'große Mensch — vielleicht der einzige, den die Geisterseuche seiner Zeit verschonte, der bei Europas allgemeinem Taumel noch aufrecht stand'*, der *'zu Madrid für Kezer bat'*, der im gebiet der christen die gedankenfreiheit verfocht und hochhielt; wenn er verzagt, so muss das freie Flandern untergehn, für welches nur in Carlos ein 'erretter' erstehn kann (Thalia v. 381—99). diese stellung des prinzen verrät auch die vorrede zur Thaliafassung, wo es heisst, dass sich in den gemälden Philipps und seines sohnes zwei höchst verschiedene jahrhunderte anstossen; und er, nicht Posa, fordert sein jahrhundert in die schranken, wenn auch gestützt durch das beseligende gefühl der freundschaft. Posa teilt diese gedanken durchaus; er hat schon frühzeitig gegenüber dem 'monarchenknaben' republicanischen stolz gezeigt, er hat ihm spröde geantwortet: *'Nimm du mit deinem Tron vorlieb'*, als Carlos freundschaft erbat (467 f), er ruft ihm noch jetzt die gefahren des absoluten königtums mahnend ins gewissen (1251 ff); und vor allem empfiehlt er als abgeordneter der flandrischen provinzen deren schicksal der hülfreichen macht seines großen fürstlichen freundes. aber nicht die geringste andeutung ist dafür gegeben, dass Posa in der freiheitsbewegung wie später eine selbständige und hervorragende rolle spielen könnte. dieser sache kann er jetzt nur als diener und freund des prinzen nützlich werden, es geht die bedeutung des zunächst weder durch rang noch durch heldentaten ausgezeichneten 'kammerjunkers' Posa darin auf, dem fürstlichen vertreter epochemachender ideen ein hülfreicher und liebevoller gefährte zu sein, der seinen genius 'bei

seinem großen namen ruft'. dies freundschaftsverhältnis des marquis zum prinzen hängt mit seiner politischen stellung aufs engste zusammen; ich hielt es daher für geboten, es auf schritt und tritt zu verfolgen und auch in dieser hinsicht die einschneidende änderung der letzten arbeitsschicht aufzudecken. Kettner ist in seiner blinden oppositionslust so befangen, dass er auch diese tatsachen misversteht und die geradezu unbegreifliche frage aufwirft: 'was heißt denn freundschaft als solche? . . . was brauchen wir überhaupt aus solchen allgemeinen sätzen schlüsse zu ziehen?' ich verweise auf s. 3. 42 und 64 meiner schrift und vor allem auf s. 46. 52. 55. 57. 59 der Briefe über Don Carlos, die darin gipfeln, dass Carlos im letzten stadium der arbeit für den Malteser nur *'als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet'* wurde. *'Der Freundschaft arme Flamme füllt eines Posa Herz nicht aus'*. und dem entsprechend handelt er im zweiten teile des stückes gegenüber dem prinzen keineswegs immer freundschaftlich. ganz anders in den früheren acten! hier ist von einer unterordnung der freundschaft unter die höhere leidenschaft für die freiheit noch nicht die rede, aus dem einfachen grunde weil Posa zunächst nur in seiner eigenschaft als freund der guten sache dienen kann, keineswegs aber selbständig und über Carlos kopf hinweg. Schiller hat im 2 und 9 auftritt des ersten Thaliaaufzugs 'die freundschaft als solche' geschildert und damit eine darstellung gegeben, die, wie jeder kenner weiß, aus seinem innersten gefühl hervorquoll; er hat noch nicht in dieser freundschaft ein mittel zu höheren zwecken gesehen. man braucht nur die genannten auftritte im zusammenhange mit den über Posas frühere stellung ermittelten tatsachen zu würdigen, um die evidenz dieser erklärung zu erkennen. vor allem aber ist Posas persönliche stellung und bedeutung in dem früheren abschnitt ganz anders geschildert als später. wir hören von ihm eine jämmerliche jugendgeschichte, die ihn jetzt noch schamrot macht (Thalia 445—470), er ist noch nicht grande, sondern nur kammerjunker des prinzen, er soll, wenn der prinz in Flandern für die freiheit sicht, in Madrid zurückbleiben, um zwischen ihm und der königin eine geheime verbindung aufrecht zu erhalten; er ist noch nicht Malteser, und nicht die geringste heldentat wird von ihm erzählt; er kennt die königin noch nicht, vom könig ganz zu geschweigen; im 2 acte tritt er gar nicht auf; er ist derart eine person zweiten ranges, dass Schiller, sich als Carlos fühlend, den fünf jahr jüngeren, unmündigen und zerfahrenen Huber mit ihm vergleichen mag (Goedeke, Schiller-Körner² 1 39; Brahm II 1, 64 und 309). dagegen ist er im letzten abschnitt der arbeit gewaltig gehoben; er, der erbe einer million, ist erst jetzt zum granden von Spanien und Malteserritter gemacht, der sich durch große heldentaten ausgezeichnet hat; er hat sich als der einzige bei der erstürmung

von StElmo durch aufsergewöhnliche tapferkeit errettet; er hat den könig von Frankreich dreimal im turnier besiegt, und die dame, zu deren ehren er focht, war Elisabeth, die er also jetzt seit langer zeit bereits kennt; ja sie hat durch ihn zuerst den ruhm empfinden lernen, königin der Spanier zu sein. sie nennt ihn einen philosophen, einen gröfseren fürsten in seinen stillen mauern als könig Philipp auf seinem thron. aber auch Philipp selbst hat ihn einst zu besonders grofsen zwecken bestimmt; zweifach hat er seinen namen in dem buche angestrichen, durch das er die verdienste tüchtiger männer seinem gedächtnis gegenwärtig halten will; er wendet sich jetzt an ihn als den helfer in der schlimmsten not seines lebens. Posa hat grofse reisen gemacht, den halben norden besucht, besonders lange in London verweilt, wo er der ketzer königin Elisabeth auf ihrem thron gesehen hat; er hat durch seine geschicklichkeit die berüchtigte verschwörung in Catalonien entdeckt und der krone Spaniens diese wichtigste provinz gerettet; dagegen hat er auf seinen nordischen reisen, im widerspruch zu solch patriotischem bemühen, alle mächte für der Flamänder freiheit zu bewaffnen versucht, und ferner hat er einen bund mit der Türkei geschlossen, um durch eine flotte Spanien im mittelländischen meere angreifen zu lassen. derart hat sich der marquis verändert, er, der nach der früheren fassung während des flandrischen freiheitskampfes in Madrid als liebesbote des prinzen zurückbleiben sollte, um eine geheime verbindung mit der königin aufrecht zu erhalten.

Durch die scene im Karthäuserkloster wird erwiesen, dass der einschnitt zwischen der früheren und späteren partie der arbeit zwischen den 2 und 3 act der Thaliafassung fällt. wir haben gesehen, welch bescheidene politische rolle Posa in den ersten beiden aufzügen spielt; jetzt mit einem male dictiert er den weitem verlauf der dinge: er plant, dass Carlos sich heimlich entfernen und dass er gewaltsam für die rechte Flanderns eintreten soll (Thalia v. 3528—42); sein opfertod zu gunsten des nur so für die politische sache zu errettenden prinzen steht fest (Thalia v. 3552—55). damit ist erwiesen, dass der dichter jetzt den plan für den weitem verlauf des stückes deutlich vor augen hatte. zur unbestreitbaren gewisheit wird diese auffassung durch den umstand, dass Schiller die Karthäuserscene gleichzeitig mit denjenigen scenen in der Thalia veröffentlichte, in denen Posas audienz bei Philipp vorbereitet wird: einen sachlichen widerspruch zwischen so nahestehenden partien des werkes hätte er keinesfalls durchgehn lassen. während in act I und II uns der alte Posa begegnet, erblicken wir sogleich zu anfang des 3 actes den neuen. noch das schlusswort des 2 actes sagt, diese auffassung durchaus bestätigend: *‘Dom Carlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause’*. diese äufserung passt schlechterdings nicht zu einem politischen tendenzstück. wenn Minor

schreibt (II 544), die vorausgehenden scenen giengen bereits weit über das familiäre hinaus, so ist das irrig; hier handelt es sich um persönliche intriguen, nicht um einen politischen principienkampf: Domingo und Alba sind auf den prinzen eifersüchtig, die Eboli auf die königin; ihr handeln passt durchaus zu einem intriguenstück aus einem königlichen hause. nimmermehr dagegen hätte Schiller diese worte schreiben können, wenn bereits damals das hauptinteresse seines stückes in der politischen handlung gelegen hätte, wenn es schon damals in erster linie eine politische principientragödie sein sollte. so ist denn Kettners versuch, die einmal erwiesenen tatsachen wider aus der welt zu schaffen, als gescheitert zu betrachten, während M. durch nichtbeachtung der neuern forschung den kern der Carlos-frage in nebel und dunkel gehüllt lässt.

Noch ein kleiner nachtrag zu der entstehungsgeschichte der großen scene zwischen Carlos und der Eboli sei hier hinzugefügt. M. bemerkt mit recht, der Eboli eingreifen in die handlung sei durch StRéal gegeben, ihr character aber sei Schillers eigentum. aber auch die besondere art, wie die verhängnisvolle begegnung mit der schönen einflussreichen hofdame herbeigeführt wird, ist in der quelle nicht angedeutet, und so glaubte ich denn, diese züge 'zu den glücklichsten erfindungen' rechnen zu dürfen, 'durch welche Schiller die angaben seiner vorlage erweitert' habe (Entstehungsgeschichte s. 46). inzwischen bin ich zu der überzeugung gelangt, dass auch hier ein litterarisches vorbild die erfindung des dichters beeinflusst und geleitet haben dürfte. die situation, dass ein liebender durch ein grausames misverständnis statt zu der erwählten zu einer andern schönen geführt wird, die sein herz durch buhlerische reizungen gefangen nehmen will — diese situation findet ihr vorbild im 11 gesange des 'Oberon', mit welchem werke Schiller genau vertraut war. insbesondere ist die herbeiführung dieser situation in beiden fällen sehr ähnlich. der inhalt der Oberonpartie ist folgender. Hüon weilt am hofe des sultans in nächster nähe der geliebten Rezia-Amanda, der er aber vergeblich sich zu nähern hofft; zu ihm ist Alman-saris in leidenschaftlicher liebe entbrannt; seine lage ist also ähnlich der des Carlos zur königin und zur prinzessin von Eboli. die dem manne unerwünschte begegnung mit der ungeliebten frau hängt in beiden fällen von einer sendung ab, die falsch befördert oder falsch gedeutet wird. im Oberon bestimmt Hüon, der gärtner Hassan, einen vielsagenden 'mahneh' für die geliebte Amanda, doch gelangt die sendung durch unglückliche fügung in die hände der Almansaris, die hierdurch erfreut ohne ahnung des misverständnisses den schönen fremden für die mitternacht zu sich bestellt. ein solcher mahneh war am hofe Philipps II nicht zu gebrauchen. Schiller formte ihn in einen einfachen brief um, den er von der Eboli ausgehn lässt. die wichtigste ähnlichkeit ist aber die, dass in beiden fällen falsch gedeutete anfangswuch-

staben für das misverständnis von ausschlag gebender bedeutung sind: auf einem lorbeerblatt des durch Fatmes kunst hergestellten mahneh werden noch die verschränkten buchstaben A und H zierlich eingekritzelt, um so der empfängerin die namen Amanda und Hüon zu verraten; doch Almansaris deutet sie beglückt auf ihren namen und den des Hassan. ähnlich legt Carlos das E unter dem ihm überbrachten briefe fälschlich als Elisabeth aus, während es die Eboli bezeichnen sollte. da die ganze situation, die nun im Oberon herbeigeführt wird, in ihrer grundlage derjenigen in unserm drama sehr ähnlich, da insbesondere die verwirrung des enttäuschten ankömmlings beidemale entsprechend geschildert ist, so dürften diese übereinstimmungen kaum zufällig sein. aber freilich der sittliche geist, von dem die scenen beider werke erfüllt sind, ist durchaus verschieden: gegenüber der üppigen sinnlichkeit Wielands befließt sich Schiller eines durchaus zurückhaltenden tones. inhaltlich ist nur dieses noch übereinstimmend, dass in beiden fällen die buhlerische schöne den geliebten durch ihr lautenspiel zu betören sucht. durch diese erklärung rückt vielleicht auch eine stelle in Schillers brief an Körner vom 12 februar 1788 in eine neue beleuchtung; er schreibt über ein gespräch mit Wieland und bemerkt dabei: *‘Neulich hatt’ ich ihn fast auf den Kopf gestellt; ich war just in einer meiner widersprechenden Launen und da erklärte ich ihm, als das Gespräch auf französischen Geschmack roulierte, dass ich mich anheischig machte, jede einzelne Szene aus jedem französischen Tragiker wahrer und also besser zu machen. Du kannst ungefähr wissen, wie ich das meinen musste, aber ihm hatte ich in die Seele gegriffen. Er führte mir meinen Carlos zur Widerlegung an; wo ich nämlich gerade die Fehler hätte, die ich an den Franzosen tadle. Ich sagte ihm, dass aus den dreissig Bogen des Carlos gewiss sieben herauszubringen seien, worin reine Natur sei . . . Er solle mir . . . eine dreizehn Blätter starke Szene zwischen Carlos und der Eboli in französischem Geschmacke schreiben lassen und sehen, wer sie aushält’*. es ist nicht unmöglich, dass Schiller hier dem verfasser der frivolen Oberon-scene einen treffenden hieb versetzen, dass er durch hervorhebung seiner schilderung einer höchst ähnlichen situation ihm ‘in die seele greifen’ wollte. jedesfalls hat er sein vorbild wesentlich verfeinert. wie Posa in der Karthäuserscene die tugend der königin und der Eboli mit spitzfindiger zergliederung gegenüberstellt, so sah unser dichter noch später in den beiden frauengestalten des Oberon, in Amanda und Almansaris, einen typischen gegensatz. indem er bei dem namen der letzteren an die ihm verhasste Caroline Schlegel denkt, schreibt er (Goed. xi 133) das bekannte distichon:

*‘Warum verzeiht mir Amanda den Scherz und Almansaris tobt?
Jene ist tugendhaft, Freund, diese beweiset, sie sei’s’*.

Doch zurück zu M., wenn auch nur, um uns mit einem

schlusswort von ihm zu verabschieden. überblicken wir die composition des ganzen werkes, so ist besonders ein zug rühmend hervorzuheben. die wandlungen einiger hauptpuncte von Schillers denken und fühlen hat M. mit großer deutlichkeit erwiesen; so den übergang von Klopstockscher seraphik zu Wieland-Bürgerscher sinnlichkeit, die befreundung mit dem französischen geschmack, sowie die spätere bevorzugung der geschichtlichen studien an stelle der philosophisch-psychologischen. dabei hat er das allmähliche dieser wandlungen gut herausgekehrt, zb. bei besprechung der einleitung zum 'Verbrecher aus infamie' (II 474—77); und endlich ist der zusammenhang der wissenschaftlichen und künstlerischen interessen Schillers bestens berücksichtigt. der wiederholte hinweis auf solche grundzüge ist ein vorzug der ganzen anlage des werkes. im übrigen aber weist die composition manche mängel auf. den biographischen capp. schadet die ängstliche chronologie; die abtrennung eines besonderen abschnittes 'Tharandt' zur erörterung der liebe Schillers zu Henriette von Arnim ist nicht gerechtfertigt: der dortige aufenthalt dauerte nur einen monat: unbedenklich durften diese ereignisse in dem Dresdener cap. mit abgehandelt werden. aber, wie schon erwähnt, am wenigsten gelungen ist die gliederung in den großen abhandlungen über die werke. man kann jedem pedantischen schematismus abhold sein und wird doch diese unregelmäßige besprechung bald dieser, bald jener seite eines kunstwerkes recht unliebsam empfinden. dabei ist die erörterung der bühlenbearbeitungen, aufführungen und äußern schicksale der dramen immer ganz abgetrennt und für sich geboten, sodass das interesse unkünstlerisch zersplittert wird. aber am schlimmsten ist die breite der gesamtanlage. wird für die darstellung von Schillers leben der raum von vier dicken wälzern erfordert, so würde wol für Goethe das doppelte verlangt werden. die bewältigung solcher massen ist selbst für den fachmann eine zumutung. wenn es für den historiker entlegener zeiten vor allem darauf ankommt, aus dem spärlichen material viel herauszulesen, so zeigt sich die stärke des modernen geschichtschreibers darin, dass er aus der fülle des gegebenen das wichtige kritisch aussondert. diese forderung hat M. nicht erfüllt: er unterschlägt uns selten auch nur eine kleinigkeit, und wo er es tut, wie zb. in der allzu knappen wiedergabe der erzählung StRéals, da kann man sein verfahren nicht immer loben, weil er dinge verschweigt, durch deren erzählung die nachschaffende phantasie des lesers erst recht in bewegung gesetzt werden könnte. so hat sein werk den character einer sammlung trefflicher monographien, deren inhalt durch höchst ausgiebige anmerkungen erhärtet wird, aber den anforderungen der biographischen kunst genügt es nicht. wie sehr überragt unsern verf. in dieser hinsicht Brahm, der freilich an gelehrsamkeit keinen wettkampf mit ihm aufnehmen kann.

Der stil M.s ist ansprechend und natürlich; er ist frei von journalistischen pointen und entspricht der würde eines so hochgelehrten werkes. aber im einzelnen kommen unsauberkeiten vor, die bei einer sorgfältigen redaction hätten ausgemerzt werden müssen. so lesen wir 19: 'so viel die bei der einäscherung der stadt Marbach zu grunde gegangenen kirchenbücher erkennen lassen'; 161: 'Die Hoven stammten wie die Schiller von einem alten niederländischen adelsgeschlechte ab' (M. weiß am besten, dass die Schillersche familie nicht aus den Niederlanden stammte); 1301: 'er gibt seinem helfershelfer endlich den auftrag ihn zu töten, welchen aber, gerührt durch den anblick des greises, die kraft verlässt, ihn zu vollziehen'; 1340 und 1135 begegnen uns die pleonasmen 'eifernde zeloten' und 'attentatsversuch', 11450 und 462 treffen wir die nicht schriftdeutsche flexion 'niemand anderer' an; 1192 heisst es: 'wir leiden nicht mit und für das fremde geschöpf', 190: 'briefe von und an die eltern' u. dgl. m.

Aber trotz allen mängeln bleibt M.s werk vermöge seines außerordentlich reichen gehaltes eine zierde unserer wissenschaft, ein muster deutscher gründlichkeit, ein ehrendenkmal für des verf. rastlosen und vielseitigen fleiß, und ohne frage die beste zusammenfassende darstellung, die wir über Schillers leben und dichten besitzen.

Leipzig, sept. 1893.

ERNST ELSTER.

LITTERATURNOTIZEN.

Paradigmata zur altsächsischen grammatik. zweite neu bearbeitete auflage im anschluss an die sechste auflage von Müllenhoffs Paradigmata, zusammengestellt von MAX RÖDIGER. Berlin, Weidmann, 1893. 15 ss. 8°. 0,30 m. — nach der vorbemerkung sind die formen möglichst nach der zahl der belege geordnet und der Mon. hat den vorzug erhalten. ich kann dieses system der anordnung, nach welchem eine graphische variante des Mon. den vorrang vor einer im Cott. herrschenden schreibweise hat (vgl. die endungen des gen. und dat. sg. der schw. masc., die in der reihenfolge *on*, *an*, *en* erscheinen), nicht für geeignet halten, dem anfänger oder sonst jemandem einen überblick über die gestaltung der as. flexionsendungen zu verschaffen. nach meiner ansicht müssen mindestens überall dort, wo Cott. und Mon. von einander abweichen, gesonderte paradigmata gegeben werden. auch könnten häufigere und seltene nebenformen durch den druck unterschieden werden. übrigens ist R. seinem princip nicht treu geblieben. in dem paradigma des schw. v. 1 conj. ist die endung *-da* vor *-de* gestellt, bei dem schw. v. 2 conj. *-de* gar nicht erwähnt. im schema der *i*-decl. gebührt bei den kurzsilbigen stämmen den dativen auf *-i* der erste platz, *-a*, *-e* ist im Mon. nur ausnahme. *fehu* erscheint im Mon. nur in der form *feho*,

der gen. nur in der form *fehas*, der instr. nur in der form *feho*. im paradigma des demonstrativs wären die dativformen des m. und n. in der folge *themu*, *them*, *themo* aufzuführen, die formen des acc. m. in der folge *thene*, *thana*, *thena*. im gen. sg. f. ist *thera* im Mon. öfter belegt als *thero*, jenem gebührt also die erste stelle. ganz unrichtig ist die reihenfolge *-eru*, *-ero*, *-era* im dat. sg. f. der st. adjectivdeclination; *-eru* ist gerade eine der seltensten formen. die richtige anordnung wäre *-aru*, *-ero*, *-aro*, *-oro*, *-era*, *-eru*, *-oru*, *-uru*. *-a-*, die häufigste schreibung des mittelvocal im dat., ist im paradigma gar nicht aufgeführt. im gen. pl. ist *-aro*, *-oro* vor *-ero* zu stellen. im gen. pl. der schw. adjectivdeclination ist beim fem. *-ono* überhaupt nicht belegt, im masc. nur bei den substantivierten wörtern *alldiro*, *gramo*, *iungro*, *héligo*; *torohteon* 4182 war trotz seiner vereinzelung nicht zu übersehen.

Abgesehen von diesen inconsequenzen zeigen sich noch andere mängel. s. 4 wird bemerkt, dass der vocal 1 für das praes. ind. sg. und den imp. sg. gelte; den formen des Mon. *teoh* 3203, *help* 1612, *gef* 1607, *seh* 4766 ist keine rechnung getragen. da R. *themo* anführte, hätte er auch *imo* erwähnen müssen. dass *unca* nach *blind* geht, ist nicht richtig; der dat. sg. f. lautet an allen drei helegstellen in beiden hss. mit synkope des mittelvocal *uncro*. wenn R. unter den formen des instr. von *hwoat* auch *hwoe* anführt, so hätte er mit mehr recht auch *hwoó* erwähnen können. unter den pronomina indefinita vermisste ich *óðar hwoðar* 'alteruter'. im schema der lautverschiebung ist falsch, dass einem idg. *t* ahd. immer *d* entspreche; vielleicht ist das zweite *d* druckfehler für *t*. falsch ist ferner, dass as. aus idg. *dh* auch *ð* werde. als entsprechung von *k³* hat man keine berechtigung schon für das germ. *hw* anzusetzen, jedesfalls würde die consequenz erfordern, dann auch *q* statt *kw* zu schreiben. kaum richtig ist der ansatz von germ. *g* neben *z* als entsprechung von *g'h*. dass R. nur entsprechungen der 1 und 3 gutturalreihe angibt, wird manchem benutzer der paradigmata befremden erregen. in der übersicht über den vocalismus ist außer dem paar *u-o* auch *o-u* für das germ. angesetzt. sollte R. daran festhalten, dass *a* sich in *e* und *o* gespalten hat oder, was auf das gleiche hinauskommt, meinen, dass germ. *o*, *u* indog. *o* entspricht? wenn er dagegen *o* etwa für den ursprünglich aus liquida und nasalis sonans entwickelten vocal hält, so hätte das doch angedeutet werden müssen. und so liefse sich noch einiges anführen. nach meiner ansicht bedürfen die paradigmata auch in ihrer jetzigen gestalt noch sehr der umarbeitung.

Baden N. Oe., 27 juni 1893.

M. H. JELLINEK.

Etymologisk svensk ordbog. av FREDR. TAMM. Första häftet: A-bärga. Stockholm, HGeber [1890]. 80 ss. gr. 8°. 1 kr. 25 ö. — nach der ankündigung auf s. 4 des umschlags ist dies neue etymologische wörterbuch der schwedischen sprache, das erste seit Ihres

tagen, im allgemeinen nach dem muster von Kluges arbeit angelegt. jedoch unterscheidet es sich dadurch von diesem, dass es die sprachwissenschaftliche litteratur für neue etymologien verzeichnet und mit gröfserer consequenz die entsprechungen aus andern germ. sprachen, soweit diese als repraesentanten gelten können, neben den schwedischen formen angibt. natürlich wurde dabei das hauptgewicht auf die skand. dialecte gelegt; verwante wörter aus den übrigen idg. sprachen hat T. nur dann herangezogen, wenn sie die etymologie und grundbedeutung oder die zugehörigkeit zu irgend einer wurzel klar legten. bei den lehnwörtern galt es in erster linie zu bestimmen, aus welcher sprache das wort aufgenommen wurde, sodann, zu welcher zeit dies geschah. wir erfahren schliesslich noch, dass das werk mit unterstützung der schwed. academie in ungefähr 10 heften von je 5 zweispaltig gedruckten bogen erscheinen soll. der name des verfassers bürgt dafür, dass wir etwas tüchtiges zu erwarten haben, und ein blick in das vorliegende heft teuscht denn auch unsere erwartungen keineswegs. wir haben es unzweifelhaft mit einer gediegenen wissenschaftlichen leistung zu tun, der wir nur den besten fortgang wünschen können. auf einzelheiten einzugehn, möchte ich mir versparen, bis das werk vollendet vorliegt. hoffentlich erfolgt das erscheinen der einzelnen hefte in nicht allzu langen zwischenräumen. F. HOLTHAUSEN.

Jaspar von Gennep und die entwicklung der neuhochdeutschen schriftsprache in Köln von WILLY SCHEEL. [Westdeutsche zeitschrift für geschichte und kunst, ergänzungsheft VIII, hsg. von dr JOSEPH HANSEN. Trier, Lintz, 1893. s. 1—75. 5 m.] — die entwicklung des 'gemeinen deutsch' in den jahrhunderten vor und nach der reformation ist eine bereits vielfach behandelte frage, zu deren endgiltiger lösung jedoch die einzeluntersuchung noch viel zu tun hat. der anteil der kanzleien an der bildung einer solchen gemeinsprache und an deren sieg über die mundarten ist neuerdings insbesondere durch RBrandstetter für Luzern erläutert worden, wie dies die vorliegende arbeit in den anmerkungen zu s. 17 und 35 hervorhebt. sie behandelt ein besonders umfangreiches und wichtiges gebiet, die stadt und das erzbistum Köln. zunächst verdient die umfangreiche belesenheit S.s, welcher ungedrucktes material in fülle herangezogen hat, aber auch für die druckertätigkeit Kölns im 16 jh. manches neue bietet, volle anerkennung; nicht weniger die besonnenheit in der auswahl der beweisstücke und der beweisstellen. drei verschiedene arten von quellen werden durchgenommen: die schriften der erzbischöflichen kanzlei, sodann die der städtischen behörden, endlich die kölnischen druckwerke, unter denen die bei dem bekannten Jaspar von Gennep erschienenen, zum teil von ihm selbst verfassten, insbesondere die verschiedenen fassungen seines Homulus auf das genaueste durchgenommen werden. die untersuchung richtet sich

wesentlich auf laut- und formenlehre, da nur für diese die kanzleischriften hinreichendes material darboten. es zeigt sich, dass in der aufnahme der neuen, der gemeinsprachlichen elemente die kanzleien vorangehn und unter ihnen wider die erzbischöfliche. namentlich die reformationsversuche des erzbischofs Hermann von Wied 1543—45 fördern zugleich den anschluss an die nhd. schriftsprache, indem sogar seine gegner auf diese weise ihre ansichten nach aussen hin zu vertreten und zu verbreiten anlass nehmen. die drucksprache folgt nach, schliesst sich aber immerhin so eng an, dass der um 1520 etwa begonnene process um 1575 so gut wie völlig abgeschlossen ist. dass die kanzlei auf die sprache des verkehrs eingewürkt habe, wird noch zuweilen geleugnet; hier liegt doch wol der beweis vor. eine reihe einzelner beobachtungen verdient noch besonders hervorgehoben zu werden: dass die neuen consonanten früher durchgedrungen sind, als die neuen vocale; dass die kleinen formwörter besondere neigung zeigen, dem dialect treu zu bleiben, wozu von andrer seite das Gegenteil behauptet worden war (s. 28 anm.). auf s. 48 in der anmerkung wäre wol Kräuter zu nennen gewesen, der zuerst (in dieser zs. 21, 258ff) beobachtet hat, dass die stämme, welche auf altes *i*, *ū*, *û* ausgehn, diese längen früher und allgemeiner in *ei*, *au*, *äu* gewandelt haben als diejenigen, in denen die längen im inlaut stehn.

E. MARTIN.

Ratio studiorum et institutiones societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae concinnatae dilucidatae a G. M. PACTLER S. J. vol. III. [Monumenta Germaniae paedagogica, herausgeg. von KARL KEHRBACH, bd IX.] Berlin, A Hofmann u. comp., 1890. xviii u. 486 ss. 4°. 15 m. — dieser dritte band der in den schulen des jesuitenordens geltenden ordnungen enthält in einer ersten abteilung die für das schulwesen der gesellschaft überhaupt erlassenen bestimmungen der ordensgeneräle von 1600—1772, in einer zweiten die auf das studium generale, besonders die academischen studien in einzelnen provinzen, an einzelnen orten sich beziehenden documente desselben zeitraums. in beiden abteilungen sind die schriftstücke chronologisch geordnet. die vom orden geleiteten schulen sind lange zeit hindurch die vornehmsten stätten des speciell katholischen mittleren und höheren unterrichts; was sie von den gleichzeitigen evangelischen anstalten zunächst auffallend unterscheidet — man vgl. zb. die in den MGP bereits veröffentlichten braunschweigischen oder siebenbürgisch-sächsischen ordnungen —, ist die einheitlichkeit der lehre und der methode, damit allerdings verbunden ein hartnäckiger conservatismus. beides zeigt sich in den durch die documente der ersten abteilung ununterbrochen sich hinziehenden einschärfungen, dass die einheitlichkeit der lehre in allen schulen durch genauen anschluss an den hl. Thomas und an Aristoteles gewahrt werden müsse. die erlässe gehn bis ins einzelne: eine reihe derselben zählt auf und definiert die festzu-

haltenden lehrsätze und verzeichnet eine reihe verbotener. die geschichte der lehrbegriffe scholastischer theologie und philosophie findet hier reiches material. ab und zu befremdet die aufnahme einzelner nrr in eine der geschichte des schulwesens gewidmete sammlung; allerdings ist P. dadurch entschuldigt, dass bei keinem andern orden die allgemeineren zwecke mit den lehramtlichen so enge verknüpft sind, wie bei dem jesuitenorden; man vgl. die ungeheure schätzung des lehrberufs, die in der charakteristischen äusserung des generals Caraffa s. 65 sich kundgibt. für die innere organisation des unterrichts war in diesem zeitraum die Ratio studiorum gerade so maßgebend, wie anfangs; die documente des zweiten teils beschäftigen sich daher vorwiegend mit der äussern organisation der anstalten, genauer stundeneinteilung, scharfer umgrenzung der vollmachten und pflichten der einzelnen unterrichtspersonen und academischen würdenträger, mit abstufung und verleihung der academischen grade, ordnung der dabei zu beobachtenden äusserlichkeiten. man gewinnt daraus ein vollkommnes bild der äussern erscheinung jener charakteristischen vorbilder humanistisch-scholastischer lehranstalten, gymnasien wie universitäten. es war von vornherein zu erwarten, dass das aus diesen denkmälern für die geschichte des unterrichts im deutschen zufließende unmittelbare material gering sein werde: in nr 66 (1602) — Memoriale für das Mainzer colleg — lesen wir s. 145: *exercitium linguae germanicae commendatum sit*; ein oberdeutscher lectionsplan (1769) setzt in den drei untern classen auch deutsche orthographie an (s. 247); von deutscher orthographie reden auch die Würzburger statuten von 1749 s. 434 (vgl. auch s. 427); ungleich höherer nutzen darf aber von der ebenda s. 434 erhobenen forderung des übersetzens aus dem latein. ins deutsche und umgekehrt erwartet werden, die ausdrücklich mit der absicht *utque simul in lingua vernacula necessarius progressus fiat* gestellt wird (vgl. auch s. 437, a. 1755). und man wird auch an mittelbare förderung der muttersprache durch die aufs weiteste getriebenen mündlichen lateinischen redeübungen und disputationen denken müssen. die deutsche litteraturgeschichte nehme auch notiz von dem unter nr 109 (um 1772) abgedruckten vorschlag zur herausgabe einer wissenschaftlichen zeitschrift, deren dritter den schönen künsten gewidmeter teil ein gegengewicht gegen die moderne deutsche litteratur, die wegen sittlicher bedenken getadelt wird, bilden und poetisches in deutscher sprache enthalten sollte (s. 451. 452). — der text der aufgenommenen stücke ist, soweit das gebotene material zu urteilen erlaubt, mit aller sorgfalt behandelt; die arbeit des herausgebers war hier keine geringe, und sein verdienst wird durch die bei der correctur übersehenen druckfehler nicht nennenswert geschmälert. die dem 2 bande in unverbesselter form schon beigegebene karte der unterrichts- und erziehungsanstalten der deutschen assistenz S. J. ist hier

in neuem stiche und verbessert wiederholt. ein nachtrag bringt drei neue stücke zum 1 bde nach; eine chronologie der stiftung von collegien S. J. innerhalb des alten deutschen reichs und Belgiens ist dem vorwort angefügt. J. SEEMÜLLER.

Die siebenbürgisch-sächsischen schulordnungen mit einleitung, anmerkungen und register, herausgeg. von dr FRIEDRICH TEUTSCH, 2 bd. 1782—1883. [Monumenta Germaniae paedagogica, herausgeg. von KARL KEHRBACH, bd XIII.] Berlin, A Hofmann u. comp., 1892. LXXXVIII u. 623 ss. 4°. 20 m. — Teutsch vollendet hier seine sehr sorgfältige ausgabe der siebenbürgisch-sächsischen schulordnungen. das jahrhundert, über das sich die mitgeteilten documente erstrecken, umfasst die blüte und die gewaltsame zerstörung der nationalen selbständigkeit des deutschen schulwesens in Siebenbürgen. besonders hervor treten zunächst die nrr 78. 79, die in den zusammenhang der an paedagogischen und litterarischen resultaten reichen kämpfe gehören, welche die sächsische nation mit erfolg gegen die unter Joseph II erlassenen uniformierenden schulbestimmungen führte. nr 78 (1782, s. 27) stellt Gesichtspunkte für das studium der philologie auf, welche sprachen- und litteraturkenntnis in weiterem umfang ins auge fassen, neben den antiken classischen sprachen auch deutsch und französisch und womöglich italienisch und englisch: *ne quod in multis reprehenditur, antiquitatis amatores in nostra tempora simus et injurii et ingrati*; den neueren verdanke man die theorie der schönen künste *quam aestheticam hodie dicimus*: sie habe ein anderes aussehen als zu zeiten des Aristoteles und Horaz; aus ihr gewinne, wer sie kennt, nicht bloß ein abstractes wissen, sondern auch eine steigerung seiner empfindung für das schöne und seines urteils darüber. durch das ganze 19 jh. läuft dann ununterbrochene organisierungs- und reformarbeit, von behörden wie von privaten geleistet: so ist historisch und organisatorisch wichtig der Entwurf einer neuen einrichtung der Kronstädter evangelischen knabenschulen (1812) und die (erst später) dazu erlassenen Instructionen, welche in methodische einzelheiten eingehn. im ersten jahrzehnt des jahrhunderts arbeiten die vier lehrer des Schässburger gymnasiums aus eigener initiative, welche vornehmlich von Zay und Binder ausgeht, eine neue organisation ihrer anstalt aus, die sie tatsächlich mit bestem erfolg verwürklichen und die vorbildlich für andere anstalten wird: die Zay-Bindersche Neuordnung in Schässburg 1813. vom j. 1817 ab läuft längere zeit eine in beratungen und entwurfen sich kundgebende bewegung, die auf eine für die Sachsen allgemein geltende schulordnung zielt: in zusammenhang mit ihr steht der volksschulplan Neugeborens 1821, wichtig wegen der streiflichter, die von ihm aus auf den bis dahin herrschenden äusseren zustand der volksschule fallen, wegen der durch ihn deutlich bestimmten neuen einrichtung derselben, wegen der methodischen anweisungen, die er enthält; ferner der schulplan für gymnasien

1823/34, der als zweck der anstalt scharf bereits die formale ausbildung betont (so wie nun der zweck der gymnasion in der formalen ausbildung aller einzelnen geistigen anlagen und kräfte des menschen und in der ausstattung desselben mit einem solchen maaße allgemeiner kenntnisse, als ihm zur erreichung seiner künftigen wissenschaftlichen oder auch bürgerlichen bestimmung und zur führung seines lebens überhaupt notwendig ist, besteht), zu welchem die ergänzungen und verbesserungen enthaltende nr 98 zu ziehen ist. wichtig ist ferner das Gutachten über errichtung einer juridischen facultät im schoofse der sächsischen nation 1839: es beleuchtet aufs bedeutendste das verhältnis der einzelnen sächsischen kreise untereinander, das verhältnis der Sachsen zu den Magyaren, den zustand des juridischen studiums in Siebenbürgen überhaupt. fruchtbar erscheint der gedanke der 'lustrierungen': lehrer eines gymnasiums werden von amtswegen zu den prüfungen geschickt, die an einer andern anstalt abgehalten werden, und haben dienstlich über die beobachtungen zu berichten, welche sie über einhaltung des lehrplans usw. machen, nrr 105—107. 113. 114 (1844—1848). den grad der nationalen bedeutung der schule in Siebenbürgen und des allgemeinen interesses, das ihr entgegengebracht wird, beleuchten die beiden vom Siebenbürger Jugendbund 1848 an das consistorium gerichteten gesuche um reform des schulwesens, besonders des volksschulwesens. den letzten noch innerhalb der althergebrachten selbständigkeit der sächsischen schulen geschehenden schritt bezeichnen die documente, welche die einföhrung des Thunschen Organisationsentwurfes an den sächsischen gymnasion begleiten. es folgt nun von nr 124 ab (1879 ff) eine reihe von actenstücken, die den früheren, gröstenteils schulorganisationen enthaltenden nicht mehr gleichartig sind: es sind die in ihrer mafsvollen sachlichkeit doppelt beredten vorstellungen, petitionen, bitten, denkschriften, welche das evang. landesconsistorium an den ungarischen minister, das abgeordnetenhaus, den thron richtet, unermüdlich, beharrlich, um die magyarisierung von den sächsischen schulen fernzuhalten — die trauerreden auf den untergang der nationalen selbständigkeit, wert zu einer zeit gelesen zu werden, in welcher die erinnerung an jene erfolglos gebliebenen versuche aufserhalb Siebenbürgens zu schwinden beginnt. der herausgeber hat in der vorrede mit recht gesagt: 'vielleicht geht es manchem leser dieser sammlung wie mir: er findet, dass der einblick in dieselbe nicht nur lehrreich, sondern oft auch tief ergreifend ist'.

Die mehrzahl der in diesem 2 bande vorgelegten 55 nummern ist zum erstenmale gedruckt; meist konnten die originalacten dem drucke zu grunde gelegt werden, conjecturalkritik war nur in ganz seltenen fällen nötig. T. hat nicht alles in die sammlung aufgenommen, was ihm die archive boten; auf mehreres dergleichen weisen die einleitungen zu den einzelnen denkmälern hin,

wichtigeres daraus ist dort mitgeteilt und verarbeitet. ab und zu drängt sich der wunsch auf, dass ein und das andere dieser stücke seinen platz in der sammlung gefunden hätte und so bequemer zugänglich geworden wäre. mögen auch zb. bei Josephs II Norma regia 1781 die s. vff gegebenen auszüge genügen, so vermisst man doch etwa die schulordnungen für den volksschulunterricht von 1870. 1871, die bestimmungen über die städtischen elementar- und bürgerschulen von 1877 und fände besonders gerne den lehrplan für die evang. gymnasien A. B., festgestellt auf grund des g. a. xxx: 1883 vom landesconsistorium der ev. kirche A. B. in Siebenbürgen vom 4 sept. 1883, als den abschluss der in den nrr 124 ff dargestellten kämpfe der sächsischen kirche um ihr schulwesen (über die drucke jener schulschriften s. Lxxxivf).

Die anlage der arbeit hat, wie T. selbst in dem vorwort bedauert, eine zusammenhängende einleitende darstellung der entwicklung des sächsischen schulwesens ausgeschlossen; die materialien dazu sind aber in den einleitungen zu den einzelnen stücken enthalten, welche überall auf das sorgfältigste die litteratur verzeichnen und bei den wichtigeren denkmälern ausführliche zeichnungen ihrer historischen bedeutung sind. die notwendigen einzelheiten über sachen, personen, bücher bieten die anmerkungen. ein anhang zählt die bis 1850 in Siebenbürgen gedruckten und in den sächsischen schulen gebrauchten schulbücher auf. zu sprachlichen noten war in diesem bande wenig anlass — zum deutschen der nr 83 etwa wären bemerkungen erwünscht gewesen.

Ossiach, im sept. 1893.

J. SERMÜLLER.

Eckius Dedolatus, herausgegeben von SIEGFRIED SZAMATÓLSKI. mit einer photographischen nachbildung. (Lateinische litteraturdenkmäler des 15 u. 16 jhs., hsg. von MAX HERRMANN und SIEGFRIED SZAMATÓLSKI 2.) Berlin, Speyer und Peters, 1891. xv und 52 ss. 8°. 1 m. — eine ausgabe dieses bedeutenden werkes durfte in einer sammlung lateinischer litteraturdenkmäler des 16 jhs. nicht fehlen, umsoweniger, als die neudrucke bei Riederer und Böcking, wie Sz. nachzuweisen sucht, kritischen ansprüchen nicht völlig gerecht werden. auch der neudruck der 'Oratio', die mit sicherheit Pirkheimer zugeschrieben werden darf, ist zu billigen. die einleitung beschäftigt sich mit der verfasserausfrage. wer die lateinische und deutsche litteratur der ersten zwei jahrzehnte durchmustert, weiß, auf wie große schwierigkeiten die forschung hier überall stößt, da ja so vieles nur handschriftlich cursierte, was später nie in druck kam, sodass manches verloren scheint, was aufklärung zu schaffen und widersprüche zu lösen im stande wäre. Sz. ist geneigt, den neueren hypothesen, welche die autorschaft Pirkheimers ablehnen, sich anzuschließen; solange aber nicht deutlichere spuren von Pirkheimer abführen, scheint es mir immer noch richtiger, lieber das ingenium Bilibaldi in dem wirklich bedeutenden werke erkennen zu wollen.

Von einer sammlung der stellen benutzter autoren ist Sz. abgegangen, obwol gerade hier reiche und für die beurteilung der dichtung bedeutsame ausbeute zu erwarten war. denn der verfasser des dialogs erscheint trotz seiner umfangreichen kenntnis antiker autoren, die weit über Terenz und Plautus oder Ovid hinausgeht, nicht, wie viele andre, als compiler, der seine phrasen armselig zusammenbettelt, sondern die entlehnungen nehmen hier zumeist den character des citates an, das in einen neuen zusammenhang eingerückt, gerade durch den contrast mit dem originale die satirischen absichten des dichters wesentlich unterstützt. in dieser hinsicht sind die zahlreichen anlehnungen an Senecas Hercules furens und Hercules Oetaeus von trefflicher parodistischer wirkung.

Holsteins (Die reformation im spiegelbilde der dramat. litt. des 16 jhs., Halle 1886, s. 179 ff) zergliederung des dialogs möge dem mit der reformationsgeschichte nicht völlig vertrauten leser das verständnis der zahlreichen anspielungen auf reformationsgeschichtliche ereignisse erleichtern. der text scheint völlig correct; zu bessern wäre p. 42, 8 *theolonia* in *theologia* und p. 46, 13 *vocacer* in *vocarer*. F. SPENGLER.

Darlegung der dichterischen technik und litterarhistorischen stellung von Goethes Elegie 'Alexis und Dora' von dr JOSEPH KASSEWITZ. Leipzig, Gföck, 1893. 27 ss. 8°. 1 m. — über diese abhandlung ist eigentlich nichts zu sagen. etwas ungeschickteres, als diese verbauten sätze, die falsch angewandten fremdwörter, die verderbten citate, die unmöglichen bilder usw., lässt sich kaum denken. der erste teil weist mit vielen worten nach, dass die menschen in der idylle patriarchalischen characters und doch nicht patriarchalischen characters sind, und dass alles in dem gedicht 'mit unscheinbaren mitteln' gemacht wird, alles 'einfach, geschickt, naturgemäfs' ist, sowol das selbstgespräch des Alexis, wie die 'gewogenheit von seiten der Dora'. soviel über die dichterische technik. in dem abschnitt über die litterarhistorische stellung finden sich zwei bemerkungen, die nicht neu, aber richtig sind: ein hinweis auf Tibull und einer auf Voss. der zweck der ganzen abhandlung ist der nachweis, dass alle, die das gedicht bewundert haben, hierzu berechtigt waren. ALBERT KÜSTER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

EIN BRIEF JACOB GRIMMS. *der folgende brief wurde mir von seinem besitzer, hrn rechtscandidaten Lühns in Göttingen, zur publication übergeben.*

Wohlgeborner, hochzuehrender herr Amtsassessor, für die mir zu meinen rechtsalterthümern gefällig mitgetheilten bemerkungen erstatte ich den aufrichtigsten dank. Es freut mich zu sehen, dasz meine arbeit, bei der ich mehr an geschichtsforscher und deutsche philologen als an eigentliche germanisten

dachte, auch von geschäftsmännern nicht verschmäht wird. Hierdurch kann aufmerksamkei auf die im land fortlebenden ungeschriebnen rechtsgewohnheiten erregt werden, und ich bin überzeugt, dasz man oft nur zu suchen braucht um zu finden.

Ihre scharfsinnige erklärungs des handschuhs aus dem handschlag scheint mir doch gegen sich zu haben, dasz auf das ausziehen immer ein besonderes gewicht gelegt wird. Durch handschlag wird ein geschäft festgemacht, durch den handschuh ein bestehendes band aufgelöst. Es kommt vor, dass man einen linksgemachten handschuh übersendet. Ein sehr wichtiger beitrag zu diesem symbol ist neulich im Rhein. museum für jurispr. dritt. jahrg. 2 heft 1829 p. 281—283 mitgetheilt worden, wo mit sieben handschuhen übergeben werden musz.

Ohne zweifel sammeln Sie gelegentlich noch viele berichtigungen zu meinem buche und sind wohl so freundlich von zeit zu zeit mir wieder einiges davon zu schicken?

Mit aufrichtigster hochachtung

Ew. wohlgeb. ergebenster diener

Gött., 15 apr. 1830.

Jac. Grimm.

Die adresse lautet:

Sr Wohlgeboren
des Herrn Amtsassessor W. Heim

zu Hannover.

Im zweiten absatz des briefes bezieht sich JGrimm auf die erste veröffentlichung der Schwabenehe durch Maßmann. in der adresse ist der name Heim verschrieben für Heine. EWHeine, ein hannoverscher jurist, gest. 1882 als amtsrichter a. d., machte sich durch eine 1850 herausgegebene beschreibung der großartigen steingräber auf dem Giersfelde (in der Westerholter mark im kirchspiel Ankum) verdient. bei der beklagenswerten verwüstung, welcher diese denkmäler mehr und mehr anheimfielen, haben die Heineschen mittheilungen ihren wert behalten. das werkchen, welches sie enthält, im übrigen der verworrensten weisheit voll ist, führt den seltsamen titel 'Über den Germanismus' (2 ausgabe Hannover 1860). noch absonderlicher ist eine andere schrift Heines 'Die germanischen, aegyptischen und griechischen mysterien' (Hannover 1878).

Göttingen, 14 apr. 1894.

R. MEISSNER.

ÜBER MORIZ II VON CRAON, den held des mhd. gedichtes, und seine familie habe ich in der einleitung zu meinen Zwei altdutschen rittermären s. xviii—xxiv allerlei notizen aus z. t. recht abgelegenen quellen mühsam zusammengetragen, während wenige monate vorher eine breit angelegte und vornehm ausgestattete urkundliche geschichte des hauses Craon erschienen war. herrn dr FLiebermann verdanke ich jetzt auch die bekanntschaft mit Bertrand de Broussillon La maison de Craon 1050—1480, étude historique accompagnée du cartulaire de Craon etc., 2 voll. Paris 1893. der verf. schließt die Lincolnshire-linie (Craon-Burton)

ganz von seiner publication aus, behandelt aber die französischen Craons so ausführlich, dass auf Moriz II allein 50 seiten entfallen (I 71—120). die lücken unsres wissens werden hier ausgefüllt, meine eigene darstellung in wesentlichen puncten ergänzt und berichtigt. Moriz II succedierte, noch minorenn, seinem bruder Guérin um das jahr 1150 und wurde bald nach übernahme der herschaft Craon zum ritter geschlagen. gestorben ist er am 12 juli 1196. zur zeit, als unser gedicht entstand, war er also sicher nicht mehr am leben. die daten aus dem beginn des 13 jhs., welche ich s. xxii aufführe, kommen bereits seinem sohne Moriz III (1196—1207) zu, dessen existenz ich dem Dict. de la nobl. gegenüber in zweifel zog. Moriz II erscheint zum ersten male in der öffentlichkeit und zugleich im gefolge könig Heinrichs II von England, als dieser im herbst 1158 die stadt Thouars belagert. 1168 oder 1169 unternahm er eine fahrt ins heil. land und kehrte von hier 1170 mit reliquien reich beladen heim: noch haben sich 10 certificate geistlicher und weltlicher herschaften darüber erhalten. sein minnesang und seine liebesabenteuer werden vor diese zeit gehören, seine verheirathung mit der reichen wittwe Geoffroys IV von Mayenne, Isabelle de Meulan, fällt bald nachher. im jahre 1191 folgte er dem kreuzheer könig Richards abermals ins heil. land. er machte vorher sein testament (das seine familienverhältnisse am besten beleuchtet) und gab reiche spenden für die kirchen und klöster seiner heimat aus. gestorben ist er sicher in Frankreich; seine begräbnisstätte kennt man nicht, das herz wurde in die abteikirche von Savigny übergeführt.

Bei Broussillon I 85 n. 3 hat sich auch Gaston Raynaud über die mit dem namen eines Craon überlieferten minnelieder geäußert, in genau dem sinne wie ich s. xxv: auch er lässt Moriz II nur als verfasser des liedes *A l'entrant du dous termine* gelten und spricht *Fine amour claine en moi par eritage* einem seiner söhne zu, wobei er sich für Amaury entscheidet. E. SCH.

BERICHTIGUNGEN: Zs. 38 s. 232 z. 7 v. o. lis $\angle \times | \angle \times \times \times$; s. 234 z. 21 v. o. lis *sūnu*; s. 235 z. 7 v. u. lis 'nicht auch ein *mārcgrāvinne*'; s. 255 z. 15 v. o. lis *Won* st. *Wan*; s. 269 z. 4 v. o. lis *in* st. *in*.

Zu Anz. xx s. 395 f: ich bin nachträglich darauf aufmerksam geworden, dass schon Boxberger die Eboliscene mit Wielands Oberon in verbindung gebracht hat. R.

Am 14 august starb zu Neu-Wittelsbach bei München, im 29 lebensjahre, dr SIEGFRIED SZAMATÓLSKI, dessen finderglück und kritische energie namentlich der litteratur des 16 jhs. zu gute gekommen ist.

Der privatdocent dr ADOLF SOCIN in Basel wurde zum extraordinarius befördert; der privatdocent dr THEODOR SIEBS in Greifswald erhielt den titel professor; der privatdocent dr ALBERT LEITZMANN in Jena gibt seine lehrthätigkeit auf, um eine stellung an dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar anzunehmen.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

- a, in as. endsilben A 16 ff. 21 f. 23.
25; mit e wechselnd A 17 ff. 20 ff;
für -o A 15
- a > e engl. vor sh A 33; dial. > ä, o
A 208
- A-declination A 121. 127
- aak nl. A 233
- ablaut der schw. conjugation A 118 f
- absteigende betonung 232
- Abu-Zakaria als Zacharias im 'Ortnit' 78 ff
- accent, schleifend u. gestossen A 120 ff
- accusativ dialectisch für nom. A 212 f,
für dativ A 223
- adjectiva, nach bestimmtem artikel bei
Goethe stark flectiert A 309; in der
anakreontik mit adjectivischen ad-
verbien verbunden A 355 f
- adverbia auf -a, -o, -e as. A 17 f. 25
- aetnisme mnl. A 233
- affe, dialect. formen A 328
- agger nl. A 233
- Ahasverus, name d. ewigen juden A 197
- ai, germ. endung des dat. der δ-
decl. A 139 f
- ai < ôji A 137; ai/ei, dial. grenze A 99
- ai, au germ. < ôi, ôu A 136; got. <
ê, ô vor vocalen A 118 f
- ais, -aip, endungen der verba 3 schw.
conj. A 129 f
- aivs, ajukdûps got. A 136
- Alaisiagas A 79
- all in Goethes Faust A 292
- alliteration, einwirkung auf d. vers
228 ff
- alliterationspoesie, formelwesen und
variation 228
- alliterationsvers: betonung d. allitt.
silben 225 f; im verhältnis zur prosa-
betonung A 338; tempo 225 f; tact
227. 250; dipodien 247. A 340; en-
jambement 237. A 338; ursprung
229 ff. A 340 f; hält d. gesamtmafs d.
frühern verses fest 233 f. 235; 2
halbvers reduciert 236 ff. 242;
rhythmische veränderungen A 341 f;
— typus A³ 231; C³ 228 f. 236. 248;
C und D 232 ff. 243. 246; typus
⌊ × × ⌊ × 231; — haupt eigentüm-
lichkeiten (typen) bei Otfrid wider-
kehrend 309 ff. 314, noch deut-
licher im 11. 12 jh. 321
- Allra kappa kvæði 333
- als, also mhd. vor adjectiven 142
- Alte vom berge im 'Wolfdietrich' 94
- altsächsisch, grammatik A 238—245;
flexion A 13—26. 398 f
- 'Amis', alter druck 112
- Amlóði 130
- an bei verbis des nehmens A 158 f
- an, as. endung des acc. sg. adj. A 20. 22
- anakoluthe got. A 151 f
- anakreontik, einfluss auf Goethe A
354 ff; sprachgebrauch A 354 ff
- and, germ. got. participialendung der
3 schw. conj. A 129
- andapáhts got. A 153
- anlautsregeln, germanische 29 ff; an-
laut, bevorzugter und gemiedener
im mhd. 37 ff; anlautsgruppen im
griech. 52, im latein. 53
- Apollo d. Hyperboreer, keltischer 283
- 'Apollonius von Tyrus', einfluss auf
'Ortnit' 69 f, auf 'Wolfdietrich' ? 87;
verwantsch. m. 'Orendel' 116, beruht
auf gleicher märchenwurzel 116 ff
- Ares Isländerbuch A 38 ff; beziehungen
zu England A 41
- Arminius — Siegfried? A 80 f
- Arnstein, s. Marienleich
- ärschlängs A 292
- Arthursage bei Nennius A 227
- as, as. endung des gen. A 20
- Asinarius 132
- ästhetik, classische A 70 ff; roman-
tische A 73; Kants A 71. 73 f
- at got. bei verben des nehmens A 158 f
- attraction in relativsätzen A 144
- au/û dialect. grenze A 210 f. 214. 215
- äu/ei, dialectgrenze A 218
- auflösung 242 ff
- augensegen aus London 17
- auk got. A 143
- aurkonungr 287 f
- Aurvandil 113. 120
- aus, dialect. formen A 210 ff
- baas nl. A 233
- bauan got. A 136
- Beatrix von Savoyen, herzogin von
Kärnten 366
- beide, in elsäss. flexion A 85
- bekleiben bei Goethe A 293
- Belian im 'Wolfdietrich' 94
- Bernauerin, Agnes, im drama A 205 f
- besser, dialect. formen A 329 ff
- betonung im alliterationsvers 225 f.
A 338; schwebende 234; s. accent

- betten* nl. A 233
beursch nl. A 233
bi got. bei verben d. nehmens A 158 f
 bibel, einteilung in capitel und verse 217; Luthers A 350 ff
bilde bei WvdVogelweide 67, 32:10 f
ein bisschen A 357
 Biterolf v. 837: 200
 Blankenheimer bibliothek 289
 Bodmer, Syndflut, von einfluss auf Wieland? A 60
bohne etym. A 233
 JChBoie, übersetzung von Otways Waise A 319 f
 Bojer, grenze nach Tac. Germ. c.28:22 ff
 Bosasaga A 245 ff
 botenrolle aus Gotha 222 ff
βούς A 125 ff
braune, dialect. formen A 212 ff
 brechen der verse 237. A 338
breidel nl. A 233
Bríde 134 f
 JBrucker, von Wieland benutzt A 54 f. 61
bruder, dialect. formen A 106 ff
brug nl. A 233
brüh adj. A 96
 Brutussage 130 f
 Buff, Charlotte, u. ihr haus A 281 ff
 GABürger, 'Lais und Demosthenes' A 68 f; 'Lenardo u. Blandine' A 36; arbeitete fremde gedichte um A 67; ausgaben seiner gedichte A 66
-büttel in Ortsnamen A 211
 Cartaphilus A 196
ch nhd. intervocalisch > *g* oder geschwunden A 207 f
 Chaucer, Klage des Mars A 228
 Chrestien von Troyes u. Kiot A 255 f
 chroniken des 4—7 jhs. A 78 f
 circumflex A 120 ff. 123; behandlung circumflectierter endsilben A 130 f
 JColet, geburtsjahr A 334. 336
commission A 301
 conjugation, 2 schwache A 138 f; 3 schwache A 131 ff; got. auf *-nan* A 138 f
 conjunctionen, got., ihresyntax A 140 f
 conjunctiv, got., im paratakt. satz A 140 f; im nebensatz A 141
 consonantischer anlaut, germ. 33 ff
 'MvCraon', geschlecht A 407 f; überlieferung 95 f; verfasserschaft 105; einzelne stellen 97 ff
 Cúchulainn, sage v. s. geburt 280 f
 Curtiussage im ma. A 346
d/t dialectgrenze A 221 f; *d* zwischen vocalen A 108 f; engl. > *ð* vorr A 34
d und *t* hochfränkisch u. oberd. A 322 f
dahlen, anakreontisch A 354
 dativ, as. auf *-e* oder *-a* A 17; durch acc. ersetzt A 223. 323 f
 De Heinrico v. 7: A 207
 'De profundis hic wil ich', fragm. aus Oxford 21
dege an. A 139
 dehnung, idg., in offener silbe A 125
deining nl. A 234
denen, dat. d. art., bei Goethe A 310
mir denkt A 388
derb bei Goethe A 295
 'Descriptio qualiter Karolus Magnus' usw. A 254
 'Die lerch ist laides wol ergetzel', minnelied 155 f
 Diersburg, s. Tiersberg
 diphthongierung, *ü* > *au* A 210 f. 214 f; *ü* > *eu* A 219 f; westfälische A 211. 220. 326. 330
 dipodien 247. A 340
 'Diu sele gert' usw., fragm. aus Oxford 21
djaus skr. A 124 ff. 128.
dōms got. A 152
 Don Juan im drama A 47 ff; Laufener A 49 ff; puppenspiele A 49 f. 51 f
door engl. aus ags. *dōr* A 31
 doppelconsonanz im germ. anlaut 42 ff; im griech. anlaut 52; im latein. 53
 doppelspirans, urgerm. gemieden 53 f
 doppelverse, s. überlange verse
dorf, dialect. formen A 324 ff
 IvDöring, An einen säugling A 67
 dreihebige verse bei Otfrid 314; im 11. 12jh. 308; in der Wiener Genesis 314 ff; beim Kürnberger 317 ff
dreutel nl. A 234
droog nl. A 234
duan und seine formen, as. A 244
-e, endung des an. wgerm. dat. A 139; im auslaut urnord. dative 170; as. endung A 17. 21 f; endung in neuern dialecten A 212 f. 215 f. 219 f. 222; apokopiert A 329; vor- klingend A 216. 219; endung des st. praet. bei Goethe A 310 f
e > *ie* westfäl. A 330
ē got. > *ai* vor vocalen A 119; as. durch umlaut entstanden A 238 f; *ē* < *ai* as. im auslaut > *e*, sonst > *a* A 22 f; *ē* auslautend, dial. A 104 ff. 333 f
 Eckius dedolatus A 405
 Edda, übersetzung A 162 ff; ihre kosmogonie A 115
efen afries. A 83
Egypterin im Faust A 290

'Ehemanns klage' 153. A 336
ei dial. A 96 ff. 101 f. 331
ēi, germ. nichthaupttonig > *ai* A 129
 'Eisenhans', märchen 115 ff, varianten 121 ff
-ējō, *-ēmi*, schwache conjug. A 128 f
element, bei Goethe A 296
-emo, as. im dat. sg. adj. A 19
empfinden, anakreontisch A 359 f
 RvEms, akrostichon im 'Alexander' 270 ff; Altenburger bruchstück des 'Wilhelm von Orlens' 219 ff
-en dial., im dat. plur. A 222 f. 323, im inf. A 208 f
-ēn, *-un*, ahd. endung des dat. pl. der adj. A 23
endlich, *endlich* A 297. 352
 endsilben, vocalisch lange, ihre behandlung A 130 f
 endung, unbetonte als reimträger 156 f
-enen, subst. dativendung A 224
 enjambement im alliterationsvers 237. A 338
 enklise bei den Skalden A 146 f
entflammen A 357
 entrundung A 217 f
-er, dial. endung des plur. ntr. A 218 f
-era, *-ero*, as. ahd. endung A 20
 Erasmus von Rotterdam A 43 ff; sein geburtsjahr A 44 ff. 334 ff
-es, as. genetivendung A 20
-ēs, endung der 2 sing. des schw. praet. A 130 f
 WvEschenbach, Parzival A 255 ff; franz. quelle A 255 ff; 304, 18: A 257; 440, 24: A 257; 454, 26: A 257 f; 780, 12: A 257; 784, 23: A 257; Willehalm 62, 11 ff: 138 ff; 307, 1 ff: 141 ff; 458, 11 ff: 143
estrich A 234
 Ettal, stift 362 ff, kirche 365; vorbild 367
ettar as. A 241
eu/ü dial. grenze A 219
 explosivlaute, elsässische A 111 f
 JAFabricsius, quelle Wielands A 55. 57. 60
 faden als rechtssymbol 1 ff
farbe, germ. *farwa* etym. A 237
feeks nl. A 234
 feinde, Londoner seggen gegen, 18
fdeler im Faust A 298
fidibus etym. A 234
 fiebersegen aus London 16
fjands got., *fīand* as. ahd. A 129
fijt < *fik* nl. A 234
fleire, *flestr* an. A 137
fleisch, dial. formen A 331
fon, *fan* as. A 19

Fonnaas, runenspange von, 185 ff
 GForster, briefe und tagebücher A 311 ff
 Fouqué, Undine, im Faust benutzt? A 296
fram an. A 146
 Frauenlob, zwei ungedr. gedichte 55 ff
frosch und verwante ausdrücke A 237
 fuchs, in der tiersage A 249
 UFüetrer, Buch der abenteuer 205 f
fühlen, anakreontisch A 358
 Fuhr, metrische theorie 305 ff
 'fünf typen', bei Otfried widerkehrend 310 ff; mit tactmessung verträglich 320; vgl. alliterationsvers
für mhd. — nhd. 'als' 141 ff
 futur in potentialem sinne, A 5 f
Garmangabis, dea 189 ff
gaus skr. A 124 ff
 Gellert A 88
 genealogien, angl. und kent. A 226
 Genesis, Wiener, kurzverse 315 ff
 genetiv ohne *s*, engl. A 34
geréfa ags. A 234
German-, *Germen-* 191 ff
**germaz*, **germanaz* 194 f
 Gesta Romanorum, erzählung daraus gereimt 145
 Gildas der weise A 225
 Giliberti, Don-Juan-drama A 49 ff
 HGlaphthorne, Argalus und Parthenia A 318
glet mhd. A 262
 Goethe, beziehungen zur mutter A 275 ff; einfluss der anakreontik A 354 ff; der Florentiner Trionfi A 293; übersetzer franz. tragödien A 181; seine ästhetik A 70 ff; mondpoesie A 364 f; dialectisches und archaisches A 310 f; flexion A 309 ff; — 'Alexis und Dora' A 406; 'Amors grab' A 363; 'Das glück' A 362; 'Der misanthrop' A 363; 'Der sammler und die seinigten' A 73; 'Die freuden' A 362 f; 'Die liebe wider willen' A 364; 'Die nacht' v. 1: A 365; — 'Faust' A 89; wörterbuch A 291—307; seine einheitlichkeit A 167 ff; datierung einzelner scenen A 172 f; einfluss Vergils und Dantes A 290; character des Mephistopheles A 169 f; Paralipomena A 285 ff; Faust 'Zueignung' A 171; v. 1995: A 307; 'Abkündigung' v. 6: A 289; Par. 1: A 173; Par. 20: A 289; Par. 68: A 289; — 'Hermann und Dorothea' A 73 f; 'Hochzeitslied' A 362; 'Kinderverstand' A 362; 'Leipziger liederbuch' A 353 ff; 'Liebe und tugend' A 363; 'Tasso' A 365—382; 'Werther' A 281 ff

- Goethe, frau rat A 275 ff
 FWGötter, Merope A 181
 JNGötz, briefe A 271; gedichte in ursprünglicher fassung A 272 ff; 'Auf den Burgunderwein' A 273; 'Versuche eines Wormsers' A 274
 Gralreich erblich? A 256
grátan, *griotan* as. A 128. 136. 243
gréde mhd. 196 f
grétan got. A 128. 136
 JGrimm, brief an EWHeine A 406 f; an CReimer A 206
grofs, *groot* A 234
gust nl. A 234
 gutturalisierung, ripuar. A 220 f. 224

h, as. prothese A 240 f
haben, hilfsverb bei *sein* A 6 f
 LHäfner, Wiener journalist A 194 f
 FHvdHagen A 198 f
hak nl. A 234
 Haldenberg im 'Helmbrecht' A 262
 AvHaller, einfluss auf JNGötz A 271 f
 Hamletsage 127 ff
 handschriften aus Admont 218; Altenburg N.-Ö. 219; Berlin 289. A 263. 317; Blankenheim 289; Cambridge A 207; Gotha 222; Hannover A 207; Heidelberg 361; Kopenhagen A 38 f. 166 f. 247; London 14; München 55. 145—159. 206. 368; Oxford 21; Straßburg 58; Wien 205
 handschuh als rechtssymbol A 407
 'Harnisch des toten ritters' 145 ff
 Harpalyke, sage beeinflusst den 'Wolfdietrich' 92
 Hauksbok A 164 ff
hause, *häuser* dialect. formen A 215 ff
Haeva A 80
 Haymo von Halberstadt 336
 Hectorsage, isländische 333 ff; anklänge in der rom. litteratur 335
heden nl. A 234
hei nl. A 235
heiden mhd. 'nichtchrist' 143
heilig, anakreontisch A 359 f
 Heimesage 126
 EWHeine, amtsassessor A 407
 HHeine, biograph. mitteilungen seiner familie A 75 f; geburtsjahr A 76 f; 'Atta Troll' cap. 20: A 294
 Heinrich der Glichezare, Reinhart, verhältnis zu seinen franz. quellen A 248 ff; v. 433: A 249
 De Heinricho v. 7: A 207
 JJWHeinse, quelle zu Goethes 'Tasso' A 369 f
heifs, dialect. formen A 95 ff
heiler, anakreontisch A 356 f

 Heliand, heimat A 238; bildet den dat. sg. adj. auf *-on* A 19; v. 13: A 25; 201: A 24; 884: A 15; 1962: A 24; 2125: A 14; 2975: A 25 f; 3495: A 15; 4785: A 341; 5798: A 24
 Helmbrecht, s. Wernher
 Helmbrechtshof A 259 ff. 264
 Helvetier, grenze nach Tacitus 22 ff
 'Hercynia silva' Germ. cap. 28: 24
Hermunduri A 200
 Hero und Leander in der dichtung A 35 ff
hete mhd. praet. 98
 CAHeumann, Conspectus reipublicae litterariae, hauptquelle für Wielands geschichte der gelehrtheit A 56—65
 AHeusler, metrische anschaunungen 225. 305. 308. 314 ff. 321
hij 'er' nl. A 235
himmlisch, anakreontisch A 359
 Hippodameia, sage beeinflusst den 'Wolfdietrich' 90
 Hohenstein im 'Helmbrecht' A 261 f
 LChHölty, 'Hero und Leander' A 37
 Hoeni 287 f
hór, *hótt* an. A 148
 WvHumboldt über 'Hermann und Dorothea' A 73 f
 'Huon de Bordeaux' und 'Ortnit' 68
 hymnenvers vorbild für Otfrid 309
i im germ. wortanlaut 30 ff; as. < *gi* A 240
igel, bildlich A 301
 imperativ, as. A 399; im nebens. A 143
 imperfect, durchs perf. verdrängt A 6
 impersonalia A 5
 'In Gotes namen faren wir' parodiert 155
 infinitivendung, dial. A 208 f
 inlautregel, urgerm. 53 ff
 inschriften, s. *Garmangalis*, Tune
 inversion A 9 f
 isländische litteratur unter engl. einflüssen A 42

j in got. orthographie A 117 f
 Jean Paul A 182 ff
 jesuitenschulen, ihre schulordnungen A 401 ff
 journalistik, Wiener A 192 f
jowl ne. A 33
 jude, ewiger A 195 ff; buddhistische elemente A 197
jungens bei Goethe A 310
 jussiv A 7

k/ch, lautverschiebungsgrenze A 207
 'Kaiserchronik', handschrift A 207; überlange verse (9378 f usw.) 332

, metrische theorie 304
 definition der 'schönen kunst'
 ; ästhetische normalidee A 73 f
 der grofse, legende A 251 ff;
 blende augen A 253; pilger-
 A 254 f
kerze mnd. A 349
 ner und Goethe A 281 ff
 ein, angebl. dichter 158
 te im 'Helmbrecht' A 262
 Wolframs quelle A 256
 nl. A 235
 eines ehemannes' 153. A 336
 um eine edle herzogin' 365 f
 st A 92
 er der Minne' 361 ff
 rer hs. 55
 druck- und schriftsprache A 400 f
 l, pfaffe, sein 'Rolandslied' und
 Vita Caroli M. A 251. 253; Rol.
 21: A 253
 ein, angebl. dichter 158
 gonien, ihre entstehung A 113;
 vantschaft A 114 f; germ. A 115
 mhd. für *kust*, *küste* 199 f
 nl. A 235
 r, phonet. system A 110 ff
 ', s. HvdTürilin
 n, caesurreime 199; einzelne
 len: 8, 2: 198; 12, 1: 195 f;
 1: 196 f; 39, 2: 197; 72, 4: 197;
 4: 198; 110, 1: 198; 135, 4.
 2. 329, 3. 867, 4. 1033, 1: 200;
 5, 4: 199
 adj. und in *künde* mhd. 200 f
 bergstrophe 317 ff; vierhebigkeit
 2 halbverse 322 ff
 ig langer vocale vor vocalen
 27; in den endsilben mehrsil-
 er worte A 130 f
 erse des 11. 12 jhs. 314 ff
 tm. mhd. 199 f

 aine, 'La huitre et les plaideurs'
 49
 phthonge, idg. vor consonanten
 23 ff; germ. vor consonanten
 16 ff, gekürzt A 127 ff; haupt-
 g A 128. 135 ff; nichthaupttonig
 28 ff. 138 ff
 barden, name A 233
 erse in epischen ged. d. 12 jhs.
 ff; ihr verschiedener umfang
 ntöfzig 333
 berg A 92 ff
 a *Syon salvatorem* deutsch 157
 der schifferbühne A 48
 rschiebung A 207 f. 210. 221.
 f. 328 f

leise metonymisch A 360
 lерche, herold des tages, engl. A 229 f
 Lessing, 'Faust' A 168
létan got. A 136
leunen nl. A 235
leute, *leuten*, dialect. formen A 219 ff
-lic as. A 239
licht, im 18 jh. A 357
 lichtgötter der Kelten 280 ff
liebe not A 360
 liebeserklärung, scherzhafte 155
 WLinck von Colditz A 266 ff
 litauische betonung A 120 f
 locativ A 121 f
 Loh im 'Helmbrecht' A 262
loog, dial. st. 'dorf' A 328
lorretje nl. A 235
 Ludwig d. Bayer 362 ff
 OLudwig, 'Agnes Bernauer' A 205 f
 Lug, Lugus, kelt. lichtgott 280 ff
luis nl. A 235
 MLuther, verhältnis zu Linck A 267 ff;
 bibel, Cansteinsche Neub. A 350 ff
 Luzerner kanzleisprache A 26 ff
 Lydgate, benutzt Chaucer A 229

m > b in unbetonter silbe A 233
maankop nl. A 235
machen, dialect. formen A 207
maf nl. A 235
maiza got., *meire* an. A 137
 Malchus in der sage A 196
 Malek-al-Adel als Machorel im 'Ort-
 nit' 67 f
 'Maniger went liebe han', liebes-
 reime 154
 'Marien rosenkranz', auszug 157
 Marienleich, Arnsteiner, metrik 327 ff
 Mariensequenz aus Muri, strophen-
 und versbau 330
 Marpaly im 'Wolfdietrich' 91
 meistertöne, scherzh. aufzählung 159 f
menscheit, bei Goethe A 311
messe, nl. *mis* A 235 f
 metrik, allgemeine A 86 f
 metrum als hilfsm. f. gedächtnis 227
mik 'brot' nl. A 235
 Miklosichs syntakt. system A 2
 minnelied aus Windberg 155
missaqiss got. A 157
miþgiutan, *miþqipan* got. A 157 f
-mo, *-mu* as. dativendung A 21
moei 'muhme' A 236
mohn etym. A 235
 HMöller, metrische theorie 305
 mond in der anakreontik A 364 f
 Moriz von Craon, s. Craon
mott schweiz. elsäss. 187
 'Mucedorus', engl. drama A 317 f

- HvMünchen, bruchstück s. Weltchronik 218 f
mundart, elsäss. A 84 f. 111 f; von Luzern A 26 ff; ripuar. A 220 f; schwäb. A 29; von Windhill A 30 f; Wizlaws v. Rügen A 347 ff; vgl. altsächsisch, Sprachatlas
Muri, s. Mariensequenz
Muskatblut, 'Mühlenlied' v. 1: 158
muspilli, etymologie 186 ff
'Muspilli', collation, v. 71. 79: 188
muthüfe schweiz. elsäss. 187
mutich 187
mythologie A 79 f
n, prothetisch vor *a* A 329; vor consonantengruppen A 29
-n/-ng, dial. grenze A 213 f
-na, -an, as. endung des acc. sg. masc. adj. A 20
nachahmen mit dat. oder acc. A 7
nachtigall, sängerin der nacht, engl. A 230 ff
nahho ahd., *nako* as. A 136
namo as. ahd., flexion A 24
-nan, got. verba A 138 f
naus skr., *ναῦς* gr. A 124 ff
naust an. A 136
Nennius, *Historia Britonum* A 225 ff; bedeutung für die Arthursage A 227
Nibelungenlied, bruchst. d. hs. K 289 ff
Nibelungenvers 321
niederländische etymologien A 231 f
niman bi got. A 158 f
niuwe bei Wvd Vogelweide 59, 17: 5 ff
noemen nl. A 236
nór an. A 126
-ns, pluralendung des subst. A 310 f
-o, as. adverbialendung A 25
o, dial. differenzen A 325 ff; westfäl. diphthongierung A 326
-ó an. < *-ōuo* germ. A 138
ô germ. < *ôî*, *ôu* vor cons. A 116 f; got. > *au* vor vocalen A 118 f; ags. > *ui* in engl. dial. A 32; as. < *or* A 238; in deutsch. dialecten A 108. 320 f
ô/ê, ablaut im schw. praet. A 119
o-decl. idg. germ. A 121 f. 127
ô-diphthonge A 134 ff
'O ich armer preutigan' 153
Oddo pirata A 88
ohrfeige, nl. *oorveeg* A 236
ôî, ôu > *ai, au* germ. A 136
-ôm, endung des st. adj. A 152 f
-on, as. endung des gen. plur. A 25, des dat. sg. adj. A 19; ahd. des gen. dat. schw. masc. A 24
-on-, -or- stämme, flexion A 125
onberuisd nl. A 236
Örendel etymologie 123
'Orandel', märchenzüge 113 ff
Örendulus in Schwaben 133
Öringouwe 133
ort f. 'dorf' A 328
'Ortnit' beeinflusst durch 'Apollonius von Tyrus' 68 ff; entlehnungen aus der geschichte des kreuzzugs v. j. 1217: 67 f; aus der sonstigen zeitgeschichte 1190—1231: 70 ff
Orvar-Odds saga A 87 f
-ôs got. endung der 1 pers. du. A 139
Osantrich, etymologie 123; sage 124 f
Otfrid und die liturgischen perikopen 209 ff; quellen und parallelen 336 f, zu buch 1: 337—361; O.s vers 269. 308 ff
Otteber, name eines mal. darstellers 222
Ottokar, Münchener bruchst. s. Reimchronik 368 ff, coll. 369 ff, stellung 370 ff, sprache 373 ff, herkunft 376
ôu > *ô* idg. vor cons. A 124
Ougel 133
p/f grenze A 324 f; *p/ff* A 328
Palermo, seidenfabricate 84 ff
parataxe, asyndet. f. hypotaxe A 159 f
participia got. für verba finita A 149 f
Paschasius Radbertus, Matthäuscommentar 336
perfectum verdrängt das impf. A 6
perikopen der Karolingerzeit, ihre hauptquellen 209 ff
'De pervinca', zauber aus London 18
phello, arabische fabricate 81 ff
plural des starken adj. nach bestimmtem artikel bei Goethe A 309
praeposition d. adverbialverstärkt A 8
praeteritum, schw. urnord. 171 ff
predigtliteratur, s. Speculum
priester A 236
prosa- und versbetonung im alliterationsvers A 338
prostituiren, sich A 278
prothese des *h* as. A 240 f; des *n* A 329
puppenspiele von DonJuan A 49 ff
quellen, bei Goethe A 311
r > *l* dial. A 325; ausgefallen A 325
-ra, -ro ahd. as. endung A 20 f
Ramler als corrector A 274
Ratio studiorum soc. les. A 401 f
rechtsschreibung, dän. A 200 f
rechtssymbolik, s. faden, handschuh
reduplicierte verba A 83 f
BvRegensburg II 270 ergänzt: 157
reimchronik, österr., s. Ottokar
JFReimann A 55
reimvers und alliterationsvers 304 ff

- rein*, anakreontisch A 359
 relativsätze mit dem hauptinhalt des satzes A 142 f
 Renart, roman de, entstehung A 248 ff
 rhythmus 226 f; halten des rh. 227. 231. 236; physiolog. bedingungen 229; reduction des rh. 237
 SlaRoche A 312 f
roten, dialect. formen A 320 ff
 'Rother', langverse 331 f
 FRückert, 'Chidher' A 198
rüst ags. A 32
s, dialect. lautwert A 103; intervocalisch > *sch* A 215 f
sah, got. auf d. folgende weisend A 151
 'Salman und Morolf', langverse 331
samen bei Goethe A 303
 Saran, metrische theorie 306 f
 satz, definition A 4 f
sch, *sk*, dial. in *fleisch* A 332
schalbijter nl. A 236
 WScherer A 187 f
 Schiller A 383 ff; seine ästhetik A 70 ff; theorie der tragödie A 89 ff; jugendphilosophie A 385; metrik A 176 f; seine theaterbearbeitungen A 174 ff. 182; — 'Don Carlos' A 391 ff. 408; 'Egmont' A 174 f; 'Fiesco' A 390; 'Hektors abschied' A 387; 'Jungfrau von Orleans' A 204 f; 'Kabale und liebe' A 390; 'Macbeth' A 175 f; 'Merkwürdiges beispiel weiblicher rache' A 388; 'Phaedra', A 180 ff; 'Räuber' A 389; 'Rheinische Thalia' A 387; 'Rosamund' A 178; stammbuchvers A 75; 'Turandot' A 177 ff; 'Über naive u. sentiment. dichtung' A 72; 'Wilhelm Tell' A 91 f
 A WSchlegel, ästhet. schriften A 73
 FrSchlegel, ästhetik A 73 f
schmählen, anakreontisch A 354
schmok, *schmöker* A 237
schnee, dial. formen A 102 ff
schoef nl. A 236
 schriftsprache, mhd. A 27; nhd. A 202; in Köln A 400 f; in Luzern A 26 ff
 schulordnungen in Braunschweig A 202 f; der Jesuiten A 401; siebenbürg.-sächs. A 403
 schwache conjugation, ablaut. A 119; dritter classe A 128 f; declination as. A 13 ff
 schwan, wandervogel am Niederrhein 276 ff; vogel der kelt. lichtgötter 280 ff; in germ. vorstellung 286
 Schwanrittersage 272 ff: heimat und hauptzüge 274 f; niederschlag eines germ. jahrzeitmythus 276 ff, unter einfluss der Kelten 280 ff, bei den Germanen des Niederrheins 285, den Batavern (Tius) 286
 schwebende betonung 234
 schwellverse 238 ff
schwimmen, anakreontisch A 360
 segen aus Londoner hss. 14
 seidenstoffe, arabische, im 'Ortnit' 81 ff
sér, synonym f. *weh* A 332 f
seu 'säte' as. A 243 f
 Shakespeare, einfluss des deutschen tagelieds auf 'Romeo und Julie' III 5? A 228; verwantschaft mit Davenant A 231; 'Macbeth' A 168. 175 f; 'Passionate pilgrim' A 230 f
 JShirley, 'Arcadia' A 318
 sicilianische verhältnisse um 1200 im 'Ortnit' 80 ff
 Sidney, 'Arcadia' A 317 f
 Siegfried-Arminius? A 80 f
 Sievers, metrische theorie 225 ff. 304 ff
 singschwan 277 f
 skalden, sprache A 146 f, reime A 147 f
 'Skeireins', sprachliches A 148 ff; einzelne stellen A 150—162
slóz, *skiten* A 136 f
smoel nl. A 237
smoken nl. A 237
sn / schn, anlautgrenze A 102 f
snaar 'schnur' nl. A 237
 'Speculum ecclesiae' deutsch, Münchener fragmente 206 ff
 spielmannsdichtung, ihre quellen, s. 'Ortnit', 'Wolfdietrich'
 spinnvers 154
 Sprachatlas A 95 ff. 207 ff. 320 ff
stains got. = Petrus? A 161
 'PvStaufenberg' überlieferung und einzelne stellen 105 ff
still, anakreontisch A 359
stójan got., *stouuen* ahd. A 118 ff
 GStolle, quelle Wielands A 55 ff
 subject, aus obliquem casus ergänzt A 5; vor dem verb im satze A 10 f
 substantivflexion, schwache, bei Goethe A 310
 Superbia 136
 Süfkind, s. Trimberg
 syntax, d. got. conjunctionen A 140 ff; des got. zusammengesetzten satzes A 140 ff; Miklosichs system A 2
t, dial. zwischen vocalen A 221. 224. 321 f; wechselt mit *d* A 322 f; *t/ss*, lautverschiebungsgrenze A 96. 210. 329; *t* > *ck* ripuar. A 220 f. 224
 Tacitus, Germania cap. 28: 22. A 207
 tagelied, einwirkung auf Shakespeare? A 227 ff
tau fries. A 138
taujan got., *taja* an. A 117 ff

